Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Dritte verbesserte Auflage.

Siebenter Band.

Die neue Welt. Maximilian I. Die Reformation. Karl V.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1892.

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Der vorliegende Band schildert eine tiefbewegte Epoche im Leben der Menschheit. Einmal bricht mit der Entdeckung von Amerika die alte Anschauung vom Weltgebäude zusammen und eröffnet sich der Blick in eine neue reiche Welt des Lebens und bahnt sich allmählich der Gegensatz der beiden Hemisphären an. — Nicht minder groß ist die Bewegung der Geister, welche das Scheitern des letzten kraftvollen Versuches, dem Kaiserthume seine Bedeutung und der deutschen Nation ihre frühere Weltstellung zu geben, und der Bruch mit der alten Kirche hervorrief, der bisherigen Trägerin des geistigen Lebens. Das Kaiserthum und die Kirche waren die zwei Säulen, auf welchen das mittelalterliche Leben ruhte.

Zeiten, in welchen an den Grundlagen des bisherigen Lebens gerüttelt wird, Zeiten, in welchen neue Bahnen versucht werden, sind aufgeregt, zerrissen, unzufrieden; die Geister sind in fieberhafter Unruhe, die Charaktere voll wilder Gewaltthätigkeit und trotz laxer Moral verfolgungssüchtig.

Der Verfasser war bemüht, ein treues Bild dieser Zeit zu zeichnen, wie sie war, die neuen Gedanken in ihrer vollen Bedeutung, deren Träger in ihrer Größe oder Schwäche, ihrer Naivität oder Verstellung, ihrer Opferwilligkeit oder Eigensucht zu schildern und jedem das Urtheil zu geben, das ihm vom Standpunkte einer fortgeschrittenen Zeit gebürt.

Vorwort zur dritten Auflage.

Mit den großen geographischen Entdeckungen, Seite 157, beginnt die neue Zeit. Was vorangeht, Seite 1—156, bildete früher den Schluss des dritten Bandes, konnte aber dem sechsten Bande der dritten Auflage nicht mehr angeschlossen werden, weil er zu stark geworden wäre. Der ganze Abschnitt (Seite 1—156) bildet aber nur eine Einleitung in diesen siebenten und den achten Band. Das erste Capitel behandelt die Erstehung Frankreichs aus tiefster Erniedrigung zu neuer Macht durch die Jungfrau von Orleans; ein einfaches Hirtenmädchen erhebt das Banner, das den todesmüden Händen der Männer entsank, gießt neuen Muth in die Herzen der Verzagenden und führt sie von Sieg zu Sieg. England zerfleischt sich dann im Kriege der beiden Rosen selber mit entsetzlicher Energie und der Untergang des Adels führt zur Ohnmacht des Oberhauses, zur Übermacht der Krone und zur Willkür, mit der die Tudors den Glauben ihres Volkes bestimmen konnten. Der Abschnitt „Der Südosten Europas" schildert das Ende der hussitischen Bewegung, die Reformversuche der Concilien, die Eroberung Constantinopels und deren Folgen, und wie die Osmanen das ganze Abendland bedrohten, wie Helden gleich Hunyadi, Skanderbeg und Matthias Corvinus dagegen ankämpften und Päpste wie Pius II. große Opfer brachten. Der thatkräftige, tapfere und gerechte Habsburger Albrecht II., suchte schon damals in einem starken Österreich einen Schild für Deutschland zu schaffen, hätte nicht seinem Leben das Lagerfieber ein frühes Ende gemacht. Indes sammelte Spanien durch die Vereinigung von Castilien und Aragonien seine Kraft, gab dem Islam im Westen den Todesstoß und erlangte durch das Glück und die Weisheit des Herrscherpaares einen tonangebenden Einfluss im ganzen Abendlande. Durch die Ehe Philipps des Schönen mit Johanna wurden schließlich die Habsburger die Erben des spanischen Reiches und stiegen zu einer staunenswerten Macht empor, dass man sagen konnte, in ihrem Reiche gehe die Sonne nicht unter.

Mehrere Capitel haben eine namhafte Erweiterung erfahren. Für die sorgfältige Ausarbeitung des Namen- und Sachregisters bin ich Herrn Professor Dr. Bockenhuber wie bei den früheren Bänden zum Danke verpflichtet.

Graz, 24. Januar 1892.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Frankreich und England.

Nothlage Frankreichs durch die Engländer.

Der Tod Heinrichs V. und Karls VI. hatte die Lage Frankreichs im Grunde sehr verändert. Ein Held, ein Eroberer, ein hochbegabter Feind der Franzosen war nicht mehr, aber auch der unglückselige Karl VI., König von Frankreich, war dahingeschieden, für den und auf dessen Gebot viele Franzosen an der Seite der gierigen Engländer gegen ihr eigenes Land gestritten hatten.[1]) Was viele Gemüther früher verwirren konnte, bestand jetzt nicht mehr. Karl VII. war der wahre König von Frankreich, in Heinrich VI. floſs englisches Blut; die echten Franzosen konnten nicht mehr schwanken zwischen dem König von Frankreich und dem König von England, für sie muſste Karl VII., was er auch als Dauphin gethan haben mochte, jetzt der legitime König sein. Folgen vom Tod Heinrichs V.

Das Nationalgefühl regte sich auch. In einem fliegenden Blatt jener Zeit beschwört Francia ihre drei Kinder, den Clerus, die Ritterschaft und das Volk, von Gott Verzeihung zu erflehen, den alten Hader zu vergessen und sich wieder zu vereinigen, um die Mutter miteinander zu retten. Allein gewaltige Hindernisse traten dem Wiederaufleben der französischen Nationalität entgegen! Der sterbende Das Nationalgefühl regt sich.

[1]) Letters and Papers illustrative of the wars of the English in France during the reigne of Henry VI, King of England. Edited by Stevenson. III voll. London 1861—1864. — Henri Martin, Histoire de France, vol. VI. Paris 1855. — Michelet, Histoire de France, vol. V, p. 21 ff. — Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la pucelle. Paris 1841—1849, 5 voll. Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc. Paris 1856 (eine sehr scharfsinnige Arbeit). — Buchon, Collection des chroniques nationales françaises, écrites en langue vulgaire du 13 au 16 siècle. vol. IX. — Michaud et Poujoulat, Notice sur Jeanne d'Arc. Paris 1837. — Bd. III, der „Nouvelle collection des mémoires", p. 1—67. Dann die in demselben Bande befindlichen „Mémoires concernant la pucelle d'Orléans. — Wallon, Jeanne d'Arc. Paris 1860. — G. Görres, Die Jungfrau von Orleans, nach den Proceſs-Acten und gleichzeitigen Chroniken. Regensburg 1834. — Hase, Neue Propheten. Leipzig 1866. Mit eingehender Beschreibung der bezüglichen Literatur, S. 262—303. — Sickel, Die Jungfrau von Orleans — in der historischen Zeitschrift von Sybel. Jahrg. II. Heft 4. München 1860. — Eysell, Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Regensburg 1864. — Mangold, Bilder aus Frankreich. Marburg 1869. — Bedmann, Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans. Paderborn 1872. — Lappenberg-Pauli, Geschichte von England, Bd. V. — Lingard, Geschichte von England, Bd. V. — Peigné-Delacourt, Agnes Sorel. Noyon 1861.

Bedford. Heinrich V. hatte eine vortreffliche Wahl getroffen, als er seinem Bruder Bedford die Aufgabe übertrug, für das unmündige Kind Heinrich VI. Frankreich zu regieren und seine Unterwerfung zu vollenden. Bedford war nicht bloß tapfer, unternehmend und klug wie Heinrich, sondern auch mild und fein, fern von der Rauheit seines Bruders und gewandt in Unterhandlungen. Das Parlament in England hielt wenig auf Glocester und ernannte ihn nur in Abwesenheit Bedfords zum „Protector und Defensor des Reiches", und der umsichtige Bedford stellte dem ehrgeizigen Bruder in England als Gegengewicht ihren Oheim Heinrich, den Bischof von Winchester, entgegen.

Ein anderes Hindernis der nationalen Erhebung lag ferner im Charakter des Königs selber, für welchen sich die Franzosen erheben sollten. Karl VII., Karl VII. damals zwanzig Jahre alt, hatte alle Fehler, aber keinen der Vorzüge der Jugend: er war beweglich, leichtfertig, genussüchtig und früh durch lockeres Leben nach Art seines Vaters und Bruders entnervt, ohne allen Lebensernst, ohne jede edlere Leidenschaft; er war nicht feig, nicht grausam, nicht ohne Talent, aber ohne Tiefe und Ausdauer, ganz nur dem Augenblick hingegeben und stets von seiner Umgebung abhängend, dabei aber nach Art kleiner Seelen eifersüchtig auf jede höhere Natur, die ihn mit ihren Talenten überragte. Ein weiteres Hindernis lag in der Stimmung des englischen Volkes, das, vom Ruhm der Siege und Eroberungen berauscht, gern Gut und Blut opferte, um die Besitznahme Frankreichs zu vollenden.

Die erste Thätigkeit gieng dennoch von Seite der Franzosen aus. Karl VII. ließ sich krönen zu Poitiers, denn Rheims war im Besitz der Fremden; dann nahm er seinen Sitz in Bourges, denn Paris, das Haupt und das Herz Frankreichs, gehörte damals gleichfalls den Engländern. Der Die Stände. König berief die Stände der Languedoil nach Bourges im Januar 1423 und erhielt große Summen zur Fortsetzung des Krieges bewilligt; auch die Stände der Languedoc zeigten sich willig und der Graf von Foix kehrte zur fran- Wieder Krieg. zösischen Sache zurück.[1]) Die Heerführer Karls VII. begannen nun den Krieg im Norden der Loire.

Paris. Ein Aufstand in Paris sollte sie unterstützen, allein die Verschwörung ward entdeckt, mehrere Bürger enthauptet, Bedford nahm allen Bewohnern den Eid der Treue ab. Meulan, welches von den Franzosen genommen war, fiel sogar wieder in den Besitz der Engländer. Der Herzog von Savoyen, der Oheim Philipps von Burgund, suchte diesen wieder mit Karl VII. auszusöhnen: Burgund. allein diejenigen, welche Johann von Burgund geopfert hatten, fürchteten ihre Gewalt zu verlieren und machten diese Unterhandlung scheitern. Hingegen suchte Bedford Burgund und den Herzog der Bretagne, der damals schwankte, an sich zu fesseln, indem er selber sich mit Anna, einer Schwester Philipps, vermählte, und Margaretha, die andere Schwester, mit Arthur, Grafen von Richemont, dem Bruder des Herzogs der Bretagne. Die Armagnaken, welche in der Picardie, in der Champagne und in Anjou den Kampf begonnen hatten, wurden durch Bedford schnell wieder zurückgetrieben. Die Engländer Paris. feierten große Siegesfeste in Paris, welches übrigens so heruntergekommen war,

1) Henri Martin, Hist. de France, VI, p. 92 ff.

dass das Gras in den Straßen wuchs, dass die Wölfe Kinder aus den Vorstädten raubten. Verzweiflung war in den Herzen. Die Darstellung des Todtentanzes [1]) war die einzige Erholung der sonst so lebenslustigen Pariser. [2]) Auf fremde Hilfe vertraute Karl VII. damals vorzugsweise: aus dem armen Schottland kamen eine Menge Söldner unter Graf Douglas und wurden hoch bezahlt, so dass viele murrten, Frankreich werde jetzt getheilt zwischen Schotten und Engländern. Der Herzog von Mailand sandte drei berühmte Condottieri mit 500 Lanzen und 1000 Bogenschützen. Allein bei Verneuil bewährten insbesondere die englischen Schützen die alte Tüchtigkeit und wurden die meisten Schotten, Italiener, und viele Franzosen am 17. August 1424 zusammengehauen. Bedford zog als Triumphator wieder in Paris ein. Maine und die Picardie giengen von neuem für Karl VII. verloren. Söldner. Schlacht bei Verneuil.

Einige Zeit hindurch hemmte Glocesters Ehrgeiz den Fortschritt der Engländer. Er suchte seinen Oheim Beaufort, den Kanzler und Bischof von Winchester, zu stürzen; er vermählte sich mit Jacqueline oder Jacobäa, Gräfin von Holland und Hennegau, die ihrem Gatten, dem Herzog von Brabant, davongelaufen war und jetzt zwei noch lebende Männer hatte, nur um in den Besitz ihrer Länder zu gelangen, und entfremdete dadurch den Herzog von Burgund, welcher bei der Kinderlosigkeit Brabants sich ebenfalls Hoffnung auf jene Länder machte, der englischen Sache. Es kam sogar zum Kampf zwischen Jacqueline und Burgund, und, da der ersteren Glocester half, zum Kampf zwischen Engländern und Burgundern. Bedford musste nach England zurück, zum Theil um die ehrgeizigen Bestrebungen seines Bruders niederzuhalten, und so ruhte der große Krieg in Frankreich vom December 1425 bis im Frühling 1427. Glocester. Kampfruhe.

Eine Frist für Karl VII., seine Kräfte zu sammeln, wäre er nicht selber sein größter Feind gewesen! Wie günstig war nicht der Streit Philipps von Burgund mit Glocester, wenn Karl Nutzen daraus zu ziehen wusste! Der Burgunder zeigte sich nicht ganz abgeneigt auf Unterhandlungen mit dem König einzugehen, er erklärte nur, er könne mit Karl von Valois keinen Frieden schließen, so lange dieser von den Mördern seines Vaters umgeben sei. Unterhandlungen mit Burgund.

Also Sturz der Partei der Armagnaken! Das wünschten auch alle, die es mit dem König ehrlich meinten, das wünschte seine Schwiegermutter und Richemont, der Bruder des Herzogs der Bretagne, welchen Karl auf ihren Rath zum Connetable des Reiches ernannte. Tannegui und mehrere andere von der Partei der Armagnaken zogen sich mit der Erklärung, sie wollten einem Frieden nicht hinderlich sein, vom Hofe zurück, — nur Louvet blieb, entschlossen, eher den König zugrunde zu richten, als den Platz zu räumen. Aber Richemont war ein Eisenkopf, muthig genug, den König selbst wider seinen Willen zu retten, und kam mit Mannen genug, um ihn zur Entlassung Louvets zu zwingen. Karl musste nachgeben. Jetzt huldigte auch der Herzog der Bretagne dem König wieder und vereinigte seine Truppen mit den französischen. Und seine Versöhnung schien die Philipps von Burgund nach sich zu ziehen, zumal Papst Martin V. in hochherziger Weise den Burgunder mahnte, doch seiner Pflichten als Bürger, Richemont. Die Günstlinge Karls VII.

---

[1]) Danse Macabre, vom arabischen Magabir = Kirchhof.

[2]) Monate lang konnten sie der Darstellung zuschauen, wie der Tod alle Stände, jedes Alter hinwegrafft. Das war die Erholung dieser schrecklichen Zeit.

als Ritter und als Prinz von Geblüt eingedenk zu sein! Allein all diese Hoffnungen schwanden wieder. — An die Stelle Louvets trat Peter von Giac, von dem der König bei seinem Mangel an Selbstbestimmung sich vollständig leiten ließ. Giac verschleuderte das Geld, die Truppen hungerten, ein ganzer Feldzug, von dem man viel gehofft hatte, schlug dadurch fehl; mit andern Worten: Giac wirkte der Aussöhnung mit Burgund durch Schleichwege aller Art entgegen, weil er, wenn sie zustande kam, die Herrschaft über den König zu verlieren fürchtete. Rasend vor Zorn rückte Richemont an das Hoflager, ließ Giac aufgreifen und ertränken, — dann theilte er es dem König mit, welcher sehr zufrieden damit war, denn bei ihm hatten immer die Todten Unrecht. Richemont stellte an die Seite des Königs einen Stallmeister, Le Camus, von dem er glaubte, dass er keine politische Rolle spielen wolle; bald aber war Le Camus ärger noch als Giac, er leitete den König unbedingt. Feste folgten auf Feste, man sagte Karl ins Gesicht: Niemand könne in anmuthigerer Weise ein Königreich zugrunde richten als er Die Armee hatte keine Lebensmittel, Frankreich lag im Todeskampf! Da ließ Richemont den Le Camus zusammenhauen. Aber, was half's! Der nächste Günstling des Königs, La Trémouille, war noch schlechter, noch gefährlicher für die gute Sache als seine Vorgänger, und so war ein glücklicher Kampf bei Montargis, in welchem unter Richemonts Führung Dunois, der Bastard von Orleans, sich hervorthat, ohne weitere günstige Folgen.[1])

Giac. — *Le Camus.* — *La Trémouille.*

Wieder Krieg.

Die Frist zur Rettung war vergeudet. Bedford kam jetzt mit großen Hilfsmitteln aus England zurück und der Herzog der Bretagne wurde gezwungen, sich wieder mit den Engländern zu vereinigen. Der Zwist mit Burgund ward ausgeglichen. Die Ehe Glocesters mit Jacqueline ward für ungiltig erklärt, Glocester vermählte sich mit Eleonore Cobham. Jacqueline musste dem Burgunder Hennegau, Holland, Seeland, Friesland abtreten und nach dem Tode ihres ersten Mannes versprechen, sich ohne seine Erlaubnis nie wieder zu verheiraten.

Orleans.

Entschlossen, jetzt den Krieg nach großem Maßstab zu führen, wollte Bedford die Loire überschreiten, um den König auch aus dem Süden Frankreichs zu verjagen. Orleans war der Schlüssel zum Süden, darum ward seine Belagerung am 12. October 1428 begonnen. Die Bewohner wetteiferten in muthigem Widerstand, Geistliche wie Weltliche, Weiber wie Männer stürzten sich mit gleichem Heldenmuth den Engländern entgegen, als diese den ersten Sturmversuch machten, und schlugen den Angriff zurück. Die Bewohner hatten das richtige Gefühl, dass von ihrem Widerstand das Schicksal Frankreichs abhänge.

Aber auch die Engländer wussten dies und begannen eine regelmäßige Belagerung, setzten sich in mehreren Forts fest, von denen aus sie ein gewaltiges Geschützfeuer gegen die arme Stadt richteten und nach und nach den Platz durch Umschließung und Aushungerung zum Fall zu bringen suchten. Ganz Frankreich richtete seine Augen auf Orleans. Von Zeit zu Zeit gelang es, Lebensmittel in

[1]) Henri Martin, l. c. VI, p. 105—106. — Journal d'un bourgeois de Paris, Bd. III — bei Michaud et Poujoulat, l. c. III, p. 237 ff.

die Stadt zu bringen. Ein Heer sammelte sich, um die heldenmüthige Stadt zu entsetzen. Ein Gefecht bei Rouvrai fiel jedoch unglücklich aus und die Hoffnung der Bürger sank; sie boten dem Herzog von Burgund an, ihm die Stadt als neutralen Ort zu übergeben. Bedford aber äußerte: „Ich will nicht auf den Busch klopfen, damit andere die Vögel fangen", und Philipp zog nun seine Mannen von dem Belagerungsheer zurück. Die Bürger machten einen neuen verzweifelten Ausfall, vermochten aber die Engländer nicht zurückzuwerfen; die Stadt war verloren, wenn nicht ein Wunder Rettung brachte.[1]

Aber woher sollte Hilfe kommen? — Der König war entmuthigt: er zweifelte, ob er der wahre Erbe Frankreichs sei; er sah in all dem Unglück nur den Zorn des Himmels über seine eigenen Sünden und dachte schon an Flucht nach Schottland oder nach Spanien. Der Adel war in den vielen Kämpfen hingeschlachtet oder verarmt; der Clerus war gespalten, ein Theil hielt mit England, das Kirchenvermögen war aufgezehrt; die letzte Kraft des Bürgerthums rang in Orleans mit der Verzweiflung, der Bauernstand war in den steten Kriegszügen ebenso vernichtet. Hungersnoth, Krankheiten, Ächtungen hatten die Manneskraft Frankreichs gebrochen. Die französische Nation röchelte im Todeskampfe. Höchste Noth.

Da kam Rettung aus dem Geschlechte der Frauen! Jetzt, wo das Banner Frankreichs den todesmüden Händen der Männer entsank, hob ein einfaches Hirtenmädchen dasselbe auf und hielt es hoch empor und goss neuen Muth in die Herzen der Verzweifelnden, sammelte die Zerstreuten und führte sie von Sieg zu Sieg, und die Engländer verloren wieder nach und nach ganz Frankreich und das französische Volk stand bald wieder in neuer Lebenskraft da. Die französische Nation sollte nicht untergehen und Gott wieder einmal sich stark zeigen in den Schwachen. Die Retterin Frankreichs ist Rettung Frankreichs.

Die Jungfrau von Orleans.

Jeanne Darc oder Jeanne Romée (denn nach der Mutter wurden in Frankreich damals oft die Töchter benannt) wurde in dem Dörfchen Domrémy am linken Ufer der Maas in einer fruchtbaren, an Saatfeldern, Rebenhügeln und Bergwäldern reichen und anmuthigen Gegend 6. Januar 1412 geboren.[2] Johannas Vater, Jacques Darc, war ein wenig bemittelter Landmann, ihre Mutter, Isabella Romée, eine einfache, fromme Frau; sie hatten drei Söhne, Jacquemin, Johann, Peter, und zwei Töchter, Johanna und Katharina.[3] Liebe, Arbeitsamkeit, Einfachheit, frommer Sinn waltete im Hause. Die Bevölkerung war arbeitsam, fromm, dem Könige treu, die Sitte einfach und unverdorben. Schulunterricht hat Johanna Jeanne Darc. Kindheit.

---

[1] Eine eigene Monographie über diese Belagerung von Orleans mit Karten und Plänen ist: Histoire du siége d'Orléans, par Jollois, ingénieur en chef des ponts et chaussées. Orléans 1833.

[2] Eysell glaubt den 6. Januar 1412 aufstellen zu müssen, l. c. S. 22.

[3] Wallon, l. c. vol. I, 2.

nie genossen, nie lesen und schreiben gelernt. Aus ihrer Jugend liegen nur wenige Nachrichten vor.[1]) Sie war ein gutes, stilles Kind von schlichter Einfalt, jedermann hatte sie lieb; der Pfarrer von Domrémy gab ihr das Zeugnis, sie habe nicht ihresgleichen in der Gemeinde gehabt.[2]) Sie war sehr arbeitsam, nähte und spann im Winter, half den Eltern im Sommer bei der Arbeit im Felde oder hütete das Vieh mit anderen Kindern, auch reihum die Dorfherde. Dabei war sie sehr fromm, ihre Gespielinnen sahen sie sehr oft auf die Seite gehen, um mit Gott zu reden; sie gieng jeden Morgen zur Messe, auch sonst zog sie sich gerne in die Stille der Kirche zurück, deren Ringmauer an das Gärtchen des väterlichen Hauses stieß; sie versprach dem Küster einen Lohn, damit er ja nie versäume, zum Ave Maria zu läuten; ungemein gutherzig gab sie gern Almosen, oft mehr, als den Eltern bei ihren beschränkten Verhältnissen lieb war. So verfloss ihre erste Jugend, ein kleines Idyll.[3]) Später ist in ihrem Dorfe die Sage entstanden, wenn sie die Schafe hütete, habe der Wolf die Herde verschont und hätten ihr die Vögel das Brot aus der Hand gepickt. In der Nähe des Ortes an einer Stätte, wo einst in heidnischen Zeiten Opfer gebracht wurden, stand ein heiliger Buchenbaum „Schönmai oder Feenbaum"[4]) genannt. Die Bewohner feierten jedes Jahr um ihn ein Frühlingsfest und bekränzten ihn nach alter Sitte. Johanna hat jedoch nie an die Feen geglaubt, die da hausen sollten, immer betheuert, dass sie ihre Sendung nicht bei diesem Baume empfangen habe. Es gieng von Mund zu Mund eine alte Weissagung des Zauberers Merlin, dass aus dem Walde Chinon eine Jungfrau kommen werde, um Frankreich zu retten. Johanna hat jedoch erst in Chinon davon gehört.[5]) Ihre Weihe holte sie nicht unter dem Feenbaum, sondern am Altar; ihre Stärke lag nicht im Aberglauben, sondern in ihrem gotterfüllten Herzen.[6])

Bois-chinon.

Erste Vision.

Ihre erste Erscheinung bekam Johanna im dreizehnten Jahre 1425 im Sommer im Garten ihres Vaters: sie vernahm eine Stimme, die von einer großen Klarheit begleitet war; sie war überzeugt, es sei die Stimme des Erzengels Michael; er sagte ihr: „Ich komme zu dir und befehle dir im Namen des Herrn, dass du nach Frankreich dem König zu Hilfe ziehst, damit er sein Königreich wieder gewinne." — So taucht ihr zum erstenmale der große Gedanke ihres Lebens auf! Bald kündigt ihr der Engel an, die heil. Katharina und Margaretha würden

[1]) Die Zeugnisse über ihr Jugendleben aus der Heimat zusammengestellt bei Eysell, l. c. S. 663—669.

[2]) Ihr Kaplan bezeugt: Non erat sibi similis indicta villa. Plena omnibus virtutibus, timebat enim multum Deum, quia pro nulla re voluisset agere aliquid, quod Deo displicuisset.

[3]) Wie katholische Franzosen dieses Idyll zum Frommen jugendlicher Herzen ausmalen, damit Frankreich wieder Glauben an Gott und zu sich selbst fasse, zeigt ein anziehendes Buch: Histoire de notre petite soeur Jeanne d'Arc, dédiée aux enfants de la Lorraine par Marie d'Edmée. Ouvrage couronné par l'Académie française. 4me édition. Paris 1891.

[4]) L'arbre des Dames.

[5]) Hase, Neue Propheten, S. 7. — Quicherat, l. c. IV, p. 462.

[6]) Barthélemy fasst ihre Jugendschilderung in die Worte zusammen: „Fromm wie die Engel, rein wie der Thau des Morgens, einfach wie die Blume des Feldes, scheu wie das junge Reh, das beim ersten Geräusch flieht, mild wie die Lämmer welche der Stimme eines Kindes gehorchen, war Johanna ganz nur Gutmüthigkeit." Der Zeitgenosse und Zeuge vor Gericht Lebuin nennt ihr Leben makellos, ihr zarter Sinn ergoss sich nur über unschuldige und heilige Dinge; ein anderer rühmt ihre Wahrhaftigkeit. Jedermann glaubte ihr aufs Wort, alles war ihr zugethan. Chabannes, La vierge Lorraine Jeanne d'Arc. Paris 1891, p. 14.

ihre Leitung übernehmen und nach ihrem Rath solle sie handeln, und bald führt er sie sichtbar bei ihr ein: schöne Kronen glänzen auf ihren Häuptern, ihr Stimme ist süß, sanft und demüthig. Johanna umarmt sie und empfindet dabei eine gewisse Wärme; sie athmet den Wohlgeruch ein, der von ihnen ausgeht; sie gelobt, eine reine Jungfrau zu bleiben an Leib und Seele; sie kniet nieder, wenn die Heiligen erscheinen; sie weint, wenn sie weggehen; sie wünscht, sie möchten sie mit sich emporziehen. Doch die Heiligen sagen ihr immer, dass Gott Erbarmen habe mit Frankreich, und dass sie den Dauphin retten und nach Rheims zur Krönung führen müsse, — und sie antwortet furchtsam, dass sie ein armes Mädchen sei, nicht zu kämpfen, nicht zu Ross zu sitzen verstehe. Aber die Erscheinungen wiederholen sich jetzt zwei- bis dreimal in der Woche und ihre stete Mahnung ist: „Auf nach Frankreich!"

Der Kriegssturm, der Frankreich aufwühlte, hatte ihre stille Heimat lang nicht berührt. Domrémy war seit Karl V. ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone und die Stimmung darin für den König. Im Nachbardorf waren die Bewohner für die Burgunder und die Kinder beider Orte führten oft Krieg miteinander. Johanna nahm nie theil an diesen Kämpfen. Aber sie äußerte einmal, als sie hörte, dass ein Bewohner ihres Dorfes burgundisch sei, sie hätte gewünscht, dass man ihm den Kopf abschlage. Erst 1427 wurde ihr Thal durch den Kriegslärm beunruhigt, die Bewohner mussten sich flüchten. Die Stimmen wurden jetzt dringender. Ein Heldenfeuer verzehrte das Mädchen, das sein Geheimnis noch niemand anzuvertrauen wagte; doch entschlüpfte ihr hin und wieder ein Wort, welches anzeigte, was ihr Herz bewegte: so sagte sie am 23. Juni 1428 einem Nachbar, binnen eines Jahres würde ein Mädchen die Krönung des Königs bewirken. Solche Reden spiegeln sich wahrscheinlich im Traum ihres Vaters, Johanna sei mit fremdem Kriegsvolk davongegangen; er sagte zu seinen Söhnen: „Wenn ich daran glaubte, würde ich sie ertränken, sofern ihr es nicht thätet."[1]

Domrémy.

Wie war das Herz des einfachen Kindes voll von den großen Dingen, die es vollbringen sollte! Sie freute sich, wenn die Erscheinungen kamen, sie weinte und küsste den Ort, wo sie gestanden. Sie schwieg jedoch über die Erscheinungen, sie wagte dem Vater nichts davon zu sagen. Sie weinte, wenn sie daran dachte, dass sie die Mutter verlassen sollte, ihr liebes Haus und die stille Kirche, dass sie Schlachten liefern sollte. Als die Stimmen dringender wurden, vertraute sie ihr Geheimnis ihrem Oheim Laxart an, im nahen Dorfe Buvey, der sie unter dem Vorwand, sie möge seine kranke Frau pflegen, von den Eltern auf einige Wochen ausbat. Er war der Erste, der an sie glaubte. Als sie auf dem Weg von Domrémy nach Bouvey sich umsah, fieng sie bitterlich an zu weinen und kniete zum Gebete nieder. Aber da hörte sie wieder ihre Stimmen: „Geh, voran!" und sie erhob sich getröstet: „Der Wille Gottes muss geschehen!"

Da erscholl die Kunde von der Belagerung von Orleans und die Stimmen wurden dringend: „Eile Johanna, eile, geh nach Vaucouleurs, melde dich beim Hauptmann; zweimal wird er dich zurückweisen, beim drittenmale wird er dich zum König senden." Johanna gieng mit ihrem mütterlichen Oheim nach Vaucouleurs: „Frankreich", sagte sie zum Hauptmann, „gieng durch ein Weib zugrunde und wird durch eine Jungfrau gerettet werden, die Frau ist die Königin Isabeau, die Jungfrau bin ich!"

Johanna in Vaucouleurs.

[1]) Eysell, l. c. S. 38.

Vaudricourt. Höhnisch wies sie der Hauptmann ab, rieth ihrem Oheim, sie mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen heimzusenden; aber sie war unbewegt; sie blieb im Ort bei der Frau eines Bürgers und fand allmählich Glauben. „Lieber säße ich daheim bei meiner armen Mutter und spänne, aber der Himmelskönig hat mir diese Sendung vertraut, ich muss um Mitfasten beim König sein, sollte ich auch auf meinen Knien hinrutschen!" Allmählich verbreitete sich der Glaube an ihre göttliche Sendung: — als sie zum drittenmal zum Hauptmann gieng, erklärte dieser: „Mag geschehen, was kann",[1]) und gab seine Zustimmung. Vergebens waren die Anstrengungen ihrer Eltern, sie zurückzuhalten. Es war der schwerste Kampf ihres Herzens. Zwei Edelleute erboten sich, sie zum König zu begleiten, gläubige Anhänger verschafften ihr ein Pferd und ritterliche Kleidung. So brach sie von Vaucouleurs nach Chinon auf am 23. Februar 1429. „Jammert nicht um mich," sagte sie beim Abschied zu den Bewohnern, „dazu bin ich geboren. Ich fürchte nichts, wenn auch der Burgunder und der Engländer auf meinem Wege sind, so ist dort auch Gott, welcher mir freien Zutritt zum König verschaffen wird." Die Reise gieng quer durch Feindesland unter großen Beschwerden und vielen Gefahren, aber die Zuversicht, die sie beseelte, gieng auf ihre Umgebung über. Einige Begleiter wollten sie auf die Probe stellen und erdichteten viele Gefahren; sie lächelte über ihre Rede: „Es geschieht nichts. Was ich thue, geschieht auf Gottes Willen: ich muss in den Krieg ziehen, um das Königthum in Frankreich zu retten." Die Sicherheit ihres Blickes, die Erhabenheit ihrer Rede, das richtige Eintreffen dessen, was sie ankündete, ließen sie als eine Botin des Himmels erscheinen. Ihre Begleiter thaten fortan unbedingt, was sie wollte. Ihre Begeisterung war ihre Schutzwehr. Freppel sagt schön: „Beim Anblick der Heiligen schweigen alle Leidenschaften und das Laster fängt an über sich selbst zu erröthen."

Zug nach Chinon

Von Fierbois sandte Johanna Botschaft an den König, sie bringe ihm gute Nachrichten und bitte um Zulassung zu ihm. Aber am Hof entstand die Frage, ob es sich für den König schicke, ein Hirtenmädchen zu empfangen: sollte der Arm eines Weibes stärker sein, als der seiner Männer? Nach langer Berathung gab man ihr die Vollmacht, nach Chinon zu kommen, aber nicht die Erlaubnis, am Hof zu erscheinen. Am 6. März 1429 stieg sie in Chinon in einem Gasthaus ab. Nun ließ man vom Hof aus bei ihren Begleitern sich über das Hirtenmädchen erkundigen. Diese antworteten einstimmig: „Sie ist eine Heilige, von engelhafter Reinheit und so voll Liebe zu Gott, dass sie unsere Herzen entflammte. Wir glauben fest, dass sie von Gott gesandt ist. Ihr dürft ihrem Worte vertrauen."[2])

In Chinon. Wird der Hof die einfache Hirtin empfangen? — Die Schwiegermutter des Königs[3]) hatte den Befehl erwirkt, dass sie kommen dürfe; der allmächtige Günstling des Königs aber, La Trémouille, wollte von keiner Rettung durch das Volk und durch ein Wundermädchen etwas wissen: wenn er nur Herr über den König blieb, was bekümmerte es ihn, wenn dessen Reich in Stücke gieng. Wahrscheinlich hat er insgeheim angeordnet, dass man über die Begleitung der heranziehenden Johanna herfalle. Allein, als die Mörder das Mädchen sahen, waren sie wie versteinert und ließen es ziehen. Karl war wieder in seine Unschlüssigkeit verfallen; als Johanna kam, fand sie die Thore geschlossen: „Sie ist

[1]) „Va donc, advienne que pourra."
[2]) Oreilly, I. Déposition de Jean de Metz et de Bertrand de Polengy.
[3]) Jolantha von Aragon.

eine Närrin oder eine Hexe", war die Losung, die der Günstling gab.[1]) Doch die Stimme des Volkes und ein Bote aus Orleans drängten. Die Schwiegermutter des Königs erreichte wenigstens soviel, daſs Johanna zuerst von den Räthen und dann von Männern der Kirche über ihre Sendung vernommen wurde. Johanna erklärte, sie habe dem König allein gewisse Dinge zu sagen, und wurde endlich am vierten Tage ihres Aufenthaltes in Chinon in die große Halle des Schlosses geführt. Einem Krieger, der über die Vorbeiziehende Spott ausgoſs, rief sie zu: „Ha, du verleugnest Gott und bist doch dem Tod so nahe!" Eine Stunde später stürzte dieser Mann von einer Brücke ins Wasser und ertrank.[2]) Zweifel an ihrer Sendung.

Karl VII. zweifelte bis zum letzten Augenblick. Um den prophetischen Geist des Mädchens zu prüfen, stellte er sich in schlichter Kleidung unter die 300 glänzenden Ritter und Herren, welche die Neugier im Saal versammelte. Johanna schritt aber durch die Menge unbeirrt gerade auf den König zu: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler Dauphin!" Als der König sie an einen Höfling wies: „Dort ist der König!" entgegnete sie: „Bei meinem Gott, edler Prinz, Ihr seid's und kein anderer. Ich heiße Johanna, die Jungfrau, und bin von Gott gesandt, um Euch und Euer Königreich zu retten und die Engländer zu bekriegen. Warum glaubt Ihr mir nicht? Ich sage Euch, Gott hat Mitleid mit Euch und Eurem Volk, denn der heil. Ludwig und Karl der Große liegen auf den Knien vor ihm und bitten für Euch." — Der König zog sie jetzt bei Seite und sprach leise mit ihr und sie erklärte später, sie habe ihm ein sicheres Zeichen ihrer Sendung gegeben, und die Anwesenden bemerkten schnell das Staunen und die Freude, die sich im Antlitz des Königs malte, der dann feierlich erklärte, Johanna habe sein Vertrauen.[3]) Johanna und der König. Das Geheimnis

Der König, so sagen Berichte von Leuten, die der Jungfrau und auch Karl VII. nahe standen, habe in tiefster Entmuthigung an diesem Tage in der Stille gebetet: wenn er der wahre Erbe Frankreichs sei, so möge Gott ihn schützen; wenn er es aber nicht sei, so möge er ihn dem Tode oder der Gefangenschaft entgehen und nach Schottland oder Spanien entfliehen lassen. Johanna, als habe sie in seiner Seele gelesen, versicherte den König, daſs er der wahre Erbe von Frankreich und der echte Sohn seines Vaters sei. Auch sonst zeigte Johanna einen Blick in die Ferne, der sich nach den Gesetzen der bisherigen Psychologie nicht erklären läſst, und der Herausgeber ihres Processes, der scharfsinnige und besonnene Quicherat, sagt: „Die Mittheilungen ihrer Stimmen waren Offenbarungen, durch welche sie bald die geheimsten Gedanken anderer zu erkennen, bald Dinge, die außer dem Bereich ihre Sinne waren,

---

[1]) Quicherat, Aperçus nouveaux sur Jeanne d'Arc, p. 27. — Henri Martin, Histoire de France, VI, p. 150.

[2]) Quicherat, Procès, III, p. 102. „Ah, en nom Dieu tu le renies, et se (pourtant) tu es si près de la mort!"

[3]) Procès, I, p. 56. „En nom Dieu, gentil prince, c'est vous et non autre! Très noble Seigneur Dauphin, j'ai nom Jehanne la pucelle et suis envoyée de par Dieu, pour recourre vous et votre royaume et faire guerre aux Anglais. Pourquoi ne me croyez vous? Je vous dis que Dieu a pitié de vous et de votre royaume et de votre peuple, car Saint Loys et Charlemagne sont à genoux devant eux en faisant prières pour vous."

zu erschauen, bald die Zukunft zu bestimmen wusste." Der Geschichtschreiber kann hier nur erzählen, was geschah; er soll nicht neidisch am Großen mäkeln, wenn er es auch nicht erklären kann. Dem Versuch, Johanna als Somnambule zu behandeln, widerspricht das kerngesunde Wesen ihrer Erscheinung, man will eine Lilie mit Raupenschleim besudeln.[1])

In Poitiers. Jetzt fieng der Hof an, Johanna zu bewundern, sie aber blieb fromm, mild, bescheiden wie zuvor, ein einfaches Hirtenmädchen, nur beredt und erhaben, wenn sie von ihrer Sendung sprach. Der Hof zog jetzt mit ihr nach Poitiers, sie prüfen zu lassen, damit die Feinde nicht sagen, sie sei ein Werkzeug des Satans. Wie Jesus im Tempel stand sie da vor den Theologen und Richtern, ein Mädchen gegenüber Männern, eine Ungebildete gegenüber Gelehrten, sie allein gegenüber so vielen, dennoch unerschrocken, unbeirrt durch alle Gründe, womit Prüfung. die Gelehrten beweisen wollten, ihrem Vorgeben sei nicht zu glauben. „Wenn Gott Frankreich von den Engländern befreien will, so bedarf es nicht der Bewaffneten", warf ihr ein Predigermönch vor. „Die Gewaffneten werden streiten", erwiderte sie, „und Gott wird ihnen den Sieg geben." — Bruder Seguin spöttelte in seiner Limousiner Mundart: „In welcher Sprache reden denn eure himmlischen Stimmen?"[2]) — „In besserem Französisch als Ihr." — „Glaubst du denn an Gott?" — „Mehr als Ihr." — „Wenn man dir glauben soll, musst du ein Zeichen geben, dass dich Gott gesandt hat." — „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Zeichen und Wunder zu thun; führt mich nach Orleans, gebt mir Soldaten, und es wird sich zeigen, wozu ich geschickt bin; ich werde Orleans befreien und den König nach Rheims zur Krönung führen. Es ist jetzt nicht Zeit zum Reden, sondern zum Handeln; man verwende mich, denn ich werde nur kurz dauern." Als die Gelehrten sich auf die Schrift und die Väter beriefen, erwiderte Johanna mit emporgehobenem Blick: „In den Büchern Gottes steht mehr, als in den eurigen. Ich verstehe nicht A noch B (ich kann nicht lesen und schreiben), aber ich komme im Auftrag des Königs der Himmel, um Orleans zu befreien und den Dauphin nach Rheims zu führen, damit er gesalbt und gekrönt werde." Ihre Begeisterung riss alles hin, auch die vertrocknetsten Herzen wurden weich. Man sah alte Rechtsgelehrte schluchzen wie Kinder; ein Bischof rief: „Wahrhaftig, diese Jungfrau ist von Gott gesandt."[3]) Urtheil des Ausschusses. Das Endurtheil der Commission lautete: „Johanna ist eine gute Katholikin, wir finden weder in ihrer Person, noch in ihren Worten etwas, was gegen den Glauben ist; der König kann und soll ihre Hilfe annehmen, denn sie zurückweisen hieße dem heiligen Geist widerstreben und sich der Hilfe Gottes unwürdig machen." — Auch der berühmte Gerson, der damals noch im Kloster der Cölestiner in Lyon lebte, sprach sich für Johanna aus, und als ob er ahnte, dass man sie nicht nach Gebür verwenden würde, schrieb er, wenn die Jungfrau auch nicht alles vollenden werde, solle man dies der Undankbarkeit und der Kriegskleid erlaubt. Sünde der Franzosen zuschreiben. Die Frage, ob die Jungfrau Soldatenkleidung tragen dürfe, ward dahin beantwortet: da sie die Arbeit eines Kriegers vollbringen müsse, solle sie auch die diesem Stand entsprechenden Kleider tragen.

---

[1]) Quicherat, l. c. I, p. 68—90; III, p. 103, 209; IV, p. 257, 272, 279.

[2]) „Quelle langue parlent vos voix?" — „Meilleure que la vôtre."

[3]) Quicherat, l. c. III, p. 73, 86.

Nach Orleans.

Jetzt ward der Zug nach Orleans beschlossen. Johanna sollte durch die That die eigentliche Probe ihrer göttlichen Sendung ablegen — zunächst sollte sie Verstärkung und Lebensmittel in die bedrängte Stadt werfen.

Ausrüstung.

Der Herzog von Alençon sammelte eine Heeresabtheilung in Blois. Johanna selber erhielt kriegerische Ausrüstung, einen golddurchwirkten Waffenrock und männliche Kleidung, die ihr sehr gut stand; sie war kräftig gebaut und doch schlank, ihr Antlitz anmuthig, in ihrem Blick soll etwas Schwermüthiges und zugleich ungemein Liebliches gewesen sein; ihr kastanienbraunes Haar wurde nach alter Sitte kurz abgeschnitten; sie bekam ein Gefolge wie ein Kriegsoberst, einen Stallmeister, zwei Edelknaben, zwei Herolde, einen Kaplan; ihr Bruder Peter war mit in ihrem Geleite. Ihr Banner hatte auf weißem Linnen mit seidenen Fransen das Bild des Erlösers, darunter die Worte: „Jesus, Maria." Ihre Stimmen hatten ihr gesagt, in der Nähe der Katharinenkirche zu Fierbois sei ein Schwert, mit fünf Kreuzen bezeichnet, vergraben, das solle sie führen. Man grub nach und fand wirklich ein solches Schwert. La Trémouille machte um diese Zeit noch einen letzten Versuch, sich der Jungfrau durch einen Bund mit Aragonien zu entledigen, allein der Spanier verlangte für Hilfe die ganze Languedoc und so blieb Johanna die letzte Rettung.[1])

In Blois.

Am 25. April traf sie in Blois ein, wo sie 3000 Gewaffnete vorfand: von da brach sie auf, nachdem sie im Namen Gottes und der Jungfrau an Bedford ein Schreiben dictiert hatte: die Engländer sollten Frankreich zurückstellen, was sie ihm entrissen, und wegziehen oder — die Strafe des Himmels durch die Hand der Jungfrau fürchten.

Zugordnung.

Dem Zug voran gieng ein Priester, ein Kreuz tragend und das Veni creator spiritus singend, dann kam Johanna hoch zu Roß, gewandt im Harnisch und zu Pferd, als ob sie nie ein anderes Leben geführt hätte. Die Soldaten waren wie umgewandelt, sie knieten zu den Füßen der Priester und nahmen das Abendmahl wie die Jungfrau; spielen, schwören und fluchen war streng verboten, schlechte Weiber durften nicht mitziehen. Die Krieger waren von Entmuthigung und Ausschweifung plötzlich zur Kampfbegeisterung und reiner Sitte übergegangen; jeder niedere Gedanke schwieg in der Nähe der Jungfrau, solche Würde, solche Hoheit war ihr eigen, die keine der Schwächen ihres Geschlechtes kannte. Am 29. April stand der Zug in der Nähe von Orleans. Es galt zwischen den einzelnen Lagern der Engländer glücklich in die Stadt zu kommen. Dunois, ein bewährter Feldherr, hat später erklärt, Johannas Kriegspläne seien eher aus göttlicher Eingebung, als aus menschlicher Weisheit geschehen. Auch jetzt gab sie einen Weg an, der den Heerführern als der gefahrvollste erschien, weshalb sie die Jungfrau täuschten. Bald aber zeigte sich's, dass sie Recht gehabt habe. „Ihr habt mich täuschen wollen," sagte Johanna, „und habt euch getäuscht.[2]) Der Plan Gottes ist sicherer als euer Plan; ich bringe bessere Hilfe, als je eine Stadt oder ein Heer gebracht hat, die Hilfe des Königs der Himmel."

---

[1]) Quicherat, l. c. III, p. 73, 86. — Zurità, Annales de la corona de Aragon, XIII, p. 49. — Henri Martin, l. c. vol. VI, p. 158—159.

[2]) Quicherat, l. c. III, p. 100, 219.

Am 29. April 1429 zog Johanna auf weißem Roſs, ihr Banner tragend, unter dem Jubel des Volkes, das in ihr einen Engel Gottes sah, in Orleans ein und zwar sogleich in den Dom, um Gott zu danken. Gern hätte sie schon am nächsten Tag angegriffen und ungern willigte sie in die Zögerung, die den Führern nöthig schien. Am 2. Mai endlich ritt sie hinaus, um die feindlichen Werke zu besichtigen, und alles Volk folgte ihr unverzagt, als wäre sie ein besserer Schutz als Bollwerk und Mauern. „Bevor die Jungfrau kam", schreibt ein Bürger von Orleans, „jagten 200 Engländer 1000 Franzosen in die Flucht, jetzt haben 400 oder 500 Franzosen Muth gegen die ganze Macht Englands." — Ein Schrecken war in der That über die Engländer gekommen: auch sie sahen in der Jungfrau eine übermenschliche Macht, aber nicht einen Boten des Himmels, sondern eine Macht der Hölle.

In Orleans.

Nach kleinen Plänkeleien hatten die Führer gegen den Willen Johannas am 4. Mai einen Ausfall gemacht; sie lag eben müde im Schlaf, als ihre Stimmen sie weckten;[1]) sie sprang auf, rief nach Pferd und Waffen, denn das edle Blut Frankreichs fließe, man habe übel gethan. Unter dem Thor kamen ihr Verwundete und Flüchtige entgegen. Sie sammelt sie, eilt zu den Kämpfern, gießt ihnen Muth ein und nach dreistündigem Streit wird das Bollwerk von den Franzosen im Sturm genommen. Johanna selber hat im Kampfe nie jemand getödtet, nie Blut vergossen, sie trug nur ihre Fahne voran, deren Anblick die Franzosen jede Gefahr vergessen ließ. Am 5. Mai ward gerastet — es war Christi Himmelfahrt — am 6. Mai dagegen wurde ein Hauptwerk der Engländer beim Augustiner-Kloster unter ihrer Leitung angegriffen. Engländer und Franzosen wetteiferten in Tapferkeit. Die Engländer bekamen jedoch Verstärkung und giengen gerade auf die Stelle los, wo Johanna stand. Furchtlos eilte sie ihnen mit dem Schlachtruf: „Im Namen Gottes!" (en nom Dé) entgegen und jagte sie in die Flucht. Am nächsten Tag sollte das Bollwerk les Tourelles genommen werden. Die Führer hatten anders befohlen und die Thore schließen lassen. Johanna aber sagte: „Ihr seid in eurem Kriegsrath gewesen, ich in dem meinigen! Der Plan Gottes wird sich erfüllen, der Plan der Menschen zu nichts werden!" und befahl dem Volk, das Thor zu öffnen, und Bürger und Soldaten stürzten ihr nach in den Kampf gegen das festeste Werk und gegen die Blüte des englischen Heeres, als wären sie nicht mehr sterblich. Als es Mittag war, begannen die Franzosen zu ermatten. Da sprang Johanna in den Graben, um auf einer Leiter die Schanze zu ersteigen, aber ein Pfeil traf sie zwischen Hals und Schulter, sie wurde ohnmächtig weggetragen und weinte vor Schmerz, als sie wieder zu sich kam. Allein bald kam der Geist wieder über sie, sie zog selbst den Pfeil heraus: „Es ist nicht Blut, was aus der Wunde fließt, es ist Ruhm", und kniete dann nieder zum Gebet. Schon wollen die Führer den Befehl zum Rückzug geben, als sie den Schlachtruf erhebt: „Zu den Waffen, die Schanze ist euer!"[2])

Erste Kämpfe.

[1]) „Mes voix m'appellent . . . Nos gens ont bien à besogner. Le sang de nos gens coule par terre."

[2]) Dunois selber bezeugte später: „Ehe die Jungfrau kam, jagten 200 Engländer 800 oder 1000 Franzosen vor sich her, seit sie erschien wagten 400 oder 500 Franzosen den Kampf gegen die ganze Macht Englands."

sich auf ihr Pferd schwingt und den Angriff von neuem leitet. Die Franzosen fühlen sich von einer übermenschlichen Kraft unterstützt. Ein Schrecken kommt über die Engländer, das Schanzwerk wird erstürmt. Beinahe die ganze englische Besatzung wird erschlagen oder gefangen genommen. Am Abend zieht Johanna als Siegerin unter dem Geläute aller Glocken, unter namenlosem Jubel in die Kirche, um Gott zu danken. —

Die Krönung in Rheims. Frankreich vertraut wieder sich selber.

Am 8. Mai verließen die Engländer alle ihre Schanzen und stellten sich in Schlachtordnung auf dem offenen Felde auf. Johanna ließ auf offenem Felde Messe lesen, gebot aber, sich nur zu vertheidigen, wenn man angegriffen werde, denn es sei Sonntag. Die Engländer zogen ab unter Talbot und Suffolk, Orleans war befreit. Heute noch feiert die Stadt jedes Jahr am 8. Mai durch einen Festzug ihre Rettung durch die Jungfrau. Orleans befreit.

Der Eindruck, den die Befreiung dieser wichtigen Stadt auf Frankreich hervorbrachte, war unermesslich. Kein Siegesrausch hemmte jedoch die Thätigkeit der Jungfrau; obschon noch an ihrer Wunde leidend, nahm sie doch schon am 9. Mai von den Bewohnern, die vor Freude und Rührung weinten und ihr demüthig dankten, Abschied und eilte nach Loches, wo Karl VII. damals Hof hielt, überall wie ein Engel von der Bevölkerung begrüßt, die ihr die Hände, die Kleider, die Spuren ihres Pferdes küsste, was sie fürchtete. „Wahrhaftig," meinte sie, „ich weiß mich nicht davor zu bewahren, wenn mich nicht der gütige Gott selbst davor bewahren will." — Sie mahnte jetzt den Dauphin, sich schleunig zur Krönung nach Rheims auf den Weg zu machen. Johanna beim König.

Aber diese kalte, schwache Natur war fern von ihrem edlen Seelenschwung: das Unternehmen sei unmöglich. „Edler Dauphin," entgegnete sie, „berathschlagt nicht soviel, ich werde nicht lange dauern!" Nur ihre Stimmen trösteten sie über diese Zögerungen: „Tochter Gottes, geh, geh," riefen sie ihr zu, „wir helfen dir." — Bis eine Armee zusammengebracht wäre, wollte Johanna wenigstens die Plätze an der Loire von den Engländern säubern; aber wie lange zog sich auch diese Unternehmung hin, obschon die gewöhnlichste Vorsicht mahnte, die Engländer aus ihrer ersten Betäubung sich nicht erheben zu lassen! So kam es am 11. Juni zur Belagerung von Jargeau, am 14. Juni wurde die Stadt nach vierstündigem verzweifeltem Widerstand von Johanna im Sturm genommen. Wo die Vertheidigung am heftigsten war, sah man überall die Jungfrau. Ein Stein wurde ihr an den Kopf geschleudert und warf sie in den Graben hinab. Lächelnd erhob sie sich mit dem Rufe: „Vorwärts, meine Freunde, der Herr hat die Engländer in unsere Hand gegeben, die Stadt gehört uns." — Fast die ganze englische Besatzung wurde niedergehauen. Am 15. Juni wurde die Brücke von Meung im Sturm genommen. Am 17. Juni kam der Connetable zu ihr, gegen das Verbot des Königs, der keine Hilfe mehr von ihr wollte. Aber Richemont erklärte: „Was ich thue, thue ich für das Reich und den König; ich will sehen, wer es mir wehren will." Johanna nahm ihn auf: „Ich habe Hemmungen. Jargeau.

Euch nicht kommen heißen, aber weil Ihr da seid, seid Ihr mir willkommen." Am 18. Juni erheiterte sich ihr Antlitz, als die Engländer und Talbot auf

Die Jagd von Patay. offenem Feld den Franzosen bei Patay entgegenritten. „Werden wir kämpfen, Johanna?" fragte der Herzog von Alençon. — „Habt ihr gute Sporen?" erwiderte die Jungfrau. — „Wie, um zu fliehen?" — „Nein, um zu verfolgen. Wir werden heute die Engländer haben." — Und so war es; die Engländer wurden aufs Haupt geschlagen. 500 Ritter fielen, Talbot wurde gefangen, die anderen flohen. Der Verlust der Franzosen war gering.

Jetzt strömte dem Heere des Königs von allen Seiten Verstärkung zu, Ritter und Bürger, Volk und Armee riefen: „Nach Rheims!" Nur der König wollte diesen Ruf nicht hören.

Johanna wollte Richemont und Burgund mit dem König versöhnen,[1]

La Trémouille. aber La Trémouille hinderte es. Karl erklärte, er wolle lieber gar keine Krönung, als Richemont dabei sehen. Da verließ Richemont das Hoflager, führte aber den Kampf mit den Engländern auf eigene Faust. Die Mattherzigkeit des Königs, seine Willensschwäche und der gottbegeisterte Thatendrang des Heldenmädchens stehen sich schroff gegenüber wie Zweifel und Glaube. Im Rathe will man vorsichtige Kriegsführung, Johanna will den kühnen Zug nach Rheims, denn die Krönung wird gewiss die Franzosen ermuthigen und in das Lager des Königs treiben: „Sobald der Dauphin gekrönt ist, wird der Feinde Macht immer mehr zusammenbrechen, zuletzt werden sie weder dem Reich, noch dem König mehr schaden." Der König sah sich trotz der Feigheit seines Unglaubens bald gezwungen, hinsichtlich der Krönung der allgemeinen Stimmung nachzugeben. An der Spitze von 12.000 Gewaffneten, meist zu Pferd, brach er am 29. Juni von der Loire

Nach Rheims. gegen Rheims auf. Der Weg gieng durch ein Land, welches von Feinden besetzt war, an mächtigen Städten vorüber, allein gerade die Kühnheit des Unternehmens begeisterte die Krieger und vor der Jungfrau beugte sich alles. Auxerre unterwarf sich, Troyes leistete Widerstand. Fünf Tage lag man schon vor der Stadt, die Lebensmittel waren selten. Schon berieth der Kriegsrath über den Vorschlag La Trémouilles, an die Loire zurückzukehren. Da klopfte Johanna an die Thüre und trat muthig ein. „Wird man mir glauben, was ich sage?" fragte sie den König. — „Je nach dem, was du sagst!" — „Edler Dauphin, berathet nicht lang, befehlt den Angriff; ehe drei Tage vorüber, ist die Stadt Euer!" — „Wenn wir sie nur in sechs Tagen haben", antwortete Trémouille. — „Morgen schon ist die Stadt in unserer Gewalt", entgegnete die Jungfrau. Man ließ sie gewähren und Johanna hieß das Heer in der Nacht noch die Vorbereitungen zum Sturm treffen. Als man am Morgen in Troyes dies sah und die Fahne der Jungfrau erblickte, der man übermenschliche Kraft zutraute, kam ein Schrecken über die Stadt: sie ergab sich gegen Bestätigung ihrer Rechte und freien Abzug der Engländer; als diese auch gefangene Franzosen mitführen wollten, wehrte es

Chalons. ihnen die Jungfrau. — Jetzt gieng es gegen Chalons, aber die Bewohner kamen mit ihrem Bischof in Procession dem König entgegen. In dieser Stadt begrüßten sie viele Bewohner aus Domrémy und fragten staunend, woher sie so viel Kühnheit nehme: „Ich fürchte nur Verrath", entgegnete das Mädchen. Ohne Stolz, nur mit Liebe und Einfachheit empfieng sie ihre Landsleute, wie

---

[1] Eysell, Johanna d'Arc. S. 201—203.

wenn sie ihr stilles Dorf nie verlassen hätte, um Frankreichs Retterin und die Trägerin unsterblichen Ruhmes zu werden. Am 16. Juni stand man vor Rheims, der alten Krönungsstadt. Selbst jetzt noch hatte der König Bedenken, obschon von allen Seiten Verstärkungen kamen, Johanna musste ihn wieder mahnen: „Gehet nur muthig vorwärts und hegt keinerlei Furcht, so werdet Ihr Euer ganzes Reich wieder gewinnen“, und in der That, wie es ihm die Jungfrau verheißen, die Bewohner zwangen die burgundische Besatzung, die Stadt zu verlassen, und die Bürger brachten Karl die Schlüssel der Stadt.[1]) Rheims.

Sonntag den 17. Juli 1429 war die Krönung. Der Ruf: „Es lebe der König!“ wiederhallte in den herrlichen Wölbungen des Domes. Johanna stand mit ihrem Banner rechts vom Altar; nach der Salbung kniete sie zuerst unter heißen Thränen vor dem König nieder, den sie jetzt erst König, früher Dauphin nannte: „Edler König, nun ist das Wohlgefallen Gottes erfüllt, der da wollte, dass Ihr in Rheims die heilige Weihe empfanget, und zeigen wollte, dass Ihr der wahre König seid, dem Frankreich gehöre!“ — Jubel brauste empor. Das Land hatte seinen König wieder gefunden und der König die höchste Weihe der Religion. Frankreich glaubte wieder an sich selber, das französische Volk stieg aus dem Grabe wieder zu neuem Leben empor. Das bescheidene Hirtenmädchen, welches sein Volk gerettet, stand auf der Höhe eines einzigen Ruhmes in der Weltgeschichte. Seit sie ihr stilles Dorf verlassen, wie wenige Monate waren verflossen! — und was war in dieser kurzen Zeit nicht Großes geschehen! Frankreich war umgewandelt, alle Herzen erglühten wieder für Gott und Vaterland — und das alles hatte der Glaube, das Genie, die reine Natur eines Hirtenmädchens hervorgebracht, das nicht lesen und schreiben konnte, das nur Waffen des Geistes gebrauchte, demüthig allen Erfolg Gott zuschrieb und jeden Augenblick opfermuthig ihr Leben einsetzte. Krönung.

Spätere Geschichtschreiber sagen, sie habe ihre Sendung für beschlossen erklärt und den König gebeten, sie zur Herde ihres Vaters zurückgehen zu lassen. In gleichzeitigen Quellen findet sich jedoch nur die Nachricht, sie habe auf die Frage des Erzbischofs, in welchem Ort sie zu sterben meine, geantwortet: „Ich habe erfüllt, was der Herr mir aufgetragen, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen. Möchte Gott, meinem Schöpfer, es gefallen, dass ich nun zurückkehren darf zu meinem Vater und zu meiner Mutter, ihnen zu dienen und meine Herde zu weiden.“ — Sie sah Vater und Mutter in Rheims, noch bezeichnet eine Inschrift in der Nähe des Domes das Haus, in welchem die Eltern der Jungfrau auf Kosten der Stadt während der Krönung bewirtet wurden. Ihre beiden Brüder Johann und Peter waren beim Heere, so war die Jungfrau wieder im Kreise der Ihrigen. Der Vater musste dem König Johannas Lebenslauf erzählen und erhielt von ihm — sechzig Thaler zur Heimreise, zu der ihm die Stadt Rheims noch ein Pferd schenkte. Ihre Landsleute, die ihre Thaten bewunderten, fanden das bescheidene Mädchen wieder, das Gott allein die Ehre Die Eltern.

[1]) Eysell, Johanna d'Arc, S. 204.

gab: „Was ich gethan, war nur ein Dienst." Dass ihre Gedanken oft in der Heimat weilten, zeigt eine Urkunde des Königs vom letzten Juli, dass die Insassen von Domrémy jetzt und in der Zukunft von allen Abgaben frei sein sollten: wahrscheinlich das Einzige, was das edle Kind zum Danke für die unermesslichen Verdienste sich vom König erbat. Bis zur französischen Revolution stand in dem Steuerregister statt jeder Zahl bei Domrémy der Name La Puçelle.[1]) Dass sie aber mit weiter reichenden Plänen sich trug, beweist ihr Sendschreiben an die Husiten, denen sie mit einem Zug nach Böhmen drohte,[2]) wenn sie nicht aufhörten, Kirchen zu schänden und Geistliche zu morden; beweist ihr Plan, Constantinopel von den Türken zu befreien, beweist ihr Bestreben, Burgund mit dem König auszusöhnen. —

Ihr Dorf steuerfrei.

Gefangenschaft, Process und Tod der Jungfrau von Orleans.

Doch es war über den Sternen anders beschlossen! Johanna erlag in der That dem Verrath, den sie gefürchtet, und der erste Verräther an der Krone war der König selber, der zweite sein allmächtiger Günsting La Trémouille. Beide fürchteten den nationalen Aufschwung, der eine aus geistiger Trägheit, der andere, weil er fallen musste, wenn das Edlere siegte. Wenn man dem Anstoß, den das Heldenmädchen dem Volk gegeben, nicht selber entgegentrat, so konnten binnen einem Monat die Engländer aus ganz Frankreich verjagt sein.[3]) 20.000 Geharnischte waren jetzt bei dem König in Rheims und das war eine sehr große Zahl, denn bei der durch den langen Krieg hervorgerufenen Erschöpfung an Geld und Menschenkraft vermochten fürder weder Engländer noch Franzosen große Heere mehr ins Feld zu stellen; und je weiter der König erobernd vorschritt, umso größer musste sein Heer werden. Darum war die Mahnung der Jungfrau: „Auf nach Paris!" — und die ganze Armee rief ihr nach: „Auf nach Paris!"

Fehler der Regierung.

Aber der König bleibt, statt einen fortwährenden Triumphzug anzutreten, zuerst in Rheims, dann in Soissons, dann beschließt man auf einmal wieder nach der Loire umzukehren. Dieser Verzug gab den Engländern Zeit sich wieder vom ersten Schrecken zu erholen und ihre Kräfte zu sammeln. Die verzweifelten Maßregeln, zu denen Bedford rieth, zeigen am allerbesten, wie sehr er die Jungfrau und den von ihr bewirkten Aufschwung der französischen Nation fürchtete. Der stolze Bedford demüthigte sich vor seinem Oheim, dem Cardinal von Winchester; er demüthigte sich vor dem Herzog von Burgund. Jener ließ darauf das Kreuz gegen die Husiten predigen und brachte Geld und Mannschaft zusammen, die er dann gegen die Franzosen verwendete; dem Burgunder, dem man vor kurzem Orleans verweigerte, versprach England jetzt die Champagne, wenn er nur dem Bündnis treu bleibe. Burgund erneuerte denn auch das Bündnis: ein vollständiger Sieg Englands; er konnte nur gewinnen,

Bedford.

Burgund.

[1]) Hase, l. c. S. 41.
[2]) Palacky, Geschichte Böhmens, III. 2. S. 481.
[3]) Henri Martin, l. c. VI. p 199 ff.

wenn die Wagschale sich gleich hielt, jetzt England, jetzt Frankreich, um seine Hilfe zu erlangen, ihm Großes bieten musste! So unterhandelte denn jetzt auch thörichter Weise Karl VII. mit ihm, statt sich und sein Volk am Arm, den ihnen Gott in der Person der Jungfrau reichte, zu erheben. Philipp hielt ihn dann mit Unterhandlungen hin, bis ihm die Engländer geboten hatten, was er wollte; dann brach er sie ab. Die Hoffnung, Karl werde Paris durch Unterhandlungen gewinnen, erwies sich als Seifenblase. Welch schmerzliche Lage für Johanna! Wie klagt sie in einem Schreiben an die Bürger von Rheims über den Waffenstillstand! Sie spricht in dieser Zeit öfter ihre Sehnsucht aus, in die stille Hütte ihres Vaters zurückzukehren und dort zu sterben.[1]) Was Geist und Hochherzigkeit in der Armee besaß, war mit ihr für raschen Krieg; aber nur der Umstand, dass das königliche Heer die Seine-Brücke, über die es zurückkehren wollte, gesperrt fand, war schuld, dass der König jetzt, wo es schon zu spät war, einen Angriff auf Paris beschloss. Zeit gewinnen war für Bedford soviel als alles gewinnen: er nahm die angebotene Schlacht nicht an. Die Königlichen gewannen indes Senlis; Compiègne ergab sich dem König und der Jungfrau; Beauvais verjagte seinen englisch gesinnten Bischof und öffnete die Thore. Aber wie langsam war der Vormarsch! Am 23. August sagte die Jungfrau zu Alençon: „Schöner Herzog, lasst die Trompeten blasen und sammelt Eure Leute, wir wollen auf Paris los!“ Am 26. August hatte sie St.-Denys gewonnen, gleichfalls eine heilige Stätte Frankreichs wie Rheims. Die Normandie war daran, sich gegen die Engländer zu erheben, Bedford durfte dieses Thor zu Frankreich sich nicht verschließen lassen und kehrte deshalb nach Rouen zurück. Wieder eine günstige Gelegenheit für Karl, an den die Jungfrau und Alençon Botschaft über Botschaft schicken: aber er verspricht in einemfort zu kommen und hält sein Wort nicht. Endlich am 7. October trifft er in St.-Denys ein und mit Jubel vernimmt das Heer den Befehl zum Angriff auf den nächsten Tag.[2])

Der Angriff auf Paris

Aber die Stimmen verheißen der Jungfrau kein Glück mehr. Die lange Zögerung hat die Zucht im Heere gelockert. Eines Tages schlug Johanna mit der flachen Klinge nach einer Dirne, um sie aus dem Lager zu jagen, und das Schwert zersprang, das Schwert von Fierbois, das Zeichen ihrer geheimnisvollen

---

[1]) Als sie zwischen dem Erzbischof von Rheims und Dunois in Crespi einritt, fand sie begeisterten Empfang und vergoss Thränen darüber: „Hier ist ein gutes Volk, hier möchte ich begraben werden, wenn ich einmal sterben muß.“ — „Johanna, wisst Ihr, wann und wo Ihr sterben werdet?“ fragte der Erzbischof. — „Wenn es Gott gefallen wird, denn ich weiß eben so wenig, als Ihr, den Ort und die Stunde. O könnte ich doch mit Gottes Gnade jetzt von den Waffen scheiden und zum Vater und der Mutter heimkehren, und ihre Schafe und das Vieh mit meiner Schwester und meinen Brüdern hüten, die sich so freuen würden mich wieder zu sehen!“ Quicherat, Procès, III, p. 14.

[2]) So Dunois, d'Alençon, la Hire, der das Fluchen verlernt hat in ihrer Nähe. Wie der Glaube an Frankreich erwachte, zeigt, dass Gerson sie aus der Stille seines Klosters noch als Werkzeug Gottes begrüßte, dass die letzten Verse der Christine von Pisan, der Dichterin und Geschichtschreiberin Karls V., noch die Jungfrau feiern:

„Jehanne de bonne heure née,
Beni soit cil (celui) qui te créa!
Pucelle de Dieu ordonnée,
En qui le Saint Esprit réa (rayonna)
Sa grande grâce et qui ot (eut) et a
Tout largesse de haut don,
Qui te rendra assez gerdon (récompense).“

Vergl. Henri Martin, l. c. VI, p. 192—193.

Macht zerbrach, wie um anzudeuten, dass ihre Macht gebrochen werde durch scheitert. die Gemeinheit. Der Angriff auf Paris misslang! Johanna, die bis zehn Uhr abends an der gefährdeten Stelle stand und durch ein Wurfgeschoss verwundet wurde, konnte fast nur mit Gewalt vom Kampfplatz gebracht werden. „Bei Gott," rief sie, „der Platz wäre genommen worden,[1]) wenn wir fortkämpften"; es scheint aber, dass die Befehlshaber den Verlust gern sahen, denn er brach den Glauben an Johanna. Auf ihrer Rückkehr ins Lager hörte sie schon Ver- Größe der Jungfrau. wünschungen Verwundeter. Obschon verwundet, wollte sie am andern Tag wieder angreifen, aber der König befahl Umkehr, und als sie mit Alençon ihre letzte Hoffnung auf einen nochmaligen Angriff nahe bei einer Brücke setzte, auf der man die Seine überschreiten wollte, ließ der König sie in der Nacht abbrechen. Ein französischer Geschichtschreiber sagt mit Recht: „Hier steht dem Betrachter der Verstand still; es gibt in der neueren Geschichte kein Verbrechen gegen Gott und sein Vaterland dem gleich, welches Karl VII. und seine Günstlinge hiemit begiengen, und ebenso ist die Größe der Johanna d'Arc ohnegleichen."[2]) Im ersten Schmerz hieng Johanna ihre Rüstung in der Kirche St.-Denys auf und wollte allein an dieser durch große Erinnerungen geheiligten Stätte bleiben; allein man drang in sie, die Sache Frankreichs doch nicht aufzugeben und im Gefolge des Königs zu bleiben — und von da an verlieren ihre Stimmen die Sicherheit. Diesmal schnell, kehrte der König gegen die Loire zurück, Johanna entmuthigt. Johanna folgte ihm traurig. Das schöne Heer, das der Glaube an den Sieg zusammengebracht hatte, löste sich thatenlos auf. Alençon verließ das Heer, um auf eigene Faust den Krieg in der Normandie gegen die Engländer zu führen. Er bat den König, ihm die Jungfrau zu senden, die für ihn eine Armee wert war — die Normandie wäre den Engländern genommen, der Misserfolg ausgeglichen worden. Umsonst — Johanna musste lange am Hoflager des Königs bleiben; endlich erlaubte man ihr, den kleinen Krieg zu führen und es wurde um einzelne Festungen glücklich gekämpft. Der Schmerz aber, der ihr Herz zerriss, wurde dadurch nicht gestillt, dass Karl ihre Familie in den Adelstand erhob; sie war in der That dem Hof unbequem geworden und man suchte, sie zu ersetzen, jetzt durch eine Katharina, die von Schätzen weissagte, die man da und dort finde, jetzt durch einen Hirtenknaben aus den Cevennen, der in Zuständen der Ekstase prophezeite.[3]) Wahrscheinlich war der größte Schmerz der Heldenjungfrau, dass das Bild, das sie vom König im Herzen trug, in nichts versank. verläſst den Hof. Mitte April 1430 trennte sie sich unzufrieden vom Hoflager, um mit einem Häuflein Tapferer den Krieg auf eigene Faust zu führen: sie und der König haben sich von da an nicht mehr gesehen! Ihre Stimmen sagten ihr aber von da an wiederholt: „Johanna, du wirst bald gefangen werden!" und sie bat ihre Brüder im Paradies, ihr die Leiden einer langen Haft zu ersparen und ihr die Gnade eines schnellen Todes zu geben. Die Heiligen mahnten sie darauf, sie solle sich allem unterwerfen; es müsse geschehen, Gott werde ihr helfen.

In Compiègne. Burgund begann wieder den Krieg und sein Heer lagerte vor Compiègne. Johanna warf sich, um die gut französische Stadt zu retten, mit 2000 Mann hinein. Eines Morgens sagte sie hier in der Kirche: „Meine

---

[1]) „Par mon martin, la place eût été prise." Par mon martin (= bei meinem Hammer!) war ihr Schwur.

[2]) Henri Martin, l. c. VI, p. 215.

[3]) Henri Martin, l. c. VI, p. 222 bemerkt treffend: „Ceux, qui avaient conspiré pour fair mentir Dieu, songeaient maintenant a contrefaire Dieu."

Freunde, ich bin verkauft und verrathen und bald werde ich sterben müssen. Betet für mich, denn ich werde weder Frankreich noch dem König mehr helfen können." [1]) Am 24. Mai leitete sie einen Ausfall. Die Letzte auf dem Rückzug, kehrte Johanna gegen die Stadt zurück, aber das Fallgitter war niedergelassen, damit die Feinde mit den Flüchtigen nicht eindrangen. Alles stürzte auf sie los, ihre Vertheidiger wurden erschlagen, Johanna vom Pferd gerissen und gefangen, [2]) mit ihr ihr Bruder Peter, d'Aulon und Xaintrailles. Flavy hieß der Befehlshaber, welcher das Thor von Compiègne schließen ließ, damit die Festung nicht in Gefahr komme. Johanna war aber wert, dass man selbst Compiègne für sie zu opfern wagte. Die Sieger waren trunken vor Freude, als wenn sie eine ganze Armee gefangen hätten; in Notre-Dame zu Paris wurde ein Tedeum gesungen. Johanna gefangen.

Die Engländer verlangten die Auslieferung und Lionel de Vendamme lieferte sie an seinen Lehensherrn, Johann von Luxemburg, aus, welcher sie in sein Schloss Beaulieu brachte. Dort war ihr Leib, ihre Seele aber bei den Bedrängten in Compiègne; ihnen zu helfen, kam ihr der Gedanke sich aus dem Thurm zu stürzen und zu fliehen. Ihre Stimmen warnten sie, Gott zu versuchen, der denen in Compiègne schon helfen werde. Sie gehorchte ihnen nicht: „Lieber will ich sterben, als in die Hände der Engländer kommen." Sie empfahl ihre Seele Gott und stürzte sich vom Thurm sechzig Schuh tief hinab; man fand sie ohnmächtig am Boden, aber kein Glied war gebrochen. Drei Tage nahm sie nicht Speise noch Trank; Worte der Verzweiflung kamen über ihre Lippen, bis ihre Stimmen sie wieder trösteten: sie solle beichten, Gott habe ihr verziehen, denen in Compiègne werde geholfen werden. Luxemburg brauchte Geld, 10.000 Goldstücke waren der Blutpreis (die Engländer, sagt ein Zeitgenosse, hätten London für sie hergegeben), um den Luxemburg ewige Schmach auf sich lud. Vergebens bat ihn seine Gemahlin auf den Knien, die edle Jungfrau nicht an ihre Todfeinde auszuliefern. Luxemburg übergab sie Philipp von Burgund, der diesmal kein Gefühl von Ritterlichkeit kannte, zumal die Engländer im Weigerungsfall mit Handelssperre gegen Flandern drohten. Fluchtversuch. Auslieferung an die Engländer.

Johanna kam in den großen Thurm nach Rouen und sollte hier den Kelch des Martyrthums bis auf die Hefe ausleeren. Wie die Trauer guter Franzosen unbeschreiblich war — in Orleans, in Tours, in Blois hielt das Volk barfuß Bittprocessionen [3]) für sie — so war der Hass der Engländer gegen Johanna unsäglich, denn Ströme von englischem Blut waren geflossen, der englische Stolz aufs tiefste gedemüthigt worden. Von Schmerz bewegt sagt ein französischer Geschichtschreiber bei diesem Anlass: „Ein Laster hängt an dem großen englischen Volk, der Stolz, eine grausame Krankheit, und doch wieder Lebensprincip bei ihnen, die Erklärung ihrer Widersprüche und das Geheimnis ihrer Thaten. Tugenden und Verbrechen sind bei ihnen fast nur Stolz, ihre lächerlichen Dinge gehen bei ihnen nur aus dem Stolz hervor; sie leiden unsäglich durch den Stolz und setzen ihren Stolz darein, ihre Leiden zu verbergen; im Recht sind sie Juden, die Franzosen Christen." — Die In Rouen. Plan des Hasses.

1) Quicherat, Procès, IV, p. 272.
2) Ibid. IV, p. 34.
3) Ibid. V, p. 166—167.

Juden hassten Christus nicht stärker, als die Engländer die Jungfrau. Sie wollten nicht bloß ihren Leib, sie wollten auch ihre Seele vernichten. Wenn es ihnen gelang, sie als Zauberin, als Werkzeug der Hölle hinzustellen, so war auch die Krönung Karls VII. ein Werk der Hölle, somit Heinrich VI. der rechte König von Frankreich, und der Zauber gebrochen, der vor kurzem die Franzosen zum Sieg und die Engländer zur Niederlage geführt hatte.

Der Process.

Aber nicht Engländer, sondern Franzosen sollten über sie das Urtheil sprechen, und zum Werkzeug ihres Hasses gab sich Pierre Cauchon her. Geboren in Rheims, als Lehrer der Rechte an der Universität in Paris gefeiert, eifriger Anhänger Burgunds,[1]) dann Bischof zu Beauvais, war Pierre Cauchon[2]) durch den Siegeszug der Jungfrau aus seinem bischöflichen Sitz vertrieben worden, weshalb er von da an einen unsäglichen Hass gegen sie hegte. Während seines Aufenthaltes in England ganz Engländer geworden, sprach er englisch, kam er in nahe Beziehung zum Cardinal von Winchester, der ihm jetzt das Erzbisthum in Rouen in Aussicht stellte. Auf dem Gebiet seiner Diöcese war die Jungfrau gefangen genommen, als Bischof von Beauvais verlangte er sie vor sein Gericht. Auch die Universität von Paris war in Bewegung gesetzt und forderte, dass die Jungfrau vor die Inquisition oder vor den Bischof von Beauvais gestellt werde, und gern überließ der König von England die Gefangene dem geistlichen Gericht, behielt sich aber ihre Festhaltung als Kriegsgefangene vor, im Fall sie eines Verbrechens gegen den katholischen Glauben nicht überführt würde: mit andern Worten, sterben musste sie, ob sie nun als Hexe verbrannt oder als Kriegsgefangene enthauptet wurde.[3])

Pierre Cauchon.

Karl VII. that nichts, seine Retterin zu retten; er hatte hohe englische Gefangene in Händen und konnte mit Repressalien drohen; er konnte sich an den Papst wenden; als Bischof von Beauvais stand Cauchon unter dem Erzbischof von Rheims und dieser konnte die Gefangene vor sein höheres Gericht fordern; der König konnte sich für sie an Europa, insbesondere an das Concil von Basel wenden — er that jedoch gar nichts.

Undank Karls VII.

Der Erzbischof von Rheims, der viel galt in seinem Rath, erließ sogar ein Schreiben: Johanna habe dieses Unglück betroffen, weil sie hochmüthig geworden, weil sie Gefallen an schönen Kleidern gehabt, weil sie nach ihrem eigenen Kopf gehandelt habe, statt den Willen Gottes zu vollziehen.[4]) So wurde denn versucht, den Glauben an sie auch da zu zerstören, wo sie das Land von den Feinden gesäubert hatte, und der Unglücklichen den letzten Trost zu entziehen, während die Wuth ihrer Feinde gegen sie sich steigerte, als Compiègne gerettet wurde, und die Engländer glaubten jetzt, dass der Zauber sich an ihr Leben knüpfe. Johanna musste sterben, wenn die Engländer siegen sollten.

Arglist der Feinde.

So stand nun die Heldin, von ihren Freunden verlassen, allein der Arglist der Feinde gegenüber. Während sie an Händen und Füßen mit Ketten be-

[1]) Mochte er doch beim Concil zu Constanz den Mord des Herzogs von Burgund vertheidigen. Über die Zusammensetzung des Gericht vergl. Comtesse de Chabannes, l. c. p. 217—225.

[2]) Bulaeus, Univ. Paris, V, p. 912.

[3]) Quicherat, Procès, I, p. 12. — Henri Martin, l. c. VI, p. 236—238.

[4]) Henri Martin, l. c. VI, p. 234—235.

laden in einem eisernen Käfig zu Rouen schmachtete, wurde die Maschine in Bewegung gesetzt, die ihr Leben, ihre Ehre vernichten sollte. Die Erkundigungen, die man in ihrer Heimat einzog, lauteten nur zu ihren Gunsten. Auch ein anderes Mittel schlug fehl: ein verworfener Geselle, Loiseleur,[1] kam als gefangener Parteigenosse in ihr Gefängnis, um sie auszuspionieren. Verborgene Öffnungen waren angebracht und in den Nebenräumen hörten Zeugen alles, was die Jungfrau sprach. Am 21. Februar 1431 ward Johanna vor Gericht geführt, das in der Kapelle des Schlosses zu Rouen seinen Sitz hatte, sechzig Richter waren anwesend aus dem geistlichen und Advocatenstande, sie bezogen Taggelder von der englischen Regierung, Cauchon vier Goldstücke täglich. Einer der Richter, Houppeville, protestierte zum voraus gegen die ganze Verhandlung, weil nur Feinde zu Gerichte säßen — er wurde ins Gefängnis geworfen.[2] Ein anderer Gesetzgelehrter, Lohier, verlangte einen Vertheidiger für die Jungfrau und erklärte wegen Formfehlern die ganze Verhandlung für nichtig, es sei ein Process gegen die Ehre des Fürsten, dem sie gedient habe und den man auch vorfordern müsste. Der Mann wusste, was ihm bevorstand, und floh sogleich aus Rouen — haben doch die Engländer eine Frau verbrannt, bloss weil sie sich für die Jungfrau aussprach! Die andern Richter waren jetzt eingeschüchtert. Desungeachtet wurde der Process mit größter Unregelmäßigkeit geführt, einzelne Theile des Verhörs ausgeschieden, andere hinzugethan, dem Mädchen die verfänglichsten Fragen vorgelegt, eigens gewählt, damit jede Antwort, die sie gebe, sie verderben müsse.[3] Die Richter.

Desungeachtet hat Johanna offen und fein geantwortet und mit ihrem natürlichen Verstand allen Aufwand von Scharfsinn ihrer Richter zuschanden gemacht. So war die Frage verfänglich, ob sie gewiss sei, dass sie sich im Stande der Gnade befinde; sagte sie nein, so waren ihre Offenbarungen nicht vom Himmel; sagte sie ja, so sprach sie eine Ketzerei aus. Sie antwortete einfach: „Wenn ich nicht in der Gnade bin, so bitte ich Gott, mich darein zu versetzen; wenn ich darin bin, mich darin zu erhalten,[4] denn ich wollte lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein.“ So gab sie auf die Frage, ob sie die Hoffnung ihres Sieges auf ihre Fahne oder auf sich gesetzt habe, zur Antwort: „Ich habe sie auf den Herrn gesetzt und nie auf etwas anderes“; auf die Frage, ob Gott die Engländer hasse, gab sie zur Antwort: „Gott liebt den König von Frankreich und will, dass die Engländer aus dem Land kommen.“ Kühn sagte sie den Richtern: „Mein König wird sicher sein ganzes Reich wieder erhalten, bevor sieben Jahre vorübergehen; ich bin nur betrübt, dass noch so lange hin ist“; sie warnte den Bischof, seine Seele nicht in Gefahr zu bringen ihretwegen; wenn er sie kennte, so würde er nicht wünschen, sie in seinen Händen zu haben. Die Stimmen kommen ihr auch im Gefängnis, ermahnen sie, Gott zu vertrauen, alles geduldig zu ertragen, sich nicht um das Märtyrerthum zu kümmern, denn sie werde dadurch selig in das Paradies eingehen. Die Acten des Processes wurden so geführt, dass das arme Mädchen einmal ausrief: „Ihr schreibt, was gegen mich ist, und wollt nicht schreiben, was für mich ist!“ Als man sie aber um

Die Fragen. Gute Antworten.

---

1) Quicherat, Procès, II, p. 10—11.
2) Ibid. III, p. 170.
3) Henri Martin, l. c. VI, p. 271.
4) „Si je n'y suis, Dieu m'y mette, et si j'y suis, Dieu m'y maintienne. Je serais la plus doulante de tout le monde, si je savais n'être point en la grâce de Dieu. Si j'étais en peché, je crois, que la voix ne me viendrait point.“ Quicherat, Procès, I, p. 65; III, p. 153, 163.

ihren Glauben befragte, antwortete sie tief ergriffen: „Ich habe ihn von meiner Mutter gelernt, das Vaterunser, das Gegrüßt seist-du-Maria und das Glaubensbekenntnis." Thränen erstickten ihre Stimme.

Anklagen. Zwei Hauptanklagen ziehen sich durch den ganzen Process, einmal das Tragen männlicher Kleidung, welche die Schrift des Alten Bundes dem Weib verbietet, wie die Vorschriften der Kirche. Für Johanna war jedoch die männliche Tracht das Zeichen ihres kriegerischen Berufes und der war noch nicht vollendet, denn die Engländer standen noch in Frankreich. Ein anderer Grund war, dass Mannestracht. bloß die männliche Tracht sie im Gefängnis, wo immer drei englische Soldaten saßen, vor Schändung sicherte; eines Tages rettete ihre Ehre nur die Ankunft Warwicks, der durch ihr Geschrei um Hilfe herbeigerufen ward.[1]) Der Bischof verbot ihr die heilige Messe, solang sie die männliche Kleidung beibehalte, und so blieb diese Seele, deren Nahrung bisher die Religion gewesen war, ohne die Tröstungen der Kirche: „Wenn ihr mir auch versagt, die heilige Messe zu hören, so ist doch Gott gut und lässt sie mich hören ohne euch!" Die andere Anklage betraf ihre Die Offenbarungen. Erscheinungen, zunächst das Geheimnis, das sie dem König geoffenbart; aber hier war kein Geständnis aus ihr zu bringen, selbst durch die Drohung der Folterqualen;[2]) den König, der sie im Stiche ließ, vertheidigte sie auch als Gefangene mit einzigem Edelmuth, „sie hatte ihm seine Treulosigkeit vergeben, die Geschichte aber wird sie ihm nie verzeihen".[3]) — Dann die Art der Erscheinungen: „War der heilige Michael nackt?" — „Glaubt ihr, Gott habe kein Mittel, ihn zu bekleiden!" — „Sind die Erscheinungen Engel?" — „Ja, ich glaube so gewiss, als ich an Gott glaube." — Wird sie ihre Erscheinungen dem Urtheil der Kirche unterwerfen? — sie erklärt, sie halte sich bloß an den König des Himmels, der sie gesandt habe, auf Geheiß Gottes habe sie ihre Thaten vollbracht; sie glaube an die Kirche, welche nicht irren, noch fehlen könne. Nun sagte man ihr aber, es gebe eine siegende und eine streitende Kirche; an das Urtheil der letzteren, da man sich an die erste nicht berufen könne, müsse sie sich halten, und diese sei hier repräsentiert in den Richtern, und hier war der Punkt, an welchem man Arglist der Richter. sie unfehlbar zu fangen gedachte. Wenn sie dem gegenwärtigen Gericht — als dem Ausdruck der Kirche — sich unterwarf, so erklärte diese ihre Erscheinungen als Ausgeburten der Hölle und sie konnte doch ihre Stimmen nicht verleugnen, ohne sich selbst zu vernichten; unterwarf sie sich dem Gerichte nicht, so schloss sie sich aus der Kirche aus — und dann war das Urtheil über ihre Erscheinungen wieder gesprochen! Zwei Mönche, Beisitzer des Gerichtes, glaubten im Gefühl für das Recht sie darauf aufmerksam machen zu müssen, dass sie an den Papst und das Concil appellieren könne, das gerade in Basel tagte. Sie weiß nicht, was ein Concil ist; man erklärt es ihr — da sagt sie: „Dann sind dort auch welche von unserer Partei, und ich will nach Basel und mich dem Concil unterwerfen."[4]) — „Schweigt im Namen des Teufels", rief Cauchon. Die Engländer wollten die Mönche in die Seine werfen; von da an verschwinden sie unter den Beisitzern und mit ihnen auch der letzte Schimmer von Recht in dem Process. Cauchon ließ nun aus den ganzen Verhandlungen zwölf Artikel, die freilich den Bekenntnissen zum Theil fremd waren, zusammenstellen und ohne Nennung eines

---

[1]) Quicherat, Procès, II, p. 298; III, p. 148.
[2]) Ibid. I, p. 63.
[3]) Henri Martin, l. c. VI, p. 259.
[4]) Quicherat, Procès, I, p. 162, 166, 174—177, 187, 232—234, 251, 324—326, 399—402.

Namens von verschiedenen Corporationen, darunter auch der Universität Paris, ein Urtheil darüber fällen. Es galt so viele angesehene Männer als möglich in den Process zu verwickeln. Das Urtheil lautete: wenn die Angeklagte das im Protokoll Angeführte wirklich ausgesagt habe, so habe sie göttliche Offenbarungen abergläubisch erfunden und leichtsinnig geglaubt.

Johanna wurde indes tödtlich krank. Der Gouverneur von Rouen, Warwick, erklärte: um keinen Preis darf Johanna eines natürlichen Todes sterben, sie muss verurtheilt und verbrannt werden. Die Jugendkraft siegte. Jetzt wurde die Jungfrau dreimal feierlich aufgefordert, zu widerrufen, sich der Kirche zu unterwerfen und Frauenkleider anzuziehen. Sie erklärte, sie unterwerfe sich dem Papste; was sie gethan, habe sie auf das Geheiß Gottes gethan; als man ihr mit der Folter drohte, erklärte sie, auch wenn man ihren Leib in Stücke reiße, könne sie keine andere Aussage machen. Bloß die Furcht, dass sie unter den Händen der Henker sterben könnte, rettete Johanna vor der Folter.[1]

Warwick.

Der Promotor des Gerichtes, Jean Estivet, Canonicus der Kirchen von Beauvais und Estivet, fasste auf die Verhöre hin folgende Anklage durch Lügen und Verdrehungen zusammen: „Johanna d'Arc ist eine Zauberin, Wahrsagerin, falsche Prophetin; sie ruft böse Geister an und beschwört sie; sie hat einen falschen Glauben und ist in die Magie eingeweiht; sie hat keine rechte Kenntnis vom katholischen Glauben und der einen rechtmäßigen Kirche; sie ist eine Schänderin des Heiligthums, eine Götzendienerin, eine Abtrünnige; thut Böses, schmäht Gott und seine Heiligen; gibt Ärgernis, reizt zum Aufstand, stört den Frieden, reizt zum Krieg, ist blutgierig und verleitet zum Mord; ist schamlos, vergisst allen Anstand, der ihrem Geschlecht geziemt, hat deshalb Soldatenkleider angezogen; verführt die Fürsten und das Volk, maßt sich Würden und göttliche Verehrung an und ließ sich von Bethörten die Hände und Kleider küssen." Man sieht aus diesen Beinamen, wie blind und boshaft der Hass war. Mit Ruhe hörte Johanna diese Anklagen an und antwortete bloß mit einfachem „Nein" oder mit: „Ich überlasse alles Gott." — „Ich habe nie in meinem Glauben geschwankt und möchte um keinen Preis darin irren. Was ich that, that ich auf Geheiß Gottes und seiner Heiligen. Ich bin eine gute Christin und will als Christin sterben."

Die zwölf Artikel.

Am 24. Mai fand nun auf dem Kirchhof der Abtei St.-Ouen das Schlussverfahren statt. Zwei Gerüste waren errichtet: auf dem einen saßen die Richter mit dem Bischof, auf dem andern stand die Jungfrau, der Scheiterhaufen für sie war schon bereitet. Eine Predigt ward gehalten und sie schließlich beschworen, ihren Leib und ihre Seele vor dem Feuer zu retten. „Sendet den Bericht meiner Thaten und Antworten nach Rom an den heiligen Vater, dem ich mich nächst Gott unterwerfe!" — „Der Papst", wurde entgegnet, „wohnt fern, an seiner Stelle ist dieser Bischof Euer Richter und ihm habt Ihr Euch zu unterwerfen." — Sie schwieg auf dreifache Mahnung. Jetzt las man das Verdammungsurtheil und wollte sie dem Henker übergeben. „Ich will mich an das halten, was die Richter und die Kirche über mich sagen", erwiderte sie. „Johanna unterschreibe," rief man ihr zu, „hab' Mitleid mit dir selber!" und versprach ihr zugleich, sie in diesem Falle in kirchliches Gefängnis zu bringen und — jetzt gab sie nach in Verwirrung.[2] Ein Geheimschreiber des Königs von England zog eine Formel aus dem Ärmel, man führte ihr die Hand und sie unterzeichnete ein Kreuz, dann

Widerruf.

---

[1]) Quicherat, Procès, III, p. 48—52; I, p. 404—422.
[2]) Ibid. I, p. 444—447, 456—458; III, p. 168, 353.

nahm der Bischof die Ausstoßung aus der Kirche zurück, verurtheilte sie aber
Urtheil. „zu lebenslänglichem Gefängnis bei dem Brot der Schmerzen und dem Wasser der Trübsal, um ihre Sünden zu bereuen und nicht mehr in dieselben zurückzufallen". — „Wohlan," sagte sie jetzt, „führt mich in das Gefängnis der Kirche", — allein man führte sie in ihr altes Gefängnis zurück.[1]) Man hielt ihr das Wort nicht; sie stieß einen Schrei des Schmerzes aus.

Die Soldaten geberdeten sich wie rasend vor Zorn, dass der Bischof sie nicht dem Henker übergeben habe: der König habe sein Geld schlecht angewendet. „Wir werden sie schon bekommen",[2]) entgegnete einer der Richter. Steine flogen gegen Pierre Cauchon, Schwerter wurden gegen die Richter gezückt. — Johanna bekam nun Frauenkleider, blieb aber nachher wie vorher gefesselt und von englischen Soldaten bewacht. Am 27. Mai erhielt der Bischof Nachricht, sie habe wieder Mannskleider angezogen, und eilte sogleich mit mehreren Beisitzern ins Gefängnis; sie fanden Johanna in Mannstracht, das Antlitz entstellt, voll Thränen. Ein vornehmer Herr aus England hatte versucht, ihr Gewalt anzuthun. War die Reinheit ihres Leibes dahin, so hielten die Feinde auch den Zauber ihres Wesens
Misshandlung. für gebrochen. Johanna widerstand dem Unhold und erhielt Schläge von ihm. Die Mannskleider hatte man, um sie zu versuchen, vor ihr liegen lassen. „Warum habt Ihr Männertracht angelegt?" — „Weil ich diese Weise mich zu kleiden für anständiger halte, solange ich von Männern bewacht werde, und weil ihr mir das Wort auch nicht haltet." — „Ihr habt aber geschworen, nie mehr männliche Tracht anzulegen." — „Ich will lieber sterben, als in diesen Ketten leben; aber gestattet mir eine heilige Messe und ein erträgliches Gefängnis, so will ich thun, was die Kirche will." — „Eure Heiligen erscheinen Euch wieder?" — „Ja, sie haben mir erklärt, dass ich ein großes Unrecht that, als ich, um mein Leben zu retten, abschwor; ich habe das nicht verstanden, was der Abschwörungszettel enthielt." — „Glaubt Ihr, dass die Stimmen von Gott sind?"[3]) — „Ja, sie sind von Gott." — Jetzt hatten die Richter ihr Ziel erreicht: Johanna war offenbar
Für rückfällig erklärt. rückfällig, — beim Herausgehen sagte der Bischof befriedigt zu den Engländern: „Thut euch gütlich, es ist um sie geschehen!"[4])

Am 30. Mai 1431 kam ein Dominicaner zu Johanna ins Gefängnis, hörte sie Beicht und reichte ihr den Leib des Herrn und erklärte ihr dann, dass
Der letzte Morgen. es ihr letzter Morgen sei, dass sie um neun Uhr sterben müsse. Ihr junges Leben schrie laut auf gegen den Tod. „Weh mir, es ist entsetzlich, dass mein frischer, junger Leib, der nie befleckt worden, heute zu Asche verbrannt werden soll!" — „Bischof, ich sterbe durch Euch!" rief sie Cauchon zu, als dieser ins Gefängnis trat. — Nach und nach fasste sie sich. Um neun Uhr begann der Zug nach dem großen Fischmarkt, auf den sie von lauter englischen Soldaten umgeben fuhr. Loiseleur, der sie hatte stürzen helfen, drang durch die Menge und bat sie um Vergebung. Die Engländer wollten ihn in Stücke hauen. Auf

---

[1]) „Or ça, gens d'église, menez-moi en vos prisons, que je ne sois plus en les mains de ces Anglais." Aber die Antwort lautete: „Menez-là, où vous l'avez prise" (Procès, II, p. 14, 18), obschon ihr das Gericht durch Loiseleur hatte Befreiung aus der Gewalt der Soldaten, von denen sie Schändung fürchtete, versprochen hatte.

[2]) Quicherat, Procès, II, p. 376. „Mylord, nayez cure, nous la retrouverons bien."

[3]) Quicherat, Procès, II, p. 4—8, 181, 193, 365; I, p. 454—458.

[4]) Farewell! faites bonne chère: c'en est fait. Quicherat, Procès, II, p. 5, 8.

dem großen Platze war ein hoher Holzstoß errichtet. Schweigend hörte Johanna ihr Urtheil, vergab dann laut ihren Feinden, bat um das Gebet der Anwesenden und verlangte ein Kreuz. „Ja, meine Stimmen sind von Gott,“ rief sie, „alles, was ich gethan, habe ich auf Befehl Gottes gethan!“[1]) Ein mitleidiger Engländer zerbrach einen Stock und machte daraus ein rohes Kreuz. Den Soldaten gieng es zu lang: „Sollen wir hier zu Mittag essen?“ Der Henker zündete an, die Flammen züngelten empor, Johanna mahnte ihren Beichtvater, sich zu retten, rief die Heiligen an, und verschied unter dem Rufe: „Jesus!“ Das Martyrium.

Dies das Ende der edelsten Begeisterung und unsterblicher Thaten! So starb Johanna Darc, neben Ludwig dem Heiligen die edelste Erscheinung in der gesammten französischen Geschichte. Am Abend der Hinrichtung kam der Henker, angsterfüllt, zu ihrem Beichtvater: „Ach, ich habe heute eine Heilige getödtet, ich kann nicht selig werden.“ Sie hat Frankreich gerettet.

Johannas Leib konnte man tödten, aber nicht den Geist, den sie ausgegossen. Der Antrieb, den sie zur Erhebung Frankreichs gegeben, wirkte fort. Freilich hatte Frankreich, das in einem Jahr hätte wieder hergestellt werden können, wenn man diese herrliche Erscheinung zu benutzen verstanden hätte, noch jahrelang zu leiden, bis es endlich vollständig siegte. Zwar thaten die Engländer alles, um das an Johanna begangene Verbrechen auszunutzen; amtlich wurden die lügenhaftesten Berichte über das arme Mädchen versendet, denen jedoch das Volk keinen Glauben schenken wollte; es sah vielmehr in dem schnellen Tod des Pierre Cauchon und seiner Haupthelfer beim Process, von denen der eine am Schlagfluss, der andere am Aussatz starb, der dritte spurlos verschwand, ein Gottesurtheil; es sah in den Erfolgen der Franzosen die rächende Hand Gottes. Fortan schritten die Franzosen von Sieg zu Sieg und 1447 flatterte ihre Fahne auf der letzten englischen Besitzung. War vorher das Nationalgefühl unbestimmt und schwankend, so fühlten sich jetzt die Franzosen als Nation, und nicht nur der Canal, sondern ein Strom von Blut trennte sie von den Engländern. In diesen Kämpfen endet auch das mittelalterliche Staatswesen in Frankreich größtentheils und beginnt die Allgewalt der Krone.

Die wichtigsten Ereignisse vom Tod der Jungfrau von Orleans bis zum Tod Karls VII. sind folgende: 1431 unternahmen die Franzosen einen Handstreich gegen Rouen, der jedoch durch die Schnelligkeit Talbots, des englischen Nationalhelden, misslang. Der Bund Englands mit Burgund wurde locker, Philipps Volk verlangte Frieden mit Frankreich. Am 17. December 1431 wurde Heinrich VI. zu Notre-Dame in Paris durch Beaufort, Bischof von Winchester gekrönt, doch machte diese Feier den beabsichtigten Eindruck auf die Franzosen nicht. Kein französischer, kein burgundischer Großer erschien dabei, denn Rheims, nicht Paris, war der alte Krönungsort. In der Haupt- Wiederbeginn der Kämpfe.

[1]) „Oui, mes voix étaient de Dieu. Tout ce, que j'ai fait, j'ai fait par l'ordre de Dieu. Non, mes voix ne m'ont pas déçue. Mes révélations étaient de Dieu.“

stadt selbst herrschte Todesstille, ganze Straßen waren ohne Bewohner. Als Gegengewicht gegen die Pariser Universität, welcher die Engländer nicht mehr vollständig trauten, gründete Bedford 1432 eine Schule des Rechts in Caën. In Rouen, nicht in Paris, schlug Bedford den Sitz der Regierung auf. Im Frühjahr 1433 begannen die Franzosen den Kampf mit neuem Eifer. Der Bastard von Orleans nahm Chartres weg. Am 13. November 1432 starb Bedfords Gemahlin Anna von Burgund, die bisher das Band zwischen ihrem Gemahl und Philipp gebildet hatte; nur der Stolz hielt jetzt noch Burgund vom Frieden mit Karl VII. ab: er schloss aber einen Waffenstillstand mit Frankreich und Friedensunterhandlungen begannen; die einzige Schwierigkeit bei denselben war, dass er einen Frieden wollte, den auch die Engländer annehmen könnten. 1433 fiel La Trémouille. Richemont ließ ihn im Bett überfallen, nur sein Fett rettete den alten Sünder vom Tod, — der ihm zugedachte Dolchstich traf nicht die edleren Theile. Der König ergab sich auch in diese Demüthigung, ja gestattete sogar, dass in seinem Namen der Thäter die öffentliche Gewaltthat vor dem Volke rechtfertigte.

Paris. Rouen. La Trémouille.

Von jetzt an hob sich das Ansehen des Königs wieder, bessere Rathgeber kamen in die Nähe Karls VII. und wurden auf das kräftigste unterstützt durch seine Geliebte Agnes Sorel.[1]) Die schöne Agnes liebte Leute von Verdienst, war gut und hatte Mitleid mit dem armen Volk und übte durch den Zauber ihrer Schönheit und ihres Geistes auf den trägen König einen anspornenden Einfluss aus. Bekanntlich hat König Franz I. ihr die Befreiung Frankreichs zugeschrieben und es wäre schmerzlich, wenn es wahr wäre, dass nicht die gottbegeisterte Johanna, sondern eine Buhlerin Frankreichs Rettung begründete. Gewiss ist, Karl zeigte sich für guten Rath fortan empfänglich und thatkräftig und von den Siegen, welche die Franzosen jetzt fort und fort errangen, bekam er den Namen „der Siegreiche" („Le Victorieux"). Es war das Nationalgefühl, welches zuletzt alle Dämme durchbrach und auch den Geist des trägen Königs mitfortriss, seine Erweckung und Neubelebung ist jedoch einzig das Werk der Jungfrau von Orleans. 1434 erfolgte die wichtige Versöhnung Karls VII. mit Richemont.

Agnes Sorel. Charles le Victorieux.

Congress zu Arras.

1435 fand auf Betrieb des Papstes und der Kirchenversammlung zu Basel ein Congress zu Arras statt. Weder Franzosen, noch Engländer wollten im Ernst den allgemeinen Frieden. Die Franzosen wünschten nur Frieden mit Burgund, die Engländer nur einen Waffenstillstand mit Frankreich, während dessen sie sich erholen wollten, um dann alles Entrissene wieder zu erobern. Die Franzosen boten Heinrich VI. die ganze Normandie und Aquitanien, aber als Lehen an, und zum Glück für sie verwarf der englische Stolz diese günstige Bedingung und trug Burgund jetzt kein Bedenken mehr, mit England zu brechen. Philipp schloss hierauf am 21. September 1435 zu Arras nach sechzehnjährigem Kampfe einen Frieden, der zwar für Frankreich sehr demüthigend, aber immerdar eine große Wohlthat war. Karl VII. erklärte seine volle und innige Reue über den Mord zu Montereau und bat Philipp, allen Groll in seinem Herzen gegen ihn zu vertilgen, versprach Bannung der Mörder und verschiedene fromme Stiftungen zur Sühne des

Frieden mit Burgund.

[1]) Peigné-Delacourt, Agnes Sorel. Noyon 1861.

Mordes; ferner trat er die Grafschaften Maçon, Ponthieu, Boulogne, Auxerre und die Städte St. Quentin, Corbie, Abbeville, Peronne, Montdidier und Roie an den Herzog ab, den er zugleich für die Dauer seines Lebens von allen Lehenspflichten entband. Frankreich hatte also jetzt eigentlich zwei Könige, allein sie schlossen einen Bund gegen England! Gegenseitig wurde den Parteigängern Amnestie verheißen.[1])

Der Friede wurde in Burgund wie in Frankreich mit außerordentlichem Jubel aufgenommen, in England mit Hass und Klage über den Verrath Burgunds. Doch fehlte es in Frankreich nicht an Stimmen, welche die Demüthigung beklagten. Hätte Karl die Jungfrau von Orleans besser zu benützen verstanden, er hätte sich diese Schmach und seinem Volk Jahre von Kriegen erspart.[2]) Bedford starb am 14. September 1435 im bitteren Gefühl, dass die Frucht der Siege Heinrichs V. und seiner eigenen angestrengten Thätigkeit verloren gehe. Zehn Tage nach ihm starb Isabeau, arm, von den Engländern verachtet, von den Franzosen verabscheut. 1436 erhoben sich die Bauern der Normandie und erhob sich Paris gegen die Engländer unter dem Ruf: „Es lebe der König und der Herzog von Burgund!" Richemont hatte Truppen in die Nähe gebracht, ein Thor wurde geöffnet und der Angriff begann gegen die verhassten Fremden, von denen ein Theil sich in die Bastille zu retten vermochte, am 17. April aber das Schloss gegen freien Abzug übergeben musste. Allgemeines Vergeben und Vergessen war jetzt die Losung!

Jubel darüber.

Bedfords Tod.

Das Ziel, das Johanna angestrebt, Paris, war jetzt gewonnen. Natürlich erwachte mit neuer Kraft die Erinnerung an die unglückliche Retterin. Viele konnten nicht glauben, dass sie für so viele Wohlthaten so schmählichen Undank geerntet und nach so glänzenden Siegen ein so entsetzliches Ende gefunden habe. Das benützte ein Mädchen, welches mit Johanna in Gestalt so wunderbare Ähnlichkeit hatte, dass selbst die Brüder der echten Johanna sie für ihre Schwester hielten: sie sei aus den Flammen in Rouen gerettet worden — und sie fand Glauben. Die Stadt Orleans empfieng sie mit fieberhafter Begeisterung. Sie trieb sich da und dort herum, bewundert und gepriesen, vermählte sich zuletzt mit einem Ritter und kam 1440 selbst zu Karl VII. Wie in Chinon vor der echten, verbarg er sich auch diesmal unter Verkleidung vor der unechten Johanna im Gewühl der Höflinge, die den Thron umstanden. An einem Zeichen aber, das man ihr mitgetheilt hatte, erkannte sie ihn, gieng auf ihn zu; schon glaubte Karl ihr und begann von dem Geheimnis zu sprechen, das zwischen ihnen bestehe: da verlor sie die Fassung, stürzte auf die Knie und bat um Gnade für ihren Betrug. Sie ward dafür öffentlich ausgestäupt und starb in Schande und Elend.[3])

Paris befreit.

Eine unechte Johanna.

Richemont wirkte nach der Einnahme von Paris dem eigentlichen Unglück Frankreichs, den kleinen Söldnerbanden, entgegen, welche das misshandelte Volk nicht mehr Armagnaken, sondern Schinder nannte (écorcheurs); hier war aber schwer und nur durch fürchterliche Maßregeln zu helfen. Zunächst ergieng der Befehl, diejenigen Söldner, die vereinzelt auf Raub und Mord in den Dörfern betroffen würden, ohneweiters an den nächsten Baum zu hängen, oder ins nächste Wasser zu werfen, und das Unwesen war so verbreitet, dass bloß in der Nor-

Les écorcheurs.

[1]) Monstrelet, l. c. II, cap. 183.
[2]) Henri Martin, l. c. VI, p. 339—340.
[3]) Ibid. VI, p. 354.

mandie binnen Jahresfrist mehr denn 10.000 Räuber unter dem Beil oder Strick des Henkers starben. Das ganze Königreich war voll von kleinen Plätzen, deren Besatzung vom Raub lebte. Die Regierung nahm schließlich nur den besten Theil der Söldner in ihren Dienst und bildete fünf Musterscharen (compagnies d'ordonnance), jede zu 100 Lanzen unter einem Hauptmann, und jede Lanze enthielt sechs berittene Leute, einen vollständig geharnischten Ritter (homme d'armes), einen leicht gerüsteten Knappen (page), drei Bogenschützen (archers) und einen Dolch- oder Messerträger (coutelier), also im ganzen 9000 Krieger. Der Hauptmann bekam eine bestimmte Wohnung (garnison) und einen Monatssold von 30 Livres für die Lanze und musste dagegen streng für Zucht und Ordnung haften, Trunken- und Raufbolde fortschicken und grobe Verbrecher dem Richter überliefern. Das ist der Anfang der stehenden Heere der modernen Welt und durch die Aufstellung der Schützen (francarchers) aus der Mitte des Landvolks wurde der Anfang mit einem nationalen Fußvolk gemacht (1448); jedes Dorf von fünfzehn Feuerstellen gab zu den Freischützen einen Mann, welcher einen Monatsold von vier Livres empfieng und Schutz- und Trutzwaffen auf Kosten der Gemeinde oder auf eigene Kosten anschaffen musste.[1])

Das stehende Heer.

Stehende Steuern.

Die Errichtung eines stehenden Heeres war nur möglich bei ein- für allemal giltigen Steuern und Anleihen und letztere entstanden auch mit den ersteren. Nachdem Karl VII. am 12. November 1437 in Paris zum erstenmal wieder eingezogen war, begannen Unterhandlungen über einen Waffenstillstand mit England. Hungersnoth und Krankheiten rafften in beiden Staaten die Bevölkerung dahin und hätten beide Staaten zum schnellen Abschluss eines Friedens treiben sollen. Allein bei der Unfähigkeit Heinrichs VI. und bei dem Kampf der Parteien wusste England weder recht den Krieg zu führen, noch ernstlich den Frieden zu schließen und so währte das Elend fort. In Frankreich aber traten thätige Männer auf, wie Richemont und Jacques Coeur.

Jacques Coeur.

Letzterer war geboren in Bourges, der Sohn eines reichen Pelzhändlers, und hatte seine Jugend ohne wissenschaftliche Bildung in der Werkstätte seines Vaters zugebracht, hatte sich dann mit einem Münzmeister verbunden und wurde mit diesem wegen Ausgabe zu leichter Münzen bestraft, nahm sich jedoch die Sache sehr zu Herzen und erhob sich durch eigene Thätigkeit nicht bloß zu einem großen Vermögen, sondern zum wahren Wohlthäter seines Vaterlandes. Auf einer Reise durch Italien, Griechenland, Syrien und Ägypten lernte er den Handel im großen und die Geheimnisse kennen, durch welche Staaten reich werden. 1432 ließ er sich dann in Montpellier nieder und begann von da und bald darauf von Marseille aus den Handel nach dem Morgenland, den bisher die Venetianer, Genuesen, Florentiner und Catalanen vermittelt hatten, denen er aber jetzt die Märkte des Orients zu entreißen suchte. Bald wehte die französische Flagge in allen Häfen der Levante und Jacques Coeur genoss einen Credit, wie kein christlicher Fürst je bei den Moslimen genossen. Die Medici wurden sogar von ihm übertroffen an Größe und Ausdehnung seines Geschäftes. Jacques Coeur wollte jedoch nicht bloß reich sein, sondern auch seinem Vaterlande helfen. Er wurde des Königs Münzmeister (argentier) und statt der gefälschten Münzen wurden jetzt auf einmal

Handel nach dem Orient.

[1]) Henri Martin, l. c. VI, p. 363, 382 ff.

gute Münzen ausgegeben und, wie in seinem eigenen riesigen Geschäft so schuf Jacques Coeur jetzt Ordnung im französischen Staatshaushalte. Er schoss hochherzig der Krone ungeheure Summen vor und die Noth durch die Söldner war in Frankreich so groß, dass die Nation seinen Maßregeln fördernd entgegenkam. „Man meint, Scharen von Teufeln seien über Frankreich hergefallen", mit diesen Worten bezeichnet ein Zeitgenosse das Treiben der Söldnerbanden. So kam es, dass um des Übels los zu werden, die Stände fortdauernde Steuern bewilligten: Die Stände. die Staatsdomänen sollten für den Unterhalt des Königs und seines Hauses ausreichen, die Salzsteuer die Bedürfnisse der Regierung, und die Taille, auf 1,200.000 Die Steuern. Franken jährlich gesetzt, sollte die Kosten für das stehende Heer decken. Das hieß das Räuberwesen an der Wurzel angreifen, aber auch die Einberufung der Stände in jedem Jahr unnöthig machen. Die Stände bewilligten 1439 die Taille für immer, nur solle der König ohne ihre besondere Einwilligung die Ziffer von 1,200.000 Franken nicht überschreiten.[1])

Mit der Gründung eines stehenden Heeres, mit der Einführung einer beständigen Steuer, hatte die Krongewalt einen unendlichen Zuwachs erhalten und war die Axt an die Machtstellung der großen Lehensbesitzer gelegt.

Natürlich traten die Großen der Ordonnanz von 1439 entgegen, ließen absichtlich in der niedern Normandie den Connetable im Streit mit den Engländern im Stich und zogen sich dann verdrossen vom Hof zurück. Eine Verschwörung bildete sich, La Praguerie, von der Empörung der Husiten in La Praguerie. Prag so genannt, und La Trémouille war die Seele derselben und der wichtigste Mann, der beitrat, der ehrsüchtige, kaltherzige Sohn des Königs selber, der spätere König Ludwig XI. Die Undankbarkeit gegen die Jungfrau von Orleans Ludwig XI. ward an Karl VII. durch seinen Sohn vergolten, der in Sittenlosigkeit seinem Vater ähnlich und nur darin von ihm verschieden war, dass er die Laster der Kraft besaß, während sein Vater nur die Laster der Schwäche trug. Aber Karl hatte diesmal tüchtige Rathgeber an der Seite. Der Plan der Verschworenen, den König gefangen zu nehmen, misslang. Jetzt löste sich ihr Bund auf. Einer nach dem andern gieng zum König über, zuletzt musste auch der Sohn um Verzeihung bitten; er that es aber, indem er sich zugleich die Begnadigung La Trémouilles und einiger schlechter Genossen ausbat. „Nein, ich will sie nie mehr sehen", antwortete der König barsch. — „Dann geh ich auch mit ihnen," sagte der Dauphin, „denn ich habe es ihnen versprochen." — „Gut, so geh, und wenn dir die Thür nicht weit genug ist, so werd' ich dir noch die Mauer durchschlagen lassen. Es wird schon Leute in meinem Hause geben, die mir die Ehre der Krone aufrecht zu erhalten helfen."[2]) Die Drohung, dass er der Thronfolge beraubt werde, beugte Ludwig. Wie sehr es Karl VII. diesmal ernst war, zeigt, dass er sogar den Bastard von Bourbon aus königlichem Geblüt, der am meisten geholfen Bastard von Bourbon. hatte, den Dauphin moralisch zugrunde zu richten, und der wegen seiner Verbrechen beim Volk verhasst war, kurzweg in einen Sack nähen und ersäufen ließ. Beispiele der Strenge waren umso nöthiger, als der lange Krieg eine Verwilderung der Sitten ohnegleichen herbeigeführt hatte. Wurde doch damals ein Marschall von Frankreich, le Sire de Retz, hingerichtet, weil man in seinen Schlössern Le Sire de Retz.

[1]) Pierre Clément, Jacques Coeur et Charles VII., I, chap. 5.
[2]) Henri Martin, l. c. VI, p. 386 ff.

nicht weniger als hundertvierzig Kinder vergraben fand, die er geschlachtet hatte, um Zauberkraft zu erlangen.

Sanction pragmatique. Die Macht der Krone wurde auf einem Nationalconcil zu Bourges 1438 durch Annahme der sogenannten pragmatischen Sanction erhöht.[1]) Diese bestimmte nämlich das Verhältnis der französischen Kirche zum Papst dahin, dass alle zehn Jahre ein allgemeines Concil gehalten werden solle, an dessen Beschlüsse der Papst gebunden sei; es setzte die freie Wahl der Bischöfe und Äbte durch die Capitel und Klöster fest; nur im Fall einer Unwürdigkeit oder eines Wahlverstoßes solle der Papst ein Veto haben, der König aber das Recht, den Wählern jemanden zu empfehlen, doch sine impressione, ohne Druck. Das Recht der Patrone blieb gewährleistet, der Papst behielt nur das Recht der Ernennung zu denjenigen Stellen, deren Inhaber zu Rom gestorben wären. Appellation nach Rom war verboten, wenn nicht der Process vorher durch alle Instanzen im Königreich selber gegangen war, und auch dann musste ein Legat im Königreich den Entscheid geben, gewisse Fälle ausgenommen. Die Annaten und Expectativen waren aufgehoben.

Die Großen und der König. 1441 wurde Pontoise erstürmt, Karl war diesmal selber im Gefecht. 1442 entstand eine neue Verbindung der Großen gegen die Krone, bei der auch der Burgunder war. Karl benahm sich sehr klug und fest, bewilligte Kleines, um Großes abzuschlagen, gewann die einen, um dadurch den ganzen Bund zu sprengen; namentlich verlangten die Großen, dass der König bei allen wichtigen Angelegenheiten ihren Rath einhole, und stellten sich zugleich als Vertheidiger der Rechte des Volkes hin. Karl VII. antwortete unter anderem, dass die öftere Einberufung der Stände nur eine Last für das Volk sei, mit andern Worten, es wurde jetzt allmählich Grundsatz der Regierung: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk.“

Kaum war dieser Sturm vorüber, so setzte der König und der Dauphin im Süden der Garonne den Kampf gegen die Engländer fort. Der Norden wurde dadurch an Truppen entblößt und der alte Talbot benützte das, um Dieppe anzugreifen. Dunois hatte sich in die Stadt geworfen und wehrte sich neun Monate hindurch, bis August 1443 Entsatz kam. Im gleichen Jahre gründete Parlament in Toulouse. der König ein Parlament in Toulouse für die Rechtssachen von Languedoc und Guyenne, mit der Nebenbestimmung jedoch, dass es nur eine Abzweigung des Parlaments in Paris, dass beide Parlamente eigentlich Ein Parlament sein sollten.

Waffenstillstand. 1444 am 1. Juli wurde in Tours ein Waffenstillstand mit England bis zum 22. April 1446 abgeschlossen, der dann später bis 1449 verlängert wurde. England bedurfte dringend der Ruhe und die Friedenspartei wollte den König mit einer französischen Prinzessin vermählen, um die

[1]) Hefele bemerkt (Conciliengeschichte, VII, S. 764): „Die pragmatische Sanction zu Bourges ist nichts anderes als die Zusammenstellung von 23 Basler Reformdecreten sammt einigen Modificationen, die in Bourges gemacht wurden, eingeleitet durch ein Vorwort, worin der König die Nothwendigkeit solcher Reformdecrete auseinandersetzt.“ Vergl. Bd. V, S. 614, 616 dieses Werkes.

Friedensverhandlungen zu erleichtern und die Macht der Krone den Parteien der Großen gegenüber zu stärken. Die Nachricht vom Waffenstillstand erregte einen unermesslichen Jubel in Frankreich, welches dreißig Jahre keinen Tag des Friedens genossen hatte. Frankreich lebte neu wieder auf, musste aber gerüstet bleiben für den Wiederausbruch des Krieges.

Jubel über die Ruhe.

Damit nun die Söldnerbanden nicht während des Friedens das Land verheerten, nahm die Krone gern die Einladung Kaiser Friedrichs III. an, ihm gegen die Schweizer Hilfe zu schicken. Statt einer kleinen Abtheilung schickte Karl den Dauphin mit 40.000 Mann (von den Deutschen wurden sie, statt Armagnaken, arme Gecken genannt) durch das Elsass wider die Eidgenossen, die gerade damals das mit Österreich verbündete Zürich belagerten. Die Erpressungen und Verheerungen, die überall diese Wüstlinge auf ihrem Durchzug verübten, waren grauenhaft. Viele vom Adel sahen aber dennoch ihre Ankunft mit Entzücken, denn es galt dem verhassten Bund der Eidgenossen. Diese unterschätzten, durch ihr bisheriges Kriegsglück verblendet, die Gefahr und sandten nur eine kleine Abtheilung gegen ein Heer, das so viele Schlachten geschlagen hatte. 1600 Mann sollten die Stellung des Feindes erkundigen, und als diese am 26. August bei St. Jakob an der Birs auf den Feind stießen, entbrannte in ihnen eine so wilde Kampflust, dass sie ohne Rücksicht auf Zahl, die erste, 8000 Mann starke Abtheilung desselben wie toll angriffen und durchbrachen. Als die Botschaft kam, jetzt rücke erst das Hauptheer heran und man solle sich retten, wurde der Bote erstochen[1]) und beschlossen, den Sieg zu vollenden oder zu sterben. Vergebens bot der Dauphin Capitulation an. Drei Stürme seines Heeres wurden abgeschlagen, obschon seine starke Artillerie fürchterliche Lücken riss. Zwei Ausfälle wurden mit übermenschlicher Anstrengung gemacht, so dass der Feind mit Staunen etwas zurückwich. Da kamen aber die deutschen Ritter den Schweizern in den Rücken und jetzt wollten diese ihr Leben nur noch theuer verkaufen und stritten in der Todesnoth wie Löwen, gefühllos für Wunden und Tod. Nach zehnstündigem Kampfe waren alle Eidgenossen todt oder verwundet, lagen aber auch 6000 Feinde erschlagen um sie her; nur sechzehn waren entflohen und entgiengen in der Heimat kaum der Hinrichtung, nie der allgemeinen Verachtung.[2]) Im Schrecken über solche Tapferkeit wagte der Dauphin nicht weiter in die Schweiz einzudringen, sondern wich nach dem Elsass zurück und versprach in Ensisheim den Schweizern nicht bloß Frieden, sondern stete Freundschaft. Der König war indes nach Lothringen mit einem Heere gezogen und das Selbstgefühl der Franzosen war schon derart gestiegen, dass man von der nöthigen Ausdehnung Frankreichs bis zum Rhein als der natürlichen Grenze sprach. Die Franzosen nahmen einige zwanzig Plätze, belagerten aber Metz vergebens.

Armagnaken und Schweizer.

Schlacht bei St. Jakob 1444.

Ludwig XI.

[1]) Er schwamm über die Birs und stahl sich durch das Gestrüpp zu ihnen, um sie zu warnen, wurde aber wahrscheinlich seiner Mundart wegen für einen Feind gehalten. Henne, Schweizer-Chronik 1444. — Johann von Müller, Schweizer Eidgenossenschaft, IV, S. 78—83.

[2]) Der österreichische „Ehrenspiegel" stellt den Tag von St. Jakob höher als die Schlacht bei den Thermopylen:

„Cedite Thermopylae, Basileam pugna celebrat
Martia; Germanis cedite Grajugenae:
Hic major virtus, minor ut sit calculus: hostis
Gallus atrox armis, Persa ibi mollis erat."

Krieg mit England. Im Jahr 1448 brachen die Engländer den Waffenstillstand zur Freude der Franzosen, die sich indessen gerüstet hatten und mit den Gegnern zum Ende kommen wollten. Mit den Worten: „Sire, was ich habe, gehört Ihnen", lieh Jacques Coeur dem König 200.000 Goldstücke zur Eroberung der Normandie. Diesmal fiel ein Platz nach dem andern, die einen mit Gewalt, die andern durch Einverständnis oder Vergleich. Die Franzosen beobachteten Mannszucht, was ihnen die Herzen der Bevölkerung gewann, während die Engländer, von ihrer Regierung im Stich gelassen, plündern mussten, um sich zu erhalten.

Siege der Franzosen. Am 10. November 1449 zog Karl VII. als Befreier unter unermesslichem Jubel in dasselbe Rouen ein, wo die wahre Befreierin Frankreichs in Flammen hatte sterben müssen. Harfleur ergab sich am 1. Januar 1450 nach kurzer Belagerung. Am 18. April wurden bei Formigni 4000 Engländer erschlagen. Caën wurde wieder französisch am 1. Juli, Falaise am 22. Juli, am 12. August wehte die französische Fahne auf den Mauern von Cherbourg, der letzten Besitzung der Engländer in der Normandie. Dann gieng's gegen Guyenne, Sieg auf Sieg ward errungen, Bordeaux und Bayonne wurden übergeben. So gehörte das Reich wieder dem König, Calais und Guines ausgenommen.

Die Verheißung der Jungfrau war erfüllt. Die Erinnerung an die Retterin Frankreichs erwachte von neuem und die öffentliche Stimme forderte die Revision des Processes. Am 4. November 1455 verlangte die alte Mutter Johannas in der Kirche Notre-Dame zu Paris die Wiederherstellung der Ehre ihres misshandelten Kindes. Die Kirche übernahm die Revision des Processes. Wie glänzend lauteten alle Zeugnisse, wie tief hatte sich das Bild der Gottbegeisterten in die Herzen aller eingeprägt, die ihr nahe kamen! Der Process wurde für gefälscht erklärt, für geführt mit Bosheit und Arglist, die zwölf Artikel für trügerisch, das Andenken Johannas für jedes Schimpfes bar. Über die Stimmen sprach das Urtheil des vom Papst Calixt III. bestellten Gerichtes sich nicht aus, stellte es vielmehr dem Geiste Gottes anheim, der da weht, wo er will, sich darüber zu entscheiden, und befahl, ein Kreuz an der Stelle der Hinrichtung aufzustellen.[1]

Ehrenrettung der Jungfrau von Orleans.

Die Heldin von Domremy hatte sich gegenüber der Arglist der Richter auf das Urtheil der Kirche berufen, und auf die Bitten der Mutter und der Brüder der Johanna ordnete Papst Calixt III. 1455 eine Prüfung ihres Processes an und beauftragte mit dessen Leitung den Erzbischof von Rheims, Juvenal des Ursins, den Bischof von Paris, Guillaume Chartier, und den Bischof von Coutances, Richard de Longueil. In der Kathedrale zu Paris trat 17. November die Mutter der Johanna, das päpstliche Breve vorzeigend, auf und bat unter Thränen um die Wiederherstellung der Ehre ihres Kindes, welches sie in der Furcht Gottes und nach der Lehre der Kirche erzogen habe, und welches von Feinden des Königs ungerecht als Ketzerin verurtheilt und verbrannt worden sei. Die Prüfung der Acten währte einen ganzen Monat. Darauf

Calixt III.

[1] Jetzt steht dort ihr Bild aus Stein. Orleans hat sie gleichfalls durch ein Standbild geehrt und feiert jedes Jahr durch eine Procession den Tag, da die Stadt durch sie befreit wurde, den 8. Mai.

fand der eigentliche Process im Bischofshof zu Rouen statt. Die Erben des Pierre Cauchon weigerten sich, ihn zu vertheidigen, denn er habe sich zum Unrecht durch den Hass der Engländer verleiten lassen. Dann wurden 144 Zeugen vernommen, Bauern aus Domrémy, welche die kleine, milde, fromme Jeannette kannten und liebten; Männer und Frauen aus Vaucouleurs, die sie als gottbegeistert, als einen Engel schilderten; dann ihre Waffengenossen, Held Dunois und Gaucourt, der Graf von Alençon, welche die ritterliche Heldin als ohne Furcht und Tadel priesen und ihre Pläne göttlicher Eingebung zuschrieben; dann Manchon, der Gerichtschreiber, der erzählte, was er nicht niederschreiben durfte von ihren Aussagen, und Massieu, der sie stets aus dem Gefängnis vor Gericht und wieder dahin zurückbringen musste, und ihr ohne Wissen der Richter gestattete, kurze Zeit vor der Gefängniskapelle niederzuknien und zu beten; dann Zeugen der Hinrichtung, die hörten, wie sie ihre Unschuld betheuerte, und dass ihr die Heiligen wirklich erschienen, bis sie das Haupt senkte und unter dem Namen Jesu den letzten Schmerzensschrei ausstieß. Hierauf wurden zur Durchsicht dieser Acten und der des früheren Processes die ersten Juristen des Reiches berufen und nach ernster, scharfer Prüfung nachgewiesen, was falsch, was verstümmelt, verdreht worden sei; Johanna wurde für unschuldig, ihre Prophezeiungen für Offenbarungen und ihr Auftreten als eine Sendung von Gott erklärt, denn sie habe Dinge vorausgesagt, die man nicht voraus ahnen konnte und die sicher eintrafen. Die Abschwörung wurde für eine Fälschung erklärt, ihre Unterschrift für durch Gewalt erschlichen. Dieses Urtheil wurde in Rouen und in allen Städten und Dörfern des Reiches feierlich verkündet. In Rouen fanden zwei Sühnprocessionen statt, eine nach der Stelle, wo sie zur sogenannten „Abschwörung" zur Unterzeichnung gedrängt wurde; die andere nach der Stätte, wo sie grausam hingerichtet wurde; ein Kreuz ward an der letzteren Stätte aufgerichtet (jetzt steht dort ihre Statue), an beiden eine Predigt gehalten. In Orleans wird jedes Jahr ein Fest zur Erinnerung an die Befreiung gehalten. In neuerer Zeit wird dieses Fest mit jedem Jahre glänzender, die ersten Redner verkünden von der Kanzel herab das Leben und Leiden der Heldin. Die Künstler wetteifern, diese einzige Erscheinung in der Weltgeschichte in Tönen, in Farben, in Marmor und Bronze, in Versen zu verherrlichen. Die beredtesten Bischöfe des Reiches haben Panegyriken über sie geschrieben, wie Dupanloup, Freppel; die Katholiken erhoffen von Rom die Heiligsprechung der Heldin Frankreichs.[1])

Cauchon. — *Zeugnisse für sie.* — *Als Gottgesandte.* — *Fest in Orleans.*

---

[1]) Bedeutsam wirkten zwei Herausgaben ihres Processes von Quicherat: „Procès de condamnation et réhabilitation de Jeanne d'Arc, dite la Pucelle" (Paris 1841—1849), in 5 Bänden, denen 1850 ein Band „Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc" folgte. Alle Urkunden gab in französischer Übersetzung O'Reilly heraus: „Les deux procès de condamnation, les enquètes et la sentence de réhabilitation de Jeanne d'Arc, mis pour la première fois intégralement en français, d'après les textes latins originaux officiels, avec notes, notices, eclaircissements, documents divers et introduction. 2 voll. in 8 avec gravures." Auf Quicherat stützt sich das Buch von Abel Desjardins: „Vie de Jeanne d'Arc", und das warm geschriebene Werk von Wallon: „Jeanne d'Arc", Paris 1860; der erste nennt sie „ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung", Wallon nennt ihr Leben „ein Wunder". In gleichem Sinne ist „Die Jungfrau von Orleans nach Processacten und gleichzeitigen Chroniken verfasst" (Regensburg 1834) von Guido Görres. Psychologisch versuchten Hase und Sickel das Räthsel zu erklären. Künstlerisch und poetisch-schön ist die Jugendgeschichte Johannas behandelt von Marie Edmée: „Histoire de notre petite Soeur Jeanne d'Arc dediée aux enfans de la Lorraine." Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris 1891, 4. Aufl.

Undank gegen Jacques Coeur. Als ob Undank eine Art Nothwendigkeit für ihn sei, misshandelte Karl gerade damals seinen Wohlthäter **Jacques Coeur**. Der ungeheure Reichthum, die Macht dieses Emporkömmlings, waren schon lange für die Höflinge mehr als genug Gründe zum Hasse: die einen rechneten darauf, dass sie durch seinen Sturz von der Verpflichtung, ihm seine Schulden zu bezahlen, frei würden, die andern, dass sie sich in seine Juwelen und Güter theilen könnten. **Agnes Sorel** war am 9. Februar 1450 gestorben und man flüsterte Karl VII. ins Ohr, **Jacques Coeur** habe ihr Gift gegeben, stehe mit dem Dauphin in Verbindung, habe Unterschleif getrieben, und der armselige König glaubte und vergaß ein ganzes Leben voll glorreicher Verdienste und ließ Jacques Coeur am 31. Juli 1451 plötzlich verhaften und verwendete zugleich dessen Geld zum Krieg in Guyenne. Die Anklagen waren unbegründet, desungeachtet kam Jacques Coeur auf die Folter, wurde zum Verlust all seiner Güter verurtheilt, die Todesstrafe aber aus Gnade

sein Ende. des Königs in ewige Verbannung verwandelt. Der Arme floh nach Rom, wo der Papst, der sich dringend für ihn verwendet hatte, ihn hoch ehrte und zum Befehlshaber seiner Flotte gegen die Türken ernannte. Jacques Coeur war jedoch durch schreckliche Erinnerungen gebrochen, er erlag 1456 in Chios; sterbend verzieh er dem König und seinen Feinden.

Der letzte Waffengang in der hundertundzwanzigjährigen Nationalfehde

Gascogne. zwischen Frankreich und England (1337—1457) fand in der **Gascogne** statt. Als diese in ihrem innern Leben unter englischer Herrschaft früher ganz unabhängige Provinz Steuern zahlen sollte, wie das übrige Frankreich, erklärte sie, der König habe keine Befugnis, seine Unterthanen, wie er wolle, zu beschatzen, rüstete sich zum Widerstand und erbat sich Hilfe von England. Schnell kam der achtzigjährige Talbot mit 5000 Reisigen 1452 und gewann mehrere feste Plätze, selbst Bordeaux. Allein 1453 schlugen die Franzosen die Engländer bei **Castillon** — **Talbot** fiel, — und nahmen alle Plätze wieder. Auf dem ganzen Festland hatten die Plantagenets nur noch **Calais**. Die Franzosen wagten sich 1457 sogar über das Meer und überrumpelten **Sandwich**.

Frankreich kam mit der Ruhe wieder zu Wohlstand. Karl hieß bei seinem Volke „**der Siegreiche**“, „**der Glückliche**“. Aber er war nicht glücklich, ein Wurm nagt an seinem Herzen, der Undank seines Sohnes, das Misstrauen, welches dieser

Ludwig XI. vor dem Vater zeigte. 1446 gieng Ludwig in die Dauphiné, sein Fürstenthum, und kehrte nicht mehr an den Hof zurück, jeder Mahnung seines Vaters spottend. — 1456 wollte ihn der König mit einem Heere zwingen, zu ihm zu kommen, da entfloh der Dauphin an den Hof Philipps von Burgund. Kein Versprechen, keine Bitte, keine Drohung half; der Sohn kam nicht mehr zum Vater. „Selbst meine Feinde vertrauen mir, nur mein Sohn misstraut mir“, klagte Karl VII. Man rieth ihm, den Sohn zu enterben, Burgund zu bekriegen, doch Karl konnte sich nicht dazu entschließen.[1]) Aufgefangene Briefe erfüllten seine letzten Tage mit Angst vor den Plänen des Sohnes, dem der Vater zu lange lebte. Karl fürchtete

Karls VII. Tod. Vergiftung, nahm nicht Speise noch Trank mehr zu sich und starb am 22. Juli 1461 des Hungertodes. Aus Furcht vor dem Thronfolger wagte man nicht, den König zu beweinen. „Wir haben unsern Herrn verloren,“ rief der brave **Dunois**, „jeder sei jetzt auf seiner Hut!“

Ehe wir das Walten Ludwigs XI., das ein düsterer Glanz umgibt,

---

1) Prophetisch äußerte Karl: „Mon cousin de Bourgogne ne sait pas ce, qu'il fait, il nourrit le renard, qui mangera ses poules.“

schildern, wollen wir die Folgen betrachten, die der Verlust Frankreichs für England hatte. Das Blut der Jungfrau von Orleans wurde im Kriege der beiden Rosen gerächt. —

Der Krieg der beiden Rosen.

Der Verlust Frankreichs wurde für England gefährlich. Die Eroberung hatte das Volk an kriegerische Thätigkeit, an Aufregung durch Sieg und Beute gewöhnt; jetzt hatte die erregte Kraft keinen Schauplatz mehr im Ausland und musste sich im Innern austoben. So kam es zu einem Bürgerkrieg, und bei eigenthümlichen Verhältnissen zu einem Kampf um die Krone, nicht gegen die Krone. Der Kampf, der dreißig Jahre währte, wurde mit der entsetzlichen Energie der englischen Rasse geführt, von der Comines sagt, sie sei die kriegslustigste der Welt, und kostete mehr denn einer Million Engländern das Leben. Der Streit der beiden Rosen spaltete nicht bloß das Königreich, sondern jede Provinz, jedes Haus in zwei Parteien. „Zwei Männer," sagt ein Dichter, „erheben sich des Morgens von einem und demselben Bett, sie wechseln kaum ein Wort und hassen einander, der eine ruft York, der andere Lancaster, und zum Abschied kreuzen sie die Schwerter." — Doch trafen die Schläge dieser Kämpfe mehr den Adel als den Bürgerstand; „denn in England," sagt Philipp de Comines, „fällt das Übel des Krieges auf den, welcher den Krieg beginnt." Folgen für England.

Heinrich VI. war neun Monate alt, da sein Vater starb.[1]) Der Sieger von Azincourt hatte auf dem Todbette bestimmt, dass sein älterer Bruder, Johann von Bedford, den Kampf fortführe und Frankreich verwalte, sein jüngerer Bruder, der Herzog von Glocester, England verwese. Infolge dessen machte dann auch Glocester vor dem Parlament Anspruch auf die Regentschaft, dieses aber erklärte seine Ernennung für ungiltig, denn Heinrich V. habe sie vollzogen ohne Zustimmung der drei Stände, auch sei mit seinem Tode seine Autorität erloschen, machte aber Glocester zum Vorsitzenden des aus fünf Prälaten, sechs weltlichen Großen, fünf Mitgliedern des niederen Adels bestehenden Staatsrathes, ohne dessen Zustimmung kein Act der Regierung Giltigkeit haben sollte, und gab ihm den Ehrennamen eines Protectors und Vertheidigers des Königreichs. Die Erziehung des Königs ward dessen Großoheim Heinrich Beaufort, Cardinal und Bischof von Winchester, übertragen. Der hochbefähigte und ehrgeizige Bedford leitete Frankreich, auf seinem Walten dort haftet nur ein Flecken, der Mord der Jungfrau von Orleans. Heinrich VI. Regentschaft. Staatsrath.

Bald entstand zwischen dem Protector und dem Cardinal Zwiespalt, den Bedford vergebens zu schlichten suchte; der Cardinal hatte Glocester im Verdacht, dass er sich vom Regentschaftsrath unabhängig zu machen, insbesondere ihn daraus zu verdrängen suche, und Glocester fürchtete, dass der Glocester Bedford und Beaufort.

---

[1]) Lingard, Geschichte von England, V, S. 68 ff. — Pauli, l. c. V, S. 181 ff.

Cardinal die Befugnisse des Regentschaftsrathes zu erweitern trachte, und bestritt seine Befähigung, ein Rath der Krone zu sein, da er der Rath eines auswärtigen Fürsten, nämlich des Papstes, sei: der tapfere Herzog war für die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich, der Cardinal sprach unerschütterlich für den Frieden, den die Erschöpfung der Nation zur Pflicht machte. Jeder der Gegner rang um Selbsterhaltung und Machtstellung und suchte seinen Einfluss durch Beförderung seiner Anhänger zu erhöhen.[1]) Der Hof theilte sich in zwei Parteien.

Brachte der Herzog gegen den Cardinal eine Anklageschrift beim König vor, die stärker war durch Feindseligkeit als durch Gründe, so brachte ihm die Gegenpartei eine empfindliche Wunde bei, indem sie Elinor Cobham,[2]) früher seine Buhlerin, jetzt seine Gemahlin, wegen Zauberei zu öffentlicher Buße verurtheilte. Heinrich VI. Bedford, der den Zwist hätte beilegen können, starb schon 1435; der König, der den Zwist hätte beilegen sollen, kam nie zur Selbständigkeit: er war fromm, milde und ohne Laster, schon der Schatten eines Unrechts empörte ihn: aber er war auch ohne Fähigkeiten, weich, eine jener Naturen, die sich nie selbst bestimmen, sondern stets von einer anderen abhängen.

Unter solchen Umständen war die Wahl einer Gemahlin für Heinrich VI. von der höchsten Bedeutung, indem sie voraussichtlich den König beherrschen würde. War Glocester für die Tochter des Grafen von Armagnak, so schloss der Günstling Suffolk. des Cardinals, Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, einen Vertrag der René. Vermählung mit Margaretha ab, der Tochter Renés, des Königs von Sicilien und Jerusalem, der aber keinen Fleck Landes sein eigen nennen konnte; denn seine Herzogthümer Maine und Anjou waren im Besitze der Engländer und Bar Margaretha. war Burgund verpfändet.[3]) Margaretha übertraf die meisten Frauen ihrer

---

[1]) Lingard, l. c. V, S. 121—132 ff. — Der Bischof von Winchester war von Martin V. zum Cardinal und apostolischen Legaten in England, Irland und Wales ernannt worden.

[2]) Lingard, l. c. V, S. 132—134.

[3]) René von Anjou, genannt der Gute (le bon), geboren 16. Januar 1409, der Sohn Ludwigs II. von Anjou und der Jolantha von Aragon, war ein reichbefähigter, gutmüthiger, aber vom Unglück verfolgter König. Der Einfluss seiner Mutter war schuld, dass ihn der Cardinal von Bar 1416 zu seinem Erben einsetzte. 1420 vermählte er sich mit Isabella, der Tochter und Erbin Karls II. von Lothringen, der 1431 starb. Schon wollte er Besitz von diesem Herzogthum nehmen, als Anton von Vaudemont, sein Vetter von der männlichen Linie her, ihm sein Erbrecht streitig machte, ihn 2. Juli 1431 besiegte und gefangen nahm und an seinen Lehensherrn, Philipp den Guten, Herzog von Burgund, auslieferte, der ihn bald in diesem, bald in jenem Schlosse festhielt. Seine Gattin Isabella verwaltete indes sein Herzogthum, erst 1432 ward er unter Bedingungen entlassen. 7. Februar 1434 erklärte ihn Kaiser Sigismund in Basel als rechtmäßigen Erben von Lothringen. Nach seinem Versprechen aber, in die Haft wieder zurückzukehren, saß er 1435 im Schlosse von Dijon, als ihn nach dem Tode seines Bruders Ludwigs III. die Königin Johanna II. zum Erben von Neapel und Sicilien erklärte. Seine Gemahlin Isabella vertrat seine Stelle. Erst 1437 wurde er selber frei und fuhr von Marseille über Genua nach Neapel, das ihm aber Alfons von Aragonien streitig machte. Neapel empfieng ihn mit Jubel, als man aber merkte, dass er arm sei, ließ der Eifer für ihn nach. Jakob Caldora, ein tüchtiger Feldherr, führte seine Sache mit Glück, starb aber schon 1438 und Alfons bemächtigte sich 1442 der Hauptstadt. René floh nach Florenz, wo ihn Eugen IV. als König von Neapel anerkannte, und von da in seine Grafschaft Provence. Nach dem Tode Don Pedros von Portugal boten ihm die Catalanen die Krone von Aragon an, auf welche er von seiner Mutter her Ansprüche hatte. René

Zeit an Schönheit, viele Männer an Verstand, Thatkraft und Ehrgeiz. 1444 fand die Vermählung statt, in kurzem beherrschte sie den König vollkommen. Margaretha und Suffolk fällten Glocester, der Cardinal hatte sich nämlich vom Hofe in sein Bisthum zurückgezogen. Wollte Glocester, des steten Kampfes müde, sich der Person des Königs bemächtigen? Etwas Ähnliches muss der König geglaubt haben; denn er ordnete große Rüstungen an und ließ seinen Oheim wegen Hochverraths verhaften, 11. Februar 1447. Am 28. Februar fand man den Gefangenen todt in seinem Bette, „aus Schmerz gestorben", das Gerücht aber sagte: „in der Stille ermordet". Bald nach ihm starb der Cardinal.[1]) Glocesters Ende.

Der ganze Hass der Freunde Glocesters wälzte sich nun gegen Suffolk; als er die Heirat des Königs mit Margaretha abschloss, wurden Maine und Anjou an René abgetreten; der König konnte ja nicht Länder behalten, die seinem Schwiegervater entrissen waren. Nun hieß es, Suffolk sei ein Verräther, der Verlust von Maine und Anjou habe den der Normandie herbeigeführt; damals traf nämlich die schmerzliche Nachricht vom Verluste Rouens ein. Die Gemeinen verklagten ihn 1450 vor den Lords wegen Verraths und schienen entschlossen, keine Subsidie zu bewilligen, bevor ihr Racheburst gestillt wäre; der König wollte ihn retten und doch die Gemeinen zufriedenstellen und verbannte ihn darum auf fünf Jahre aus seinem Reiche. Seine Feinde aber wollten sich das Opfer nicht entreißen lassen; beim Volke hieß es, Suffolk sei allerwärts guter Dinge und beim König und den Lords so gut angeschrieben als jemals. Auf dem Wege nach Calais wurde sein Schiff von einem größeren angehalten, der Herzog aufgefordert, dasselbe zu besteigen, bei seiner Ankunft als Verräther begrüßt und als solcher am 2. Mai 1450 von einem gemeinen Matrosen mit einem rostigen Schwert nach dem sechsten Streiche enthauptet.[2]) Suffolks Ende.

Doch wer befahl diesen Mord, dessen Kunde den König und die Königin in die tiefste Betrübnis stürzte, und der nur der Vorbote furchtbarer Stürme war? Die Sache bleibt dunkel. Gewiss ist, dass der Herzog Richard von York von jetzt an deutlicher mit seinen Ansprüchen an die Krone hervortrat. Richard von York. Durch seinen Vater stammte er vom vierten, durch seine Mutter stammte er[3]) vom zweiten Sohne Eduards III. ab, und die Lancastrischen Könige,

---

verzichtete zu Gunsten seines Sohnes Johann, der aber in Barcelona nur ein Grab fand. Seine Söhne und Enkel starben vor ihm, nur durch seine Tochter Jolantha, Gräfin von Aragon, hatte René Nachkommen. Seine Tochter Margaretha fand in ihrem Unglück Zuflucht bei ihm, den in seinen alten Tagen noch Ludwig XI. wegen Überlassung von Anjou an Frankreich bedrängte. Der gutmüthige René suchte Trost gegen all das Unglück in der Gärtnerei, in der Wissenschaft und Kunst: er war ein gründlicher Mathematiker und Theologe, sehr bewandert in der heiligen Schrift, er malte und dichtete mit Geschick. Noch sind Bilder und Glasgemälde von ihm vorhanden. Er sammelte alle Dichtungen der Troubadours. Seine Dichtungen gab Quatrebarbes, Oeuvres du roi René, Paris et Angers 1845—1846, in 4 Quartbänden heraus. Sein Leben ist beschrieben in „Histoire de René d'Anjou" par M. de Villeneuve-Bargemont, Paris 1825, in 3 Bänden. Der gutmüthige Greis starb 10. Juli 1480 in Aix.

[1]) Lingard, l. c. V, S. 136—140.

[2]) Ibid. V, S. 157—171.

[3]) Vergl. die Bd. V, S. 575 dieses Werkes mitgetheilte Stammtafel.

Heinrich IV., Heinrich V. und Heinrich VI. nur vom dritten; zudem war er mit einer Urenkelin Eduards III. vermählt, durch Thaten im französischen und irischen Kriege berühmt und verbündet mit dem mächtigen Grafen

Warwik. Warwick, der so reich war, dass er ein Jahreseinkommen von 80.000 Pfund von seinen Gütern bezog und 30.000 Menschen darauf ernährte.

Der Bauernaufstand in Kent 1450 unter John Cade, der sich für Yorks Vetter Mortimer ausgab, und dadurch nur das Anrecht des Herzogs von York an die Krone in der Erinnerung des Volkes auffrischte, zeigt, wie hoch die Flut der Unzufriedenheit gegen die Regierung stieg. Talbot, auf dessen Beistand die Krone rechnete, fiel bei einem Unternehmen in Guyenne; der Name Somerset, der Suffolk in der Stellung beim Könige nachfolgte, war mit dem Verluste Frankreichs zu sehr verknüpft, durch den das englische Nationalgefühl so empfindlich verletzt wurde. Trotz des Verbotes kam York aus seiner irischen Statthalterschaft mit einem kleinen Heere nach England und stellte sich dem König in Waffen gegenüber; doch kam es noch zum Vergleich und York kehrte in seine Statthalterschaft zurück 1452.[1])

Eduard Prinz von Wales. Da erhielt 1453 das Parteitreiben plötzlich ein neues Leben. Am 13. October gebar die Königin einen Sohn, Eduard. „Seine edle Mutter," sagt der Chronist Fabian, „hatte nicht wenig von den ehrenrührigen Reden des gemeinen Volkes zu leiden, das nicht glauben wollte, dass der Prinz wirklich der Sohn des Königs Heinrich VI. sei." Bisher hatten sich die Yorkisten mit der Hoffnung getragen, der König werde kinderlos sterben und dann die Krone regelrecht auf den Herzog von York übergehen; jetzt stand eine längere Herrschaft Margarethas für ihren unmündigen Sohn in Aussicht, falls der König bald stürbe. Dann verfiel der König am gleichen Tage in einen Zustand körperlicher und geistiger Unfähigkeit, er konnte sich nicht bewegen und schien ohne Verstand und Gedächtnis. York bekam den Vorsitz erst im Staatsrath,

York, Protector. 1455 ward er zum Protector und Vertheidiger des Reiches ernannt, auf so lange, als es dem Könige gefallen würde oder bis der Prinz von Wales mündig sei.

Allein nach neun Monaten kehrte Sprache und Gedächtnis beim Könige zurück: „Die Königin zeigte ihm den Prinzen und er hob die Hände empor und dankte Gott für das Kind. Und er sagte, bis zu dieser Stunde habe er es nicht gekannt, und wisse nicht, was ihm gesagt worden, noch wo er gewesen sei; denn er sei bis jetzt krank gewesen." Alsbald enthob der König York „der Bürde seines Amtes", entließ Somerset aus dem Gefängnis, in das ihn der Protector wegen des Verlustes der Normandie und Aquitaniens hatte werfen lassen, und suchte beide Herzoge zu versöhnen.[2])

Die beiden Rosen. Allein York griff zu den Waffen und jetzt rüsteten auch die Lancastrier, und so begann der dreißigjährige Krieg der beiden Rosen, so genannt, weil die Yorkisten eine weiße Rose im Wappen führten und die Lancastrier eine

---

[1]) Lingard, l. c. V, S. 155—161.
[2]) Ibid. V, S. 164—169.

rothe. Bei St. Albans stießen die beiden Parteien 21. Mai 1455 zusammen. York verlangte die Auslieferung Somersets und der angesehensten seiner Anhänger; der König erklärte, „eher wolle er für die, so mit ihm seien, in diesem Streite leben und sterben." In dem Gefecht, das sich sofort entspann, fielen Somerset und Clifford und 200 ihrer Streiter und wurde der König gefangen. Heinrich VI. musste thun, was die Yorkisten wollten; in einem Parlament (Juni 1455) erklärte er, dass York und Warwick unschuldig seien am Blutvergießen von St. Albans, nannte sie seine lieben Getreuen. Auf Antrag der Gemeinen ward York am 12. November abermals zum Protector ernannt, aber nicht wie das erstemal mit dem Beisatze „auf so lange, als es dem Könige gefalle", sondern „bis er von den im Parlamente versammelten Lords seiner Dienstleistungen enthoben sein würde". Der König war nämlich damals erkrankt, bald aber genas er wieder und die Zahl derer, die ihn seiner Macht nicht beraubt wissen wollten, war so groß, dass er am 25. Februar 1456 zum zweitenmale die Vollmacht des Protectors förmlich widerrufen konnte.[1]

St. Albans.

York wieder Protector.

Die Parteien ruhten jetzt zwei Jahre, aber an ihre Waffen gelehnt und voll Misstrauen einander beobachtend. Die Yorkisten sprachen vom guten Recht ihres Herzogs an die Krone, das dadurch nicht zugrunde gehen könne, wenn es ruhe, die Lancastrier forderten Rache für die bei St. Albans Erschlagenen. Vergebens forderte 1458 der König beide zum Vergessen und Vergeben auf, Rachsucht und Ehrgeiz übertönten seine Stimme. Das ganze Land parteite sich, die Lancastrier hatten ihre Stärke im Norden, die Yorkisten im Süden, jene hielten sich an das Königthum, das vom Parlament aufgestellt und sechzig Jahre seitdem von der Nation anerkannt war, diese hielten sich an das legitime Königthum; nannten diese Richard von York einen von Hofschranzen schwer beleidigten, um sein gutes Recht gebrachten Fürsten, so nannten jene ihn einen schon längst dem Gesetze verfallenen Verräther. Die Zwietracht, sagt ein englischer Geschichtschreiber, beschränkte sich nicht mehr auf die höheren Stände, sie war in jeder Familie, in die Zellen der Mönche und in die Hütten der Armut gedrungen.

Waffenruhe.

Wachsen der Parteiung.

Ein bloßer Verdacht, dass die Königin die Yorkisten zur Hochwildjagd nach Coventry geladen, nur um sie zu verderben, jagte die Freunde des Herzogs 1457 unter die Waffen. Der gute Heinrich VI. wollte dem Hader ein Ende machen und lud auf Januar 1458 beide Parteien nach London ein. Die bei St. Albans Gefallenen wurden für treue Unterthanen erklärt, ihre Verwandten entschädigt, auf zehn Jahre Frieden gelobt. Die Eintracht schien hergestellt, Glück und Kraft dem Lande wieder gegeben. Aber von Calais aus hatte Warwick wie ein toller Wikinger Schiffe der Hansa überfallen und sollte wegen dieser That sich in London verantworten. Dort glaubte er, die Königin stelle ihm nach der Freiheit und dem Leben, und floh nach Calais zurück und rüstete und beide Parteien griffen wieder zu den Waffen. Der Yorkist Salisbury siegte über den

[1] Lingard, l. c. V, S. 174.

Bloreheath. Anhänger des Königs Audely bei Bloreheath 23. September. 13. October fiel bei Ludlow der Marschall der Insurgenten von York ab, als er bemerkte, wie York durch Trug sich auf den Thron zu schwingen suche, und York floh nach Irland. Im November wurden die Häupter der Yorkisten vom König Coventry. für Verräther erklärt. 1460 jedoch schlug Warwick die Gegner bei Coventry und nahm den König gefangen; der Königin gelang es, mit ihrem siebenjährigen Sohne Eduard nach Schottland zu entfliehen.[1])

Die Yorkisten zogen mit dem gefangenen König nach London. Hier trat Richard im Parlament, das den Beschluss von Coventry widerrief, mit seinen Richard will die Krone. Ansprüchen an die Krone auf und legte die Hand auf den Thron: aber niemand lud ihn ein, denselben zu besteigen. Als ihn der Primas fragte, ob er sich zum König begeben wolle, erklärte er: „Ich kenne niemand in diesem Reiche, der sich nicht eher zu mir begeben sollte", und bezog den Palast. Am 16. October legte sein Anwalt den Lords seinen Anspruch an die Krone, kraft seiner Abstammung von Roger Mortimer vor, und verlangte schleunige Antwort: „Nach der Entsagung Richards II. habe Heinrich von Derby sich widerrechtlich der Krone bemächtigt, da der nähere Erbe, Graf Eduard von March, noch am Leben war, von dem letztern stamme er, Richard von York, ab und sei demnach zur Krone mehr berechtigt als Heinrich VI. Die Lords erklärten, dass sie nicht ohne Befehl des Königs antworten würden. Der König aber sagte: „Mein Vater war König, sein Vater auch, ich selber habe die Krone nun schon vierzig Jahre getragen; mir habt ihr Treue geschworen: wie kann mein Recht bestritten werden!" Die Richter, an welche die Lords die Frage wiesen, erklärten, des Königs königliche Würde sei über das Gesetz erhaben und es sei nicht üblich, sie über solche Dinge zur Berathung zu ziehen. Die Lords entscheiden. Nach vielen Verhandlungen erklärten die Lords: „Der König solle sein Lebenlang die Krone und die Königswürde behalten, diese sollten aber nach seinem Tod auf den Herzog und dessen Erben übergehen." Der Prinz von Wales ward mit Stillschweigen übergangen. Zugleich ward dem Herzog der Oberbefehl über die bewaffnete Macht übertragen, ein Angriff auf sein Leben ward für Hochverrath erklärt. Derart suchten die Lords ihr Gewissen zu beruhigen und zugleich den Verhältnissen Rechnung zu tragen.[2])

Das englische Recht. Nach dem Standpunkte des englischen Rechtes, wie es namentlich Michael Forster in seinen Reports nachgewiesen, waren die Ansprüche Yorks ungiltig und herrschte das Haus Lancaster rechtmäßig in England. Von diesem Standpunkte aus sagt Hallam: „Wenn die ursprüngliche Zustimmung der Nation, wenn erbliche Thronfolge, wenn wiederholte Parlamentsacte, wenn Huldigungseide der ganzen Nation und insbesondere derer, die in der Folge gegentheilige Ansprüche geltend machen, wenn ein ruhiger unbestrittener sechzigjähriger Besitz die regierende Familie nicht gegen einen bloßen Mangel in ihrer Genealogie sichern könnten, wann sollte denn das Volk Ruhe finden dürfen? Scepter werden ver-

[1]) Pauli, l. c. V, S. 338–346.

[2]) Der Gang der Verhandlungen bei Pauli, l. c. V, S. 349–351.

liehen und Regierungen eingeführt zum Schutz und Heil des Gemeinwesens, nicht aber zum Vortheil der Regierer oder zur Sicherheit besonderer Dynastien. Jede National-Regierung, so gewaltsam auch immer ihr Ursprung sein mag, wird legitim, wenn ihr allgemein Gehorsam geleistet und wenn sie auf gerechte Weise gehandhabt wird, denn dem Besitze folgt das Recht; nicht als ob der Erfolg den moralischen Charakter einer Handlung umwandeln, oder die Usurpation in den Augen des Tribunals der öffentlichen Meinung, oder in den Jahrbüchern der Geschichte bevorrechten könnte, sondern weil die Anerkennung einer Regierung von Seiten des Volkes das Band seiner Unterthanenpflichten ist, so lange jene ihre denselben entsprechenden Obliegenheiten erfüllt."

Wenn aber auch der König schwach genug war, das Recht seines Sohnes aufzugeben, so handelte die Königin dafür mit dem Muthe eines Mannes und mit der Leidenschaft einer Mutter. Sie sammelte ein Heer im Norden, bei Wakefield kam es zur Schlacht 30. December 1460. Der Protector fiel mit 2000 der Seinen, sein Haupt, mit papierener Krone gekrönt, wurde auf einem Thore von York festgenagelt. Wakefield.

Sein jüngerer Sohn, ein zwölfjähriger Knabe, wurde auf der Flucht mit seinem Erzieher von Lord Clifford angehalten: „Wer bist du?" Der Knabe, dem der Schreck die Sprache genommen, fiel auf die Knie und hob flehend die Hände empor. „Rette ihn," rief der greise Priester, „er ist eines Fürsten Sohn, er kann dir vielleicht einmal danken!" — „Yorks Sohn!" schrie Clifford. „Dein Vater erschlug den meinen, ich will dich wie all die deinen erschlagen" und senkte den Dolch in das Herz des Knaben. Der Krieg nahm jetzt einen grausamen Charakter an, bedeutende Gefangene bestiegen das Blutgerüst. „Die Engländer," sagt Comines, „verheerten ihr eigenes Land nicht minder grausam als die vorige Generation unser Frankreich verheert hatte. Wen das Schwert verschonte, der erneuerte seine Trübsale im fremden Lande."[1] Clifford.

Der neunzehnjährige Eduard von March trat als Rächer des Bruders und Vaters, und als Erbe seiner Ansprüche an der Spitze eines Heeres auf und errang bei Mortimerscroß 2. Februar 1461 einen blutigen Sieg, Warwick aber wurde am 17. Februar bei St. Albans von der Königin geschlagen. Heinrich VI., der jetzt wieder mit Margaretha und seinem Sohne zusammentraf, erklärte den letzten Vergleich für erzwungen und Eduard für einen Verräther. Dieser aber zog am 25. Februar in London ein unter dem Jubel der Bevölkerung, deren Gruß ihm seine Schönheit, Tugend, sein Schlachtenglück und das Schicksal seines Vaters gewann. Während die Königin nach dem Norden zog, wo ihre Macht am tiefsten Wurzel geschlagen hatte, beschuldigte Eduard 2. März 1461 vor den Lords Heinrich VI., er habe den Vergleich gebrochen und sei durchaus unfähig zu regieren, und ließ sich am 4. März als König Eduard IV. ausrufen, verschob jedoch die Krönung bis nach seiner Rückkehr und eilte nach dem Norden und schlug bei Towton in dreitägiger Schlacht, in welcher keine Partei Gnade gab oder empfieng, 28. März die Eduard von March. Mortimerscroß und St. Albans. Eduard, König. Towton.

[1] Lingard, l. c. V, S. 188.

Lancastrier, die 20.000 Todte auf dem Platze ließen, 17.000 hatten die Sieger verloren.[1])

Von Clifford, der auf Seite der Lancastrier fiel, sagen die Chroniken, seine Rache war so grausam, dass kein Mensch seine Wuth theilte oder seinen Fall bedauerte. Seine Kinder verschwinden von da an, sein ältester Sohn wurde vor den Nachstellungen Eduards nur dadurch gerettet, dass ihn die Mutter einem Schäfer übergab, in Schäfertracht und Art erziehen ließ. Erst unter Heinrich VII. ward der „Schäferlord, dem das Schäferleben, die Einsamkeit stiller Natur und der Sternennacht liebgeworden", in das Erbtheil seines Hauses wieder eingesetzt.

Eduard IV. zog im Triumph in York ein, nachdem das Haupt seines Vaters vom Thore abgenommen war, an dessen Stelle kamen die Köpfe mehrerer Hingerichteten. Während der flüchtige Heinrich mit Margaretha gegen Übergabe von Berwick in Schottland Schutz suchte und fand, kehrte Eduard nach London zurück, wo er am 29. Juni 1461 sich feierlich krönen ließ. Das Parlament erklärte, Heinrich IV., V. und VI. seien thatsächlich, nicht aber dem Rechte nach Könige gewesen, wobei es zugleich ihre Schenkungen widerrief, ihre richterlichen Verfügungen dagegen bestätigte. Um die Macht der Gegner mit einem Schlag zu vernichten, wurden all ihre Führer zur vollen Strafe des Hochverraths verurtheilt.

König de facto und de jure.

Margaretha.

Dennoch hielt Margaretha die Sache der weißen Rose noch nicht für verloren, wenn auch Ludwig XI., unempfindlich gegen die Sprache des Unglücks, der Schönheit und des Blutes, ihr nur gegen Verpfändung von Calais 2000 Normannen und 20.000 Kronen zugestand, wenn auch viele sie verriethen, wenn sie auch Schiffbruch litt und von Räubern gefangen wurde. Immer wieder half ihr Standhaftigkeit und List, und hin und wieder rührte ihr Unglück auch rohe Herzen. Einem Räuber übergab sie in der Noth kühn ihr Kind mit den Worten: „Freund, Eurer Treue übergebe ich den Sohn Eures Königs", und er geleitete beide sicher zu den Lancastriern.[2]) Diese strengten 1464 noch einmal ihre letzte Kraft an, wurden aber bei Hedgleymoor und Hexham aufs Haupt geschlagen, die Gefangenen von Bedeutung gehängt, enthauptet, geviertheilt. Margaretha entkam nach Frankreich, Heinrich VI. aber ward 1465 in seinem Versteck in Yorkshire durch Verrath gefangen und unter dem Hohn des Pöbels nach London gebracht; er saß auf einem elenden Klepper, die Füße waren ihm wie einem Verbrecher an die Steigbügel geschnürt, so ward er unter dem Hohn der Straßenjugend dreimal um den Galgen herum, dann in den Tower geführt, dort übrigens gut verpflegt.[3])

Hedgleymoor und Hexham.

Heinrich gefangen.

So hatte denn Eduard gesiegt und war jetzt ebenso verschwenderisch mit Schenkungen an Freunde, als mit dem Blut seiner Feinde. Doch gab ihm die Krone keine höhere Weihe, er überließ sich blind seinen Neigungen; nahte dann wieder die Gefahr, so raffte er sich schnell auf zur alten Thatkraft und mit gewohntem Glück.

---

[1]) Lingard, l. c. V, S. 189 ff.

[2]) Ibid. V, S. 197—205

[3]) Pauli, l. c. V, S. 370.

Er war der schönste Mann seiner Zeit und gewohnt bei Frauen keinen Widerstand zu finden. Als aber die schöne, geistvolle und beredte Elisabeth Wydeville, die junge Witwe des Lancastriers Thomas Gray, in keine andere als eine rechtmäßige Verbindung willigte, entschloss sich der leichtsinnige König schnell zu heimlicher Trauung, 1. Mai 1464, bald zu öffentlicher Anerkennung der Ehe und Krönung der Königin, obschon, wie Spätere berichten, er kurz zuvor Warwick nach Paris gesandt zur Werbung um Bona von Savoyen, die Schwester der Königin von Frankreich. Warwick hatte sich Ludwig XI. genähert, Eduard IV. dagegen vermählte seine Schwester Margaretha mit dem entschiedensten Feinde des Königs von Frankreich, mit Karl dem Kühnen. Warwick war bloßgestellt und verschmerzte dies nicht und so brach Zwiespalt aus unter den Siegern, zumal Eduard IV. die Angehörigen Elisabeths mit Ehren und Würden überhäufte. Letzteres war jedenfalls der Hauptgrund, weshalb der alte Adel, besonders die Familie der Nevils, grollte, denn sie hatten auf die Güter, Ehren und Verbindungen gerechnet, die jetzt den Wydevilles zutheil wurden. Mahnten letztere den König, sich von seinen Dienern unabhängig zu machen und wahrhaft König zu sein, so beschloss Warwick der Königsmacher (king making) im Gefühl, er habe Eduard eingesetzt, zu zeigen, dass er auch Könige absetzen könne. Warwick war der populärste Mann in England. Der Chronist Stow erzählt:[1] „Sechs Ochsen wurden jeden Tag, wenn er in London war, zum Frühstück geschlachtet und jedermann durfte sich aus dem Topfe oder vom Spieß so viel holen, als er an einem langen Dolch wegzutragen vermochte. Sogar der Bruder des Königs, Georg, Herzog von Clarence, ward von Warwick gewonnen und mit einer seiner Töchter vermählt. Ein Bauernaufstand brach in dem Gebiete aus, wo Warwick am meisten Einfluss hatte, die Königlichen wurden geschlagen, Vater und Bruder der Königin gefangen und enthauptet; Warwick kam dem Anschein nach dem König zu Hilfe, in der That war aber Eduard eine Zeit lang sein Gefangener. Zwei Könige waren also in Warwicks Gewalt, Eduard IV. im Norden, Heinrich VI. im Süden. Unter welchen Bedingungen der König die Freiheit erlangte, die seine Anhänger für ein Wunder hielten, ist dunkel. Eine Versöhnung fand statt, aber nur zum Schein. Nach der Bezwingung eines zweiten Bauernaufstandes kam zu Tage, dass Clarence und Warwick die Empörer zur Ausdauer ermuthigt hatten. Eduard IV. war jetzt stark genug, sie für Verräther zu erklären; beide flohen nach Frankreich, wo Ludwig XI. ihre Aussöhnung mit Margaretha vermittelte, welcher Warwick so viel Böses angethan hatte.

Elisabeth Wydeville.

Spaltung unter den Siegern.

Der Königsmacher.

Eduard IV. gefangen.

Convention zu Amboise.

Doch das Missgeschick hatte den Hass beider abgestumpft: Warwicks jüngere Tochter vermählte sich mit Margarethens Sohn; Eduard IV. sollte gestürzt werden, Heinrich VI. wieder auf den Thron gelangen und sein Sohn ihm folgen und diesem Clarence, wenn der Prinz kinderlos bleibe. Letztere Bestimmung enttäuschte Clarence, der nach Heinrichs Tod selber den Thron besteigen wollte, und er ließ jetzt insgeheim Eduard seiner brüderlichen Gesinnung versichern.

Diesmal sollte Eduard IV. den Leichtsinn und Dünkel, mit dem er die Gefahr verachtete, bitter bereuen. Warwick landete 13. September 1470 und rief Heinrich VI. zum König aus, die Kenter erhoben sich für ihn,

[1] Stow, Annals, p. 421.

die Treue der Truppen wankte, sie rissen die weiße Rose herab und steckten die rothe auf. Fast von allen verlassen, erreicht Eduard IV. mit Mühe ein Schiff, auf dem er nach Burgund entflieht. Warwick, der Abgott des Volkes, führt den blöden Heinrich VI. aus dem Gefängnis auf den Thron, 6. October; das Parlament erklärt Eduard IV. für einen Usurpator, seine Anhänger für Verräther, und bestätigt den Vertrag von Amboise. Warwick wurde Protector, sein Bruder, der Erzbischof von York, wurde Kanzler.

Eduard IV. flüchtig.

Doch der Sieg, den übrigens kein Blut befleckte, indem man auch die Königin in ihrem Asyl in der Westminsterkirche unangetastet ließ, war von kurzer Dauer. Eduard IV. landete 14. März 1471 in Ravensspur mit flandrischen und osterlingischen Truppen und Summen, die ihm sein Schwager Karl der Kühne von Burgund heimlich geliefert, während er öffentlich seinen Unterthanen verbot, dem König beizustehen. Der Anhang Eduards wuchs, je weiter er zog; Clarence warf die Maske ab und hieß seine Truppen die weiße Rose aufstecken, und zum Unglück für die Lancastrier fiel Warwick im ersten Treffen bei Barnet 14. April; sein Tod war ein Sieg für Eduard. Am gleichen Tage landete Margaretha mit ihrem Sohne. Die erste Nachricht, die sie erhielt, war die vom Tode Warwicks. Verzweifelnd stürzte sie zu Boden und floh dann mit ihrem Sohn in die nächste Kirche, die ein Asyl bot. Doch ihre Umgebung sprach ihr wieder Muth ein und so zog sie Eduard entgegen. Bei dem Kloster Tewkesbury kam es 4. Mai 1471 zur Schlacht, die mit einer vollständigen Niederlage der Lancastrier endigte, Margaretha und ihr Sohn Eduard wurden gefangen. „Wie konntest du es wagen, mit fliegender Fahne in mein Reich zu kommen!" fuhr Eduard IV. den Prinzen an. — „Um meines Vaters Königreich und Erbtheil wieder zu erobern, das von seinem Vater und Großvater auf ihn und von ihm auf mich in gerader Linie vererbt ist." Da stieß der König den Prinzen von sich und schlug ihm mit dem Handschuh ins Gesicht, worauf er von den Herzogen Clarence und Glocester sogleich getödtet ward.[1]) Der Sieger drang mit gezücktem Schwert sogar in die Kirche der Abtei, da trat ihm ein Priester mit erhobener Hostie entgegen und gebot ihm im Namen Gottes der Gnade, denen das Leben zu schenken, die da eine Zuflucht gesucht hatten.

Eduard siegt. Warwicks Tod. Tewkesbury.

Auch König Heinrichs VI. Tage waren jetzt gezählt, ein Versuch, ihn aus dem Tower zu befreien, schlug fehl. Eduard IV. kam am 21. Mai als Sieger nach London und am andern Tage hieß es, Heinrich VI. sei gestorben; Richard, Herzog von Glocester, soll den Dolch gegen ihn gezückt oder den Mord angeordnet haben. Heinrich VI. war gut und fromm gewesen, nur immer willensschwach. Margaretha saß lange im Tower gefangen, erst 1475 erkaufte Ludwig XI. ihre Freiheit; sie starb 1482. Die bedeutendsten unter den Gefangenen bestiegen das Blutgerüst. Die Güter der Flüchtigen wurden mit Beschlag belegt. Warwicks Schwester lebte vom Erwerb ihrer Nadel. Comines erzählt: „Ich habe selbst den Herzog von Exeter, des Königs von England Schwager, barfuß im Gefolge des Herzogs von Burgund gehen und sein Brot von Thür zu Thür erbetteln sehen." So wurde die Partei der Lancastrier gebrochen. Der Sieg der Yorkisten war vollständig. Der Friede, nach dem die Nation sich sehnte, war durch Ströme von Blut erkauft.

Heinrichs VI. Tod.

[1]) So berichten die Chroniken der Stadt London, während ihn die gleichzeitigen Berichte auf dem Schlachtfeld fallen lassen. Vergl. Pauli, l. c. V, S. 400.

Doch jetzt zerfleischten sich die Sieger: des Königs Brüder, die Herzoge Georg von Clarence und Richard von Glocester, haderten um ein Stück Beute, das reiche Erbe Warwicks. Clarence hatte die älteste Tochter des Königsmachers, Isabella, zur Frau. Richard, der in diesen Kämpfen Scharfblick und Tapferkeit bewiesen, wusste die jüngere, Anna, für sich zu gewinnen. Clarence fiel, vom König selber des Hochverraths angeklagt.[1]) Nach Comines[2]) ward ihm die Wahl des Todes überlassen und ward er ertränkt — in einem Fass Malvasier. Eduard selber starb am 9. April 1483, im zweiundvierzigsten Jahre, von Ausschweifungen erschöpft. Seine Feinde hatte er durch Schrecken niedergehalten, seine Freunde durch confiscierte Güter in Treue erhalten, in London machten ihn seine Leutseligkeit, Verschwendung und seine Liebesabenteuer mit Bürgerstöchtern beliebt. Um Geld zu bekommen, sprach Heinrich von Eroberung Frankreichs. Gerne zahlte das Parlament hiezu Subsidien und Ludwig XI. ein Jahrgeld an den König, um den Krieg fernzuhalten. Das Parlament war wie Ludwig XI. damit gefoppt.

Clarence.

Eduards IV. Tod.

Unter Eduard kam die Sitte auf, die bald ein Gesetz wurde, von reichen Bürgern ohne Zustimmung des Parlaments freiwillige Gaben (Benevolences) zu erheben. —

Benevolences.

Eduard V. Richard III. — Beginn der Tudors.

Eduard IV. hinterließ zwei Söhne, den zwölfjährigen Eduard V. und den eilfjährigen Richard, Herzog von York. Eduard V. war schon zum König ausgerufen, und die Krone schien fest auf dem Haupte des schönen Knaben, allein seine Tage waren schon gezählt. Der schlaue, ehrsüchtige, finstere Oheim Richard von Glocester war lüstern nach der Krone und wandte verruchte List und Gewaltthat an, um sie auf sein eigen Haupt zu setzen; in einem kleinen und häslichen Leibe wohnte ein kühner, findiger Geist, der vor keiner Blutthat zurückbebte. Ein Ungeheuer in menschlicher Gestalt tritt uns in ihm wieder entgegen und die Geschichte der Plantagenets endigt mit einer blutigen Tragödie.[3])

Eduard V.

[1]) Habsucht war der Hauptfehler von Clarence. Er war verstimmt, dass der König der jüngeren Tochter Warwicks die Hälfte ihres väterlichen Vermögens zuerkannt hatte, und kam selten in den Rath des Königs und zu den Festlichkeiten des Hofes. 1476 starb seine Gemahlin und eigenmächtig ließ er deren Kammerfrau hinrichten, als habe sie ihre Herrin durch einen Trunk vergiftet. Zugleich bewarb er sich um Maria von Burgund, deren Hand aber die Königin ihrem Bruder, dem Grafen Rivers, verschaffen wollte. Eduard IV. war aus Rücksicht auf Ludwig XI. gegen den Heiratsplan seines Bruders. Daher die Leidenschaft des Herzogs gegen den König, der ihn zuletzt vor dem Parlamente des Hochverraths anklagte. Alle Pairs erkannten (7. Februar 1484) den Herzog für schuldig. Die Gemeinen erschienen am 18. Februar im Oberhaus und verlangten die Vollziehung des Urtheils. Am anderen Morgen hieß es, der Herzog sei im Tower gestorben.

[2]) Memoires de Philippe de Comines I, 7 — bei Michaud, l. c. IV, p. 16.

[3]) Während des Krieges der beiden Rosen stockte die Geschichtschreibung und mit den Urkunden aus der Zeit Richards III. als eines Thronanmaßers wurde unter den Tudors

Richard stand an der schottischen Grenze, als Eduard IV. starb. Mit 600 Geharnischten zog er in Eilmärschen nach dem Süden, vom alten Adel, der die rasch emporgekommenen Wydevilles hasste und fürchtete, sie würden die Regentschaft erlangen, sehnsüchtig erwartet. In Nottingham begrüßten ihn Rivers, der Bruder der Königin, und Gray; nach freundlichem Empfang wurden sie plötzlich verhaftet unter der Anklage, sie hätten Richard die Gunst seines Neffen entzogen; der junge König, der bei ihnen war, wurde ermahnt, der Liebe seines Oheims zu vertrauen, seine Gespielen aber verhaftet, er selber von Richard nach London mitgenommen. Unheil ahnend flüchtete die Königin-Witwe auf die Kunde davon mit ihrem jüngeren Sohn und ihren Töchtern in das Asyl der Westminsterkirche. Am 4. Mai zog Richard mit seinem Neffen in London ein, entblößten Hauptes dem Volk den König zeigend. Die Krönung ward auf den 20. Juni bestimmt, Richard von Glocester aber zum Protector und Defensor des Königreichs und Lord Großadmiral von England ernannt. Richard wollte aber dem Throne nicht bloß nahe stehen, er wollte ihn besteigen, darum mussten die treuesten Freunde des Königs zuerst beiseite geschafft werden. Am 13. Juni war Sitzung des Rathes im Tower — plötzlich klagte der Protector Hastings, Stanley, dann den Erzbischof von York und den Bischof von Ely des Verrathes an, schlug auf den Tisch, Bewaffnete drangen ein, Hastings ward alsbald im Hof auf einem Stück Bauholz enthauptet, die andern in den Kerker geworfen. Am gleichen Tag wurden in Pontrefact Rivers, Gray und die Lieblinge des Königs enthauptet und die Mannen des Nordens gegen die Königin und ihre Familie, „die den Protector und den Herzog von Buckingham, das altkönigliche Blut des Reiches, zu vernichten trachteten", unter die Waffen gerufen. Indes wurde die Königin gezwungen, auch

Richard, Protector.

---

grundsätzlich aufgeräumt. Daher die geringe Zahl der Nachrichten. Die Überreste sind gesammelt in dem Werke „Letters and Papers illustrative of the reigns of Richard III. and Henry VII.", edited by James Gairdner, London 1861 (Rerum britannicarum medii aevi scriptores). Um 1509 schrieb der gelehrte und charakterfeste Thomas Morus in schönem Englisch die „Historie of the life and death of Edward V. and the Duke of York, his brother", die auch in lateinischer Übersetzung erschien. Morus stand einem an den Ereignissen Betheiligten, dem Bischof Morton von Ely, in seiner Jugend nahe und hat von ihm sicher Nachrichten erhalten. Ganze Stellen seiner Schrift giengen in die Geschichte von Hall und Holinshed über und seine Auffassung eignete sich Shakespeare in seinem großartigen Drama „Richard III." an. Im siebzehnten Jahrhundert wurden Bedenken gegen diese Auffassung rege: Buck, History of the life and reign of Richard III., Lond. 1646; King Richard III. revived., Lond. 1647. Von Horace Walpole erschienen 1768 „Historic doubts on Richard III.", die auch ins Französische von keinem Geringeren als Ludwig XVI. übersetzt wurden; dagegen erschienen Guidickins „Answer to Walpoles historic doubts" 1768 und Masters „Some remarks on Walpoles h. d." 1772. Neulich suchte eine Dame den Mohren weißzuwaschen: „Richard the third as Duke of Glocester and King of England" by Caroline A. Halsted. Lond. 1844, 2 voll. Sicher ist die reiche geistige Begabung Richards und dass die von der Königin beanspruchte Vormundschaft wider das Herkommen in England war, dass das rasche Aufsteigen ihrer Sippschaft die Großen tief verletzte, dass Richard im historischen Recht war, die Vormundschaft über den jungen Eduard V. als Bruder Eduards IV. zu fordern. Doch der Genuss der Gewalt riss ihn zum Morde der Neffen, zur Beschimpfung der eigenen Mutter fort. Der Mord der Neffen ist von ihm angeordnet und belohnt worden. — Vergl. Pauli, Geschichte von England, V, — und: Aufsätze zur englischen Geschichte, S. 24—47. Die Stelle am Fuß der alten Steintreppe in dem weißen Thurm, wo die Leichen der mit einem Kissen im Schlummer erstickten Knaben eingescharrt wurden, wird heute noch dem Besucher des Towers gezeigt. 1674 wurden die Gebeine aufgefunden und in Westminster beigesetzt.

ihren jüngsten Sohn an Richard auszuliefern; in düsterer Ahnung umarmte sie ihren Liebling zum letztenmale, wandte sich um und brach in Thränen aus; er ward zum Bruder in den Tower gebracht und die arglosen Knaben waren glücklich, wieder beisammen zu sein! Dann ließ Richard, um die öffentliche Meinung gegen das Recht seines Neffen an den Thron zu gewinnen, ehrenrührige Gerüchte verbreiten, in denen er seine eigene Mutter nicht schonte. Jane Shore, eine Buhlerin Eduards IV., musste öffentlich Kirchenbuße thun; es hieß, Eduard IV. sei im Ehebruch erzeugt, nur Richard sei der echte Sohn des Herzogs von York. Ein berühmter Doctor Shaw predigte am 15. Juni in Westminster, Eduard IV. sei vor der Ehe mit Elisabeth Wydeville heimlich mit Elinor Butler vermählt gewesen; der Bischof von Bath betheuerte, er habe sie getraut, die zweite Ehe sei also ungiltig, die jungen Prinzen Bastarde, nur Richard sei das wahre Ebenbild des Herzogs von York, in jedem Zug gleiche er dem Vater. Bei diesen Worten erschien der Protector auf einer nahen Tribüne, erwartend, die Zuhörer würden rufen: „Lang lebe König Richard!" Doch die Zuhörer sahen einander staunend an, der Prediger schlich nach Haus und starb in Scham und Reue. Ähnlich sprach der Herzog von Buckingham vor den Bürgern in Guildhall, einige Mietlinge im Hintergrund des Saals riefen: „Es lebe König Richard!" Das galt als Wille des Volkes. Eine Bittschrift ward an Richard gerichtet, das englische Volk werde sich nie einem Bastard unterwerfen, und Richard erklärte, er gehorche der Stimme seines Volkes, nahm Besitz vom Thron und ward am 6. Juli 1483 feierlich gekrönt.

So war denn die Krone erschlichen, doch sollte Richard III. derselben nicht froh werden. Während er den Norden bereiste und in York Feste gab, erwachte man in London und dem Süden aus der Betäubung, geheime Bünde bildeten sich, die Prinzen mit Gewalt zu befreien. Buckingham, bisher der treue Helfer, fiel von Richard III. ab und versprach, sich an die Spitze der Empörung zu stellen und die Prinzen zu befreien. Aber diese lebten nicht mehr. Richard hatte sie, während sie schliefen, mit Kissen ersticken lassen. Richard III., König.

Da beschloss man, Heinrich von Richmond, der durch seine Mutter von den Lancastrischen stammte und als Flüchtling in der Bretagne lebte, die Krone anzubieten unter dem Beding, dass er Elisabeth, die Schwester der Prinzen, zur Gattin nehme, um so der alten Zwietracht zwischen der rothen und weißen Rose ein Ende zu machen. Am 18. October sollte ein allgemeiner Aufstand ausbrechen. Heinrich stimmte mit Freuden bei. Richmond.

Am bestimmten Tag brach der Aufstand aus, scheiterte aber an einer Reihe unerwarteter Hindernisse. Buckingham ward gefangen und enthauptet, Richard III. behielt die Oberhand, forderte vom Herzog der Bretagne die Auslieferung Heinrichs, der aber gewarnt wurde und nach Frankreich entfloh. Karl VIII. gewährte Schutz und Hilfe, mit 2000 Normannen landete Heinrich 6. August 1485 zu Milford Haven in Wales; die Welschmänner eilten „dem Abkömmling des Königs Arthur" zu. Bei Bosworth kam es 22. August 1485 zur Schlacht, die der Abfall in den Reihen des Tyrannen entschied. Richard stürzte auf Heinrich los, suchte und fand den Tod. Lord Stanley fand in seinem Zelte die Krone und setzte sie dem Grafen von Richemond auf das Haupt mit Bosworth.

Heinrich VII. den Worten: „Lange lebe König Heinrich VII.!" Das Heer jubelte. Der neue König befleckte seinen Sieg nicht mit Blut.

Ende der Plantagenets. So endete das Geschlecht der Plantagenets nach dreiunddreißigjähriger Herrschaft, nicht durch Siechthum, langsames Absterben, sondern selbstmörderisch durch sich selber gefällt. „Es ist unsere Art, dass einer den andern hassen muss", heißt es im Streit der Söhne Heinrichs II.; übrigens ein Geschlecht, reich an Kraftnaturen, gekennzeichnet durch „weltumfassende Absichten, Ritterlichkeit in den äußeren und Beweglichkeit in den inneren Geschäften".

Bedeutung des Parlaments. Jeder Thronbewerber wandte sich im Streit der beiden Rosen an das Parlament als entscheidende Behörde, seine Macht stieg also. Allein der Krieg verwüstete ganze Adelsgeschlechter [1]) und Heinrich VII. sah sich genöthigt, neue Lords zu schaffen. — Fortescue, der Kanzler Heinrichs VII. und Erzieher seines Sohnes Eduard, sagt übrigens, indem er Englands inneres Leben mit dem der Franzosen vergleicht: [2]) „Der König ist bestellt, Leben, Eigenthum und Gesetze seiner Unterthanen zu schützen; zu diesem Ende ist ihm vom Volke Gewalt übertragen und er hat keinen rechtmäßigen Anspruch auf irgendeine Gewalt. In England kann der König keine Steuern auferlegen, er kann die Gesetze nicht verändern, noch neue Gesetze machen, ohne die Zustimmung des ganzen Reiches, das im Parlament vertreten ist. — Die Gesetze Englands entscheiden in allen Fällen zu Gunsten der Freiheit."

König Heinrichs VII. Kronenrecht war beschränkt, sagt Henry Hallam: [3]) 1. Der Monarch konnte von seinem Volke nur mit Zustimmung des Parlamentes Steuern erheben. Im Parlament saßen als Herren von der geistlichen Bank Bischöfe und Äbte mit Bischofsmütze, und auf der weltlichen Bank erbliche Pairs im Oberhause (50—80 im ganzen). Die Repräsentanten der Freisassen in jeder Grafschaft und der Bürger in manchen Städten und Flecken bildeten dagegen das Unterhaus. 2. Kein neues Gesetz konnte gegeben werden ohne die vorläufige Genehmigung dieser Kammer. 3. Keiner konnte anders als durch einen gerichtlichen Verhaftsbefehl, welcher die Ursache der Verhaftung aussprach, ins Gefängnis gesandt und musste in der nächsten peinlichen Gerichtssitzung verhört werden. 4. Die Schuld oder Unschuld des Gefangenen sprach ein öffentlich gehaltenes Gericht aus in der Grafschaft, worin das Verbrechen begangen worden war, durch zwölf Geschworene, welche einstimmig sein mussten. Über die Thatsachen in einer Civilklage erkannten ebenfalls Geschworene. 5. Die Kronbeamten, welche die persönliche Freiheit oder andere Rechte der Eingesessenen verletzt hatten, liefen Gefahr, von Geschwornen zu einem Schadenersatz oder den Umständen nach peinlich verurtheilt zu werden, und konnten sich zu ihrer Rechtfertigung auf keinen königlichen Specialbefehl berufen.

---

[1]) Eduard IV. pflegte beim Beginn der Schlacht den Seinen zuzurufen: „Schonet das Volk, aber tödtet die Herren!" („Qu'on sauvât le peuple et qu'on tuast les Seigneurs").

[2]) De laudibus legum Angliae, 36 und 13.

[3]) Geschichte der Verfassung von England, I. 4. Leipzig 1829.

Der Südosten Europas im fünfzehnten Jahrhundert.

König Albrecht II., 1437—1439.

Das Lob, mit welchem der sterbende Sigismund seinen Schwiegersohn Albrecht den Großen Ungarns und Böhmens zur Königswahl empfohlen hatte, war kein unverdientes. Albrecht war ein ganz ausgezeichneter Mann: er hatte einen sicheren Blick und war thatkräftig, tapfer und kühn — „Geschwind gewinnt" war seine Losung — er war gerecht und gütig, er stand in der Vollkraft seines Lebens und hatte eine reiche Erfahrung im Regieren hinter sich; wenn auch nicht schön und einschmeichelnd wie Sigismund — Albrecht war hochgewachsen, stark, aus seinen großen Augen schaute ein tiefer Ernst — so war er ehrlich und hielt sein Wort; sein Privatleben war makellos, er war ein treuer Gatte und zärtlicher Vater.[1] Mit solchen Eigenschaften und als Besitzer von Österreich, Ungarn und Böhmen schien Albrecht bestimmt, eine große historische Rolle zu spielen. Sterbend hatte Sigismund noch auf die bedeutsame Vereinigung der drei Länder hingewiesen: in Böhmen und Österreich hätte Ungarn seinen Rückhalt und seine Stütze, in Ungarn aber hätten Böhmen und Österreich ihre Vormauer und ihre Vertheidigung. Albrecht II.

Die Ungarn verstanden dies: sie wählten zu Pressburg am 18. December 1437 einmüthig Albrecht zum König, machten ihm zur Bedingung, die deutsche Krone, wenn sie ihm angeboten würde, nicht ohne Bewilligung des ungarischen Reichstages anzunehmen; am 1. Januar 1438 wurde er mit Elisabeth in Stuhlweißenburg gekrönt.[2] König von Ungarn.

In Böhmen aber gab es ernste Schwierigkeiten, die strengen Husiten hassten ihn: Albrecht war für die Reform und hatte dieselbe sich in seinem Land sehr angelegen sein lassen, aber er hieng dabei treu an der Kirche und hasste die Ketzer; er verstand nicht böhmisch und war ein Deutscher. Bezeichnend für den damals regen Nationalhass und Albrechts Charakter ist eine Äußerung des böhmischen Chronisten Bartos: „Er war gut, obschon ein Deutscher, kühn und mildherzig." — Die Husiten wollten einen Herrscher von slavischer Nation; sie bildeten die sogenannte nationale Partei, die ihre Stärke im Ritter- und Böhmen.

[1]) Kurz, Österreich unter König Albrecht II. Wien 1835, 2 Bde. — Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. V, S. 283—325.

[2]) Horvath, Geschichte Ungarns, Bd. I, S. 252 ff. — Szalay, l. c. III, S. 4.

König von Böhmen. — *Kasimir.*

Bürgerstande besaß, während die österreichische ihre meisten Anhänger im Herrenstande hatte. Zwar brachte die Gewandtheit Caspar Schlicks es dahin, daß bei der Königswahl am 27. December 1437 die Stimmen für Albrecht das Übergewicht erhielten, allein die Gegner verließen hierauf in Masse den Saal, und wollten von einem unbestrittenen Anrecht an die Krone nichts wissen und stellten Bedingungen, unter denen sie allein Albrecht frei wählen würden, und wählten, als Albrecht nicht in alle einwilligen wollte, am 29. Mai 1438 den polnischen Prinzen Kasimir, den Bruder des Königs Wladislaw, obschon er erst dreizehn Jahre alt.[1])

Albrecht, König von Deutschland.

Indes war Albrecht 18. März 1438 zu noch höherer Würde durch einhellige Wahl der Kurfürsten berufen worden, er nahm aber die römische Königswürde erst an, als die Ungarn, durch Herzog Friedrich von Österreich und Abgesandte des Concils zu Basel beredet, ihre Einwilligung dazu gaben. Damit er die wichtigen Angelegenheiten Böhmens schlichten könne, gaben ihm die Kurfürsten nach, daß er in den nächsten zwei Jahren nicht in das Reich zu kommen brauche.

Reform im Reich. — *Kreise.*

Desungeachtet wurde im Namen des Königs auf einem Reichstag zu Nürnberg durch den Kanzler Caspar Schlick ein sehr wichtiger, den inneren Frieden und die Verfassung Deutschlands betreffender Antrag eingebracht, Juli 1438. Der König gebot hier den Frieden und verbot alle Fehde kraft königlicher Macht und Gewalt und legte eine neue Eintheilung des Reiches vor, um alle Zwistigkeiten im Inneren desselben ganz zu vermeiden. In demselben Nürnberg legte Schlick im October den Ständen noch einmal den Entwurf, aber in veränderter Form vor: das Reich solle in sechs Kreise getheilt werden: 1. Franken, 2. Bayern, 3. Schwaben, 4. Oberrhein, 5. Niederrhein und 6. Westfalen. Ober- und Niederösterreich, Böhmen hoffte Albrecht, weil er es unmittelbar unter sich hatte, schon selber zu beruhigen und ist aus demselben Grunde auch Österreich in diese Kreiseintheilung nicht aufgenommen. Jeder Kreis hat einen Hauptmann, welchen die Stände desselben wählen, und zehn Beisitzer. Können sich die Stände über die Wahl des Kreishauptmanns nicht vereinigen, so setzt ihn der Kaiser ein. Die übrigen Bestimmungen waren meist ähnlich dem Entwurf einer Kreiseintheilung, welche Sigismund in Constanz vorgelegt hatte, nur etwas mehr zu Gunsten der Städte. Aber die Fürsten waren zum Schaden des Reiches verblendet genug und gaben sich alle Mühe, „den Entwurf hinter sich zu bringen".[2]) —

Das Concil zu Basel.

Eugen IV. und das Concil.

Auch die Angelegenheiten des Concils zu Constanz und Basel kamen wieder zur Sprache. Der Friede der Versammlung mit Eugen IV. war leider nur von kurzer Dauer. Papst und Concil standen sich wieder schroff gegenüber, woran zum Theil die neue Form der Berathung schuld war,

---

[1]) Palacky, l. c. III, 3, S. 289—293. — Caro, Geschichte Polens, IV, S. 166 ff.

[2]) Kurz, l. c. II, S. 287. — Droysen, Preußische Politik, I, S. 624. — Lichnowsky, l. c. V, S. 293. — Reg. 4053.

„denn die neuen Ankömmlinge fanden in den Deputationen, in welche sie nach und nach eintraten, jene Ansicht schon zu einer vorwiegenden und alles durchdringenden Denkweise ausgebildet und wurden unvermerkt von ihr ergriffen und beherrscht".

Hatte man auch äußeren Bestimmungsgründen nachgegeben, mit dem Papste sich vertragen, so entsagte man doch keineswegs dem Bestreben, ihn zu demüthigen und den Sieg der Synodalgewalt über die päpstliche möglichst vollständig und augenfällig zu machen. So verlangte man von den Legaten einen Eid, die Beschlüsse von der Oberhoheit der Kirchenversammlung über den Papst aufrecht zu erhalten, sich ohne Erlaubnis der Versammlung nicht von Basel zu entfernen. Alle Welt erwartete rasche Reform und das Concil beschloss, damit oben anzufangen. (Reformen.) Die zwanzigste Sitzung sprach Strafen gegen beweibte Priester, gegen Appellationen und Interdicte aus;[1]) die einundzwanzigste (9. Juni 1435) hob die Annaten, die Palliengelder und andere Besteuerungen vollständig auf, ohne dem Papste aber einen Ersatz dafür in anderer Weise anzubieten (Annaten. Palliengelder.) — und doch waren Papst und Cardinäle und die ganze päpstliche Regierung auf diese Einkünfte angewiesen und musste gerade damals der Papst vor den Feindseligkeiten des Herzogs von Mailand nach Florenz fliehen; auch war er über eine so wichtige Verordnung gar nicht befragt worden und hatte er sich früher bereit erklärt, gegen Entschädigung, wenn die Einheit und der Frieden der Kirche es verlange, auf die Annaten und andere übliche Taxen zu verzichten; ferner konnte man dem mäßigen und nüchternen Manne in keinerlei Weise Verschleuderung von Kirchengeldern vorwerfen — und doch erhob die Versammlung zum Unterhalt ihrer Mitglieder vom Clerus der Diöcesen selber Abgaben. Eugen IV. sandte den gelehrten und beredten Camaldulenser-General Ambrosius Traversari, um zu bitten, dass das Concil seine Schritte nicht übereile und die Vorschläge des zur Nachgiebigkeit bereiten Papstes abwarte; ohne bestimmtes Einkommen könne der Papst seine Würde nicht behaupten. Desgleichen wälzte er den Vorwurf, der Papst ziehe zu viele weltliche Dinge vor sein Gericht, von sich auf das Concil über: da es in eine Menge weltlicher Dinge, selbst in die kaiserliche Gewalt Eingriffe mache. Das war in der That begründet. Das Concil betrachtete sich als europäischen Areopag in weltlichen, wie in kirchlichen Angelegenheiten. So zog es auch die Frage wegen Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche an sich und an dieser Frage entspann sich der weitere Streit zwischen der Kirchenversammlung und dem Papste.[2])

Der byzantinische Kaiser Joannes der Paläologe hatte nämlich, durch die Türken gedrängt, um Hilfe von dem Abendland zu erhalten, seine Bereitwilligkeit zu einer Vereinigung beider Kirchen kundzugeben. Concil und Papst verhandelten nun abgesondert mit dem Hof zu Constantinopel, und die Verabredungen beider waren miteinander im Widerspruch.[3]) (Die griechische Frage.)

Die Griechen verlangten, die Verhandlung solle in einer italienischen Stadt unter Vorsitz des Papstes vor sich gehen. Dafür war auch Sigismund,

[1]) Hefele, Conciliengeschichte, VII, S. 592—596.
[2]) Ibid. VII, S. 509—603. — Pastor, l. c. I, S. 233.
[3]) Hefele, l. c. VII, S. 626—628. — Zhishmann, Die Unionsverhandlungen. Wien 1858.

der überhaupt sich in der letzten Zeit vom Concil abwandte und dem Papste eidlich seinen Schutz zusicherte. Jetzt schritt der Kaiser ein, verlangte ungesäumte Vornahme der Kirchenreform und Wahrung des päpstlichen Ansehens, endlich Aufgeben der Abstimmung nach Deputationen und dagegen Abstimmung nach Nationen, wie in Constanz. Die Versammlung beachtete diese Forderung wenig und schritt kühn in ihren Beschlüssen weiter und maßte sich päpstliche Rechte an; so ertheilte sie dem Erzbischof von Rouen das Pallium. In der dreiundzwanzigsten Sitzung am 25. März 1436 bestimmte die Versammlung die Ordnung, wie ein Papst zu wählen sei, welche Eigenschaften er haben, welchen Eid er leisten müsse, welches Glaubensbekenntnis er ablegen solle, verbot ihm, seinen Verwandten ein Amt im Kirchenstaat zu verleihen, bestimmte zugleich die Zahl und Beschaffenheit der Cardinäle und sprach sich ferner für die freien Bischofswahlen aus; auch wurden die päpstlichen Vorbehalte gänzlich aufgehoben.[1]

Bruch mit dem Papste.

Das hieß den Papst zu einem Schattenbild herabwürdigen und als Kriegserklärung gegen sich nahm auch Eugen IV. diesen Beschluss auf und so sahen auch viele Cardinäle die Sache an und wandten sich vom Concil ab und dem Papste zu. Papst und Concil wendeten sich nun gegeneinander klagend an die Fürsten. Der Kaiser sicherte Eugen IV. seinen Beistand zu; der Herzog Friedrich von Tirol verweigerte den Prälaten, welche zum Concile reisten, das freie Geleit; Philipp von Burgund war geneigt, gegen die Basler aufzutreten. Zum offenen Bruch kam es bei der Frage des Ortes, an welchem mit den Griechen über die Vereinigung beider Kirchen berathen werden sollte.

Eugen IV.

Der Papst schlug eine italienische Stadt vor, das Concil aber fürchtete die Anwesenheit des Papstes dabei und schlug Basel oder Avignon oder eine Stadt in Savoyen vor. Am 7. März 1437 in der fünfundzwanzigsten Sitzung beschloss die Majorität: Basel oder Avignon oder eine Stadt in Savoyen sei der Sitz des Concils für die Union mit den Griechen und zur Bestreitung der Kosten solle ein Kirchenzehnten erhoben werden. Der Führer der Majorität war Ludwig Allemand, Erzbischof von Arles, der von Martin V. zum Cardinal ernannt, unter Eugen IV. sich heimlich aus Rom entfernte und in Basel der furchtbarste Parteiführer gegen den Papst wurde — später hat er diese Verirrung bitter bereut. Die Minorität sprach sich für Florenz oder Udine aus. Concil und Papst sandten Schiffe nach Constantinopel, der Kaiser und der Patriarch aber landeten in Venedig. Julian Cäsarini und Nikolaus von Cusa verließen mit anderen jetzt das Concil in Basel.[2]

Sitz der Union.

Nikolaus von Cusa[3]) hat seinen Namen vom Orte Cues an der Mosel, wo er 1401 einem Fischer Namens Krebs geboren wurde. Um nicht Fischer werden zu müssen, entfloh der hochbegabte Knabe aus der Heimat und kam zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben in die Schule zu Deventer, wo er den Grund zu seinem umfassenden Wissen legte. An der Hochschule zu Padua schon im dreiundzwanzigsten Jahre Doctor der Rechte, hatte er durch Geist und Adel

Nikolaus von Cusa.

[1]) Hefele, l. c. VII, S. 628—633.
[2]) Ibid. VII, S. 650 ff.
[3]) Scharpff, Der Cardinal und Bischof Nikolaus von Cusa. 1849. — Dux, Der berühmte Cardinal Nikolaus von Cusa. 1847.

des Gemüthes die Aufmerksamkeit seines Lehrers Julian Cäsarini auf sich gezogen, der ihn später in die Versammlung zu Basel als Mitglied brachte. In Philosophie und Mathematik, in der Theologie und classischen Philologie gleich sehr bewandert, in vielen wissenschaftlichen Fragen hoch über seiner Zeit stehend, wie er z. B. den Satz, dass die Erde sich um die Sonne bewege, schon hundert Jahre vor Copernicus lehrte, war Cusa doch ein treuer Sohn seiner Kirche, fromm, tieffühlend und dabei ein Politiker von hellem, weitem Blick. In dem Buche „De concordantia catholica", das er in Basel vollendete, finden sich die sinnigsten Vorschläge zu einer Verfassung des deutschen Reiches: jedes Jahr solle sich der Reichstag unter dem Vorsitze des Kaisers versammeln, alle größeren geistlichen und weltlichen Stände, auch von jeder Stadt ein Abgeordneter demselben beiwohnen und einen Eid schwören, nur das allgemeine Beste im Auge zu behalten. Die Gesetze der einzelnen Länder sollen dort geprüft und gesammelt, ein allgemeines Reichsgesetz dort aufgestellt werden. Das ganze Reich solle in zwölf Kreise getheilt werden und in jedem ein Gerichtshof aus drei Richtern, einem adeligen, geistlichen und bürgerlichen, bestehen; sie entscheiden über alle Prozesse und beziehen einen Gehalt aus der Staatscasse, in welche alle Geldstrafen verfallen. Wer einen andern befehdet, ob Fürst oder Bauer, verliert sein Eigenthum. Zum Schutz des Landfriedens wird ein stehendes kaiserliches Heer errichtet und aus jährlichen Steuern besoldet. Die Bischöfe und Fürsten sollen die kaiserliche Macht, statt sie zu verschlingen, unterstützen, sonst werden sie selbst vom Volke verschlungen. Hinsichtlich der Stellung des Concils zum Papste war Cusa damals ganz Gersonianer, schrieb, dass ein allgemeines Concil in der katholischen Kirche die oberste Gewalt habe in allen Dingen, selbst über den Papst, den es aus dringenden Gründen setzen und absetzen könne. Aber gerade das Treiben der Basler brachte ihn nach und nach zur Überzeugung, dass die Lehre vom „Concilium supra papam" nur für die außerordentliche Lage im Schisma, aber nicht jetzt Geltung habe, wo die Kirche ein unzweifelhaft rechtmäßiges Oberhaupt besitze, der rechte Papst könne von niemand gerichtet werden. Cusa wurde jetzt der „Herkules der Eugenianer", zu den wichtigsten und diplomatischen Sendungen verwendet, der gewaltigste Sprecher für die Rechte des Papstes, in welchem die Kirche complicativ eingeschlossen sei; dabei war er überall aufs entschiedenste für Reform thätig. Nikolaus V. erhob ihn 1448 zum Cardinal, verlieh ihm 1450 das Bisthum Brixen. Trotz der Reisen und amtlichen Thätigkeit fand Cusa immer noch Zeit zur Abfassung einer großen Reihe wissenschaftlicher Schriften, denn in der Wissenschaft fand er seine einzige Erholung.

Concordantia catholica. — *Reichsverfassung.*

Während die Versammlung in Basel am 31. Juli 1437 den Papst und die Cardinäle in der Frist von sechzig Tagen vorlud, weil er der Synode widerstrebe und gegen den Eid seine Gewalt missbrauche, erklärte der Papst am 18. September 1437 das Concil, indem er seine Unfruchtbarkeit während sechsjähriger Dauer, seine Streitsucht und Rechthaberei hervorhob, für aufgelöst und berief ein neues nach Ferrara, welche Stadt zu den Verhandlungen mit den Griechen besser geeignet, ihm angenehm und für die Sache passend sei.[1]) Jetzt erklärten die Basler den Papst für halsstarrig (contumax)

Das Concil bricht mit dem Papst. — *Concil zu Ferrara.*

---

[1]) Hefele, l. c. VII, S. 629—651. — Pastor, l. c. S. 237 ff.; Hist.-polit. Blätter, XII, S. 599 f.

und die Auflösungsbulle für nichtig — und drohten mit Absetzung, wenn er binnen sechzig Tagen nicht erscheine oder durch einen Bevollmächtigten sich vertheidige. Vergebens versuchte Cardinal Julian den Frieden zu vermitteln, — am 24. Januar 1438 erklärte die Versammlung Eugen IV. für suspendiert, und forderten alle Fürsten auf, den bisherigen Gehorsam gegen den Papst auf das Concil überzutragen.[1]) —

Das Concil zu Ferrara und Florenz. Die Vereinigung mit den Griechen.

Das Concil zu Ferrara begann am 10. Januar 1438, der zweiten Sitzung am 15. Februar wohnte der Papst als Vorsitzender selber bei; die Verhandlungen mit den Griechen begannen am 9. April, die Vereinigung beider Kirchen kam zustande; die sechzehnte Sitzung am 10. Januar 1439 war die letzte zu Ferrara, denn Eugen IV. verlegte das Concil nach Florenz.

Am 10. Januar 1438 ward erklärt, dass die Synode von Basel rechtmäßig nach Ferrara verlegt und, was jetzt noch in Basel geschehe, null und nichtig sei, mit Ausnahme der böhmischen Angelegenheit, wofür den Baslern noch eine Frist von einunddreißig Tagen gestattet ward. Am 8. Februar setzte der Papst den Versammelten in einer Anrede sein Verhältnis zu den Baslern auseinander und mahnte sie, kräftig zur Verbesserung der Kirche mitzuwirken; am 15. Februar erklärte er die Basler aller Würden und Beneficien für verlustig und dem Bann verfallen. Bei Strafe des Bannes wurde die Stadt Basel aufgefordert, sie aus ihren Mauern zu verjagen.

(Ferrara.) (Die Basler im Bann.)

(Die Griechen) Hochwichtig waren die Verhandlungen mit den Griechen.[2]) Der Kaiser betrieb sie mit Feuereifer, berief 1437 Bischöfe, Gelehrte, Große zu einer Synode nach Constantinopel, um Rath in der Unionsfrage. Nachdem er seinen Bruder zum Stellvertreter ernannt, segelte er mit dem Patriarchen, den Bischöfen, Großen, im ganzen 700 Personen, Ende November 1437 von Constantinopel ab. (in Venedig,) Der Empfang in Venedig am 8. Februar 1438 war glänzend. Die armen Griechen staunten über Pracht und Reichthum in der Lagunenstadt. Wie hatten sich die Verhältnisse geändert! Die einstige Unterthanin war jetzt eine Weltmacht und das Kaiserreich am Rande des Abgrundes. Der Papst sandte eine namhafte Summe, die Kosten des Aufenthaltes zu decken. Am 4. März fand der Kaiser (in Ferrara.) in Ferrara beim Papste herzlichen Empfang: sein Wille war gut, nicht so die Gesinnung des ehrsüchtigen Patriarchen: er kam absichtlich später, er wollte den Papst wie einen Sohn empfangen, wenn derselbe an Jahren jünger sei, wie einen Bruder, wenn er gleich, wie einen Vater, wenn er älter sei; lieber aber werde er abreisen, als den Fußkuss leisten. Eugen IV. überließ hochherzig die Form (Etikette.) der Begrüßung dem Belieben der Griechen und schließlich empfieng er den Patri-

[1]) Hefele, l. c. VII, S. 662 ff.

[2]) Über die Quellen vergl. Hefele, l. c. VII. S. 664—668 und Frommann, Kritische Beiträge zur Geschichte der Florentiner Kircheneinigung. Halle 1872.

archen stehend und wurde von ihm auf die Wange geküsst; von den übrigen Bischöfen erhielt er Kuss auf Hand und Wange. Dann forderten die Griechen die Anwesenheit der Fürsten des Abendlandes in Ferrara und der Papst erließ Einladungsschreiben an dieselben. Schließlich sprachen sie für ihren Kaiser gar den Vorsitz auf der Synode an. Man verglich sich endlich dahin, dass im Dom die Griechen die Epistelseite einnahmen, die Abendländer die Evangelienseite. Der Thron des Papstes überragte alle anderen, etwas tiefer stand der des römischen Kaisers, ihm gegenüber der des griechischen, ebenso verziert und gleich groß, was die Griechen mit einer Messschnur abmaßen.

Am 9. April wurde das Unionsconcil feierlich eröffnet als einzig rechtmäßiges. Ein Ausschuss von je zehn auf jeder Seite sollte über die Unterschiede und die Mittel der Vereinigung verhandeln.

Bei den Verhandlungen wollten die Griechen mit ihren Ansichten nicht recht hervortreten und brauchten Ausflüchte, wenn man sie drängte. Julian Cäsarini dagegen betonte entschieden den Gegensatz 1. in der Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes, 2. in der Frage wegen des ungesäuerten Brotes, 3. in der Lehre vom Fegfeuer und 4. vom Primat. Über die Lehre vom Fegfeuer wurde zwei Monate verhandelt. Der Kaiser wünschte kein scharfes Eingehen auf die Glaubensunterschiede: en bloc, in Bausch und Bogen, auf vage Formeln hin sollte abgeschlossen werden. Darum suchte er die Verhandlungen hinzuziehen und ergab sich lieber der Jagd als der Theilnahme der theologischen Erklärungen, bei welchen die Griechen gerne die Angreifer machten und den Lateinern die Vertheidigung zuschoben. Die besten Redner der Lateiner waren Julian Cäsarini, Nikolaus Albergati, Andreas von Rhodus. Auf griechischer Seite waren hervorragend Bessarion, Marcus Eugenicus, Gemistius Pletho, Isidor von Kiew. Gegensätze.

In die erste gemeinsame Sitzung, die in der päpstlichen Kapelle statthatte, am 8. October 1438, wollte der Kaiser hineinreiten und, als ihn die Diener daran hinderten, nahm er dies sehr übel und ließ sich dann auf seinem Thron hintragen. Bis ihm keine Genugthuung widerfahren, wollte er an keiner Sitzung mehr theilnehmen. Um ihn zu besänftigen, ließ der Papst ein neues Thor in seinen Palast brechen. Sechzehn Sitzungen galten dem Beisatze „Filioque", wobei sich die Neigung der griechischen Kirche zur Erstarrung im Alten kundgab. Eine pestartige Seuche ließ die Verlegung der Versammlung nach Florenz rathsam erscheinen, welches schönen und sicheren Aufenthalt und dem bedrängten Papst zur Verköstigung der armen Griechen reichliche Geldmittel anbot. Ansprüche des Kaisers. Florenz.

Der Empfang in Florenz war glänzend. Die erste florentinische (die siebzehnte Unions-) Synode war am 26. Februar 1439 im päpstlichen Palast und am 24. März die letzte, die fünfundzwanzigste: sie betrafen insgesammt den Ausgang des heiligen Geistes. Man konnte aber nicht zu einer Einigung kommen. Dositheus von Monembasia rief: „Wir wollen lieber sterben als latinisieren", worauf der billiger denkende Isidor von Kiew antwortete: „Auch wir wollen nicht latinisieren, aber das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne wird auch von morgenländischen Vätern gelehrt und es ist darum billig, sich in diesem Punkte mit der lateinischen Kirche zu einigen." — Solche Stellen der griechischen Väter wurden vorgelegt. Die Griechen verhandelten nun unter sich. Bessarion hielt 13. bis 14. April seine berühmte Rede für die Vereinigung: denn die Kirchenväter stimmten überein, die Einheit des Glaubens sei also innerlich Unionssynode. Bessarion.

vorhanden, ihre äußere Bezeugung sei moralisch wie politisch nothwendig. Dem Kaiser, der für die Union so eifrig war, versprach der Papst schriftlich und mit Siegel: er werde die Kosten der Rückreise nach Constantinopel übernehmen, 300 Soldaten und zwei Triremen zum Schutze jener Stadt in Dienst nehmen, er wolle ihm in der Noth zwanzig Schiffe auf sechs Monate oder zehn auf ein Jahr stellen und ein christliches Landheer senden und ein Kreuzheer gen Jerusalem solle über Constantinopel ziehen.

Versprechen des Papstes.

Unionsdecret.

Nun gieng man am 6. Juni 1439 an die Formel der Einigung. Ihre Feststellung nahm mehr denn einen Monat in Anspruch, am 5. Juli unterschrieben sie die Griechen. Am 6. Juli verlas sie Cardinal Julian in der Hauptkirche zu Florenz in lateinischer und Bessarion in griechischer Sprache.[1]) Die anwesenden Väter und Bevollmächtigten drückten ihre Zustimmung aus und der Papst hielt das feierliche Hochamt.

Diese Urkunde spricht zuerst in edlen, warmen Worten die Freude über die Vereinigung der lange Getrennten aus, dann hebt sie hervor, worin man sich gegenüberstand, aber jetzt sich gefunden habe: „Alle Christen bekennen, dass der heilige Geist von Ewigkeit aus dem Vater und Sohne sei und sein Wesen und Sein aus dem Vater und Sohne zugleich habe und aus beiden, als aus einem Princip und aus einer einzigen Hauchung ewig hervorgehe"; — „dass der Leib des Herrn sowohl im ungesäuerten als im gesäuerten Weizenbrote in der Wandlung zustande komme"; — „dass die Seelen der Bußfertigen, wenn sie in der Liebe Gottes geschieden sind, bevor sie wegen ihrer Vergehen würdige Früchte der Buße gebracht, nach dem Tode durch die Strafen des Purgatoriums gereinigt werden"; — „dass der heilige apostolische Stuhl und der römische Bischof den Primat in der ganzen Welt innehabe, dass der römische Bischof der Nachfolger des Apostelfürsten und der wahrhafte Stellvertreter Christi sei, mit der Gewalt, die gesammte Kirche zu regieren"; — „dass der Patriarch von Constantinopel in der durch die Canonen überlieferten Reihenfolge der zweite sei nach dem römischen Bischof, der Patriarch von Alexandrien der dritte, der von Antiochien der vierte, der von Jerusalem der fünfte." — Alle ihre kirchlichen Gewohnheiten und Gebräuche, der gesammte Ritus, die Priesterehe wurde den Griechen unverändert überlassen, der Papst tadelte nur ihre Praxis, die Ehen zu trennen. Am 26. August 1439 reiste der Kaiser über Venedig nach Constantinopel ab. Der Papst mahnte durch die ganze christliche Welt zu Dankfesten und forderte die Fürsten auf, den bedrängten Griechen Hilfe zu leisten. Bessarion und Isidor von Kiew ernannte er zu Cardinälen.

Doch war mit dem Abschlusse der Union das Concil nicht zu Ende: es dauerte noch drei Jahre fort, bis es 26. April 1442 nach Rom verlegt wurde.[2]) Am 22. November 1439 wurde die Kircheneinigung mit den Armeniern, und gleichzeitig die Union mit den Jakobiten (Monophysiten) abgeschlossen. Vom König von Äthiopien, Zare Jakob (= Segen Jakobs) auch Constantin genannt, kam Botschaft: es gebe kein größeres Reich als das äthiopische, hundert Könige seien demselben unterthan. Die Königin von Saba sei zu Salomo gekommen, mehr

Union mit den Armeniern, den Äthiopiern.

---

[1]) Das Unionsdecret in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache bei Hefele, VII, S. 742—753.

[2]) Hefele, l. c. VII, S. 781.

aber als jener sei der Papst, der nirgends höher verehrt werde als in Äthiopien. Leider hätten einige Päpste keine Nuntien mehr geschickt und so seien die Äthiopier in die Trennung hineingekommen. Die Bevollmächtigten erklärten, dass die Äthiopier alles billigen und verwerfen, was Rom billige und verwerfe.[1]) Wie kleinlich gegenüber der Großartigkeit solcher Verhältnisse standen die Basler und ihr Papst da mit ihrer Gunstbuhlerei bei Winkelfürsten! —

Das Concil zu Basel wählt einen Gegenpapst.

Je mehr das Concil zu Ferrara an Zahl der Prälaten und an Ansehen zunahm, umso stürmischer war der Eifer der Väter in Basel: sie erklärten das Concil zu Ferrara am 24. März 1438 für ein schismatisches Conventikel und stellten am 16. Mai die drei Sätze, 1. ein allgemeines Concil steht über dem Papst, 2. kann es ohne eigene Zustimmung vom Papst weder verlegt, noch aufgelöst werden, und 3. jeder, der sich diesen Wahrheiten widersetzt, ist als Ketzer zu behandeln, als Glaubensartikel auf. Am 26. Juni 1439 ward Eugen IV. als Ungehorsamer, als hartnäckiger Rebell, Simonist, Meineidiger, Zerstörer der Kircheneinheit feierlich abgesetzt und doch waren nur acht Bischöfe da, während zur Absetzung eines einfachen Bischofs nach canonischem Recht die Anwesenheit von zwölf Bischöfen erforderlich ist. Um ihrem unrechten Thun einen frommen Firnis zu geben, ließen die Väter in Basel Reliquien von Heiligen auf die leeren Bänke legen.

Neue Dogmen in Basel.

Eugen IV. abgesetzt.

Und unter diesen acht Bischöfen hatte Eugen IV. noch Vertheidiger: der Erzbischof von Mailand klagte gegen Alemand als einen anderen Catilina, der die kirchliche Ordnung auflöse und die Abstimmung, die nur ein Recht der Bischöfe sei, den niederen Clerikern übertrage — etwa vierhundert Geistliche des zweiten Ranges waren anwesend. Alemand entgegnete: die wahre Ansicht eines armen Priesters ist mir lieber als das unwahre Urtheil eines reichen Bischofs. Trotz der Pest, die viele Mitglieder hinraffte, setzte die Versammlung ihre Sitzungen fort und wählte, um das Werk ihrer Leidenschaftlichkeit zu krönen, eine Wahlcommission, da nur ein Cardinal da war, aus zweiunddreißig Bischöfen und Äbten und Doctoren der Theologie. Alemand empfahl zur Wahl den Herzog Amadeus von Savoyen, der 1434 die Regierung niedergelegt hatte und jetzt in Gesellschaft einiger Ritter, die er zu einem Orden des heil. Mauritius vereinigt hatte, zu Ripaille am Genfersee lebte: er sei reich und mächtig, und man brauche Geld und einen Fürsten, der das Concil vertheidigen könne.[2])

Amadeus von Savoyen wurde wirklich am 5. November 1439 gewählt und legte sich den Namen Felix V. bei, am 24. Juli 1440 ward er in Basel gekrönt und ernannte eine Menge Cardinäle; er war ein folgsamer Papst, dem Concil in allem zuwillen: leider eine Art Wagner'scher homun-

Felix V.

---

[2]) Ibid. VII, S. 777 ff. — Sickel, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, histor. Abtheilung, XX, S. 186 ff.

[1]) Hefele, l. c. VII, S. 796—797.

culus, der nie rechtes Leben gewinnen konnte: nur Savoyen und die Schweiz anerkannten ihn, nur wenige Herzoge, Städte und Universitäten sprachen sich für ihn aus: genug Geld hatte er doch nicht, und die Versammlung, welche die Annaten so grimmig verdammt hatte, musste von den Kirchen, die ihr Obedienz leisteten, auf fünf Jahre ein Fünftel alles Einkommens und auf weitere fünf Jahre ein Zehntel erheben. Frankreich und England sprachen sich für Eugen IV. aus, nur einige Entschiedenheit in Deutschland und das ganze Basler Ärgernis war verschwunden! Allein der Reichstag zu Nürnberg Januar 1439 bekannte sich zur Neutralität, um eine Vermittlung zu versuchen. Sigismund war todt und Albrecht zu sehr mit den Angelegenheiten des Ostens beschäftigt.[1]) —

König Albrecht II.

Albrecht II. und Kasimir. Albrecht wurde am 29. Juni 1438 zu Prag gekrönt, hatte aber sogleich einen Krieg gegen die polnische Partei im Lande zu führen, die am 29. Mai 1438 Kasimir als König annahm. Edel war die Mahnung Albrechts an seine Gegner: sie möchten sich des Brennens und Heerens enthalten und vielmehr mit den Waffen zu entscheiden suchen, wessen das Königreich sein soll, lieber ganz und in blühendem Zustand, als verheert und verwüstet. Um Tabor ward gestritten, doch zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht. Damals zeichnete sich im kleinen Krieg zuerst Georg von Podiebrad aus. Friedensunterhandlungen begannen, an denen Eugen IV. mit Eifer theilnahm.

Da riefen die Ungarn Albrecht zu Hilfe, ein Heer Murads war in Siebenbürgen eingefallen und führte 70.000 Gefangene mit sich fort. Albrecht eilte mit 24.000 Mann an die untere Theiß. Der König traf leidend in Ofen Albrechts II. Tod. ein, am 27. October 1439 erlag er zu Neszmely dem Lagerfieber und Kummer. Der Jammer über den allzufrühen Tod des hochbegabten edlen Herrschers war allgemein, in Frankfurt sanken die dort zum Reichstag versammelten Fürsten vor Schmerz zu Boden. „Er war ein frommer Fürst," sagt Äneas Sylvius, „durch Freigebigkeit und Gerechtigkeit ausgezeichnet, war auch im Kriege kühn und tapfer." — „Kein König seit Christus", sagt Windek, ein anderer Zeitgenosse, „ward von Edlen und Gemeinen, von reich und arm so beklagt, wie König Albrecht." Sein Wahlspruch war: „Die Liebe der Unterthanen ist des Fürsten bester Schutz."[2])

Albrecht hinterließ zwei Töchter, Elisabeth und Anna, und die Königin gesegneten Leibes; sterbend hatte er bestimmt, falls Elisabeth eine Testament. Tochter gebäre, solle Friedrich von Steiermark der Erbe Österreichs sein, Vormund aber mit der Mutter, sofern Elisabeth eines Sohnes genese; neun Vormünder sollten ihm zur Seite stehen und zwar drei aus Ungarn, vier aus Böhmen, zwei aus Österreich. Wie das Testament, so sprachen sich die österreichischen Stände aus.

[1]) Hefele, l. c. VII, S. 785—787.

[2]) Aeneae Sylvii De viris illust., p. 68; Europa, p. 86. — Palacky, l. c. III, 3, S. 334.

In Ungarn ergriff Elisabeth als Erbin des Reiches und gekrönte Königin sogleich die Zügel der Regierung. Allein eine mächtige Partei verlangte auf dem Reichstag zu Ofen (Januar 1440), Ungarn bedürfe in so ernster Zeit eines Mannes und Elisabeth solle sich mit dem Polenkönig Wladislaw I. vermählen; sie war dreißig Jahre alt, er fünfzehn, aber früh reif. Der Königin war der Antrag zuwider, doch musste sie dem Drängen der Stände nachgeben: die ungarische Gesandtschaft möge nach Polen gehen, jede Übereinkunft mit Wladislaw wäre aber null und nichtig, wenn sie, die Königin indes eines Sohnes genese. Die Gesandten schlossen jedoch mit Wladislaw unter jedem Beding ab und indes gebar Elisabeth am 22. Februar 1440 einen Sohn, Ladislaus Posthumus. Elisabeth ließ ihren Sohn 15. Mai zu Stuhlweißenburg krönen, der Polenkönig aber hatte die Wahl angenommen und rückte ins Land.[1]

Elisabeth.

Ladislaus Posthumus.

Ungarn hatte demnach jetzt zwei Könige und darum inneren Krieg 1440 bis 1442. Das Land theilte sich: Wladislaw, für den der Süden und Osten war, wohnte in Ofen, Elisabeth in Pressburg. Unter den Parteigängern der Polen ragt der weiße Ritter aus Wlachien, Johann oder Janko hervor, Hunyadi von seinem Bergschloss in Siebenbürgen benannt, der Sohn des Edelmannes Woyk aus dem wlachischen Dorfe Hollos. Die Sage macht ihn zu einem unehelichen Sohne Sigismunds, eine königliche Seele hatte er jedenfalls und königliche Gestalt, dabei Sinn für höhere Bildung. Meister in allen Waffenkünsten, war er zugleich beredt; der Schrecken des Feindes in der Schlacht, war er zugleich der Mann feiner Sitte und durch Freundlichkeit herzgewinnend; kühn in seinen Plänen, war er beharrlich in deren Ausführung; bei allem Streben nach unsterblichem Ruhm, war er gerecht und ein frommer Christ. Nachdem er sich frühe schon unter den Fahnen Philipps von Mailand und Kaiser Sigismunds hervorgethan, wurde Hunyadi unter Albrecht Ban von Serbien, jetzt unter Wladislaw Temeser Obergespan und Capitan von Belgrad. — Der mächtigste Anhänger der Elisabeth dagegen war Ulrich von Cilly, der Bruder der Kaiserin Barbara, der Besitzer von siebzig Herrschaften in Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Slavonien, ein Mann von ungezügeltem Ehrgeiz. Johann Giskra von Brandeis, ein mährischer Edelmann und tüchtiger Feldherr, warb Taboritenscharen für sie. Kaiser Friedrich III. lieh ihr Geld gegen Versetzung der Reichskrone und einiger Herrschaften.

Hunyadi.

Ulrich von Cilly.

Allein der Krieg für Elisabeth und ihr Söhnlein nahm keinen glücklichen Verlauf, das Geld und die Zahl der Anhänger schwand dahin. Da sandte der Papst zur Wiederherstellung des Friedens den Cardinal Julian Cäsarini ins Land. Elisabeth verlangte, Wladislaw solle der Krone entsagen und für ihren Sohn Ladislaus bloß die Regentschaft führen, bis dieser das fünfzehnte Jahr erreicht habe, und der Königin Tochter, Anna, zur Gattin und 200.000 Ducaten als Aussteuer erhalten und als Ersatz der Kriegskosten Galizien, die Moldau und die verpfändeten Zipser Städte. Wenn Ladislaus, bevor er mündig geworden, ohne Erben sterbe, so sollte ihm der Polenkönig auf dem Throne folgen. Wladislaw verhandelte in Raab persönlich mit Elisabeth um den Frieden. Da gab am

Verhandlungen.

[1] Szalay, l. c. III, S. 18–36.

Elisabeths Tod. 24. December 1442 ihr unerwarteter Tod den Dingen eine neue Wendung. Liebenswürdig, hatte Elisabeth nur eine Leidenschaft, die Liebe zu ihren Kindern. Das schöne Kind, für welches sie geduldet und gestritten, schien jetzt durch ihren Tod um sein Erbe zu kommen. Die Zahl seiner Anhänger ward mit jedem Tag geringer, Wladislaw ward allgemein als König anerkannt, selbst vom Papst, der mit diesem König und seiner Macht und seinem Helden Hunyadi die Türken vom Boden Europas zu verscheuchen gedachte.[1]) —

Murad II. Serbien. Bosnien. Ungarn. Held Hunyadi.

Ein gewaltiger Kampf entspann sich jetzt zwischen den Türken und Christen, reich an glänzenden Heldenthaten, an tragischen Wendungen. An der Spitze der Türken stand wieder ein gewaltiger Mann, Osmans Haus ist Murad II. 1421 bis 1451. ja reich an Kraftnaturen, Murad II., zwar erst neunzehn Jahre alt, aber doch schon Meister in der Kunst zu herrschen, zu strafen und zu belohnen, schrecklich und barmherzig zu sein. Überdies hatte Murad mehr als jeder andere Herrscher aus dem Hause Osmans Hang zur Großmuth, zum Leben in Ruhe und geistigen Genüssen, weniger Ehrgeiz als jeder andere. Dabei schien sich der Sieg an seine Schritte zu fesseln: wo Murad selber befehligte, errang er meistens den Sieg. „Murad", sagt Kantemir, „lebte neunundvierzig, herrschte dreißig Jahre, war ein gerechter und tapferer Fürst, von großem Geiste, ausharrend, gelehrt, barmherzig, religiös, mildthätig, ein Freund und Ermunterer der Gelehrten, allen, die sich in einer Kunst oder Wissenschaft auszeichneten, ein guter Kaiser und — ein großer Feldherr. Niemand erfocht mehr oder größere Siege als Murad, nur Belgrad widerstand seinen Angriffen. Unter seiner Regierung war der Soldat stets siegreich, der Bürger reich und sicher. Wenn er irgend ein Land unterjochte, war seine erste Sorge, Moscheen und Karawanserais, Hospitäler und Collegien zu bauen. Jedes Jahr gab er 1000 Goldstücke den Nachkommen des Propheten und schickte 2500 den Geistlichen von Mekka, Medinah und Jerusalem."

Im Anfang hatte der Sultan gegen zwei von den Griechen unterstützte Thronanmaßer, seinen Oheim Mustafa und seinen Bruder Mustafa, schwere Kämpfe zu bestehen, dann griff er die Griechen an, weil sie zu diesen Aufständen mitgewirkt hatten. Constantinopel belagert, 1422 lagerte Murad zwei Monate vor Constantinopel und verheerte die Umgegend, ein Sturm jedoch am 24. August wurde mit dem Muth der Verzweiflung abgeschlagen; die Griechen schrieben die Rettung der Panhagia zu. Ein Aufstand in Kleinasien machte ihnen Luft. Als Murad auch diesen niederwarf, schloss der Kaiser Joannes 1424 einen demüthigenden zahlt Tribut. Frieden, indem er sich zu einem Jahrestribut von 30.000 Ducaten oder 300.000 Aspern und zum förmlichen Verzicht auf alle Städte am Schwarzen Meere und am Strymon verstand. In den nächsten Jahren

[1]) Szalay, l. c. III S. 36—52.

wurden die Serben und Walachen, die sich gegen die türkische Herrschaft empört hatten, bezwungen. Der Kral von Serbien musste einen Jahreszins von 50.000 Ducaten zahlen und seine Tochter in das Harem des Sultans senden.[1] Serbien.

Der Löwe von San Marco drängte nach Osten, der Halbmond nach Westen, Venedig musste also mit den Türken in Streit gerathen, alle von den Türken bedrängten kleinen Mächte flehten die Republik um Hilfe an oder verkauften in der Noth Besitzungen an sie.[2] So bekam Venedig 1401 Corfu, 1409 Zara, 1412 Sebenico, 1417 Scutari, 1420 Trau und Spalatro, 1417 das Castell von Lepanto, 1417 Patras, 1422 Korinth und 1423 Salonichi um 50.000 Ducaten. Venedig.

Diesen wichtigen Platz mochte jedoch der Sultan um keinen Preis in den Händen der Venetianer lassen. Schon 1423 waren bei einem Einfall der Osmanen in den Peloponnes eine Anzahl venetianischer Küstenfestungen genommen worden. Darum Krieg zwischen beiden Mächten, zur See, in welchem die Venetianer meist siegten, und zu Land, wo sie oft der Übermacht erlagen. Eine Vermittlung lehnte Murad 1430 mit den Worten ab, er sehe nicht ein, mit welchem Rechte sich die Abendländer in die Angelegenheiten des Ostens mischen könnten, er werde bald bei ihnen sein.[3] Am 29. März 1430 ward Thessalonich nach verzweifelter Vertheidigung von den Türken im Sturm genommen. „Die Plünderung und das Gemetzel überstiegen noch die Erwartung der Türken und den Schrecken der Griechen", so erzählt ein Augenzeuge. „Kein Haus entgieng dem Schwert, der Schmach, den Fesseln, den Flammen, der wilden Rache der Asiaten." — Selbst den Sultan erfasste eine Art Reueschmerz über jene Greuel, er gab alle Gefangenen, die auf seinen Beuteantheil fielen, frei, verbot Gefangene zu tödten, und suchte die unglückliche Stadt wieder zu heben, indem er viele Gefangene loskaufte und in die Stadt zurücksandte.[4] Thessalonich.

Von einem Verräther gelockt, ergriff Murad mit Freude die Gelegenheit, Albanien zu erobern. 1430 bis 1431 durchzog ein Heer Albanien, dessen Häuptlinge sich großentheiles unterwarfen. 1432 durchstreifte ein türkisches Heer Siebenbürgen; 1433 verhandelte eine türkische Gesandtschaft mit Sigismund in Basel um Frieden; 1434 musste der Kral von Serbien seine zweite Tochter und den größten Theil seines Landes als Mitgift anbieten.[5] — 1437 führte Murad selber ein Heer nach Ungarn, durchzog die Walachei, Siebenbürgen, und kehrte mit ungeheurer Beute zurück, von den Fürsten der Serben und Walachen als seinen Vasallen begleitet. Bald mahnten ihn die Großen, er solle mehr für die Verbreitung des rechten Glaubens und die Ehre des Propheten thun und bis nach Italien ziehen, dazu müsse er aber die serbische Festung Semendria haben. Sogleich wurde ihre Aus- Kriege Murads II. Ungarn.

---

[1] Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, I, S. 537—539.
[2] Ibid. I, S. 541 ff.
[3] Ducas, l. c. p. 111.
[4] Zinkeisen, l. c. I, S. 579—568.
[5] Ibid. I, S. 579.

lieferung vom Woiwoden gefordert, der aber sich zum Widerstand rüstete und König Albrecht um Schutz anflehte. Semendria ward belagert, ein ungarisches

Serbien.

Heer, das zum Entsatz heranrückte, zersprengt. Serbien ward jetzt nach

Bosnien

osmanischer Verfassung eingerichtet, Bosnien zu einem Jahreszins von 25.000 Ducaten gezwungen. Albrecht II. erkrankte und starb auf dem Zuge 1439, sein Heer löste sich auf.

Die Gefahr für Ungarn wurde immer dringender. Bosnien und Serbien

Belgrad.

flehten um Hilfe. 1440 lagerte Murad vor Belgrad, der einzigen Festung, welche den Osmanen noch den Weg nach Ungarn versperrte. Die Stadt behauptete

Hunyadi.

sich trotz siebenmaliger Belagerung. Das hob den Muth der Ungarn. Hunyadi erhielt den Oberbefehl in den südlichen Grenzstädten des Reiches; er schlug das Hauptquartier in Belgrad auf und warf hier 1441 ein türkisches Heer zurück, wandte sich dann nach Siebenbürgen, wo ein türkisches Heer unter Mesidbeg plünderte, erlitt zwar bei St. Emerich beim ersten Zusammenstoß eine Niederlage, schlug jedoch bald darauf an derselben Stelle die Türken aufs Haupt, Mesidbeg ward erschlagen. Die Woiwoden der östlichen Länder huldigten wieder Ungarn.[1])

Ein Heer von 80.000 Mann wälzte sich 1442 gegen Ungarn heran, um die Niederlage zu rächen. Zum Glück für die Magyaren war der Anführer desselben, Schahin-Pascha, ein Prahler: „Mein Schwert ist eine Wolke, welche anstatt Regen nur Blut vergießt." — Dennoch ist es ein Wunder von Hunyadis Helden- und Feldherrngeist, dass er bei Vasap mit nur 15.000 Mann, die freilich entschlossen waren zu siegen oder zu sterben, dieses an Zahl so sehr überlegene Heer schlug und vernichtete. Dies und eine feurige Aufforderung Papst Eugens IV. rief in Ungarn den Entschluss hervor, den Krieg fortzusetzen. Den Papst hatte die Schilderung der Noth der armen Christen, welche von den Türken auf ihren Raubzügen zu Tausenden als Sclaven fortgeschleppt wurden, in tiefster Seele erschüttert. Sein Gesandter Julian Cäsarini versprach Hilfe auch anderer christlicher Fürsten. 1443 brach der Zug von Buda auf, 20.000 Mann, das Hauptheer unter König Wladislaw, der Vortrab unter Hunyadi und dem Despoten von Serbien, nach Sofia, von wo man durch die Pässe des Balkan in kurzer Zeit Adrianopel und von da die Hauptstadt des griechischen Reiches zu

Sieg bei Nissa.

erreichen gedachte. Bei Nissa überraschte Hunyadi in der Nacht vom 3. November 1443 die Osmanen, erschlug 30.000 und nahm 4000 gefangen. Die Städte Bulgariens giengen zu den Ungarn über. Am Christtag 1443 stießen die Christen bei Kunowiza auf ein neues Heer der Türken und vernichteten dasselbe nach einem mit entsetzlicher Tapferkeit geführten Kampfe. Der türkische Heerführer Tschelebi, des Sultans Schwager, wurde gefangen.[2])

Kälte, Mangel an Lebensmitteln trieben zur Umkehr. Unendlicher Jubel

Wladislaw.

empfieng den König in Buda, als er einem Gelübde zufolge barfuß in die Stadt einzog und das Schloss nicht eher betrat, bis er Gott in der Kathedrale für den

Murad II.

Sieg gedankt hatte. Murad II. war durch den Verlust seiner tüchtigsten Heere, seiner besten Feldherren tief erschüttert; seine Schwester bat ihn fußfällig und unter Thränen um Loskaufung ihres Gemahls.

---

[1]) Zinkeisen, l. c. I, S. 578—598.

[2]) Ibid. I, S. 598—619. — Thuroczi, IV, l. c. p. 40.

Der Sultan sandte um Frieden, zu Szegedin wurde ein Stillstand auf zehn Jahre Juli 1444 dahin abgeschlossen, dass Bulgarien in der Gewalt des Sultans blieb, die Walachei aber unter der Schutzherrschaft Ungarns, Serbien gab der Sultan an Georg Brankovich zurück, für die Freilassung Tschelebis zahlte er 70.000 Goldgulden. — Der Vertrag wurde auf das Evangelium und den Koran beschworen.[1]) Vertrag zu Szegedin.

Verstimmt über den Gang der Ereignisse, von der Nichtigkeit aller Dinge längst überzeugt, eben durch den Tod seines Lieblingssohnes wieder dringend daran gemahnt, nach Ruhe im Umgang mit Weisen in stiller Natur sich sehnend, legte Murad 1444 die Krone nieder und zog sich in die Tulpengärten Magnesias zurück. Durch die Übereinkunft mit Ungarn hielt der Diokletian der Osmanen den Frieden für gesichert, durch den Regentschaftsrath, mit dem er seinen Sohn Mohammed II. umgab, die Richtung der Politik für befestigt. Wie Karl V. gedachte auch er mit seinem Rathe aus der Stille seiner Einsamkeit den jungen Träger der Reichsgewalt zu unterstützen. — Murad II. dankt ab.

Skanderbeg, der Held der Albanesen.

Aber gerade der Rücktritt des gereiften Politikers, an dessen Stelle jetzt ein unerfahrener Knabe trat, verstärkte die Kriegspartei in Europa, die da meinte, der Friede sei mit Unrecht abgeschlossen und Ungarn könne nicht in einer Frage ein Gesetz machen, welche die gemeinschaftliche Sache der christlichen Welt sei. Dazu kam der Aufstand der Albanesen und das Auftreten ihres großen Helden — des Skanderbeg.

Der Held stammt aus der Heimat des Achilles, Pyrrhus, und der Mutter des großen Alexander. Was früher Illyrien und Epirus hieß, das ist heute Albanien, die gebirgige, 100 Stunden lange, 30 Stunden breite Strecke Landes zwischen dem Pindusgebirg und dem adriatischen Meere, südlich vom ambrakischen Golf und nördlich vom Skodrasee. Hohe, schneebedeckte Gebirge durchziehen das Land, wilde Wasser stürzen von ihnen herab, Wälder, Weideplätze füllen die Thäler, die Küste ist in unzählige Buchten und Rheden ausgezackt. Ein Volk bewohnt dieses stählende Gebirgsland, die Albanesen, aber in zwei Stämme getheilt und zwei Dialecte einer und derselben Sprache sprechend, die Geghen im Norden, die Tosken im Süden, der Skumbifluss (Genusus) bildet die Grenze zwischen ihnen; sie sind dialectisch von einander verschieden wie Hochdeutsche und Plattdeutsche, ohne Mittelsperson können sie sich schwer gegenseitig verständigen. Ihre Sprache stimmt nicht mit der griechischen, nicht mit der türkischen, nicht mit der slavischen überein, nicht mit der germanischen oder keltischen; sie ist eine ganz eigenthümliche Sprache und es bildete vielleicht einst mit ihr die altgriechische und altlateinische einen Stamm. Die Schki- Albanien. Volk. Sprache.

[1]) Zinkeisen, l. c. I, S. 620—627.

petaren, wie sie sich nennen[1]) oder Arnauten stammen von den alten Epiroten und Illyriern, die mit dem alten Makedonenstamm verwandt waren; und alle drei Stämme bildeten nach Hahn[2]) den Kern des tyrrhenisch-pelasgischen Volksstammes. Der Name Albanier mit der Hauptstadt Albanopolis kommt nur beim alexandrinischen Geographen Claudius Ptolemäus, sonst nirgends in den Classikern, vor. Diese Albanesen[3]) haben alle Schicksale des epirotischen Volksstammes überdauert und haben nach den Worten eines großen Kenners des Orientes ihre Sprache und Nationalität bis in die Gegenwart hereingerettet.

Epiroten und Hellenen.

„Die Illyro-Albanier waren von jeher und sind noch heute das aggressive Element, die Kriegerkaste, die Kschatrija des illyrischen Continentes, während die alten Hellenen vorzugsweise auf idealem Gebiete ihre Bedeutung hatten und gleichsam die geistigen Schöpfer, Kunstbildner und Lehrmeister des menschlichen Geschlechtes waren, im Waffengebrauche aber niemals über den Vertheidigungskampf hinauszukommen Kraft und Energie genug besaßen. Den Anprall des Orientes von Europa abzuhalten und zurückzutreiben, hatten sie die Macht, aber alle ihre Angriffe und Rachezüge gegen das große Perserreich waren ebensoviele Beweise offensiver Schwäche und Unzulänglichkeit. Hätte es bloß von den Hellenen abgehangen, die Weltmonarchie des Kyros bestände heute noch in vollem Glanze. Auch die aus der Mischung mit Slaven gebildeten Neuhellenen sind, wie es die Alten waren, wieder die Träger des geistigen Elementes, d. i. des alle fremden Bestrebungen aufsaugenden kirchlich-orthodoxen Centralgedankens, wie ihn das byzantinische Christenthum für den oströmischen Orbis geschaffen hat. Den Muth und die Kunst mit den Waffen zu streiten, besitzt auch heute wieder ausschließlich das epirotisch-illyrische Residuum, welches im eigenen Land Schjipetar und in Neuhellas Arwanit heißt, das aber im Occident jedermann unter dem Schul-Terminus Albanier oder Albanesen kennt. Rechnet man alles zusammen, was in Europa von der Donau bis zur Südspitze des Peloponneses Christ geblieben und nur das byzantinische Griechisch spricht, so wird man kaum zwei Millionen Individuen finden, denen sich eine ungefähr gleiche Anzahl Schkjipetaren aller Bekenntnisse gegenüberstellt. Der Übertritt eines großen Theiles der Schkjipetaren zum Islam macht in der Rechnung keinen Unterschied, weil der Abfall vom alten Glauben überall nicht die Folge innerer Überzeugung und des Herzensdranges, sondern der klugen Berechnung und der materiellen Interessen war, der Nationalcharakter aber auch nach der Apostasie derselbe blieb."[4])

Volkscharakter.

Zur Zeit der Römerherrschaft 150 vor Chr. bis 500 nach Chr. hat Albanien gar keine Geschichte. Die römischen Legionen wurden des Landes

---

[1]) Schkjipetaren = Bewohner eines felsigen Landes, von Schkip = Fels und der männlichen Ableitungssilbe tar, auch Schkipetar, Σκιπιτάρ; das Land heißt Schkjipenia und Schkjiperia. Professor Thumann in Leipzig erkannte die Albanesen 1774 zuerst als die geradlinigen Nachkommen der Teuta und des Pyrrhus, dann Malte-Brun und Leake 1814.

[2]) Hahn, Albanesische Studien. Nebst einer Karte und artistischen Beilagen. 3. Heft. Wien 1853—1854. — Franz Bopp, Über das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen. Berlin 1855.

[3]) Albanesen, Arbanier, Arbaniten, Arnauten — ist dasselbe. Das Land heißt Albania, Arbania, Arbenia. Alb ist Fels, also Albanese = Bewohner eines felsigen Landes.

[4]) Fallmerayer, Das albanesische Element in Griechenland. Abhandlung der königl. bayr. Akademie. III. Classe, VIII. Bd., 3. Abth.

nie völlig Meister, römische Worte sind aber in der Sprache manche geblieben. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde es einige Zeit von Gothen besetzt — und einzelne gothische Wörter haben sich im Albanesischen bis heute erhalten —, dann von Slavenstämmen überrieselt, in den unzugänglichen Gebirgsstöcken hielt sich die alte Bevölkerung ungebrochen. Nach dem Sturze des Bulgarenreiches 1079 tauchen auf einmal die Albanier in der byzantinischen Geschichte wieder auf, das Bedürfnis, den Fremden gegenüber eine geschlossene Nationaleinheit zu bilden, hat jedoch dieses Volk nie empfunden. Albanesische Geschichte.

„Es ist überall nur der Durst nach persönlicher Ungebundenheit unter dem Schirm angestammter Häuptlinge, der die Schkjipetaren von jeher in Bewegung versetzte. Im Lande selbst aber will der Toske mit dem Geghen nichts zu schaffen haben. So unduldsam gegen jede nicht patriarchalische Stammautorität ist dieses Volk, dass es sogar den Gedanken eines den Geghen und Tosken gemeinsamen Oberhauptes aus ihrem eigenen Blute niemals ertragen konnte. Der Schkjipetar gehorcht nur sich selbst und ist für den autoritätssüchtigen Occident wohl ein Ärgernis und eine Last, aber keine Gefahr. Für eine Idee zu fechten wie die Islam-Türken, oder für irgend ein geistiges Interesse in den Kampf zu gehen, ist der Schkjipetar nicht fähig."[1]) Gegen das Kaiserthum in Byzanz waren sie meist in der Rebellion. 1250 traten die Provinzen Philat, Arbania und Unaria zur katholischen Kirche über, die Geghen sind noch heute eifrig katholisch. 720 Jahre lang stand Nordalbanien unter Serbien. Ihre Heldenzeit fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Seit 1359 spielen die Vasallen Balsch, Herr über Skutari, und die Herren von Kroja eine Rolle. 1362 wird Albanien zum erstenmale von einem Türkenheere überzogen. Der Gedanke, durch Einigung sich der Fremden zu erwehren, scheiterte immer an dem unbesiegbaren Widerwillen, den persönlichen Vortheil dem Gesammtwohl zu opfern. Seit 1421 kämpfte Albanien um Sein oder Nichtsein, seine großen und kleinen Häuptlinge widerstanden beharrlich der osmanischen Sturmflut, namentlich die Topia und Kastrioti, jene im akrokeraunischen Gebirg, Südalbanien, diese nördlich vom Drino. 1423 waren jedoch beide gegen die Scharen Murads II. unglücklich. Der Fürst von Kroja musste einen Theil seines Landes abtreten und als Pfand der Unterwürfigkeit seine vier Söhne als Geiseln stellen und dem Sultan Heeresfolge leisten. Die Kastriotis.

So kam Georg, der jüngste der Söhne Iwan Kastriotas, später der größte Held seines Volkes, mit seinen Brüdern Repos, Stanißa und Constantin, als neunjähriger Knabe 1423 nach Adrianopel an den Hof Murads II., er musste seinem Glauben entsagen und bekam beim Übertritt zum Islam den Namen Skanderbeg (Fürst Alexander), unter dem er unsterblich geworden ist. Während die drei älteren Brüder als Alltagsmenschen bald verschollen, zog Georg, der mit der Schönheit der Mutter einen Heldengeist geerbt hatte, die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Sultans auf sich, der ihn mit seinen Söhnen erziehen ließ. Skanderbeg.

[1]) Fallmerayer, l. c. III. Classe, Bd. IX, 1. Abth. S. 4.

Jugend. Georg, heißt es, war hoch und schlank, breit an den Schultern, gewölbter Brust, langen Halses; seine Stirne war hoch, seine Augen waren feurig, seine anmuthigen Züge fast frauenhaft, seine schwarzen Haare fielen in Locken auf die Schultern, seine Stimme reichte weit; er sprach griechisch, türkisch, arabisch und Bildung. italienisch gleich gut wie seine Muttersprache; er dichtete und begleitete seine Lieder mit der Leier der Epiroten. Der Geist der Albanesen ist bekanntlich poetisch und ihre Leidenschaft ist der Ruhm. „Als mit dem Alter die Kräfte wuchsen," so erzählt Barletius,[1]) der Curtius Rufus der albanischen Geschichte, „befiel den Jüngling ungemeine Lust zu jeder ritterlichen Übung, jetzt mit dem Schwert, jetzt mit Bogen und Pfeil, bald zu Ross, bald zu Fuß; und er gewann darin schier unglaubliche Erfahrung und Geschicklichkeit, versuchte sich stets über seine Jahre und Kräfte und that sich mit großer Liebe und Begierde in allerlei Art des Fechtens hervor. So ward sein Arm stark und seine Glieder gelenk, sein Körper geübt, Hunger, Durst, Kälte, Hitze und Wachen zu vertragen; in kurzer Zeit war er zu allen ritterlichen Thaten geschickt, und er gewann die Gemüther aller Menschen!" — Barletius erzählt dann eine Reihe von glücklich bestandenen Wagnissen und Kämpfen, welche Skanderbegs Ruhm begründeten und ihm eine hohe Befehlshaberstelle verschafften.

Aber schon war Skanderbeg im Herzen von Murad abgefallen. Sein Vater, Iwan Kastriota, war 1431 gestorben und seine Brüder waren nach Angabe der Albanesen von den Türken durch Gift weggeräumt worden. Georg forderte vom Sultan die vertragsmäßige Einsetzung in das väterliche Fürstenthum — erhielt sie aber nicht. Der Sultan begann im Gegentheil den Ehrgeiz des Jünglings misstrauisch zu beobachten, Georg aber für sein Leben zu fürchten.

Barletius sagt: „Listig verbarg Skanderbeg den Aufruhr seines Gemüthes, und da ihm der Sultan, um ihn zu versuchen, eine Herrschaft in Asien anbot, sprach er: ‚Diese Hand ist geschickter, das Schwert statt des Scepters zu führen.' Dabei war er beständig um sein Leben auf der Hut; denn er wusste, dass man ihn heimlich bei Seite schaffen wollte."[2])

Aus der Heimat kamen Aufforderungen, er möge sich seines väterlichen Reiches wieder bemächtigen. Skanderbeg ward alsbald entschlossen dazu und harrte nur einer Gelegenheit. Als am 3. November 1443 das türkische Heer bei Nissa gänzlich geschlagen war, zwang Skanderbeg bei Nacht den beim Heere anwesenden Staatssecretär unter Androhung des Todes, ihm einen Ferman auszustellen, worin von Seite des Sultans dem Statthalter von Kroja befohlen wurde, an Skanderbeg die Festung und Verwaltung der Stadt zu übergeben. Mit Abfall. 300 Landsleuten verließ Skanderbeg in der Verwirrung der Flucht das Heer und senkte zuvor dem Schreiber noch den Dolch in die Brust. Am siebenten Tage erreichte Skanderbeg die Heimat, sammelte in der Nacht die Vornehmsten, die ihm Hilfe versprachen. Am andern Morgen übergab arglos beim Anblick des groß-Einnahme von Kroja. herrlichen Befehls der türkische Hauptmann die Festung. In der Nacht wurden die Thore geöffnet, die Albanesen drangen ein, die Türken wurden erschlagen, Skanderbeg schenkte nur denen das Leben, welche den christlichen Glauben annahmen.

[1]) Marini Barletii De vita et rebus gestis Georgii Castrioti, I, p. 6–9.
[2]) Ibid. I, p. 6–15.

Dieses geschah am 13. November 1443 und mit diesem Tag beginnt die **Unabhängigkeit Albaniens**, welche Skanderbeg fünfundzwanzig Jahre lang aufrecht erhielt, zugleich die **Heldenzeit dieses Volkes**.[1] Der Held der Helden aber war Skanderbeg selber, von einer Kampflust beseelt, dass ihm beim Beginn der Schlacht vor Freude die untere Lippe sprang und Blut herausspritzte, dass er vor Lust den Ärmel aufstülpte, um Schwert oder Keule besser führen zu können; kampfdurstig, dass ihm eine Schlacht von Zeit zu Zeit Bedürfnis war, und er eigenhändig über 2000 Türken erschlagen haben soll; dabei schnell und findig wie Cäsar und Hannibal, unempfindlich gegen Hitze und Kälte, von so vollendeter harmonischer Körperkraft, dass er nur kurzen Schlafes bedurfte; einfach in seinen Bedürfnissen, prunklos; nicht bloß Meister in allen Waffenkünsten, sondern auch ein Feldherr mit raschem sicherem Blick, voll Kühnheit und Entschlossenheit, immer siegreich. Obschon er nie mehr als 18.000 Albanesen zur Verfügung hatte, ist er doch von der riesigen Macht der Türken nie erdrückt worden und Skanderbeg galt bei seinen Feinden für unbesiegbar.

Albanien frei 1443.

Der Held der Helden

Der Aufstand loderte durch das Land, die türkischen Ansiedler wurden erschlagen; rasch erlagen die drei türkischen Festungen Petralba, Petreila, Stellusium; Sfetigrad ward eingeschlossen. Eine Versammmlung albanesischer Häuptlinge zu Ljesch (alt Lissus) ernannte Skanderbeg zum Nationalfeldherrn, gelobte, ihn mit Gut und Blut und mit jährlich 200.000 venetianischen Ducaten zu unterstützen. „Dieser vielköpfigen serbo-bulgaro-albanischen Coalition einen Trieb gemeinschaftlicher Action einzuflößen, das Privatinteresse der einzelnen Bundesmitglieder niederzuhalten, die gegenseitigen Antipathien zu versöhnen und die Wärme der ersten Begeisterung fünfundzwanzig Jahre hindurch auf dem Höhepunkt zu erhalten, vermochte freilich nur Skanderbeg. Für die Größe des Mannes spricht diese seltene Kunst lauter als seine glänzenden Siege.“[2]) — Die Erhebung hatte schnell ihre Probe zu bestehen. Im Juni 1444 ließ der Sultan, empört über die Fahnenflucht seines Günstlings, 40.000 Reiter unter seinem tüchtigsten Heerführer in Albanien einbrechen. Skanderbeg konnte ihnen nur 17.000 Mann entgegenwerfen, nahm aber in einer Waldschlucht der Niederdibra eine so günstige Aufstellung, dass den Türken ihre Übermacht nichts half und sie in einer Schlacht, die von Früh bis Nachmittag dauerte, in die Flucht geschlagen wurden. Die Nachricht von diesem Siege zündete durch ganz Europa; aller Augen richteten sich jetzt nach dem Hof von Kroja und der König von Ungarn fasste neuen Muth zum Krieg gegen die Türken.

siegt 1444,

macht den Ungarn Muth

Allein man hatte den Frieden mit den Türken beschworen! Doch stand der Giltigkeit dieses Schwurs die gewichtige Behauptung entgegen, dass Ungarn für

[1]) Marini Barletii De vita et rebus gestis Georgii Castrioti, I, p. 15—21. — Fallmerayer, l. c. III. Abth. S. 7—8.
[2]) Fallmerayer, l. c. III. Classe, Bd. VIII, S. 9—10.

sich gar kein Recht gehabt habe, Frieden zu schließen, dass der Kampf ein allgemeiner Kampf der europäischen Mächte und nicht Sache eines einzelnen Staates sei, dass der Friede ein unhaltbarer sei, weil er weder den Ungarn noch den Osmanen eine natürliche Grenze gebe, und dass auch der Sultan ihn nicht einhalten könne, weil im Taumel der bisherigen Siege die Osmanen eben zur Eroberung ins Unendliche fortgerissen würden. Zugleich wurde Hilfe von den europäischen Mächten, namentlich von dem Papst, verheißen. Der Cardinal Julian Cäsarini und der Despot von Serbien sprachen so eindringlich für den Bruch des Friedens, dass auch Hunyadi, dass der ganze ungarische Reichstag fortgerissen und augenblickliche Wiederaufnahme des Türkenkrieges beschlossen wurde. Zum Vorwand nahm man, dass die Osmanen einige Festungen bis zu dem im Frieden festgesetzten Tage nicht geräumt hätten. Die Leitung des ganzen Feldzuges unternahm Hunyadi; als Preis des Sieges wurde ihm Bulgarien als eigenes Königreich versprochen. Man wiegte sich in den besten Hoffnungen: der Sultan sei in Asien, Europa von türkischen Truppen entblößt, die christliche Flotte werde den Übergang der Türken aus Asien verhindern.

Zum Bruch des Stillstands von Szegedin. — Hunyadi.

Und in der That kam eine christliche Flotte zusammen: zehn Galeeren, wohl ausgerüstet, stellte Venedig, vier bezahlte Philipp der Gute von Burgund, sechs stellte der König von Aragonien, fünfundzwanzig wurden vom Papst und von Genua aufgebracht; Skanderbeg versprach mit 30.000 Mann zum Kreuzheer zu stoßen. Auch der Kaiser zu Constantinopel versprach Hilfe, obschon Zwietracht im Innern und Ohnmacht nach außen es ihm unmöglich machten, sein Wort zu halten. Durch das ganze Abendland gieng die Hoffnung, jetzt endlich werde man der Türkenherrschaft in Europa ein Ende machen.

Siegeshoffnung.

Leider schlug man die Stärke und Schnelligkeit des Feindes zu gering an. Erst am 20. September 1444 brach Wladislaw von Buda auf, mit kaum 15.000 Reitern. Die vielen Wagen, die man mitbrachte, vereitelten den Plan, schnell durch die Balkanpässe Adrianopel zu erreichen. Man umgieng den Balkan, traf übrigens verhältnismäßig schnell bei Nikopolis ein. Dort erschien Drakul, der Fürst der Walachen, im Lager und warnte, der Jagdstaat des Sultans sei ja größer, als des Königs ganzes Heer. Aber der Kriegsrath sprach sich gegen die Umkehr aus. Man zog durch das bulgarische Flachland gegen Varna zu. Viele Städte ergaben sich. Da kam auf einmal die Kunde, ein weit überlegenes Heer der Osmanen nahe heran und nicht der Knabe Mohammed, sondern der alte schlachtgewohnte Murad II. stehe wieder an der Spitze.

Drakul warnt. — Zug gegen Varna.

So war es in der That. Kaum hatten die Vezire vom Bruch des Friedens von Szegedin gehört, als sie durch Eilboten den Sultan in Magnesia beschworen: er möge in dieser Noth des Reiches seine liebe Einsamkeit nur noch einmal verlassen, um das Heer der Gläubigen zum Sieg zu führen. Murad gab nach, Genuesen sollen auf ihren Schiffen sein Heer nach Europa übergesetzt haben.

Murad II. wieder Sultan.

In Eilmärschen rückte er dem Feinde entgegen. In mondheller Nacht sahen die Ungarn auf einmal das überlegene Heer sich gegenüber. Wider den Antrag sich zurückzuziehen, um Verstärkung zu erwarten, trat Hunyadi auf: alles Heil

beruhe jetzt auf Schnelligkeit und Kühnheit, nicht die Zahl der Kämpfenden, sondern nur Muth und Entschlossenheit gebe jetzt den Ausschlag. Das Wagnis war tollkühn: 25.000 Ungarn und Polen und Kreuzfahrer standen 100.000 Türken gegenüber, deren Muth die Überzeugung stärkte, dass sie für eine gerechte Sache kämpften, denn Murad ließ die Urkunde des gebrochenen Vertrages von Szegedin auf eine Lanze stecken und durch seine Reihen tragen. Am nächsten Morgen, es war der 4. December 1444, begann die Schlacht nordwestlich von Varna,[1]) unter düsteren Vorzeichen für die Ungarn, ein Sturmwind riss alle Fahnen und Feldzeichen im Lager zu Boden. Hunyadi begann den Angriff mit der ungarischen Reiterei, welcher er mit einer Handbewegung die Reihen Murads zeigte, die er gegen das Meer zu aufzurollen gedachte. Schnell wie der Blitz, im raschesten Rosslaufe, stürzten sich die Magyaren auf die türkische Kernschar. Die Tapferkeit der Christen war über alle Erwartung, in wenig Minuten deckten 3000 Osmanen mit ihren Leichen das Schlachtfeld. Allein zum Unglück für die Christen ließ König Wladislaw sich in der Hitze des Kampfes von seiner polnischen Leibwache fortreißen, gegen den Rath Hunyadis, der zu spät kam, um den König zu retten. Die Polen stürzten sich dahin, wo der Sultan stand. Schon wandte sich Murad zur Flucht, da fiel ihm Karadscha in die Zügel und Murad fand seinen Muth wieder. Es war die Entscheidung. Zwar wichen die Janitscharen vor den Polen, aber an einem Graben brach sich deren Stoß.[2]) Der König stürzte. Im Schlachtgewirr wurde Wladislaw von einem Janitscharen Chodscha Chisr das Haupt abgeschnitten und dasselbe auf einer Lanze als Siegeszeichen vor den Feinden umhergetragen. Dieser Anblick erschreckte die Christen, ermuthigte die Türken, und gab der Schlacht die Wendung. Die Ungarn zerstreuten sich nach allen Seiten. Cardinal Julian, welcher bis zum letzten Augenblick muthig ausgehalten, ward auf der Flucht niedergestochen, Hunyadi von Drakul einige Zeit gefangen gehalten. So endete König Wladislaw, ein Heldenjüngling, in seinem zwanzigsten Jahre. Der Ausgang der Schlacht erschütterte den Glauben an die leichte Vertreibung der Osmanen aus Europa auf das gründlichste.

Schlacht bei Varna.

Tod des Wladislaw.

Murad hielt in der Nacht sein Heer zusammen, am andern Morgen erst wurde die Wagenburg erstürmt und alles, was sich darin wehrte, niedergemacht. Beim Ritt über das Schlachtfeld sagte er: „Ist es nicht zu wundern, dass die Erschlagenen lauter junge Leute sind und unter so vielen kein einziger Graubart?“ — Asab Beg antwortete: „Wäre ein Graubart unter ihnen gewesen, sie hätten das tollkühne Unternehmen nicht gewagt.“ Zufrieden, den Staat und den Sohn gerettet zu haben und jedem Prahlen mit einem Triumphzug abgeneigt, errichtete Murad ein Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde und entsagte dann in Adrianopel zum zweitenmale zu Gunsten seines vierzehnjährigen Sohnes Mohammed II. der Regierung. Doch weilte er diesmal noch viel kürzer in der süßen Einsamkeit zu Magnesia.

Murad dankt ab.

Die Janitscharen in Adrianopel meuterten und Chalil-Pascha sandte dringende Botschaft. Murad möge zur Rettung herbeieilen. Dieser kam

---

[1]) Marini Barlettii Scodrensis sacerdotis De vita et rebus gestis Georgii Castrioti Epirotarum principis, p. 27—28. Frankfurt a. M. 1578.

[2]) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. I, S. 462. Der Plan zur Schlacht bei Varna — bei Majlath, Geschichte der Magyaren, II, Anhang und Text, S. 180—183.

regiert wieder. 1445 und Mohammed wurde nach Magnesia zurückgeschickt und der Sultan hielt neuen Krieg für das einzige Mittel, um den unruhigen Geist der Janitscharen zu bändigen. So ward denn ein Zug gegen Griechenland und Albanien für das Frühjahr 1446 beschlossen.

Doch kam es auch zu neuem Kampf mit Ungarn. Hunyadi war aus der Gefangenschaft entkommen und von den Ständen zum Reichsverweser von Ungarn ernannt, dagegen Albrechts Sohn Ladislaus als König anerkannt worden. (Ladislaus Posthumus.) Um sich an Drakul zu rächen, fiel Hunyadi sogleich mit Heeresmacht in die Türkei ein, schlug den Woiwoden, nahm ihn und seinen Sohn gefangen, ließ beide hinrichten, dann wandte er sich an den Papst um Hilfe. Allein dieser war im Augenblick mittellos und Venedig erneuerte 1446 einen Handelsvertrag mit dem Sultan, dazu kam ein Krieg mit Kaiser Friedrich III. Doch Hunyadi ließ sein Ziel nicht aus dem Auge. 1448 rückte er mit 24.000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde, worunter die Blüte des ungarischen Adels, wieder in das türkische Gebiet. (Serbien.) Serbien wurde wie Feindesland behandelt, denn sein Fürst war insofern schuld an der Niederlage bei Varna, als er den heranziehenden Skanderbeg aufgehalten hatte, und hätte Hunyadi damals die Albanesen an seiner Seite gehabt, wäre ihm der Sieg nicht entrissen worden. Am 17. October 1448 standen die Ungarn auf der Ebene von Kossowa.[1] (Schlacht bei Kossowa.) Bald rückten ihnen 200.000 Türken unter Murad entgegen. Mit tollkühner Tapferkeit stürzten sich am Morgen des 18. October die Ungarn auf ihre Gegner und warfen auf den ersten Anlauf 15.000 Osmanen zu Boden und den ganzen Tag schwankte die Schlacht hin und her, erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Am 19. October morgens begann der Streit mit neuer Wuth. Allein die Ankunft von 40.000 Mann frischer asiatischer Truppen und der Übergang der Walachen zu den Türken entschied zu Gunsten Murads. 40.000 Osmanen, 17.000 Ungarn lagen todt auf dem Schlachtfelde. Die Walachen ernteten den Lohn der Verräther, Murad ließ sie von seinen Truppen umschließen und insgesammt niedermetzeln, die Reihen der Ungarn wurden durchbrochen; wer konnte, rettete sich durch Flucht. Hunyadi wurde von dem Despoten von Serbien gefangen, erlangte aber durch Vermittlung des ungarischen Reichstages wieder seine Freiheit. Die Verluste der Ungarn waren so groß, dass sie in nächster Zeit an einen Krieg gegen die Türken nicht denken konnten.

Darum fielen jetzt die Schläge der osmanischen Macht auf die Griechen und Albanesen. Im Peloponnes hatte der hochbefähigte Sohn Kaiser Emanuels, Constantin Dragases, (Constantin Dragases.) ein Reich zu begründen gesucht und von 1427 an ein kleines Gebiet nach dem andern sich unterworfen und hätte

---

[1] Auf demselben Schlachtfeld, auf welchem 59 Jahre früher die Türken unter Murad I. ihren ersten großen Sieg über die Serben und Ungarn errungen hatten, auf der Ebene Rigomezun oder dem Amselfelde, Campus merulae, wie es Thuroczi nennt.

sicher die ganze Halbinsel unter seiner Hand vereinigt, wären ihm nicht seine eigenen Brüder entgegengetreten. Die Besitznahme Thebens und Athens, dessen Herzog Nerio sich klagend an den Sultan wendete, zog ihm die türkische Macht auf den Hals. Vergebens hatte er den Isthmus durch eine von einem Meere bis zum andern gehende, fünf Ellen breite, mit eisernen Klammern zusammengehaltene, durch fünf Hauptbastionen gedeckte steinerne Mauer, das Hexamilon, und breiten Graben befestigt.

Der Isthmus.

Das türkische Heer lagerte von einem Meer zum andern. Der Anblick der Massen von Truppen, Kameelen, Geschützen erschreckte die griechischen Kundschafter, einer rieth, schleunigst Frieden zu schließen. Constantin sandte den Geschichtschreiber Chalkondylas aus Athen an Murad II. und verlangte, alles Land, das er nördlich vom Isthmus besessen, und den Isthmus unversehrt zu erhalten. Murad würdigte ihn keiner Antwort und ließ den Gesandten in Fesseln schlagen. Drei Tage widerstand übrigens die Mauer auf dem Isthmus dem Geschütz, am vierten aber — den 10. December 1446 — drangen die Türken durch die entstandenen Breschen unter Siegesgeschrei und machten nieder, was nicht zu fliehen vermochte. Erst in Patras fanden sie Widerstand. Constantin floh in das Innere der Halbinsel und erhielt nur unter schweren Bedingungen den Frieden, der ganze Peloponnes musste die allgemeine Kopfsteuer erlegen.

Kampf um Albanien.

Jetzt warf sich die türkische Macht auf Albanien, nachdem ein Angebot, gegen Tributleistung Skanderbeg im Besitz seiner Heimat zu belassen, von diesem stolz zurückgewiesen war. Durch Massen sollte der Held und sein kleines Häuflein erdrückt werden.

Skanderbegs Sieg. Sieg bei Oranitsch.

Durch den Engpass von Mocreas drang ein Heer unter Firus-Pascha in die Dibra ein mit ungewöhnlicher Schnelle. Allein Skanderbeg war vorsichtig und noch schneller. Firus gerieth in einen Hinterhalt, verlor den größten Theil seiner Leute in einem schrecklichen Gemetzel. Jetzt rückte Mustafa-Pascha mit einem neuen Heere an, aber auch ihn überfiel Skanderbeg in einer Waldschlucht, zersprengte sein Heer, erschlug ihm 5000 Mann, Albanien blieb frei. Murad II. aber, weil er einem Rachekrieg der Magyaren entgegensah, befahl, vorderhand nur die Grenze zu schützen und auf die Offensive zu verzichten.[1] Sogleich brach unter den Albanesen wieder Zwiespalt aus, um das Erbe eines Herrn von Daynum. Die Venetianer mischten sich in den Streit, denn sie wie die Serben begannen die aufstrebende Macht Albaniens zu fürchten. Um die Festung Daynum wurde nun gestritten, bis ein neuer Einfall der Türken unter Mustafa-Pascha Skanderbeg nach Osten rief. Bei Oranitsch zerschmetterte jedoch der Held mit einer entsetzlichen Thatkraft das Heer der Feinde, welche 10.000 Todte und 15 Fahnen auf dem Platz ließen. Vom Schlachtfelde eilte der Sieger nach Daynum zurück. Ein Vertrag mit Venedig kam zustande. Skanderbeg wurde in die Liste der Nobili aufgenommen und zum Oberbefehlshaber der Besitzungen in Albanien und Illyrien ernannt;[2] er bewies sich nachgiebig gegen die Republik, weil ein neuer Einfall der Türken drohte.

---

[1] Barletius, l. c. p. 40 ff. — Fallmerayer, l. c. III. Abth. S. 37—39.
[2] Barletius, l. c. lib. IV, fol. 62 ff. — Fallmerayer, l. c. S. 42—44.

Die Niederlage der Ungarn bei Kossowa gab nämlich dem Sultan freie Hand und so kam er Mai 1449 mit 150.000 Mann und gewaltigem Geschütz selber nach Albanien. Skanderbeg schloss sich in keine Festung ein, sondern blieb mit 10.000 Mann seiner Tapfersten im offenen Felde, versorgte aber die beiden Festungen Sfetigrad und Kroja mit Mannschaft und Lebensmitteln aufs glänzendste. Mit ungewöhnlicher Schnellkraft schlug er zuerst den Vortrab von 40.000 Mann, den Sultan selber mit seinem Häuflein zu bestehen durfte er noch nicht wagen. Am 14. Mai erschien Murad II. vor Sfetigrad. Seine Kanonen warfen sechshundertpfündige Kugeln. Die Stadt hielt sich auf das tapferste, 30.000 Türken fielen in den verschiedenen Stürmen. Erst als den Vertheidigern das Wasser untrinkbar gemacht wurde, übergaben sie die Festung gegen freien Abzug. Im nächsten Jahr kam der Sultan wieder, um Kroja zu bewältigen. Skanderbeg hatte im September vergebens Sfetigrad wieder zu nehmen gesucht — in Belagerungen hatte er kein Glück. Jetzt handelte er wieder nach demselben Plan. Mit 8000 Mann hielt er sich im Waldgebirg, schnitt den Türken die Zufuhren ab, überfiel einzelne Abtheilungen, kam und verschwand wie der Blitz, jetzt bei Tag, jetzt bei Nacht. Indes hielt sich Kroja mit seltener Ausdauer, obschon die Türken zentnerschwere Kugeln in die Stadt schleuderten und Minengräber die Mauer unterwühlten. Kein Sturm gelang den Türken, keine Verführungskunst bestach die Vertheidiger, unter denen auch sechzig deutsche Büchsenschützen angeführt werden.[1])

Murad in Albanien.

Tod Murads II.

Voll Verdruss, lebensmüde brach Murad die Belagerung ab und zog sich besiegt zurück und starb 5. Februar 1451, neunundvierzig Jahre alt, zu Adrianopel. Skanderbegs Name aber flog von Mund zu Mund durch ganz Europa, er galt als der größte Feldherr des Jahrhunderts, er stand auf der Höhe seines Ruhmes und von allen Seiten kamen ihm Glückwünsche, Ehrenbezeugungen und kriegerische Geschenke zu. —

Mohammed II. — Die Belagerung Constantinopels.

Mohammed II.

Murads Sohn, Mohammed II., war zweiundzwanzig Jahre alt, aber ganz anders geartet als der Vater. War Murad II. mild, treu dem gegebenen Wort, friedlich, voll von Liebe für Dichtung und Religion, so war Mohammed II., gleichfalls eine urkräftige Natur, aber grausam, blutdürstig, arglistig und wortbrüchig, von unbändiger Herrschlust und Eroberungssucht verzehrt, ohne Glauben, von thierischer Leidenschaftlichkeit im Genießen. Alle sollten sich in ihm täuschen: man erwartete, dass unter dem schwachen und einfältigen Knaben, den der Vater zweimal absetzen musste, das Osmanenreich zerfallen werde, und Mohammed II. entfaltete auf einmal alle Talente eines Herrschers und Eroberers, große wie schreckliche Eigenschaften.

Die Minister, welche seine zweimalige Absetzung betrieben, erwarteten vom jungen Herrscher, als er von Magnesia in Sturmeseile zum Empfang der

[1]) Die Belagerung schildert das fünfte Buch des Barletius ausführlich. „Nesciis cedere ac ruentibus in ferrum Germanis" nennt Barletius fol. 66 diese Deutschen.

Huldigung in Adrianopel erschien, das Ärgste, namentlich *Chalil-Pascha*, Mohammed II. aber bedurfte ihrer Erfahrung und beließ sie in ihrem Amte. Ein schändlicher *Brudermord* bezeichnet den Anfang der Regierung: während er einer der Lieblingsfrauen seines Vaters, einer christlichen Prinzessin, Maria aus Siebenbürgen, eine lange Audienz gab, ließ er ihr Söhnlein Achmed im Bad erdrosseln und, um die Hand zu verbergen, die den Mord vollbracht, heuchelte er Unwissenheit und ließ den Vollstrecker seines Befehles enthaupten. Den Boten der Tributpflichtigen und der Nachbarvölker, die ihm zur Thronbesteigung Glück wünschten, versprach er Frieden und Freundschaft.

Regierungsantritt.

Brudermord.

Kaum aber war ein *Aufstand in Karamanien* niedergeschlagen, so betrat er die Bahn der Eroberung und zwar galt der erste Gang dem *Reiche von Byzanz*. *Murad II.* hatte die Griechen immer geschont in der Überzeugung, dass die Eroberung Constantinopels einen Bund der christlichen Völker gegen ihn hervorrufen würde, und war dem Rathe Chalils gefolgt: „Man hat immer Zeit das zu nehmen, was uns nicht mehr entgehen kann.“ Der junge Mohammed aber ließ in einer Nacht, da er vor Eroberungsplänen nicht Schlaf noch Ruhe finden konnte, seinen Minister Chalil rufen und sagte diesem, der jetzt Vollziehung vertagter Rache und den Tod fürchtete und den Tyrannen durch ein reiches Geschenk zu versöhnen gedachte: „Beruhige dich, mein Lala (Vormund), dein Geld brauche ich nicht, aber Constantinopel sollst du mir verschaffen!“ — Und indem er auf sein zerwühltes Lager deutete, rief er: „Du siehst, dass ich mich hier die ganze Nacht auf meinem Kissen herumwälzte; mein Geist kann keine Ruhe, mein Auge keinen Schlaf finden; ich sage dir, lass dich weder durch Silber, noch durch Gold bestechen! Lass uns mit Muth und Ausdauer gegen diese Romäer kämpfen; im Vertrauen auf Gottes Rathschluss und des Propheten Gebet werden wir ihrer Stadt Meister werden.“ [1]) — „Ihr werdet es haben“, beschwichtigte ihn der Minister; „denn wer könnte Euch vorenthalten, was Euch schon gehört nach der Größe Eurer Entwürfe, der Allgewalt Eurer Waffen und dem verächtlichen Übermuthe Eurer Feinde?“

Plan auf Constantinopel.

Die Griechen gaben selber den erwünschten Anlass zum Bruche des Friedens. In Constantinopel lebte ein osmanischer Prinz *Urchan*, ein Enkel des einst zu Adrianopel herrschenden *Suleiman*. Bisher zahlte der Sultan jährlich 300.000 Aspern, damit die Griechen den Prinzen bewachten, denn er konnte für Mohammed ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Kaum war Mohammed mit einem Aufstand in Karamanien beschäftigt, so verlangten die Griechen Verdoppelung des Jahrgeldes, sonst werde man den lästigen Urchan freilassen. Da gerieth *Chalil*, bisher der Griechen Beschützer, in Zorn: [2]) „Thörichte Romäer, ihr kommt uns zu schrecken, wie wenn wir Knaben wären! Der verstorbene Herr war redlich und mild, aber *Mohammed*, der jetzt waltet, ist anders geartet. Rufet nur den Urchan zum Herrn von Thrakien aus, lockt die Ungarn nur über die Donau, es wird euch nichts nützen, vielmehr wird, was ihr noch besitzet, auf uns übergehen.“ — Mohammed verbarg seinen Zorn, verhieß Gewähr des Antrages nach seiner Rückkehr nach Adrianopel, gebot aber sogleich die umfassendsten Rüstungen im ganzen Reiche.

Anlass zum Kriege.

Die Feindseligkeiten begannen mit dem Bau eines festen Schlosses *Rumili Hisari* (= europäisches Schloss) gegenüber dem *Anatol Hisari* (dem asia-

Rumili Hisari.

---

[1]) *Hammer*, l. c. I. S. 512—513.
[2]) *Ducas*, l. c. p. 131—133.

tischen Schlosse) an der engsten Stelle des Sundes nördlich von Constantinopel. Dadurch war die griechische Hauptstadt vom Schwarzen Meere abgesperrt und beständig bedroht. Der Kaiser beschwerte sich, bot Frieden und Freundschaft, sogar Tribut an, allein der Sultan antwortete: „Mein Vater schwor nach der Schlacht von Varna, ein Schloss auf europäischem Boden zu erbauen, ich erfülle jetzt diesen Schwur. Ihr habt weder das Recht, noch die Macht zu rügen, was ich thue. Beide Küsten sind mein, die asiatische, weil sie von den Osmanen bewohnt ist, die europäische, weil ihr sie nicht zu vertheidigen versteht.“ Während das Schloss gebaut wurde — in drei Monaten war es schon vollendet — begannen schon die Feindseligkeiten. In gerechtem Unmuth sandte der Kaiser an Mohammed die Freundschaftsurkunden zurück: „Du, der Stärkere, schalte in deiner Machtfülle, bis der gerechte Richter über uns beide den Spruch fällt“ — und ließ die Thore der Stadt sperren. Der Sultan erklärte den Krieg und stand am 6. April 1453 mit 260.000 Mann vor Constantinopel.[1])

Schwäche der Griechen. Diesem gewaltigen sieggewohnten Heere hatte der Kaiser nur 4970 bewaffnete Bürger und 2000 fremde Krieger entgegenzustellen. So schwach waren die Kräfte des Reiches und dabei durchtobte noch Parteihader die Stadt! Das griechische Reich hat sich auch nach Verjagung der Abendländer nie mehr zu einem rechten Leben erheben können, kein neues Lebenselement hat sich darin geltend zu machen gewusst. Der Despotismus blieb die Form der Regierung und Revolution die Art, ihren allzuharten Druck abzuschütteln. In den Massen lebte stets derselbe Hass gegen die Abendländer und die römische Kirche und, wenn auch ein weitblickender Kaiser Rettung vor den immer drohenderen Gefahren da suchte, wo sie einzig zu finden war, so legte ihm der Fanatismus der Geistlichen Schwierigkeiten in den Weg. —

Rückblick auf die Geschichte des byzantinischen Reiches.

Die Schöpfung Constantins des Großen, der ihre Einheit für Jahrtausende gefestigt zu haben wähnte, sahen wir schon 1204 in viele Theile aufgelöst. Scharfblickende Männer sahen schon früher ihren Untergang voraus. So ist gewiss, dass Gregor VII. schon erwog, welches Volk an die Stelle der Hellenen gesetzt werden könne, um ein Bollwerk gegen die heranstürmende Türkenflut zu sein, und dass er an das tapfere Volk der Kroaten dachte. In neuerer Zeit ist die Frage viel besprochen worden: Wer ist schuld am Untergang? **Wer trägt die Schuld an dem Untergang des griechischen Reiches?**

Die Griechen. Zunächst die Griechen selber, wie aus der bisherigen Darstellung zu ersehen. Die unumschränkte Macht der Kaiser, denen als Stellvertretern Gottes alles erlaubt war; der Mangel jeder Schranke, welche dem Missbrauche der Macht gesteuert hätte, ist ein Hauptgrund des Verfalles. Das Volk, baar jedes gesunden selbständigen Lebens, half sich von Zeit zu Zeit gegen eine

[1]) Zinkeisen, l. c. I, S. 811—815.

Folgen des Absolutismus.

unerträgliche Regierung durch einen Straßenkampf, und die Höflinge durch eine Palastrevolution. Von keinem Staate gilt mehr der Ausspruch, den ein Russe über eine gewisse Regierung fällte, als vom byzantinischen, nämlich:[1] „Unsere Verfassung ist der Absolutismus, gemildert durch den Mord des Herrschers." Die Herrscher fürchteten das Volk, nahmen ihm die Waffen, vertrauten ihre Sicherheit fremden Söldnern an — und so nahm unter den Griechen die Feigheit reißend überhand. Im Abendland zügelte die Kirche den Übermuth der Herrscher und war unermüdlich thätig, im Volke die christlichen Lebensgedanken wachzuhalten und zu verbreiten. In Byzanz dagegen ist die Kirche, seit sie sich von Rom losriss, die Magd des Staates, der Kaiser verkauft die Bischofsstühle und die Bischöfe suchen das große Kaufgeld von den niederen Geistlichen und diese wieder durch Förderung des Aberglaubens vom Volke einzubringen. Man stößt in der Regel auf Mandarine bei den Bischöfen und auf Verresse bei den Beamten. Die Umgebung des Kaisers ist meistens habgieriges Gesindel. Der Prunk des Hofes, die fremden Truppen verschlingen ungeheure Summen. Die Steuern erschöpften die Kraft des Handels und Gewerbes. Der Druck entmuthigt das Volk und macht es meuterisch. Der Verfall wird rasch von den Fremden bemerkt, von allen Seiten regen sich Feinde. „Wo ein Aas ist," heißt es in der Schrift, „versammeln sich die Adler." Nie ist ohne eigene Fehler ein Reich mit so großen Hilfsmitteln wie das byzantinische gefallen.

Die Kirche Magd des Staates.

Die Waräger.

Das Reich wurde von Fremden förmlich ausgesogen. Lange waren es Nordmannen, welche „Grikia" als eine Art gelobtes Land behandelten. Von Harald Hardrada,[2] welcher 1033—1043 Oberfeldherr der Waräger war, heißt es, dass er mit Schätzen so reich beladen zurückkehrte, dass kaum zwölf Jünglinge die Masse des Goldes tragen konnten. Noch heute zeigt eine merkwürdige Runen-Inschrift, was Normannen in griechischem Gebiete sich alles erlauben durften; sie steht auf dem Rücken des Löwen, welcher einst den Eingang des Hafens des Piräus (daher Porto Leone genannt) und jetzt die Pforte des Arsenals zu Venedig hütet,[3] eine Siegesbeute Morosinis; sie lautet, wenn Rafns Übersetzung richtig ist: „Hakon, vereint mit Ulf, Asmund und Örn, eroberte diesen Hafen. Diese Männer und Harald der Lange legten bedeutende Geldbußen auf wegen der Empörung des Griechenvolkes. Dalk war gefangen in fernen Ländern; Egil war im Felde mit Ragnar in Romanien und Armenien."[4] Rechts davon steht: „Asmund grub ein diese Runen, vereint mit Asgeir, Thorleif, Thord und Ivar, auf Geheiß Haralds des Langen, obgleich die Griechen, deshalb zürnend, es ihm untersagten." — Ein Nordmann auf der Flotte trotzte dem byzantinischen Admiral mit den Worten: „Die Waräger haben das Recht, unabhängig von jedem nach eigenem Gutdünken zu handeln, nur dem Kaiser und der Kaiserin sind sie unterthan." Aber nicht bloß Dänen, Norweger und

---

[1]) Notre Constitution c'est l'absolutisme modéré par l'assassinat.

[2]) Vergl. Bd. IV. S. 310, 352, 366, 386 dieses Werkes.

[3]) Hopf — in Ersch und Gruber, Bd. 85, S. 147.

[4]) Rafn, Runeinskrift i Piraeeus. Kjöbenhavn 1856.

Isländer dienten in der Leibwache oder unter den Warägern,[1]) sondern auch Franken, Nemitzen oder Deutsche, Briten (Angelachsen), ja sogar Bulgaren, Türken, Georgier aus Albanien und Abchasien.[2])

Außer der wichtigen Rolle, welche Bulgaren, Kumanen, Petschenegen im Juden Reiche spielten,[3]) waren es insbesondere Juden und Italiener, welche den Handel an sich rissen. Ein spanischer Jude, Benjamin von Tudela (1173), welcher in die Welt auszog, um die überall zerstreuten Gemeinden seiner Glaubensgenossen aufzusuchen, zählt in den meisten Städten des byzantinischen Reiches zahlreiche Judenschaften auf.[4]) Der scharfblickende Jude bemerkt über die in goldgewirkten Seidengewändern einherstolzierenden Byzantiner: „Fremde Söldner müssen sie schützen, da sie selber keinen kriegerischen Muth haben und gleich und Italiener. Weibern zu Heereszügen unbrauchbar sind." Unter den Italienern waren die ersten, die Handelscolonien im byzantinischen Reiche gründeten, die Amalfitaner, sie besaßen in der Kaiserstadt die Kirche des heil. Andreas und selbst auf dem Athos ein Kloster. Bald aber riss Venedig den Welthandel an sich und die Vortheile, welche Alexius I. in der berühmten Goldbulle den Bewohnern der Lagunenstadt in seinem Reiche ertheilte, sind gewaltig zum Schaden seiner eigenen Unterthanen.[5]) Die ehemaligen Douloi oder Knechte, wie sie die berühmte Urkunde nennt, waren jetzt die Herren, nicht bloß eine Schlingpflanze, die sich um einen mächtigen Baum klammert und ihn aussaugt. Pisaner und Genuesen wetteiferten mit ihnen.

Übrigens gewann das Reich unter den drei ersten Komnenen wieder einen Alexius I. Anschein von Kraft. Alexius I. (1081—1118) war ein Meister in der Diplomatie, er unterdrückte die Empörung, er stellte die Kriegszucht wieder her; wie Justinian (527—565) kam er sogar auf den Gedanken, alle entrissenen Provinzen wieder zu gewinnen und zunächst Kleinasien den Ungläubigen zu entreißen: so suchte er den Strom abendländischer Begeisterung im ersten Kreuzzug zu seinem Vortheil zu leiten — das Reich wurde ein großer Lehensstaat, wenn ihm alles gelang. Die Art, wie er Boemund zu demüthigen verstand, ist ein Meisterstück. Alexius bewarb sich sogar um die Kaiserkrone bei Papst Paschal II. für seinen Sohn Joannes. Den allzumächtigen Venetianern gegenüber suchte er an den Pisanern eine Stütze: sie sollten in Constantinopel eigenes Quartier und Landungsstätte, Sitze in der Sophienkirche und im Hippodrom haben, von ihren heimischen Waren nicht höhere Abgaben zahlen als die Griechen, von fremden aber nur vier Procent Zoll erlegen. Jetzt suchten auch die Genuesen sich in Byzanz fest anzusiedeln und Ermäßigung des Zolles von zehn Procent zu er- Joannes der Komnene. langen. Die Venetianer grollten und Alexius Sohn Joannes, ein kluger und rühriger Herrscher (1118—1143), wegen seiner Schönheit Kalojoannes genannt, unter dem Griechenland neu aufblühte,[6]) verweigerte den Venetianern, geärgert durch ihren Übermuth 1118 die Bestätigung ihrer Privilegien. Sie aber rüsteten, um sie zu erzwingen, halfen 1123 Tyrus erobern, wofür sie ein Drittel der Venedig. Stadt erhielten,[7]) und nahmen auf der Heimkehr Rhodos, Chios, Methone

---

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 137, 147 f., 352, 399, 412 dieses Werkes.

[2]) Vergl. die Goldbulle Alexios I. bei Hopf — in Ersch und Gruber, Bd. 85, S. 149.

[3]) Vergl. Bd. IV, S. 130—132, 139, 145—152 dieses Werkes.

[4]) Tafel, De Thessalonica, p. 467—520. — Hopf, l. c. S. 164.

[5]) Vergl. Bd. IV, S. 439—450 dieses Werkes. — Tafel und Thomas, Fontes II, a. 50 — und Gfrörer, Byzantinische Geschichten, I, S. 556—567.

[6]) Vergl. Bd. IV, S 449—450 dieses Werkes.

[7]) Vergl. Bd. V, S. 42 dieses Werkes.

und brandschatzten die Inseln. Da bequemte sich der Kaiser 1126 zur Bestätigung der Goldbulle von 1082.

Unter Manuel I. Komnenus (1143—1180) erlangten auch die Genuesen ihr Ziel. Manuel war muthig, geschickt, gebildet, nur liebte er allzusehr das Vergnügen und hatte im Normannen Roger II. und seinem Nachfolger Wilhelm I. gefährliche Feinde an der Seite. Korfu ward besetzt, die Westküste Griechenlands gebrandschatzt. Theben wurde geplündert und viele Seidenweber von da nach Palermo versetzt und unsägliche Reichthümer gewonnen; auch Korinth und Euböa wurden geplündert; ein eilfjähriger Krieg war die Folge und für Hilfe erhielten die Venetianer Ausdehnung ihres Quartiers in Constantinopel und ihrer Handelsfreiheit auch auf Kreta und Cypern. Als aber die Venetianer mit Wilhelm I. (1154—1166) ihren Frieden machten, verhieß der Kaiser den Genuesen für Bundesgenossenschaft einen Handelssitz im fränkischen Theile von Constantinopel und Herabsetzung des Zolles von zehn auf vier Procent. Begreiflich lockerte sich jetzt das Verhältnis zu Venedig, das zu den Normannen neigte und von ihnen Handelsvorrechte erhielt. Da ward ein Schlag gegen sie geführt; ein Angriff 1176 von Gesindel, worunter allerdings auch Venetianer waren, auf das genuesische Quartier, wurde der venetianischen Colonie zugeschoben und sie zu Schadenersatz verurtheilt. Sofort verbot der Doge Vitalis Michiele allen Handel mit dem Romäerreich. Der Kaiser, sich stellend, als wolle er sie beschwichtigen, verhieß ihnen den ganzen griechischen Handel: sie sollten nur kommen und ihr Geld mitbringen — 20.000 kamen — da ergieng 1171 das Gebot, sie alle gefangen zu setzen und ihre Schiffe und Schätze wegzunehmen. 10.000 wurden allein in Constantinopel verhaftet. Venedig reizte daher die Serben zum Krieg, half Barbarossa Ancona zu belagern und zwang zuletzt Manuel zum Versprechen, 1,500.000 Ducaten Schadenersatz ratenweise zu zahlen und sich an die Privilegien zu halten. Die Pisaner dagegen wurden aus der Hauptstadt verwiesen, als sie nicht gegen Barbarossa helfen wollten — erst 1175 erhielten sie ihre alten Rechte wieder. 1180 rechnete man 60.000 ansäßige Italiener im Reich.

Manuel der Komnene. *Genua.* *Pisa.*

Mit Manuel gieng 1180 die gute Zeit der Komnenen zu Ende. Sein Sohn Alexius II. Komnenus (1180—1184) war erst dreizehn Jahre alt, doch schon mit Agnes, der Tochter Ludwigs VII., vermählt. Manuel liebäugelte immer mit den Abendländern: es bildete sich aber eine altbyzantinische Partei, welche dem jungen Herrscher einen Enkel Alexius' I., den Andronikos I. Komnenus, 1183 als Mitregenten aufzwang, 1184 rief sie letzteren zum Kaiser aus und erdrosselte den ersteren. Jetzt hieß es: „Fort mit den Lateinern!" und 1182 erfolgte ein heimtückischer Angriff auf sie, Weiber und Kinder, Geistliche und Mönche wurden unversehens ermordet. Die Männer retteten sich auf die Schiffe. Das erregte unversöhnlichen Hass. Ein anderes Unglück des Reiches war, dass ein Großneffe des Kaisers Joannes, Isaak II. der Komnene 1184 in Cypern sich unabhängig machte — allerdings ward er bald von Richard Löwenherz gefangen, allein das Beispiel der Losreißung einzelner Theile vom Reich war gegeben. Der Normannenkönig Wilhelm II. nahm Durazzo und eroberte Thessalonich. Andronikos ward dafür in Constantinopel ermordet und Isaak II. Angelus 1185 auf den Thron erhoben, mit ihm die Angeli. Ein Glück für ihn, dass sein Feldherr Branas 1185 bei Amphipolis die Normannen schlug. Aber Heinrich VI. erbte — wie wir sahen — die Pläne Wilhelms II. und dachte allen Ernstes an eine Zertrümmerung des

Alexius II. der Komnene. *Andronikus II.* *Isaak der Komnene.* *Isaak II. Angelus.*

Reiches — mit Aussicht, denn Isaak II. war feig, anmaßend, abergläubisch, haltlos wie sein Volk. Die Demoralisation war allgemein, Heer und Flotte im kläglichsten Zustand, Verschwendung, Steuerdruck, Münzverfälschung an der Tagesordnung; eine Verschwörung, ein Aufstand folgte dem andern. Mit Wuth erhoben sich 1186 die Bulgaren; Branas, der sie zurückschlug, ließ sich in Adrianopel zum Kaiser ausrufen. Konrad von Montferrat, der auf der Fahrt nach Jerusalem Byzanz besuchte,[1]) rettete; er schlug und tödtete Branas und erhielt den Cäsarentitel und Isaaks Schwester Theodora zur Frau. 1187 nach dem Tod seiner Gattin zeigte sich Isaak kalt, Konrad eilte ins heilige Land, vertheidigte Tyrus mit Heldenmuth und gewann mit der Hand Isabellas 1191 den Thron von Jerusalem, fiel aber 1192 durch den Dolch eines Assassinen. Sein jüngerer Bruder Bonifaz III. (1192—1207) nahm Rache für den Undank Isaaks, welcher unklug den Barbarossa behandelte und die Deutschen reizte, und das Erstehen eines Bulgarenreiches nicht zu hindern vermochte. Auf einem Zuge gegen die Bulgaren in Kypsela ließ sich sein jüngerer Bruder Alexius III. (1195 bis 1203) zum Kaiser ausrufen, Isaak blenden und mit dessen Sohn Alexius IV. im Diplokinion oder dem Palast der zwei Säulen einsperren.

Dieser Thronwechsel hat — wie wir oben Bd. V, S. 439—455 sahen — 1204 den Angriff der Kreuzfahrer auf Constantinopel veranlasst und die Zertheilung des Reiches. Sechzig Jahre hindurch wehten die Fahnen der Franken auf den Zinnen von Constantinopel. Die Gebrechen des lateinischen Kaiserthums wurden oben klar dargelegt, seine Dauer war kurz, wieder erstand das byzantinische Reich, aber wieder regten sich auch die alten Missstände und Gründe der Schwäche.

Die Paläologen. Seit Michael VIII., der Paläologe, 1261 Constantinopel wieder erobert hatte,[2]) saßen die Paläologen auf dem schwankenden Throne. Michael

Michael. that vieles für die Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche, sandte auch dem Papst 1277 die Erklärung des Gehorsams, bekam aber dafür den stolzen, unduldsamen Clerus zum Feinde — und die Zeit seiner Regierung in Constantinopel (1261—1282) ist ein steter Kampf mit den Parteien, so klug und thatkräftig auch der Kaiser war und sosehr er alles aufbot, um den erstarrten Staatskörper zu beleben und die verödete und verarmte Hauptstadt zu heben. Als Papst Gregor X. in Constantinopel als ökumenischer Papst ausgerufen wurde, konnte der Kaiser nur durch die schonungsloseste Anwendung der härtesten Strafen einen Aufstand niederhalten.[3])

Andronikos II. Kaum war Michael gestorben, als sein Sohn Andronikos II. Paläologus oder der Ältere (1282—1332), ein schwacher, leichtgläubiger, unentschlossener Mann, den Bund mit der abendländischen Kirche wieder brach und diejenigen verfolgte, welche Rom anhiengen, selbst dem Vater ein christliches Begräbnis verweigerte und die Mutter zur Abschwörung ihrer Anhänglichkeit an Rom nöthigte.[4]) Unfähig, die Feinde des Reiches zurückzuschlagen, kaufte Andro-

[1]) Vergl. Bd. V, S. 176, 185, 187 f., 195 dieses Werkes

[2]) Vergl. Bd. V, S. 439—455 dieses Werkes.

[3]) Lebeau-St.-Martin, Histoire du Bas-Empire, XVIII, cap. 99—101. — Hefele, Conciliengeschichte, VI. S. 103 ff., 119, 124 ff., 138 ff., 145.

[4]) Hefele, l. c. VI, S. 145—146.

nikos II. Hilfstruppen und drückte sein Volk mit den härtesten Steuern, um den Sold erschwingen zu können.

Unter den Söldnern waren die tüchtigsten, aber auch die stolzesten, die Catalanen unter Roger de Flor, welche nach dem Frieden zwischen Aragon und Anjou in Griechenland einen Schauplatz für Kriegsthaten und für Unterhalt gesucht hatten. 8000 Mann stark erschien die Heldenschar im Herbst 1303 in Constantinopel unter dem von En Ramon Muntaner[1]) so genau geschilderten tapfern und hochherzigen Roger de Flor,[2]) dem der Kaiser nicht bloß hohen Sold, sondern auch die Würde eines Großherzogs und die Hand seiner Nichte Maria zugesagt hatte. Der Empfang war jubelreich und die glänzenden Hoffnungen der Griechen wurden nicht getäuscht. Die Catalanen setzten nach Asien über und schlugen die Türken zweimal aufs Haupt und verfolgten sie bis in die Pässe des Taurus 1306. Aber bald trübte sich das Verhältnis der Griechen zur großen Compagnie, denn der Schwache ist immer misstrauisch und der Starke herrisch. Die Griechen fürchteten, die Catalanen möchten auf asiatischem Boden eine unabhängige Herrschaft errichten, hielten den Sold zurück und geboten ihnen Heimkehr. Da nahmen die Catalanen mit Gewalt, was ihnen gebürte, aber auch mehr, und drangen gegen Constantinopel vor. Der feige Kaiser suchte zu beschwichtigen, gab Geschenke, ernannte Roger zum Cäsar, lud ihn zur Besprechung über einen neuen Feldzug nach Adrianopel ein. Roger traute, umsonst warnte ihn die treue Gattin Maria vor der Arglist des Hofes, — und wurde mit seinem Gefolge erschlagen. Auf die Kunde davon hieben die Catalanen in Gallipoli im ersten Zorn alles nieder, was ihnen in den Weg kam, schlugen dann 20.000 Griechen und Turkopulen bei Kypsella in die Flucht und wandten sich hierauf nach Hellas, wo sie Herren von Attika und Theben wurden, und ihre Nachkommen es 150 Jahre blieben.[3])

Die Catalanen.

Roger de Flor.

So war die Regierung des Andronikos II., 1328 wurde er von seinem Enkel Andronikos III. oder dem Jüngeren der Macht, aber nicht der kaiserlichen Ehren beraubt, so jedoch, dass er nie den Palast verlassen durfte, in welchem er bis 1332 als Mönch lebte. Andronikos III. fand den Staat in einem beklagenswerten Zustand; „Alexander", seufzte er oft, „mochte sich beklagen, dass ihm sein Vater nichts mehr zu erobern übrig lasse; ich aber muss jammern, dass mir mein Großvater nichts mehr zu verlieren lassen wird." Desungeachtet gieng es trotz alles guten Willens und mancher schöner Eigenschaften auch unter diesem Kaiser nicht besser. Die Türken nahmen Nikäa, Nikomedien, die Seeküste der Propontis und drangen schnell in die Vorstädte von Constantinopel ein und machten den Kaiser zinspflichtig. Eine Annäherung an den Papst hatte keinen Erfolg. Der Kaiser, in der Jugend leichtfertig, alterte früh.

Andronikos III. 1328 bis 1341.

Sterbend übertrug Andronikos III. die Vormundschaft über den erst neunjährigen Sohn Joannes I. Paläologus (1341—1391) dem Großdomesticus Joannes Kantakuzenos, der aus altem, reichem Geschlechte stammend, tapfer und gewandt mit der Feder wie mit dem Schwert, schon als

Joannes Kantakuzenos.

---

[1]) Die Chronik des edlen En Ramon Muntaner, übersetzt von Lanz. Leipzig 1842. Nicht minder berühmt ist das Buch des Don Francisco Moncada, Grafen von Aytona (gest. 1635): „Expedicion de los Catalanes y Aragoneses contre Turcos y Griegos", Barcelona 1653.

[2]) Roger de Flor ist ein Deutscher, in Alamannien kommt der Name Blum und Bluest häufig vor.

[3]) Wie wir Bd. V, S. 458—459 dieses Werkes sahen.

Jugendfreund ihm immer Treue bewährt und mehrmals das ihm vom kranken Kaiser angebotene Diadem zurückgewiesen hatte. Kantakuzenos wäre ohne Zweifel treu geblieben, hätten ihn nicht die Parteien zur Untreue gezwungen. Der Admiral Apokaukos, der Patriarch Johann von Apri und die Kaiserin Mutter verbanden sich gegen ihn und ließen ihn während seiner Abwesenheit als Feind der Kirche und des Staates ächten, seine Güter mit Beschlag belegen, seine greise Mutter in den Kerker werfen; vergebens hatte er angeboten, sich ins Kloster zurückzuziehen, — seine Feinde dürsteten nach seinem Blute. Joannes Kantakuzenos konnte sich nur durch Widerstand retten und nahm zu Demotika den Purpur an, aber so, dass der Name des Paläologen Joannes I. immer in den Erlassen vor dem seinen genannt wurde, 26. October 1341. Der Bürgerkrieg begann. Kantakuzenos verlor sein Heer theils im Kampf, theils durch Abfall, und flüchtete zum Kral von Serbien; er begann den Kampf von neuem und siegte 1347 mit Hilfe der Türken, nachdem Apokaukos, die Seele der Gegenpartei, von Gefangenen, die er misshandelte, erschlagen worden war. Kantakuzenos erhielt die Alleinregierung auf zehn Jahre, anerkannte jedoch das Erbrecht seines Mündels, dem er seine Tochter vermählte. Das Reich hatte jetzt zwei Kaiser und drei Kaiserinnen, war aber durch den sechsjährigen Bürgerkrieg so verarmt, dass bei der Krönung Glas und vergoldetes Leder — Juwelen und Gold ersetzen und die Gäste beim Bankett aus irdenen und zinnenen Gefäßen speisen mussten. Kantakuzenos regierte nur bis 1355; seine Freunde grollten ihm wegen der Amnestie, die er den Gegnern gewährte, und dem jungen Kaiser flüsterten seine schlauen und leichtfertigen Kameraden zu, er solle die Bande der Knechtschaft brechen. 1353 griff der Paläologe zu den Waffen, wurde aber geschlagen und musste nach Tenedos fliehen. Jetzt machte Kantakuzenos den Bruch unheilbar, indem er seinen Sohn Matthias Kantakuzenos zum Kaiser ernannte. Allein ein vornehmer Genuese Gaste-
Joannes I. 1341 bis 1391. luzzi, dem der Paläologe die Hand seiner Schwester versprochen, bemächtigte sich 1355 mit 2500 Mann des Hafens von Constantinopel und das ganze Volk der Hauptstadt erhob sich für Joannes I. Paläologus.

Kantakuzenos wollte jetzt ein Heiliger werden, da er nicht mehr Kaiser sein konnte, er wurde Mönch im Kloster Athos, schrieb die „Byzantinische Geschichte von 1320—1357“, schrieb gegen Juden und Mohammedaner und befasste sich mit der quietistischen Lehre der damaligen Kirche. Das Kloster Athos war der Hauptsitz des griechischen Mönchthums[1]) — wie war aber dieses geistig verkommen, wie war die byzantinische Kirche überhaupt seit der Trennung von der abendländischen geistig erstarrt! Die Seele der religiösen Streitigkeiten, die sogar den
Omphalopsychen. Hof zu Constantinopel damals beschäftigten, war die Lehre der Omphalopsychen, oder Hesychasten,[2]) zuerst von einem Abte des eilften Jahrhunderts so ausgedrückt: „Bist du in deiner Zelle allein, so setze dich in eine Ecke, erhebe deinen Geist über alle vergänglichen Dinge, lasse Bart und Kinn auf deiner Brust ruhen, wende Augen und Gedanken gegen die Mitte deines Bauches, die Gegend des Nabels, und suche den Platz des Herzens, den Sitz der Seele. Anfangs wird alles dunkel und trostlos sein; wenn du aber Tag und Nacht beharrst, wirst du eine unaussprechliche Freude fühlen; denn kaum hat die Seele den Platz des Herzens entdeckt, als sie auch von einem geheimnisvollen und ätherischen Licht umflossen wird.“[3])

---

[1]) Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient, II, S. 1—140.
[2]) Von ἡσυχάζω = ruhen. Ὀμφαλοψύχοι = Nabelseelen.
[3]) Hefele, l. c. VI, S. 566—569.

Der Fall des Kantakuzenos zog den seines Sohnes Matthias nach sich. Von 1355 an regierte Joannes I. Paläologus allein. Indes nahmen die Türken eine Besitzung nach der andern und 1369 suchte Kaiser Johann Hilfe im Abendland und legte in Rom vor Papst Urban V. das orthodoxe Bekenntnis ab. 1373 empörte sich sein Sohn Andronikos gegen ihn im Bunde mit Kentuka, dem Sohne Murads I. Die Verschwörung ward entdeckt, der Sultan ließ seinem Sohne beide Augen ausreißen, der Kaiser seinem Sohne nur eines. Zwei Jahre später nahm Andronikos den Vater und den Bruder Manuel in Haft, 1377 entkam der Kaiser und kehrte mit Hilfe des Sultans nach Constantinopel zurück. Andronikos starb in der Verbannung. Als Bajesid es verlangte, ließ Joannes die Befestigungswerke von Constantinopel schleifen. Erst 1391 starb dieser Kaiser, verachtet und verächtlich, ohne Tugend, ohne Glück, den Weibern, dem Wein, der Jagd, dem Spiel ergeben.

Manuel der Paläologe (1391—1425), der Sohn Joannes I., war Manuel.
als Geisel am Hofe Bajesids, als er den Tod des Kaisers erfuhr; sogleich entfloh er und ward in Constantinopel allgemein anerkannt. Empört darüber umlagerte der Sultan die griechische Hauptstadt und verschob ihre Eroberung nur, um gegen Sigismund zu ziehen, den er bei Nikopolis[1]) zu besiegen vermochte. Wirklich erschien er 1397 wieder vor Constantinopel und nur der Rath seines Ministers hielt ihn von der Erstürmung ab. Der Kaiser musste ihm einen Tribut von 10.000 Goldstücken jährlich versprechen, in Constantinopel eine Moschee für die Türken bauen und diesen einen eigenen Kadi, d. h. eigene Gerichtsbarkeit zugestehen. 1399 musste Manuel seinen Neffen Johann auf Bajesids Befehl als Mitkaiser annehmen und 1400—1402 als Bettler um Hilfe Italien, Frankreich, England und Deutschland durchziehen.[2]) Sein Reisegefährte Chalkondylas schrieb über die Deutschen: „Sie sind das zahlreichste der Völker, tapfer und ausharrend, und wären unwiderstehlich, wenn sie unter einem Fürsten vereinigt wären." Die Ehren, mit denen man ihn allenthalben aufnahm, waren des Kaisers einziger Trost, Hilfe bekam er keine, die Aussichten waren trostlos. Da gewährte der Sieg der Mongolen über die Türken bei Angora und der Streit unter den Söhnen Bajesids den Griechen eine Gnadenfrist. Aber schon Murad II. belagerte 1423 wieder Constantinopel, dem er übrigens 1425 Frieden aus Gnade gewährte. Im gleichen Jahre starb der Kaiser, ob seiner Milde von den Unterthanen beweint.

Sein Sohn und Nachfolger Joannes II. der Paläologe (1425 Joannes II.
bis 1448) suchte Hilfe für sein Reich in der Vereinigung mit der römischen Kirche. Am 4. Mai 1437 traf er, von Papst Eugen IV. aufs glänzendste empfangen, in Ferrara ein und am 6. Juli 1438 fand in der Kathedrale zu Florenz die Vereinigung beider Kirchen statt.[3])

Aber der Bau der Vereinigung hatte keinen Grund im Herzen des griechi- Vereinigung beider Kirchen.
schen Volkes. Der Pöbel, von den Mönchen aufgestachelt, empfieng den Kaiser bei seiner Rückkehr mit Verwünschungen. Von der allgemeinen Stimmung fortgerissen, wurden jetzt selbst diejenigen Prälaten reuig, die an der Vereinbarung

---

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 446—448 dieses Werkes.
[2]) Raynaldi Ann. ad 1400, n. 8.
[3]) Vergl. oben S. 54—57.

in Florenz mitgewirkt hatten: „Ach, Noth, Betrug und Lebenssorgen haben uns verführt. Die Hand, welche die Vereinigung unterzeichnete, sollte abgehauen, die Zunge, welche das lateinische Glaubensbekenntnis ausgesprochen hat, mit der Wurzel ausgerissen werden." Der Hass gegen die Henotiker (Anhänger der Vereinigung) wurde so stark, dass man ihnen an vielen Orten nicht einmal ein christliches Begräbnis gewährte. Auch das rohe Volk der Russen fiel, von den Mönchen aufgehetzt, über den von Florenz zurückkehrenden Patriarchen Isidor her und verweigerte sogar katholischen Missionären, welche die Heiden jenseits des Don bekehren wollten, den Durchzug. Der Hof in Constantinopel wurde jetzt in seinem Eifer sehr kühl, doch hielt er äußerlich noch an der Vereinigung fest.

Die Russen.

Unter solchen Umständen konnte der Eifer, mit dem man die Briefe des Papstes zur schnellen Heerfahrt wider die Türken beantwortete, nur schwach sein. Nur von der Großmuth Murads II. hieng einige Zeit der Bestand des griechischen Reiches ab: er benutzte die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und seinen Brüdern nicht, und bewilligte dem Paläologen nach dem Siege bei Varna hochherzig einen Frieden und ließ ihn ruhig auf dem Throne sterben. Als gar die Brüder Constantin und Demetrius nach dem Tode des Kaisers 1448 um die Thronfolge stritten, entschied der Sultan für den tüchtigeren Constantin XII. Paläologus, auch Dragases genannt. —

Der letzte Constantin und Mohammed II.

Constantin Dragases.

Constantin XII. ist der letzte der Cäsaren, aber nicht an innerem Wert. Er konnte den Sturz des Reiches nicht mehr aufhalten, wohl aber durch muthige Vertheidigung verherrlichen.

Entschlossen seine Hauptstadt bis zum letzten Hauch zu vertheidigen, sah sich Constantin nach allen Seiten um Hilfe um. Zunächst richtete er den Blick nach Rom. Kaiser Joannes war kurz vor seinem Tod von der Vereinigung noch zurückgetreten, Constantin bat Papst Nikolaus V.[1]) um Hilfe und erbot sich zur Kircheneinigung. Obwohl so oft schon getäuscht, sandte Rom einen Legaten und in der Sophienkirche fand am 12. December 1452 von neuem eine Feier statt, zum Zeichen, dass ein Glaube, ein Gebet, ein Abendmahl das Morgen- und Abendland verbinde.

Constantin und der Papst.

Allein beim Anblick der priesterlichen Gewänder des Abendlandes, beim Brechen des ungesäuerten Brotes und beim Eingießen kalten statt lauen Wassers in den Kelch stutzten die Griechen, verließen eilig die Sophienkirche und suchten Rath in der Zelle des für heilig geltenden Mönches Gennadios. Der Fanatiker orakelte: „O unglückliche Romäer, überleget, haltet ein, bereuet! In demselben Augenblick, als ihr auf die Religion eurer Väter verzichtet und euch der Gottlosigkeit zuwendet, unterwerfet ihr euch fremder Knechtschaft." — Jetzt verwarfen die Nonnen, „rein wie die Engel und stolz wie die Teufel", alle Gemeinschaft

Fanatismus der Griechen.

---

[1]) Vita Nicolai, lib. III, — bei Muratori, SS., III, p. 905—962.

mit den Anhängern der Lateiner; der Pöbel fluchte auf die Einheitler, die Hafenmatrosen tranken auf das Verderben des Papstes und seiner Sclaven und leerten die Becher zu Ehren der heiligen Jungfrau: „Wozu brauchen wir die Hilfe der Lateiner?“ Selbst der Großadmiral Notaras erklärte, er sehe in Constantinopel lieber den Turban Mohammeds als die Tiara des Papstes oder den Hut der Cardinäle. Den ganzen Winter hindurch wurde von den Kanzeln gegen die Einheitler getobt, nicht einmal in Todesgefahr dürfe man von einem solchen das Abendmahl empfangen. Die Sophienkirche ward als Götzenhaus gemieden.[1]) Da war nicht mehr zu helfen; wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand. Bruch mit den Lateinern.

Wenn bei solchem Schwindel nur auch Kampflust sich gezeigt hätte! Allein bei einer Musterung fanden sich unter den 300.000 Bewohnern nur 5000 waffenfähige Bürger. Mit diesen und einem Häuflein Tapferer, die er aus dem Peloponnes mitgebracht hatte, sollte der Kaiser die ausgedehnte Stadt gegen zwanzigfache Übermacht vertheidigen. Zum Glück hatte der edle Genuese Justiniani 5000 Mann fremde Hilfstruppen für den Kaiser geworben, er wurde Anführer einer Kernschar von 600 Mann und bekam die Herrschaft über die Insel Lemnos zugesichert. Ein Deutscher, Grant, der als höchst erfahrener Kriegsmann bezeichnet wird, leitete das Minen- und Geschützwesen. Die Flotte bestand aus dreizehn Segeln, einer spanischen, drei genuesischen, drei kretischen, drei venetianischen, drei griechischen Schiffen. Die türkische Flotte dagegen zählte 320 Segel. Der Hafen wurde mit einer eisernen Kette gesperrt. Justiniani.

Noch ehe der Papst Hilfe senden konnte, kam schon die Stunde der Entscheidung. Schon am 6. April 1453 hatte Mohammed seine Belagerungsarbeiten und die Einschließung Constantinopels von der Landseite vollendet. Belagerung Constantinopels.

Achtzehn Batterien donnerten zehn Tage hindurch beharrlich gegen die Stadt, darunter eine von einem Ungarn Orban gegossene Riesenkanone, die zu einer einzigen Ladung 500 Pfund Pulver gebraucht und Kugeln von der Größe eines Felsblockes geschleudert haben soll; man schoss nur achtmal des Tages daraus, und wo die Kugel einschlug, gab es einen Riss wie von einem Erdbeben. Am achten Tage zerplatzte das Geschütz und schleuderte die Leiche Orbans in die Stadt.[2]) Nach zehn Tagen waren zwanzig Breschen geschossen, zugleich wurden Minen gegraben. Allein die Griechen füllten — der Kaiser überall voran — die Breschen wieder aus, machten Gegenminen und schlugen einen Sturm mit glänzender Tapferkeit ab. — „Ich würde nie an diesen Heldenmuth der Giaurs geglaubt haben,“ rief der Sultan, „hätten mir auch 37.000 Propheten denselben vorausgesagt.“ Zugleich lieferten vier genuesische Schiffe und ein griechisches, welche von Chios Lebensmittel brachten, der osmannischen Flotte ein glänzendes Gefecht. Die Türken verloren mehrere Schiffe und 12.000 Mann. Der Sultan ritt in der Wuth vergebens bis an den Leib ins Meer, um seine Flotte zu neuem Angriff anzufeuern. Schon sprach man im Rathe Mohammeds II. von Aufhebung der Belagerung, aber da hieß es: „Allah hat das Meer den Giauren und das Land den Osmanen gegeben, wer will sich gegen die Gütervertheilung Allahs auflehnen!“ Kampf zur See.

Doch Mohammed hoffte auch mit der Flotte einen Schlag zu thun. Der Besitz des Hafens war zur Eroberung unentbehrlich. Um nun seine

[1]) Ducas, l. c. p. 141—144.
[2]) Mordtmann, Belagerung und Eroberung von Constantinopel. Stuttgart 1858.

Die Türken nehmen den Hafen.

Schiffe in den Hafen zu bringen, ließ der Sultan aus Balken und Brettern vom Bosporuscanal bis in die innere Rhede vor Constantinopel eine Rutschbahn machen, mit Fett bestreichen und brachte so in einer Nacht achtzig Schiffe in den Hafen;[1]) zugleich schlug er eine 100 Ellen lange, 5 Ellen breite Brücke zur Verbindung zwischen Pera und seiner Stellung vor Constantinopel. Die Bestürzung der Griechen war groß, sie musſten jetzt auch die Hafenseite decken und dadurch die Vertheidigung der Landseite schwächen.

Ein nächtlicher Angriff Justinianis auf die türkischen Schiffe im Hafen misslang. Schon begannen Unzufriedene in der dem Untergang geweihten Stadt zu murren. Mohammed wusste dies und sandte, um das Volk dem Kaiser abwendig zu machen, mit Gepräng eine Botschaft: „Entweder ziehe mit deinen Schätzen und Großen ab, wohin es dir beliebt, oder widerstehe noch ferner, damit du Leib und Gut verlierst und dein Volk in Knechtschaft bringest." — Constantins Antwort lautete: „Wähle den Frieden und wir danken Gott! Fordere Jahreszins und lebe in Frieden! Die Stadt aber kann weder ich, noch ein anderer dir übergeben. Wir alle sind bereit, eher zu sterben, denn solche Schmach zu dulden."

Vorbereitung zum Sturm.

Da gebot der Sultan den allgemeinen Sturm auf den 29. Mai. Derwische eilten durch das Lager und feuerten zur Bezwingung des letzten Herdes der Abgötterei an; jene, die siegten, würden die Erde besitzen, jene, die fielen, die Freuden des Paradieses. — 400.000 Krieger dürsteten nach Kampf, Sieg, Beute, Ruhm oder den Springquellen des Paradieses.[2])

Verblendung.

Auch in der unglücklichen Stadt herrschte ein Fanatismus, aber ein weibischer. Statt sich zum Kampf zu rüsten, betete und weinte das Volk in den Kirchen, schrie zur Panhagia um Rettung, ohne zu bedenken, dass Gott nur denen hilft, die sich redlich bemühen und zugleich in Demuth des Herzens zu ihm hoffend emporblicken. Mit Recht sagt ein Geschichtschreiber: „Sie beichteten laut ihre Sünden, aber keiner beichtete seine Feigheit, dieses Verbrechen, für welches kein Nachlass ist bei einem Volk, das keinen Patriotismus hat." Sie trösteten sich mit Prophezeiungen ihrer Mönche: die Feinde würden zwar bis ins Herz der Stadt vordringen, hier aber ein Engel einem Mann aus dem Volke ein Schwert übergeben und dieser dann die Türken nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus Europa und Asien bis an die Grenzen Persiens treiben, und bis zur letzten Stunde des Reiches rasete noch der Hass gegen die Lateiner. Ihr Geschichtschreiber Phrantzes, der die Eroberung Constantinopels miterlebte,[3]) sagt: „Sie waren derart von der Theologie verblendet, dass selbst, wenn ein Engel ihnen geboten hätte, durch Aussöhnung mit dem Abendland die Hauptstadt zu retten, so hätten sie dennoch den Untergang vorgezogen." Nicht mit Unrecht sagt daher ein französischer Geschichtschreiber: „Die griechische Kirche hat das Vaterland getödtet!"

---

[1]) Der durch ihn geebnete Weg bildet heute die Straße Tophane. Vergl. Dethier, Der Bosphor und Constantinopel. Wien 1873.

[2]) Ducas, l. c. p. 271—288. — Phrantzes, l. c. — Zinkeisen, l. c. I, S. 835—840. — Hammer, l. c. I, S. 545—563.

[3]) Georgius Phrantzes ex recensione Immanuelis Bekkeri. Bonnae 1838, p. 271—279.

Constantins letzte Anordnungen.

Doch wenn auch das Volk seine Pflicht nicht that, sein Kaiser handelte als Mann und flocht in dieser dunklen Stunde den lichten Kranz unsterblichen Ruhmes um sein Haupt. Constantin leuchtete allen voran durch Muth: er half noch mit Justiniani in der Nacht einen Graben ziehen, Breschen ausfüllen; er versammelte seine Großen in der Nacht noch einmal im Palast, feuerte sie zum Muth an in der Höhe der Gefahr, erinnerte sie an ihre Pflicht gegen das Vaterland und die Ihrigen in dieser entscheidenden Stunde. Ihm ahnte, was bevorstand. Vom Palast der alten Kaiser eilte er in die Sophienkirche, um in der Religion der Väter Kraft und Muth und Todesweihe zu gewinnen. Dort bat er alle um Vergebung, bekannte öffentlich seine Sünden, um Gott ein reines Opfer darzubringen, empfieng dann das Abendmahl und nahm von allen Abschied. Als das Volk laut schluchzte, wurde auch er einen Augenblick von Schmerz übermannt. Doch schnell fasste der Kaiser sich wieder, warf sich auf sein Ross und sprengte zu seinen Tapfern, um die letzten Anstalten zur Vertheidigung zu treffen.

29. Mai 1453.

Es war eine schöne Sommernacht, durch die man die unzähligen Wachfeuer des Belagerungsheeres und die Vorbereitungen zum Sturme sah.[1]) Der Sultan hatte dem Soldaten, welcher zuerst die Mauern von Constantinopel erklimme, die Statthalterschaft der reichsten Provinz versprochen und mehr Reichthümer und Ehren, als er sich träumen könne; Gefangene und Beute, die Kostbarkeiten und die Frauen sollten den Kriegern gehören, nur die Gebäude der Stadt behalte sich der Sultan selber vor. Der Ruf zum heiligen Krieg hatte 200.000 Freiwillige ins Lager des Sultans gelockt; sie sollten nach dem Plane Mohammeds den Angriff beginnen, das Häuflein der Vertheidiger ermüden, mit ihren Leibern die Gräben füllen, dann sollte der Kern der Armee, wenn die Griechen erschöpft wären, die Eroberung vollenden. Der Vertheidiger waren so wenige, dass in den Thürmen auf der Nordseite je nur ein Mann stand. Die Mehrzahl war an der Westseite aufgestellt, der Kern am Romanusthor. Unter den Führern war auch der Legat des Papstes, der Cardinal Isidor, als Vertreter einer thatkräftigen Religion. Im ganzen waren der Vertheidiger kaum mehr 9000.

Erster Sturm.

Beim Grauen des Morgens, am 29. Mai 1453, gab der Sultan das Zeichen zum Angriff. Wie der Donner der Brandung schallte zu den Griechen herüber der Ruf: „Es gibt keinen Gott, als Allah!" Achtzehn Batterien spien ihre Kugeln gegen das kleine Häuflein der Vertheidiger und wie ein Sturm brauste jetzt das Heer der Feinde von allen Seiten heran. Die Abwehr war besonnen, todesmuthig. Zwei Stunden hindurch ward gerungen, die Türken deckten mit ihren Leibern die Wälle, die Gräben — der Sturm wurde abgeschlagen.

Zweiter Sturm.

Jetzt rückte in tiefem Schweigen die Hauptmacht zum Sturm heran, 260.000 Mann. Neuer, rasender Kampf, hin- und herwogend, wie die Brandung des Meeres, aber auch diesmal hielten sich die

---

[1]) Vergl. die ergreifende Schilderung dieses Morgens — bei Phrantzes, der auf der Mauer die Vorbereitungen der Türken beobachtete

Vertheidiger. Ihre Kugeln rissen ganze Reihen nieder, das griechische Feuer richtete entsetzliche Verheerungen an. Die Sturmlinie hielt einen Augenblick inne, schwankte, kehrte um — auch der zweite Sturm war abgeschlagen und Siegesjubel hallte von den Wällen durch die langen Gassen der weiten Stadt.

Dritter Sturm. Schon schwankte Mohammed. 20.000 Janitscharen jedoch, die noch nicht zum Handgemeng gekommen, verlangten den Kampf und ermuthigten den Sultan zu einem neuen Angriff.

Justiniani. In diesem Augenblick durchbohrte ein Pfeil den Panzer Justinianis. Seine Kraft war nun erschöpft. Nachdem die Wunde verbunden, verließ er seinen Posten, um sich nach Galata zurückzuziehen. „Mein Bruder," rief ihm der Kaiser zu, „deine Wunde ist leicht! halte standhaft aus, verlass uns nicht in dieser Noth, auf dir beruht das Heil dieser Stadt, kehre nach deinem Posten zurück! Wohin willst du denn?" [1]) — „Dahin," antwortete Justiniani außer Fassung, „wohin Gott selbst diese Türken hinführen wird", und eilte dem Meere zu, nach Galata, und von da nach Chios, um an den Wunden und an Reue und an Gram zu sterben. Viele der Seinen folgten ihm. Die Türken bemerken die Verwirrung, ein riesiger Janitschar, Hassan, ersteigt zuerst die Mauer, und der Ruf ertönt bald: „Die Stadt ist genommen. Das Panier der Feinde weht auf den Mauern!" Durch die Kerkoporta kommt ein Haufe Janitscharen den Vertheidigern am Romanusthor in den Rücken. Um Constantin werden die Reihen immer lichter, er wirft den

Heldentod Constantins. Purpurmantel ab, er sucht den Tod; aus dem Gesicht, aus dem Hals strömt ihm schon das Blut. „Ist kein Christ hier," ruft er wehmüthig, „der mir das Haupt abschlage!" — Keiner erweist ihm diesen traurigen Dienst. Ein Janitschar spaltet ihm das Haupt und der letzte Kaiser sinkt unerkannt unter die Haufen der Leichen.[2])

Jetzt dröhnt der Sturmschritt, der Allahruf der Sieger durch die Straßen. Das Volk flieht in die Sophienkirche, wo mehr denn Tausende und Tausende Schutz suchen. Axtschläge zerschmettern die Thore und Greuel aller Art besudeln jetzt die heilige Stätte. Kein Engel tritt den Feinden entgegen. Die Sieger lassen an den wehrlosen Haufen ihre viehische Wuth aus. Heiligthümer werden zerschlagen, das Crucifix heruntergerissen, mit einer Janitscharenmütze bedeckt und mit dem Hohnruf herumgetragen: „Sehet, das ist der Gott der Christen!" Die Männer werden mit Halfterriemen, die Frauen mit ihren Schleiern gefesselt, und wie in der Kirche, so dauert Mord, Plünderung, Schändung acht Stunden hin-

[1]) Phrantzes, l. c. p. 283 ff.

[2]) Die Bresche, bei welcher der Kaiser fiel, ist heute noch wie damals. Eine Säule bezeichnet die Stelle, wo Constantin lag. Die Mauer und die Gräben sind noch ziemlich erhalten. Mohammed wollte über die Stelle täuschen, wo er in die Stadt einzudringen gedachte, und ließ rechts und links davon Bresche schießen. Constantin aber durchschaute den Plan und stellte sich gerade da auf, wo die Gefahr am größten war. Alle drei Breschen sind heute noch an der Stadtmauer zu sehen. Ein Plan dieser Mauer im Anhang zu Dethiers „Constantinopel".

durch in der ganzen Stadt. Die Beute ist riesig, der Verlust an Kunstwerken und kostbaren Handschriften unnennbar.[1])

Nachmittags hielt der Sieger prunkhaften Einzug in Constantinopel, über dessen Schönheit er erstaunte. Zunächst lenkte er sein Ross gegen die Sophienkirche. Gerade zerschmetterte ein Barbar ein kostbares Marmorbild. Mohammed schlug ihn mit der Streitaxt nieder unter den Worten: „Weißt du nicht, dass ich euch die Sclaven und Schätze überlassen habe, dass aber die Monumente mir gehören." Dann stieg er auf den Altar und verrichtete das Dankgebet für den Sieg und die Muezzim riefen von der Kanzel herab: „Gott ist Gott, Gott allein ist groß, kommt zum Gebet." — Dann zog der Sieger nach dem Palast, dessen Schönheit, Einsamkeit und Trauer ihn ergriffen: die Schauer der Vergänglichkeit umwehten ihn, dass er den Vers eines persischen Dichters ausrief: „Die Spinne spinnt ihr Geweb in dem kaiserlichen Palast, und die Eule singt ihren Wächtergesang auf den Thürmen von Afrassijab." — Er befahl die Leiche des Kaisers zu suchen. Man erkannte Constantin an den goldgestickten Adlern auf den rothen Halbstiefeln. Mohammed ließ das bluttriefende Haupt zuerst auf der Porphyrsäule am Hippodrom zur Schau ausstellen, dann reinigen und als Siegeszeichen den Fürsten Asiens senden; der Leiche gewährte er ehrenvolle Bestattung.[2]) Triumph Mohammeds.

So endete das griechische Reich, 1127 Jahre nach der Gründung Constantinopels, 1058 Jahre nach der Trennung des oströmischen vom weströmischen Reiche unter den Söhnen des Theodosius. Den vielen Stürmen gegenüber hat es eine seltene, zähe Lebenskraft bewiesen. Die Hauptstadt war noch der Hüter der Sprache und der Schätze des classischen Alterthums. Ein Zeitgenosse schreibt: „Die gewöhnliche Sprache ist verschlechtert, aber im vertrauten Umgang reden die Gebildeten noch die Sprache des Aristophanes und Euripides, der Geschichtschreiber und Philosophen von Athen, und sie schreiben noch gefeilter und richtiger, als sie reden. Die Personen, welche durch ihre Geburt oder ihr Amt zu dem byzantinischen Hof gehören, bewahren mit der geringsten Beimischung das alte Maß der Eleganz und Reinheit, und die innewohnende Anmuth der Sprache macht sich am meisten in dem edlen Munde der Frauen bemerklich, die von allem Umgang mit Fremden ausgeschlossen sind." Der Sturm, der die Hauptstadt verheerte, trieb jetzt die edleren Lebenskeime nach dem Westen, wo sie einen empfänglicheren Boden fanden. Die althellenische Sprache.

Die Bevölkerung in Constantinopel, welches die Türken in Stambul verkürzten, wurde fortan stark gemischt. Am Tage nach der Eroberung ließ **Mohammed** die **Edlen** sammt ihren Söhnen alle an einem Orte zusammentreiben und unbarmherzig niedermetzeln. Damit wollte er einer nationalen Erhebung vorbeugen. Die Stadt aber sollte nicht zugrunde gehen, nicht menschenleer werden, darum wurden viele Bewohner der umliegenden Provinzen in Europa und Asien gewaltsam nach Constantinopel verpflanzt. Da wollte Mohammed seinen Kaisersitz aufschlagen, darum musste die Stadt auch bevölkert sein. Darum wurden aus Der Adel zusammengehauen.

---

[1]) Phrantzes, l. c. p. 288—290. — Ducas, l. c. p. 276–298.
[2]) Phrantzes, l. c. p. 291. — Ducas, l. c. p. 298–299.

Stambul neu bevölkert. allen Provinzen, aus Serbien, wie aus Morea, von den Küsten des Schwarzen Meeres, wie aus Albanien, eine Menge Menschen nach Constantinopel versetzt.[1]) So entstand das Völkergemisch, aus dem die heutige Einwohnerschaft besteht.

Die Griechen waren zu zahlreich, als dass nicht irgend ein verzweifelter Aufstand derselben in Zukunft zu fürchten gewesen wäre, wenn man ihrem Hasse auch noch religiöse Nahrung gab. Darum verhieß der Sultan den Cultusfreiheit. Griechen Schutz ihrer Religion und ihres Cultus. Der schlaue Politiker gedachte sogar die griechische Priesterschaft in sein Interesse zu ziehen und das war nur möglich, wenn er sich auf die Seite der Gegner einer Vereinigung mit der abendländischen Kirche stellte. Darum veranstaltete er, dass der ärgste Fanatiker dieser Richtung, Gennadios, von einigen zufällig anwesenden Geist- Der Patriarch. lichen und Laien zum Patriarchen gewählt wurde, dann empfieng er ihn mit den Worten: „Ich will den Christen und ihrem Oberpriester dieselben Rechte und denselben Schutz angedeihen lassen, wie dies vor mir eure Kaiser gethan haben", und investierte denselben mit einem goldenen, reich mit Juwelen besetzten Hirtenstab, führte ihn bis zum äußersten Palastthor, ließ ihm hier ein prachtvolles Pferd vorführen und ertheilte seinem ganzen Hoflager Befehl, ihn zu seinem Palast zu geleiten.[2]) Durch dieses Prunken mit einer gewissen Toleranz machte der Sultan die Griechen sicher. Gewissermaßen wurde dadurch der Patriarch sogar nicht nur das geistliche, sondern auch zugleich das weltliche Oberhaupt der Griechen. Dem Sultan gegenüber hatte der Patriarch Entwürdigung der Kirche. freilich eine sehr niedrige Stellung. Bald wurde es üblich, dass ein großes Geldgeschenk, bis zu 30.000 Goldstücken, für die Belehnung dem Sultan gezahlt, also die Würde des Patriarchen erkauft werden musste. Dahin hatten es die Griechen mit ihrem Hass gegen den Papst gebracht, dass sie vom schrecklichen Feinde der christlichen Sache, vom Verknechter ihrer Nation, die Ernennung zur höchsten geistlichen Würde erbetteln und erkaufen mussten! Die schönsten Kirchen behielt der Türke für sich,[3]) die Sophienkirche wurde Hauptmoschee, andere wurden in Kasernen oder Paläste verwandelt. „Ich sah Soldaten angethan mit Priestergewändern," schreibt ein Zuschauer der Eroberung, „ein anderer führte die Hunde an der Koppel, welche aus dem Gürtel des Hohenpriesters bestand; der trank seinen Wein aus einem Kelch, jener aß aus Kelchschüsselchen; dort sah ich Nonnen aus vornehmem Geschlechte, die einst der Vereinigung geflucht, misshandelt, entblößt, dem Gott Mohammeds opfernd."

Die Kunde von der Eroberung Constantinopels machte einen tiefen Eindruck, die türkische Macht erschien unwiderstehlich. Die Despoten des Peloponnes

---

[1]) Phrantzes, l. c. p. 308.

[2]) Ibid. p. 304—307.

[3]) Mohammed verwandelte acht Kirchen in Moscheen; er selber erbaute die von Ejub, die des Scheik Bokhari, der Janitscharen, von Kassim-Pascha und die große Mehmedieh auf dem Platze des Heroons der Apostel.

zahlten sogleich Tribut, desgleichen die Fürsten von Chios und Lesbos und der Kaiser von Trapezunt. Der Kral von Serbien versprach 12.000 Ducaten Jahreszins. Venedig brach in laute Klagen aus, das Interesse des Handels überwog jedoch den Rath derer, welche zum schleunigen Krieg gegen den Sultan riethen, und man war froh, 1454 einen Handelsvertrag mit den Türken abzuschließen. Folgen der Eroberung.

Nur der Papst erhob seine Stimme zum heiligen Krieg, nachdem er bei der ersten Kunde vom Falle Constantinopels bittere Thränen vergossen und mehrere Tage in tiefster Trauer und Einsamkeit zugebracht hatte. Am 1. Februar 1454 erließ Nikolaus V. die Kreuzbulle gegen den Sultan Mohammed, den Vorläufer des Antichrist. Allein Europa antwortete nicht mehr mit Jubel und Waffenklang bei der Aufforderung zum heiligen Kampfe; es war zu sehr gespalten, die Griechen hatten früher zu sehr durch ihren Hochmuth und ihren Hass gegen die Abendländer die Theilnahme an ihrem Schicksal erkältet, in allen Staaten waren die Kräfte durch innere Fragen zu sehr gebunden und endlich war der natürliche Führer eines europäischen Kreuzzuges, der Kaiser, in zu misslichen Verhältnissen, als dass er sich zu einem solchen hätte entschließen können. — Der Papst.

Kaiser Friedrich III.

Kaiser war zu dieser Zeit ein Habsburger aus der steirischen Linie, Friedrich III. oder IV., je nachdem Friedrich der Schöne gezählt wird oder nicht. Nach dem Tode Wilhelms des Freundlichen, nämlich 1406, fand unter den Söhnen Leopolds des Biedern eine Ländertheilung dahin statt, dass Herzog Leopold die österreichischen Gebiete in der Schweiz, in Schwaben, im Elsass, Herzog Friedrich Tirol, Herzog Ernst aber Steiermark, Kärnten und Krain besitzen sollte. Österreich.

Ernst heißt der Eiserne, „wegen seiner großen männlichen Leibesbildung und seinem erhabenen Gemüthe“, wegen des eisernen Ernstes, mit dem er seine Rechte geltend zu machen wusste. Er war ein kriegstüchtiger Mann, Sieger über die Türken in einer Schlacht bei Leibnitz 1418, Kämpfer gegen die Hussiten, er war eine durch und durch thatkräftige Natur; 1412 machte er eine Wallfahrt nach Palästina; 1417 zwang er durch rasches Erscheinen mit einem Heer vor Constanz und durch seine freimüthige unerschrockene Rede König Sigismund, von seinem feindseligen Verfahren gegen Friedrich von Tirol abzustehen. Als Ernst von der Schönheit Cimburgas von Massovien, der Tochter des Herzogs Ziemovit, hörte, reiste er in gemeiner Kleidung nach Krakau, fand, dass sie noch schöner sei, als ihr Ruf besage, warb um ihre Hand, erhielt sie und ward durch sie der zweite Stammvater des Hauses Habsburg. Eine Brunhild an Schönheit und Stärke, zog Cimburga mit der Hand einen geladenen Wagen und zerbrach ein Hufeisen; sie besaß dabei ein tiefes Gemüth, eine innige Ernst der Eiserne. Cimburga.

Frömmigkeit und ward eine herrliche Mutter. Cimburga schenkte ihrem Gemahl zwei reichbegabte Söhne, die aber große Gegensätze waren.

Friedrich und Albrecht. Friedrich, der ältere, war eine stille, bescheidene, bedächtige, langsame, aber zähe Natur.[1]) Albrecht war voll Thatendrang, feurig, Prunk und Herrschaft liebend. Friedrich wurde misstrauisch; als sein Vater 1424 starb, war er erst zehn Jahre alt; Friedrich von Tirol übernahm die Regentschaft, kam aber selten ins Land und der junge Herzog war seinen Erziehern überlassen, die ihn übervortheilten, die falsch gegen ihn waren, die er durchschaute, aber nicht abzuschütteln vermochte. So ward ein tiefes Misstrauen in die junge Seele gepflanzt und dieses Gefühl verlor sich nie wieder, wie Friedrichs Tagebücher beweisen, und unterdrückte so oft im Augenblick, wo frisches, kühnes Handeln allein Rettung hätte bringen können, jegliches Aufwallen der Thatkraft. Überhaupt hatte der junge Herzog mehr zum Grübeln, Hinziehen und Vermitteln, als zu thatkräftigem Auftreten Neigung.[2])

Friedrichs Denkbuch. Das zeigt sein Memorandenbuch,[3]) es enthüllt die Stärke wie die Schwäche seiner Natur. Während andere nur auf das Nächste sahen, in dieser Beschränktheit des Blickes aber die Thatkraft für das im Augenblick Nothwendige fanden, überschaute sein philosophischer Geist eine Frage in all ihren Verwicklungen, versäumte er jedoch, die allernächste zu lösen. So steht gleich im Anfang seines Tagebuches: „Friede schafft Reichthum, Reichthum Hoffart, Hoffart schafft Uneinigkeit, Uneinigkeit macht Krieg, Krieg macht Armut, Armut Demuth, Demuth schafft wieder Frieden." — Wie oft finden wir hier nicht die Buchstaben A, E, I, O, U,[4]) und sehen, wie er in Mitte der größten Drangsale die Zuversicht auf die große Zukunft seines Hauses nie verlor! Und seine Hoffnung ward nicht getäuscht! Unter seinem herrlichen Sohn Maximilian I. nahm das Haus Habsburg den Anlauf zu einer gigantischen Machtstellung; während Friedrich oft kaum ein Land nannte, das er sein eigen nennen konnte, gieng im Reiche seines Urenkels die Sonne nie unter. Friedrich war ein frommer Christ. Nachdem er 1435 die Regierung der Steiermark angetreten hatte, unternahm er 1436 eine Wallfahrt nach dem heiligen Land, um an der Stätte, wo der Erlöser sein irdisches Dasein vollbracht hatte, die Weihe für sein Regentenleben vom Himmel zu erflehen; am heiligen Grabe empfieng er den Ritterschlag.[5])

Dieser Friedrich ward durch den allzufrühen Tod König Albrechts II. auf einmal zur höchsten weltlichen Würde der Christenheit berufen. Am 2. Februar 1440 war Wahltag in Frankfurt: sechs Kurfürsten erschienen persönlich, die böhmischen Stände sandten den Burggrafen von Meißen als den Vertreter ihres Landes. Einstimmig ward Friedrich zum deutschen König

[1]) Chmel, Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Hamburg 1840. Bd. I, S. 1—10. Beilage I und II.

[2]) Ibid. I, S. 11—220.

[3]) Abgedruckt bei Chmel im Anhang zu Bd. I, S. 576—593.

[4]) Austriae est imperare orbi universo. Austria erit in orbe ultima. Alles Erdreich ist Österreich unterthan. Austria est in omnibus victima.

[5]) Kurz, Österreich unter Kaiser Friedrich IV., 1. — Chmel, Geschichte Friedrichs IV. Hamburg 1840—1843, Bd. I und II.

gewählt. Am 9. Februar erhielt der Habsburger in Neustadt die Nachricht davon, bat sich aber in seiner Ängstlichkeit, ob er auch den Reichsgeschäften gewachsen sei, Bedenkzeit aus und dieses Bedenken hatte seinen guten Grund, denn die volle Ungunst der Zeit lag auf seinem Land, dessen Glück überdies noch Familienstreitigkeiten störten. Königswahl.

War Friedrich ein Zauderer, so hatte sein jüngerer Bruder, der große, schwarzbraune Albrecht VI., den unternehmenden hochstrebenden Geist des Vaters, war muthig, voll Thatendrang und Unruhe, rasch in seinem Handeln und beharrlich in seinen Zielen, immer war es ihm zu eng in seiner Stellung. So zwang er seinen Bruder in einemfort zu neuen Ländertheilungen, da er nicht fürstlich genug leben könne, und war immerdar beschäftigt, Friedrichs Pläne zu durchkreuzen, ja später sogar mit der Partei im Reiche innig verbunden, welche den Bruder vom Thron stoßen wollte. Dabei waren die Cillyer Gegner Friedrichs, weil dieser nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Land gegen ihre Ernennung zu Reichsfürsten sich verwahrt hatte.[1]) Und dazu hatte er seinen guten Grund, denn die bisherigen Untergebenen der Herzoge von Steier sollten jetzt auf einmal landesfürstliche Gewalt und Hoheit üben können. Deshalb begann, nachdem Albrechts Vermittlung mit seinem Tod aufhörte, in der Steiermark ein Krieg zwischen den Cillyern und Friedrich, welcher erst 1443 mit einem Schutzbündnis und Erbvertrag endete.[2]) Albrecht. Die Cillyer.

Dazu kamen die Verwicklungen in Ungarn, Böhmen, Österreich und Tirol. In Böhmen waren die Utraquisten am Ruder und boten zuerst dem Herzog Albrecht von Bayern die Krone an, welcher aber meinte, er habe nicht Fug noch Recht dazu; dann unserem Friedrich, welcher aber erklärte: nimmermehr werde er seinem Vetter die Krone rauben, die zu erhalten er sich verpflichtet habe, und ihnen rieth, sie möchten das Land durch vertrauenswürdige Männer verwalten lassen, bis Ladislaus zu Jahren gekommen. In Österreich war Friedrich Vormund für den jungen Herzog. Aber auch in Tirol starb am 24. Juni 1439 Herzog Friedrich IV. und hinterließ einen minderjährigen Sohn, den zwölfjährigen Sigismund. Friedrich III. hatte das Recht der Vormundschaft, sein Bruder Albrecht sprach es aber gleichfalls an, wie er die Vormundschaft in Österreich ansprach und dort das Land durch den Hubmeister und Kammergrafen Ulrich Eizinger gegen Friedrich aufstachelte. Die tirolischen Stände entschieden für Friedrich III. und wahrten dabei die Freiheiten ihres Landes. Also Bedenken genug — doch würdige Gründe bestimmten ihn, am 14. April 1440 zu Neustadt sich für Annahme der Wahl zu erklären.[3]) Böhmen. Tirol.

Beim Volk in Deutschland scheint Friedrich in Gunst gestanden zu sein; nach dem alten Sebastian Franke war er: „Ein schöner wohlgestalter Fürst, eines stillen, niederen Gemüthes, einer scharfsinnigen Vernunft, eines guten

---

[1]) Chmel, l. c Bd. I, S. 277—293.

[2]) Karl IV. hatte auf Bitten der Herzoge von Österreich 1372 die Herren von Sanneck zu Grafen von Cilly gemacht und ihnen ihre Besitzungen als Reichslehen verliehen; durch Sigismund wurde 1436 Friedrich von Cilly, mit dessen Schwester Barbara der Kaiser sich vermählt hatte, und dessen Sohn Ulrich in den Reichsfürstenstand erhoben und ihnen für die Grafschaft Cilly, Ortenberg und Sternberg alle Rechte der Reichsfürsten verliehen. Krones, Die Grafen von Cilly.

[3]) Chmel, l. c. I, S. 414—442.

Gedächtnisses, der Geistlichkeit ein sonder Liebhaber, des Friedens und der Ruhe über die Massen begierig. Ausgezeichnete Menschen, die vor anderen etwas waren oder konnten, oder an Tugend vorschienen, hatte er besonders lieb, legt und wendet viel auf sie. Er hatte Lust, schöne Gebäude aufzuführen und lieber mit Fried zu bauen, denn durch Krieg zu brechen." — Den Frieden im Reich zu begründen war denn auch Friedrichs Hauptstreben und dieses Ziel ließ er sich von den dreien, um derentwillen man ihn gewählt hatte, nämlich den Fortschritten der Türken zu wehren, die Kirchenreformation weiter zu führen, und den Frieden im Reich zu stiften, am meisten angelegen sein.

Ziele der Regierung

Die Kirchenreform.

Minder entschieden war Friedrich III. in der Frage der Kirchenreformation und zwar wegen der Stellung, welche die Kurfürsten in dieser Sache einnahmen. In dem Streit zwischen dem Concil zu Basel und Papst Eugen IV. musste ein thatkräftiges Einschreiten des Kaisers und der Fürsten, wenn sie einig waren, die Entscheidung geben.

Die Kurfürsten erklärten sich jedoch auf einem Tage zu Frankfurt als neutral:[1]) bei der herrschenden Zwietracht zwischen dem heiligen Vater und dem heiligen Concil wollten sie gegenwärtig keinen Theil gegen den andern begünstigen. Gelinge es binnen der nächsten sechs Monate nicht, die Zwietracht zu heben, so wollten sie mit dem König, mit den Bischöfen und den Rechtsgelehrten berathen, was zu thun und welchem Theil zu gehorchen sei.

Tag in Mainz

Darum sandten Papst und Concil schon zu einem Reichstag, der im März 1439 in Mainz abgehalten wurde, ihre bedeutendsten Fürsprecher. Der Reichstag nahm dann auf der einen Seite die Basler Reformbeschlüsse an, auf der anderen Seite erhob er gegen die Absetzung Eugens IV. Einsprache. Das hieß nicht entscheiden, nicht vermitteln, auch nicht das in Sicherheit bringen wollen, was in Basel für die Reform geschehen war, sondern die Erzbischöfe wollten die Macht, die dem Papst genommen war, sich selber zueignen, auf dieser Bahn weiter wäre es zur Auflösung der Kirche in Fürstenthümer gekommen; wie im Reich schon das monarchische Princip vor der Territorialgewalt erlegen war. Die Kurfürsten wollten sich weder dem Concil, noch dem Papst unterwerfen, darum entschieden sie sich weder für das Concil, noch für den Papst: beide sollten einander schwächen. Darum die naive Erklärung, dass sie auf der einen Seite die Beschlüsse des Concils annehmen und auf der anderen sich gegen die Absetzung des Papstes verwahren.[2])

Indessen beschlossen die Basler am 16. Mai 1439, dass die Sätze: 1. ein allgemeines Concil stehe über dem Papst; 2. der Papst könne ein allgemeines

---

[1]) Professor Dr. Floß in Bonn hat die Neutralitätsurkunde in der Vaticanischen Bibliothek aufgefunden; sie ist im VII. Band von Binterims Werk über die deutschen Concilien abgedruckt. Vergl. Hefele, Conciliengeschichte, VII, S. 770—777.

[2]) Dass das „Instrumentum acceptationis", worin Beschlüsse von Constanz und Basel gebilligt werden, nicht ein Concordat bedeutet, sondern einen provisorischen Charakter hat, weist Hefele nach l. c. VII, S. 774—777.

Concil weder verlegen, noch vertagen, noch auflösen; 3. wer diesen Wahrheiten widerstrebe, sei für einen Ketzer zu halten, Dogmen seien — und setzten Eugen IV. ab und wählten im Herzog Amadeus von Savoyen einen Gegenpapst, der sich Felix V. nannte, zwei Söhne hatte und, als man ihn zur Annahme der Wahl einlud, sogleich äußerte: „Ihr habt die Annaten aufgehoben, wovon soll jetzt der Papst leben? Soll ich mein eigenes Vermögen zusetzen und meine Söhne um ihr Erbtheil bringen?" — Mit Schmerz vernahm die Christenheit die Nachricht, Bestürzung entstand in Rom. Nur Julian Cäsarini meinte, Fleisch und Blut habe diese Wahl den Baslern eingegeben; Gefahr wäre nur dann gewesen, wenn sie einen armen, tüchtigen, gelehrten Mann gewählt hätten. Der Herzog von Savoyen sei nicht der Mann, um sein Geld für die Kirche zu opfern, er habe die Wahl nur angenommen, um sich zu bereichern; auch sei sein Asketenthum nur eine Maske.[1]) Das Concil in Basel. Felix V.

Nicht minder willkommen mußte den Fürsten die Wahl eines Gegenpapstes sein, jeder Papst mußte nun bei ihnen um Anerkennung werben. Darum ward auf einem Reichstag zu Mainz der Beschluß gefaßt, denjenigen Papst anzuerkennen, welcher Deutschland eine pragmatische Sanction zuzuführen und der ein Concil zusammenzuberufen verspreche. Das war ein Schlag gegen das Basler Concil, der Mohr hatte seinen Dienst gethan; seitdem man einen Gegenpapst hatte, brauchte man das Concil nicht mehr. Dieses fühlte auch bald das Unsichere seiner Stellung und hielt nur hin und wieder noch eine Sitzung, um ein Lebenszeichen von sich zu geben. Das Basler Concil.

Es war der Nachtheil des Kaisers, wenn die päpstliche Macht ganz gebrochen wurde und die geistlich-kurfürstliche sich mit ihren Trümmern vergrößerte. Diese Überzeugung erwachte nach und nach in Friedrich III., außerdem daß er streng kirchlicher Gesinnung war. Wichtig wurde für ihn dabei die Berührung mit Äneas Sylvius. Der Kaiser.

Dieser, aus dem vornehmen Geschlechte der Piccolomini zu Siena,[2]) geboren 1405 auf dem kleinen Landgut seiner wenig bemittelten Eltern zu Corsignano, sollte sich zuerst dem Landbau widmen, und ward auch bis in sein achtzehntes Jahr so erzogen, als ob er ein Bauer werden wollte, aber dann wegen seiner ungewöhnlichen Begabung für die Wissenschaft bestimmt, gab er sich zuerst in Siena dem Studium der classischen Literatur hin, die ihn zu eigenen Dichtungen anregte, dann dem Studium des Rechtes. Als Secretär des Cardinals Capranica nach Basel ziehend, gewann er hier bald durch sein gutes Latein, sein diplomatisches Talent und sein heiteres und feines Wesen Einfluß, wurde Secretär des Concils, dann des Gegenpapstes Felix V., und wurde oft zu diplomatischen Sendungen bis nach Schottland hinauf verwendet. — Als Gesandter Äneas Sylvius.

[1]) Pastor sagt darüber mit Recht: „So hatte denn die Basler Versammlung der Christenheit statt der Reform ein neues Schisma gegeben. Dasselbe war die unausbleibliche Folge des Versuches, die monarchische Verfassung der Kirche umzukehren. Der Gegenpapst — es ist der letzte der Gegenpäpste — konnte es freilich zu keiner Bedeutung bringen, obgleich ihm die Basler die Erhebung von Annaten in einer Höhe zugestanden, wie solche von der römischen Kirche nie war beansprucht worden."

[2]) Georg Voigt, Enea Silvio. Berlin 1856.

dieses Papstes an Friedrich III. kam er mit diesem in Frankfurt in Berührung, wurde vom König 1442 als Meister der Poesie und Geschichte gekrönt und bald in seine eigenen Dienste gezogen. Äneas Sylvius schrieb in der That auch eine „Geschichte des Basler Concils", eine „Geschichte Böhmens", eine „Geschichte Friedrichs III.", und schilderte in zwei Büchern in Nachahmung der „Germania" des Tacitus Deutschland, seine Bewohner und ihre Sitten; seine Schriften sind ein treuer Spiegel seiner Zeit. Als Gesandter Friedrichs reiste Äneas Sylvius nach Rom und er, der einst so sehr für die Strebungen der Basler gewirkt hatte, kam zu ganz anderer Überzeugung und wirkte fortan für Eugen IV.: „Ich wollte", sagte er zu diesem, „nicht ohne Überlegung von einem Extrem zum andern übergehen, denn häufig fällt in die Scylla, wer die Charybdis vermeiden will."

Tag in Mainz.

Friedrich III. berief auf Lichtmess 1441 nach Mainz einen Reichstag, um der kläglichen Spaltung ein Ende zu machen. Ein neues allgemeines Concil schien wünschenswert, aber an einem andern Orte als Basel und Florenz, dazu sollte der König beide streitende Parteien einladen. In Mainz brach sich schon der Gedanke Bahn, die Einigung werde am leichtesten erzielt, wenn der Papst in Rom die Basler Reformdecrete annehme. Heimburg wurde nach Italien entsendet, um Eugen IV. für diesen Entwurf zu gewinnen. 1442 kam Friedrich III.

Tag in Frankfurt.

selber zum Reichstag nach Frankfurt, um der Kirche den Frieden zu verschaffen, der ihm am meisten am Herzen liege. Während er in Aachen gekrönt wurde, verhandelten die Parteien. Im Reichstagsabschied war wieder ein neues Concil verlangt. Die Basler waren wild über diesen Beschluss und wollten den Ort des

Neues Concil.

neuen Concils selber bestimmen, auch müssten der König und die Kurfürsten im voraus zusichern, dass sie dessen Beschlüsse annehmen. Eugen IV. war empört über die Neutralität, von welcher der wahre Glaube nichts wisse, und über die Forderung eines neuen unzweifelhaften Concils: dasselbe tage schon in Florenz.

Friedrich III. und Felix V.

Friedrich kam 11. November 1442 selber nach Basel und mahnte Felix V. und seine Cardinäle, nach dem Frieden zu streben. Felix bot ihm vergebens seine schöne Tochter Margaretha, die Witwe Ludwigs von Anjou, sammt reichem Brautschatz zur Gemahlin an — der Habsburger war nicht geneigt, für eine reiche Braut Felix als rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Nun hatte auch Felix V. genug — er verließ noch 1442 Basel, um nie mehr dahin zurückzukehren, und schlug seinen Wohnsitz in Lausanne auf. Schottland gab jetzt die Basler auf und ein Gönner

Ende des Basler Concils.

nach dem andern. Am 16. Mai 1443 hielten sie ihre letzte feierliche Sitzung mit dem Beschlusse, in drei Jahren solle eine neue allgemeine Synode in Rom abgehalten werden, bis dahin solle das Concil in Basel tagen, bei Gefahr aber sich nach Lausanne zurückziehen. Sofort fielen auch Aragonien, Neapel und Mailand ab. Nur wenige blieben in Basel, bis die Aufkündigung des Reichsfriedens 1447 sie nach Lausanne vertrieb. So starb dieses Concil ab, mehr eine Versammlung von Professoren und Universitätsgelehrten, als ein Concil.

Wiener Vertrag.

Der Cardinal Carvajal, der ihn für Eugen IV. gewonnen haben soll, kam nun nach Wien und schloss hier Februar 1446 mit Friedrich einen Vertrag dahin ab: Friedrich III. anerkannte Eugen IV. als das wahre Oberhaupt der Kirche und versprach, das Reich zu dessen Anerkennung zu bewegen, erhielt dafür auf Lebenszeit das Recht, die Bischöfe von Trient, Brixen, Chur, Gurk, Triest, Piben zu ernennen, bekam für einmal das Recht, hundert

Kirchenstellen in seinem Gebiet zu vergeben, das Recht der ersten Bitte und den Zehnten von allen Kirchenstellen in Deutschland, ferner für sich und seine Nachfolger das Recht, zur Visitation der Klöster in den Erblanden geeignete Personen vorzuschlagen. So ward seine fürstliche Gewalt ansehnlich verstärkt.

Jetzt gieng der Papst, des Rückhalts an Friedrich III. sicher, zum Angriff auf seine gefährlichsten Gegner über, er enthob die Erzbischöfe von Trier und Köln ihrer Würde, weil sie an der Neutralität festhielten. In der ersten Entrüstung darüber verbanden sich die Kurfürsten zu Frankfurt, Eugen nur dann als Papst anzuerkennen, wenn er die Obergewalt der Concilien anerkenne, die Beschlüsse der Baseler Synode genehmige, die Absetzung der beiden Erzbischöfe widerrufe und binnen dreizehn Monaten ein neues Concil nach einer deutschen Stadt einberufe; im Weigerungsfalle werde man das Baseler Concil und dessen Papst anerkennen; Friedrich III. drohten sie, wenn er der Einigung nicht beitrete, auch ohne ihn vorzuschreiten. Frankfurter Fürstenbund.

Der Nürnberger Syndicus, Gregor von Heimburg, sprach als Abgeordneter der Kurfürsten in Rom sehr derb ihre Forderungen aus, der Kaiser rieth wegen des Ernstes der Lage zu thunlicher Nachgiebigkeit. In Frankfurt sollte auf einem Fürstentag die Frage zum Ausgleich kommen. Für den Papst sprachen hier der Spanier Carvajal und Nikolaus von Cusa, den Kaiser vertraten Caspar Schlick und Äneas Sylvius. Der Cardinal von Arles bot Verlegung der Baseler Synode nach einer beliebigen deutschen Stadt an. Schon schien es, als ob Gregor von Heimburg, welcher den Papst und die Cardinäle als die gehässigsten Feinde der deutschen Nation hinstellte, siegen und die Versammlung zu einem Beschluss gegen Eugen IV. fortreißen würde. Da half die diplomatische Gewandtheit des Äneas Sylvius. Es galt den Bund der Kurfürsten zu sprengen und Äneas gewann zuerst die Räthe, dann den Kurfürsten von Mainz selber, dass er vom Bunde zurücktrat. Der Markgraf von Brandenburg und einige Bischöfe folgten, diese schlossen jetzt einen Vertrag miteinander: sie wollten Eugen IV. als den wahren Papst betrachten, wenn er eine neue Kirchenversammlung berufe, die Oberhoheit der Concilien über den Papst anerkenne, die Beschwerden der deutschen Nation abstelle, die Absetzung der Kurfürsten von Köln und Trier zurücknehme. Für das, was der Papst durch Aufhebung der Annaten verliere, ward Entschädigung versprochen. Das ist das Frankfurter Fürsten-Concordat, welches Eugen am 5. Februar 1447 bedingungsweise bestätigte, worauf die Abgesandten der Fürsten ihm Treue gelobten. Kurz darauf starb Eugen IV. 23. Februar 1447. Fürstentag. Concordat.

Am 6. März 1447 bestieg der Cardinal-Erzbischof von Bologna, Thomas von Sarzano, so genannt vom Geburtsort seiner Mutter, eigentlich der Sohn eines Arztes Parentucelli aus Pisa, ein gelehrter und beredter Mann, als Nikolaus V. den heiligen Stuhl und fand in Deutschland und Frankreich allgemeine Anerkennung. Mild und friedfertig von Natur that er alles, um den Kirchenfrieden herzustellen, und erreichte sein Ziel. Nachdem zu Aschaffenburg 1447 auf einem Fürstentag der Vergleich mit Eugen bestätigt und beschlossen worden war, die dem Papste zu gewährende Entschädigung auf Nikolaus V.

einem Reichstage zu Nürnberg festzustellen, schloss der Kaiser mit dem Gesandten des Papstes, Carvajal, im Februar 1448 das Wiener Concordat ab, das später unter dem Namen des Aschaffenburger Concordates[1]) in das Reichsgesetz kam. Es stimmt im wesentlichen mit dem Constanzer Concordat überein,[2]) die Reservationen und Annaten wurden dem Papste nach dem damaligen Vergleiche wieder eingeräumt. Der Kaiser schloss 17. Februar 1448 in Wien vorbehaltlich der Zustimmung der Reichsfürsten ab, Rom unterhandelte nun mit den einzelnen und so erfolgte allmählich die Anerkennung für das ganze Reich.

Aschaffenburger Concordat.

Jetzt war die Rolle des Basler Concils und Felix V. zu Ende. Den Baselern kündigte Friedrich III. am 20. Juli 1447 das kaiserliche Geleite auf, sie zogen sich im Juni 1448 nach Lausanne zurück. Nur die Schweiz und Savoyen hielt noch zu ihnen. Felix V. dankte 7. April 1449 ab unter Bedingungen, welche Nikolaus V. hochherzig bewilligte. Die Versammlung in Lausanne wählte, als ob der päpstliche Stuhl vacant wäre, 19. April 1449 den Cardinal Thomas unter dem Namen Nikolaus V. zum Papst. Felix V. wurde zum Cardinal der römischen Kirche und Bischof von Sabina ernannt, seine Cardinäle wurden in das heilige Collegium aufgenommen, die gegen ihn und seine Anhänger ausgesprochenen Censuren für ungiltig erklärt. Die Versammlung zu Lausanne löste sich auf, „denn ihr Zweck sei erreicht, der Friede der Welt wiedergegeben." — Felix V. starb zwei Jahre später zu Ripaille im Rufe großer Frömmigkeit — „der letzte Gegenpapst, den die Welt sah, und gerade seine Aufstellung hatte die Wahrheit wieder bewährt, dass kein Übel in der Kirche, dem man durch Spaltung zu begegnen hofft, so groß ist, als das Übel der Spaltung selbst."[3])

Ende des Schismas

Felix V.

Nikolaus V. ward jetzt allgemein als Papst anerkannt; er lebte bis 1455, der Kummer über den Untergang des griechischen Reiches trug vieles bei zu seinem frühen Tod. Die flüchtigen griechischen Gelehrten fanden bei ihm Schutz und Hilfe, er kaufte ihnen die kostbaren griechischen und hebräischen Manuscripte ab und legte den Grund zum Reichthum der vaticanischen Bibliothek; die Werke der Kirchenväter und Classiker ließ er ins Lateinische übersetzen.

Nikolaus V.

Vaticanische Bibliothek

Der Spanier Alfonso Borgia, Erzbischof von Valencia, wurde als Calixt III. 1455—1458 sein Nachfolger, ein achtundsiebzigjähriger Greis, der aber das Feuer der Jugend in seinem Herzen trug; „Nur Muthlose," war sein Sprichwort, „haben Furcht vor der Gefahr, nur auf dem Schlachtfeld wächst die Palme des Ruhmes." — Ein Kreuzzug gegen die Osmanen

Calixt III.

---

[1]) Weil man bis ins vorige Jahrhundert glaubte, es sei 1447 auf dem Fürstentage zu Aschaffenburg zu Stande gekommen.
[2]) Hefele, l. c. VII, S. 836—846.
[3]) Ibid. VII, S. 850.

war die Leidenschaft dieser thätigen Seele, aber seine Feuerworte fanden an den Höfen Europas kein Ohr. Für die Rettung Belgrads stiftete er ein Fest, bei der Nachricht vom Tode Hunyadis vergoss er heiße Thränen.

Nicht minder eifrig für einen Kreuzzug war sein Nachfolger Äneas Sylvius, als Papst Pius II. genannt, 1458—1464; er berief 1459 einen Congress der europäischen Fürsten nach Mantua, um hier über eine gemeinsame Unternehmung gegen die Türken zu berathen, aber nur einige italienische Fürsten kamen. Pius II.

Da in jener Zeit Appellationen an ein allgemeines Concil häufig vorkamen, und Pius II. hierin eine Auflösung aller kirchlichen Ordnung sah, so erließ er von Mantua aus eine Bulle, in welcher er solche Berufungen bei Strafe des Bannes untersagte, zugleich gegenüber den in Constanz und Basel geltenden Ansichten über die Stellung des Papstes zur Kirche sich aussprach: „Der Primat ist eine Autorität der Würde. Ein Haupt muss in der Kirche sein und ein Fürst, weil der Friede des Volkes von einem Lenker abhängt und die Mehrheit der Fürsten Zwietracht erzeugt. Christus hat der Kirche in seinem letzten Testamente den Frieden hinterlassen, er gab also auch eine für den Frieden geeignete Regierung, die monarchische, befehlend, dass unter dem heil. Petrus, dem er die Schlüssel anvertraute, und seinen Nachfolgern alles verwaltet werde. Dies halten wir von der Autorität und Gewalt des römischen Bischofs, welchem es gegeben ist, allgemeine Concilien zu versammeln und aufzulösen. Hiemit nehmen wir auch an die Autorität und Gewalt des allgemeinen Conciliums, wie es zu Constanz festgestellt wurde. Denn wir verehren das Constanzer Concilium und alles, was zuvor von den römischen Bischöfen, unsern Vorgängern, gebilligt worden ist, worunter wir nichts irgendwo bestätigt finden, worüber man ohne die Autorität eines unzweifelhaften römischen Papstes übereingekommen wäre: weil der Körper der Kirche nicht ohne Haupt ist und alle Gewalt vor dem Haupte auf die Glieder herabfließt." Verbot der Appellationen.

Diesen Verlauf nahmen die Reformbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts, diesen die Bemühungen der Päpste für einen Kreuzzug. Der Kaiser konnte sich nicht an die Spitze stellen, ihm waren in seinem eigenen Lande die Hände gebunden. —

Kaiser Friedrich III. — König Ladislaus.

Während Friedrich III. auf der Krönungsfahrt nach Aachen sich befand, suchte sein Bruder Albrecht 1442 mit Ulrich von Cilly ihm Laibach zu entreißen. Der Angriff wurde tapfer abgeschlagen, aber Friedrich musste, um Ruhe zu bekommen, seinem Bruder die Regierung der Vorlande abtreten.[1]) Albrecht zahlte seine entlassenen Krieger nicht aus und diese zogen jetzt als Räuberbanden im Lande herum und peinigten die schutzlosen Bauern auf die grausamste Weise. Friedrich erzog seinen Mündel Ladislaus; nun verlangten die Ungarn nach dem Tode des Polen ihren jungen König zurück sammt der heiligen Krone, gleiche Anforderung stellten die Böhmen. In seinem und des Mündels Interesse Friedrich III.

[1]) Chmel, l. c. Bd. II, S. 198—304.

verweigerte Friedrich beides. Jetzt begannen die Ungarn Krieg, Hunyadi fiel im December 1446 mit 20.000 Mann, alles verheerend, in Österreich ein und lagerte vor Neustadt. Sofort verlangten auch die Böhmen, es gezieme sich nicht, dass ihr künftiger König in der Steiermark erzogen werde. Äneas Sylvius musste nach Prag reisen, um die Böhmen zu beschwichtigen, was ihm auch gelang. Nicht so leicht gieng dies mit den Ungarn; Friedrich musste manches bewilligen, nur um einen zweijährigen Waffenstillstand zu erlangen. Erst unter Vermittlung des Papstes wurde zu Pressburg ein Friede dahin abgeschlossen, Ladislaus solle bis zu seinem achtzehnten Jahre unter der Aufsicht seines Vormundes bleiben und dieser Hunyadi während dieser Zeit als Gubernator Ungarns anerkennen.[1])

Ein anderer Mündel war noch in Neustadt, Sigismund von Tirol, jetzt bekam Friedrich auch seinetwegen Streit. Als er Miene machte, Sigismund über die verabredete Frist zu behalten, da schlugen die Tiroler los und Friedrich musste Sigismund 1446 nach Tirol entlassen. Das Beispiel der Tiroler wurde nachgeahmt, zumal die Unzufriedenheit über die schlechten Münzen (Schinderlinge) groß war. 1451 wollte Friedrich III. zur Kaiserkrönung nach Rom aufbrechen, als der ehemalige Hubmeister Eizinger, ein österreichischer Kleon, die Wiener aufwiegelte: es werde schlecht regiert und Ladislaus solle den Ständen nach Wien losgegeben werden. Seine Räthe stellten Friedrich vor, es sei besser, die Krönung zu verschieben, als die Provinz Österreich zu verlieren, allein er hielt es für seiner Majestät unwürdig, den einmal gefassten Reiseplan abzuändern.[2])

Romfahrt.

Friedrich reiste ab, und hinter ihm loderte der Aufstand empor. Eizinger sprach von der steinernen Kanzel außen an der Stephanskirche zu allem Volke Schmähungen gegen Friedrich und führte die Schwester des jungen Ladislaus, Elisabeth, in dürftigen Kleidern dem Volke vor, um Mitleid für die verwaisten Kinder und Hass gegen deren Vormund zu erregen. Die Stände von Ober- und Niederösterreich beschlossen, Ladislaus von der Vormundschaft Friedrichs zu befreien und Gut und Blut daran zu wagen, um sich von der lästigen Regierung des Kaisers loszumachen. Dadurch nicht bewegt, setzte Friedrich seine Reise nach dem Süden fort: „Lieber will ich die Vormundschaft verlieren, als mein Vorhaben aufgeben. Komme ich von Rom nach Hause, so will ich die Aufrührer schon bändigen.“ Ladislaus machte die Reise mit.[3])

Eizinger hetzt Wien auf.

Friedrich kam nicht wie frühere Kaiser mit einem großen Heere, sondern bloß mit einem stattlichen Gefolge. Ob des Rufes ihrer Tugend und Schönheit hatte er um die Prinzessin Eleonora von Portugal geworben, in Siena ward sie ihm entgegengeführt.[4]) Äneas Sylvius erzählt als Augenzeuge: „Als der Kaiser seine Braut von ferne erblickte, ward er bleich; denn ihre Gestalt erschien ihm zu klein. Als er aber ihr schönes Antlitz, ihre königliche Haltung in der Nähe sah, wurde er roth und fröhlich, denn er fand, dass er nicht getäuscht und dass seine Braut noch viel schöner sei, als der Ruf besage. Sechzehn Jahre war sie alt, mittlerer Größe, von heiterer Stirne, schwarzen strahlenden Augen; ihr Nacken war weiß, ihre Wangen leicht geröthet. Von tadelloser Schönheit war ihre Gestalt, aber noch glänzender die Gaben ihres Geistes.“[5])

Eleonora.

---

[1]) Chmel, l. c. Bd. II, S. 305—420.
[2]) Ibid. II, S. 563—670.
[3]) Ibid. II, S. 656—669.
[4]) Ibid. II, S. 680 ff.
[5]) Aeneas Sylvius, Hist. Friderici, p. 269.

Am 9. März 1452 zog Friedrich in Rom ein, am 15. März wurde er zum König der Lombarden gekrönt und mit Eleonora vermählt, am 19. März wurde er mit der Kaiserkrone geschmückt, der letzte deutsche Kaiser, der in Rom gekrönt wurde; seine Nachfolger nannten sich römische Kaiser, ohne vom Papste gekrönt zu sein.[1]

Kaiserkrönung.

In Neapel — König Alfons war ein Verwandter Eleonoras — misslang ein Versuch österreichischer Sendlinge, den jungen Ladislaus seinem Vormund zu entführen. Das ganze Land stand in hellem Aufruhr, als Friedrich 20. Juni 1452 zurückkam. Ulrich von Cilly hatte sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt, einen Bund zwischen Ungarn, Mähren und Österreich zustande gebracht. Furchtlos kehrte Friedrich nach Neustadt zurück; denn von da aus sei er abgereist und kein Gegner dürfe prahlen, er habe dem römischen Kaiser Furcht eingejagt. Aber bald sollte Friedrich es bereuen, dass er sich den Aufständischen zu nahe gestellt oder sich nicht besser gerüstet hatte. Am 28. August stand Eizinger mit 12.000 Mann vor Neustadt, das nur eine Besatzung von 800 Mann besaß, und hätte die Stadt überrumpelt, wenn nicht der riesenstarke Steiermärker Andreas Baumkircher mit etlichen Tapfern den Zugang zum Thore auf der Brücke nach Art des Horatius Cocles so lange vertheidigt hätte, bis dasselbe hinter ihnen geschlossen war. Die Noth zwang den Kaiser, am 4. September 1452 den Wienern Ladislaus zu übergeben.

Eizinger.

Ladislaus entlassen.

Zwölf Jahre war Ladislaus alt, als er sich König von Ungarn und Böhmen, Markgraf von Mähren, Herzog von Österreich und Luxemburg schrieb. Aber er regierte nicht, sondern stand unter Vormundschaft fremder, ehrgeiziger Männer. Wie nützlich wäre ihm ein längerer Aufenthalt beim ernsten, wohlmeinenden Kaiser gewesen! Ladislaus war ein Bild der Schönheit, schlank, feingebaut, feurigen Auges, goldgelockten Haares, er war freundlich, regsam, war auch geistig reich begabt. Aber er hatte nie seinen Vater gesehen, er hatte als Kind seine Mutter verloren, die Sonnenwärme der Elternliebe hatte die junge Pflanze noch nicht gekräftigt. Er hatte die Anlagen zum Höchsten, bedurfte aber noch väterlicher Zucht, dass sein Charakter sich kräftige. Statt dessen empfieng er jetzt nur Huldigungen, und dämonische Menschen drängten sich in seine Nähe, um ihm zu schmeicheln und durch ihn zu herrschen.[2]

Ladislaus Posthumus.

Die Tagesordnung, welche Ulrich von Cilly für den jungen König aufsetzte, war offenbar darauf berechnet, seine Sinnlichkeit früh zu reizen, ihn zugrunde zu richten und dann den Schwächling zu knechten: „Morgens, sobald der König aufgestanden ist, werden ihm eingesottene Nüsse und alter griechischer Wein vorgesetzt. Kommt er aus der Messe, so werden gebratene Vögel, Gebackenes und Inländer-Weine vorgesetzt. Das Mittagsmahl ist reich und fett, wenigstens zwölf Gerichte, und jene österreichischen Weine, welche für die geistigsten gehalten werden.

Tagesordnung.

[1] Chmel, Regesta, CXIX. Beschreibung der Ankunft und Krönung Friedrichs zu Rom vom päpstlichen Sänger Goswinus Mandoctes.

[2] Kurz, Österreich unter Friedrich IV. Wien 1812, S. 126—197.

Schmarotzer, Possenreißer, Zitherspieler und Sängerinnen werden vorgelassen; jene, die am meisten zu gefallen streben, schmähen den Kaiser, loben den König und rühmen die Thaten des Ulrich von Cilly. Wenn dem Gesang und Tanz genug geschehen, macht der König ein Mittagsschläfchen. Dem Erwachenden wird ein erfrischender Trunk vorgesetzt. Hierauf wird in den Rath gegangen oder in die Stadt geritten und jene Frauen und Jungfrauen besucht, die ihrer Schönheit wegen besonders berühmt sind. Dem nach Hause Zurückkehrenden wird das Abendbrot aufgetragen, welches sich bis in die Nacht hinein verlängert. Beim Schlafengehen werden ihm abermals Wein und Äpfel vorgesetzt und er selbst wider Willen zum Essen genöthigt." — „Aber", fährt Äneas Sylvius fort, „des Jünglings gute Neigungen werden auch diese Lockungen überwinden; er trägt männlichen Ernst in der jugendlichen Brust, trinkt nicht, isst nicht mehr, als nöthig ist, spricht wenig, verabscheut, was schändlich ist, weiset jene zu Recht, die den Kaiser schmähen; er sagt, ihm sei es wohl ergangen bei dem Fürsten, nennt seinen Ohm heilig und sittsam, und beträgt sich in allen Dingen so, dass in ihm ein weiser Regent zu hoffen ist."

Und wie schwierig war nicht die Lage des Fürsten, an welcher der gereifteste Weltverstand scheitern konnte, nicht bloß in Wien, wo Eizinger und Ulrich von Cilly anfangs zusammenhielten, dann Eizinger den Cillyer stürzte, um wieder von diesem verdrängt zu werden, sondern auch in Böhmen und Ungarn! In Böhmen waren zwar die Taboriten ohnmächtig, aber die Parteien der strengen Utraquisten unter Ptacek von Lippa, der gemäßigten Utraquisten unter Meinhard von Neuhaus, der Katholiken unter Ulrich von Rosenberg rangen um die Gewalt. Ladislaus hatte also außer mit andern Schwierigkeiten in Böhmen, auch mit confessionellen zu kämpfen. Ehrgeizig wie alle anderen Parteiführer, aber schlauer, vorsichtiger und thatkräftiger als sie, kam der Nachfolger des Ptacek von Lippa, Georg von Podiebrad, 1448 in den Besitz der Gewalt.

Böhmen.

Podiebrad.

Geboren 1420 zu Podiebrad, der Sohn des Husitenführers Victorin von Kunstatt, überrumpelte Georg 1448 Prag und errang die höchste Gewalt.[1] Im Herzen waren auch die gemäßigten Utraquisten für ihn; denn das Benehmen des päpstlichen Legaten Carvajal in Prag 1448 ließ sie für die theuer erkauften Compactaten fürchten. Für ihn bot Rokycana, seit 1438 in Böhmen wieder thätig, all seinen Einfluss auf, und 1452 wurde Georg von der Mehrheit der Stände zum Gubernator Böhmens ernannt.

In den Staaten, deren Kronen Ladislaus geerbt hatte, wollten die Deutschen, dann die Czechen und endlich die Ungarn die erste Rolle spielen. Der junge Ladislaus fühlte die vorwiegende Bedeutung Ungarns; als einst die Abgeordneten aller Länder in der Hofburg zu Wien ihren jugendlichen Herrscher begrüßten, stellte dieser sich zu den Magyaren: „Da ich ein Ungar bin, muss ich wohl bei euch bleiben!" Aber Ungarn hatte schon in der That einen Herrscher in Hunyadi, obschon er 1453 die Reichsverweserschaft niedergelegt hatte, — er war unentbehrlich. Ulrich von Cilly suchte Hunyadi erst durch Ernennung zum Erbgrafen des Bistrizer Gebietes, zum Reichsfeldherrn

Ungarn.

Hunyadi.

Ulrich von Cilly.

[1] Palacky, l. c. IV, 1, S. 117—136.

zu gewinnen, auch der älteste Sohn Hunyadis, Ladislaus, wurde zum Ban von Kroatien, zum Reichsfeldhauptmann in den oberen Gegenden ernannt; als aber Hunyadi seinen Planen sich nicht fügsam zeigte, verfolgte ihn Ulrich mit tödtlichem Hasse.

Übrigens empfieng Ladislaus am 6. Juli 1453 die Huldigung Mährens; am 28. October wurde er in Prag vom Graner Erzbischofe gekrönt, nicht von Krönung.
Rokycana, den Ladislaus bitter hasste. Entgegen der Mahnung: „Mögen die Böhmen Heiden oder Christen sein, wenn sie nur Steuern zahlen und ihn als König anerkennen", meinte Ladislaus: „Wollen mich die Böhmen zum König haben, so seien sie Christen und meines Glaubens!" — Das entfernte dem König viele Gemüther und befestigte die Gewalt Podiebrads. Übrigens schlossen Hunyadi, Podiebrad und Eizinger nebst andern hervorragenden Männern der drei Länder einen Bund, in allen Dingen das Wohl der Kirche, des Königs und seiner Länder mit vereinten Kräften zu fördern.[1]) Bald zog die Türkengefahr den jungen Ladislaus nach Ungarn.[2]) —

Ungarn. Capistran. Hunyadi. König Ladislaus.

Die Ruhe der Türken war nur Sammlung von Kräften, denn auf einmal ertönte die Schreckensnachricht, dass ein Vorland Ungarns, Serbien[3]), vom Serbien.
türkischen Reich verschlungen werden sollte. 1454 sandte Mohammed II. an den Despoten Georg Brankovic die Botschaft: „Das Land, das du beherrschest, gehört dir nicht. Verlass es so schnell wie möglich, sonst zieh ich mit Heeresmacht gegen dich!"[3])

Georg hatte kaum noch Zeit, einige Städte seines Landes in Vertheidigungszustand zu setzen und in Ungarn um Hilfe zu flehen, als der Sultan schon in Serbien einfiel. Hunyadi fühlte wohl, was auf dem Spiele stand, und rüstete, was er vermochte. Doch konnte er nur mit einem kleinen Heer in Serbien einrücken und sich mit zerstreuten Heeresabtheilungen in einen Kampf einlassen. Indes fiel die Festung Ostrowizza, dagegen wurde Semendria durch seine Ankunft gerettet. Bei Krusowaz überraschte Hunyadi die Osmanen, die vor Schrecken Krusowaz.
in entsetzlicher Verwirrung flohen und sogar ihren Anführer den Feinden überließen. Hunaydi fühlte, dass er zu schwach sei, und wandte sich nach allen Seiten um Hilfe.[4]) — Er erhielt keine. Indes nahmen die Türken im Juni 1455 Novoberdo und begründeten damit ihre Herrschaft im südlichen Serbien. Den Winter hindurch rüsteten sie außerordentlich. Im Frühjahr 1456 stellte sich der Sultan selber an die Spitze des Heeres, welches mindestens 200.000 Mann stark war, ja von vielen Geschichtschreibern sogar auf 400.000 Köpfe geschätzt wird.

Es galt diesmal Belgrad, dem Schlüssel zu Ungarn. Anfang Juli Belgrad.
ward die Stadt zu Land und zu Wasser umschlossen. Eine Flotille kam vom

---

[1]) Chmel. Fontes rer. Austr. dipl., II, p. 31.

[2]) Palacky, l. c. IV, 1, S. 327—355.

[3]) Über die Bedeutung des serbischen Volksliedes für die Geschichte dieses Landes vergl. das schöne Werk der Talvu (Therese Amalie Luise von Jakobs).

[4]) Hammer, l. c. II, S. 12. — Hunyadis Schreiben an Friedrich III. — bei Katona, l. c. XIII, p. 968. — Szalay, l. c. III, S. 157—158.

schwarzen Meere die Donau aufwärts und sperrte auch die Zufahr zu Wasser der armen Stadt ab, auf welche Steinkugeln von ungeheurem Kaliber aus zweiundzwanzig unmittelbar vor den Mauern gegossenen, 27 Schuh langen Kanonen geschossen wurden; bis gegen Szegedin hörte man den Donner. Hunyadis Schwager, Michael Szilagy, war der muthige Befehlshaber der dem Untergange geweihten Stadt, deren Mauern bald zusammenstürzten und in welcher Hunger und Krankheiten aufzuräumen begannen. Schon gaben die Belagerten alle Hoffnung auf, war doch König Ladislaus auf den Rath Ulrichs von Cilly sogar von Ofen nach Wien geflohen. Da kam Rettung von einem Helden und einem Mönch. Der Held ist der weise Ritter Hunyadi, der Mönch Johann von Capistrano.

Capistran. Geboren 1385 zu Capistrano in der Provinz Aquila, hatte Johann die Stelle eines Richters am obersten Gerichtshof und sollte den Sohn eines zum Tod verurtheilten Barons auf den Willen des Königs wider Recht gleichfalls zum Tod verurtheilen; er legte sein Amt nieder, als man seine Einsprache nicht beachtete, und wurde Mönch, müde der Welt, im Franciscaner-Orden. Bald erregte er jedoch durch seine Beredsamkeit die Aufmerksamkeit Nikolaus V., welcher ihn zur Bekehrung der Husiten, als Bußprediger und als Herold des heiligen Krieges gegen die Türken, nach Deutschland sandte. Capistran war damals siebzig Jahre alt, ein kleiner, magerer, erschöpfter Mann, aber Jugendfeuer beseelte den gebrechlichen Leib und ein Strom der Begeisterung ergoss sich beim Anhören seiner Worte — und merkwürdigerweise sprach der Mann nur italienisch oder lateinisch — in die Herzen der unzähligen Zuhörer. Tausende und aber Tausende giengen ihm in Procession entgegen, wenn er kam, und begleiteten ihn, wenn er gieng. Das Vertrauen zu ihm war so groß, dass Kranke genasen, wenn er über sie betete, und dass die Männer, wenn er vom Kriege sprach, zu den Waffen griffen und mit ihm zogen, — Mönche wie Studenten und Bauern. Es war ein buntes Heer, das ihn umrauschte: der führte ein Schwert, jener Sense und Dreschflegel oder einen eisenbeschlagenen Stock, aber Opfer- und Todesmuth war in allen Herzen — und so wurde der Sieg errungen.

Belgrad. Zunächst galt es die Umschließung zu Wasser bei Belgrad zu durchbrechen. Eine Flotille von 200 Schiffen, mit auserlesenen Streitern bemannt, begann am 14. Juli 1456 den Kampf gegen die osmanischen Galeeren, die in den Grund gebohrt wurden, und unter dem Jubelgeschrei der Ihrigen zogen Capistran und Hunyadi in Belgrad ein. Am 22. Juli begannen die Türken den allgemeinen Sturm. Schon war die untere Stadt genommen, schon standen die Janitscharen im Graben gegen die obere Festung, schon pflanzte ein riesenstarker Janitschar die Fahne auf der erklommenen Mauer auf, als Capistrano und Hunyadi das Zeichen zum Vordringen gaben, und durch wunderbare Tapferkeit wurden die Türken in die Gräben zurückgeworfen und Tausende giengen hier in Flammen zugrunde, durch siedendes Pech und Reisig, welches die Vertheidiger auf sie warfen.

Hunyadi hatte bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu verlassen, denn er rechnete auf einen neuen Sturm und wollte seine Mannen gesammelt haben. Capistrano aber, von der Begeisterung ergriffen, ein Crucifix in der Hand, gieng allen voran den fliehenden Türken nach und die Seinen folgten ihm gegen das türkische Lager und jetzt wurden auch die Mannen Hunyadis und dieser selber fortgerissen und eine dritte Schlacht begann im türkischen Lager, blutig, erbittert, selbst der Sultan stürzte sich in das dichteste Kampfgewühl. Doch vermochte selbst Mohammed II. die Niederlage nicht mehr zu hemmen, nur die Ankunft von 6000 Mann frischer Truppen rettete ihn. Mit einbrechender Nacht floh das ganze Heer, 40.000 Todte und eine unermessliche Beute den Siegern zurücklassend. Hinter den Flüchtigen erhob sich Serbien, jagten die ungarischen Reiter nach, wurde Novoberdo wieder befreit. Erst in Sophia machte der Sultan wieder Halt.[1]

Drei Schlachten.

Glänzender Sieg.

Es war ein wunderbarer Sieg, ein Triumph des Geistes über die Massen. Durch ganz Europa ertönte der Jubelruf. Hätte man nur auch Capistrano und Hunyadi recht unterstützt! Allein nur der Papst Calixt III. war eifrig,[2] er versetzte sogar alle seine Juwelen und Kleinodien, um Geld zu verschaffen; er ordnete das Läuten der Türkenglocke am Mittag an und spendete Ablass für Theilnahme am Zug, oder Unterstützung desselben.

Calixt III.

Allein es war über den Sternen anders beschlossen. Hunyadi, die Leuchte der Christenheit und der Schrecken der Feinde, wurde vom Lagertyphus ergriffen und verschied sechsundfünfzigjährig in den Armen Capistrans,[3] seine Waffengenossen zu Muth und Eintracht ermahnend, und bald nach ihm schied Capistran aus dem Leben.[4] Seine letzten Mahnungen galten dem jungen König Ladislaus, der jetzt nach dem Siege nach Belgrad gekommen war, er solle die Kirche schützen und ein frommes Leben führen. Diese Mahnung war leider nur zu nöthig, denn der schöne, reichbegabte, königliche Jüngling war in den schlechtesten Händen.

Tod Hunyadis und Capistrans.

Ladislaus.

---

[1] Die Türken ließen 300 Kanonen zurück. Die Schreiben Hunyadis und Capistrans über den Sieg — in Katona, l. c. XIII, p. 1067 f. — Vergl. Hammer, l. c. II, S. 24 f. — Szalay, l. c. III, S. 170—173.

[2] Das von ihm auf den 6. August angeordnete Fest der Verklärung Christi hielt das Andenken an diesen Sieg und seine Helden Hunyadi und Capistran in der Christenheit lebendig. Voigt, Johann von Capistrano. In Sybels Zeitschrift, X.

[3] Hunyadi starb 4. August 1456, Capistran am 13. October. Als Capistran dem sterbenden Hunyadi den Tod als den Lohn des Lebens darstellte, entgegnete dieser: „Ich habe gelebt und gestritten, um als ausgedienter Kämpe meine Ruhestätte im Zelte meines Herrn zu finden." Als Hunyadi seine Heldenseele ausgehaucht, drückte Capistran den Entseelten in seine Arme mit den Worten: „Du hast überwunden." Mohammed II. senkte sein Haupt, als er die Kunde erhielt, blieb lange stumm, dann rief er aus: „Wir waren Feinde, dennoch schmerzt mich sein Tod, denn einen größeren Mann sah die Welt nie!" Thuroczi, l. c. IV, p. 56.

[4] Die Kirche feiert am 26. October das Andenken ihres glorreichen Vorkämpfers, der nicht bloß in begeisterter Rede ihre Sache verfocht, sondern auch in einer Reihe von Schriften: „De papae et concilii sive ecclesiae auctoritate." Venet. 1580. „Speculum clericorum." Ausführlich behandelt sein Leben Giov. Batt. Barberio — im „Compendio dell' heroiche virtù e miracolose attioni del B. Giovanni da Capistrano". Vergl. Raynaldi Ann. ad 1455 und 1456.

Ulrich von Cilly leitete ihn vollständig und verleitete ihn zu Misstrauen gegen die Söhne Hunyadis, Ladislaus und Matthias. Diese kannten wohl den Hass Ulrichs von Cilly gegen ihren Vater und gegen sie selber und wussten aus einem abgefangenen Brief, dass er sie „als Hundegeschlecht" vertilgen wolle. Ladislaus beschloss zuvorzukommen, ließ in der Citadelle Ulrich zu einer Berathung laden, während der König in der Messe war, und nachdem er ihm den Brief und seine schändlichen Absichten vorgehalten, von seiner Umgebung zusammenhauen, 10. November 1456. So endete das Geschlecht der Cillyer. „Man ist der Meinung," schreibt Äneas Sylvius, „dass der Sohn der Sache der Christenheit durch den Mord des Grafen einen ebenso großen Dienst erwiesen, als der Vater durch die Vertreibung Mohammeds, denn beide waren auf gleiche Weise Feinde unserer Religion, dieser von außen, jener im Innern."

Cilly getödtet.

König Ladislaus fürchtete anfangs für sein eigenes Leben, Ladislaus Hunyadi aber sagte ihm, Ulrich, der Feind des Reiches und des Friedens, habe bloß die Strafe für seine Verbrechen erlitten. Der König beherrschte sich: „Dem Grafen ist recht geschehen!"; in Ofen aber ließ er am 14. März 1457 den Grafen plötzlich verhaften, vor Gericht stellen und am 17. März gemäß dem Urtheil enthaupten. Man sagte dem König, der Vater habe schon nach der Krone getrachtet, aber nur die Verwegenheit habe ihm gefehlt, beim Sohne jedoch sei Wille und Muth vereint. Es waren Magyaren, welche den jungen, schwankenden König gegen die Hunyadi aufstachelten und sie des Trotzes auf ihre Gewalt und des Strebens nach der Krone und des Planes, den König und seine Deutschen aus dem Wege zu räumen, anklagten. Ladislaus Hunyadi betheuerte dagegen noch auf dem Richtplatze seine Unschuld und seine Bereitwilligkeit, für Vaterland und den König zu sterben. Sein Haupt fiel erst auf den vierten Streich.[1])

Hunyadis Sohn hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Hingerichteten, Matthias, ward nach Wien und von da nach Gutenstein gebracht. Ungarn erhob sich, König Ladislaus reiste gerade damals nach Prag, um sich dort mit Magdalena, der Tochter Karl VII. von Frankreich, zu vermählen. Dort starb er rasch hinweg nach sechsunddreißigstündiger pestartiger Krankheit, 23. November 1457. Österreich, Ungarn und Böhmen standen wieder große Erschütterungen bevor, bis die Frage über die Thronfolge und die gegenseitige Stellung der Länder gelöst war. Der Osmanenmacht war das Wachsen dadurch erleichtert.[2]) —

Ladislaus' Tod.

Mohammed II. Pius II. Skanderbeg.

Der Sultan bedurfte nach dem Schlag bei Belgrad Zeit, um seine Kräfte zu sammeln, dann suchte er Serbien seinem Reiche vollständig einzuverleiben. Zwiespalt im Lande, Greuelthaten in der königlichen Familie, erleichterten das Gelingen seiner Pläne. Im Jahre 1457 sandte Mohammed II. 80.000 Mann nach Serbien und gewann einige Festungen. König Georg

Serbien

---

[1]) Thuroczi, l. c. IV, p. 60. — Aeneae Silvii Hist. Frid., p. 467.

[2]) Aeneas Sylvius, Epist. 324; Hist. Bohem, cap. 71. — Palacky, l. c. IV, 1, S. 401—425.

starb 1457, sein jüngster Sohn Lazar, der ihm auf dem Throne folgte, schon 1458. Die Mutter Helena gab nun das ganze Land als Lehen unter den Schutz und die Oberhoheit des römischen Stuhles, die serbischen Bojaren wollten aber in ihrem Hass gegen die katholische Kirche nichts davon wissen und wählten einen eigenen Führer. Das ganze Land war in Verwirrung. Da kam Mohammed II. selber, Sommer 1458, mit einem großen Heer.[1]) Die Bojaren öffneten ihm überall freiwillig die Thore und wurden dafür reich mit Ländereien beschenkt, die Gegner zusammengehauen oder haufenweis in Gefangenschaft geführt, an 200.000 Menschen zu Sclaven gemacht, in den entfernten Theilen des Reiches angesiedelt oder in das Heer gesteckt. In das herrenlose Land kamen einwandernde Osmanen: so ward Serbien türkisch. wird türkisch. Die Mitglieder der alten Herrscherfamilie starben außerhalb des Landes, Helena in einem Kloster Italiens.

Jetzt kam Bosnien an die Reihe und einer schlauen, treulosen Politik Bosnien. gaben die Waffen den wirksamen Nachdruck; wie in Serbien kam Zwietracht in der regierenden Familie, Fehdelust und Sectenhass unter Adel und Volk den Plänen des Sultans fördernd entgegen. Der König Stephan Thomas zahlte Thomas. schon längst Tribut, versicherte den Sultan seiner Treue und Unterwürfigkeit, richtete aber insgeheim sein Auge hoffend auf Ungarn; 1458 stellte er sich und sein Land unter den Schutz und die Oberhoheit der ungarischen Krone und der Reichstag zu Szegedin belehnte ihn mit Serbien als ungarischem Lehen und seinen Sohn mit Raszien. Doch das half nicht. Die Magnaten waren unzufrieden mit Stephan. Mohammed kam, als Mönch oder Kaufmann verkleidet, um die Zustände und Festungen des Landes kennen zu lernen, soll erkannt, vor den König gebracht, von diesem aber aus Angst mit Ehren empfangen und nach Schwüren der treuesten Ergebenheit und Zusage eines Tributes unter glänzendem Geleit wieder aus dem Land entlassen worden sein. Diese Feigheit empörte die Großen, sie schlossen sich dem Sohne an, Stephan Tomasewich, der alte König ward ermordet. Stephan. In der königlichen Familie war jetzt Streit, drei Bewerber bildeten Parteien. Stephan suchte den Schutz des Papstes und begann die Katharer oder Patarener[2]) als Irrgläubige zu verfolgen. 40.000 flohen außer Landes, 2000 traten zur katholischen Kirche über. Pius II. wandte seinen ganzen Einfluss an, den König zu unterstützen, und Stephan bot, dadurch ermuthigt, den Heerbann zum Kriege gegen die Türken auf. Gleich darauf übergab er jedoch verrätherisch die wichtige Grenzfestung Semendria an die Türken und der Papst sprach jetzt den Bann über den Abtrünnigen aus. Ein Theil der Großen rief Mohammed als Schiedsrichter an. Stephan wandte sich aber reuig wieder um Hilfe an den Papst und Pius II. bat zugleich um die Königskrone für Bosnien. Pius verweigerte die letztere, denn Bosnien stehe unter der Lehenshoheit Ungarns, mit diesem müsse verhandelt werden. Der Ungarnkönig war gegen Abtreten einiger Grenzfestungen und gegen Anerkennung der Oberhoheit Ungarns bereit zu Schutz und Hise. Jetzt kündete Stephan

---

[1]) Engel, Geschichte von Serbien (Allgem. Weltgesch. 49. Bd. 3), S. 409—416. — Zinkeisen, l. c. II. S. 109—117.

[2]) Vergl. Bd. IV, S. 452 ff.; Bd. V, S. 376—378, 430 dieses Werkes. — Gfrörer, Byzantinische Geschichten, III, S. 80—81.

Eroberung 1463 bis 1464. dem Sultan die Abhängigkeit und die Jahressteuer.[1]) Ergrimmt darüber, brach Mohammed mit 150.000 Mann gegen Bosnien auf. Eine Festung fiel nach der andern, in kurzer Zeit war ganz Bosnien erobert. Ein Drittel der Bewohner wurde als Sclaven an das Heer vertheilt, das zweite in die Gefangenschaft des Sultans abgeführt, darunter auch der König, der Rest durfte im Land bleiben. 30.000 junge Bosniaken wurden unter die Janitscharen gesteckt, sämmtliche christliche Kirchen wurden niedergerissen oder in Moscheen verwandelt. In der regierenden Familie räumte der Sultan auf. Stephan ward hingerichtet, seine Mutter Katharina und seine Gemahlin Maria entflohen nach Rom, wo ihnen Papst Paul ein Jahrgeld anwies, dass sie in stiller Zurückgezogenheit standesgemäß leben konnten. Sterbend vermachte Katharina 1478 dem heiligen Stuhl ihr Recht an Bosnien, im Fall, dass ihr Sohn Sigismund, der zum Islam übergetreten war, nicht mehr in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren würde. So wurde Bosnien türkisch.[2])

Ungarn ward dadurch im höchsten Grade gefährdet. 1463 brach darum der König mit einem Heer ins Land, nahm in kurzer Zeit mehr als sechzig befestigte und unbefestigte Orte ein, fühlte aber wohl, dass mit einem Siegeszuge Bosnien noch nicht auf die Dauer gewonnen sei. 1464 kam Mohammed mit einem Heer, durchzog verwüstend das Land und belagerte drei Monate vergebens Jaicza. Matthias Corvinus rückte zum Entsatz heran. Der Sultan zog ab. Bei Anbruch des Winters kam aber ein neues, an Zahl weit überlegenes türkisches Heer, vor welchem sich die Ungarn nur durch einen fluchtartigen Rückzug retteten.

Walachei. 1462 kam die Walachei vollständig unter osmanische Herrschaft. Woiwode war damals Wlad oder Wladislaus IV., Drakul genannt, ein gräßlicher Mensch, der an qualvollen Hinrichtungen, Spießen, Verbrennen, Pfählen, seine einzige Lust hatte, weshalb ihn die Türken den Pfahlwoiwoden nannten, die Walachen den Henker.

Drakul. Solange Drakul seinen Tribut zahlte, ließ ihn Mohammed gewähren, als er aber 1461 sich insgeheim um ein Schutz- und Trutzbündnis an den Ungarnkönig wandte, war der Sultan entschlossen, dem Unwesen ein Ende zu machen: sein Bevollmächtigter musste vom Tyrannen unverzüglich 500 junge, auserlesene Walachen und 10.000 Ducaten an Tribut fordern, hatte aber dabei noch den geheimen Auftrag, Drakul in einen Hinterhalt zu locken und lebendig oder todt einzuliefern. Drakul stellte die 500 jungen Walachen, zahlte den Tribut; der Versuch aber, ihn gefangen zu nehmen, misslang: er entkam, bot sein Heer auf, fiel in türkisches Gebiet ein, verbrannte die Dörfer, machte die Bewohner nieder und ließ auf der Heimkehr 25.000 Menschen spießen. Mohammed II. schwor schreckliche Rache und 150.000 Mann rückten 1462 in die Walachei ein. Drakul gebot der Bevölkerung, sich in die Wälder zurückzuziehen, in denen er selber mit 10.000 Mann eine feste Stellung bezog. Sieben Tage lang durchzog Mohammed das menschenleere Land, ohne auf einen Feind zu stoßen, und die Türken wurden so sicher, dass sie bei ihrer Lagerung abends jede Vorsicht gegen einen Überfall unterließen. Dieses benützte Drakul, überfiel in einer Nacht das Lager, machte viele nieder, aber die Türken sammelten sich wieder und schlugen ihn in die Flucht.

[1]) Schimek, Politische Geschichte des Königreiches Bosnien und Rama. Wien 1787.

[2]) Über bosnische Zustände vor der Eroberung im Bd. IV, S. 452 ff., Bd. V, S. 430 dieses Werkes.

Jetzt fand der Sultan kein Hindernis mehr. Die Bojaren fielen von Drakul ab und anerkannten dessen Bruder Radul als Herrn des Landes unter türkischer Oberhoheit. Da sandte Drakul ein Schreiben an Mohammed, worin er ihm Tribut, unverbrüchliche Treue und Hilfe zur Eroberung Ungarns und Siebenbürgens verhieß. Dieses Schreiben fiel jedoch den Ungarn in die Hände. Bald darauf kam Drakul als Flüchtling nach Ungarn, wurde aber sogleich wegen seines Briefes in Gefangenschaft gesetzt. Radul zahlte dem Sultan eine Jahressteuer von 12.000 Ducaten.[1] Radul.

Jetzt kam die Eroberung an Griechenland und die Inseln des ägeischen Meeres: sie ward nicht schwer beim Missverhältnis der Streitkräfte, beim Zwiespalt der Bevölkerung, denn Albanesen und Hellenen waren sich von jeher feindlich, beim Hass der Bevölkerung gegen die kleinen Herren, beim Steuerdruck, den der Tribut für den Sultan noch schwerer machte, und endlich bei der Uneinigkeit der letzten Paläologen, des Thomas in Patras und des Demetrios in Mistra, der Brüder des letzten Kaisers von Constantinopel. Griechenland.

Leider verfolgten sich diese Brüder gegenseitig mit einem Hass, der nach den Worten eines Zeitgenossen stark genug war, einander das Herz aus dem Leib zu reißen und es zu verschlingen, und musste der türkische Feldherr, der sie zu bekämpfen abgesandt wurde, selber sie mahnen: „Bleibt unter einander einig, dann werden eure Sachen gut stehen; misshandelt eure Unterthanen nicht mehr wie bisher, belohnt die Guten und seid streng gegen die Bösen. Ihr habt euch all eure Unterthanen zu Feinden gemacht." 12.000 Dukaten betrug der Tribut, welchen die Despoten jährlich an die Pforte zahlten. Als sie nun säumig in der Entrichtung wurden und zugleich mit ihrer Regierung missvergnügte Griechen aus vornehmen Geschlechtern sich an den Großherrn mit der Bitte wandten, sich ihm gegen Sicherheit der Person und des Eigenthums unterwerfen zu dürfen, so war das dem Eroberer natürlich willkommen. Er schwor die fürchterlichsten Eide, dass er die Bittsteller weder an ihren Köpfen, noch an ihren Geschäften, weder an ihren Kindern, noch an ihren Sachen verletzen wolle, und ließ den Despoten sagen: „Entweder zahlt den schuldigen Tribut, oder begebt euch schnell hinweg und überlasst das Land meiner Herrschaft!" Der Tribut kam jedoch nicht, wahrscheinlich konnten sie nicht zahlen, und nun kam Mohammed II. selber 1458 an der Spitze eines Heeres in den Peloponnes. Kein ernstlicher Widerstand begegnete ihm bis Mantinea. Nun kehrte der Sultan um und beschoss Korinth mit ungeheuren Kugeln, die aus den umherliegenden Marmortrümmern gefertigt waren. Nach längerem Widerstand wurde die Stadt am 6. August übergeben.[2] Der Peloponnes. Mohammed II. Korinth.

Der beste Theil des nördlichen Peloponneses war jetzt im Besitz der Türken, den Despoten blieb nur ein kleiner Theil und ihr Untergang wurde unaufhaltsam. Dabei bekämpften sie sich auch in der letzten Stunde noch zur entsetzlichen Qual ihrer Unterthanen, und die Albanesen benutzten diese Wirren und zogen raubend und plündernd durch das Land.

---

[1]) Engel, l. c. S. 78 und 173. — Const. Jireček, Geschichte von Bulgarien, S. 337—356.

[2]) Chalcondylas, l. c. p 215—217 und 235—242. — Finlay, Griechenland und Trapezunt im Mittelalter, Cap. 9, § 3—6. — Zinkeisen, II. 177—217.

Da sandte Mohammed ein neues Heer. Der Despot Thomas aber wandte sich an Papst Pius II. Dieser erließ Ausschreiben an die Fürsten der Christenheit, aber die Türken waren nicht säumig wie diese. 1460 erschien der Sultan wieder im Peloponnes, entschlossen, dem ganzen Unwesen ein Ende zu machen. Demetrius ergab sich. Die Festung Monembasia allein leistete zähen Widerstand und anerkannte Thomas als ihren Herrn und, als dieser nicht helfen konnte, begab sie sich unter die Schutzherrschaft des päpstlichen Stuhls. Die andern Städte huldigten meist dem Sultan. Mohammed drang bis Navarin, alles verwüstend, vor und ein Zeitgenosse schreibt: „So wie die Wölfe über eine von ihrem Hirten verlassene Schafherde herfallen und sie im unersättlichen Blutdurst vernichten, so gieng damals in diesen bösen Zeiten der Peloponnes unter den Streichen der Horden des Sultans zugrunde, denen alles in Jammer und Elend erlag." — Die Felsenburg Salmenika leistete jahrelangen Widerstand und der Eroberer äußerte vor ihrem Befehlshaber, er sei der einzige Mann gewesen, welchen er im Peloponnes unter einer Masse von Sclaven gefunden habe. Demetrius starb als Mönch in einem Kloster zu Constantinopel 1471; Thomas floh nach Rom, wo ihm Pius II. einen Monatsgehalt von 500 Ducaten und freie Wohnung schenkte. Dort starb er 12. Mai 1465. Auch seine Söhne lebten auf Kosten des römischen Stuhls: Andreas, der ältere, vermachte 1502 seine Erbansprüche an das byzantinische Reich an Ferdinand und Isabella von Spanien. Seine Schwester Zoë ward an Iwan III., Großfürsten von Westrussland, vermählt und brachte so gewisse Erbansprüche an den Moskowiten. So endete das Kaisergeschlecht der Paläologen.

Morea türkisch

Ende der Paläologen.

Athen.

Das Herzogthum Athen kam 1460 an die Türken.[1]) Als Mohammed die Pracht der noch vorhandenen Tempel und Kunstwerke sah — denn damals war noch vieles unzerstört, — gab er seinem Staunen mit den Worten Ausdruck: „Wie viel Dank ist der Islam dem Omar, dem Sohne Turachans, für den Besitz dieser Stadt schuldig!"[2]) Schnell fielen nun auch die kleinen Staaten auf den Inseln, 1462 das wichtige Lesbos,[3]) in die Gewalt der Türken, denn Mohammed hielt nicht bloß sein Landheer immer in glänzendem Stand, sondern schuf auch eine gewaltige Flotte, machte Constantinopel zum Haupthafen des Reiches und befestigte die Dardanellen, denn ein Krieg mit der Seemacht Venedig, welche durch die letzten Eroberungen wesentlich geschädigt war, blieb unvermeidlich.

Lesbos.

Die orientalische Frage

So ward die orientalische Frage wieder Hauptfrage des Abendlandes. Zinkeisen sagt mit Recht von ihr: „Diese Frage hat jetzt ihr viertes Jahrhundert erlebt und scheint der Welt beweisen zu wollen, dass sie ihr verjährtes Recht zu behaupten weiß; sie hat in dieser langen Zeit freilich oft das Gewand gewechselt; sie hat, etwas zänkischer Natur und mürrischen, unfügsamen Charakters, bisweilen den Weltfrieden auf sehr empfindliche Weise gestört und in das europäische Concert öfter eine unangenehme Disharmonie

1) Vergl. Bd. V, S. 455, 457 dieses Werkes.

2) Vergl. Bd. V, S. 449, 452 dieses Werkes. — Zinkeisen, l. c. II, S. 217—222. — Finlay, l. c. Cap. 7, § 5—6.

3) Schlumberger, Numismatique de l'Orient latin, p. 329—347.

gebracht; sie hat sich aber nichtsdestoweniger mit allen ihren Ansprüchen durch Jahrhunderte hindurch in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung aufrechterhalten; sie ist im wesentlichen dieselbe geblieben." In der That war damals wie heute die Hauptfrage: wer soll die Schutzherrschaft über die von dem Erbfeinde der Christenheit unterdrückten Gläubigen des Orients übernehmen? Der hochsinnige Papst Pius II. versuchte damals diese Frage zu lösen. Er schrieb 1458 einen Congress nach Mantua aus, wohin er die christlichen Mächte jener Zeit einlud unter ergreifender Schilderung der Türkennoth.[1]) Pius II.

August 1459 kamen einige Fürsten Italiens und Bevollmächtigte anderer in der That nach Mantua. Nur zu begründet waren die Klagen, die Pius am 1. Juni bei Eröffnung des Congresses aussprach: „Wir sind voller Hoffnungen hieher gekommen, welche wir jetzt als eitel beklagen müssen. Wir schämen uns, dass die Lauheit der Christen so groß ist. Einige hängen ihrem Vergnügen nach, andere werden vom Geiz zurückgehalten. Die Türken sind bereit, für ihre Lehre in den Tod zu gehen, wir dagegen können für das heilige Evangelium nicht einmal die geringsten Kosten, oder die unbedeutendsten Mühen ertragen. Wenn wir so fortfahren, so ist es um uns geschehen; wir werden in kurzem untergehen, wenn uns nicht ein anderer Geist beseelt."[2]) — Aber die Zeit, wo die Worte eines Papstes, wie einst zu Clermont, eine Welt unter die Waffen trieben, war vorüber! So groß auch die Gefahr für das Abendland war, so langsam kamen die Bevollmächtigten zusammen; erst am 9. September 1459 konnten die Sitzungen eigentlich eröffnet werden, und da stritten die Gesandten über die Plätze, dann klagten die Magyaren über den Kaiser. Endlich fasste die Versammlung, hingerissen durch eine Rede des Papstes, den Beschluss, dass der Krieg gegen die Türken ohne Verzug zu unternehmen sei. Nun stritt man über die Frage, ob zu Land oder zu Wasser, wie viel Schiffe, wie viel Truppen, wie viel Geld jede Macht zu stellen habe? Versprechungen wurden gemacht und später nicht gehalten. Ein geeinigtes Deutschland wäre freilich bald mit der türkischen Macht fertig geworden, allein Cardinal Bessarion, der dahin abgieng, es zum heiligen Krieg zu entflammen, machte bald die Erfahrung, dass es voll Aufruhr und Verwirrung, von Fehden durchtobt sei, dass man auf einem Reichstag viel redete und nichts beschloss, als die Sache auf einen andern Reichstag zur Verhandlung zu verschieben.[3]) Congress zu Mantua. Deutschland.

Da beschloss der Papst, in einem Sendschreiben Mohammed zur Bekehrung zu bereden: „Wir werden Dich Kaiser der Griechen und des Orients nennen und, was Du jetzt mit Gewalt besetzt hast und mit Unrecht behauptest, das wird dann von rechtswegen Dein Besitzthum sein, es wird Dir vergönnt sein, Tyrannen zu unterdrücken, die Guten zu unterstützen und die Bösen zu bekämpfen — und die römische Kirche wird Dir nicht entgegen sein, wenn Du auf dem rechten Wege wandelst." Hat doch die Kirche auch einst die germanischen Häuptlinge, als sie sich bekehrten, erst zu Königen erhoben! Doch das Send- Pius II. an Mohammed II.

---

[1]) Zinkeisen, l. c. II. S. 246 ff.
[2]) Raynaldi Ann. ad 1459, n. 193—197.
[3]) Aeneas Sylvius, Epist. 396.

schreiben war erfolglos. Mohammed glaubte so wenig an das Evangelium, als er an den Koran glaubte, er war ein blutdürstiger Wüstling, aber ein genialer Eroberer.

Skanderbeg wird König. Jetzt gedachte Pius, Skanderbeg zum König von Albanien zu ernennen und ihm die militärische Leitung des Kreuzzuges zu übertragen, selber aber sich an die Spitze zu stellen und durch Aufopferung seiner Person der Welt ein Beispiel zu geben, welches die Lauheit der Fürsten besiegen und die Völker beschämen müsse. Und bei diesem Beschluss blieb er, trotz des Widerspruchs der Cardinäle. Indes wurden doch Venedig und Ungarn zum Krieg gezwungen und auch die Genuesen und König Ferdinand von Neapel rüsteten sich. Der Papst opferte, was er an Geld besaß, um Soldaten zusammenzubringen. Am 19. Juni 1464 verließ er, ein alter Mann, Rom, um von Ancona aus mit dem Kreuzheer nach dem Osten zu ziehen. Hier fand er aber — weder Schiffe, noch Soldaten, noch Geld — und das gab ihm den Todesstoß. Als venetianische Schiffe sichtbar wurden, erholte er sich wieder etwas, er ließ sich an das Fenster tragen, der Anblick der Segel war seine letzte Freude. Ein hitziges Fieber machte seinem Leben am 13. August 1465 ein Ende und mit ihm endete der Kreuzzug.[1])

Tod Pius' II.

Auf Venedig und Albanien fiel jetzt zunächst die volle Last des Kampfes. Dauernden Frieden hatte Albanien nie gehabt seit Beginn der Herrschaft Skanderbegs.

Albanien. Der Türke Hamsa kam schon 1452 mit 12.000 Mann in das Dibrathal, wurde aber in der Nacht von Skanderbeg überrascht, gefangen und 7000 seiner Krieger erschlagen. Es war der erste Sieg über den jungen furchtbaren Sultan. Hamsa musste 13.000 Goldstücke für seine Freiheit erlegen. — Rache zu nehmen, kam 1453 Ibrahimbeg mit einem noch größeren Heere, aber auch er verlor den Sieg und das Leben durch Skanderbegs eigene Hand. Die Albanesen verloren so wenig Leute, dass sie den Sieg als Geschenk betrachteten.[2])

Aufreizung. Jetzt griff der Sultan den unbesiegten Gegner mit den Waffen des Verrathes an: er versprach Moses Golentos, dem vertrautesten Freunde und oft Stellvertreter Skanderbegs, welcher ihm das Fürstenthum Dibra verliehen hatte, das ganze Fürstenthum Albanien, wenn Skanderbeg beseitigt werde. Gleiches versprach er Skanderbegs Neffen Hamsa, welcher lange für den Thronerben gegolten hatte, bis Skanderbeg auf dringendes Bitten seiner Freunde, um den Süden und Norden zu einigen, sich mit der schönen Donica, der Tochter des Fürsten Arianites Topia, vermählt und von ihr einen Sohn erhalten hatte. Da grollte denn Hamsa über getäuschte Hoffnungen. Dazu kam ein Unglücksfall. Skanderbeg belagerte das albanische Belgrad. Schon war die Stadt daran sich zu ergeben, da wurde der Held, der sich sonst nie überraschen ließ, während der Verhandlung von einem türkischen Heere unter Sewali-Pascha überrumpelt. Ehe seine Krieger noch zu den Waffen greifen konnten, metzelten die türkischen Reiter schon im Lager alles nieder. Umsonst vollbrachte der Fürst der

Verrath.

---

[1]) Zinkeisen, l. c. II, S. 276—295.
[2]) Fallmerayer, l. c. III. Abth., S. 79 ff.

Albanesen Wunder der Tapferkeit — er konnte die Niederlage nicht aufhalten und wurde zuletzt in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Albanesen verloren 7000 Mann und alles Belagerungszeug, und nur die Scheu vor Skanderbeg selber war schuld, dass die Türken am Abend die Verfolgung einstellten und nicht das ganze albanesische Heer niedermachten. Was aber den Helden noch viel mehr erschütterte, als diese durch seine Unvorsichtigkeit bewirkte Niederlage, war die Nachricht, dass sein Freund Moses von Dibra zum Sultan übergegangen sei. Zum Glück verschoben die Türken den Angriff auf das nächste Jahr und gaben so Skanderbeg Zeit, sich zu rüsten. 1457 rückte Moses dann mit einem türkischen Heere ins Land, wurde aber geschlagen mit einem Verlust von 10.000 Mann und über die Grenze gejagt. Der Sultan hatte Moses Albanien versprochen und 10.000 Stück Ducaten, wenn er den Kopf Skanderbegs nach Stambul bringe. Jetzt kam Moses geschlagen zurück, wurde verachtet; Reue über den Verrath erwachte in seinem Herzen, er kehrte zu Skanderbeg zurück, welcher großmüthig verzieh und den ehemaligen Freund wieder in all seine Ehren einsetzte.[1]

Verräther. Moses Golentos.

Dafür floh aber jetzt Hamsa mit Weib und Kind zum Sultan, trat zum Islam über, wurde zum Vezir von Albanien ernannt und mit 50.000 Mann im Sommer 1457 gegen Skanderbeg geschickt. Hamsa kannte die Kriegsführung Skanderbegs und Land und Leute und war mit seinem großen Heer ein gefährlicher Gegner. Doch der Held der Epiroten kannte für jede Noth auch ein Hilfsmittel, er rechnete auf Hamsas jugendliches Ungestüm, zog sich immer vor ihm zurück, bis Hamsa und die Seinen, über seine Furcht spottend, der Vorsicht vergaßen, und so wurden sie, während sie auf einer vom Mati bewässerten Ebene sorglos der Ruhe pflegten, von Skanderbeg schrecklich überrascht. Was nicht floh, wurde niedergehauen, 30.000 Türken wurden erschlagen, 1500 Gefangene, 24 Rossschweife und das ganze Lager erbeutet. Unter den Gefangenen war der Verräther Hamsa selber. Auch ihm verzieh Skanderbeg großmüthig und entließ ihn nach Constantinopel, um dort seine Familie zu holen. Dort wurde er aber vom Sultan durch Gift aus dem Wege geräumt.[2]

Hamsa.

Albanien war wieder frei und behielt einige Zeit Ruhe, welche Skanderbeg, dem im Schlachtgewühl am wohlsten war, dazu benützte, seinem Verbündeten, dem aragonischen Ferdinand in Neapel, zu Hilfe zu kommen. Zum Lohn erhielt er die Stadt Trani mit zwei befestigten Orten, gegenüber der albanischen Küste, als Zufluchtsort im Falle eines Unglücks.

Der Sultan hatte Unterhandlungen mit Skanderbeg begonnen und erinnerte ihn in einem Schreiben an ihre Jugendzeit, wo sie wie Brüder am Hofe Murads II. lebten: „Wenn ich an die süßen Freuden unserer Jugend denke, wenn ich mich an Deine glänzenden Dienste, an all das erinnere, was Du für die Größe unseres Hauses gethan hast, so scheint es mir gebieterische Pflicht, Dich zu lieben und diese Liebe Dir zu beweisen. Nichts wäre mir angenehmer, als Dich einmal wieder zu sehen, einige Zeit Deine Gegenwart zu genießen. Meine Truppen haben ohne meine Befehle Dein Land verwüstet, Deine Siege über die Frechen haben mich gefreut.“[3]

Angebot des Sultans.

---

[1] Mar. Barletius De vita et rebus gestis Georgii Castrioti, p. 131—148.
[2] Ibid. p. 155—166.
[3] Fallmerayer, l. c. III, S. 71 ff.

Wunsch nach Frieden. Nun verlangte der Sultan Skanderbegs Sohn als Geisel, freien Durchzug für seine Truppen durch das Land und Handelsfreiheit. Skanderbeg kannte aber den treulosen Mann und wies höflich, aber würdig, alles zurück in einem eigenen Schreiben, worin er sich Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, Fürst der Epiroten und Albanesen und Soldat Jesu Christi unterschrieb. Jetzt erbot sich Mohammed, sein ganzes Leben hindurch den Frieden gewissenhaft zu halten, sofern ihn Skanderbeg nicht zuerst breche, entsagte all seinen Ansprüchen auf Albanien und anerkannte den Helden für alle Zukunft als den rechtmäßigen Fürsten.[1])

Aber der heilige Krieg. Allein da kam vom Papst Pius II. die Mahnung zum heiligen Krieg und das Versprechen der militärischen Führung und der Königskrone für Albanien und Makedonien, und Skanderbeg eröffnete den Kampf mit einem Einfall in türkisches Gebiet. „Das Türkenland", hieß es ja im Sprichwort, „ist Skanderbegs reichste Schatzkammer." Der Sultan sandte ein Heer unter Scheremetbeg, der aber bei Ochrida mit einem Verlust von 10.000 Mann aus dem Land geschlagen wurde, am 14. August 1464. Schon rüstete sich Skanderbeg, den Papst in seinem Lande zu empfangen, allein am Tage des Tod Pius' II. letzten Sieges starb Pius II. in Ancona und mit ihm sank der neue Kreuzzug ins Grab![2])

Venedig und Albanien standen jetzt allein dem Sultan gegenüber, der entschlossen war, mit all seiner Macht den Widerstand des kleinen Ländchens zu erdrücken.

Balaban. Ein albanischer Renegat, Balaban aus Badera, ein unerschrockener, kaltberechnender Mann, wurde an der Spitze eines Heeres gegen Albanien entsandt. Beim ersten Zusammenstoß wurde er geschlagen, Skanderbegs Säbel mähte die Türken wie Ähren nieder. Leider hatten acht der erlesensten Kampfeshelden Skanderbegs seine Befehle nicht beachtet und fielen, von Wunden bedeckt, lebendig in die Gewalt des Feindes, darunter Moses Golentos und zwei Verwandte des Fürsten. Skanderbeg bot jeden Preis zum Loskauf, Mohammed aber befahl, sie, um seinen Rachedurst zu stillen, lebendig zu schinden. Keiner bat während der gräßlichen Qualen um Gnade oder verleugnete seinen Glauben. Balaban kam mit einem zweiten, kam mit einem dritten Heere und wurde jedesmal unter Verlusten zurückgetrieben. Allein der Sultan hatte Menschen genug, um immer wieder neue Heere zu senden, während der Menschenverlust in Albanien nicht ersetzt werden konnte. Jetzt sandte der Sultan zwei neue Heere, eines vom Osten, eines vom Süden, bei Kroja sollten sie sich vereinigen und mit einem Schlag den ganzen Aufstand erdrücken. Nur Schnelligkeit konnte hier retten! Skanderbeg kundschaftete seine Gegner selber aus, gerieth aber dabei in einen Hinterhalt und rettete sich nur durch einen kühnen Sprung. Dann stürzte er Neue Siege 1465. sich auf das Heer unter Balaban und brachte ihm eine fürchterliche Niederlage bei. Nur mit wenigen entrann Balaban dem Gemetzel. „Balaban hat das

---

1) Barletius, l. c. p. 192—193.
2) Ibid. p. 198—208.

Mittagessen geliefert, Jakul", so hieß der Befehlshaber des anderen Heeres, „soll den Nachtisch aufstellen", und in Eilmärschen ward gegen das zweite Heer aufgebrochen und dasselbe mit einem Hauptstoß zerschmettert. Es waren glänzende Siege.[1])

Voll Grimm beschloss der Sultan selber gegen Albanien zu ziehen und stand mit 200.000 Mann im Frühjahr 1466 vor Kroja. Bei der Nachricht von den großen Rüstungen war Skanderbeg, als einfacher Reiter gekleidet, nach Rom geeilt, um vom päpstlichen Stuhle Hilfe zu erflehen.

„Nach dreiundzwanzig Jahren", so sprach er im Consistorium, „eines unaufhörlichen Kampfes, stehe ich hier allein mit den Trümmern meiner Krieger, mit meinem schwachen Staat, welcher von so vielen Schlachten erschöpft ist, dass Epirus an seinem Leibe nicht eine einzige unverwundete Stelle aufzuweisen hat. Kaum bleiben ihm noch einige Tropfen Blutes, um es für die christliche Welt zu vergießen! Ach kommt uns zu Hilfe! Bald wird vielleicht jenseits des adriatischen Meeres auch der letzte Streiter Christi verschwunden sein!" Leider hatte Papst Paul II., so sehr auch der Held die Einbildungskraft der Römer in Glut versetzte, kein Heer und nur wenig Geld, mit welchem er den Vorkämpfer der Christenheit unterstützen konnte — nur Ehren: er machte ihm einen Hut und ein Schwert zum Geschenk und empfahl seine Sache den Fürsten des Abendlandes. Allein keiner der Fürsten wollte wie im Jahre 1096 für die Sache des Kreuzes zu Feld ziehen. So blieb denn Skanderbeg allein. Mohammed II. lagerte vor Kroja, wie einst sein Vater Murad II., und Skanderbeg befolgte seinen alten, erprobten Plan, blieb im Freien mit dem Kern seiner Tapfern und beunruhigte die Feinde unablässig. Der Heldenmuth der Vertheidiger war nicht durch die Menge der Geschütze, nicht durch Bestechungsversuche zu erschüttern. Die Türken mussten abziehen, Spätjahr 1466.[2])

Skanderbeg in Rom.

Paul II.

Über die späteren Kämpfe haben wir nur spärliche Nachrichten. Einige Zeit hindurch war Ruhe, dann begannen die Türken den Kampf mitten im Winter 1467—1468. Der Sultan befolgte jetzt eine andere Taktik: allmählich vorzurücken und feste Stellungen zu nehmen. So wurde der Kreis um Skanderbeg immer enger und trotz seines Heldenmuthes und Feldherrngenies seine Stellung immer schwieriger. Eine günstige Fügung ersparte ihm die Überzeugung, dass er vergebens gekämpft habe, und ließ ihn der Nachwelt als unbesiegbar erscheinen.

Neuer Kampf.

Skanderbeg hatte die ganze Last seiner Nation getragen und auch seine riesige Natur konnte erschöpft werden. Im Januar 1467 ergriff ihn ein Fieber, das seine Kräfte schnell aufzehrte. Eben hatte er seinen Sohn ermahnt, seiner Stellung würdig zu sein, und die Großen, einig zu sein, als die Nachricht gebracht wurde, ein türkisches Heer stehe in der Nähe. Der Held verlangte nach Pferd und Waffen, aber seine vom Fieber erschöpften Glieder versagten den Dienst, er fiel auf sein Bett zurück. Seine Waffengefährten giengen diesmal ohne ihn dem Feinde entgegen; die Türken aber meinten, Skanderbeg sei bei ihnen,

[1]) Barletius, l. c. p. 209—217.
[2]) Ibid. p. 219—225.

Tod Skanderbegs. und schon der Schrecken seines Namens jagte sie in die Flucht und die Siegesnachricht erhellte die letzten lichten Augenblicke des Helden, der am 17. Januar 1467 im dreiundsechzigsten Jahr seines Alters, im vierundzwanzigsten seiner Charakter. Regierung aus dem Leben schied. Er war stets ein frommer Mann, er gieng nie in den Kampf, ohne zu beten, er erfocht keinen Sieg, ohne Gott zu danken. Im Schmerz über den Verlust eilte der Häuptling Dukachin auf die Straße und rief, indem er sich Bart und Haar raufte: „Kommt alle herbei, ihr Fürsten und Herren Albaniens, heute sind die Wälle von Epirus gefallen und seine Festungen eingestürzt: all unsere Kraft ist entschwunden; unsere Macht liegt zu Boden, jede Hoffnung ist mit diesem einzigen Manne erloschen."[1]) — Der Sultan aber rief bei der Kunde vom Tode seines großen Gegners: „Endlich gehört mir Europa und Asien; weh der Christenheit, sie hat ihr Schwert und ihren Schild verloren!"

So war es leider in der That, das Heldenpaar Hunyadi und Skanderbeg war nicht mehr, und jetzt kamen zunächst schwere Tage über Albanien. Eilf Jahre dauerte der Krieg noch fort und heldenmüthig kämpften die Albanesen für ihre Unabhängigkeit, aber immer enger wurde der Kreis, immer fester die Stellungen der Türken, und Johann Kastriota war kein außerordentlicher Mann wie sein Vater. Die Mannskraft der Nation wurde erschöpft; die Venetianer, welche halfen, ließen sich einmal von den Türken überraschen und 1478 Albanien türkisch. fiel nach dreizehnmonatlicher Belagerung Kroja, die Hauptstadt des Landes. Die Besatzung, welche nur durch den Hunger gezwungen, gegen freien Abzug, die Festung übergab, wurde auf Befehl des Sultans zusammengehauen. 1479 gehörte Albanien der hohen Pforte. Skanderbegs Sohn fand eine Zuflucht in Italien, der letzte seiner Nachkommen fiel in der Schlacht bei Pavia, ein Marquis de St.-Ange. Skanderbegs Name wird heute noch in den Liedern der Mhirditen gepriesen. Als die Türken Lyssus eroberten, wo der Held begraben lag, zerlegten sie seine Gebeine in kleine Theile, faßten sie in Gold und Silber, um sie als Talismane, als Bürgschaft des Glückes und Sieges auf der Brust zu tragen.[2])

Venedig und die Pforte. Venedig führte den Krieg gegen den Sultan ohne Glück, es fehlte seinen Kriegern nicht an Tapferkeit, aber seinen Feldherren an Kühnheit; sie ließen die verfallene Mauer am Isthmus bei Hexamilion wieder aufbauen und mit 400 Kanonen bespicken, wagten aber nicht, dieselbe gegen ein türkisches Heer zu vertheidigen. Ein Schlag auf Korinth 1463 mißlang. Argos, welches sie erobert hatten, gieng im gleichen Jahre wieder verloren, ein Zug gegen Lesbos mißlang. Florentiner und Genuesen schürten aus Handelseifersucht gegen Papst Paul II. Venedig das Feuer, nur Papst Paul II. verwendete sich ernstlich für sie, nur der König von Neapel unterstützte sie mit Geld, nur Skanderbeg war ein treuer, ausdauernder Bundesgenosse und räumte ihnen Kroja und Skutari als Waffen-Negroponte. plätze ein. 1470 griff der Sultan Negroponte an, der Widerstand war verzweifelt, die Insel konnte gerettet werden, wenn Canale mit der Flotte rechtzeitig angriff. Er unterließ es aus Feigheit, wurde freilich dafür verbannt, aber diese hochwichtige Station blieb verloren. Mocenigo, der nach Canale die Flotte befehligte, machte einen Versuch, Euböa wieder zu erobern, aber ohne Glück. Verheerungszüge gegen die türkischen Küsten trugen wohl reiche Beute ein, aber keinen wesentlichen Erfolg. 1473 gelang es, das Arsenal von Gallipoli

---

[1]) Barletius, l. c. p. 226—230.
[2]) Fallmerayer, l. c. III. Abth., S. 89—110.

in Brand zu stecken. 1474 wurde namentlich um Albanien, um den Besitz von Kroja und Skutari gekämpft. 80.000 Mann Kerntruppen belagerten Skutari, die Mauer wurde in Grund geschossen, über 2000 Menschen in der Stadt starben bloß an Durst und Hunger — aber als das Volk einmal zur Übergabe drängte, rief der Befehlshaber Loredano: „Hier ist mein Fleisch, wer Hunger hat, der sättige sich daran!" — und das wirkte, man ertrug geduldig alle Entbehrungen, bis die Stunde der Erlösung schlug.[1]) Skutari.

Doch mit dem Entsatze Skutaris war der Krieg noch nicht zu Ende, er begann nach kurzer Unterbrechung von neuem. Mohammed II. verstärkte seine Flotte bis auf 300 Galeeren, Venedig die seine bis auf 100; man stritt im ägeischen wie im adriatischen Meere, zugleich begann der Kampf in Albanien von neuem, 1478 fiel Kroja. Vor Skutari lagerten 300.000 Mann, ein Drittel soll bei einem Sturmversuch, den die Belagerten mit unsäglicher Tapferkeit abschlugen, zugrund gegangen sein. Die Stadt blieb aber blockiert.

Die Republik war jedoch zu sehr erschöpft, um den Krieg fortführen zu können; am 26. Januar 1479 schloss sie zu Constantinopel einen Frieden, in welchen sie dem Sultan Skutari, Kroja, Lemnos, Negroponte und das Gebirgsland der Maina abtrat, dagegen ihren Handel in der Levante rettete und für zollfreie Ein- und Ausfuhr ihrer Waren in allen Orten und Häfen des osmanischen Reiches jährlich sich zur Abzahlung von 10.000 Ducaten verpflichtete. Dagegen erhielt die Republik das Recht, durch einen Bailo in Constantinopel die Civilgerichtsbarkeit über ihre Angehörigen auszuüben. Die Ausgewanderten aus Negroponte, Lemnos und Skutari wurden mit Wohnplätzen auf Kandia bedacht. Europa beklagte diesen Frieden, durch welchen der Sultan festen Fuß in Albanien fasste und Italien bedrohte, hatte aber nichts gethan, um die Venetianer ernstlich zu unterstützen. Friede von 1479.

So weit drang Mohammed II. im Westen vor, nicht minder gewann sein Reich im Osten an Zuwachs. Die osmanische Herrschaft am Schwarzen Meere ward fest begründet und der mächtige Vasallenstaat Karaman vollständig unterworfen. Da bestand seit der Eroberung Constantinopels 1204 durch die Franken ein Kaiserthum Trapezunt, dessen Geschichte Fallmerayer aus neuentdeckten Quellen mit so viel Scharfsinn geschrieben hat. Die Entstehung des Kaiserthums Trapezunt war ein Zufall, keine Nothwendigkeit; ein Prinz des regierenden Hauses fügte sich der Frankenherrschaft nicht, sondern erklärte sich für unabhängig; das Land wurde übrigens regiert wie früher. Durch eine besondere Leistung in Gesetzgebung, in Religion und Literatur zeichnete sich das Kaiserthum Trapezunt nicht aus. Auch seine Geschichte weist keine besonderen Großthaten auf. 1222—1280 war Trapezunt den seldschukischen Sultanen und den Mongolen tributpflichtig, 1280—1349 unabhängig, aber der Kampfplatz innerer Parteien; 1349—1446 ward die kaiserliche Gewalt wieder hergestellt.[2]) Karaman. Trapezunt.

[1]) Zinkeisen, l. c. II, S. 347—437.
[2]) Finlay, l. c. S. 333—456.

Trapezunt hat seinen Namen von der tafelähnlichen Gestalt des Felsens, auf dem die ersten Ansiedler wohnten; es entstand 756 vor Chr. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, der Ort für den Handel trefflich gelegen, nur fehlt der Stadt ein sicherer Hafen. Der Volksstamm der Umgegend waren die Lazier, die Griechen waren die Herren. — Der Titel, welchen der Herrscher führte, war: „Kaiser der Römer", früher „der gläubige Kaiser der Römer". Eugenius war der Schutzheilige des Reiches, sein Bild auf allen Silbermünzen von Trapezunt. Doch wurden die Tugenden des Heiligen weder von dem Herrschergeschlecht der Komnenen, noch von der griechischen Bevölkerung nachgeahmt, die Herrscher waren sittenlos, der Clerus habsüchtig, die Archonten niederträchtig und der grimmigste Hass über ihre Dränger lebte in den Herzen der eingebornen Bevölkerung Darum war die Eroberung nicht schwer.[1])

Eugenius.

Der Kaiser Johann IV. mit dem Beinamen Kalojoannes (1446 bis 1458) hatte einen Bund in beiden Welttheilen gegen Mohammed II. zu bilden versucht, namentlich mit den kleinen christlichen Fürsten im Kaukasus und mit Usun Hasan, dem langen Hasan, dem Sultan der Turkomanenhorde vom weißen Hammel. Sein Nachfolger David setzte diese Bestrebungen fort, die aber keinen anderen Erfolg hatten, als dass sie Mohammed seine Feinde bezeichneten, welcher den vernichtenden Schlag that, sobald seine Hände frei, sobald die Griechen in Morea unterworfen waren. 1461 zog eine Flotte von 150 Segeln ins Schwarze Meer und gieng ein Heer nach Kleinasien, das Ziel war nicht bekannt, dem Kadi von Brusa, welcher danach fragte, antwortete Mohammed: „Wenn ein Haar meines Bartes mein Geheimnis wüsste, ich würde es ausreißen und ins Feuer werfen." — Amastris, eine genuesische Festung, ergab sich. Der Emir von Sinope wurde durch Drohungen eingeschüchtert, bis er für die Statthalterschaft in Philippopolis sein Fürstenthum übergab. Der Häuptling der weißen Turkomanen verlor den Muth und schloss Frieden mit dem Sultan. Unerwartet stand Mohammed II. September 1461 vor Trapezunt und forderte David zur Übergabe der Hauptstadt auf und bot ihm einen Jahresgehalt an. David war kein Constantin und dachte nur an Rettung seines Lebens und seiner Schätze und fuhr auf einer türkischen Galeere nach Europa. Den Eingebornen war die türkische Regierung lieber als die byzantinische. Der griechische Adel erhielt Befehl, nach Constantinopel auszuwandern, nur wer zum Islam übertrat, blieb im Besitz seines Palastes. Die christliche Bevölkerung wurde vertrieben, die kriegstüchtige Jugend unter die Janitscharen gesteckt. David hatte es bald zu bereuen, dass er der Großmuth des Sultans vertraute. Ein Brief von

Sinope.

[1]) Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums Trapezunt. München 1827. Fallmerayer hat die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt beschrieben, vor ihm war sie wenig bekannt. Dieses Dunkel reizte Fallmerayer. Seine zweite Orientreise 1840—1842 galt gerade dem Lande der ungestillten Sehnsucht. „Für mich sind die immer grünen Berge von Kolchis das verlorene Paradies, das Land der ungestillten Sehnsucht, die beglückte Insel, die fabelhafte Panchaja mit den fetten Triften, die Heimat der Stille und des Friedens, deren Anmuth überall in der bedrängten Brust des Menschen wohnt. Trabisonda und das immer grüne Kolchis ist das Land der wachenden Träume aus der ersten Knabenzeit. Ich musste seine Lüfte athmen und es war mir auferlegt." Mitterruzner über den Fragmentisten. — Doch fand er seine Geschichte wenig ergreifend, voll Palastrevolutionen der widerlichsten Art, mit dem Purpur verhüllte Verbrechen, Demüthigung ohnmächtiger Herrscher vor mächtigeren Nachbarn, maßlose Tyrannei auf der einen, Empörungssucht auf der anderen Seite, gekrönten Jammer, Elend und Nichtigkeit überall. Fallmerayers „Geschichte von Trapezunt" erschien 1827, Finlays „History of Greece and the Empire of Trebisond" London 1851.

der Mutter Usun Hasans ward aufgefangen, worin sie David und seine Freunde zu einem Besuch einlud. Mohammed fand darin den Beweis einer Verschwörung und forderte von David, er solle zwischen dem Koran oder dem Tode wählen. Diesmal bewies David Muth: „Keine Marter soll mich dahin bringen, den Glauben meiner Väter abzuschwören!“ — „Stirb also“, entgegnete ingrimmig der Sultan, „und ziehe in deinen Tod all deine Söhne, denen du deinen Trotz eingehaucht hast.“ — David ermahnte seine sieben Söhne, muthig zu sterben; ihre Köpfe rollten nacheinander vor seine Füße; er fiel zuletzt über die Leichen seiner Kinder. Mohammed ließ die Todten an den Strand des Marmarameeres werfen und verbot sie zu beerdigen. Helena, Davids Gemahlin, bot dem Befehle Trotz und grub in härenem Gewand mit einem entlehnten Grabscheit für Gatten und die Söhne acht Gruben in den Sand und bestattete sie nächtlicher Weile. Der Gram über solches Missgeschick gab ihr bald selber den Tod. So endeten die Komnenen.

David, der letzte Kaiser.

Der gelehrte Schotte Finlay [1]) spricht über das Kaiserthum Trapezunt und damit über das byzantinische Wesen überhaupt das strenge Urtheil aus: „Der größte sociale Fehler, welcher die Bevölkerung durchdrang, war die eingefleischte Selbstsucht, die auf jeder Seite ihrer Geschichte in die Augen fällt. Neun Generationen lang fand sich kein Grieche, der Liebe zur Freiheit oder patriotischen Geist offenbarte. Der Zustand einer Gesellschaft, welche durch die Folgen einer fehlerhaften Erziehung sich so schändlich zeigt, muss aus einem gänzlichen Mangel jener Staatseinrichtung hervorgegangen sein, welche die verschiedenen Classen der Menschen durch die Bande der Pflicht und des Wohlwollens wie des Interesses miteinander verbindet. Keine praktische Bekanntschaft mit den Pflichten des einzelnen Bürgers und seinen täglichen Beziehungen zu dem Staate kann je gewonnen werden, wenn er nicht durch beständige Disciplin dazu erzogen wird, dieselben auszuüben. Es ist ohne Zweifel weit schwieriger, gute Regenten zu erziehen, als gute Unterthanen. Keine Gesetze erzeugen für sich allein das Gefühl der Selbstachtung, und wo das Gefühl der Scham fehlt, da sind die besten Gesetze ohne Nutzen. Die Erziehung, welche ein zartes Gewissen heranbildet, ist weit mehr wert, als die höchste Cultur eines legislativen und politischen Talentes. Der wichtigste und gewöhnlich am meisten vernachlässigte Theil der Nationalerziehung sind die ursprünglichen Beziehungen des Individuums zum Staate. Die endlosen Theilungen und der eingefleischte Egoismus, die aus dem hellenischen Systeme der Autonomie entstanden, wo jedes Dorf ein souveräner Staat war, flößte den höheren Classen einen Widerwillen gegen die Grundlagen aller wahren Freiheit und socialen Wohlfahrt ein. Der Despotismus wurde als der einzige Schutz gegen Anarchie gerühmt und derselbe lieferte oft die schnellsten Mittel, einen Grad der Unparteilichkeit in der Justizpflege zu sichern, aber der Despotismus ist immer der größte Zerstörer der Wohlfahrt des Volkes gewesen.“

Byzantinismus.

In Karaman gab ein Bruderkrieg unter den sieben Söhnen Ibrahims nach seinem Tode 1463 Mohammed II. Gelegenheit, als Schiedsrichter aufzutreten und die Macht dieses Staates zu brechen. 1471 kam es zum Krieg mit Usun Hasan, welcher Trapezunt und Kappadokien für sich verlangte. Sein Gesandter überreichte einen Sack Hirsekörner: „Wenn die Zahl seiner Truppen nicht so groß sei wie die der Körner, möge Mohammed nicht gegen Usun Hasan

Turkomanen.

[1]) Finlay, l. c. S. 472—473.

zu ziehen wagen!" — Mohammed II. ließ die Körner den Hühnern vorwerfen, die schnell damit fertig waren: „Auf gleiche Weise werden meine Janitscharen mit deinen Leuten verfahren, die wohl gewöhnt sind Ziegen zu hüten, nicht aber Krieg zu führen." — Am 18. August 1472 siegten die Osmanen in der Schlacht am See Koralis. Beide Mächte boten gewaltige Kräfte auf, bei Terdschan standen 1473 wohl 200.000 Osmanen 150.000 Turkomanen gegenüber, die Osmanen siegten, Mohammed aber wagte nicht den geschlagenen Gegner bis in die Gebirge zu verfolgen. Doch war sein Reich in Asien fürder nicht bedroht und darum auch in Europa sicher.

Türken in Österreich.

Nach dem Westen fanden in einemfort Türkeneinfälle statt, bis in die Steiermark und nach Kärnten zum unermesslichen Jammer dieser Länder.

Eine Seckauer Urkunde erzählt zum Jahr 1480: „Männer und Weiber und manche Schar schöner Jungfrauen wurden zusammengebunden und weggeführt, unschuldige Kinder wurden in die Säcke gesteckt, lugten mit den Köpfen durch die Löcher und klagten und weinten. Was stark war, das nahmen die Türken mit; was blöd war, das köpften und ertränkten sie. Und das Leid und Elend im Lande war groß. Denn die Türken sind ein grausames Volk und machten ein großes Geschrei und es half kein Weinen und Bitten, und es war niemand sicher auf den Bergen und in den Thälern, noch auf den Almen." [1])

Die Rhodiser.

Die letzte große Unternehmung Mohammeds galt der Insel Rhodos, deren Ritter seine Oberherrlichkeit durchaus nicht anerkennen wollten. Doch der Sultan fand seine Gegner gerüstet, der ebenso kluge als tapfere Großmeister d'Aubusson hatte all seine Rüstungen ausgekundschaftet, hatte die Mitglieder des Ordens einberufen und der Geist der Ehre lebte noch in den Rittern: wer nicht aus Enthusiasmus kam, sein Leben für die Sache Christi zu opfern, kam doch in dem Gefühl der Pflicht. 7000 Mann stark vertheidigten die Ritter die Festung Rhodos vom 24. Mai bis Anfang August 1480 gegen ein Landheer von 100.000 Mann und eine Flotte von 200 Segeln. Als die Riesenkanonen die Mauern erschüttert hatten, wurde ein Sturm nach dem andern unternommen, von den Rittern aber mit einzigem Heldenmuth abgeschlagen. Die Türken ließen 9000 Todte und 15.000 Verwundete zurück.[2])

Tod Mohammeds II.

Mohammed II. starb am 3. Mai 1481. Er heißt der Eroberer und mit Recht, denn er hat zwei Kaiserthümer, das von Constantinopel und Trapezunt, vierzehn Königreiche und Fürstenthümer und 200 Städte erobert. Dabei hat er aber auch aus Geschmack wie aus Politik, vieles für Kunst und Wissenschaft gethan, Schulen, Bibliotheken gestiftet, Gelehrte ermuthigt, dreißig Dichter unterstützt; sein Hof war eine Akademie der Philosophen und Dichter. Ehrgeiz und Herrschsucht war die Seele seines Lebens; Recht und Unrecht bestand nicht für ihn. Er war eine reich angelegte Tyrannennatur.[3]) —

---

[1]) Abgedruckt bei Hammer, l. c. II, S. 569—573.
[2]) Schlumberger, l. c. p. 222—271.
[3]) Hammer, l. c. II, S. 207 ff.

Kaiser Friedrich III. — Markgraf Albrecht Achilles und die Städte.

Deutschland hatte Kräfte genug, dem Reich der Osmanen ein Ende zu machen, allein sie verzehrten sich im Kampfe miteinander. Da entstand ein Krieg der Fürsten gegen die Städte. Die Städte waren reich durch Industrie und Handel, Äneas Silvius nennt Augsburg die reichste Stadt der Welt, setzt Straßburg über Venedig und nennt Lübeck die Herrscherin über die drei skandinavischen Königreiche. „Lübecker Macht," sagt ein alter Vers, „Augsburger Pracht, Straßburger Geschütz, Nürnberger Witz, Ulmer Geld — sind Herren der Welt." Die Bevölkerung Deutschlands, besonders am Rhein, war sehr stark, vielleicht stärker als jetzt. Natürlich stieg auch das Selbstgefühl der Städter.[1]) Ihr Freiheitssinn und ihre Macht reizte jedoch die Fürsten und unter diesen insbesondere den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, den Inhaber der fränkischen Besitzungen der Hohenzollern. Deutschland. Städte und Fürsten. Albrecht Achilles.

„Er wurde Achill genannt," sagt Äneas Sylvius, „denn nicht allein als Krieger und Feldherr glänzte er, sondern auch durch Schönheit des Körpers, Stärke und Beredsamkeit." Seine landesherrliche Autorität zu befestigen und auszudehnen, war das unablässige Bestreben dieses rastlosen Mannes, den seine Gegner den deutschen Fuchs nannten, und so kam er zuerst mit Nürnberg in Streit: er behauptete, sein Fürstenthum gehe bis an die Gräben der Stadt und dazu gehöre die Gerichtsbarkeit; die Bürger aber nannten diesen Kreis zu weit, Nürnberg sei des Reiches. Man rüstete 1448 eifrig. Der Markgraf wusste 17 Fürsten, 15 Bischöfe und fast den ganzen fränkischen Adel zu einem Bunde zu vereinigen. Aber die Nürnberger standen auch nicht allein, dreißig Städte erkannten in dem Schicksale Nürnbergs ihr eigenes. Ein Unglück, dass Friedrich III. zu schwach war, um mit den Städten zugleich die Sache des Kaiserthums zu schützen. 1449 begann der allgemeine Krieg zwischen den Fürsten und Städten. Es war ein wichtiger Augenblick für die letzteren wie 1389, aber die Lage war nicht mehr so günstig für sie: denn dem Bunde, für welchen in Ulm ein Kriegsrath von Fünf tagte, traten die Städte am Rhein nicht bei, nicht die Schweizer; die Bürger zogen meist nicht mehr selber in den Kampf, sondern verwendeten Söldner dazu, der große politische Schwung fehlte. Doch mit Erbitterung wurde der Krieg geführt, achtmal siegte der Markgraf 1449, aber 1450 wurde er bei Pillenreut aufs Haupt geschlagen, mit Mühe entgieng er der Gefangenschaft. Da gebot der Kaiser Frieden 6. Juli 1450, aber die gegenseitige Erbitterung dauerte fort. Über 200 Dörfer waren im Kriege niedergebrannt worden. „Der Brand ziert den Krieg wie das Magnificat die Vesper", pflegte Albrecht zu sagen; in Franken konnte man während des Streites im Freien bei Nacht lesen.[2]) Bund des Adels. Städtekrieg 1442.

Der üble Ausgang des Krieges erschütterte das Selbstvertrauen der Städte im innersten Kern, der Städtebund löste sich, jede dieser kleinen Republiken gieng fortan ihren eigenen Weg und mit der Selbstsucht wuchs

[1]) Über das Kriegswesen der Städte, vergl. Arnold, l. c. II, S. 231—248.
[2]) Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, II, S. 113—130.

die Engherzigkeit, die Spießbürgerei. Wieland sagt einmal: „Nirgends findet man eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kühlere Herzen, nirgends mehr Eigensinn, Wankelmuth, Falschheit, hartnäckigere Vorurtheile — als in kleinen Republiken." — Mit den Städten sank aber auch die Macht des Kaiserthums. —

Georg Podiebrad [1]) und Matthias Corvinus.

Zwei gefährliche Feinde, jeder mit den weitreichendsten Plänen, erstanden damals dem Kaiser in Böhmen und Ungarn, in den Königen Georg Podiebrad und Matthias Corvinus. Durch den Tod des Ladislaus waren zwei Königreiche, Ungarn und Böhmen, herrenlos, und durch Friedrichs Säumigkeit giengen sie für das Haus Habsburg auf einige Zeit verloren. Auch um die Regierung in Österreich hatte der Kaiser mit seinem Bruder Albrecht Streit zu führen. [2])

Böhmen. In Böhmen wurde die Frage um die Thronfolge zu Gunsten des bisherigen Gubernators Georg von Podiebrad erledigt und zwar kam dies so: Georg behielt nach dem Tode des königlichen Jünglings seine Gewalt. Es wurde verbreitet, Ladislaus habe sterbend ihm für seine Treue und seinen Edelmuth gedankt und gesagt: „Ich muss sterben, das Königreich aber wird in deiner Hand und Gewalt bleiben; ich bitte dich, erhalte den Frieden zwischen den Völkern, die ich verlasse, sei diesem Königreich ein redlicher Verwalter und gerechter Richter und halte deine Hand schirmend über dasselbe" [3]); — mit andern Worten, Ladislaus habe sterbend Georg zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser war überzeugt, dass er am besten zu dieser Stelle tauge, und gieng keineswegs zaudernd, aber doch vorsichtig, auf sein Ziel los.

Thronbewerber. An Bewerbern um den böhmischen Thron mangelte es nicht. Das nächste Recht hatte der Kaiser kraft alter Erbverträge zwischen Luxemburg und Habsburg und als Ältester seines Hauses. Da aber sein Bruder Albrecht und sein Vetter Sigismund ihm selber entgegentraten, so sprach er wenigstens als Kaiser Böhmen als ein erledigtes Reichslehen an. Ansprüche machten ferner der Herzog Wilhelm von Sachsen, der Bruder des Kurfürsten Friedrich, als Gemahl der Anna, der älteren Schwester des verstorbenen Königs, und König Kasimir von Polen, als Gemahl der jüngeren Schwester Elisabeth. Ansprüche machte sogar König Karl VII. von Frankreich als Vater der Margaretha, der Verlobten des verstorbenen Königs, für welche die Böhmen aus ihrer Mitte einen Gemahl wählen könnten, um ihm die Krone aufzusetzen; nöthigenfalls wolle er ihnen selbst einen Prinzen des königlichen Hauses von Frankreich geben, ja sogar, wenn man es verlange, die Last der Krone Böhmens selber tragen, jedenfalls alle Schulden der böhmischen Krone aus eigenen Mitteln bezahlen. Karl VII.

[1]) Jordan, Das Königthum Georgs von Podiebrad. Leipzig 1881. — Huber, Österreichische Geschichte, III, Cap. 4.

[2]) Kurz, Österreich unter Friedrich IV. I, S. 198—236. — Zeißberg, Der österreichische Erbfolgestreit nach dem Tode des Ladislaus Postumus 1457—1458 — im „Archiv für österreichische Geschichte", LVIII. S. 67—169.

[3]) Palacky, l. c. IV, 1, S. 418—423.

betonte namentlich das Wahlrecht der Böhmen; denn die Ansicht vom Erbrecht hatte bei den Husiten die Kraft verloren. [1])

Podiebrad war klug wie die Schlange, hörte alles, gab nach keiner Seite ablehnende Antwort, behielt die Regierungsgewalt, den mächtigsten Hebel zur Neuwahl, fest in der Hand und ließ, ohne mit seinen ehrgeizigen Plänen selber hervorzutreten, seine Freunde für sich arbeiten. Rokycana predigte: nur ein edler Böhme, der beim Abendmahl aus dem Kelch trinke, sei fähig, den Thron zu besteigen; man müsse Gott danken, dass den Böhmen ein so weiser und tapferer Mann wie Podiebrad geschenkt sei; wollten die Böhmen diesen nicht, so sollten sie sich nach Art der Hebräer Richter wählen. Um selber auf den Thron zu gelangen, that Podiebrad alles, um den Sohn des Hunyadi, Matthias Corvinus, der mit Ladislaus als Gefangener nach Prag gekommen war und seit dem Tode des Königs als Hausfreund und Gast des Gubernators behandelt wurde, auf den Thron Ungarns zu bringen. Wenn in Ungarn ein Jüngling aus nicht königlichem Gebiete bloß wegen der Verdienste seines Vaters zum König gewählt wurde, warum sollten nicht die Böhmen ihn, den gereiften Mann, der das Königreich weise und kräftig bisher regiert hatte, mit der Krone schmücken! Darum gab er Geld, schloss Verträge für ihn, gewährte jede Hilfe, um der Partei des Matthias in Ungarn den Sieg zu verschaffen, und um den Jüngling dauernd an sich zu fesseln, verlobte er ihn mit seiner schönen Tochter Katharina und geleitete ihn mit einem staatlichen Heer, Februar 1458, an die Grenze von Ungarn. [2]) Matthias hatte ihm für seine Unterstützung 60.000 Gulden versprechen und mit ihm und seinen Söhnen einen ewigen Bund schließen müssen.

Podiebrad. Rokycana. Matthias Corvinus.

In der That war es der Partei Hunyadi gelungen, gegen alle andern Mitbewerber, — Karl VII. von Frankreich, Wilhelm von Sachsen, Kasimir von Polen, Kaiser Friedrich III. — die Wahl des jungen Matthias Corvinus, am 24. Januar 1458, durchzusetzen, freilich in etwas gewaltthätiger Weise. Die Witwe des Gubernators, Vitez, Bischof von Großwardein, dessen ehemaliger Secretär, waren rührig. Szilagyi, der Oheim des Matthias, lagerte mit 20.000 Reitern um Pest und ließ Galgen und Blutgerüste rings um die Stadt errichten, — „um die Wahlfreiheit aufrecht zu erhalten", und während die Gegner verblüfft waren und zauderten, rief sein Heer Matthias zum König aus und mit Jubel nahm das Volk die Wahl auf. [3]) Die ganze Nacht hindurch brannten Freudenfeuer, mit wunderbarer Schnelligkeit flog die Kunde durch das Reich, wie der Sohn des Nationalhelden zum König gewählt sei, und in der That war die Freude nicht unberechtigt, der Sohn des Helden war selber ein Held und Ungarns Ruhm stieg hoch unter den Völkern. So jung er auch war, so schnell entfaltete Matthias männlichen Geist und ungewöhnliche Gaben: selbst diejenigen, die seine Wahl durchgesetzt hatten, waren

Ungarn. Königswahl.

[1]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 17—19; Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens im Zeitalter Georgs von Podiebrad. — Voigt, Georg von Böhmen, der Husitenkönig — in der „Historischen Zeitschrift", V, S. 42. — Bachmann, Ein Jahr österreichischer Geschichte — im „Archiv für österreichische Geschichte", LIV, S. 62.

[2]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 19—25.

[3]) Szalay, Geschichte Ungarns, III, S. 201—205.

überrascht über die frühe Reife, über den scharfen Verstand, über den festen Willen, über die unermüdliche Thätigkeit.

Matthias Corvinus.

Szilagyi war, weil Matthias zur Regierung zu jung schien, auf fünf Jahre zum Reichsverweser gewählt worden, der Jüngling aber wollte selber herrschen und sandte den Oheim an die südliche Reichsgrenze, um Serbien zu beobachten, und als Szilagyi, unzufrieden, mit zwei Gegnern des Königs ein Bündnis schloss, ließ Matthias ihn gefangen setzen; denn sein stolzer Sinn ertrug keinen Herrscher neben oder über ihm. Wenn auch jung und kleiner, gedrungener Gestalt, so war Matthias ein Held an Leib und Seele:[1]) in seinem Blick lag eine außerordentliche Kraft, man sprach vom Blick des Löwen; einen türkischen Gesandten schüchterte er durch den bloßen Blitz seines Auges derart ein, dass er die Botschaft, die er hersagen sollte, ganz vergaß und nichts herausbrachte, als den Anfang derselben: „Der Kaiser grüßt, der Kaiser grüßt." — „Sehet, was für Bestien", sprach Matthias zu den Seinen, „unsere und anderer christlichen Völker und Fürsten Länder durch unsere Schuld verheeren." — Der Legat Castelli schreibt über ihn an den Papst: „Der König ist gelehrt und spricht mit Ernst und Majestät, so dass er nichts sagt, als das, was ihm glaubwürdig dünkt. Wenn ich sein Talent, seine Beredsamkeit, Sitten, List und seinen Muth betrachte, so finde ich, dass er alle Fürsten, die ich kannte, keinen einzigen ausgenommen, überbietet. Heiligster Vater! Dieser König ist unermüdeten Geistes, er ist ganz martialisch, denkt nur an Krieg und führt ihn ohne viel Worte."[2]) — So war es in der That. Matthias war ein glücklicher Feldherr, der den Sieg an seine Fahne zu fesseln wusste, er war in der Schlacht der Tapferste der Tapferen; die Krieger beteten ihn an, stritten oft für ihn ohne Sold; denn er lebte mit ihnen, wie mit seinesgleichen, verband oft Verwundete auf dem Schlachtfeld selber, besuchte die Kranken in ihren Zelten, reichte ihnen Arzneien und tröstete sie und wusste wie Kyros und Cäsar jeden Krieger bei seinem Namen zu nennen.[3]) Der Sohn Hunyadis war aber nicht nur Krieger, sondern auch ein Freund der Wissenschaft. Sein Lehrer, Vitez, war der griechischen und lateinischen Sprache mächtig[4]) und der Knabe verschlang die Bücher, die ihm von den Großthaten alter Könige und Helden meldeten, er vergaß Essen und Trinken über dem Anhören der alten Heldenlieder. Als König las er noch Livius und Curtius abends im Bett; in den Schriftstellern über das Kriegswesen der Alten war er wohl bewandert; dabei studierte er eifrig die heilige Schrift und die Kirchenväter. Schnell war Matthias der Sprachen seines Reiches mächtig; er redete außer der Muttersprache die deutsche, lateinische, slavische, bulgarische, türkische. Kaum war er König, so suchte Matthias die Fürsten seiner Zeit in Begünstigung der Wissenschaften zu überbieten: er stiftete eine Akademie zu Pressburg, er umgab sich mit Gelehrten, wissenschaftliche Gegenstände wurden in der Residenz an der Tafel, wurden im Zeltlager über Tisch verhandelt, und oft glänzte der König nicht nur durch Scharfsinn, sondern auch durch Umfang seines Wissens. Seinem Beispiel folgten die Großen. So kam es, dass wir auf einmal über die ungarische Geschichte eine Reihe von Historikern haben, während die frühere Zeit

[1]) Majlath, Geschichte der Magyaren, II. S. 256—263. — Bonfin., Dec. 4, l 8.

[2]) Katona, Hist. crit. XVI, p. 500 ff.

[3]) Bonfin., Dec. 4, l. 7.

[4]) Seine Briefe, für die Geschichte dieser Regierung so wichtig, sammelte ein Geistlicher J. Ivanich.

nur in Heldenliedern fortlebte, wir nur von einem gelehrten Geistlichen Klinsor aus der Zeit Andreas II. hören[1]) und nur von einem Geschichtschreiber, dem Geistlichen Simon Keza unter Ladislaus dem Kumanen, der eine treue und schlichte Chronik schrieb.[2]) (Ungarische Geschichtschreiber.) Jetzt bearbeitete ein Peter Ranzana[3]) aus Panormus die Geschichte von Ungarn, ein Bonfin aus Ascoli[4]) gleichfalls die Geschichte von Ungarn, welche namentlich für die Zeit des Matthias von Wert ist, ein Johann Thurocz[5]) die Geschichte Ungarns bis 1468, sammelte ein Galeottus Martius Züge aus dem Leben des Königs. Waren Bücher früher in Ungarn selten, so gründete jetzt der König eine Bibliothek von Handschriften, (Bibliothek.) die 50.000 Werke zählte, reich an Classikern und Kirchenvätern war und das ganze menschliche Wissen jener Zeit umspannte; er verwendete jährlich 30.000 Goldgulden dafür und dreißig Abschreiber waren immer in verschiedenen Hauptstädten beschäftigt, vier allein in Florenz. Nicht weniger liebte der König zu bauen. Aus fremden Ländern bezog er Baumeister, Goldarbeiter, Bildhauer, Gärtner. Sein Walten im Innern war durchgreifend, unbedingt, eine Art demokratisches Kaiserthum. Die Herrschsucht der Großen wurde streng in Schranken gehalten, Volk und Clerus hiengen dagegen am König, der die Rechte seiner Würde eifersüchtig wahrte und Widerstand mit allen Mitteln niederschlug; so schrieb er einmal an die Ofner: „Matthias, durch Gottes Gnaden König von Ungarn. Guten Morgen, Bürger! Wenn ihr nicht alle zum König kommt, verliert ihr eure Köpfe! Ofen. Der König." Jeder, auch der Ärmste, hatte Zutritt; wenn der König speiste, waren die Thüren geöffnet. Für strenge Ausübung des Rechtes war so gut gesorgt, dass heute noch das ungarische Sprichwort sagt: „Matthias ist gestorben, die Gerechtigkeit ist hin." — Schmeichelei, Schleichwege waren dem König gründlich verhasst; auf eine Warnung vor Meuchelmord antwortete er: „Wer gerecht regiert, hat weder Gift noch Dolch zu scheuen und das Wahrscheinlichste ist nicht immer wahr." — Unsterblicher Ruhm und Oberherrschaft (Ziel.) der Magyaren im Südosten Europas war das Ziel seiner Politik und seiner Kriege. Matthias war ganz Politiker, Rücksichten des Herzens kannte er nicht.[6]) So war der Jüngling, dem Podiebrad zum Königreich verhalf, an dem er für seine eigenen Pläne die beste Stütze zu finden gedachte, der ihn aber bitter enttäuschen sollte.

Zunächst jedoch förderte die Erhebung des Magyaren die des Böhmen. Der Landtag kam im Februar 1458 in Prag zusammen. Am 2. März fand die Königswahl statt, nachdem vorher die Gesandten der verschiedenen Thron-

---

[1]) Den Anonymus regis Belae II. ausgenommen, den Endlicher 1827 in Wien herausgab. Nach Majlath, „Übersicht der Geschichte der ungarischen Poesie". Stuttgart 1825 war der berühmte Niklas Klinsor in Siebenbürgen geboren, ein Geistlicher, daher der Name „der gelehrte Pfaffe", und lebte, nach großen Reisen, am Hofe Andreas II., ob seiner Kenntnis des Bergbaues und der Astrologie hochgeschätzt.

[2]) Über sein Leben ist nichts bekannt, seine Erzählung ist treu und schlicht.

[3]) Er starb als Bischof von Luceria.

[4]) Antonii Bonfinii Rerum Hungaricarum decades quinque. Budae 1770.

[5]) Der vielgenannte Thuroczi, geboren um 1420, hat seinen Namen von der Gespanschaft Thurocz, aus der er herstammt; er war aus edler Familie, Geistlicher und berühmter Prediger. Sein „Chronicon regum Hungariae" reicht von Attila bis 1408 in vier Büchern; in den ersten folgt er den alten Chronisten, die er oft wörtlich wiedergibt; das dritte, welches Ludwig den Großen behandelt, ist vom Erzpriester Johann von Kukullö, nur der vierte Theil ist von Thuroczi.

[6]) Majlath, l. c. II, S. 256 ff.

Wahl bewerber angehört waren. Die Urkunden über das Wahlrecht wurden verlesen, die Ansicht stellte sich fest, dass der Nation das Recht der freien Wahl zustehe. Das Volk, das auf den Straßen wogte, verlangte nach einem König. Da kniete der Oberstburggraf Stenko von Sternberg nach leiser Umfrage vor Podiebrad nieder, mit dem Ruf: „Es lebe Georg, unser gnädigster König und Herr!" Und die Anwesenden stimmten bei. Das Volk brach in Jubel aus.[1])

und Krönung Podiebrads. Die Krönung gab erst im Auge des Volkes die wahre Weihe, — wer sollte aber krönen, da es in Prag keinen Erzbischof gab? Matthias sandte ihm die Bischöfe von Raab und Waizen; sie krönten Georg am 7. Mai 1458, nachdem er 6. Mai gleich andern katholischen Fürsten dem Papste Gehorsam gelobt und sich zur Einheit im Glauben sowie zur Vertilgung aller Secten und Ketzereien in Böhmen überhaupt verpflichtet hatte. Der päpstliche Legat Carvajal hatte diesen Bischöfen aufgetragen, Georg nicht zu krönen, bevor er den Utraquismus abgeschworen. Georg leistete diesen Eid, aber nur vor Zeugen, nicht öffentlich. Die Bischöfe sandten die Eidesformel nach Rom, worauf von dort Georg als König anerkannt wurde. Georg versprach Calixt III. noch insbesondere, ihm ein treuer, gehorsamer Sohn zu sein und auf den Schutz der Christenheit gegen die überhandnehmende Macht der Türken Bedacht zu nehmen, und der Papst nannte ihn seinen geliebtesten Sohn. Die böhmischen Nebenländer Schlesien, Lausitz, Mähren waren beleidigt, weil man sie zur Königswahl gar nicht eingeladen hatte, auch waren sie katholisch und hielten am Erbrecht fest. Aber sie waren zum Widerstand nicht geneigt. Die Schlesier wollten von einem ketzerischen Könige nichts wissen und huldigten erst auf päpstliche Mahnung, wobei sie den Papst für hintergangen hielten. Ein Zug nach Mähren erzwang die Huldigung dieses Landes, welches Herzog Albrecht zum Widerstand aufgestachelt hatte. Als Herzog Albrecht gegen den Beschluss der österreichischen Stände, welche ihm die Regierung über Oberösterreich, Friedrich III. über Niederösterreich übertragen hatten, Kriegsvolk in Wien einrücken ließ, kam Georg dem bedrängten Kaiser zu Hilfe: Albrecht musste auf all seine Ansprüche an Niederösterreich verzichten, dagegen belehnte der Kaiser auf einer Zusammenkunft in Korneuburg Georg mit Böhmen und entschied, dass Albrecht und Sigismund allen Ansprüchen an dieses Land zu entsagen hätten. Podiebrad war also vom Kaiser und Papst als König anerkannt und stand auf der Höhe seines Glückes.[2])

Was er dem Papst versprach.

Pläne. Aber bald trug er sich mit noch größeren Plänen — auf die deutsche und ungarische Krone, und Georg war ein so gewiegter Staatsmann, trieb hohe Politik mit solcher Gewandtheit, Klarheit der Berechnung, dass er einige Zeit hindurch seinen Zielen nahe stand. Obschon durch den Krieg emporgekommen, liebte Podiebrad noch mehr durch Diplomatie seine Ziele zu erreichen, als durch das Schwert, und griff zu letzterem nur, wenn die erstere fehlschlug. Unermüdlich in seiner Thätigkeit, klug in der Wahl seiner Räthe, wusste sich der Böhme jedem unentbehrlich zu machen, ohne sich einem ganz

---

1) Palacky, l. c. IV, 2, S. 30–34.
2) Ibid. IV, 2, S. 27—34.

hinzugeben. So wurde der Emporkömmling, der „Uffgerückte", wie ihn die Zeitgenossen nannten, nicht bloß bald in den Kreis der europäischen Fürsten als ihresgleichen aufgenommen, sondern er übte auch das Schiedsrichteramt in Europa. Dazu verhalf ihm die Lage der Dinge, die er freilich auf der andern Seite gut auszunützen wusste.[1])

Zunächst in Deutschland. Das ganze Reich war nach den Worten des Zeitgenossen Dr. Martin Mayr von allen Seiten so erschüttert und zerrissen, dass man an seinem ferneren Zusammenhalt zweifelte: „Die Fürsten führen mit den Städten, die Städte mit den Fürsten unaufhörlich Krieg, und niemand ist so niedrigen Standes, dass er seinem Nachbar nicht die Fehde ansagen könnte. Es gibt daher in ganz Deutschland keinen ruhigen Winkel; wohin man sich wende, hat man sich vor Nachstellung, Raub und Mord zu hüten; die Geistlichkeit genießt keinen Frieden, der Adel keine Ehren. Und obgleich wir uns nach Ruhe sehnen, treffen wir keine Anstalten, den Frieden herzustellen. Denn der Friede gedeiht nur durch die Rechtspflege und das Recht gilt nur, wenn eine bewaffnete Macht da ist, welche die Willkür in Schranken hält; da nun keine da ist, so ist jeder sich Herr und König!"[2]) Deutsche Zustände.

Seit der Niederlage der Städte war die Fürstenmacht vor allem groß geworden, die Fürsten aber lagen sich selber in den Haaren, namentlich bekämpften sich zwei Fürstenhäuser, das der Hohenzollern und das der Wittelsbacher. Die Politik der Hohenzollern war schlau, kühn, nicht wählerisch in Mitteln, ihr Vertreter war Albrecht Achilles, obschon damals noch nicht einmal Kurfürst.[3]) An der Spitze der Wittelsbacher stand der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der Enkel König Ruprechts, ein Mann kühn, stolz, in Waffen glücklich. Hohenzollern und Wittelsbacher.

Friedrich regierte eigentlich die Pfalz nur für seinen unmündigen Neffen, und als er die Regierung später wirklich als Pfalzgraf übernahm (per arrogationem), verweigerte der Kaiser seine Anerkennung, ohne Zweifel auf den Rath des Albrecht Achilles, und von da an war Friedrich der Siegreiche des Kaisers unversöhnlicher Feind. 1456 hielt die gegenkaiserliche Partei einen Fürstentag zu Nürnberg und verhandelte über eine neue Königswahl und forderte vom Kaiser seine Zustimmung, widrigenfalls sie auch gegen seinen Willen vorgehen würde. Mit dieser Partei gieng die der Kirchenreform Hand in Hand. Albrecht Achilles aber machte die Gefahr für den Kaiser unschädlich, der Tag in Frankfurt 1457 war resultatlos. Um so heftiger entbrannte wieder die Feindschaft zwischen Albrecht Achilles und dem Pfalzgrafen. Ludwig der Reiche, Herzog zu Bayern, hatte 1458 die freie Reichsstadt Donauwörth überwältigt und wurde dafür auf einem Reichstag zu Esslingen Februar 1459 als Reichsfeind erklärt und Albrecht Achilles zum Hauptmann der Reichsarmee. So

[1]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 35—37.

[2]) Ibid. IV, 2, S. 57 ff. Martin Mayr war aus Heidelberg, bildete sich in Nürnberg unter seinem väterlichen Freunde Gregor von Heimburg, wurde Kanzler des Kurfürsten von Mainz, später Rath des Pfalzgrafen Friedrich und des Podiebrad, 1459 des Herzogs Ludwig von Bayern-Landshut, gest. 1481.

[3]) Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, II, S. 1 ff.

wurde der Streit zwischen den Wittelsbachern und Hohenzollern Sache des Reiches. Der Kampf wurde mit großen Mitteln geführt, die Wittelsbacher bestanden ihn aber siegreich und den Nachtheil davon hatte mit den Hohenzollern der Kaiser zu tragen.

Von neuem verband sich jetzt die Partei der Kirchenreform mit den Gegnern des Kaisers und von neuem kam die Frage wegen der Ernennung eines Coadjutors für den Kaiser in Anregung. Früher hatte man bald Herzog Albrecht von Österreich, bald Friedrich den Siegreichen von der Pfalz in Aussicht genommen, jetzt richteten sich die Blicke auf den Böhmenkönig Georg Podiebrad und dieser ergriff den Plan einige Zeit hindurch mit der vollen Umsicht und Beharrlichkeit seiner lebendigen Natur.[1]

Königswahl.

Dabei war jedoch Podiebrads Verfahren nicht frei von Arglist und Zweideutigkeiten. Obschon er Matthias Corvinus auf den ungarischen Thron befördert und mit seiner Tochter verlobt hatte, so ließ er sich doch in Unterhandlung mit unzufriedenen Ungarn ein, welche ihn oder einen ungarischen Großen auf den Thron berufen wollten, mit Szilagyi, Uilakyi, Gara, Banffy, ferner mit dem in Ungarn begüterten Söldnerführer Andreas Baumkircher und anderen. Zwar zerschlugen sich die Unterhandlungen, allein wahrscheinlich auf sein Anrathen wandten sich die Ungarn jetzt an Kaiser Friedrich III. und wählten ihn 17. Februar in dem Städtchen Güßingen, als Verwandten des Königs Ladislaus, zum König, und der Kaiser nahm am 17. März 1459 die Wahl feierlich an, und schrieb sich seitdem König von Ungarn. Nun kam es zum Krieg zwischen dem Kaiser und Matthias. In der Schlacht bei Körmend 7. April wurden die Ungarn geschlagen, verloren aber die Deutschen so viele Leute, dass sie nicht verfolgen konnten. Friedrich III. musste Podiebrad um seine Vermittlung angehen und dieser stiftete einen Waffenstillstand und blieb Herr der Situation. Im gleichen Jahr 1459 suchte Podiebrad in Eger Friedrich den Siegreichen und den Markgrafen Albrecht Achilles zu versöhnen und brachte es hier zum Abschluss eines ewigen Bundes zwischen den Häusern Böhmen, Sachsen und Brandenburg; fortan nannten diese auf ihr Geschlecht so stolzen Fürsten den Emporkömmling ihren lieben Schwager und gestand man ihm allgemein das Lob zu: „Er sei ein Fürst, der seine hohe Vernunft nicht übel gebrauche." — Im gleichen Jahre knüpfte er den Kaiser noch enger an sich durch das Versprechen, ihm in seinen Nothdürften, besonders in Ungarn, den Rücken zu halten, wofür ihm der Kaiser Vortheile im Reiche zusagte. In der That besuchte der Kaiser den Böhmen in Brünn, verlieh ihm 31. Juli unter großer Feierlichkeit die Regalien und nahm seinen Sohn Victorin unter die Fürsten des Reiches auf. Georg versprach seine ganze Kriegsmacht für den Kaiser in Ungarn ins Feld zu stellen, war aber weit davon entfernt, sein Wort zu halten. Matthias ward kirre gemacht, der Kaiser war in Verlegenheiten verwickelt, Podiebrad hatte freies Feld für seine weiteren Pläne.[2]

Friedrich III. König von Ungarn — und Podiebrad — zusammen in Brünn.

Bei der Feier der Hochzeit seiner Tochter mit dem Herzog Albrecht von Sachsen zu Eger, October 1459, mahnte ihn Dr. Martin Mayr: „Ihr seid

Dr. Martin Mayr.

[1] Droysen, l. c. II, 1, S. 174. — Hagen, Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit, I, S. 476 ff.
[2] Droysen, l. c. II, 1, S. 213 ff. — Palacky, l. c. IV, 2, S. 89 ff.

der erste unter den Kurfürsten, sowohl Eurer Stellung, als Macht nach; Ihr seid nicht verflochten in die Streithändel der Fürsten untereinander, darum blicken alle nach Euch um Rath und Hilfe und selbst der Kaiser sucht sie bei Euch. Ihr allein könnt die Ruhe im Reich nicht bloß erhalten, sondern auch befehlen! Waget ein großes Werk, werdet der Wiederhersteller des römischen Reiches, sichert Euch ein gesegnetes Andenken für ewige Zeiten. Versuchet zuerst beim Kaiser und den Fürsten, ob sie Euch nicht die Administration im Reich von selber überlassen!" — Georg hörte diese Pläne mit sehr geneigtem Ohr, anfangs hegte er sogar die Hoffnung, dass der Kaiser ihm die Last der Reichsgeschäfte gern überlassen würde. Allein der Kaiser fieng an, den Übermächtigen lästig zu finden, der sich überall als Schiedsrichter und Vermittler in seine eigenen Angelegenheiten mischen wolle, ja ihm seine Unterthanen aufhetze.

Podiebrad und die Reform.

Also mit Genehmigung des Kaisers war die Königswürde in Deutschland nicht zu erlangen — jetzt galt es, gegen des Kaisers Willen.[1])

Bund zu Prag.

Im October 1460 schloss Podiebrad einen Bund mit dem Herzog von Bayern:[2]) weil der Kaiser die heillosen Zustände im Reich nicht hebe, Frieden und Gerechtigkeit dahinschwinden lasse und in Erhältung der Ehre und Würde säumig erscheine, so werde Ludwig alles thun, um Podiebrad zur Königskrone zu verhelfen, zur Ehre Gottes und zum Schutz des Reiches wider die Türken! Podiebrad aber versprach Ludwig die Stelle eines obersten Hofmeisters mit 8000 Gulden, den Besitz von Donauwörth und die Reichsstatthalterschaft, wenn er außer Landes sich befinde. Gegen ähnliche Verheißungen wollte der Pfalzgraf Friedrich auch Podiebrad zum König erwählen. Der Erzbischof Diether von Mainz versprach Podiebrad gleichfalls seine Stimme, wogegen dieser sich verbindlich machte, eine allgemeine Kirchenversammlung in einer Stadt am Rhein zuwegzubringen, die Beschlüsse von Basel aufrecht zu erhalten und die Geistlichen bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Diether war nämlich zerfallen mit dem Papst und dem Kaiser. Auch mit Trier und Köln ward in diesem Sinne unterhandelt, desgleichen mit Matthias von Ungarn, der 1460 endlich mit Katharina vermählt wurde. Jetzt galt es noch Albrecht Achilles, die Seele der Politik der Hohenzollern, zu gewinnen. Große Versprechungen wurden gemacht. Albrecht schien auch den Plan zu billigen, es war ihm aber nur darum zu thun, hinter das Geheimnis zu kommen. Wenn Podiebrad König wurde, so hörte die außerordentliche Stellung Albrechts auf; wenn den bayrischen Herzogen gewährt wurde, was Podiebrad ihnen versprochen, so litten die Hohenzollern darunter. Darum that jetzt Albrecht Achilles alles zur Vereitlung dieses Planes. Sachsen und Brandenburg erklärten sich auf sein Betreiben gegen Podiebrads Erhebung, Mainz und Pfalz verleugneten die Unterhandlungen. Doch wurde auf einem Fürstentag in Nürnberg, 1. März 1461, Friedrich III. von drei Kurfürsten aufgefordert, am 31. Mai auf dem Reichstag zu Frankfurt persönlich zu erscheinen, widrigenfalls sie selber betrachten und vornehmen müssten, was der Christenheit und der

Fürstentag zu Nürnberg.

---

[1]) Höfler, Das kaiserliche Buch des Albrecht Achilles: „Über den Versuch, Podiebrad zum deutschen König zu machen."

[2]) Markgraf Achilles schreibt über diese Verhandlungen: „Die Sach' ist im Sommer zu Prag gepractizirt worden, hat am Eingang eine schöne süße Bedeckung und ist im Grunde lauter Dreck und bitter wie Enzian." Droysen, l. c. S. 244.

deutschen Lande Nothdurft erheische. Zu diesem Tag in Frankfurt sollte Podiebrad mit Heeresmacht erscheinen, um sogleich die Regierung anzutreten und allen Widerstand niederzuschlagen. Albrecht Achilles aber eilte zum Kaiser nach Graz, um ihn insgeheim zu warnen und zur Thatkraft anzuspornen. Jetzt fieng Friedrich III. Feuer. Er sandte seinen Marschall Pappenheim ins Reich, um vor Besuch des Frankfurter Tages zu warnen; er bat den Papst dringend, der Keckheit der Fractionen entgegenzutreten. Die Bürger von Frankfurt schlossen in der That für den Reichstag ihre Thore. Erzbischof Diether verlegte ihn nun nach Mainz. Hier wurde sehr gegen den Papst Pius II. gesprochen. Allein Diether blieb nicht fest und ließ sich durch Albrecht Achilles einschüchtern. So fiel denn Diethers Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung ins Wasser. Im August 1461 wurde Diether vom Papst seiner Würde entsetzt und an seiner Stelle Adolf von Nassau zum Erzbischof erwählt. Diether hatte sich nun gegen diesen zu wehren. Die Schweizer begannen Krieg mit Sigismund von Tirol und Albrecht von Österreich, welche im Bund waren wider Kaiser Friedrich. Podiebrad selber konnte nicht nach Frankfurt kommen; denn er war im Begriff, seine Stütze in Böhmen zu verlieren.[1])

Krieg von 1461.

Georg Podiebrad musste als Deutschlands König mit dem Papst gut stehen und als Schützer der orthodoxen Lehre in Deutschland erscheinen und begann deshalb die Reste der Taboriten und die eben in der Entstehung begriffene böhmische Brüder-Unität hart zu verfolgen. Die Böhmen fiengen nun an, ihren König als einen vom Kelch Abgefallenen zu betrachten, Rokycana predigte gegen ihn. Der Landtag forderte vom König das Versprechen der Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten des Landes, namentlich der Compactaten, mit andern Worten: der schlaue Podiebrad war gefangen in der Schlinge, welche er dem Kaiser Friedrich gelegt hatte; als Husit war er zur Größe emporgestiegen, als deutscher König konnte er nicht Beschützer der Husiten sein. Indem er seine Hand nach der deutschen Krone ausstreckte, wankte sein Thron in Böhmen, indem er sich mit der deutschen Conciliarpartei verband, reizte er den Papst. Das ganze Unternehmen erwies sich demnach als verfehlt. Podiebrad gab noch im Jahre 1461 den Plan vollständig auf. Dr. Mayr, der Urheber desselben, schied aus seinem Rath. Allein weder der Papst, noch der Kaiser vergaßen Podiebrad sein feindseliges Benehmen und die folgenden Leidensjahre waren nur die Nachwirkung dieses ebenso falschen als ehrgeizigen Strebens.[2])

Falsche Politik.

Der Zorn über das Misslingen so vieler Pläne fiel schwer auf Albrecht Achilles. Der Kaiser hatte 1461 den Krieg gegen Ludwig von Bayern als Reichsfeind erklärt und Albrecht Achilles zum Feldhauptmann ernannt. Von allen Seiten standen gegen diesen nun Feinde auf, nicht bloß Ludwig von Bayern, sondern auch Friedrich der Siegreiche und von Osten her Georg Podiebrad. Albrecht Achilles schien verloren, zumal die Städte

[1]) Droysen, l. c. II, 1, S. 249—276.
[2]) Hagen, l. c. I, S. 476—503.

trotz der Aufforderung des Kaisers anfangs ruhig blieben; erst 1462 ließen zweiunddreißig nach Drohung kaiserlicher Ungnade sich herbei am Kriege theilzunehmen. Der Papst sprach den Bann über den Pfälzer Friedrich aus, als Waffengenossen des Erzbischofs von Mainz. Allein die Wittelsbacher erwehrten sich ihrer Feinde. **Friedrich der Siegreiche** schlug 30. Juni 1462 bei **Seckenheim** seine Gegner aufs Haupt und nahm den **Markgrafen von Baden**, den **Grafen von Wirtemberg** und den **Bischof von Metz** nach einem verzweifelten Kampfe gefangen, sie wurden in Ketten in tiefe Kerker geworfen und erst im April 1465 gegen hohes Lösegeld freigegeben. Beim Abschiedsmahl war kein Brot, um sie daran zu erinnern, wie sie die Fruchtfelder beim Zug gegen Heidelberg in Brand gesteckt hatten. Friedrich der Siegreiche hieß von da an „**der böse Fritz**". Am 19. Juli 1462 schlug Herzog **Ludwig von Bayern** den **Albrecht Achilles** und die Reichsstädte bei **Giengen** aufs Haupt. Die Reichsstädte zogen sich jetzt vom Krieg zurück. Gerade in dieser Zeit kam auch der Kaiser durch seinen Bruder und die Wiener in die höchste Noth, die kaiserliche Partei schien wiederum verloren.[1]

Der „böse Fritz".

Aber da half Podiebrad. Frieden wollte er auf einmal unter den Fürsten stiften und ein europäisches Fürstenparlament dem Papst und seinen Anhängern entgegenstellen; denn der Böhmenkönig war in seiner Stellung diesmal ernstlich von der Kirche bedroht.[2]

Podiebrad und Pius II.

Podiebrad hatte vor seiner Krönung der Kirche Treue und Gehorsam als katholischer König geschworen. In seinen Hoffnungen auf diesen katholischen König sah sich aber der Papst getäuscht; denn des Königs geistlicher Rathgeber blieb in allen Dingen Rokycana. Keiner der Päpste hatte die vom Basler Concil gewährten Compactaten bestätigt, sie duldeten sie bisher schweigend, als einen Ausnahmszustand, der aber auf die Dauer nicht bestehen könne, der nur des lieben Friedens und der Rettung eines ganzen Volkes willen der Generation zugestanden sei, welche in den Hussitenkämpfen aufgewachsen war. Podiebrad aber hielt streng an den Prager Compactaten fest, während von den Katholiken nach Rom immer Klagen einliefen, dass sie in ihre Rechte noch nicht eingesetzt seien, dass ihnen ihr Kirchenvermögen noch nicht zurückgegeben sei. Der Friede zwischen beiden Parteien war schwer aufrecht zu erhalten, zumal Rokycana und sein Anhang, seit er keine Aussicht mehr hatte, als Erzbischof in Rom bestätigt zu werden, wieder gegen die Missbräuche der Kirche eifrig zu predigen begann. Auf sein Betreiben ergiengen in Prag und in den utraquistischen Städten die Verordnungen, niemand in das Bürgerrecht, in eine Zunft oder zu einem Handwerk zuzulassen, oder eine Erbschaft antreten oder Eigenthum erwerben, oder kirchlich trauen, oder in geweihter Erde begraben zu lassen, der nicht geschworen, dass er stets die Communion unter beiden Gestalten empfangen und dabei stehen bleiben wolle. Statt

Compactaten.

---

[1]) **Hagen**, l. c. I, S. 498 ff.
[2]) **Palacky**, l. c. IV, 2, S. 207. — **Voigt**, Georg von Böhmen — in **Sybels** „Historischen Zeitschrift", V, S. 430 ff.

nach den Compactaten daran zu erinnern, dass Christus auch unter einer Gestalt beim Sacrament gegenwärtig und der Kelch nicht nothwendig sei, verwarfen sie die Communion unter einer Gestalt, wie die Gebete für die Verstorbenen, den Ablass, die Heiligenbilder, das Fegfeuer. Rom hatte gehofft, Podiebrad werde sich wenigstens mit den Compactaten begnügen und die Häresien in Böhmen unterdrücken, statt dessen aber blieben diese mindestens geduldet, wenn auch nicht geschützt.

Zersetzung des Hussitismus.

Die Taboritenpartei bestand noch, wenn auch ihre Macht im Großen gebrochen war. Bei einem Besuch in Tabor 1451 fand Äneas Sylvius,[1]) dass noch immer 4000 waffenfähige Männer hier beisammen seien. Einig waren sie bloß im Gegensatz gegen die Katholiken, sonst konnte jeder glauben, was ihm beliebte, und er zählt in Tabor Nikolaiten, Arianer, Manichäer, Armenier, Nestorianer, Berengarier, Arme von Lyon und Waldenser auf. Überhaupt finden wir damals in Böhmen die größte Verschiedenheit der Ansichten und einen Federkrieg der Parteien. Die Nikolaiten haben ihren Namen von einem Bauer Nikolaus von Wlasenic, welcher sich besonderer Offenbarung Gottes rühmte und als ein Vorläufer der Quäker den geistlichen Stand gänzlich verwarf und sich bloß an die Schrift und ihre Erklärung durch den heiligen Geist hielt. Dabei gab es Adamiten, ferner strenge Anhänger Wycliffes. Ein Gutsbesitzer, Peter aus Chelcic, verwarf in seinen Schriften nicht bloß die gesammte römische Hierarchie, die Transsubstantiation, das Fegfeuer, den Ablass, die Anrufung der Heiligen, sondern jegliche strenge Bestimmung des Dogmas; man solle sich nicht mit der Erforschung von Gottes Geheimnissen plagen, sondern die Nachahmung Christi vor allem ins Auge fassen, Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst lieben, aus Liebe zum Nächsten selbst Unrecht geduldig ertragen. Ein Schneider Gregor, durch Chelcickys Schriften besonders angeregt, sammelte Gesinnungsgenossen auf dem Gut Kunwald und legte so den Grund zur Gesellschaft der böhmischen Brüder; hier wollte man die Urzustände der christlichen Gesellschaft wieder herstellen und das gesammte Dogma, auch die Lehre des Rokycana, ward über Bord geworfen — die Moral sei die Hauptsache. Von Rokycana wurde die Brüder-Unität begünstigt, bis sie eigene Priester zu weihen begann. So war also in Böhmen ein buntes Durcheinander von sich befehdenden religiösen Anschauungen, und ein inniger Anschluss an die katholische Kirche, wie man ihn von der Regierung Podiebrads erwartet hatte, lag in weiter Ferne.[2])

Nikolaiten. Peter Chelcicky. Die böhmischen Brüder.

Darum erfolgte von Seite Roms der Bruch, als man dort Kunde erhielt von den weitreichenden Plänen der deutschen Reformpartei und Podiebrads.

Der Papst und die Böhmen.

1462 verlangte Papst Pius II. vom böhmischen Volk eine besondere Erklärung des Gehorsams, denn dieses Reich stehe nicht wie die andern in der Einheit der Kirche, sondern habe in Gebräuchen sich von ihr getrennt, und der König, der selbst dem Schoß dieser irrigen Secte entsprossen sei, habe bei seiner Krönung geschworen, nicht nur selbst in Treue und Gehorsam zu stehen, sondern auch sein Volk dazu anzuleiten und zurückzuführen; solches habe er jedoch bisher gar nicht erfüllt.[3])

[1]) Aeneas Sylvius, Epist. 130.
[2]) Palacky, l. c. IV. 1, S. 438 ff.
[3]) Ibid. IV, 1, S. 464 ff.

Als die Gesandten Podiebrads auf die Prager Compactaten hinwiesen, wurde entgegnet, diese seien nur einer Generation verliehen, die größtentheils ausgestorben sei, und die spätere Lehre des Concils, dass die Laien das Abendmahl nur unter einer Gestalt empfangen sollten, habe dem Kelch alle Geltung genommen. Der Papst könne die Compactaten nicht bestätigen: wegen Gefahr einer Ketzerei, damit nicht geglaubt werde, Christus sei in Gestalt des Brotes nicht ganz vorhanden; wegen der Gefahr bei Austheilung des Sacramentes, dass das Blut Christi, wie es schon vorgekommen, auf den Boden verschüttet werde; endlich wegen der Einigkeit und des Friedens im Königreiche und mit den Nachbarländern. Am 31. März 1462 wurden in Rom die Compactaten feierlich widerrufen und vom König Georg die Abschaffung aller Neuerungen und Irrthümer und die unbedingte Einigung seines Reiches mit der römischen Kirche verlangt.[1]) Widerruf der Compactaten.

Das war ein Schritt von schwerer Bedeutung und niemand fühlte besser als Podiebrad die ganze Tragweite desselben, es war für ihn eine Frage um seine Existenz. In der ersten Entrüstung drohte er dem päpstlichen Gesandten Fantinus de Valle, dass er sich kaum enthalten könne, ihn auf der Stelle zu durchbohren, worauf dieser unerschüttert erklärte, er könne sich nichts ehrenvolleres denken, als von des Königs Hand zu sterben. Der König berief nach Prag die Priester aller Parteien, befahl ihnen drohend, Frieden unter einander zu halten, die Compactaten seien Gesetz des Reiches, und fuhr, um seine Unparteilichkeit zu zeigen, selbst Rokycana mit den barschen Worten an: „Magister, du verlangst immer von andern Gehorsam, du aber willst niemand gehorchen!"[2]) Fantin.

Um gegen die bevorstehende Verurtheilung und Absetzung einen Fürsprecher zu haben, suchte Podiebrad jetzt überall Frieden zu stiften und näherte sich wieder dem Kaiser. Podiebrad und Friedrich III.

Gerade damals war es den Umtrieben des Herzogs Albrecht gelungen, einen Aufstand in Wien gegen Friedrich III. hervorzurufen. Wolfgang Holzer, ein Wiener Kleon, früher Viehhändler, verjagte im Einverständnis mit Albrecht Bürgermeister und Rathsherren und ließ sich von den Aufrührern zum obersten Viertelmeister und Beschützer der Stadt ausrufen, 19. August 1460. Diesmal rasch, brach der Kaiser mit 4000 Mann gegen Wien auf, welches aber Holzer in Vertheidigungszustand setzen ließ. Der Kaiser musste die Nacht vor der Stadt zubringen und nach dreitägigen Unterhandlungen wurden ihm erst die Thore geöffnet, nachdem er urkundlich zugesagt hatte, dass er sein Heer entlassen und das Geschehene nicht ahnden wolle.[3]) Als Friedrich trotz alldem mit unzeitiger Güte die Rebellen behandelte, sprach seine Gemahlin Eleonora in hochfürstlichem Gefühl zum jungen Maximilian: „Portugals Könige benehmen sich anders, Stolzen und Halsstarrigen schmeicheln sie nicht, dem Überwundenen und Demüthigen aber sind sie gnädig. So geziemt es sich für einen König und vorzüglich aber für (Holzer. — Aufstand in Wien. — Eleonora.)

---

[1]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 229. — Voigt, Enea Silvio, III, S. 458. — Markgraf, Über das Verhältnis Königs Georg von Böhmen zu Papst Pius XII. Breslau 1887.
[2]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 241—254.
[3]) Kurz, Österreich unter Friedrich IV. Wien 1812, II, S. 1 ff.

einen Kaiser, mit seinen Unterthanen zu verfahren. Wüsste ich, mein Sohn, dass du dich wie dein Vater benehmen werdest, so müsste ich bedauern, dass ein Thron auf dich wartet." — Wirklich hätte ein ernsteres Auftreten auch die Gutgesinnten ehrerbietiger gegen den Kaiser gemacht, während seine Versicherung, dass er nur Frieden und Gnade mitbringe, dass er keinen Groll gegen die Wiener hege, diese
Die Wiener nur verwegener machte. Den Bürgermeister, den ihnen der Kaiser setzte, nahmen sie nicht an, sondern wählten den Holzer; das Geld, das Friedrich zur Bezahlung der Söldner brauchte, zahlten sie nicht, und als er wegen eines Straffalles ihnen den Blutbann entzog, sandte ihm der Magistrat einen Absagebrief und bemächtigte sich aller Gefälle. Bald tobte der Aufruhr durch die Straßen
belagern und begannen die Wiener den Kaiser in seiner Burg zu belagern. Große Kanonen wurden aufgeführt, einige Thürme zerschossen. In der Burg waren nur 200 Krieger, aber alle entschlossen und thätig in der Abwehr. Als man den Kaiser einlud, die Kaiserin und den kleinen Max aus der Burg zu entlassen, antwortete er: „Ich
den standhaften Kaiser. will entweder hier mit ihnen den Tod finden, oder Rache!" Der Kampf nahm immer größere Ausdehnung. Viele Ritter aus Österreich und Steiermark kündigten, empört über die Schmach ihres Monarchen, der Stadt die Fehde an, die Wiener aber riefen den Herzog Albrecht zu Hilfe, der mit zwei großen Kanonen und vielen Bewaffneten am 2. November in die Stadt einzog und sogleich den Kampf gegen die Burg eröffnete, in welcher durch Mangel an Lebensmitteln die Noth auf das höchste gestiegen war. Desungeachtet wies der Kaiser den Antrag, die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Maximilian niederzulegen, für welchen natürlich Albrecht als Regent und Erzieher eingesetzt worden wäre, entschieden mit den Worten zurück, die Burg müsse sein Friedhof werden.[1])

Da, im Augenblick der höchsten Noth, am 17. November 1460, kam die Kunde, ein böhmisches Heer stehe zur Rettung in der Nähe! Dreißig Pferde hatte Andreas Baumkircher todtgeritten, um schnelle Hilfe in Böhmen zu erwirken; am 28. October traf er in Prag ein, am nächsten Tag schrieb Podiebrad schon ein allgemeines Aufgebot aus, am 5. November standen schon 2000 Böhmen bei Krems, am 16. unterhandelte der König schon persönlich mit
Podiebrad vor Wien. Albrecht; am 19. stritten die Böhmen tapfer, aber unglücklich, gegen die Wiener, am 21. November begannen diese vom Kampf abzustehen und zu unterhandeln.

Vergleich. Am 2. December wurde der Vergleich abgeschlossen, wonach Albrecht durch acht Jahre die Regierung von Niederösterreich übernahm, dagegen aber aus den Einkünften jährlich 4000 Ducaten an den Kaiser abzuführen hatte. Am 4. December war die kaiserliche Familie frei. Am 5. December brachte Podiebrad die beiden feindseligen Brüder in Korneuburg zusammen. Albrecht gieng rasch auf den Kaiser los und neigte sich dann vor ihm auf das Knie, Friedrich aber wandte sein Antlitz von ihm weg und gab ihm keine Antwort. Die Erbitterung über die Schmach, die ihm der Bruder angethan, blieb ungemildert, selbst vor Maximilian durfte man später nie den Namen Albrechts nennen.[2])

Podiebrad hatte es in seiner Gewalt, da er ein großes Heer mit sich führte, ganz andere Bedingungen des Vergleichs aufzustellen, allein schon ein

1) Kurz, l. c. II, S. 17 ff.
2) Palacky, l. c. IV, 2, S. 258—265.

alter Schriftsteller sagt: er wollte den Kaiser nur nicht unterliegen lassen gegen aufrührerische Unterthanen, ihm aber so die Flügel beschneiden, dass er sich vor ihm nie mehr zu fürchten hätte. Sein Zweck.

Übrigens bewies sich der Kaiser dankbar: er soll dem Böhmen alle Urkunden über den Erbvertrag mit Österreich vom 10. Februar 1364 zurückgestellt haben; er erweiterte Böhmens Privilegien, erklärte, dass die Kaiser kein Recht hätten, sich fürder in die inneren Angelegenheiten Böhmens zu mischen; er gab der Königin Johanna eine goldene Krone zum Geschenk, erhob die jüngeren Söhne des Königs in den Reichsfürstenstand, ernannte Podiebrad sogar zum Vormund seines Sohnes Maximilian für den Fall eines frühzeitigen Todes und setzte ihn zu seinem Erben ein, wenn Maximilian vor Erreichung der Volljährigkeit mit Tod abgehe, und machte sich verbindlich, den Streit des Königs mit dem Papst wo möglich beizulegen. Wirklich machte Friedrich III. den Fürsprecher bei Pius II., der aber an den Kaiser schrieb: „Der Böhme hat dich nicht befreit, wie wir erwarteten; er hat sich wieder seiner alten Kunstgriffe bedient: er ließ dich nicht ganz untergehen, aber auch nicht siegen; er will, dass die Österreicher in ewigem Hass gegen einander wüthen, damit er ihr Schiedsrichter und endlich ihr Herr werde."[1]) Pius II.

Friedrichs Vermittlung hatte wirklich einen Stillstand in dem Verfahren der Curie gegen Podiebrad zur Folge. Doch währte dies Verhältnis Friedrichs zu Podiebrad nicht lange.

Einmal bekam Friedrich III. durch den Tod seines Bruders Albrecht, der am 2. December 1463 kinderlos an der Pest wegstarb,[2]) Luft und wurde durch den Besitz von Österreich seine Macht verstärkt; dann kam durch Vermittlung des Papstes der Friede zwischen dem Kaiser und Matthias Corvinus zustande, 19. Juli 1463. Die Ungarn zahlten 60.000 Goldgulden, erhielten dafür aber die Krone des heil. Stephan zurück. Friedrich nahm Matthias Corvinus an Sohnesstatt an, durfte dafür aber auch fürder sich König von Ungarn nennen und erhielt für den Fall, dass Matthias ohne einen legitimen Sohn sterbe, das Nachfolgerecht in Ungarn.[3]) In einem geheimen Artikel soll Matthias sogar versprochen haben, nach dem Tod seiner ersten Gattin nicht wieder zu heiraten. Die schöne Katharina starb 1464 und so löste sich das letzte Band, welches den kühn aufstrebenden Ungarnkönig noch an Podiebrad fesselte. Schließlich ward Friedrich III. stutzig über die Verhandlungen Podiebrads mit Frankreich. Der Böhme nahm seinen Plan eines Parlamentes der Könige und Fürsten der Christenheit wieder Ödenburger Friede.

---

[1]) Palacky, l. c. IV, S. 260. — Huber, l. c. III, S. 171 leugnet dies: Alle Urkunden über den Erbvertrag von 1364 und 1366 seien noch 1526 in Innsbruck vorhanden gewesen.

[2]) Unter die rühmlichen Thaten des Herzogs Albrecht gehört die Stiftung der Universität Freiburg 1457: „Er habe zur Abtragung seiner Schulden gegen Gott, zu Trost, Hilfe, Widerstand und Macht für die ganze Christenheit gegen die Feinde ihres Glaubens eine Hochschule und Universität stiften und dadurch den Brunnen des Lebens graben helfen wollen, woraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit." Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg. 1852, Bd. I, S. 7—15.

[3]) Szalay, Geschichte Ungarns, III, S. 229 ff. — Krones, l. c. II, S. 456.

auf, zumal ihn Albrecht Achilles vor den päpstlichen Plänen gegen ihn gewarnt hatte. Am kaiserlichen Hof sprach man nun davon, dass der König von Frankreich, durch den Böhmen verlockt, sich die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen trachte. Der Kaiser wurde kalt gegen Podiebrad, argwöhnisch, bald feindselig.[1])

Die Dinge nahmen jetzt einen raschen Verlauf, als nach dem Tod Pius II. ein Neffe Eugens IV., Peter Barbo, Cardinal von St. Marco, unter dem Namen Paul II. den päpstlichen Stuhl bestieg (1464—1471). Paul II., prachtliebend und eisernen Sinnes, war mit den böhmischen Angelegenheiten weniger vertraut, allein der Cardinal Carvajal genoss im heiligen Collegium hohes Ansehen ob seines Geistes und seiner Tugenden und keiner kannte besser als er die Zustände Böhmens und Podiebrads Bestrebungen. Am 22. Juni 1465 wurde Georg von Podiebrad, „der sich einen König von Böhmen nennt, vorgeladen, sich binnen 180 Tagen persönlich am päpstlichen Hof zu stellen, um sich über die ihm zur Last gegebene Ketzerei, über Rückfall, Meineid, Kirchenraub, Gotteslästerung und andere damit verbundene Verbrechen zu rechtfertigen".

Paul II.

Process gegen Podiebrad.

Der Bischof Rudolf von Lavant wurde ermächtigt, im Namen des apostolischen Stuhles die Bande der Unterthanen und Verbündeten zu lösen und alle zu bannen, welche dem König gegen seine katholischen Unterthanen Hilfe leisten würden. Der Böhme erbot sich, um das Gewitter fernzuhalten, auf die Bestätigung der Prager Compactaten zu verzichten, nur sollten die religiösen Unterschiede in statu quo belassen werden; ferner vom Papst einen Erzbischof anzunehmen, der die Priester sub una und sub utraque weihe; polemische Predigten sollten beiderseits streng verboten, die geistlichen, erzbischöflichen, Kloster- und Kirchengüter zurückerstattet werden. Allein das Angebot fand keinen Glauben.

Bann

Am 23. December 1466 wurde der Bann über Podiebrad ausgesprochen, als Ketzer, Ketzerbeschützer, Meineidiger und Kirchenräuber. Podiebrad nahm den Handschuh auf, verband sich wieder eng mit der Reformpartei, nahm Dr. Mayr und Gregor von Heimburg wieder in seine Dienste und appellierte an ein künftiges, allgemeines Concil, an einen künftigen, gerechteren Papst und an die gesammte Christenheit.[2])

Katholischer Herrenbund.

Krieg gegen Podiebrad.

Der Streit war schon über die Form des Processes und öffentlicher Verhandlungen hinausgelangt und man hatte schon zum Schwert gegriffen. In Böhmen hatte sich ein katholischer Herrenbund gebildet, welcher schwere Klagen gegen den König auf dem Landtag vortrug: er dulde, dass Rokycana und seine Priester gegen die Katholiken hetzen und Unruhen erregen, er schmälere die Freiheiten des Landes, erhebe Steuern, die nicht bewilligt seien, und wandte sich mit ihren Beschwerden an den Kaiser und andere Fürsten. Bald begann der Kampf in Böhmen und in Schlesien, wo man sich nie gern Podiebrad gefügt hatte. Schlösser und Städte wurden berannt und vertheidigt.[3]) Schwerer als

---

[1]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 296—319.
[2]) Ibid. IV, 2, S. 315—395.
[3]) Ibid. IV, 2, S. 396—500.

diese vereinzelten Kämpfe wog jedoch, dass Matthias Corvinus sich erbot, das Schwert gegen Podiebrad zu führen, nachdem der Polenkönig Kasimir die Leitung eines Kreuzheeres abgelehnt hatte. Am 31. März 1468 sandte der König von Ungarn seinen Absagebrief an Georg und rückte mit 16.000 Mann, 2000 Streitwägen und 50 Geschützen in Mähren ein. Auf dem Marchfeld schien es zur Schlacht zu kommen, allein es ward unterhandelt. Podiebrad fürchtete das Glück des jungen Helden und die rasche ungarische Reiterei, Matthias dagegen die Erfahrungen des alten Heerführers und das kampfgeübte husitische Kriegsvolk. Bei Trebisch ward dann gestritten, ferner bei dem Dorfe Raigern. Als Matthias selbst in Böhmen einzufallen wagte, um Kuttenberg und seine Silberbergwerke in Besitz zu bekommen, wurde er bei Wilimow durch die klugen Vorkehrungen Podiebrads vollkommen eingeschlossen und schien verloren. Da begann er zu unterhandeln und Georg ließ sich täuschen und die Ungarn entschlüpfen. Matthias soll 27. Februar 1469 Georg auf Handschlag und Ehre versprochen haben, dass er ihn mit dem Papst auf Grundlage der Compactaten aussöhnen werde, wofern nur die Böhmen auf derselben Grundlage dem apostolischen Stuhle und dessen Legaten vollkommenen Gehorsam leisteten;[1]) auch soll er ihm die Versprechungen der deutschen Königskrone von Seiten des Kaisers und Papstes mitgetheilt und ihn als Kurfürsten um seine Stimme gebeten und dafür die Zurückstellung der eroberten Städte und Schlösser versprochen haben. Ein Waffenstillstand bis zum 3. April 1469 ward abgeschlossen, während dessen beide Könige in Olmütz zusammentreten und über den Frieden unterhandeln sollten. Matthias Corvinus.

Kaiser Friedrich hatte indes am 16. November 1468 eine Wallfahrt nach Rom angetreten. Dem Matthias soll er für den Schutz Österreichs die Erhebung zur römischen Königswürde verheißen haben; richtiger versichern wohl andere, dass er in Rom wider seinen neuen, aber gefährlichen Freund Matthias Schutz und Hilfe suchte, dass er die Zusicherung der Erblichkeit der ungarischen und böhmischen Krone für sich verlangte. Allein Matthias ließ Böhmen nicht aus dem Auge, hielt sich nicht an sein Versprechen Podiebrad gegenüber, sondern nahm nach täuschenden Verhandlungen die Wahl eines Königs von Böhmen an, 3. Mai 1469 zu Olmütz. Aber diese Krone war nicht das letzte Ziel seines Ehrgeizes, sie sollte ihm nur Mittel sein, die deutsche Krone zu erwerben, denn als König von Böhmen war er Reichsfürst und konnte also seine Wahl mit ganz andern Mitteln ins Werk setzen.[2]) Friedrich III. in Rom. Matthias Böhmenkönig.

Podiebrad aber, durch diesen Schritt des Gegners zum Äußersten gereizt, fand nun seine volle Thatkraft wieder. Um Matthias nicht in den Besitz von Böhmen gelangen zu lassen und weil er selber daran verzweifelte, dass seine Söhne nach ihm auf dem Thron sich halten könnten, setzte er auf dem Landtag zu Prag, Juni 1469, die Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw, des Sohnes des Königs Kasimir, zum Thronfolger in Böhmen durch. Wladislaw sollte sich mit seiner jüngsten Tochter Ludmilla verloben, nach dem Tode Georgs die Witwe und Söhne in ihren Besitzungen schützen und für die Aussöhnung der Utraquisten mit Rom thätig sein. Um weiter Matthias alle Aussichten auch auf Gegenwahl.

[1]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 501—565.
[2]) Ibid. IV, 2, S. 566—644.

die deutsche Krone abzuschneiden, warb Georg für die Ernennung des Herzogs von Burgund zum König, Böhmen aber sollte vom Reich unabhängig werden. Matthias wurden zugleich im eigenen Lande Schwierigkeiten bereitet. Feinde hatte ihm sein stolzer Sinn unter den Großen ohnehin genug geweckt und nur seine Klugheit und Thatkraft bewahrte ihm die Krone. Der Krieg gegen Böhmen war in Ungarn ohnehin nicht beliebt.[1]) In Mähren, Böhmen und Schlesien wussten die Ungarn sich keine Zuneigung zu erwerben. Die Kreuzfahrer, die gegen Böhmen heranrückten, waren für Matthias keine wirkliche Unterstützung, denn wegen ihres wilden Gebarens reizten sie die Böhmen zur Verzweiflung und wurden aus dem Lande wieder hinausgeschlagen. Podiebrads Sohn, Victorin, tapfer aber unbesonnen, wurde zwar bei Hulein besiegt und bei Wesely gefangen, dafür aber Matthias von Victorins Bruder Heinrich bei Hradisch in die Flucht geschlagen.[2])

Krieg gegen Podiebrad.

Die öffentliche Meinung wandte sich wieder zu Gunsten Podiebrads. Der böhmische Herrenbund war erschöpft und geneigt zur Aussöhnung. Auch der Kaiser wünschte nicht mehr Podiebrads Untergang, seit der Ehrgeiz des Matthias und sein gieriges Haschen nach der deutschen Krone deutlich wurde.

Im März brachen Vater und Sohn miteinander und blieben unversöhnliche Feinde bis zu ihrem Tode. Jetzt begann auch Matthias mit Podiebrad zu unterhandeln: Matthias sollte Podiebrad in Böhmen folgen und dem Victorin dafür das Herzogthum Mähren überlassen. Allein der Landtag verwarf diese Anträge und erneuerte den Vertrag mit dem Polenkönig und im August 1470 wurde Matthias noch einmal aus Böhmen hinausgeschlagen. Insofern hatte sich also Podiebrad behauptet. Ein letzter Schlag gegen seine Feinde sollte jedoch auf dem Reichstag zu Regensburg geführt, Podiebrad zum König gewählt und, wenn der Papst sich nicht mit ihm aussöhnte, diesem der Gehorsam aufgekündigt und die geistlichen Güter in Deutschland säcularisiert werden. Die Sache war so bedeutsam, dass selbst Kaiser Friedrich III. sich entschloss, den Reichstag zu besuchen, seit fünfundzwanzig Jahren wieder zum erstenmal. Ehe aber der Reichstag zustande kam, starb Podiebrad 21. März 1471. Rokycana war gerade einen Monat vor ihm aus dem Leben geschieden. Kurz vorher hatte er von dem König noch den Vorwurf hören müssen: „Meister, du hast im Lande genug gemeistert; hätte ich deinen Vorschlägen nicht gefolgt, so wäre ich ein ruhmvoller König und die armen Böhmen stürben jetzt nicht vor Hunger.“[3])

Reformpläne.

Ende Podiebrads und Rokycanas.

---

[1]) Szalay, Geschichte Ungarns, III, S. 275—297.

[2]) Palacky, l. c. IV, 2, S. 567—644.

[3]) Ibid. IV, 2, S. 645—669. — Für Podiebrad als Reformator vor der Reformation schwärmt Max Jordan: „Das Königthum Georgs von Podiebrad.“ Leipzig 1861. Ruhiger in seinem Urtheile ist Dr. Moriz Richter.

Spanien im fünfzehnten Jahrhundert.

Während der Islam durch die Uneinigkeit der christlichen Völker im Südosten Europas eine die Unabhängigkeit aller schwer bedrohende Machtstellung erlangte, erhielt er im Südwesten Europas durch die Vereinigung der Königreiche Castilien und Aragonien seinen Todesstoß. Diese Vereinigung fand statt durch die Vermählung Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Castilien und es gab kein zweckdienlicheres Mittel, die Macht der Regierung zu befestigen und die Liebe des Volkes zu gewinnen, als ein siegreicher Krieg gegen die Mauren in Granada. Vor ihnen war ein steter Kampf zwischen der Krone und den unbändigen Großen, die Regentenweisheit und das Kriegsglück der katholischen Herrscher jedoch führten in Spanien geordnete, beglückende Zustände herbei und gaben diesem Volke bald einen tonangebenden Einfluss im gesammten Abendlande.

Wir schlossen oben Bd. VI, S. 554 die castilische Königsreihe mit Johann I., welchem 1390—1406 sein Sohn Heinrich III. auf dem Throne folgte. Heinrich III. war erst eilf Jahre alt, als er den Thron bestieg, und seine Jugend war durch den Streit um die von den Ständen beschlossene Regentschaft beunruhigt. 1393 ergriff jedoch der geistig früh reife König — körperlich war er immer schwach und heißt auch in der Geschichte Heinrich der Kranke — die Zügel der Regierung und seine ausgezeichneten Eigenschaften begründeten das Glück seines Volkes. Die Großen wurden gebändigt, die der Krone entrissenen Güter selbst von den Verwandten unerbittlich eingezogen. Eines Abends, heißt es, als der junge König müde und hungrig von der Jagd zurückkehrte, fand er in seinem Palast keine Erfrischung und musste von seinem Haushofmeister hören, dass er weder Geld noch Credit habe, während im Palast gegenüber die Großen einem verschwenderischen Gastmahl beiwohnten. Am nächsten Morgen hieß es, der König sei plötzlich gefährlich erkrankt. Die Großen eilten in den Palast, kaum waren sie jedoch alle beisammen, als Heinrich III. frisch und gesund, aber mit strengem Antlitz und gezücktem Schwert eintrat und den Thron bestieg. „Wie viel Herrscher habt Ihr in Castilien gekannt?“ fragte er barsch den Primas. Dieser antwortete: „Vier.“ Dann gieng die Frage weiter. „Fünf“ war die höchste Zahl, die einer zu nennen wusste. „So jung ich bin, kenne ich mehr als zwanzig“, antworte der König. „Ha! ihr seid die wirklichen Herrscher Castiliens, welche die Einkünfte des Reiches genießen, während ich, der Monarch, darben muss!“ — Bei diesen Worten trat der Scharfrichter mit den Werkzeugen zur Hinrichtung ein. Die erschrockenen Edelleute fielen auf die Knie und flehten um ihr Leben. Der König

Castilien.

Heinrich III.

hielt sie gefangen, bis ihm seine Güter zurückgestellt waren. Eine spätere Erhebung wurde unterdrückt, die wilden Kräfte in glücklichen Kriegen beschäftigt, Tetuan in Afrika erobert, 1406 den Mauren in Granada der Krieg erklärt und vielleicht wäre damals schon das Maurenreich gefallen, hätte den König nicht in seinem siebenundzwanzigsten Jahr eine Krankheit dahingerafft.

Johann II. Sein Sohn Johann II., welcher ihm 1406—1454 nachfolgte, war erst vierzehn Monate alt. Die Stände übertrugen dem Bruder des verstorbenen Königs, Ferdinand, die Regentschaft, welcher sie bis nach seinem Abgang nach Aragonien als König 1412 vortrefflich führte. Von da bis 1417 leitete Catalina,[1] die Mutter des jungen Königs, bis zu ihrem Tode 1417 allein die vormundschaftliche Regierung, an welcher ihr früher Ferdinand freiwillig und gewissenhaft einen Antheil gestattet hatte. Jetzt gewannen zwei Vettern, Don Juan und Don Enrique, Söhne Ferdinands, Einfluss. Bald entstand ein Streit um die Gewalt, da der König nie recht selbständig wurde, deren sich aber zuletzt sein ehrgeiziger Günstling, Alvaro de Luna, ein Bastardspross jenes Hauses, aus welchem Papst Benedict XIII. stammte, zu bemächtigen und sie dreißig Jahre hindurch zu behaupten wusste. Er ist der Lord Wentworth Spaniens.

Alvaro de Luna. Alvaro war ein Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften, liebenswürdig im Umgang, der beste Reiter, Kämpfer, Tänzer und Sänger. Seine Geschicklichkeit in der Dichtkunst und im Gesang gewann ihm namentlich die Gunst des Königs. In Geschäften unermüdlich, war er kühn und beharrlich in Ausführung seiner Pläne und gewann solche Macht über den König, dass dieser nur unterschrieb, was ihm sein geschickter Minister vorlegte. Aber es fehlten auch die schlimmen Eigenschaften nicht, Habsucht, Stolz und Herrschsucht ohnegleichen. „Wie ein Wassersüchtiger nie ohne Durst, so war nach einem Zeitgenossen Alvaro nie ohne Verlangen nach Bereicherung, und hatte er eben vom Staat oder König eine Stadt oder Landschaft erhalten, so konnte er unmittelbar darauf noch um ein kleines Ritterlehen betteln.“[2] Weil nur durch ihn Ämter und Geschenke zu erlangen waren, so mussten die Großen um seine Gunst buhlen; er hatte zuletzt über 20.000 Vasallen, über 60 Städte und ein Jahreseinkommen von 100.000 Golddoublonen. Darum natürlich tiefer Hass gegen den Günstling und stete Parteiung und innere Kämpfe, in welchen aber Alvaro de Luna siegte. Man sprach von einer Behexung des Königs, der nicht ohne seinen Günstling leben könnte. Alvaro fiel zuletzt durch ein Weib, durch Isabella von Portugal, deren Vermählung mit seinem König er ohne Wissen desselben verhandelt hatte. Er glaubte, aus Dankbarkeit werde sie seine Stütze sein; sie ward aber bald seiner Herrschaft müde und forderte ihren Gemahl auf, die Bande der Knechtschaft zu sprengen. Der schwache König gab nach und trat zögernd und furchtsam der Verschwörung gegen seinen Liebling bei. Heimtückisch durch Verletzung des königlichen Geleitsbriefes ward Alvaro verhaftet. Ein Gericht von Rittern und Rechtsgelehrten sprach das Todesurtheil über ihn aus. „Geht es zum Tod?“ fragte Alvaro einen Franciscaner, der ihn mit Bewaffneten von der Festung Portillo abholte. „Jeder Lebendige geht den Weg zum Tode, dem Gefangenen steht er am nächsten und über Euch, Herr, ist der Spruch gefällt!“[3]) — Gefasst bestieg Alvaro den 2. Juni 1483 das Blutgerüst zu Valladolid. Der Henker

---

[1]) Katharina von Lancaster.

[2]) Fernan Perez de Guzman, Generaziones y semblanzas. Madrid 1775, p. 277.

[3]) Quintana, Vidas de Espannoles celebres, III, p. 243. Madrid 1833.

stieß ihm nach der rohen Weise jener Zeit das Messer in die Gurgel und schnitt ihm den Kopf ab. Der König fand keine Ruhe mehr: „O wäre ich doch als Handwerker geboren, oder hätte ich als Mönch gelebt und nicht als König von Castilien!“ — Johann starb bald nach seinem Günstling am 21. Juli 1454. Seine Fehler waren die der Schwäche, er wurde nie recht selbständig; sonst war er tapfer und fromm und ein warmer Freund und Beförderer der Dichtung und Wissenschaft, machte Verse und schrieb gutes Latein. An seinem Hofe übersetzte der Marquis von Villena Dantes „Göttliche Komödie“ in ungebundener Rede, blühte Innigo Lopez de Mendoza, „der Ruhm und die Freude des castilischen Adels“, und Johann von Mena, „die Blume der Wissenschaft und des Ritterthums“, dessen Gedichte der König, wie sein Gebetbuch, stets auf seinem Tische liegen hatte.

Heinrich IV., der Sohn Johanns II., 1454—1474, hat in der Geschichte den Namen „der Ohnmächtige“ und der spanische Geschichtschreiber Ferreras bezeichnet sein Leben als den großen Spiegel, in welchem die Fürsten lernen können, was sie vermeiden müssen, um ihre Völker glücklich zu machen. Heinrich war gutmüthig, sanft, aber durch viele Ausschweifungen an Leib und Seele entnervt, eine in Lust zerflossene Seele, gleichgiltig in Geschäften, so dass er Befehle unterschrieb, ohne von ihrem Inhalt Kenntnis zu haben, verschwenderisch ohne Maß. Als ihm sein Schatzmeister einmal Vorstellungen machte, erwiderte er: „Die Könige dürfen die Schätze nicht wie Privatpersonen aufhäufen; wir müssen unseren Feinden geben, um sie zu Freunden zu machen, und unseren Freunden, um sie als solche zu erhalten.“ — Bald hatte der König bei diesem Grundsatze keinen Heller mehr im Schatz. Die Ehre des Reiches sank durch schlecht geführte Kriege gegen die Mauren; der König brach ruhmlustig den Frieden, hatte aber keine Ausdauer im Krieg und zog sich, als es Ernst galt, mit den Worten zurück: er schlage das Leben eines Soldaten höher an, als das von tausend Muselmannen. Günstlinge wechselten rasch im Besitz der Macht. Am verhasstesten wurde Beltran de la Cueva, nicht bloß Liebling des Königs, sondern auch der zweiten Gemahlin desselben, Johanna von Portugal. Lästerzungen redeten ihr das ärgste nach und nannten ihre 1462 geborene Tochter Johanna Beltraneja. Schon 1459 klagten die Großen offen, dass der König die beschworenen Freiheiten des Landes breche und dass es am Hof an Gerechtigkeit wie an Zucht fehle. 1464 forderten Geistlichkeit und Ritterschaft die Entfernung Beltrans vom Hof, und dass der König seinen Stiefbruder Alfons als Nachfolger anerkenne und dessen Schwester Isabella mit Ferdinand von Aragonien verlobe, und von seinem ehemaligen Erzieher, dem Bischof von Cuença, musste der König die Worte hören: „Ich werde es noch erleben, Euch als den am tiefsten erniedrigten König von Spanien zu sehen.“ Als Heinrich IV. auf die Forderung der Großen nicht eingieng, schritten sie am 5. Juni 1465 zu einer in der spanischen Geschichte merkwürdigen That. Auf der Ebene von Avila war auf einem Gerüste ein Thron errichtet, darauf eine den König Heinrich IV. vorstellende Figur mit dem Abzeichen des Königthums. Dann ward eine Erklärung der Ungerechtigkeiten und Willkür des Königs verlesen, und dass nach altem Herkommen man das Recht habe, Heinrich IV. wegen seiner Fehler abzusetzen. Darauf riss der Erzbischof von Toledo der Figur die Krone vom Haupte, ein anderer riss ihr das Scepter, ein dritter das Schwert aus der Hand, endlich ward sie unter dem Jubel des Volkes in den Staub gestürzt und der eilfjährige Alfons auf den leeren Thron gesetzt — und die Anwesenden huldigten ihm unter

Enriquez IV.

abgesetzt.

Trompetenschall als ihrem neuen Landesherrn. — Heinrich IV. gerieth bei der Kunde davon in Verzweiflung und rief mit Job: „Nackend kam ich aus meiner Mutter Leib und nackend muss ich in die Erde kehren." Doch blieb er nicht ohne Hilfe, denn ein Theil seines Volkes missbilligte diese Erniedrigung der königlichen Würde. 1466 begann der Bürgerkrieg. Die blutige Schlacht bei Olmedo 21. August 1467 blieb unentschieden durch Heinrichs Schuld. Sein Los wurde nicht besser, als sein Bruder Alfons am 5. Juli 1468 todt in seinem Bett gefunden wurde.

Isabella. Der Erzbischof von Toledo bot nun der Schwester des Alfons, Isabella, die Krone an.[1]) Diese lebte damals, sechzehn Jahre alt, in einem Kloster und gewann durch ihre edlen Eigenschaften die Verehrung aller, die ihr nahe kamen. Die Spanier schildern sie als mittlerer Größe, heller Gesichtsfarbe, hellkastanienbraunen ins Röthliche schimmernden Haares; aus ihren milden blauen Augen strahlte Verstand und Gefühl, aus ihrem ganzen Wesen das schöne Ebenmaß sittlicher und geistiger Eigenschaften. Früh reich gebildet, bewahrte Isabella ihr ganzes Leben hindurch große Liebe zu den Wissenschaften.

Weil Isabella der Krone so nahe stand, so ward ihre Hand früh bald dem, bald jenem, nach der wechselnden Politik des Hofes bestimmt, wogegen sie sich nur durch den Einwurf wehren konnte, dass die Infantinnen von Castilien keine Ehe ohne die Einwilligung der Großen des Reiches eingehen könnten. Als sie ihrer Freundin Obadilla klagte, wie man sie eben mit einem wilden Parteiführer von zügellosen Leidenschaften vermählen wolle, zog diese einen Dolch aus dem Busen und rief: „Gott wird es nicht zugeben und auch ich nicht!" — Weil die Feinde Heinrichs IV. nach Alfons Tod sie als Königin von Castilien ausrufen wollten, so wies sie dies fest mit den Worten ab: so lange ihr Bruder Heinrich lebe, habe kein anderer ein Recht auf die Krone und das Land habe durch den Krieg zweier Könige genug gelitten, der Tod des Alfons sei vielleicht ein Wink des Himmels. Sie erbot sich zu vermitteln und am 5. September 1468 kam wirklich eine Versöhnung der Parteien zu Toros zustande. Heinrich versprach, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, Isabella als rechtmäßige Erbin von Castilien und Leon anzuerkennen und auf einem Landtag zu Ocanna anerkannten die Cortes Isabella als gesetzliche Thronerbin. Natürlich fehlte es jetzt an Bewerbern um ihre Hand nicht: darunter ein Bruder Ludwigs XI. und ein Bruder des Königs von England; sie schenkte aber ihr Herz dem schönen, klugen und ritterlichen Thronerben von Aragonien, Sicilien und Navarra, Ferdinand. Heinrich IV. hielt sein Wort nicht, wollte sie mit dem Kronprinzen von Portugal vermählen und hielt sie in Pacheco eine Zeitlang gefangen.

Vertrag zu Toros.

Ferdinand.

Da erhoben sich aber unter dem Erzbischof von Toledo ihre Getreuen und vermählten sie am 19. October 1469 mit Ferdinand, der unter Verkleidung und Fährlichkeiten aller Art ihr Schloss erreicht hatte, nachdem er im Vertrag von Corvara versprochen, die Gesetze des Reiches Castilien zu beobachten, seinen Wohnsitz in dieses Königreich zu verlegen und es ohne Bewilligung Isabellas nie zu verlassen, keine Anstellung ohne ihre Bewilligung

Vertrag zu Corvara.

[1]) William Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella. London 1838. Ins Deutsche übersetzt Leipzig 1842.

vorzunehmen und ihr allein die Ernennung zu geistlichen Würden zu überlassen, ferner den König Heinrich IV. gebürend zu ehren und den Krieg gegen die Mauren zu führen.[1])

Die Vermählung Isabellas durchkreuzte Heinrichs Pläne. Der Bürgerkrieg begann von neuem, erst der Tod Heinrichs am 11. December 1474 machte ihm ein Ende. Isabella ward am 13. December 1474 als Königin und Eigenthümerin von Castilien und Leon ausgerufen. Zwar nahm König Alfons von Portugal die Rechte seiner Nichte Beltraneja in Schutz, allein die Schlacht bei Toro entschied für Isabella und im Frieden zu Alcantara anerkannte auch Portugal die Thronfolge Isabellas.[2])

Auch ihr Gemahl Ferdinand stammte aus dem Hause Trastamara,[3]) denn der Mannsstamm der alten Grafen von Barcelona, welche 273 Jahre (1137—1411) in Aragonien geherrscht hatten, starb mit König Martin aus. Aragonien. Der letzte Herrscher Aragoniens, der uns früher entgegentrat, war Don Pedro IV. Ihm folgte sein Sohn Johann I., 1387—1395, Johann I. der Freund und Förderer der catalanischen Dichtung, prachtliebend und verschwenderisch, aber auch ein tüchtiger Krieger, welcher das aufständische Sardinien wieder zum Gehorsam zwang und seinem Bruder Martin in Sicilien Beistand leistete. Da Johann I. bei seinem Tod 1395 keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm nach dem Erbrecht Aragoniens, mit Ausschluss seiner Töchter, der

---

[1]) Prescott, Ferdinand und Isabella, I, S. 153—160. — Hefele, Der Cardinal Ximenez und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Tübingen 1851. — Das Wissenswerte über die Regierung der katholischen Herrscher gibt kürzer als Prescott, aber klar und sinnig, Dr. Reinhold Baumstark — in der zu Freiburg 1874 erschienenen Schrift: „Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien".

[2]) Prescott, l. c. I, Cap. 4—5.

[3]) Stammtafel des Hauses von Trastamara:

Heinrich II. von Trastamara, † 1379

- Johann I. von Castilien, † 1390, Gem.: Leonora von Aragonien
  - Heinrich III. von Castilien, † 1406, Gem.: Katharina von Lancaster
    - Johann II. von Castilien, † 1454, 1. Gem.: Maria von Aragonien; 2. Gem.: Isabella von Portugal,
      - (1. Ehe) Heinrich IV. von Castilien, † 1474.
      - (2. Ehe) Alfons, † 1468.
      - (2. Ehe) Isabella die Katholische, 1474—1504.
  - Ferdinand I. von Aragonien, † 1416, Gem.: Leonora von Albuquerque
    - Alfons V., 1416—1458, Gem.: Blanca von Navarra
    - Johann II. von Aragonien, † 1479, 1. Gem.: Blanca von Navarra. 2. Gem.: Johanna Henriquez,
      - (1. Ehe) Carlos, † 1461. Blanca. Leonora.
      - (2. Ehe) Ferdinand der Katholische, 1474—1516

Ferdinand der Katholische ∞ Isabella die Katholische:

- Johanna, vermählt 1490 mit Philipp dem Schönen, dem Sohne Kaiser Maximilians, König von Castilien († 1506)
  - Karl I., als Kaiser V., geb. 25. Februar 1500, † 1558.
  - Ferdinand, geb. 10. März 1503, † 1564.

Martin. Bruder Martin 1395—1410, lange die Stütze des Papstes Benedict XIII., weil seine Gemahlin eine nahe Verwandte desselben war. Martin führte Krieg auf Sardinien gegen die Genuesen. Sein Sohn Martin, welcher mit der Erbin Siciliens vermählt war, starb 1409 und so kam, da der König weder Söhne noch Brüder hinterließ, nach seinem Tode die Regierung an den Sohn seiner Schwester, Ferdinand, den Bruder des castilischen Königs Heinrich III. (Ferdinand.) Dieser regierte Aragonien 1412—1416 verständig und gerecht, wie er früher die Regentschaft in Castilien geführt hatte; er hat auch in der Geschichte den Namen des Gerechten. (Alfons V.) Sein Sohn und Nachfolger Alfons V. (1416—1458) heißt in der Geschichte Aragoniens der Weise. Schon den Anfang seiner Regierung bezeichnet ein Salomonisches Urtheil. Eine junge Sclavin klagte vor ihm gegen ihren Herrn, dass er der Vater ihres Kindes sei und sie nicht gemäß eines alten Gesetzes in Freiheit setzen wolle. Der Angeklagte leugnete. Da befahl Alfons, das Kind in die Sclaverei zu verkaufen. Das erschütterte den Vater: er anerkannte sein Kind und gab der Mutter die Freiheit. Alfons heißt aber auch der Weise wegen der klugen Art, mit der er Sicilien behauptete und sein Recht an Neapel, das ihm die Adoption durch die Königin von Neapel verschaffte, geltend zu machen wusste. 1443 war er im Besitz von Neapel, welches er bei seinem Tod seinem natürlichen Sohn Ferdinand hinterließ, während ihm in Aragonien (Johann II.) sein Bruder Johann II. folgte 1458—1479, welcher schon durch seine Gemahlin Blanca 1429 in den Besitz von Navarra gekommen war. Blancas Sohn Karl (sie starb 1441), ist der vielgenannte Prinz von Viana und kam mit seinem Vater, welcher der zweiten Gemahlin den Titel einer Königin von Navara beilegte, darob in einen Streit, welcher den Sohn ebenso beliebt, als den Vater verhasst machte. Der Sohn forderte die Krone, an die der Vater sich zu sehr gewöhnt hatte, um sie aufgeben zu können. 1461 starb Karl plötzlich weg, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, und Barcelona war in diesem Streit zwischen Vater und Sohn Johann II. so abgeneigt geworden, dass es sich für eine Republik erklärte und erst 1471 gegen Bestätigung all seiner Freiheiten zum Gehorsam zurückkehrte. Johann II. fehlte es weder an Muth noch an Staatsklugheit, allein sein Ehrgeiz war zu unruhig, seine Entwürfe zu ungerecht, sein Verfahren zu oft überstürzt: darum war seine Regierung durch innere Kämpfe in einemfort beunruhigt. Viel klüger, umsichtiger und glücklicher war sein Sohn Ferdinand, welcher jetzt durch den Besitz der Hand Isabellas Castilien und Aragonien in seiner Hand vereinigte.[1] —

Spanien unter Ferdinand und Isabella. — Die Eroberung Granadas.

(Verstärkung der Krongewalt.) Waren die spanischen Staaten bisher eher aristokratische Republiken als Monarchien, so erstarkte jetzt durch die Verbindung Castiliens mit Aragonien und durch die weisen Anordnungen, welche die katholischen Könige trafen, die Macht der Krone. Spanien[2]) glich damals Deutschland während der kaiser-

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 104—129.

[2]) Ibid. I, S. 222—229. — Havemann, Darstellungen aus der innern Geschichte Spaniens. Göttingen 1850, S. 86 ff.

losen Zeit, Isabella trat jedoch mit nicht geringerer Thatkraft als Rudolf von Habsburg dem Raub und Bruche des Landfriedens entgegen.

Gegen den Adel, der das Recht der Fehde als einen Vorzug seines Standes betrachtete, verbündete sich die Krone mit den Städten und setzte der Zügellosigkeit und Gewaltherrschaft Schranken durch Neubegründung der Santa Hermandad oder heiligen Bruderschaft.[1] Alle Städte Castiliens schlossen sich auf den Cortes zu Madrigal 1476 zu einer Genossenschaft zusammen, die alle des Friedensbruches, der Widersetzlichkeit, des Raubes, der Brandstiftung, der Nothzucht Schuldigen schnell verfolgte und unerbittlich mit dem Tod bestrafte; je hundert Hausväter stellten einen Reiter, die Krone die Officiere, in jeder Stadt waren Gerichte, die Missethäter wurden mit Pfeilen erschossen. Persönliche Sicherheit und Ordnung waren in kurzer Zeit hergestellt, Handel und Gewerbe blühten. Schon 1498 konnte man dem Volke die schwere Last abnehmen. Die Königin selber saß jeden Freitag zu Gericht und übte ohne Rücksicht auf Rang und Vermögen strenges Recht. In ähnlicher Weise trat Ferdinand in seinem Königreiche gegen Räuberbanden und Raubritter auf; im einzigen Galicien wurden fünfzig Festungen gebrochen. Keiner wagte mehr den Arm gegen den andern zu erheben, keiner suchte mehr eine andere Hilfe, als die der Arm des Gesetzes ihm gewährte. Das ganze Rechtswesen wurde geregelt und sorgfältig überwacht, wackere Richter angestellt, käufliche streng bestraft, Armenanwälte eingeführt; die Richter mussten jede Woche den Zustand der Gefängnisse untersuchen. Es begann ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit, in welchem ein von zwei oder drei Richtern unterzeichneter Beschluss mehr geachtet wurde, als früher ein ganzes Heer.

Santa Hermandad.

Rechtspflege.

Da die bisherigen Gesetzbücher, das gothische, die Fueros der Könige und die Siete partidas Alfons X. ungenügend waren, und wie die Beschlüsse der Cortes einander oft widersprachen, so ertheilte Isabella 1480 auf dem Ständetage zu Toledo dem berühmten Rechtskundigen Alonso Diaz de Montalvo den Auftrag, auf Grundlage der bisherigen Gesetzessammlungen ein neues Gesetzbuch zu entwerfen, das in vier Jahren vollendet, gedruckt und als Ordenanças reales in ganz Castilien eingeführt wurde.[2] In gleich weisem und kräftigem Geist wurden dem Adel die Zweikämpfe untersagt und Theilnahme daran mit der Strafe des Hochverrathes belegt, wurde ihm auch verboten, neue Festungen anzulegen und die Herausgabe der königlichen Güter zur Pflicht gemacht, und stieg dadurch das Einkommen des Staates, welches unter Heinrich IV. bis auf 3,500.000 Ducaten herabgesunken war, auf 26,500.000 Ducaten. Zu hohen Stellen beförderten nicht mehr bloß Geburt, sondern Verdienst, und ein schöner Wetteifer entstand. „Wenn wichtige Ämter dem Verdienst zufallen," lautet ein Erlass der Könige, „so werden die Leute streben, sich durch Tugenden auszuzeichnen, um die Belohnung dafür zu erlangen." Auch der Adel fieng jetzt an, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen.

Gesetze

Staatshaushalt.

Auch die mächtigen drei Ritterorden machte die Krone ihren Zwecken dienstbar und machte ihnen eine feindselige Stellung gegen den Staat unmöglich. Jeder dieser Orden war frei von bischöflicher Gerichtsbarkeit und verfügte über eine Reihe von Städten und Festungen, Pfründen, Rittern und Lanzenträgern; St. Jago z. B. über 400 Schwertritter und 1000 Lanzenträger, sein Groß-

[1] Hernando del Pulgar, Cronica de los reyes catolicos, cap. 56.
[2] Prescott, l. c. I, S. 235—239.

Großmeisterstelle. meister hatte ein Einkommen von 60.000 Ducaten, der von Alcantara von 45.000, der von Calatrava von 40.000 Ducaten. Soviel Macht in einer Hand konnte die Krone stützen oder ihr gefährlich werden — Grund genug für Ferdinand, die Großmeisterschaft an sich zu ziehen: 1487 ward er mit Genehmigung des Papstes Großmeister von Calatrava, 1494 von Alcantara und 1499 von St. Jago. Papst Adrian VI. verband die Großmeisterschaft der drei Orden für immer mit der Krone.[1])

Kirche. Auch die Gebrechen der Kirche Spaniens wurden gehoben. Isabella und Ferdinand erwirkten vom Papste Sixtus IV., dass die höchsten Würden der spanischen Kirche nur an solche Eingeborne ertheilt wurden, die von der Krone empfohlen waren, dass jüngere Söhne adeliger Familien, die zum Genuss gewisser Pfründen die Tonsur erhalten hatten, sich auch als Geistliche betragen mussten, und wenn sie Raub, Friedensbruch und Todschlag begiengen, dem weltlichen Arm verfielen, dass das Asylrecht beschränkt wurde, dass der älteste Prälat Spaniens das Recht erhielt, über jeden der Widerspenstigkeit gegen die Krone schuldigen Prälaten zu Gericht zu sitzen, dass Klöster, in denen ein zuchtloses, ordnungswidriges Leben eingerissen war, reformiert wurden und dass die gesammte Geistlichkeit zur Durchführung der Hermandad mit einer geringen Abgabe belegt wurde.[2]) —

Granada.

Das Reich Granada. Kaum war Spanien geeinigt, so kam es zum Kampf mit dem letzten maurischen Staat auf der Halbinsel, mit Granada. Wie einst die Berge des Nordens der Sitz der edelsten Gothen wurden, welche Freiheit und Religion allem vorgezogen, so war auch der kleine Küstenstrich im Süden der Halbinsel jetzt Zuflucht des Kernes der maurischen Bevölkerung: aus Murcia war die Industrie, aus Valencia der Ackerbau, aus Cordova und Toledo die Wissenschaft und Kunst dorthin gewandert, seit diese Städte wieder an die Christen gekommen waren.[3]) Das kleine Reich konnte 100.000 Krieger ins Feld stellen und warf seinem Herrn aus den Zöllen und dem Siebenten des Ertrages der Felder ein Reinerträgnis von 1,200.000 Ducaten jährlich ab. Wie man im Norden einst so viele Dörfer zählte, wo heutzutage nur höchstens Einsiedeleien sind, so zählte man bloß im Flussgebiet des Quadalquivir 12.000 Städte und Dörflein, die nach den Worten eines arabischen Dichters „unter den Bäumen leuchteten wie Perlen von Smaragden umfasst". Freilich lockte das Land zur Ansiedlung, die Producte aller Breitegrade gediehen in ihm, der Hanf des Nordens unter den Oliven des Südens; die Sierra Nevada schützte vor allzugroßer Hitze und die südliche, mit Algier und Tunis parallele Lage vor der Kälte des Winters.

Der Fleiß der Bewohner steigerte die Fruchtbarkeit des Bodens: es waren meist Syrer und das schöne Thal des Xenil wurde von ihnen mit den schönen

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 246–252.
[2]) Ibid. I. S. 254—259.
[3]) Vergl. Bd. V, S. 704—733; Bd. VI, S. 535 dieses Werkes.

Thälern bei Damaskus verglichen. Wie blühte der Ackerbau, wie wurden durch künstliche Wasserleitungen sogar die höheren Regionen der Berge fruchtbar gemacht! Wein und Zucker wurden in Fülle gewonnen, die Seidenzucht lieferte ein glänzendes Erträgnis. Daneben blühten Gewerbe und Handel, die Bergwerke ergaben reichlichen Gewinn, Glas- und Goldwaren wurden überallher gesucht; die Kaufleute zeigten sich zuverlässig in Handel und Wandel, in den Häfen von Almeria, Malakka waren die Schiffe aller seefahrenden Nationen, Granada heißt die allen Völkern gemeinsame Stadt. Allenthalben herrschte Wohlhabenheit, in den Hauptorten gab es Armen- und Krankenhäuser. Ackerbau und Handel.

Hauptstadt des Landes war Granada, von der Granate im Wappen so genannt, von ungefähr 400.000 Menschen bewohnt, in der herrlichsten Lage. Ein spanischer Dichter, Zorilla, nennt die Stadt „die schöne Granada, die Tochter der Sonne, den blühenden Garten, das Paradies in Felsgebirgen", und der deutsche Reisende Quandt kann nicht genug die Rosenfülle preisen, mit der alle Höhen, Terrassen, Hecken und Mauern umsponnen sind, und in denen die Nachtigallen Tag und Nacht schmettern, und den Smaragdgürtel, den die zahllosen blühenden Granatbäume um die alte Königsstadt schlingen; „die Vega schimmert wie ein grüner Sammetteppich und auf den benachbarten Hügeln blühen Tausende von schönfarbigen Blumen. Kein Dunst trübt die krystallene Azurdecke des Himmels; aus allen Schluchten, von allen Höhen, aus allen Gärten steigt aromatischer Blütenduft empor und füllt die ganze Atmosphäre mit sinneberauschendem Wohlgeruch. Leise fächeln die kühlen Lüfte der Sierra Nevada, die stolz wie eine Königin in blendendem Silbermantel vom Felsenthrone ihrer duftigblauen Vorberge auf die üppigen Fluren von Granada herabschaut, durch die dichtverschlungenen Kronen der Ulmen; wohin man blickt, ist eine Farbenpracht und ein Lichtglanz, der das Auge blendet, ein Klingen und Duften, das unwillkürlich in süße Träume wiegt und zu sinnlichem Genuſs auffordert." Seit Cordovas Fall wurde Granada der Sitz eines unabhängigen Reiches, und der Berber Zabi Ibn Zeiri erhob sich damals vom Statthalter zum unabhängigen Fürsten. Kurze Zeit stand es unter den Morabithen, die Granada „den Halter am Schilde Spanien" nannten, dann unter den Almohaden; seit 1238 unter Mohammed Ibn Jusuf, dem Begründer der Dynastie der Beninasr, welche namentlich Sinn für Kunst und Wissenschaft bewährten.[1] Ein höheres Leben durchdrang alle Kreise, die Männer werden uns als talentvoll und tapfer, die Frauen als schön geschildert. Täglich gab es Feste und Ritterspiele und Wetteifer in Poesie und körperlicher Gewandtheit. Verbannte christliche Ritter fanden am Hofe zu Granada wohlwollende Aufnahme. Auch Fremde waren bezaubert vom Glanze des Lebens, wie der böhmische Reisende Leo von Rozmital,[2] wie der Tiroler Oswald von Wolkenstein, welcher 1409 eine Fahrt nach Spanien unternahm und am Hofe Sigismunds später in Galafällen stets in maurischem Costüm auftrat. Noch heute bezeugen die Bilder in der Alhambra, wie die Frauen unverschleiert und frei mit den Männern verkehrten. Die Hauptstadt.

In Granada sind die schönsten Überreste der maurischen Baukunst, um die ein Glanz vom Osten heute noch quillt. Sie trägt nicht den Charakter

---

[1] Vergl. Bd. IV, S. 564—566; Bd. V, S. 231, 253, 712—714, 726 dieses Werkes.

[2] Leos von Rozmital Reise durch die Abendlande 1465—1467. Herausgegeben von Schmeller, Liter. Verein in Stuttgart, Bd. VII, 1844.

Maurische Baukunst. der Erhabenheit und führt den Geist nicht nach Oben wie die gothische Baukunst, sie hat keine Symbolik, die auf etwas Höheres hinweist. Die leichten, schlanken Säulen, die hufeisenförmigen Bogen, die bunten Capitäle, die Arabesken mit allen Formen der Pflanzen und Krystalle, die Teppichen gleichenden Wände, die Verzierungen in Art von Stickereien, die Umkehrungen derselben Formen und Linienschlingungen, die bunten Farben, in denen das Gold vorherrscht, tragen alle den Charakter „zügelloser Freiheit, verwirrenden Sinnenrausches, verklärter Sinnlichkeit und zarten Selbstvergessens." Gosche sagt mit Recht in seiner Schrift über die Alhambra: „Wie erinnern uns diese Kuppelformen in ihrer leichten, kühnen Zuspitzung, mit dem luftigen Filigranschmuck der Wände an die Zelte der Wüste, aus denen das rasche Volk gekommen war! Noch mehr, wie mahnt die Verwandtschaft dieser sauberen Hallen mit den zerbrechlichen Zelten an dies flüchtige Vorüberwandern des Lebens und gleichsam an die Pflicht des raschesten Genusses!" Alhambra. Der Hauptbau ist die Alhambra[1]) oder der rothe Palast (spanisch torres vermejos, weil die Thürme und Umfassungsmauern aus rothgebrannten Steinen aufgeführt sind), ein Bau, der drei Viertelstunden im Umfang und Raum für 40.000 Menschen hatte und in seinem Innern, wie eine Muschel die Perle, das Chalifenschloss birgt. Der Bau ist nur zum Theil noch erhalten; was aber noch besteht, wie der berühmte Löwenhof,[2]) wie der Saal der Schwestern, wie das Gemach des Königs, wie das Putzgemach der Sultanin, wie der Garten der Lindaraja, wie der Saal der Abenceragen, zeigt von einstiger Größe und Herrlichkeit. Die Wände sind mit Inschriften bedeckt, denn das arabische Kunstwerk ist nicht an und für sich der Seele klar, wie ein hellenischer Bau, sondern bedarf der erklärenden Inschrift.[3]) In der Sculptur haben die Araber es nie zu einer Bedeutung gebracht.

---

[1]) Von al hamra = die rothe (Burg), nicht, wie der Name oft abgeleitet wird, von Ibn al Ahmar, dem Stifter der Naßiriden-Dynastie.

[2]) Wie über Heidelberg das Schloss, so steht über Granada die Alhambra. Der Venetianer Navagero, der sie 1526 sah, schreibt: „Die Alhambra ist eine Art Festung, hat ringsum Mauern und beherrscht die Stadt. In ihrem Innern sind viele Häuser, den größten Theil aber nimmt der Palast der maurischen Könige ein, welcher in der That sehr schön ist. Die feinsten Marmorarten und alle möglichen anderen kostbaren Materialien sind bei diesem Bau zur Anwendung gekommen, aber dieser Marmor befindet sich nicht an den Mauern, sondern nur am Fußboden. Er enthält einen sehr schönen und geräumigen Hof oder Patio nach spanischer Art. In demselben ist der merkwürdige Thurm Comares, mit vortrefflichen Sälen, Gemächern und eleganten Fenstern und herrlichen maurischen Zierraten aus Gips und Gold, Elfenbein und Gold, an Wänden und an der Decke. Der Hof ist mit dem feinsten und weißesten Marmor gepflastert. In dessen Mitte ist eine Art von Canal voll frischen Wassers einer Quelle, welche in den Palast fließt und in alle Theile desselben bis in die Zimmer geleitet wird. Von einem Ende des Canals bis zum anderen läuft eine sehr schöne Myrtenhecke, sowie einige Fuß Orangen. Aus diesem Hofe tritt man in einen anderen kleineren, der gleichfalls mit Marmor gepflastert und rings mit Gebäuden und mit einer Säulenhalle umgeben ist. — In der Mitte ist ein herrlicher Springbrunnen, welcher, weil aus einigen Löwen gebildet, die das Wasser aus dem Rachen speien, dem Patio den Namen ‚Löwenhof' gibt. Diese Löwen tragen eine Schale und zeigen, sobald sie kein Wasser speien, eine besondere Eigenthümlichkeit; wenn man ein Wort auch noch so leise in den Rachen eines von ihnen hineinflüstert und andere das Ohr an den Rachen der übrigen Löwen legen, so ertönt überall die Stimme so laut, dass jedes Wort vernommen wird." Vergl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, Bd. II, S. 348—349.

[3]) Die sinnigste Inschrift ist im Saal der beiden Schwestern. Schack hat sie am schönsten übersetzt:

„Ich bin ein Garten voll von Zier, mit jedem Schmuck bekleidet.
Erkenne mich, indes dein Blick an meinem Reiz sich weidet!

So reich und glänzend war das Leben in Granada, aber der aufsteigenden Macht Spaniens gegenüber musste es erliegen, zumal der Mangel einer geordneten Thronfolge und der unruhige Geist der Bevölkerung stete Unruhen hervorrief und die besiegte Partei meist an den christlichen Königen einen Halt suchte und ihnen so einen willkommenen Anlass gab, sich in die inneren Angelegenheiten Granadas einzumischen. Die Geschichte der letzten Herrscher [1]) ist voll steter Revolutionen, oft ganz romantischer Art. So ist ein Prinz Juzef durch seinen jüngeren Bruder vom Thron verdrängt in der Feste Xalubania gefangen gehalten, aber noch immer gefürchtet wegen seines Anhangs. König Mohammed fühlt die Nähe des Todes und entsendet eilig, um seinem Sohne den Thron zu sichern, dem Befehlshaber der Festung die Weisung, den Gefangenen zu enthaupten. Der Befehlshaber spielt gerade mit dem Prinzen Schach und erschrickt. „Verlangt der König meinen Kopf?“ fragt Juzef, „gönne mir nur einige Stunden Zeit, um von meinen Angehörigen Abschied zu nehmen.“ — „Die Vollstreckung darf nicht aufgeschoben werden.“ — „So lass uns wenigstens unser Spiel zu Ende machen!“ [2]) Der Befehlshaber willigt ein, spielt verwirrt, Juzef aber ruhig und macht ihn auf Irrungen aufmerksam. Da sprengen zwei Reiter ins Schloss und melden, der König sei schon todt und das Volk habe Juzef zum Herrscher ausgerufen, und er zieht unter dem Jubel der Bevölkerung nach wenigen Tagen in die Hauptstadt ein. Trotz all dieser Unruhen war Granada der Handelsplatz für den Osten und Westen, schien es nach den Worten eines maurischen Geschichtschreibers das gemeinsame Vaterland aller Völker zu sein. Prinz Juzef.

Seit 1463 wurde ein Tribut von 12.000 Goldstücken an Castilien

---

Durch Allah nur, durch Menschen nicht, konnt' ich so herrlich werden;
Ich bin an Glückverheißung reich, wie sonst kein Bau auf Erden.
In jeder Nacht besuchen mich als Gäste die Plejaden,
An jedem Morgen mich der Ost, mit Wonne reich beladen.
Entzücken schafft es jedem Blick, zu schauen dies Gebäude,
Der Fromme fühlt ein höh'res Glück in ihm und größ're Freude.
Hier ist der Saal, der herrliche, mit jedem Schmuck erfüllte!
Verborg'ne Reize hat er viel und andere unverhüllte:
Ihn grüßt des Himmels Zwillingspaar mit freudigem Erstaunen,
Ihm naht der Mond, ein Liebeswort ihm in das Ohr zu raunen.
Die Sterne steigen gern herab aus ihren lichten Zonen,
Anstatt im Himmel wünschen sie in diesem Saal zu wohnen:
Gern unter deine Sclavenschar, Herr, möchten sie sich reihen,
Und in den beiden Höfen dir voll Ehrfurcht Dienste weihen.
Die Halle, des Palastes Zier, sprich, kann sie sich der hellen
Milchstraße nicht, der schimmernden, an Glanz zur Seite stellen?
Als Prachtgewand bekleidet sie dies Schloss und wie beschämen
Nicht ihre Farben, reich an Glanz, die Teppiche von Yemen!
Wie viel der Säulen ringsumher, die leuchtend aufwärts ragen,
Wie viel Arkaden siehst du rings, von jenen leicht getragen?
Du glaubst, es rollten um dich her die lichten Himmelssphären,
Indes die Sonnenstrahlen sie mit erstem Schein verklären.

[1]) Ihre Reihenfolge ist Bd. VI, S. 536 dieses Werkes angegeben.
[2]) Conde, Geschichte der Mauren in Spanien, III, S. 186—187.

gezahlt, über den das bewegliche und leicht zum Aufstand geneigte Volk der Hauptstadt murrte. Als 1476 Ferdinand und Isabella den Tribut einforderten, erklärte der Herrscher Abul Hacen: „Die Könige von Granada, welche den Christen Tribut bezahlten, sind gestorben, und man arbeitet jetzt in Granada an nichts, als Schwertern und Lanzenspitzen für die Feinde." Damit war der Krieg zwischen Christen und Mauren erklärt, der aber erst 1481 mit dem Überfall von Zahara begann.

Abul Hacen.

Zahara.

In dunkler und stürmischer Nacht erstiegen die Mauren die Grenzfeste der Christen, hieben die Besatzung nieder und schleppten die Bevölkerung als Sclaven im Triumph nach Granada. Freudig empfieng Abul Hacen die Glückwünsche seiner Getreuen für die schnelle Eroberung, nur ein alter Gelehrter hatte den Muth zu sagen: „Die Trümmer dieser eroberten Stadt werden auf unsere Häupter fallen; wollte Gott, ich lüge; aber ich sehe im Geiste voraus, dass der Untergang unserer Herrschaft in Spanien gekommen ist."[1])

Während Ferdinand und Isabella sich in religiöser und nationaler Begeisterung in großartigem Maßstabe zum Kriege rüsteten, der dem Kreuz und dem gothischen Namen den endlichen Sieg über den Halbmond und die Fremdlinge erringen sollte, wagte ein christlicher Edelmann, Ruy Ponce, mit 2600 Reitern und 3000 Mann zu Fuß kühn einen Angriff auf die unter den Fittigen von Granada liegende Festung Alhama. Bei Tag verbargen sich die Christen in Wäldern, bei Nacht zogen sie weiter, ohne bemerkt zu werden, und so gelang es ihnen in der Nacht des 1. März 1482 in tiefer Stille die Mauern zu ersteigen und die Besatzung zu überraschen. Am andern Tag nahmen sie, wenn auch in fürchterlichem Kampf, die unter der Citadelle liegende Stadt, deren Straßen und Tempel mit Blut getränkt wurden. Die Beute war groß, aber auch Furcht und Entsetzen in der Stadt Granada über diesen kühnen Handstreich unaussprechlich. Noch schildert eine spanische Ballade, die Übersetzung einer maurischen, in tief klagender Weise mit ungewöhnlicher Kraft des Gefühles, wie die Mauren in Granada die tieferschütternde Kunde vom Falle Alhamas aufnahmen.

Alhama.

Abul Hacen wollte durch einen glänzenden Sieg die Ehre des Islam retten und brach schon am 5. März mit 50.000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, der Blüte maurischer Ritterschaft, gen Alhama auf. Sturm folgte auf Sturm, man wetteiferte in Heldenmuth, die Noth der kleinen Besatzung war groß, jeder Tropfen Wasser musste mit Blut erkauft werden. Da nahte Entsatz. Heinrich von Medina Sidonia, das Haupt der Familie Guzman, vergaß des alten Hasses gegen seinen bisherigen Feind, und kam, nur auf die Stimme des Glaubens und der Vaterlandsliebe hörend, mit 5000 Reitern und 4000 Mann zu Fuß. Die Mauren zogen am 29. März ab. Gerührt umarmten sich die beiden Gegner angesichts ihrer jubelnden Krieger, und kehrten heim, nachdem sie die Besatzung verstärkt hatten. Wieder kam der Maure, wieder ward die Stadt schwer bedrängt; diesmal aber entsetzte sie Ferdinand. Am 14. Mai nahm er die Stadt feierlich in Besitz und weihte die drei Hauptmoscheen zum christlichen Gottesdienst ein — zum Zeichen, dass der Krieg nicht bloß ein nationaler, sondern ein heiliger sei.[2])

Medina Sidonia.

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 334—336. — Conde, l. c. III, S. 224.
[2]) Prescott, l. c. I, S. 337—352. — Conde, l. c. III, S. 225—227.

So wurde denn auch im Verlauf des Krieges, so oft eine Stadt genommen wurde, zuerst die Fahne des Kreuzes auf der Spitze der Hauptfestung aufgepflanzt, während die Krieger in stiller Anbetung auf die Knie sanken und die Priester das „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmten. Dann ward die kleine Fahne des ritterlichen Schutzheiligen von Spanien entfaltet, und alle riefen: „San Jago, San Jago!“ Zuletzt wurde die Fahne der Herrscher ausgebreitet und aus tausend und tausend tapfern Herzen ertönte der Ruf: „Castilia, Castilia!“ Sofort reinigte der Bischof einige Moscheen, die zum Dienste des wahren Glaubens eingeweiht wurden. Die Begeisterung für den Glauben ließ den gemeinen Mann wie die Königin alle Beschwerden des Krieges vergessen. Isabella opferte nicht nur ihre Juwelen für die Sache des Kreuzes, sie theilte auch die Mühen des Feldlagers, und der Anblick der frommen, schönen, heldenmüthigen Königin begeisterte die Spanier, nicht bloß zu Wundern der Anstrengungen, sondern gab auch dem ganzen Kriegerleben eine höhere Weihe: die strengste Mannszucht ward aufrecht erhalten. Karten und Würfel wurden gemieden, kein Messer gezogen, kein Lärm erhoben. Das Lager war voll von Geistlichen, die im Kampfe das Kreuz vorantrugen, furchtlos die Verwundeten verbanden und die Sterbenden trösteten. Der Geist der Kreuzzüge war wieder erwacht, ja er griff von Spanien aus wieder in Europa um sich. Geist der Kreuzzüge.

Wir hören von Schweizern, die am Kampfe theilnahmen, und der Chronist sagt von ihnen: „Diese Leute waren beherzt und fochten zu Fuß, und da sie entschlossen waren, nie dem Feinde den Rücken zu kehren, so trugen sie keine Schutzrüstung außer vorne, wodurch sie im Gefechte weniger belästiget waren; sie waren fromme und aufrichtige Christen.“ Aus Britannien kam der Graf von Rivers, ein Ritter, jung, reich und dem königlichen Geblüte Englands verwandt, mit 300 Mannen, die wie er in der Schlacht mit ihren Streitäxten entsetzliche Hiebe austheilten. Als er einmal beim Sturm durch einen Steinwurf zu Boden geschlagen wurde und nachher ihm die Königin ihre Theilnahme über den Verlust von ein Paar Zähnen bezeigte, erwiderte er: „Es will nicht viel sagen, ein Paar Zähne im Dienste desjenigen zu verlieren, der sie mir alle gegeben hat; unser Herr, der diese Werkstatt errichtete, hat nur ein Fenster eröffnet, um leichter zu sehen, was darin vorgeht.“ — Aber auch die Mauren kämpften heldenmüthig für Religion und Vaterland, selbst Frauen opferten nicht bloß ihren Schmuck, sondern auch das Leben für die Sache ihres Volkes. Sogar die Spanier konnten ihnen die Bewunderung nicht versagen. „Wer muss nicht staunen“, ruft der zeitgenössische Chronist Pulgar,[1] „über den kühnen Muth dieser Ungläubigen in der Schlacht, ihren pünktlichen Gehorsam gegen ihre Anführer, ihre Gewandtheit in der Kriegslist, ihre Geduld bei Entbehrungen und ihre unverzagte Beharrlichkeit bei Verfolgung ihrer Vorsätze.“ Man fühlte in der ganzen Welt der Moslimen, dass der vorgeschobene Posten in Gefahr sei; aber die Kraft des Islam war nicht so nachhaltig, wie die des Christenthums, die Verstärkungen aus Afrika waren gering, und der Sultan von Ägypten machte Schweizer. Engländer. Mauren.

[1]) Del Pulgar, Cronica de los reyes catolicos. Valencia 1780.

einen schwachen Versuch zum Schutze seiner Glaubensgenossen. Seinen Gesandten, die über Verfolgung der Mauren klagten und mit Wiedervergeltung an den Christen in den Staaten des Sultans drohten, gab Isabella zur Antwort, dass sie ihr altes rechtmäßiges Erbe nicht länger im Besitze von Fremden sehen könnte, und dass sie, wenn letztere ihre getreuen Unterthanen werden wollten, dieselben wie ihre christlichen Brüder ganz gleich behandeln wolle.[1])

Der Sieg wäre den Christen viel schwerer geworden, hätten nicht innere Parteien die Kraft der Mauren gelähmt. Diese entstanden aus dem Mangel einer geregelten Thronfolge, und diese wieder aus der Vielweiberei, der Schwäche des Islam.

Zoraya. Die Sultanin Zoraya (= Morgenstern) fürchtete, dass Abul Hacen dem Sohne der jüngeren Nebenbuhlerin Aixa, einer christlichen Sclavin aus Griechenland, die Thronfolge zuwenden möchte, und warb für ihren Lieblings-
Boabdil. sohn Abu Abdallah, von den Spaniern Boabdil genannt, eine Partei, welche durch die Härte des Sultans und die Unzufriedenheit über den unglücklichen Krieg viele Anhänger gewann. Abul Hacen ließ die Mutter mit dem Sohne in einem Thurme einsperren, aus dem sie aber durch List und Kühnheit der Ihrigen im Dunkel der Nacht befreit wurden. Ihre Anhänger riefen Boabdil zum Könige aus, und nun raste ein blutiger Streit in den Straßen der Hauptstadt. Zuletzt gelang es der Partei des Boabdil, die Alhambra zu nehmen, und während Abul Hacen vor Loxa die Christen zurückschlug, verlor er Granada. Abul Hacen zog sich nach Malaga zurück, das wie Cadix und Baza ihm treu blieb. Statt eines Reiches bestanden nun zwei. Wie sollte die getheilte Kraft der heranbrausenden Macht christlicher Begeisterung widerstehen?

Zwar trafen hin und wieder schwere Schläge die Christen. Im März
Axarquia. 1483 rückten drei christliche Truppenabtheilungen in die Axarquia oder östliche Gebirgsgegend von Malaga; der alte Sultan sandte seinen Bruder Abdallah,
Elzagal. von seiner kühnen Tapferkeit Elzagal genannt, ihnen entgegen. Die Christen ließen es an Vorsicht fehlen, Verrath ihrer Führer verwickelte sie in Bergschluchten, aus denen sich ihre Abtheilungen nicht herauswinden konnten, und die Mauren waren in der Kunst des wilden Bergkrieges ihnen weit überlegen. Die Ritter, die sich für unüberwindlich hielten, wurden geschlagen, das edelste Blut floss in Strömen und trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit löste sich zuletzt alle Mannszucht auf. Im Süden war kaum eine Familie, die nicht ein Mitglied zu beklagen hatte, das im Kampfe gefallen, oder in Gefangenschaft gerathen war. Die Beute und der Jubel der Mauren waren unbeschreiblich, in Granada wollte man den Sieger Elzagal zum Könige ausrufen, denn der junge Sultan sei für den Krieg noch viel untauglicher als sein alter Vater.[2])

Dieses Gerede machte das Ehrgefühl Boabdils rege, ein noch glänzenderer Sieg sollte ihm noch größeres Ansehen verschaffen, er beschloss einen Angriff auf
Luzena. die Grenzfestung Luzena. Es schreckte ihn nicht, als ihm beim Auszug unter dem Thore die Lanze zerbrach, nach der Ansicht der Mauren ein schlimmes Vorzeichen; er zog vor Luzena, ward aber von Diego von Cordova aufs Haupt geschlagen, die Blüte der maurischen Ritterschaft fiel in der Schlacht, April 1483.
Boabdil gefangen. Boabdil selbst wurde auf der Flucht gefangen. Der Schmerz war in Granada

[1]) Conde, l. c. III, S. 227—229.
[2]) Ibid. III, S. 232—234.

außerordentlich, da beweinte man den Vater, dort den Bruder, Sohn oder Gatten. Der alte Sultan benützte den günstigen Augenblick, kehrte zurück und bemächtigte sich der Alhambra.

Was sollte mit dem gefangenen Boabdil geschehen? Die einen riethen, ihn in Haft zu halten, die Klügeren aber, ihn freizulassen, und so den Zwiespalt unter den Mauren dauernd zu machen. Zoraya arbeitet mit der Leidenschaft einer Mutter für die Befreiung ihres Sohnes und rieth ihm, dem Könige von Castilien alles anzubieten, was derselbe immer verlangen möge. Demnach versprach König Boabdil dem spanischen Königspaar seine ewige Unterwerfung als Vasall, dann einen Jahrestribut von 12.000 Golddublonen, zugleich eine beträchtliche Summe als Geschenk, die Freilassung von 300 in Granada gefangenen Christen, ferner dass er zum Dienste des Oberherrn erscheinen werde, wann und wo dieser es befehle, endlich Geiselstellung als Bürgschaft für die Erfüllung des Vertrags. Ferdinand hingegen versprach Hilfe, damit er sein Königreich wieder erobere.[1]

Boabdil Vasall.

Nach Abschluss des Vertrages ward Boabdil am Hofe ehrenvoll empfangen, von Ferdinand umarmt und als Freund begrüßt und dann mit einem Geleite spanischer Ritter nach Granada entlassen. Sein Anhang öffnete ihnen in der Nacht ein Thor und besetzte ein Stadtviertel und das gemeine Volk, unter welches Zoraya Geld ausstreute, ergriff für ihn die Waffen. Nun raste zwei Tage der Kampf in den Straßen zwischen der Partei des Vaters und des Sohnes, und nicht mit Unrecht spricht ein arabischer Schriftsteller von jener Zeit: „Von jener Stunde an verbreitete der feindselige Unstern des Islam seinen zerstörenden Einfluss über Spanien, und jetzt war der Untergang der maurischen Herrschaft in Andalusien festgesetzt und beschlossen." Schon verkündete der dumpfe Ton der Trommeln und Trompeten den neuen Beginn des Kampfes am dritten Morgen, als ein angesehener Gesetzesgelehrter zwischen die Streitlustigen trat und rief: „Welche Thorheit, sich zu opfern für zwei Männer ohne Muth, ohne Tugenden, ohne Glück und ohne königliche Eigenschaften, für zwei Männer, von denen beide die Herrschaft begehren, und von denen keiner sie verdient und zu handhaben weiß! Wenn so viel kostbares Blut im Kampfe gegen unsere Feinde verspritzt würde und zur Vertheidigung unseres theuren Vaterlandes, dann würden unsere siegreichen Fahnen, ihr Bürger, bald an den Ufern des Quadalquivir flattern und den entlegenen Tajo erreichen. Lasst darum ab, gegen euch selbst zu wüthen, und wählt einen tapfern Mann zum König, der uns zum Sieg führen kann wider unsere Feinde, es ist Elzagal, der Wali von Malaga, der Schrecken der christlichen Grenzen!"[2]

Thronstreit in Granada.

Das Wort zündete. „Elzagal sei unser Anführer und Herr!" rief die Masse. Abul Hacen legte die Regierung nieder und zog sich in die Einsamkeit nach Allora zurück, wo er bald starb (1484). Elzagal nahm die angebotene Würde an, verließ Malaga, schlug unterwegs eine Schar christlicher Ritter und zog im Triumph in Granada ein. Vergebens schlug er Boabdil vor,

Elzagal.

[1]) Conde, l. c. III, S. 235—237. — Prescott, l. c. I, S. 378—384.
[2]) Conde, l. c. III, S. 240. Abdallah Elzagal war der Bruder des Hacen.

gemeinschaftlich mit ihm zu regieren und die Bezirke des Königreiches zu theilen und gemeinsam den Eroberungen der Christen Einhalt zu thun und dem Untergang durch den Bürgerkrieg so in Eintracht vorzubeugen. Boabdil behauptete sich im Albaycin, er erbat und erhielt Hilfe von den Christen, und so dauerte der Kampf in Granada und im Königreiche fort.[1]

Bürgerkrieg.

Die Spanier nahmen, mit Boabdil verbündet, Stadt auf Stadt, vergebens wendete sich Elzagal um Hilfe an die Könige von Afrika und den Sultan von Ägypten, vergebens machte er und die nationale Partei die heldenmüthigsten Anstrengungen, „denn der ewige Rathschluss, geschrieben auf die Tafeln des Schicksals, hatte bereits ein unabänderliches Ziel, seinen unverschiebbaren Zeitpunkt erreicht und von keiner Seite kam Hilfe für das Königreich Granada". Allora fiel, auf felsigen Abhängen am Meere gelegen, Cazara, Bonela, Sentenil und nach verzweifeltem Widerstand am 23. Mai 1484 das wichtige Ronda.

Velez Malaga.

Als die Christen vor Velez Malaga sich lagerten, eilte Elzagal der bedrängten Stadt zu Hilfe, und Boabdil benutzte seine Abwesenheit und gewann die Alhambra. So stark sprach sich die Volksstimme aus, dass Boabdil plötzlich gegen die Christen ziehen musste, die Loxa belagerten, wenn er sich auch bei dem König entschuldigte, er sei in seinem Herzen immer der nämliche, er sei wider seinen Willen zu diesem Unternehmen gezwungen.[2]

Loxa.

Desungeachtet eroberten die Christen Loxa und bald darauf Moklin und Illora, „die beiden Augen des Königreichs". Am 27. April 1487 zogen sie in Velez Malaga ein, den Bewohnern ward Sicherheit der Person, des Eigenthums und der Religion verheißen. Sofort rückten die Christen vor die zweite Stadt des maurischen Reiches, das reiche, feste und schöne Malaga. 90.000 tapfere Spanier, mit vielen Geschützen versehen, entfalteten lange vor der Stadt die heldenmüthigste Tapferkeit, die Besatzung wehrte sich verzweifelt. Schon riss Entmuthigung ein unter den Christen, schon sprach man von pestartigen Krankheiten, da erschien Isabella im Lager und Todesmuth kehrte in die Herzen der Belagerer zurück, und Ferdinand drohte, dass er alle Bewohner der Stadt, weil sie sich nicht ergeben, zu Sclaven machen werde. Was half es, dass der Befehlshaber Todesstrafe auf alle Verhandlungen mit den Christen setzte, dass ein Schwärmer baldigen Sieg verhieß! Hunger und Krankheiten lichteten die Reihen, die Spanier hatten Bresche geschossen und rüsteten schon zum Sturm — da ergab sich die Stadt, 14. August 1489, auf Gnade und Ungnade.

Malaga.

Isabella Ferdinand.

Ferdinand hielt strenge sein Wort. Die Soldaten durften sich weder an Person noch Eigenthum vergreifen, die ganze Bevölkerung aber, gegen 75.000 Einwohner wurden zur Sclaverei verurtheilt und, wenn sie sich nicht loszukaufen vermochten, gegen christliche Gefangene in Afrika vertauscht oder an verdiente Männer im In- und Auslande verschenkt. Nicht umsonst jammerten die Bewohner, als ihnen auf öffentlichem Platze ihr Schicksal verkündet wurde: „Ach, Malaga, du schöne, berühmte Stadt, warum müssen deine Kinder dich verlassen! konnte deine Erde, auf der sie das Licht der Welt erblickten, nicht sie auch im Tode

[1] Conde, l. c. III, S. 241—243.
[2] Prescott, l. c. I, S. 418—420.

decken? wo ist jetzt die Stärke deiner Thürme, wo die Schönheit seiner Bauten? ach, sie konnten deinen Kindern nichts nützen, denn sie haben ihren Schöpfer schwer erzürnt." [1])

Folge der Strenge. Vielleicht hat der Anblick der mit schweren Ketten beladenen, bleich aussehenden gefangenen Christen, welchen erst die Eroberung ihre Freiheit wiedergab, Ferdinand in der Strenge seines Verfahrens bestärkt. Jedenfalls hatte diese Strenge zur Folge, dass fortan viele Festungen sich bei der ersten Aufforderung ergaben, nur um günstige Bedingungen zu erhalten.

Boabdils Schwäche. Hin und wieder errang Elzagal einen kleinen Sieg und jeder Vortheil schüchterte Boabdil ein, und aus Angst vor seinem eigenen Volk wie vor den Fortschritten seines Oheims schloss er mit Ferdinand den Vertrag, dass er, wenn die seinem Oheim Elzagal unterworfenen Städte, Cadix, Baza und Almeria, in die Gewalt der Christen kämen, die Stadt Granada ausliefern und sich unter den Schutz und die Gnade Ferdinands begeben werde, der ihm dafür einen großen und ungestörten Besitz ertheilen solle. [2])

Baza. Die genannten Städte kamen nur zu bald in den Besitz der Christen. 1489 am 4. December ergab sich die wichtige Stadt Baza; sie hatte sich mit Heldenmuth lange vertheidigt, bis sie, von einer ununterbrochenen Schanzenlinie umschlossen, von den Herbststürmen vergebens Rettung erwartend, in der Ankunft Isabellas ihre Hoffnung auf den Abzug der Spanier vereitelt sah. Der wackere Vertheidiger der Stadt, ein Prinz des regierenden Hauses, Cidi Yahye, hatte alles gethan, was Geist und Muth zu vollbringen vermochten, und ward von Ferdinand und Isabella bei der Übergabe hochgeehrt, was sein Herz so gewann, dass er versprach, seinen Oheim Elzagal zur friedlichen Übergabe seiner Städte zu vermögen, um so den Greueln eines nutzlosen Krieges ein Ende zu machen; ja Isabella soll ihn sogar für das Christenthum gewonnen haben. Der Maure hielt sein Wort, er legte Elzagal die Großmuth der Sieger, die Nutzlosigkeit des Blutvergießens und den vom Schicksal bestimmten Untergang der Maurenherrschaft so beredt ans Herz, dass dieser nach langen, stillem Nachdenken in den erschütternden Seufzer ausbrach: „Ja, ich sehe wohl, dass Allah es will und dass alles geschehen muss, was ihm gefällt, denn wenn Allah den Untergang von Granada nicht beschlossen hätte, so würde diese Hand und dieses Schwert das Königreich erhalten haben." So kam denn Held Elzagal und küsste Ferdinands Hand und dieser ritt an seiner Seite in Almeria ein, und auch die anderen Städte und Gegenden, die Ströme von Blut gekostet hätten, und die jetzt unter dem Beding, dass ihnen Eigenthum, Religion und Gesetz blieb und dass sie keine anderen Steuern, wie bisher ihren Herrschern entrichten durften, Ferdinand als ihrem Oberherrn huldigten.

(Randbemerkungen: Cidi Yahye. — Elzagal.)

Boabdil. Und nun kam das Schicksal Granadas zur Entscheidung. Boabdil ward an sein Versprechen gemahnt, und der erbärmliche und unglückliche Mann gab zur Antwort, dass er es zu erfüllen nicht imstande sei. Alsbald ward ihm der Krieg erklärt. [3])

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 421—442.
[2]) Ibid. I, S. 448—466.
[3]) Ibid. I, S. 473—493.

Noch einmal flammte der Nationalgeist hell auf, man hörte von dem Vertrage Boabdils mit Ferdinand und schalt ihn einen Feigling und Verräther, und das Volk wollte seinen Palast stürmen. Auch in Cadix regte sich die nationale Partei, man trachtete Elzagal nach dem Leben, und dieser verkaufte schnell all seine Besitzungen für fünf Millionen Maravedis an Ferdinand und suchte Sicherheit und Ruhe in Afrika. Boabdil feuerte an zum heiligen Krieg, den glücklich zu Ende zu führen nicht mehr möglich war. Umsonst erhoben sich einige unterworfene Städte, sie wurden von einer Abtheilung Mauren selber bezwungen; im April 1491 rückten 80.000 Spanier in die Nähe von Granada und schlossen die Stadt allmählich ein. Was nützten die ritterlichsten Kämpfe, die dem Untergang der Hauptstadt nur eine schöne Todesweihe gaben! Immer enger schloss sich der Gürtel des Krieges um die bedrängte Stadt, zuletzt verwandelte sich das Lager der Christen in eine steinerne Stadt, Santa Fé genannt, der heilige Glaube, die einzige Stadt von Spanien, die nie von muselmännischer Ketzerei befleckt worden war, wie ein Zeitgenosse sagt. Man war nun gewiss, dass Ferdinand und Isabella, die im Lager anwesend waren, nicht weichen würden; da die Lebensmittel zu mangeln anfiengen, murrte das Volk: „Was bleibt uns noch für ein Mittel übrig, da der Tod gewiss ist?" Viele flohen, viele riethen zur Unterhandlung; vergebens mahnte der Feldherr Musa zum Kampfe der Verzweiflung und dass man das Weinen den Weibern und Kindern überlassen müsse und dass der Tod die schönste Wahl für Männer sei.[1]) „Der Tod ist uns gewiss und allen sehr nahe, warum wollen wir denn die kurze, noch übrige Frist nicht zur Rache verwenden? Lasst uns sterben in der Vertheidigung des Vaterlandes! Die Muttererde wird wieder aufnehmen, was sie hervorgebracht hat; und wenn einem der Gefallenen das Grab fehlt, das ihn verberge, so fehlt ihm doch der Himmel nicht, ihn zu bedecken. Gott wolle es nie zugeben, dass man je sage, Granadas Edle haben es nicht gewagt, für ihr Vaterland zu sterben." Das feurige Wort fand keinen Anklang. Musa sprengte in voller Rüstung zur Stadt hinaus, und man weiß nicht, wie er geendet.

Belagerung Granadas.

Musa.

Vertrag der Übergabe.

Boabdil unterhandelte um Übergabe und am 27. November 1491 ward ein Vertrag dahin abgeschlossen: Granada wird den Christen überliefert, wenn binnen sechzig Tagen kein Entsatz kommt; der König und sämmtliche Bewohner schwören Ferdinand und Isabella den Eid der Treue; alle gefangenen Christen werden frei; Boabdil erhält gewisse Besitzungen in den Alpuxarras mit dem Titel eines Königs. Das Eigenthum der Muselmänner bleibt ungekränkt, ebenso ihr Glaube, sie werden regiert nach ihren Gesetzen von eigenen Alcadis und bleiben in ihren Ceremonien, Sitten, Gebräuchen, ihrer Kleidung und Sprache ungehindert; drei Jahre hindurch zahlen sie gar keine Steuer und nachher nur die Steuern, die sie ihren früheren Königen entrichteten.[2])

Die Frist von sechzig Tagen ward nicht abgewartet. Man murrte in Granada über Bestechlichkeit und Verrath und Boabdil fürchtete Meuterei und bat insgeheim Ferdinand um schnelle Besetzung der Stadt. Am 3. Jänner 1492 ritt

[1]) Conde, l. c. III, S. 273.
[2]) Ibid. III, S. 267—272.

der Sultan mit fünfzig maurischen Rittern Ferdinand entgegen, küsste seine Rechte und sprach zu ihm, indem er die Schlüssel der Alhambra überreichte: „Wir sind dein, o mächtiger König, da Allah es so beschlossen hat. Mache von deinem Glück einen mäßigen und großmüthigen Gebrauch.“ Ferdinand umarmte ihn, nannte ihn seinen Freund und versicherte ihn seines Schutzes. Dann huldigte Boabdil Isabella und brach dann auf nach den Bergen. Von einer Felsenhöhe warf er noch einen letzten Blick auf die schöne Hauptstadt und rief, indem er laut in Schluchzen ausbrach: „Allah akbar!“ Allah ist groß. „Wohl hast du recht, wie ein Weib zu weinen,“ sagte seine Mutter, „weil du diese Stadt nicht wie ein Mann hast vertheidigen wollen.“ Der Vezir tröstete mit dem Ruhm, der großem Leid folge, wenn es mit Würde und Festigkeit getragen werde. „Ach, welch ein Schmerz gleicht dem meinigen!“ seufzte Boabdil. Und heute noch heißt die Stelle, wo er dies sprach: der letzte Seufzer des Mauren (El ultimo sospiro del Moro).[1]) Übergabe.

Indes zogen die Christen unter freudigem Schall der Hörner und Trommeln ein, während die Bewohner still und verschlossen in ihren Häusern seufzten. Bald blinkte das Kreuz und flatterten die Fahnen Castiliens auf den Thürmen der Alhambra, ein feierliches Tedeum erscholl und alles warf sich auf die Knie. Ferdinand und Isabella ritten dann, Gnaden spendend und die Huldigung der maurischen Ritter empfangend, in die stolze Stadt ein. Sie standen in der Blüte des Lebens und erschienen, wie ein Zeitgenosse sagt, höher als Sterbliche, als wären sie vom Himmel zum Heile Spaniens gesandt. So endete nach siebenhunderteinundachtzigjährigem Bestand die Herrschaft der Mauren. Einzug der Christen.

Im nächsten Jahre, 1493, endete der arme Boabdil; er konnte sich in die Verhältnisse eines Privatmannes nicht finden in dem Land, wo er einst als König waltete, verkaufte seine Besitzungen an Ferdinand, zog nach Afrika und fiel im Kampf für einen seiner Verwandten. Mit Ergebung sagt ein arabischer Schriftsteller am Schlusse seiner Erzählung vom Falle Granadas: „Gepriesen sei der allmächtige Gott, der die Könige emporhebt und demüthiget, der die Gewalt und Größe gibt nach himmlischem Wohlgefallen, in dessen Willen es liegt, sie niederzubeugen und arm zu machen, denn die Erfüllung dieses Willens ist die ewige Gerechtigkeit, welche über allen menschlichen Ereignissen waltet.“[2]) Ende Boabdils.

Nichts hat Bestand, und alles ist vorausbestimmt, damit tröstet sich der Muslim. 781 Jahre waren jetzt vergangen, seit jenem 1. Mai, da Tarik Ibn Zejjad mit 12.000 Mann auf dem Berge sich festsetzte, der von ihm an den Namen Dschebel Tarik oder Gibraltar führt.[3]) Jetzt im Jahre 1492 zogen

---

[1]) Conde, l. c. III, S. 244 ff.

[2]) Ibid. III, S. 278.

[3]) Schon Ibn Batuta ergieng sich auf der Höhe des Felsens in historischen und philosophischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller Dinge:

„Himmelan die Stirn erhebt er, während aus Gewölk geballt,
Weit herab ein schwarzer Mantel über seine Schultern wallt.
Wie mit einer Krone schmücken die Gestirne abends ihn,
Wenn sie hell gleich goldenen Münzen droben ihre Kreise zieh'n.
Ihrer Locken Spitzen lassen sie um seine Schläfe sacht
Niederhangen und so kosen, schmeicheln sie ihm oft bei Nacht.

Einst und jetzt. die Vornehmen an diesem Berge vorüber nach Afrika zurück! Welche Anzahl von Schlachten liegt in diesem Zeitraum, welche Reihe von Heldenthaten, von großen Schicksalswechseln! Wie ist Spanien ein großer Kampfplatz des Glaubens, auf den die Helden von jenseits der Pyrenäen, wie von jenseits der Meerenge aus der Sahara eilen! Daneben welche Fülle friedlicher Thätigkeit für Land- und Gartenbau, für Gewerbe und Handel, welcher Eifer in Dichtung und Wissenschaft! Unleugbar haben die Bekenner des Islam viele hochbefähigte Herrscher aufzuweisen, wie die Omejjaden, wie den Hadschib Manßur, wie einige Herrscher in Granada. Aber merkwürdig schnell folgen sich immer im Islam Höhe und Verfall, alles hängt von der Person des Herrschers ab, mit anderen Worten: der Islam hat nicht die Kraft, Einrichtungen zu schaffen, die den Staaten Dauer geben, wie das Evangelium sie besitzt. So ist Arabien jetzt wieder da, wo es war vor Mohammed, so wandern die Muslimen jetzt grammvoll aus dem schönen Andalus, das ihre Lieder so feurig preisen, zurück in den Sand der Wüste.

Das geeinigte Spanien. So war denn Spanien geeinigt, ein stets wunder Fleck geheilt, eine immerwährende Gefahr beseitiget. Der zehnjährige Kampf gegen das Reich Granada, welchen die Spanier mit Stolz dem Krieg um Troja verglichen, hat nicht bloß die stolzesten Erinnerungen der Gothen mit der Sache der Kirche verschmolzen, sondern auch den Haß der einzelnen Stämme gegen einander gemildert und sie zu *einer* Nation verbunden. Mit Recht sagt daher der Zeitgenosse *Peter Martyr*: „Wer hätte glauben sollen, daß der Galizier, der wilde Asturier und der rohe Bewohner der Pyrenäen, Menschen, die an arge Gewaltthaten gewohnt waren, die in ihrer Heimat bei der geringsten Gelegenheit in Streit geriethen, freundschaftlich nicht nur miteinander, sondern auch mit den Bewohnern von Toledo, La Mancha und den listigen und eifersüchtigen Andalusiern umgehen würden? Alle lebten zusammen in friedlichem Gehorsam wie Glieder einer Familie, die *eine* Sprache reden und nach *einer* gemeinsamen Regel erzogen sind." [1])

Columbus. Im Lager vor Granada unterzeichnete Isabella den Vertrag, in dem sie dem Genuesen Christoph Columbus drei kleine Schiffe bewilligte, mit denen er die neue Welt entdeckte und den Grund zu einer neuen Entwicklung der Menschheit, zum Gegensatze der beiden Hemisphären, legte. Davon im nächsten Abschnitte!

Ihm zerbröckelten die Zähne, denn, seitdem er aufwärts ragt,
Hat er rastlos an dem Blocke der Jahrhunderte genagt.
Er erlebte alle jähen Wechsel des Geschickes schon.
Wie ein Treiber die Kameele vorwärts treibt bei Liederton,
Trieb er vor sich hin sie alle; sein Gedankenflug durchirrt
Das Vergangene, Gegenwärtige und was künftig kommen wird.
So Geheimnisse bewahrend, blickt er schweigend, räthselhaft,
In den düstern Abgrund nieder, der zu seinen Füßen klafft."

Übersetzung von *Schack*, l. c. I, S. 190.

[1]) Über *Peter Martyr* vergl. *Prescott*, l. c. I, S. 467—470.

Das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen.

Das geistige Auge der Menschheit scheint zu Zeiten für eine Seite der Wahrheit wie verschlossen, um nur für eine andere offen zu sein. Im Beginn der Periode, mit welcher sich dieser Band beschäftiget, ist der Sinn für Länderentdeckung besonders rege. „Das fünfzehnte Jahrhundert", sagt Humboldt[1]) mit Recht, „gehört zu jenen seltenen Zeitepochen, in welchen alle Zeitbestrebungen einen bestimmten und gemeinsamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele offenbaren. Es ist die Epoche der größten Entdeckungen im Raume, solcher, die fast alle Breitegrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfassen. Wenn dieselbe für die Bewohner Europas die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so bot sie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften, in ihren physischen und mathematischen Theilen, dar. — Zu keiner andern Zeit ist einem Theile des Menschengeschlechtes ein größerer Reichthum von Thatsachen, ein größeres Material zur Begründung der vergleichenden physischen Erdbeschreibung dargeboten worden. Niemals haben aber auch Entdeckungen im Raume in der materiellen Welt durch Erweiterung des Gesichtskreises, durch Vervielfältigung der Erzeugnisse und Tauschmittel, durch Colonien von einem Umfange, wie man sie nie gekannt, außerordentlichere Veränderungen in den Sitten, in den Zuständen langer Knechtschaft eines Theiles der Menschheit und ihres späten Erwachens zu politischer Freiheit hervorgerufen."

Alexander von Humboldt.

Zwei Völker, die bisher wenig Einfluss auf das Abendland ausübten, weil sie zu sehr mit dem Kampf um ihre eigene Existenz beschäftigt waren, haben sich die größten Verdienste als Entdecker erworben, die Portugiesen und die Spanier. Andere Völker haben dann die Arbeit da weiter geführt, wo diese erschöpft sie stehen ließen. Lösen doch im Verlaufe der Weltgeschichte die Völker einander ab in der Arbeit, die dem gesammten Geschlechte aufgegeben ist. Die Portugiesen und Spanier selber waren aber nur die Schüler der Italiener und diese die Schüler der Griechen und die Hellenen wieder sind bei den Phönikern in die Schule gegangen.[2])

Portugiesen und Spanier.

[1]) Humboldt, Kosmos, Bd. II, S. 168. Stuttgart 1877.
[2]) Vergl. Bd. I, S. 422—438, 440—444, 451—454 dieses Werkes.

Vier Dinge haben, nach der Ansicht der Geographen,[1]) das Wachsen der Erdkunde beschleunigt und die großen Entdeckungen dieser Zeit vorbereitet: die Berührung mit den Arabern in Syrien und Spanien während der Kreuzzüge, das Reich der Mongolen, die Fahrt der Italiener nach Flandern, die Bekanntschaft mit Aristoteles und Ptolemäus.

Erdkunde der Araber. Der erste Kreuzzug und die Berührung mit den Arabern eröffnete den Abendländern eine neue Welt. Das Reich der Chalifen reichte vom Ebro bis zum Indus und von der Wüste Gobi bis zur Sahara. Aufgeweckten Geistes redeten die Araber gern von der Natur anderer Länder, von den Sitten ihrer Bewohner.[2]) Die Lust ihrer Gelehrten am Reisen, und wie leicht diese bewerkstelligt werden konnten, wurde schon früher geschildert.[3]) Daher sich bei ihren Geographen oft ganz merkwürdige Namen und Angaben finden. Edrisi, welcher selbst England besuchte, spricht von den Faröer-Inseln und Großirland, womit bei den Nordmannen bekanntlich Nordamerika bezeichnet wurde; er weiß von Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnmarken, vom Lande der Quänen und nennt den baltischen Golf Warank, d. h. das Meer der Waräger. Jaqut weiß von den Städten Schleswig und Bergen. Arabische Kaufleute drangen bis zu den Samojeden vor. Ibn Batuta wollte bis zu den Eismeerküsten reisen. Das kaspische Meer, die Wolga, der Aralsee waren den Arabern wohlbekannt, auch über den Jaxartes drang der Islam. Sie kannten Indien genau und ihre Sina-Fahrer hatten im Hauptthandelsplatz Chanfu an der Mündung des Tschekiang ein eigenes Stadtviertel;[4]) sie kannten die Sunda-Inseln und erhandelten Muscatnüsse und Nelken auf den Molukken — mit dem Namen Sila-Inseln bezeichneten sie Japan.[5]) Daß sie an der Ostküste Afrikas eine Menge Handelsstädte gründeten, auch Sansibar (= Sclavenküste), Neger kauften und bis zum Cap Corrientes drangen, das sie das Vorgebirg der Reue nannten, weil die starken Strömungen den verwegenen Fischer entweder an die Felsen warfen oder nie mehr umkehren ließen, wenn er einmal das Cap umschifft hatte, ist längst bekannt. Wie weit sie aber in das Innere von Afrika vordrangen, hat erst Barth in seiner Reisebeschreibung nachgewiesen. Vom Niger aus wanderten Pilgerzüge nach Algier und von da nach Mekka. Am Niger war ein großer Handelsplatz der Königssitz Gogo. Ibn Batuta besuchte die großen Negerstaaten zwischen Niger und Senegal, namentlich das Reich Ghana oder Ghanata, das im dreizehnten Jahrhundert dem Reiche der Mellinka oder Mandingo erlag. Ibn Batuta sah 1352 die Hauptstadt Melli, die im Abendland so viel genannt wurde, denn dahin wurde das Gold aus dem Quellengebiet des Niger gebracht. An der Westküste Afrikas gelangten die Araber in der Regel nur bis an das Cap Nun, nur Ibn Fatima erreichte das glänzende Vorgebirg.

Soviel im einzelnen. Der Erde als Ganzem schrieben die Araber, durch Ptolemäus belehrt, den der Chalife Mamun unter dem Namen Almagest (ἡ μεγίστη) übersetzen ließ, eine Kugelgestalt zu und Abulfeda bemerkt richtig,

---

[1]) Peschel, Geschichte der Erdkunde. München 1877, I. Abth. S. 161.

[2]) Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et par les Perses dans l'Inde et à la Chine. Paris 1845, 2 voll.

[3]) Vergl. Bd. IV, S. 563—565, 570—571 dieses Werkes.

[4]) Vergl. Bd IV, S. 560—561, 563—565 dieses Werkes.

[5]) Peschel, l. c. I, S. 114—122.

dass wenn zwei Männer, der eine gegen Osten, der andere gegen Westen, um die Erde wandern, so werde der erste um einen Tag zu früh, der andere um einen Tag zu spät am verabredeten Orte zusammentreffen. — Chalife Mamun ließ Gradmessungen anstellen, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Zur Bestimmung der astronomischen Lage eines Ortes trieb auch das Gebot, dass das Gebet in der Richtung gegen Mekka hin gesprochen werden müsse. Die Bestimmungen des Astronomen Zarquala aus Toledo (um 1075) sind ziemlich genau, nicht minder die des Marokkaners Abul Hasan aus Toledo um 1230. In der Wahl des Meridians aber waren die Araber sehr willkürlich und ihre astronomischen Ortsbestimmungen wussten sie doch bei ihren Erdbildern wenig zu benützen. Ihre Karten sind sehr mangelhaft, die Namen darauf oft greulich entstellt, da sie die Vocale nicht schrieben. Auf der Karte von Edrisi ist unsere Südspitze Afrikas nicht gegen den Südpol gerichtet, sondern weithin gegen Indien gezogen, so dass der indische Ocean ein großer Binnensee, ein anderes Mittelmeer wird.[1]) Überhaupt haben sie über Afrika manche Irrthümer verbreitet: die Quelle aller Ströme dieses Erdtheiles fanden sie in einem See Kuar oder Kura und alle Ströme nannten sie Nil, so den Niger den Nil von Ghana (Guinea). Daher kamen die Portugiesen auf den Gedanken, ob auf dem Niger nicht bis Abyssinien gefahren werden könne. Das Land am Äquator hielten sie für unbewohnbar, für tödtlich allen lebenden Wesen, das dortige Meer für unzugänglich aller Schiffahrt. Falsche Ansichten.

Wären die Nordmannen die Erben der Bildung Asiens und Europas gewesen wie die Araber, so wäre Jahrhunderte früher der Menschheit das wahre Bild des Erdkreises enthüllt worden. Kein Volk der Erde hat diese Nordgermanen an Entdeckungslust, an Waghalsigkeit, an Freude, mit den Gefahren des Meeres zu kämpfen, an Beweglichkeit, an Raschheit, sich in neue Lebenslagen zu finden, übertroffen. Nordmannen

Wir sahen oben,[2]) wie sie um das Nordcap bis in die Gegend von Archangel fuhren, wie sie Island und Grönland entdeckten und sich dort ansiedelten, wie sie von da an die Küsten des heutigen Nordamerika gelangten. Runensteine und Waffenfunde in Nordamerika bezeugen noch heute die einstige Thätigkeit der heidnischen Söhne des Nordens in der anderen Hemisphäre.[3]) Überreste christlicher Bauten in Neuengland zeigen, dass Mönche, Benedictiner, nicht bloß Islands und Grönlands Bewohner bekehrten, sondern sie auch auf dem schwanken Schiffe[4]) durch die stürmischen Wogen nach den Inseln des Westens begleiteten.[5]) Wir kennen die Geschichte von 28 Bischöfen der Diöcese Skalholt auf Island, von 21 Bischöfen der Diöcese Holum, von 15 Bischöfen entdecken Nordamerika.

[1]) Peschel, l. c. I, S. 125—144.

[2]) Vergl. Bd. IV, S. 321—329 dieses Werkes.

[3]) Rafn, Antiquitates Nordamericanae. Hafn. 1837. — Mémoire. Cop. 1843.

[4]) Oswald Moosmüller, Europäer in Nordamerika vor Columbus. Regensburg 1879.

[5]) In dem „Hafgardingadrapa" singt ein Mönch auf dem Schiffe Björns, des Sohnes Herjulfs, der nach Grönland fährt: „Den Prüfer der Mönche, den Kenner der Gefahr, bitte ich, dass er begünstige meine Reise. Möge der Herr, der Himmel und Erde erhält, mich mit seiner Rechten beschützen." Moosmüller, l. c. S. 27—28.

auf Grönland.[1]) Wir hören von zwei Bischöfen, die nach Winland gelangten! Adam von Bremen zählt in seiner Geschichte des Erzbisthums Hamburg um 1072 die Grönländer als Angehörige dieser Diöcese auf, er weiß, dass in einer Insel westlich davon Weintrauben wild wachsen. Ein alter Hymnus[2]) auf das Fest des heil. Ansgar enthält dieselbe Erinnerung. Funde in Brasilien deuten an, dass die Wikinger auch dieses Land erreicht haben.

Friesen. Aber nicht bloß die Nordmannen, sondern auch Friesen wagten die Fahrt nach den Inseln im Westen, von denen die Sage umlief. Wie Herodot von kühnen Jünglingen der Nasamonen berichtet, die in wagsamer Entdeckungslust bis nach Timbuktu im Innern Afrikas gelangten,[3]) so Adam von Bremen[4]) von kühnen frisischen Jünglingen, welche nach Nordwesten steuerten und unbekannte Inseln erreichten und nie gekannte Bevölkerungen trafen. Aber vor den Nordmannen waren die Iren auf Island und in Nordamerika. Iren. Davon erzählt der Mönch Dikuil um 825, dass Iren hundert Jahre vor ihm viele Eilande im Ocean nördlich von Britannien besucht haben, und in den normännischen Berichten heißt es, dass die Norweger, welche mit Ingolf nach Island kamen, dort christliche Leute antrafen, welche Papar hießen, jedoch abreisten, da sie nicht mit den Heiden zusammenleben wollten, und Bücher und Glocken und Hirtenstäbe zurückließen.[5]) Solche Leute trafen sie auch in Winland.[6]) Also Iren waren vor den Nordmannen in Winland.

Neulich hat man auf ein altwalisisches Lied aufmerksam gemacht, worin ein Fürst Medok um 1170 zum Auswandern nach westlichen Ländern auffordert und auf eine Stelle in der welschen Chronik, dass er vor Bürgerkrieg um ein gebirgiges Land gewarnt und auf ferne fruchtbare Inseln hingewiesen und Waliser mit zehn Schiffen eine Fahrt dahin unternommen habe. Damit stimmt der Bericht eines Predigers aus Wales, der um 1685 von den Tuscarora-Indianern gefangen und zum Tode verurtheilt, jedoch gerettet wurde, als er in walisischer Sprache zu reden begann, von Indianern, welche walisisch verstanden.[7])

Die Brüder Zeno. Vielbesprochen ist der Reisebericht des Bruder Nikolaus Zeno aus Venedig. Nikolaus Zeno war ein Mann von frischem Muth und hochstrebendem Sinn und voll Begier, die Welt zu sehen und seinem Vaterlande zu nützen: so rüstete er ein Schiff und fuhr in dem Ocean gerade nach Norden, gen England, erlitt aber in einem Sturm Schiffbruch an der Küste von Friesland. Schon wollten die Anwohner sich seiner Habe und Person bemächtigen, als der Fürst des Landes, Zechinn, dazu kam, und ihn rettete und in sein Haus mitnahm, wo er an seinem Wissen und Thun Gefallen fand und ihn als Seefahrer bei sich behielt. In seinem Dienste und auf seiner Flotte unternahm er nun Züge nach fernen Inseln, nach Esthland, nach Grisland, Island, Engrove-

[1]) Moosmüller, l. c. S. 54.

[2])
„Fide fulgent gens Danorum
Sueonumque, Norvehorum
Gronlandeum, Islandorum
Sub Bremensi praesule.“

[3]) Vergl. Bd. I, S. 440 f. dieses Werkes. — Herodot. II, 32.

[4]) Hist. eccl. II, 51, 52—53.

[5]) Vergl. Bd. IV, S. 323 dieses Werkes.

[6]) Vergl. Bd. IV, S. 326 dieses Werkes.

[7]) Der Bericht wieder abgedruckt bei Moosmüller, l. c. S. 204—218.

land, wo er ein Kloster sah, das durch die Dämpfe aus einer heißen Quelle in der Nähe erwärmt wurde, und einen Garten, der selbst im Winter Früchte und Gemüse des Sommers hatte. Nikolaus starb im Dienste des Fürsten, sein Bruder Marcus aber blieb länger darin und unternahm eine Fahrt nach Westen, über die er an seinen Bruder Karl berichtet, nach Estotiland, mehr denn 1000 Meilen westlich von Friesland; sie sahen dort eine große Stadt und viel Gold darin, Wälder von ungeheurer Ausdehnung und südwestlich davon Völker, die bloß von der Jagd lebten, und kamen zurück über die Insel Ikarien. Fra Mauro nahm auf seiner Weltkarte, die als unvergleichlich galt und jetzt noch im Dogenpalast zu sehen ist, diese Länder und Inseln unbedenklich auf, ebenso Örtel 1570 in sein Theatrum orbis universi und Pontanus in seine Geschichte Dänemarks. Gewiss ist, dass 1381 ein Nikolaus und Marcus Zeno eine Entdeckungsfahrt unternahmen, dass Marc Anton sie 1390 beschrieb, dass Nikolaus Zeno 1415 sie zerriss, dass nur Theile davon gerettet wurden, welche 1558 im Druck erschienen. Der Bericht ist, was die Namen anlangt, in heillosem Zustand und darum auch als Täuschung verworfen worden; denn es gab z. B. nicht damals und niemals einen Fürsten Zechinn in Friesland. Wenn man aber statt Zechine Sinclair, statt Friesland Ferrisland liest und die Faröerinseln versteht, statt Esthland Shetland liest, statt Engroveland Grönland und Estotiland als Labrador und Drogeo als Yukatan und Icaria als Kerry in Irland erklärt, so bekommt alles Sinn. Von Grönland sagt er Dinge, die vollkommen richtig sind, die er nirgends sonst beschrieben fand, die er gesehen haben muss. Fra Mauro.

Fahrten nach Markland und Winland wurden lange unternommen, um Bauholz und Mösur (Maserholz) zu bekommen. Die letzte Reise nach Markland, von der wir wissen, fand 1347 statt. 1438 kam der schwarze Tod, der die Bevölkerung auf den Inseln großentheils vernichtete, der Rest erlag den Skrälingern oder Eskimos. — 1476 wurde von Christian I. von Dänemark der Pole Kolmo ausgesendet, um Island wieder zu entdecken. Nach Franz Lopez von Gomara soll er nach Estotiland oder Labrador gekommen sein.[1] — Grönland musste bekanntlich im achtzehnten Jahrhundert neu entdeckt werden. Winland. Island.

Die Mongolen traten anfangs bloß als Zerstörer auf, bald aber zeigten ihre Großchane Sinn für Bildung und Duldsamkeit gegen die verschiedensten Glaubensansichten.[2] An ihrem Hofe trafen sich christliche Missionäre wie Buddhisten, Mohammedaner wie Anhänger des Kongfutse. Im Abendlande hegte man lange die Hoffnung, dass der Großchan zum Christenthum übertreten wolle. Viele Mönche wurden als Boten an seinen Hof entsendet, arme Franciscaner oder Dominicaner, aber Männer mit scharfem Blick und gewandt in der Feder.[3] Die Reiseberichte von Einigen, wie Ruysbroek sind wahre Meisterstücke. So lernte denn das Abendland Mittel- und Nordasien Die Großchane.

[1]) Lelewel, Geographie du moyen-âge, III, 78; IV, 304 f. Breslau 1852.
[2]) Vergl. Bd. V, S. 656—672 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. V, S. 660—662 dieses Werkes.

kennen, wie ihm in den Kreuzzügen Vorderasien aufgegangen war. Lange hatte man von einem Priesterkönig Johannes gehört,[1]) den man später nach Abyssinien verlegte. Missionäre kamen nach Peking, 1330 sogar ein päpstlicher Legat. Erst mit dem Aufkommen der Dynastie der Ming fieng Sina wieder an, sich den Fremden abzusperren. Wie staunte man aber im Abendland erst über die Berichte des Marko Polo, der siebzehn Jahre im Dienste Kubilaichans gestanden und als Statthalter und General fast sämmtliche Länder kennen gelernt hatte, über seine Schilderung der Hauptstadt Südsinas, Quinsai, mit den meilenlangen Straßen und den vielen Canälen und den 12.000 Brücken, vom Gewürzmarkt Zaitun, vom goldreichen Zipangu![2])

Wie gelüstete es das Abendland nach diesen Gewürzen, diesem Gold, diesen Naturwundern! Früher erhielt man die Gaben des Morgenlandes über Weg nach Ostindien Ägypten und über das Schwarze Meer. Jetzt sperrten die Türken das Schwarze und die Mamelukensultane das Rothe Meer; die Zölle, welche sie forderten, schienen unerträglich. So legte sich denn die Frage den handeltreibenden Nationen nahe, ob nicht ein Weg zur See nach Ostindien zu finden sei — um Afrika herum oder quer durch eine Fahrt nach Westen. Den ersten fanden die Portugiesen, den zweiten die Spanier unter Führung eines Genuesen. —

Die Portugiesen.

Wir sahen früher,[3]) wie das Königreich Portugal entstand. Der letzte Affonso II. Herrscher, den wir dort kennen lernten, war Affonso II. oder der Dicke, der Sohn Sanchos I., (1211—1223). Er führte einen glücklichen Krieg gegen die Mauren und deutsche und niederländische Kaufleute halfen ihm 1218 Alcacer do Sal zu erobern.[4]) Der Kampf gegen die Mauren, um nach und nach bis zum Ocean im Westen nicht bloß, sondern auch im Süden vorzudringen, ist mit dem Kampf um die Unabhängigkeit von Castilien der Hauptinhalt der früheren portugiesischen Geschichte. Daraus ergaben sich auch die Krisen des Verfassungslebens, der Kampf der Krone gegen den übermächtigen Adel und güterreichen Clerus für ihre eigene Stärkung und die Selbständigkeit der Gemeinden. Der König konnte nur Krieg führen, wenn er dem Adel Aussicht auf Ländererwerb im eroberten Gebiete gewährte; that er das, so wurde der Adel reich und unbotmäßig und suchte sich von der Krone so unabhängig als möglich zu machen. Gegen ihn hatten König und Gemeinden das gleiche

[1]) Nach Oppert ist er der berühmte Jeliutusche der Liao-Dynastie, welche 906 bis 1125 den Norden Sinas beherrschte.

[2]) Eigentlich Dschipenkue oder das Land der aufgehenden Sonne, wie die Sinesen das östlich gelegene Japan nennen.

[3]) Vergl. Bd. V. S. 184, 242, 262, 267, 268 f., 325, 331, 334 dieses Werkes.

[4]) Schäfer, Geschichte von Portugal, I. S. 130—167.

Interesse. Im Grenzgebiet zwischen Mauren und Christen blieb das Land natürlich unbebaut. War durch eine Eroberung die Grenze weiter vorgeschoben, so wurde das eroberte Gebiet entweder an einzelne Edelleute vertheilt, oder einzelne Landbebauer begannen den verwilderten Boden zu bearbeiten. Aus einzelnen Häusern entstanden nach und nach Weiler, Dörfer, Städte, welche die Könige durch Verleihungen gewisser Ortsrechte, Foraes, zu heben suchten und in denen ein Ortsrichter, Alcaide, die königlichen Hoheitsrechte ausübte. Alle Mitglieder der Gemeinde waren zum Kriegsdienst verpflichtet; wer zu Ross diente, war abgabenfrei. Steuern wurden sonst bezahlt vom Ertrag der Güter und von Gewerbe und Handel, als Strafgefälle, oder auch statt persönlicher Dienstleistung.

Sancho II., der Sohn Affonsos II. (1223—1245), regierte anfangs glänzend und errang beträchtliche Siege über die Mauren. Elvas, Serpa, Jurumenha, Aljuster, Aronches, Mertola, Cacella, Ayamonte, Tavira kamen in die Gewalt der Portugiesen; allein in der Folge überließ der König die Regierung den Günstlingen und ergab sich bloß dem Vergnügen. Die Portugiesen wurden unzufrieden und klagten 1245 bei Papst Innocenz IV. Nachdem dieser lange den König vergebens gemahnt hatte, in sich zu gehen, sprach er den Bann über ihn aus und übertrug die Regentschaft dem Bruder des Königs, Affonso. Der unglückliche Monarch floh nach Toledo, König Ferdinand gewährte Hilfe. 1247 kehrte Sancho II. nach Portugal zurück, errang einen Sieg und war nahe daran, den Thron wieder zu besteigen; allein als der Erzbischof von Braga die Bulle des Papstes im Lager der Sieger verbreitete, ließen Führer wie Gemeine die Waffen sinken und zerstreuten sich. Sancho musste nach Toledo zurückkehren, wo er 1248 starb, ohne Kinder zu hinterlassen.[1] Sancho II.

Jetzt wurde Affonso III. als König ausgerufen (1248—1279). Er setzte die Eroberungen seines Vorgängers fort, das Glück war ihm hold und der Glanzpunkt seiner Regierung wurde Algarves Eroberung. Affonso III.

Algarve heißt eigentlich das Land nach Abend und bezeichnet Gebiete auf der pyrenäischen Halbinsel wie in Afrika. Darum führten die Könige von Portugal wie von Castilien den Namen Könige von Algarve und nannten sich die Könige von Portugal, nachdem sie Eroberungen in Afrika gemacht hatten, Könige des diesseitigen und jenseitigen Algarve. Aber nicht bloß als Eroberer glänzte Affonso, er hob auch das Leben der Gemeinden durch Ertheilung von Ortsrechten und gab dem Reiche mehrere allgemeine Gesetze, und that viel für den Wiederaufbau und die Bevölkerung des Landes.[2] Algarve.

Noch glänzender als Affonsos Regierung war die seines Sohnes Diniz des Weisen oder Gerechten, 1279—1325. Er hat nicht mit Unrecht auch den Namen der Vater des Vaterlandes (Pai da Patria) und der ackerbauende König (Lavrador). Geboren 1261 zu Lissabon erhielt er eine glänzende Erziehung und wurden die reichen Anlagen seines Geistes und Ge- Diniz.

[1] Schäfer, l. c. I, S. 169—203.
[2] Ibid. I, S. 219—231.

müthes geeignet ausgebildet. — Kaum hatte der junge König die Regierung angetreten, so widmete er seine weise und rege Herrscherthätigkeit allen Zweigen der Staatsverwaltung, bereiste er unablässig das Reich, um alle Gebrechen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und nach Kräften zu heben. Er wusste den Pflug so gut zu handhaben als das Schwert; er ertheilte Privilegien für den Bergbau, begründete die Blüte des Handels durch weise

Flotte. Verordnungen; die Marine, welche seit der Eroberung Lissabons 1247 sich zu heben begann, förderte er dadurch, dass er einen schiffskundigen Genuesen, Pezagno, ins Land zog, damit er als Admiral das Seewesen leite.[1]) Ein großer Fichtenwald ward angelegt, um die Flur von Leyria vor Versandung zu schützen, — dieser Wald lieferte später das Holz zu den Schiffen, welche Afrika umfuhren. Aber auch der Wissenschaft galt die Sorgfalt des Königs:

Universität. 1290 wurde zu Lissabon eine Universität (studium generale) gegründet, welche 1308 nach Coimbra verlegt wurde.

Streitigkeiten der Studierenden mit den Bürgern veranlassten den König, die Hochschule in das wegen seiner schönen und gesunden Lage und der Wohlfeilheit der Lebensmittel geeignetere Coimbra zu verlegen. Die höheren Geistlichen hatten dem König die Mittel zur Gründung der Universität geliefert und Besoldungen der Doctoren und Magister auf die Einkünfte der einzelnen Kirchen und Klöster angewiesen.[2]) Papst Nikolaus IV. bestätigte am 13. August 1290 die neue Schule, befreite Lehrer und Schüler von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Über einzelne Lehrer, über innere Einrichtungen haben wir weiter keine Nachrichten. Die ältesten Urkunden giengen nämlich bei der öfteren Verlegung der Universität verloren. In einer eigenen Carta vom 15. Februar 1309 nahm sie der König in seinen besonderen Schutz, gab auch den Studierenden Zollfreiheit bei Reisen und das Recht, die Rectoren, Beamten und Diener der Universität zu wählen, und stellte zwei Edelleute der Stadt als Conservatoren oder mit der Verpflichtung auf, über die Vorrechte und Vortheile der Hochschule zu wachen und ihre Ehre zu wahren.

Das Recht der Krone wurde von Diniz kräftig gewahrt, die Burgen übermüthiger Großen wurden gebrochen. Bisher gab es für die Ritter von

Santjago. Santjago auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel nur einen Großmeister, der in Castilien wohnte, was zur Folge hatte, dass die portugiesischen Ordensritter in Kriegen zwischen Portugal und Castilien oft gegen ihr eigenes Vaterland zu Felde standen. Diniz wusste es beim Papst durchzusetzen, dass Portugal 1290 seinen eigenen Ordensmeister bekam. Während seiner Regierung

Die Templer. griff Philipp der Schöne die Templer an und bewog den schwachen Clemens V., den Orden aufzuheben. Der König war von der Unschuld des Ordens überzeugt, auch fand die Untersuchung, welche der Bischof von Lissabon führte, keine Schuld an demselben; zugleich war er dem König wichtig zum Schutz

[1]) Schäfer, l. c. I, S. 307—317.
[2]) Raynaldi Ann. ad 1308.

des eigenen Herdes und zur Erweiterung der Grenzen des Reiches. Deshalb bekamen die Ritter den Wink, sich zu verbergen, keiner ward verhaftet, ihre Güter nahm die Regierung in Beschlag. Wenige Jahre später 1319 erstand auf einmal in Portugal ein neuer, der Christus-Orden (Ordo Militiae Jesu Christi), — es war der alte Templer-Orden, nur mit geändertem Namen.[1]) Der Großmeister und die Vorgesetzten mussten dem König den Eid der Treue leisten; alle Güter des Templerherrn-Ordens wurden dem Christus-Orden jetzt zugesprochen, der König schenkte ihnen sogar noch Castro-Marim, welches der Hauptsitz des Ordens wurde. Diese edle That erwies sich als nützlich für Portugal. Henrique, der Urheber der großen Entdeckungen, war ja Großmeister des Ordens und verwendete dessen Mittel zu den kühnen Fahrten, und Ordensritter waren es, die den unbekannten Ocean durchsegelten und im fernen Indien den Ruhm und die Größe Portugals begründeten. Christus-orden.

Diniz war der Abgott seines Volkes, „der König kann alles, was er will“, war der Ausspruch der Zeitgenossen; doch waren die letzten Jahre seines Lebens gedrückt. Der rechtmäßige Sohn, Affonso, fürchtete den natürlichen Sohn Sancho wegen der Thronfolge und Diniz musste für eine Verirrung seiner Jugend schwer büßen. Dreimal kam es zum Krieg zwischen Vater und Sohn und dreimal vermochte die Königin Isabella den Frieden zwischen beiden herzustellen. Sterbend sagte Diniz zu Affonso: „Ich sterbe, lieber Sohn, und nur ein Gedanke beunruhigt mich bei der Erinnerung an deine Mutter, der ich in meinen jüngeren Jahren einen Verdruss verursacht habe. Was du, um dir zu genügen, des Vergangenen wegen mir erweisen möchtest, das erweise nun ihr reichlich in Liebe; meinen und ihren Segen wirst du dafür haben.“ Noch empfahl er seinem Sohne die größte Liebe zu seinem Volke: „Denn du wirst der König des besten und reichsten Volkes, das irgend ein katholischer oder heidnischer Fürst regieret. Übe daher dein königliches Amt mehr mit Liebe und Sanftmuth, denn als unumschränkter Herrscher. Übe Gerechtigkeit und verletze sie in keinem Punkt aus irgend einer irdischen Rücksicht; denn dieselbe Gerechtigkeit, die du bei deinen Vasallen übst, wirst du bei Gott finden! Das Wort, das du gibst, sei einem Eidschwur gleich, weder Zuneigung, noch Furcht verleite dich, es zu brechen! — Sei eher geneigt zur Barmherzigkeit als zur Strenge in der Gerechtigkeitspflege; denn es ist mehr wert, wegen Menschenfreundlichkeit geliebt, als wegen Strenge in der Handhabung des Rechtes gefürchtet zu werden.“[2])

Affonso IV. (1325—1357) hat die Mahnung des Vaters nur zu wenig beachtet, obschon er sonst glänzend regierte, — ist er doch der eigentliche Sieger über die Mauren am Salado;[3]) er heißt auch der Tapfere und Stolze und stand an Tapferkeit und Größe der Entwürfe nicht hinter seinen Vorfahren zurück, noch an Glück, wie denn auch seine Flotte die maurische besiegte. Allein er wird auch mit ebensoviel Recht ein undankbarer Sohn, ein ungerechter Bruder, ein grausamer Vater genannt. Affonso IV.

---

[1]) Schäfer, l. c. I, S. 353—370.
[2]) Ibid. I, S. 370—383
[3]) Ibid. S. 370—383.

Kaum hatte Affonso den Thron bestiegen, so nahm er seinen natürlichen Bruder Sancho alle seine Güter weg und zwang ihn, Zuflucht in Castilien zu suchen. Die Härte gegen seinen Sohn Pedro wegen der Liebe desselben zu Ignez de Castro ist aus den herrlichen Versen, mit welchen Portugals größter Dichter den Namen der Unglücklichen unsterblich machte, genugsam bekannt.[1]) Ignez war als Hoffräulein mit Pedros Braut Constanza nach Portugal gekommen. Ihr Geist, ihre Schönheit bezauberten das Herz des Infanten. Nach dem Tode seiner Gemahlin 1345 vermählte sich Pedro heimlich mit ihr, leugnete aber hartnäckig — und das hatte die schwersten Folgen — die Verbindung gegen seinen Vater, welche das Gerücht und der Umstand zu bestätigen schien, dass drei Pfänder ihrer Liebe vorhanden waren. Ignez war als Castilianerin den Portugiesen verhasst, sie sahen mit Neid die Begünstigung ihrer Brüder durch den Infanten. Die Höflinge stellten dem Könige vor, die Wohlfahrt des Staates verlange, dass der Infant sich wieder vermähle, Ignez aber habe ihn wie bezaubert und das Leben des rechtmäßigen Sohnes von der Constanza stehe durch sie in Gefahr. Da ward der Tod der Ignez beschlossen. Während der Infant eines Tages auf der Jagd abwesend war, kam der König mit bewaffneten Rittern unerwartet in das Kloster zu Coimbra, wo Ignez mit ihren Kindern lebte. In schrecklicher Ahnung, bleich wie der Tod, warf sich diese mit ihren Kindern zu den Füßen des Königs. Ihr rührendes Flehen: „Hab Erbarmen mit einem Weib, tödte mich nicht ohne Grund; wenn du kein Mitleid mit mir hast, so habe es mit diesen deinen Enkeln, deinem Blut!“ — erschütterten den König; er zog sich aus dem Zimmer zurück, aber die Vorwürfe seiner Gefährten machten ihn wieder wankend; er rief: „Thut, was ihr wollt!“ und sie ermordeten Ignez. Ein namenloser Schmerz ergriff den Infanten, als er die Leiche des geliebten Weibes erblickte. Wie seine Liebe keine Schranken kannte, so auch jetzt sein Hass gegen die Mörder. Er begann Krieg gegen den Vater und erst nach schweren Kämpfen wurde ein Vertrag geschlossen, worin beide Vergeben und Vergessen allen Anhängern gelobten.[2])

Ignez de Castro.

Pedro I.

Kaum war Affonso IV. todt, so nahm Pedro I. (1358—1367) Rache, zunächst an zwei Mördern der Ignez, die ihm von Castilien ausgeliefert wurden: dem einen ließ er das Herz durch die Brust, dem andern durch die Achsel herausziehen. Beide starben mit kaltem Blute. — „Lege“, sprach der eine zum Henker, „die Hand an die linke Seite und du wirst ein Herz finden, stärker als das eines Stieres und treuer als das eines Pferdes.“ — Dann wurden vor den Augen des Königs, während er an der Tafel saß, die Leichen verbrannt. Vor allen Großen des Reiches und seinem Volke erklärte dann der König, dass er mit Ignez sich rechtmäßig habe trauen lassen, dass er aber aus Rücksichten und Furcht bei Lebzeiten seines Vaters darüber geschwiegen. Ein Bischof beschwor, dass er beide rechtmäßig getraut habe. Die Leiche der Ignez wurde 1360 feierlich in der Königsgruft beigesetzt und auf ihrem Grab ein Standbild mit der Krone auf dem Haupt, zum Zeichen, dass sie die echte Königin war, errichtet. Das harte Lebensschicksal scheint des Königs Stimmung gegen die Ungerechtigkeiten der Menschen verbittert zu haben. Pedro I. verschärfte oft die Urtheile der Richter und sprach nicht bloß das gestrenge Urtheil aus, sondern machte auch gern den Schergen, der die Strafe vollzog, und begann, wie ein Portugiese sagt, das Urtheil mit der Vollstreckung und die Strafe galt ihm für die Schuld. Immer trug er eine

[1]) Camoes, Os Lusiados, III, p. 120 ff.

[2]) Schäfer, l. c. I, S. 383—405.

Peitsche bei sich und wandte sie oft eigenhändig an, um ein Geständnis zu erzwingen. Weh dem Geistlichen, der durch seinen Lebenswandel ein schlechtes Beispiel gab, dem Beamten, der sich eine Bestechung zu Schulden kommen ließ, weh dem Edelmann, der den Bürger oder Landmann bedrückte! Der König war nur zu geneigt, sogleich Todesstrafe eintreten zu lassen. „Die Strafe," sagte er, „welche die Menschen am meisten fürchten, ist der Tod; wenn sie durch die Furcht vor diesem nicht vom Unrecht sich abhalten lassen, so sind die andern Strafen erfolglos. Gut ist einen oder zwei aufzuhängen, um die andern alle zu strafen." Bei den Portugiesen heißt Pedro der Strenggerechte und der Grausame (o Justiceiro, o Cru). Verletzung der Gesetze war ihm gleich Hochverrath an seiner eigenen Person: „Wenn ihr nicht die Gesetze verletztet, würdet ihr auch mich nicht beleidigen", pflegte er den Schuldigen zu sagen. Im Gefühl, dass in seiner Person gleichsam das Gesetz verkörpert sei, bereiste der König in einemfort das Reich, selten war er länger als einen Monat an einem Ort. Bei all dieser Strenge war jedoch Pedro einem natürlichen Frohsinn durchaus nicht fremd, nur brach sich derselbe zuweilen Bahn wie ein lange zurückgestautes Wasser, er konnte dann Tag und Nacht tanzen. Wenn er in Lissabon des Nachts nicht schlafen konnte, ließ er die Leute durch silberne Trompeten zum Tanz zusammenrufen und alles freute sich dann, den König fröhlich zu sehen. Desgleichen liebte er leidenschaftlich die Jagd. Dabei war er außerordentlich freigebig: „An dem Tage, an dem der König nichts gibt, meint er, verdient er nicht König genannt zu werden." — Wenn er ausgieng, ließ er sich immer eine Menge Münzen in die Taschen stecken: „Macht mir den Gürtel locker, dass ich mich frei bewegen und die Hand zum Geben weit ausstrecken kann!" Und bei all dieser Freigebigkeit regierte er, ohne sein Volk zu bedrücken und ihm neue Auflagen aufzubürden, und hinterließ noch einen gefüllten Schatz, ein Beweis von der Ordnung, die seine Strenge bewirkte. Gegründete Beschwerden, auf die ihn die Cortes aufmerksam machten, war er gern zu heben bereit. Als er starb, klagte das Volk: „Solche zehn Jahre, wie unter König Pedro, hat Portugal nie gehabt."[1]

Der Strenge.

Nicht so glücklich war Portugal unter seinem und der Ignez Sohn Fernando (1367—1383). Er hatte die Lebhaftigkeit, aber nicht die Beständigkeit seines Vaters, und unternahm unbesonnen eine Reihe von Kriegen, ohne auch nur einen glücklich zu Ende zu führen, wodurch die Mittel des Landes erschöpft und das Glück des Volkes untergraben wurden.

Fernando.

Nach dem Tode des castilischen Königs Peter des Grausamen 1369 legte sich Ferdinand den Titel König von Castilien bei, fiel in Galicien ein, wurde aber von Heinrich von Trastamara zurückgeschlagen. Als auch eine Unternehmung zur See fehlschlug, musste er 1371 mit Castilien Frieden schließen. Der Noth des Schatzes suchte er durch Münzverschlechterung abzuhelfen. Obschon verlobt mit der Prinzessin Leonore von Castilien, heiratete Fernando plötzlich die Gattin eines portugiesischen Edelmannes, Leonor Telles, eine herrschsüchtige Frau, deren frühere Ehe der König eigenmächtig für ungiltig erklärte. Unruhen brachen über solche Schmach in Lissabon aus und öffentlich wurde der König aufgefordert, eine rechtmäßige Ehe einzugehen. 1372 begann ein neuer Krieg gegen Castilien und Aragonien und 1373 musste Fernando wieder

Leonor Telles.

[1] Schäfer, l. c. I, S. 405—437.

sich zu einem Frieden bequemen, den der Sieger vorschrieb. Schließlich vermählte der König seine Tochter Beatriz mit König Juan I. von Castilien und machte so die Befürchtung rege, dass Portugal einst unter das gehasste Castilien kommen werde. Ein Zeichen der Unzufriedenheit ist die Bewilligung, zu der man den König drängte, dass er die Cortes von drei zu drei Jahren einzuberufen habe. Frühere Könige hatten im Einvernehmen mit den Cortes regiert, jetzt waren diese im Widerspruch mit der Krone. Unter bitteren Thränen sagte der sterbende König: „Ich habe durch meine Schuld das Reich, in welchem ich Recht und Gerechtigkeit handhaben sollte, so verwaltet, dass ich der Gottheit sehr schlechte Rechnung ablegen werde."

Die Gebrechen dieser Regierung mit ihren unglücklichen Kriegen, wie die Neigung der Portugiesen zum Seewesen zeigt das Gesetz über wüstliegende Län- Lei de sesmaria. dereien (Lei de sesmaria), welches die Grundbesitzer anhält, die Äcker zu bebauen und zu besäen, oder sie durch andere bestellen zu lassen, widrigenfalls sie gegen eine gewisse Abgabe an Landbebauer überlassen werden, ohne dass der Grundherr sie jenen nehmen kann; die erwähnte Abgabe solle der Gemeinde, in deren Gemarkung das Grundstück liege, zugute kommen. Zwei achtbare Männer sollten in jeder Gemarkung dieses Gesetz durchführen und die unbebauten Grundstücke an fleißige Hände vertheilen.[1] Demnach lagen große Ländereien brach, weil die Hände lieber nach dem Steuerruder, als nach dem Pfluge griffen. Der Gewinn des Seehandels leuchtete dem Portugiesen mehr ein, als der, welchen der Ackerbau eintrug, und das Leben zur See mit seinen Gefahren und seinen Hoffnungen hatte unsäglichen Reiz für ihn.

Mit Ferdinand starb der echte burgundische Mannsstamm in Beatriz. Portugal aus. Beatriz, die einzige Tochter Fernandos, mit Juan I. von Castilien vermählt, war kinderlos. Das nächste Recht auf den Thron hatten also Fernandos Brüder, Joao und Diniz, Söhne der Ignez: allein schon früher durch die Ränke der Königin nach Castilien vertrieben, lebten sie in Toledo, wo jedoch König Juan I. auf die Nachricht vom Tode Fernandos sie sogleich gefangensetzen ließ, damit sie die Rechte der Beatriz nicht beeinträchtigen könnten. Unter diesen Umständen ergriff die Königin Leonore sogleich die Zügel der Regierung als Königin-Witwe und Regentin und suchte die Gemüther für sich und ihre Tochter zu gewinnen.

Allein als sie ihre Tochter und deren Gemahl als Herrscher von Portugal ausrufen ließ, brauste der Unmuth des Volkes in Lissabon auf: „Haben unsere Väter darum Portugal mit so vielem Menschenblut von den Mauren erobert, damit wir es den Castilianern übergeben?" — Man ließ Joao hoch leben, der König geworden wäre, wäre er nicht in Toledo gefangen gesessen. Der sträfliche Leichtsinn Leonorens gab dieser Missstimmung erst die wahre Stärke. Noch während Fernando lebte, hatte sie in einem sündhaften Verhältnis zu dem schönen Ourem. Grafen von Ourem gestanden, jetzt kannte sie in ihrer Liebe keine Rücksicht mehr und in den Händen des Günstlings lag die Regierung. Der Hass gegen Castilien und die Entrüstung über diese Herabwürdigung der Krone bewog Männer verschiedener Richtung, sich zum Mord des Günstlings zu vereinigen.

---

[1]) Schäfer, l. c. II, S. 100—103.

Der Großmeister Joao, ein unehelicher Sohn Pedros des Gestrengen, übernahm es, die Beschimpfung seines Bruders Fernando, des verstorbenen Königs zu rächen und hieb den Grafen von Ourem im Palast nieder und sein Freund Ruy Pereira vollendete die Tödtung. In Lissabon war das Gerücht verbreitet, der Großmeister von Avis — dies war der fünfundzwanzigjährige Joao — werde im Palast ermordet. Schon wollte das Volk das Schloss stürmen, nur der Anblick des Großmeisters vermochte es zu beschwichtigen. Der Großmeister Joao.

Leonore fühlte, wie ihr Ansehen gesunken sei: doch sie war Meisterin in der Kunst der Verstellung. Der Großmeister bat sie um Verzeihung, nicht dass er den Grafen getödtet habe, denn der habe den Tod verdient, sondern, dass der Mord in dem Heiligthum ihrer Wohnung geschehen sei. Sie verzieh scheinbar, sann aber auf den Mord des Großmeisters, den die Menge schon zum König ausrufen wollte. Joao wollte nach England abreisen, um sicher zu sein. Die Königin gab dem Schiffer Befehl, in Atougia anzuhalten, dort sollte der Großmeister ergriffen werden. Lissabon, wo die Frauen böse über sie gesprochen, sollte von Grund aus zerstört, die Stätte mit Salz bestreut werden, nur ein Fass voll von diesen bösen Zungen könne die ihr angethane Schmach wieder gut machen. Gerüchte von diesen Plänen verbreiteten sich in der Hauptstadt und die Stimmung wurde aufrührerisch. Ein Antrag, den Großmeister mit der Königin zu vermählen, auf dass er mit ihr für den gefangenen Joao regiere, wurde stolz von ihr abgelehnt; zugleich kam die Nachricht, dass der König von Castilien sich zum König von Portugal habe ausrufen lassen und mit den Waffen seine Rechte geltend machen wolle.

Die Bürger versammelten sich in der Kirche zur Berathung. Der Großmeister, hieß es, sei der alleinige Vater des Vaterlandes, der Ruhm der Nation, allein imstande, die wahre Freiheit zu wahren. Ein Küfer rief: „Habt ihr einen anderen als den Großmeister? Nein! darum wählt ihn. Ich habe in dieser Sache nichts weiter zu wagen, als meinen Hals. Wer nicht beistimmen will, der hat es sogleich mit dem seinen zu zahlen." — Die Menge gab Beifall und der Großmeister Joao ward zum Vertheidiger und Regenten ausgerufen am 16. December 1383 und durch das ganze Land wurde die Nachricht von dem Volke mit Jubel aufgenommen. — Aber es galt einen schweren Kampf mit der überlegenen Macht Castiliens. Doch der Regent zeigte sich der Aufgabe gewachsen, wählte hochbegabte Männer zu den ersten Würden, darunter Alvares Pereira zum Feldherrn. Joao Defensor und Regedor. Krieg gegen Castilien

Die Ereignisse nahmen einen schnellen Verlauf. Ende December 1383 standen die Castilianer schon in Santarem. Leonore legte hier die Regierung zu Gunsten ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes nieder, wurde aber von den Castilianern mit Misstrauen behandelt, und als sie im Zorn darüber eine Verschwörung gegen ihren Schwiegersohn anstiftete, verhaftet und endete in der Stille eines Nonnenklosters zu Tordesillas. Dann belagerten die Spanier Lissabon, das in die höchste Noth durch Mangel an Lebensmitteln gerieth, aber durch den Ausbruch der Pest im Lager der Feinde, nach fünfmonatlicher Umschließung, gerettet wurde.

Jetzt berief Joao die Cortes nach Coimbra. Man zog ihm in Procession entgegen. Die Abgeordneten von Lissabon beantragten, den edlen
König Joao I. Herrn Joao, Großmeister von Avis, zum König und Herrn des Reiches zu erheben und ihm zu huldigen, wenn er verspreche, die Freiheiten des Landes zu erhalten.

Aber viele Stimmen sprachen sich für den in Toledo gefangenen Infanten Joao aus. Da trat der Kanzler Joao das Regras auf und bewies in scharfsinniger Rede, dass die Ehe Fernandos mit Leonore unrechtmäßig sei, denn sie sei schon mit einem andern vermählt gewesen, darum habe Beatrix kein Erbrecht, auch habe sie und ihr Gemahl Portugal feindselig angefallen. Auch der gefangene Joao habe kein Erbrecht, denn die Ehe Pedros mit Ignez sei nicht rechtmäßig abgeschlossen worden, zumal Ignez den Sohn Pedros und der Constanza aus der Taufe gehoben habe. Demnach sei der Thron erledigt und die Portugiesen hätten ihr ursprüngliches Recht, zum König zu wählen, wen sie wollten, und durch hohe Geburt, Seelenadel und Liebe zum Vaterland sei niemand würdiger als der Großmeister. Allein der Großmeister lehnte ab: er wolle stets als Vertheidiger das Reich schützen; unterliege er, so sei das Unglück nicht so groß, als wenn er als König überwunden werde; sie möchten ihm nur die Mittel zum Widerstand bewilligen. Nun brach ein wahrer Sturm aus, dem der Großmeister zuletzt nicht mehr zu widerstehen vermochte. Er gab nach. „Diesmal wird der Ordensmeister, mein Herr, König, Gott zur Freude und, dem es Leid ist, zum Ärger" — rief Pereira aus. Das geschah am 6. April 1385.

Am 14. August 1385 war die Entscheidungsschlacht — bei dem kleinen
Aljubarrota. Dorfe Aljubarrota. Die Portugiesen errangen einen großartigen Sieg über die an Zahl überlegenen, aber nicht von einem Feldherrn wie Pereira geführten Spanier, die Blüte des Adels von Castilien wurde erschlagen, jede Familie war in Trauer versenkt. Der junge Sieger — Joao war damals siebenundzwanzig, Pereira vierundzwanzig Jahre alt — bewies sich großmüthig gegen die Gefangenen und dankbar gegen seinen Feldherrn, dem er ungeheure Güter, die höchste Würde im Felde (Connetable) und im königlichen Hause (Mordomo Mor) schenkte. Pereira ist der Stammvater der Herzoge von Braganza. Die portugiesischen Plätze wurden bald von den Castilianern geräumt, doch währte der Krieg noch lange, bis 1400. Erst 1411 wurde eigentlicher Friede geschlossen. —

Die Eroberungen der Portugiesen in Afrika. — Heinrich der Seefahrer. — Umschiffung Afrikas.

Ein neues Leben kam mit Joao I. in das portugiesische Volk — seine ganze bisherige Geschichte schien nur eine Vorbereitung zu sein auf die welthistorische Rolle, die es von da an spielte. Die glückliche Vertheidigung der Unabhängigkeit gab dem Geist der Portugiesen einen hohen Schwung. Die Kräfte der Nation waren geweckt und wollten sich üben, und bald wurde der

Gedanke an die Eroberung Ceutas rege, als des herrlichsten Zieles vereinter Anstrengung und als des würdigsten Preises christlichen Heldenmuthes. Ceuta.

Mit allem Eifer ward gerüstet, der Zweck der Rüstung jedoch klug verhehlt. Castilien, Aragon, Granada ließen besorgt um den Zweck der Rüstungen fragen: man verbreitete geschickt den Glauben, sie gelten Holland. Selbst die verheerenden Wirkungen einer Pest, deren Opfer die Königin Filippa, die hochsinnige Mutter von fünf herrlichen Söhnen, wurde, hemmten die kriegerische Thätigkeit nicht. Im Juli 1387 fuhr eine Flotte von 33 großen Linienschiffen, 27 Dreiruderern, 32 Zweiruderern und 120 kleineren Fahrzeugen aus dem Tajo aus und stand am 12. August vor Ceuta; Stürme hatten eine schnellere Landung verhindert. Die Stadt war gerüstet, desungeachtet wurde sie am 21. August mit stürmender Hand genommen. Eduard und Heinrich, des Königs Söhne, glänzten vor allen durch Heldenmuth. Ceuta galt für die schönste und volkreichste Stadt Mauritaniens, war in fruchtbarer Umgebung, der Sitz der Gewerbe und der Kunsterzeugnisse, der große Markt, wo Afrika und Europa ihre Waren austauschten; von da aus wurden aber auch die Mauren Granadas in ihren Kämpfen gegen die Christen immerdar unterstützt, darum hieß Ceuta nicht mit Unrecht der Schlüssel der Christenheit und der Schrecken Spaniens. Jetzt im Besitz der Portugiesen, ward Ceuta der Schlüssel zu den Ländern des Islam, der Ausgangspunkt zu weiteren Eroberungen an der afrikanischen Küste, der Anfang eines Jahrhunderts portugiesischer Größe. Was den Römern Karthago, äußerte der König, werde den Portugiesen Ceuta sein, der Anfang der Eroberung Afrikas. Seine Absicht sei dabei gewesen, Gott zu dienen, der Kirche eine Stadt, die ihr einst gehört habe, zurückzugeben. Portugals künftige Könige und andere christliche Fürsten mögen die Eroberung fortsetzen.[1]) Darum wurde diese Waffenthat in der ganzen Christenheit mit Freude begrüßt, aber auch von den Mauren 1419 alles aufgeboten, Ceuta den Christen wieder zu entreißen. Stete Angriffe fanden statt, wurden aber von den Portugiesen mit einzigem Heldenmuthe zurückgewiesen und als die Christen 1419 durch ein gewaltiges Belagerungsheer in Noth geriethen, brachte der Prinz Heinrich Entsatz und Rettung.

Der Infant Henrique, so heißt er bei den Portugiesen, benutzte seinen Aufenthalt in Ceuta, um von maurischen Gefangenen und Handelsleuten Kunde von der Westküste und dem Inneren Afrikas zu bekommen — denn seinem Vaterland größere Besitzungen, neue Hilfsquellen und Ruhm zu verschaffen, war das Ziel seines Lebens; zugleich wollte er das Lob der Christenheit und den Dank der Kirche verdienen.[2]) Sein Wahlspruch war: „Talent de bien faire". Aber bei aller Begeisterung war Henrique fern von abenteuerlichem Wesen, nüchtern verfolgte er das Ziel, das er im Enthusiasmus sich gesteckt hatte. Sein Blick war gelassen und klar, sein eckiges Gesicht zeigte den beharrlichen Mann, nie kam ein Wort des Zornes aus seinem Mund, nie ein Tropfen Wein über seine Lippen, kein Weib konnte sich einer Huldigung von ihm rühmen. Der Infant widmete sich mit Eifer Heinrich der Seefahrer.

[1]) Schäfer, l c II, S. 259—295.
[2]) Barros, Decad. I. lib. 1. cap. 16.

der Erd- und Himmelskunde und jeder Spur, wie weit die Seefahrt der Alten gedrungen; gleich als ob der Anblick des Meeres, auf welchem er Portugal zur Größe zu führen gedachte, ihm Bedürfnis sei, schlug er seinen Wohnsitz bei der Bucht von Sagres, in der Nähe des Vorgebirges St. Vicente [1]) auf. Die Villa hieß von da an Villa do Infante. Von hier war sein Blick unabwendbar auf das Meer und auf Afrika gerichtet und als Großmeister verwendete er die Einkünfte des Christordens, um jährlich zwei oder drei Schiffe auf Entdeckungen auszusenden.

Cabo de Nao. Bisher waren die Portugiesen über Cabo de Nao nie hinausgekommen: „Wer Cabo de Nao umfährt, weiß nicht, ob er je wiederkehrt." [2]) Insofern nannte man es mit Recht das Cap Nein. Heinrichs Schiffe drangen nun über Cabo de Nao hinaus bis zum Cabo de Bojador, allein Stürme und Felsenriffe erfüllten alles mit Schrecken. Da erboten sich zwei seiner Freunde, auch dieses Cap zu umschiffen, und Heinrich stellte ihnen 1418 ein Fahrzeug. Sie wurden jedoch durch Stürme nach Westen getrieben und landeten an einer Insel, die sie Porto Santo nannten. (Porto Santo.) Als der eine nach der Rückkehr meldete, die Insel sei fruchtbar, reich an Quellwasser, die Luft gesund, wanderten sogleich viele dahin, um sich anzusiedeln. Von Porto Santo aus ward am 8. Juli 1419 Madeira entdeckt. (Madeira.) Die Insel war unbewohnt und dicht mit Wald bedeckt. Als die Ansiedler da, wo heute Funchal steht, den Wald mit Feuer auszuroden begannen, griff die Flamme um sich und sieben Jahre soll die Insel gebrannt haben und fast alles Gehölz verzehrt worden sein.[3]) Das Zuckerrohr und der Weinstock aus Cypern, die man dahin verpflanzte, gediehen vortrefflich, das Getreide ertrug sechzigfach.

Diese Fortschritte ermunterten Henrique. Er wollte aber zuerst eine Schule kundiger Seefahrer bilden und berief deshalb aus Majorka den Meister Jacomé (Jakob), (Jacomé.) einen in der Schiffahrtskunst sehr gelehrten Mann, welcher Karten und Instrumente verfertigte, nach Portugal, um in seiner Wissenschaft die Portugiesen zu unterrichten. Der Infant selber zeichnete Seekarten und that alles, um zu Entdeckungen zu ermuthigen. Sein Bruder Don Pedro hatte aus Venedig die Reiseberichte des Marco Polo (Marco Polo.) und wahrscheinlich Seekarten mitgebracht. Doch stand ihm die Meinung entgegen, Portugal selber bedürfe gar sehr der Bevölkerung, man solle ihm ja nicht die Eingeborenen entziehen, um sie in öde Länder zu senden.

Bald wurde ein längst ersehntes Ziel erreicht. Der Hofjunker Gilianes war 1432 auf den canarischen Inseln gelandet und hatte mehrere Eingeborne zu Gefangenen gemacht und sie als Sclaven nach Portugal geführt. Darob zürnte ihm der Infant und, um diesen zu besänftigen, beschloss Gilianes das Cap Bojador zu umschiffen. Es gelang. Gilianes brachte Santa-Maria-

---

[1]) Dem Promontorium sacrum der Alten.

[2]) Quem passar o Cabo de Nao, ou tornarà, ou nao.

[3]) Doch hören wir, dass Portugal noch lange von Madeira aus reichlich mit den schönsten Holzarten versehen wurde.

Rosen mit, zum Beweis, dass die Sonne in den südlichen Breiten nicht alles verzehre. Diese Entdeckung ward zu jener Zeit wie eine Arbeit des Herkules gepriesen. Cap Bojador.

Die Entdeckungen wären sich wahrscheinlich sehr rasch gefolgt, wären nicht nach dem Tode Joaos I.[1] (14. August 1433) harte Zeiten über Portugal gekommen. Fünf Heldensöhne hinterließ der König: Eduard den Beredten, Peter den Weitgereisten, Heinrich den Seefahrer, Johann den Braven und Ferdinand den Heiligen. Eduard, oder, wie die Portugiesen ihn nennen, Duarte, folgte ihm 1433 bis 1438, ein Durate. edler Mann, der namentlich auf Justiz und Finanzwesen seine Aufmerksamkeit richtete und an seinem Hofe ein Muster einfachen und geraden Wesens war. Durch seine Brüder ließ er sich jedoch in einen Krieg hineinreißen, der einen unglücklichen Verlauf nahm. Portugal war seinen Söhnen bereits zu eng, namentlich trieb der jüngste Bruder, Fernando, zu einem Kreuzzug: Angriff auf Tanger. der Vater habe Ceuta erobert, Tanger sei jetzt ein würdiges Ziel für portugiesische Tapferkeit.

Es war der Geist der Kreuzzüge, der in dem zartgebildeten, frommen und Fernando, sonst mehr zu einem beschaulichen Leben geeigneten Jünglinge lebte. Sein Wahlspruch war: „Le bien me plait.“ Nie gab es einen Prinzen, der bescheidener, einfacher in seiner Lebensweise, wohlwollender gegen andere, keuscher und reiner in seinen Sitten, edler in seinen Bestrebungen, eifriger für die Wissenschaft und dem es mehr Bedürfnis gewesen wäre, im Gebet mit Gott zu verkehren. 14.000 Mann wurden zum Feldzug bestimmt gegen die Einsprache der Stände. Am 22. August 1437 stach die Flotte in die See, am 13. September stand ein Theil des Heeres unter Henrique und Ferdinand vor Tanger. Allein die Mauren hatten sich gerüstet: 80.000 Mann stark griffen sie das Häuflein der Christen an, welches Heldenthaten ohnegleichen, aber hoffnungslos, verrichtete. Ein Versuch, sich durchzuschlagen, misslang. Am 15. October mussten die Christen einen Vertrag schließen, demzufolge sie frei, jedoch nur mit ihren Kleidern sich einschiffen durften, ihre Waffen, Pferde und Lagergeräthe den Feinden zurücklassen mussten; Ceuta sollte seinen vorigen Besitzern zurückgegeben und bis zur Übergabe der Infant Fernando mit einigen Edelleuten als Geisel zurückgehalten werden.

So geschah es. Fernando blieb zurück, die Cortes aber verweigerten die Bestätigung des Friedens: man dürfe Ceuta nicht räumen, solle aber Fernando durch Geld die Freiheit verschaffen.[2] Die Folgen dieses Beschlusses trafen den gefangenen Prinzen, denn es hieß bei den Mauren, die Christen seien Verräther, deren Züchtigung jedem echten Muselmann gezieme. Fernando wurde mit seinen Genossen misshandelt, dem Gespötte preisgegeben: sie wurden am 25. Mai 1438 nach Fez geführt, unterwegs mit Koth und Steinen beworfen, bespien, wie Hunde fortgestoßen. In Fez befahl der Großvezir: „Da die Christen Verräther sind, der standhafte Prinz. bist du jetzt mein Sclave, und ich befehle dir, meine Pferde zu pflegen.“ Mit einer erhabenen Seelenstärke ertrug Fernando die Misshandlungen; nur wenn er

---

[1] Joao schrieb sich seit Ceutas Eroberung: Rey do Portugal e do Algarve e Senhor de Cept. Alfons V., der Afrikaner, änderte den letzten Beisatz in Rey do Algarve daquem e dalem mar em Afrika.

[2] Leben des standhaften Prinzen. Berlin 1827.

seine Freunde leiden sah, entfielen Thränen seinen Augen. Er suchte ihnen Trost und Muth einzuflößen: „Beweiset euch als wahre Christen und als Dulder für euren Glauben, indem ihr Gott bittet, dass er diese Ungläubigen, eure Feinde, auf den Weg der Wahrheit führe. Ich versichere euch, dass es mir gleichgiltig ist, ob sie mich Hund oder Herr und König nennen. Ihre Schimpfreden erniedrigen mich so wenig, als ihre Lobreden mich erhöhen, nur möchte ich frei unter ihnen sein.“ Befreiungsversuche wurden gemacht, sie misslangen und erschwerten das Los der Gefangenen. Nicht die Heldenseele, aber der zarte Leib Fernandos erlag den Misshandlungen 1438. Selbst sein Peiniger sagte nach dem Tode Fernandos: „Wenn unter den ungläubigen Christenhunden noch etwas Gutes sein kann, so fand es sich gewiss in diesem Hingeschiedenen. Wäre er Maure gewesen, er hätte es wegen seiner Tugenden verdient, als Heiliger verehrt zu werden, denn nie habe ich eine Lüge aus seinem Munde gehört. So oft ich ihn nachts beobachten ließ, ward er im inbrünstigen Gebete gefunden. Endlich behaupten alle, dass er ganz unschuldig war und nie ein Weib berührt hat. Wahrlich, große Schuld hat sein Volk auf sich geladen, dass es ihn auf solche Weise umkommen ließ.“ So war Ferdinand der Heilige. Die Kirche hat ihn in die Reihe der Märtyrer aufgenommen,[1] Calderon ihn in seinem „Standhaften Prinzen“ mit den schönsten Farben seines Genius geschmückt.

Ferdinand der Heilige.

Der Kummer, dass er den Bruder nicht retten konnte, zehrte am Leben König Duartes; er starb schon am 9. September 1438. Die edlen Grundsätze seiner Regierung hat er in einer portugiesischen Schrift: „Der treue Rathgeber“ zusammengestellt (Leal Conselheiro), es sind die hellen Urtheile und gesunden Grundsätze eines wohlwollenden Mannes. Noch traurigere Zeiten kamen. Denn Duartes Sohn, Affonso V.,[2] war erst sechs Jahre alt und Streit entstand über die Regentschaft.

Affonso V.

Im Testamente des Königs war seine Witwe Leonore mit der Reichsverwaltung während der Minderjährigkeit seines Sohnes betraut, aber als Castilianerin verhasst, suchte sie sich durch die Verlobung des jungen Königs mit Isabel, der Tochter ihres Schwagers Don Pedro des Weitgereisten, an diesem eine Stütze zu verschaffen. Leider säete ein Affonso von Barcellos, der natürliche Sohn Joaos I., Zwietracht zwischen beiden, welche Henrique vergebens zu versöhnen trachtete, indem er Don Pedro zum Defensor des Reiches erklären ließ, während die Regierung nach dem Willen der jährlich sich versammelnden Cortes geführt werden sollte. Die Königin stützte sich auf den Adel, die Cortes aber übertrugen Pedro allein die Regentschaft und forderten, dass der junge König seiner Mutter entzogen und jenes Händen übergeben werde. Der Streit, der darob entstand, führte selbst zum Bruch mit Castilien. 1445 starb Leonor.[3] 1446 übergab Don Pedro vor den Cortes zu Evora Affonso V. die Regierung, dieser aber bat laut, dass der Regent mit ihm das Reich regiere,

---

[1]) Acta Sanct. Juni, vol. 1. Joam Alvares, Ferdinands Geheimschreiber und Mitgefangener, brachte 1451 sein Herz in die Heimat und beschrieb in treuer Weise in der „Chronica“ das Leben seines unvergesslichen Herrn.

[2]) Er ist der erste Königssohn in Portugal, der den Namen Prinz erhielt, bis dahin nannte man die ältesten Söhne der portugiesischen Könige Infantes primogenitos herdeiros. Schäfer, l. c. II. S. 328.

[3]) Schäfer, l. c. II, S. 372—425.

bis er selbst zu der nöthigen Erfahrung gelangt sei. Allein Barcellos wusste auch zwischen Affonso V. und Don Pedro, obschon der König 1447 mit Isabel sich vermählt hatte und die junge Königin das Band der Eintracht zwischen Vater und Gatten festzuknüpfen trachtete, Zwietracht zu säen. Don Pedro hatte dem König immer als treuer Unterthan gedient, jetzt wurde er aber gezwungen zu seiner Selbsterhaltung die Waffen zu ergreifen. Bei Lissabon kam es 1449 zwischen dem König und dem bisherigen Regenten zu einem Gefechte, in welchem Don Pedro den Tod suchte und fand. Eine Untersuchung stellte die Nichtigkeit aller Verleumdungen, die zum Kriege geführt hatten, heraus und die Königin hatte 1455 die Freude, das Andenken ihres Vaters in seiner Reinheit wieder hergestellt zu sehen. Es war ihre letzte Seelenfreude, denn das Schicksal ihres Vaters und ihre dadurch erschwerte Stellung zu ihrem Gemahl hatte ihre Lebenskraft erschüttert. Sie starb 2. December 1455. Don Pedro aber fiel, weil er zu edel und groß war, um List gegen List zu gebrauchen. Die Geschichtschreiber haben einstimmig ihn in das Pantheon Portugals gestellt. Zu dem vielen Guten, was während seiner Regentschaft entstand, gehört die Sammlung der Gesetze oder Ordenaçoens des Königs Affonso V.,[1]) 1446, die erste Grundlage einer allgemeinen Reichsgesetzgebung für Portugal.[2]) Don Pedro, Regent.

In diese Wirren wurde natürlich auch Henrique hineingezogen; sie verzehrten die Kraft der Nation und hemmten den Fortschritt der Entdeckungen. Henrique.

Dennoch wurde vieles geleistet. 1434 sendete der Infant zwei Schiffe aus, um die Entdeckungen über das Kap Bojador hinaus fortzusetzen: sie kamen dreißig Seemeilen weiter und fanden in der Bucht Angra dos Ruivos (Knorrhahnsbucht) Spuren, die auf Karawanenzüge hindeuteten. 1435 kamen sie bis in die Bucht Angra dos Cavallos, wo sie mit Eingeborenen ein Gefecht bestanden. Jetzt ruhten die weiteren Fahrten bis 1441. Gonçalves und Tristao fuhren mit zwei Schiffen aus: jener brachte die ersten gefangenen Neger nach Portugal, dieser umschiffte Cabo branco (das weiße Vorgebirge). Die Portugiesen fiengen jetzt an, warm zu werden für die Entdeckungsfahrten: zuerst die Bewohner von Lagos, die Vortheile leuchteten zu sehr in die Augen. Bisher hatte der Infant auf seine Kosten Schiffe ausgerüstet, jetzt bot man ihm Gewinstantheile an, wenn er gestattete, dass andere Schiffe zu Entdeckungsfahrten ausrüsteten. Freilich war der Gewinn nach unseren Ansichten kein reiner, denn man nahm Neger an der Küste gefangen und verkaufte sie in Portugal als Sclaven. Bald kam Lançarote mit sechs Schiffen bis zur Reiherinsel,[3]) im gleichen Jahre ein wohlhabender Bürger von Lissabon, Diniz Fernandes, über den Senegal hinaus bis zum Cabo verde, dem grünen Vorgebirge, dessen Umgebung den bisherigen Irrthum widerlegte, dass im tropischen Erdgürtel die scheitelrechten Sonnenstrahlen keine Pflanzendecke gedeihen lassen. 1445 zog ein junger edler Venetianer, Luigi de Cadamosto, dem wir einen unschätzbaren Bericht über diese Entdeckungsfahrten verdanken, zumal die Aufschreibungen des Infanten Henrique[4]) verloren gegangen sind, bis zur Mündung des Gambia. Ein Gonçalo drang im gleichen Jahre bis über den Rio d'ouro hinaus. Weitere Entdeckungen.

---

[1]) Ordenancoens do Senhor Rey D. Affonso V.

[2]) Schäfer, l. c. II, S. 427—460.

[3]) Ilha das Gareas.

[4]) Die „Historia dos descobrimentos do Infante D. Henrique."

Joao Fernandes. Ein Joao Fernandes blieb im gleichen Jahre im Lande der Asenegi zurück, um das Volk, seine Sprache, Sitten und Handelsbeziehungen kennen zu lernen; er weilte lange dort, wurde in Gesichtsfarbe und Kleidung ganz einem Asenegi ähnlich und ertrug gerne alle Mühseligkeiten und Entbehrungen, nur um in das Innere Afrikas zu gelangen und neue Kunde von Menschen und Ländern heimzubringen — es gelang. Cadamosto. 1446 entdeckte Cadamosto die Inseln des grünen Vorgebirges, kam bis zur Mündung des Rio grande und besuchte die Bissago-Inseln. Die Liebe zu diesen Fahrten wurde so stark und der Handel mit Goldstaub und mit Negern so erträglich, daſs 1455 bloß die Einwohner von Lagos mit vierzehn Schiffen nach Afrika fuhren, und die Gewandtheit und Geschicklichkeit, sich auf dem stürmischen Ocean zu bewegen, war schon so groß, daſs, als im Jahre 1446 Tristao am Rio grande in einem Kampf gegen die Neger mit der Mehrzahl seiner Genossen durch vergiftete Pfeile gefallen war, die Überbleibenden, vier junge Leute mit einem Rechnungsführer, das Schiff dennoch sicher nach Lagos zurück zu geleiten vermochten. Im gleichen Jahre gelangte Fernandes bis zum Flusse Tabite, es war zur Azoren. selben Zeit, als die Azoren von den Portugiesen aufgefunden wurden.

Der Krieg in Afrika hemmte die Fortsetzung der Entdeckungsfahrten. Der Infant Henrique starb in Sagres am 13. November 1460, siebenundsechzig Jahre alt. Verdienst Henriques. Der Geschichtschreiber Portugals[1]) sagt mit Recht: „Als er der Welt entrissen wurde, waren Henriques große Entwürfe nur zum Theil, zum geringsten Theil ausgeführt, aber er hinterließ die Ahnungen und Aussichten seines Lebens den Portugiesen als Nationaleigenthum. Der Anstoß, den er ihrem Geist mitgetheilt hatte, war zu mächtig, als daſs er sich in sorgloser Trägheit verlieren konnte, und Henriques Genius führte die Portugiesen noch auf ihren weiten Fahrten, als sein Auge längst erloschen war. Die dem Volksstreben gegebene Richtung sicherte diesem die Früchte der reichen Saat, die er gestreut hatte. Durch die Entdeckungen und herrlichen Erwerbungen, zu denen sie führten, gewann das kleine Portugal, ohne sich in die Welthändel zu mischen, den Welthandel und griff in die inneren Zustände und die äußeren Verhältnisse der europäischen Staaten tiefer ein, als es selbst bei einer größeren Macht jemals durch Krieg und Politik hätte eingreifen können. Dazu hatte der Infant den Grund gelegt, eingedenk seines Wahlspruches: „Talent de bien faire."

Affonso V. Affonso V. heißt „der Afrikaner", und mit Recht, „denn unter ihm", sagt der Geschichtschreiber Portugals, „spielte das Drama der portugiesischen Geschichte nicht in Portugal, sondern in Afrika. Afrika war sein gelobtes Land, die Heimat seiner Wünsche und Lieblingsplane; dort lebte sein Geist, wenn auch seine Person in Portugal weilte. In seinem Vaterland war er gleichsam nur ein Gast." Dieser Eroberungsgeist war sein Ruhm und seine Schwäche, leitete aber auch die unruhigen Kräfte aus Portugal ab und gab im Innern Ruhe. Übrigens war die Nation gestimmt wie ihr kriegslustiger

[1]) Schäfer, l. c. II, S. 512.

König. Der Geist der Kreuzzüge war in Mitteleuropa erloschen, lebte aber noch mit frischer Kraft auf der Halbinsel jenseits der Pyrenäen.

Als Papst Nikolaus V. zum Kreuzzug gegen die Osmanen aufrief, versprach der junge König von Portugal 12.000 Streiter auf ein Jahr lang zu stellen und rüstete Schiffe zur weiten Kriegsfahrt. Der König von Fez wollte, während die Kraft der Portugiesen gegen die Osmanen beschäftigt sei, Ceuta erobern und rückte mit einem Heere vor diese Stadt, fand sie aber gerüstet und kehrte um. Dies gab Anlass, dass die Kraft der Portugiesen sich auf Afrika warf, zumal der Kreuzzug gegen die Türken nicht zustande kam. Alcacer wurde von dem König 1458 erobert und Affonso nahm unter seinen Titeln fortan den Zusatz: „Senhor d'Alcacer" an. Jetzt dürstete seine Ruhmbegierde nach Größerem. Er wollte Tanger, zumal Alcacer nach einem fürchterlichen Kampfe von den Christen behauptet wurde. 1463 begann der Krieg. Unbesonnen folgte jedoch der König seinem Heldenmuth und verlor nebst vielen Mannen den edelsten seiner Helden, den Grafen Duarte. 1472 ward dagegen Arcilla erobert, zweihundertzwanzig Jahre nachdem es den Mauren unterworfen war. Und diese Waffenthat erregte unter den Bewohnern von Tanger solchen Schrecken, dass sie in der Stille mit all ihrer Habe die Stadt verließen. Am 28. August 1471 zogen die Portugiesen ruhig in Tanger ein, das als Waffenlager, als Sitz maurischer Wissenschaft und Schulen einen hohen Ruhm genoss und jetzt ein Bollwerk gegen die Mauren wurde.[1]) Krieg in Afrika. Alcacer. Tanger.

Minder gut berathen war Affonso V., als er sich in die spanischen Angelegenheiten mengte. 1475 rückte er in Castilien ein, vermählte sich mit Bertraneja und ließ sich als König von Castilien ausrufen, wurde aber 1476 bei Toro von Ferdinand dem Katholischen geschlagen.[2]) Nun reiste er nach Tours zu Ludwig XI., um Hilfe gegen Ferdinand und Isabella zu erflehen. Der schlaue König gewährte ihm nichts, wies ihn aber an Karl den Kühnen von Burgund. Der üble Erfolg der Unterhandlungen stürzte den König in solche Schwermuth, dass er beschloss, dem Thron zu entsagen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen. Demgemäß befahl er seinem Sohn Joao II., sich zum König ausrufen zu lassen, und verließ am 24. September unter Verkleidung Arras und den französischen Hof, wurde aber von Ravinet, einem normännischen Edelmann, in Honfleur erkannt. Die portugiesischen Großen eilten zu ihm, und von ihren Bitten bestürmt, kehrte Affonso V. in sein Vaterland zurück, wo Joao 10. November 1477 das Scepter in die Hand seines Vaters niederlegte. Der Krieg mit Spanien kam durch den Vertrag von Alcacevas zu Ende. Affonso V. und Bertraneja legten den Titel König und Königin von Castilien ab, ihre Ehe wurde aufgelöst und Bertraneja endete achtzehnjährig als fromme Nonne der heil. Clara. Affonso, von ihrem Beispiel ergriffen, beschloss gleichfalls sich ins Kloster zurückzuziehen, als ihn am 28. August 1481 ein Fieber dahinraffte. Er war tapfer und freigebig, von ausgezeichneter Geistesbildung.[3]) Krieg in Castilien. Friede von Alcacevas.

Sein Sohn Joao II. (1481—1495) heißt der Vollkommene: er war in der That ein echter König vom Wirbel bis zur Sohle, eine urkräftige Natur. Er trank nie mehr Wein, seit er erfahren, dass Nüchternheit besser Joao II.

[1]) Schäfer, l. c. II, S. 516—526.
[2]) Ibid. II, S. 526—564. — Art de vérifier les dates, vol. I, 781.
[3]) Schäfer, l. c. II, S. 564—590.

Joaos II. Charakter. sei. Als Prinz liebte er die Frauen, als König mied er jeden unerlaubten Umgang. Seine Wahrheitsliebe war so bekannt, dass sein Wort mehr galt, als Unterschrift und Siegel; seine strenge Gerechtigkeitsliebe kannte keinen Unterschied der Person. Er war nicht Herr, sondern Diener der Gesetze, indem er sich selbst ihnen zuerst unterwarf. Dabei war Joao arbeitsam, freigebig, leutselig, ohne jedoch je zu vergessen, dass er der König sei. In allem, was seine Würde und seinen Rang betraf, sagt ein Zeitgenosse, verlangte er jederzeit eine große Ehrerbietung; er schien immer zu vergessen, dass er Mensch war, und unterließ nie zu erinnern, dass er König sei. „Das Merkwürdigste, was ich in Portugal gesehen habe," sagte ein Engländer zu Heinrich VII., „ist ein König, der alles regiert und den niemand regiert." Joao II. war die eigentliche Seele des Staates.

Leicht begreiflich wurden die Zügel der Regierung jetzt ganz anders angezogen, als unter Affonso V. In seiner Gutmüthigkeit hatte dieser die Güter der Krone an den Adel verschleudert und dabei war durch die vielen Kriege das Volk in Armut und Sittenlosigkeit versunken. Joao war entschlossen, die Krone aus ihrer Ohnmacht zu retten, und er that es mit schneidender Schärfe. Dabei fielen seine Schläge auf die Großen, freilich zum Wohle des gesammten Volkes. Wie mächtig einige Große waren, sieht man aus der Nachricht, dass der Herzog Braganza. von Braganza, Ferdinand, 3000 Reiter und 10.000 Mann Fußvolk aus seinen Ländern aufbieten konnte: er stellte sich denn auch an die Spitze des mit den Reformen des Königs unzufriedenen Adels. Schon den Eid, den der siebenundzwanzigjährige König bei seiner Thronbesteigung von ihm forderte, leistete er nur ungern, da er die Rechte seines Hauses beeinträchtige.[1]) Als die Abgeordneten des dritten Standes Abstellung der Missbräuche bei der Gerichtsbarkeit des Adels vom König verlangten, beschloss dieser, seine Beamten in die Gebiete seiner Standesherren zu senden, um das Volk vor jeder ungerechten Bedrückung zu schützen. Dabei unterließ er nicht, den Herzog von Braganza in persönlicher Unterredung dringend zu bitten, ihn zu unterstützen in Verbesserung der Rechtspflege, in seinem Interesse und dem des Königs und des Reiches: der Herzog möge ein aufmunterndes Beispiel für alle Herren im Reiche geben, man werde sicher alle Rücksichten beobachten, die seiner Geburt, seinem Range und seiner Ehre gebüren. Allein der Herzog berief sich, gereizt, auf die Freiheiten seiner Länder von königlicher Gerichtsbarkeit. Joao aber ließ sich durch Schwierigkeiten nicht abschrecken: er befahl 1481 die Einsendung aller königlichen Schenkungen, ertheilten Rechte und Freiheiten, um sie zu prüfen, denn es sei sein Wille, dass über allen Gerechtigkeit walte und dem Volk kein Unrecht widerfahre, und betonte zugleich die von Joao I. im Lei mental schon anerkannte Confirmation von König zu König (de Rei a Rei), d. h. dass jedes Privilegium nur gelte bis zum Tode des Königs, der es gewährte, und dass man beim neuen König immer wieder um die Bestätigung nachzusuchen habe; denn König Affonso z. B. habe, durch Kriege und Beleidigungen gedrängt, vieles verwilligt, was er nach Recht oder Vernunft eher hätte widerrufen, als zugeben und bestätigen sollen. Der dritte Stand gewann bei dieser Verordnung, Adel und Clerus verloren, am meisten der länderreiche

[1]) Schäfer, l. c. II, S. 590—648.

und höchstbevorrechtete Herzog von Braganza. Sosehr ihn auch der König in vertrauter Unterredung in seiner Kapelle beschwor, im Interesse des Landes ihn zu unterstützen, ihn, den durch Gottes Gnade bestimmten König, so beschloss der Herzog doch mit anderen Genossen in einer geheimen Versammlung, den Beamten des Königs den Eintritt in seine Länder nicht zu gestatten, vielmehr sich in jeder Weise zu widersetzen. Bald bekam der König Wink von einem geheimen Vertrag des Herzogs mit der Krone von Castilien, worin dieser versprach, wenn Castilien Krieg gegen Portugal beginne, den König nicht zu unterstützen, vielmehr sich gegen diesen zu erheben. Als Joao, der bisher das tiefste Schweigen über die Pläne seiner Gegner beobachtet, die nöthigen Beweise in Händen hatte, lockte er den Herzog nach Evora und ließ ihn hier plötzlich verhaften und seine Güter in Beschlag nehmen. Ein Gerichtshof aus Rechtsgelehrten, Geistlichen und Rittern ward bestellt und hier der Herzog des Hochverrathes angeklagt. Das Urtheil der Richter, der Herzog müsse wegen Hochverraths auf öffentlichem Platze enthauptet werden und all seine Güter verlieren, ließ der König am 20. Juni 1483 unerbittlich vollziehen. Als die Todtenglocke geläutet wurde, kniete der König mit Thränen in den Augen nieder und rief: „Lasset uns beten für die Seele des Herzogs, der eben aufgehört hat zu leiden!“ Der Herzog starb muthig, ohne ein Wort darüber zu äußern, ob er schuldig sei oder nicht.

Dem mitverschworenen Herzog von Viseu, dem Bruder seiner Gemahlin, verzieh der König, nachdem er ihm wie ein Vater sein Vergehen vorgehalten und ihn an die Pflicht des Gehorsams und der Treue gegen den von Gott gesetzten König gemahnt hatte. Der Herzog küsste unter Thränen des Dankes dem König die Hand. Desungeachtet ließ sich der haltlose Mann bald in eine neue Verschwörung ein, deren Seele der Bischof von Evora war: der König sollte ermordet, der Prinz zum König ausgerufen werden. Ein Mitverschworener entdeckte jedoch dem Könige den Plan. Joao schwieg und erhielt bald Bestätigung durch das Geständnis eines zweiten Mitverschworenen. Weitere Geständnisse schützten den König, der bei einem Ausflug niedergestoßen werden sollte, vor dem Tode. Joao schlug einen anderen Weg ein und ließ in Setuval den Herzog zu sich rufen. Der Herzog kam; nach kurzem Wortwechsel stieß ihm der König einen Dolch in die Brust und ließ schnell die Mitverschworenen verhaften, mehrere endeten im Gefängnis durch Selbstmord. Die Leiche des Herzogs wurde auf schwarzem Gerüst öffentlich in der Kirche ausgestellt und eine Urkunde bezeichnete ausführlich das Vergehen und die Gründe der Strafe. Den Bruder des Ermordeten ließ der König kommen, sagte ihm, er habe den Herzog getödtet, weil er ihm nach dem Leben gestrebt, und schenke ihm alle verwirkten Güter des Schuldigen; er liebe ihn wie einen Sohn und, falls der Kronprinz sterben würde, ernenne er ihn zum Erben all seiner Reiche, nur müsse er den Titel Herzog von Viseu mit dem Titel Herzog von Beja vertauschen. Jede Erinnerung an den Undankbaren sollte gleichsam vertilgt werden. Manoel, so hieß der Bruder des Herzogs von Viseu, wurde in der That Joaos II. Nachfolger, denn der Kronprinz Affonso starb 1491 durch einen Sturz vom Pferde. Obschon Joao II. diesen Sohn zärtlich liebte, so tröstete er sich in seinem Schmerz doch durch die Betrachtung: „Er war nicht geeignet zum Regieren. (Affonso war ausschweifend.) Indem Gott ihn mir wegnahm, hat er gezeigt, dass er meinem Volk aufhelfen will!“

Der Herzog von Viseu.

Solch ein König war Joao II. Dass er auf Vergrößerung seines Reiches dachte, dürften wir schon aus dem Bisherigen schließen, wenn auch

der Portugiese Pina uns nicht versicherte: „Wenn Joao auch in Person im Reiche umherreiste, um es, wie er es that, gut zu regieren, so war doch sein Geist immer außerhalb desselben, mit dem Wunsche, es zu vergrößern.“ Wie konnte aber das Reich mehr verherrlicht und vergrößert werden, als dadurch, dass der König den Plan des Infanten Henrique wieder aufgriff, der unter Affonso ziemlich vernachlässigt war! Petro de Cintra hatte die ganze Küste Sierra Leone entdeckt und war bis zum Cabo Mesurado vorgedrungen. Ein Gomes hatte vom König den Handel nach Guinea mit der Verbindlichkeit gepachtet, jährlich 100 Seemeilen weiter an der Küste Entdeckungen zu machen. Das Vorgebirge Santa Katharina war der weiteste Punkt, an den man unter Affonso V. gelangte. Gomes bekam den Beinamen da Mina, weil er den Hauptstapelplatz des Goldhandels, la Mina, entdeckte. Außer Goldstaub, Moschus, Sclaven erhandelte man von den Negerfürsten Elfenbein und den Paradies-Ingwer. Der Handel warf großen Ertrag ab. Mit den Negerfürsten schloss man förmliche Verträge. An den Papst wandte man sich um Bestätigung aller an der Westküste Afrikas noch zu machenden Entdeckungen und unterließ nicht, auch von den katholischen Königen sich das Monopol der Schiffahrt nach Guinea anerkennen zu lassen. Hatte Joao II., noch als Kronprinz, die Vortheile des afrikanischen Handels kennen gelernt, so sandte er 1481 schon zwölf Schiffe aus, die in Aldea de duas-partes landeten und eine kleine Festung erbauten, nach dem Schutzpatron San Jorge da Mina benannt. Hier wurde jeden Tag für die Seele des Infanten Henrique, des glorreichen Urhebers dieser Entdeckungen, eine heilige Messe gelesen. Statt der hölzernen Kreuze wurden fortan steinerne Pfeiler mit dem königlichen Reichswappen, mit lateinischer und portugiesischer Inschrift, welche das Jahr der Entdeckung und den Namen des Schiffsführers bezeichneten, an den neuentdeckten Küsten aufgestellt. 1484 drang Diego Kao bis an den Congo-Fluss. Bei dieser Fahrt betheiligte sich der Nürnberger Kosmograph Martin Behaim, aus dem Geschlechte der Schwarzbach in Nürnberg, geboren 1459, 1486 mit der Tochter Jobst Hurters, Lehensträgers der Insel Fayal, vermählt. Man nahm vier Neger nach Portugal mit, um sie zu Dolmetschern zu bilden und von ihnen Nachrichten aus dem Innern Afrikas zu erhalten. 1485 kam Diego Kao wieder, der König von Congo und der König von Benin ließen sich taufen. Von ihm erfuhr man, dass 250 Meilen weiter in östlicher Richtung, ein mächtiger Herrscher wohne, der unter den umwohnenden Fürsten ein Ansehen habe, wie der Papst in Europa. Man dachte sogleich an den Priester Johannes und Joao suchte Beziehungen mit ihm anzuknüpfen und sich durch ihn Eintritt in Indien zu verschaffen. 1486 fuhr Bartolomeu Dias mit zwei Schiffen ab. Ein Sturm warf ihn vierzehn Tage umher. Er steuerte jetzt nordwärts und landete in der Bucht Angra dos Vaqueiros, so genannt wegen der vielen Kühe, die hier von Hirten gehütet wurden. Dann fuhr er

Entdeckungen.

Behaim.

Bartolomeu Dias.

nach Nordosten und landete auf einem Eiland Ilheo da Cruz, er ward jetzt inne, dass er die Südspitze Afrikas umfahren, und wäre gerne weiter gezogen, doch die Mannschaft verlangte Umkehr. Wehmüthig umarmte Dias den Pfeiler, das Zeichen seiner ruhmvollen Entdeckung, das er jetzt verlassen musste. Während der Stürme war man um ein Vorgebirg gekommen, welches Dias das stürmische, Cabo Tormentoso, nannte. Joao aber änderte freudig den Namen in Vorgebirg der guten Hoffnung, Cabo de boa Esperanza, denn es zeige sich jetzt die Umschiffbarkeit Afrikas und man habe Hoffnung, das langersehnte Indien zu erreichen. Auch zu Land hatte Joao Kundschafter entsendet, um das Reich des Priesters Johannes zu erforschen; sie kamen über Aden nach Goa, besuchten die vornehmsten Städte Indiens und sandten Nachrichten nach Hause. Ebenso benützte man die Beziehungen zu den neugetauften Königen von Benin und Congo, um das Innere Afrikas zu erforschen. Der König hatte das stolze Gefühl, dass man über die Kenntnisse der Schriftsteller des Alterthums von Afrika weit hinausgekommen sei. Cap der guten Hoffnung.

Auf Afrika, seine Umschiffung, war ganz der Sinn Joaos II. gerichtet, darum wies er den Plan, den ihm damals der Mann anbot, welcher der Entdecker einer neuen Welt werden sollte, Ostindien durch die Fahrt gerade nach Westen zu erreichen, nach längeren Verhandlungen zurück.

Wie wenig die Portugiesen damals den Westen kannten, zeigt Behaims Weltkarte. Martin Behaim, geboren in Nürnberg 1430, widmete sich dem Handel, kam 1481 nach Portugal, wo er wegen seines Wissens zu hohem Ansehen gelangte und einer der Räthe wurde, welche Alfons V. zur Verbesserung der Schiffahrtskunde ernannte. Wegen seiner Theilnahme an der Fahrt unter Diego Kao zur Entdeckung an der Küste von Afrika wurde er 1485 in den Ritterstand erhoben; wahrscheinlich wurde er mit Columbus bekannt, dem er von den seltsamen Gegenständen, welche Stürme von Westen her von Zeit zu Zeit an die Küste warfen, Mittheilung gemacht haben soll. 1491 kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er 1492 auf Begehren des Rathes seinen Erdglobus verfertigte. Auf demselben ist südwestlich von den Azoren eine Insel Antiglia oder die Insel der sieben Städte verzeichnet. Es gieng nämlich die Sage, nach dem Siege der Araber 711 hätten sich sieben Bischöfe der Gothen, um der Sclaverei zu entgehen, mit vielen Untergebenen zur See begeben und auf einer unbekannten Insel gelandet, wo sie ihre Schiffe verbrannt, um jede Rückkehr unmöglich zu machen, und sieben Städte gegründet hätten. Mehrere portugiesische Piloten seien dort gelandet, aber immer zurückgehalten worden, weil man Verfolgungen fürchtete. Vor Prinz Heinrich hätten endlich mehrere Piloten ausgesagt, sie seien auf diese Insel gekommen, dort sogleich zum Beweis des dortigen rechten Glaubens in die Kirche geführt und befragt worden, ob die Mauren noch im Besitze Spaniens seien. Der Sand, wie sich beim Kochen an der Küste zeigte, sei ein Drittel Gold. Aus Furcht, zurückgehalten zu werden, seien sie heimlich davongesegelt. Statt sie zu belohnen, habe Prinz Heinrich sie getadelt, dass sie nicht mehr Nachrichten eingezogen, und ihnen befohlen, dahin zurückzukehren. Die Leute seien entwichen und man habe nie mehr etwas von ihnen gehört. — Man hielt lange diese Insel der sieben Städte für dieselbe, welche nach Aristoteles

Behaim.

Antiglia.

die Karthager entdeckt haben sollen. Als Grijalva an der Küste von Yukatan hinfuhr, glaubte er die Insel der sieben Städte vor sich zu haben.

Insel Brendans. Südwestlich von den Capverdischen Inseln zeichnet Behaim die Insel des Brendan:[1]) dieses Eiland ist von vielen, von nüchternen Männern, immer an derselben Stelle von den Canarien und in der nämlichen Gestalt gesehen, aber nie von Seefahrern gefunden worden. Viele Eide wurden vor Gericht deshalb geschworen; 1526, 1570, 1704, 1721, 1755 sind von gewandten Seefahrern Versuche gemacht worden, die Insel zu erreichen, sie ist aber nie gefunden worden. Wahrscheinlich ist ihr oft gesehenes Bild nur eine Luftspiegelung. — Westlich von der Insel Brendans kommt auf Behaims Karte Cipangu, und westlich davon der indische Ocean. — 1493 kehrte Behaim nach Fayal zurück, 1506 starb er in Lissabon. Seine Karte von 1492 enthält nicht eine einzige Küste der neuen Welt.[2]) —

Columbus entdeckt Amerika.

Columbus. Der Mann, welcher die große Aufgabe löste und der Menschheit den Weg nach dem neuen Welttheile zeigte,[3]) ist der Italiener Cristoforo Colombo oder Columbus oder Cristoval Colon, wie er in seiner neuen spanischen Heimat sich nannte.

Jugend. Die Nachrichten über die Jugend dieses Mannes sind spärlich. Er wurde geboren in Genua[2]) im Jahre 1435 und war der Sohn eines Wollkrämplers, Dominicus Columbus, eines wenig wohlhabenden Mannes, der ihn dennoch früh die Schule besuchen ließ, der aber zum Adel der Stadt gehörte; das Wappen der Familie bestand aus drei silbernen Tauben auf azurblauem Grund mit der Devise: „Fides, Spes, Charitas“. Dominicus hatte ein eigenes Haus vor dem Andreasthor, das er aber später vermietete, während er eine kleine Wohnung in der Melcentostraße nahm. Die Geschichte seiner Söhne zeigt, dass ein edler Geist in der Familie waltete. Columbus lernte nicht bloß lesen und schreiben, sondern auch zeichnen, malen, Latein und Arithmetik. Er war nicht bloß talentvoll, sondern auch strebsam: er schrieb eine schöne Schrift, er malte, dass er damit hätte sein Brot

---

[1]) Über Brendan vergl. Bd. III, S. 786 dieses Werkes.

[2]) Washington Irving, Abh. XII im Anhang zu seinem „Leben des Christoph Columbus“.

[3]) Unschätzbar sind die Berichte des Peter Martyr von Angleria, der Lehrer des Adels am Hofe Isabellas war: „Opus Epistolarum“. — Die spanischen Urkundenschätze zur Geschichte der Entdeckungen begann im Auftrage der spanischen Regierung 1825 Navarrete herauszugeben: „Coleccion de viages“. — Auf seine Sammlung stützt sich das schöne Buch von Washington Irving, Die Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus und die Reisen der Gefährten des Columbus. — Munnoz, Historia del nuovo mundo, deutsch von Sprengel. — Humboldt, Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. Paris 1811. — Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrés de l'astronomie nautique au XV et XVI siècles. Paris 1835, 4 voll. Kosmos, Band II. — Die portugiesischen wie die spanischen Entdeckungen zusammen bei Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart 1858. — Unger, Die versunkene Insel Atlantis. Wien 1860. — 1498 sagt Colon in der Urkunde, durch welche er ein Majorat für seine Nachkommen stiftet von der „edlen und seemächtigen Stadt Genua“: „Von dort bin ich ausgegangen, dort bin ich geboren“. „Della sali y en ela naci.“ Die Ansprüche von Savona, Nervi, Cogoletto, seine Heimat zu sein, sind also nichtig.

verdienen können, er lernte sein ganzes Leben lang und keine Schwierigkeit beugte
seinen hochfliegenden Sinn. Im vierzehnten Jahre besuchte er die Universität
Pavia, wo er Grammatik, Geometrie, Astronomie studierte. Erdkunde war seine
Neigung wie die seines Jahrhunderts. Dann gieng er zur See, wie andere junge Reisen.
Genuesen, die durch Handel, durch Theilnahme an Kriegen sich ein Vermögen zu
erwerben suchten. „Das Meer ist das Leben, Kraft und Saft dieser Stadt."
Ein Oheim war als Schiffahrer und tüchtiger Krieger bekannt und stritt für König
René von Neapel. Mit ihm betheiligte sich der junge Columbus am Kriege
Johanns von Anjou um die Krone von Neapel, stritt mit Glück in der Bay
von *Tunis*, lernte die *Inseln des griechischen Meeres* kennen. Es
war die rauhe Schule des Lebens, in welcher der junge Genuese erzogen wurde
— doch ein frommer Sinn, ein reiner Flug des Gedankens ließ ihn nie in den
Versuchungen und Gefahren eines Freibeuterlebens untergehen; im Kampfe mit
den Wogen und mit den Seeräubern, die damals das Mittelmeer unsicher machten,
erwarb er jene Kaltblütigkeit, jene Raschheit des Entschlusses, jene Sicherheit des
Auges, jene Kürze und Klarheit des Befehles, „welche für seine große Laufbahn
so nöthig waren". Auch den großen Ocean befuhr Columbus frühe, er kam nach
England, ja 100 Meilen über Island hinaus.[1]

Die Schule zeigte ihm nur den Weg, Columbus bildete sich selber aus, er
lernte sein ganzes Leben hindurch. Bekanntlich haben die *Nordmannen*[2] ohne
Compass zwischen 990 und 1015 unleugbar Nordamerika besucht, welches sie
Winland nannten, und man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht der Genuese Kunde von
durch lateinisch redende Geistliche in Island Kunde von diesen Fahrten erhalten Win-
haben könnte, zumal am Ende des vierzehnten Jahrhunderts nachweisbar die land.
Kenntnis von großen Ländermassen im Westen und Süden von Island und Grön-
land noch frisch unter den nordischen Seefahrern lebte. Gewiss ist,[3] Columbus
traf mit *Magnus*, dem Bischof von Skalholt, 1477 auf der Halbinsel Hvalfjar-
bareyr zusammen und verkehrte in lateinischer Sprache mit ihm, und aus der
Gegend von *Helgafellen*, wo Magnus früher Abt war, giengen die ersten
Entdecker und Ansiedler Winlands aus. Allein in Columbus Briefen wird der
Entdeckung der Nordmannen nie gedacht und er glaubte bis an das Ende seines
Lebens, *dass er nur den Weg nach Ostasien durch den Westen ent-
deckt habe*. Auf der Rückkehr von Island begab sich der junge Genuese nach
Lissabon, wo damals Seefahrer, Erdkundige, unternehmende Geister Beschäftigung
suchten und fanden. Dort sah er in der Kirche Allerheiligen die schöne Donna
Felippa Monnis de Palestrello, die Tochter eines tüchtigen italienischen
Seefahrers, deren Herz und Hand er gewann. Ihr Vater, Bartholomäus de Heirat.
Palestrello, war ein italienischer Edelmann, der in Portugal eingewandert und
ein Officier des Königs und Schützling Don Enriques war. Sie war nicht reich, Pale-
brachte ihn aber in innige Beziehungen zu den portugiesischen Entdeckungen; nach strello.
dem Tode ihres Vaters erhielt er dessen Karten und Tagebücher. Die Schwester
seiner Gattin war mit dem Statthalter von *Porto Santo*, Pedro *Correa*,
vermählt, und mit ihr hielt er sich zeitweise auf dieser Insel auf und kam mit
allen Entdeckern in Verkehr; 1482—1484 machte er selber die Guineafahrten
mit und kam bis zur Mündung des Rio d'oro. Daneben erwarb er sich seinen

---

[1] Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, 2. Aufl. S. 72—74.
[2] Vergl. Bd. III, S. 768; Bd. IV, S. 326—330 dieses Werkes.
[3] Rafn, Antiquitates Americanae, XXIV, Note 1, 17—60, 227—240.

Unterhalt durch Zeichnung von See- und Landkarten, die wegen ihrer Genauigkeit gesucht waren; sie verschafften ihm auch die Mittel, seinen betagten Vater und jüngeren Bruder zu unterstützen.[1])

Diese Fahrten, diese Studien erweckten in ihm den Plan, den Ostrand Asiens auf einer Fahrt in westlicher Richtung zu suchen, ein Gedanke, der damals am portugiesischen Hofe viel besprochen wurde. 1474 schon hatte der florentinische Astronom und Arzt Toscanelli an den König Affonso V. eine Karte gesandt, um ihn über die Länge und Wahl des Weges zu unterrichten, darauf war die östliche Küste von Asien, Afrika und Europa gegenüber gezeichnet, das Weltmeer dazwischen füllt nur einen mäßigen Raum aus. Colon trat nun selber mit Toscanelli in Briefwechsel. Toscanelli nannte seinen Plan groß und Columbus schrieb ihm damals schon von den unschätzbaren Vortheilen, welche der gesammten Christenheit aus dem Gelingen seines Unternehmens erwachsen müssten; und von ihm ermuthigt, legte er Joao II. von Portugal den Plan vor, der für einen der tüchtigsten Erdkenner in jener Zeit galt,[2]) ein Geschwader nach Kathay zu führen, dessen Reichthümer Marco Polo[3]) so verführerisch geschildert hatte. Der König legte den Vorschlag der nautischen Behörde vor, die ihn aber als unsicher verwarf. Jetzt verließ Colon mit seinem Sohne Diego heimlich Portugal, heimlich, weil die Portugiesen die Wege ihres Handels mit Guinea, die Colon kannte, wohl zu hüten bedacht waren.[4]) Der Bruder Bartholomäus gieng nach England, um Heinrich VII. den Vorschlag im Namen Cristobals zu machen, gerieth aber unterwegs in die Hände von Seeräubern und fristete später sein Leben in London durch Kartenzeichnen.

Toscanelli.

Es ist Colons Verdienst, dass er festhielt an seinem Plan und durch seine Beharrlichkeit die Aufgabe löste. Der Gedanke, dass man Asien durch eine Fahrt nach Westen erreichen könnte, ist von ihm mit besonderer Kraft erfasst und Folgerung aus der Annahme der Kugelgestalt der Erde. Diese war allgemein die Überzeugung der besten Köpfe jener Zeit. Hatten doch schon die Pythagoräer gelehrt, dass die Erde eine Kugel sei; hatte doch Dante im Schlussgesang seiner „Hölle"[5]) dieselbe Ansicht vertreten und Vincenz von Beauvais gelehrt, dass jeder durch einen senkrechten Schacht hineingeworfene Stein in der Tiefe des Halbmessers zur Ruhe kommen müsse. Sagte doch der Florentiner Dichter Pulci in dem „Morgante Maggiore",[6]) tief unter unseren Füßen gebe es Städte und mächtige

[1]) Vida del Almirante. cap. 4.

[2]) Washington Irving, The life and voyages of Christopher Columbus. vol. I, chapt. 6. — Toscanelli ist geboren 1397.

[3]) Über Marco Polo sieh Bd. V, S. 662—670 dieses Werkes.

[4]) Die Cortes hatten 1481 auf Überwachung der Genuesen und Florentiner angetragen, welche die Geheimnisse der Guineafahrten auskundschaften könnten. Vergl. Peschel, l. c. 2. Aufl. S. 87.

[5]) Auch Dante, Purgatorio, XXVI, 115.

[6]) Morgante Maggiore, XXV, 229—230.

Reiche, nie vordem geahnt im anderen Halbkreis; denn die Erde sei rund gestaltet. War doch aus Karthago eine Sage vorhanden von einer großen Insel im westlichen Ocean und besagte doch eine Stelle im „Timäus" des Plato[1]) und im „Kritias" von der Insel Atlantis, welche die Göttin Neith erwählt habe „zur Gründung eines Staates von herrlichen Männern": „Vor jener Mündung, welche ihr die Säulen des Herkules nennt, lag eine Insel, größer als Libyen und Asien zusammen. Von ihr konnten damals die Seefahrer zu den andern Inseln kommen und von diesen Inseln auf das ganze Festland gegenüber, welches um jenes eigentliche Meer sich ausdehnt. Auf dieser großen atlantischen Insel nun bestand ein großes und wunderbares Königreich, welches über die ganze Insel herrschte und über viele andere Inseln und Theile des Festlandes. In späterer Zeit bewirkten jedoch außerordentliche Erdbeben und Fluten, bewirkte ein schlimmer Tag und eine schlimme Nacht, dass die ganze Insel Atlantis ins Meer versank." — Diese Mythe Platos enthält alte Erinnerungen von untergegangenen Inseln im Westen. Die Durchforschung unserer Braunkohlenlager beweist, dass einst eine Verbindung zwischen der amerikanischen und europäischen Flora stattfand; es muss also zwischen beiden Welttheilen einst eine Brücke bestanden haben, die seitdem abgebrochen wurde.[2]) Auf diese Verbindung weist die Gleichartigkeit der Küstenfauna beider Welttheile, wie die Ähnlichkeit der Schädel der Guaranis in Peru, der Guanchen auf den Kanarien und der Kopten und Berbern in Afrika; sagte doch Eratosthenes: „Die bewohnte Erde nennen wir nur den Welttheil, den wir bewohnen und kennen. Doch mag es in derselben gemäßigten Zone noch einen, zwei, ja mehrere bewohnbare Welttheile geben, und zwar gerade in der Nähe jenes Breitegrades von Thinä, wo er durch das atlantische Meer läuft." Trug doch das Meer von Zeit zu Zeit künstlich geschnitzte Hölzer an die Küste der Azoren, Fichtenstämme von fremder Art, ja sogar Leichen von einem fremdartigen Menschenschlag, und versicherten doch die Bewohner der Azoren, dass sie jedes Jahr im fernen Westen Inseln auftauchen sahen, vielleicht Folge von Luftspiegelung. All das musste Columbus in seinem Plane bestärken. Sein Irrthum war nur, dass er den Umfang der Erde zu gering und die Ausdehnung Asiens nach Osten zu groß annahm. Ptolemäus hatte gelehrt, dass die Ausdehnung der belebten Welt nach Osten 180 Grad betrage. Durch Marinus von Tyrus verleitet, hatte man eine richtigere Berechnung des atlantischen Festlandes wieder aufgegeben. In diesem Sinne war auch die Karte des Toscanelli abgefasst: er schätzte die Entfernung vom europäischen Westen bis zur Stadt Quinsay im östlichen Sina geradezu auf 6500 italienische Meilen. Der Glaube, dass der Ostrand Asiens für den

Platos Atlantis.

---

1) **Platon**, Tim. p. 13—27. — Vergl. Bd. I, S. LXXX, 434, 619 dieses Werkes.
2) **Unger**, Die versunkene Insel Atlantis. Wien 1860. — Vergl. die Citate Bd. I, S. 435—436 dieses Werkes.

Westen so nahe sei, ermuthigte Columbus, war aber auch der Grund, dass die nautische Behörde in Portugal, welche sich an den richtiger rechnenden Ptolemäus hielt, und der vielleicht das phantastische, leicht erregbare Wesen des Mannes Misstrauen erweckte, den Plan als unausführbar verwarf.[1] Nur Behaim soll ihn befürwortet haben.

Columbus verließ Portugal 1484. Sein Schmerz über die Behandlung war umso größer, als damals auch seine Gattin Felippa starb. Wohin er sich zunächst wandte, ist unsicher, gewiss nur, dass er bald da, bald dort seinen Endeckungsplan anbot, dass er aber für eine Welt, die er zu enthüllen verhieß, meist nur eine verächtliche Antwort erhielt. Genua, seine Vaterstadt, hätte durch ihn im Westen alles wieder gewonnen, was es im Osten durch die Fortschritte der Türken verloren hatte, allein immer gilt der Prophet wenig im eigenen Vaterlande! Die Genuesen waren Meister auf dem Mittelmeer, Fahrten in den unbekannten Ocean waren nicht nach ihrem Sinn: schon vor zweihundert Jahren hätten nach den Urkunden in ihrem Archiv zwei Seefahrer aus dem höchsten Adel, Tedisio Doria und Ugolino Vivaldi einen ähnlichen Antrag dem Senate gemacht, seien nach dem großen Ocean abgefahren, man habe aber niemals wieder etwas von ihnen gehört. Und wie Genua, so wies auch Venedig sein Angebot ab.

Colon in Spanien. Jetzt wandte sich Colon nach Spanien, dessen Macht damals einen so stolzen Aufschwung nahm, dessen König und Königin so hoch gefeiert waren! 1486 bat ein Reisender mit einem kleinen Knaben an dem Franziscanerkloster La Rabida. der Santa Maria de Rabida um ein Stückchen Brot und Wasser für sein Kind. Dem Guardian des Klosters, Juan Perez de Marchena, fiel der Perez de Marchena. Fremdling auf, er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und vernahm von dem Fremden hochsinnige Ansichten, riesige Pläne. Der Fremde war Colon mit seinem Söhnlein Diego. Zwei verwandte Geister hatten sich zufällig gefunden. Der Prior war ein Mann von glühender Frömmigkeit, zugleich ein ausgezeichneter Kenner der alten Literatur, der Mathematik und Astronomie und beschäftigte sich mit denselben Fragen wie Columbus: sein Kloster lag auf einem Felsen hoch über dem Meere, und oft fragte er sich, wenn er von der Plattform oben den weiten Ocean unten überschaute, ob hinter demselben kein Land zu finden wäre. Die portugiesischen Entdeckungen kannte er alle genau. Der Prior bot Colon Gastfreundschaft an und sandte schleunigst nach seinem Freunde, dem Arzte Garcia Fernandes, und in den stillen Mauern des Klosters wurde jetzt der riesige Plan zur Entdeckung einer Welt enthüllt, beurtheilt, bewundert und beschlossen, alles für Columbus zu thun; zunächst blieb Columbus der Gast des Klosters, hatte freien Zutritt zur Bibliothek und konnte seine Studien fortsetzen. Der Prior hatte nahe Beziehungen zum Hof, die Königin verehrte seinen Geist, sein Herz, und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten oft zu Rathe; vom Hof aber sehnte sich der bescheidene Mann immer wieder nach der Stille seines Klosters und zu seinen Studien zurück. Er gab Colon ein Empfehlungsschreiben an den Beichtvater der Königin und sorgte für den Knaben, während Colon, über die Erziehung seines Sohnes beruhigt, nach Cordova zog. Allein in seinen glänzenden Hoffnungen sah sich Colon lange enttäuscht: zwar war seine Gestalt ausdrucksvoll — er wird uns geschildert als hohen, kräftigen Wuchses, mit länglichem Antlitz, mit fein-

[1]) Barros, l. c. Dec. I, lib. 3, cap. 11.

geschnittenem Mund, mit Adlernase, breiter Stirne und tiefem Leben in den hellen blauen Augen (sein rothblondes Haar war aber im dreißigsten Jahr schon ergraut); allein sein Anzug war zu schlicht und ärmlich und seine Pläne zu hoch für den Gesichtskreis der Höflinge, auch sprach er das Spanische nur gebrochen. „Weil er ein Fremdling war," sagt Oviedo, „und in ganz gewöhnlicher Kleidung kam, glaubten sie ihm nicht und liehen seinen Worten nicht ihr Ohr, wodurch er in seiner Einbildung sehr gekränkt ward." Übrigens war man zu sehr mit dem Kriege gegen die Mauren beschäftigt, als dass man Zeit gehabt hätte, sich mit Entdeckungsplänen zu befassen, die große Kosten verursachten. Columbus nährte sich durch Zeichnen von Land- und Seekarten und gewann nach und nach einzelne hochstehende Männer, wie den Nuntius Antonio Geraldini, einen italienischen Dichter, der schon mit zweiundzwanzig Jahren die Lorbeerkrone sich erworben und von ganz Italien bewundert und bei der ersten Bekanntschaft mit Columbus für ihn begeistert war; den Alonzo de Quintanilla, den Finanzminister Castiliens, die ihn dem Erzbischof von Toledo, Mendoza, empfahlen, einem einsichtsvollen, hochsinnigen Manne, der die Größe des Planes und das Gewicht der Gründe vollkommen verstand und dem Genuesen, dessen edle Haltung ihm gefiel, eine Audienz bei Ferdinand und Isabella verschaffte. Diese hörten den Plan an und überwiesen ihn zur Beurtheilung einer Versammlung von Professoren der Astronomie, Geographie und geistlichen Würdenträgern, die im Dominicanerkloster zu St. Stephan in Salamanca mit Colon zusammentraten. Über die Einwendungen und deren Widerlegung hat man späterhin allerhand gefabelt, gewiss ist nur, dass die Mehrheit den Plan als unausführbar verwarf und dass die Minderheit, und zwar waren die Geistlichen darunter, besonders der gelehrte Dominicaner Deza, dafür gewonnen wurde. Die Entscheidung zog sich lange hin. Colon genoss die Gastfreundschaft der Dominicaner, erhielt auch hin und wieder Summen vom Hofe angewiesen, nahm Antheil am Krieg gegen die Mauren, wobei er nach einem Zeitgenossen „Beweise ablegte, dass seinem Wissen und hohen Wünschen auch ausgezeichnete Tapferkeit zur Seite stehe".[1]) Aber nicht bloß Freunde fand Columbus in Cordova, auch eine zweite Gattin. Eine Dame von hohem Adel, großer Schönheit und makellosem Ruf fühlte sich zu dem geistreichen Fremdling hingezogen, Beatrix Enriquez aus der Familie der Arana, und reichte ihm 1486 die Hand und schenkte ihm 1487 den Sohn Fernando. Es war ein neues Band, das ihn an Spanien fesselte. Die Ehe war sehr glücklich. Trotzdem gab Columbus seinen Plan nicht auf, der ihn auf lange von der Gattin trennte. Gerade damals kamen zwei Mönche vom heiligen Grabe im Lager an, die meldeten, der Sultan von Ägypten wollte alle Christen in seinem Reiche tödten und das heilige Grab zerstören, wenn Isabella vom Kriege wider Granada nicht ablasse, und Colon beschloss im frommen Eifer, den Gewinn aus seiner gehofften Entdeckung für die Befreiung des heiligen Grabes aus der Gewalt der Ungläubigen zu verwenden. Aber wie abkühlend lautete das Endurtheil des Rathes von Salamanca: der Plan sei unbegründet und unausführbar und so großer Monarchen nicht würdig, und der, wenn auch in höfliche Worte gehüllte, Bescheid des Hofes, man werde erst nach Ende des Krieges Muße haben, sich in nähere Unterhandlungen mit Columbus einzulassen!

Gestalt.

Colon am spanischen Hofe,

vor dem Rathe in Salamanca,

vor Granada.

Der Plan abgelehnt.

Am Hofe verzweifelnd, wandte sich Colon jetzt an spanische Große, an die Herzoge von Medina Sidonia und Medina Celi, die ganze Fürsten-

[1]) Zunniga, Annales de Sevilla, lib. XII, ann. 1489.

thümer an der Küste und Häfen und Schiffe genug besaßen. Der erstere aber verwarf den Plan als den Traum eines Schwindlers; seichte Köpfe behandelten ihn wie einen Verrückten, die Kinder deuteten sich auf die Stirne, wenn Colon vorbeigieng. Der zweite unterstützte Columbus, fürchtete jedoch, der Hof möchte ihm das Unternehmen verargen, bot ihm aber seine Fürsprache bei der Königin an. Colon aber beschloss, nachdem er sieben Jahre in Spanien vergebens seinen Plan angeboten hatte, jetzt sich nach Frankreich zu wenden, von dessen König er ein aufmunterndes Schreiben erhalten hatte.[1]) Um seinen Sohn mitzunehmen, erschien er wieder im Kloster de Rabida und seine beiden Freunde, Perez und Garcia, vernahmen mit Schmerz, dass das Unternehmen für Spanien verloren gehe. Sie beschworen ihn, noch einen Versuch zu machen, und Perez schrieb selber an die Königin, als ihr ehemaliger Beichtvater, und sie ließ ihn kommen — und da führte Perez mit solcher Begeisterung und Klarheit die Sache des Columbus, dass Isabella sogleich 20.000 Maravedis für denselben anweisen ließ, damit er die Reisekosten decken und in anständiger Tracht am Hofe erscheinen könne.[2]) —

Neue Verhandlungen.

Columbus kam gerade zur Eroberung von Granada. Die Verhandlungen nahmen den besten Verlauf, stockten aber auf einmal an den Forderungen des Genuesen, der die Würde eines Don, eines Admirals und Vicekönigs aller Länder, die er entdecken würde, und den Zehnten von allem Ertrag verlangte. Solche Ehren, meinten die Höflinge, wären verschwendet an einen unbekannten Fremdling. Colon wollte aber auch keine einzige seiner Forderungen aufgeben und „war wie jener Jude entschlossen, seine Perle vom Rialto zu werfen, wenn er kein würdiges Angebot finde", während die Königin das Bedenken drückte, die Krone würde mit dem Handel sich lächerlich machen, sobald das Unternehmen misslänge.[3])

Colon verließ Santa-Fè im Februar 1492. Seine Freunde waren trostlos. Quintanilla drang in die Königin: der Plan sei so gesund, der Mühen und Kosten so wert, der Verlust so unbedeutend, der Gewinn so unberechenbar; nicht bloß ihre eigene Macht und Gewalt, sondern auch die der Kirche und die Ehre Gottes werde dadurch erhöht! Hingerissen von der Macht seiner Worte und der Größe des Planes, rief endlich die Königin aus: „Wohlan, so unternehme ich das Werk für meine eigene castilische Krone und will meine Juwelen verpfänden, um die nöthigen Gelder herbeizuschaffen." — Ein Eilbote holte Colon ein. Die Huld der edlen Königin verscheuchte das Gefühl einer Kränkung und alles Misstrauen.

Der Vertrag.

Schon am 17. April 1492 wurde der Vertrag unterzeichnet, Columbus darin auf Lebenszeit und seinen Erben und Nachfolgern auf ewige Zeiten die Würde eines Admirals, Vicekönigs und Statthalters in allen Ländern ertheilt, die er entdecken würde, mit dem Vorrechte, drei Bewerber zur Regierung in jeder Provinz vorzuschlagen, unter welchen die Regierung einen auswählen werde. Der zehnte Theil von allem Gewinst solle ihm und seinen Erben gehören, er hingegen den achten Theil zu den Kosten der Ausrüstung tragen. Columbus verhieß, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu

---

1) Vida del Almirante, cap. 12.

2) Aussage des Garcia vor Gericht — bei Washington Irving, The life and voyages of Christopher Columbus, chap. 6.

3) Washington Irving, l. c. chapt. 12. — Navarrete, Coleccion de viages. II. Col. Dipl. ann. 5—6. — Mariana, Hist. de Espanna, II, p. 605.

erlösen. Die Majestäten gaben ihm hingegen ein Schreiben an den Großchan mit, von dem man aus früheren Verhandlungen glaubte, er werde den christlichen Glauben annehmen und Spanien dadurch zu nützlichen Beziehungen in seinem unermesslichen Reiche gelangen.[1]) Columbus glaubte nämlich, er werde Asien erreichen auf dem Wege nach Westen und für asiatische Länder hielt er bis an seinen Tod die Inseln, die er entdeckte, und ist nie zur Überzeugung gekommen, dass er einen ganz neuen Welttheil gefunden habe. Am 12. Mai war Abschiedsaudienz. Als besondere Gnade ernannte die Königin den kleinen Diego, den ältesten Sohn des Columbus, zum Pagen des königlichen Prinzen mit einem Gehalt von 9400 Maravedis. Solche Ehre ward sonst nur den Söhnen der ersten Familien zutheil.

Achtzehn Jahre hatte Colon geworben um Mittel zu seinem Plane, nun sollte die Ausführung vor sich gehen. Armut, Enttäuschung, Spott hatte er ertragen — sein Haar war grau geworden und seine Stirne furchenreich — jetzt nahte er dem Ziele und wurde mit Ehren überhäuft. Aber welche Schwierigkeiten thürmten sich auch jetzt noch ihm entgegen! Die Hafenstadt Palos musste wegen eines früheren Vergehens der Krone binnen zehn Tagen zwei Caravelen stellen, ein drittes Fahrzeug musste gemietet werden. Aber mit Schauder vernahmen die Einwohner den Befehl der Regierung, selbst die keckften Seeleute bebten vor der Kühnheit des Unternehmens zurück; die einen meinten, die Erde sei ein großes Viereck und im Westen, am Ende desselben, befinde sich die große Finsternis, wohin die Meeresströme sich stürzen, in denen der Leviathan spiele; eine schwarze, krallenförmige Hand reiße mit Riesenkraft alsdann die Schiffe in die Tiefe. Andere sprachen von einem Riesenvogel Rock, der ein ganzes Schiff sammt Besatzung mit seinem Schnabel fasse und in die Tiefen stürze. Andere glaubten wohl, die Erde sei rund, die Schiffe aber, die nach Westen hinabführen, würden nie mehr bergauf nach Osten zurückkehren können. Diese Angst machte, dass die Arbeit stockte; kein noch so strenger Befehl der Regierung wollte helfen, die Arbeiter entflohen. Angst in Palos.

Roselly bemerkt:[2]) „In dieser kritischen Lage war es wiederum P. Juan Perez, der mit seinem Eifer seinem Freunde und nicht minder der in der Irre tappenden Bevölkerung zu Hilfe kam. Der Franciscaner ist an sich schon wegen der Armut seines Lebens und der Demuth seines Geistes dem Volke sympathisch. Er wird von dem Volke geliebt, weil es sieht, dass er das Volk liebt. Seine bescheidene Vertraulichkeit zieht das Volk an, und seine Hingebung fesselt es an seine Person. Der Guardian von la Rabida genoss aber eines besonderen Ansehens unter den Seeleuten. Er mischte sich unter die Matrosen, scherzte mit ihnen über ihren Schrecken, beruhigte ihre Familien, und brachte es mit seinen Worten und mit seinen Vorstellungen dahin, dass sie sich anwerben ließen; ja er dehnte diese Wirksamkeit bis in die benachbarten Häfen aus. Der eifrige Franciscaner erwartete von dieser Expedition eine Ausdehnung des Reiches Jesu Christi, einen großen Ruhm für die Kirche, welche zuerst zu dieser Entdeckungsreise ermuthigt hatte, und zahllose Wohlthaten für die ganze Civilisation. Er fühlte wie er so richtig der Königin gesagt hatte, „dass Columbus in diese Räume Jean Fernandes hilft.

[1]) Navarrete, Coleccion de viages, II, doc. 6—11.
[2]) Roselly de Lorgues, l. c. S. 94—95.

Katholisches Unternehmen. des Oceans gienge, um sehr wichtige Dinge im Dienste Gottes auszuführen". Wenn er auch die Sache seines Gastes vertheidigte, so liefen dabei doch, wenn auch unbewusst, seine eigenen Ideen mit unter; von diesem katholischen Standpunkte aus nahm er den lebhaftesten Antheil an diesem Werke; er rechnete es sich zur Ehre, an diesem Apostolat mitzuwirken und so seinen Theil dazu beizutragen, dass der Wunsch des seligen Gründers des seraphischen Ordens in Erfüllung gehe, dessen Glut Jesum Christum, sein Kreuz und seine Armut in der ganzen Welt gepredigt wissen wollte. So arbeitete P. Juan Perez mit Herz und Seele daran, die Aufgeregten zu beruhigen, die Unentschlossenen zu bestimmen. Durch seine Überredung und das Ansehen seines Wissens kam die Recrutierung allmählich in Gang. Bald gieng er allein, bald von seinen Freunden begleitet, aber überall wo man Columbus sah, war man auch sicher, dem Guardian von la Rabida zu begegnen. Er schien sich in geradezu wunderbarer Weise zu vervielfältigen. Sein Eifer erregte Aufsehen in der ganzen Gegend. Noch nach zwanzig Jahren sprachen die Zeugen desselben davon.

Es gehörte der ganze feurige Glaube eines Columbus dazu, um die Schwierigkeiten, welche die Bevölkerung arglistig der Ausrüstung entgegenstellte, zu überwinden. Erst als das Haupt der reichsten Schifferfamilie, Martin Alonso Pinzon, von Rom zurückkam, wo er dafür gewonnen ward, wurde die Ausrüstung des Geschwaders vollendet.

Unter den Geschichtschreibern dieser Entdeckung hat sich erst der neueste Roselly de Lorgues mit den Reisevorbereitungen befasst[1]) und zunächst bemerkt, dass man sich die Caravellen nicht zu klein denken dürfe, dass der vorsichtige Columbus selber drei Caravellen verlangt habe, dass der Name soviel bedeute wie Lastschiff, Brig, dass man sich ihrer auch auf den Fahrten von den Canarien nach der afrikanischen Küste bediente: sie hatten auf dem Vordertheil wie auf dem Hintertheil ein Holzkastell zur Vertheidigung; bei gutem Wetter konnten sie zweieinhalb Seemeilen in der Stunde zurücklegen. Die „Santa Maria" war ganz gedeckt, d. h. vorn und hinten mit einem Oberdeck versehen; sie hatte die Größe einer heutigen Kriegsbrigg von zwölf bis zwanzig Kanonen; sie bot nach außen einen schönen Anblick dar, war zwar alt, aber fest gebaut. Die „Pinta" und „Ninna" (d. h. die kleine) waren nicht ganz offen zwischen dem vorderen und hinteren Holzkastell, sondern mit Planken bedeckt, die man wegnehmen konnte; sie führten Bronzekanonen und Einpfünder. Die Lebensmittel, die man mitnahm, waren auf ein ganzes Jahr berechnet, geräuchertes Fleisch, Zwieback, Reis, Erbsen, Häringe, Zwiebeln, Wein, Essig, Öl, Salz. Jedes Schiff hatte zwei Holzpumpen. Die „Santa Maria" hatte 70 Personen an Bord, die „Pinta" 30 Mann, die „Ninna" 24. Auf der „Santa Maria" war der Großalguazil der Flotte, Diego de Airana, ein Neffe des Columbus; dann der Aufseher der königlichen Geräthekammer, Pedro Guttierez, der Zahlmeister Rodrigo Sanchez — bei der Einschiffung musste er den Matrosen den Sold auf vier Monate vorausbezahlen, und zwar war der Sold so hoch wie auf den königlichen Kriegsschiffen; dann ein königlicher Notar wegen etwaiger Verträge oder sonstiger Urkunden, ferner ein Historiograph, endlich, weil man nach Ostasien zu kommen glaubte, ein Dolmetsch, Luiz de Torrez, ein bekehrter Jude, der lateinisch, griechisch, hebräisch, arabisch, koptisch und armenisch verstand, zwei Ärzte und ein Chirurg. Roldan und Salcedo waren zum persönlichen Dienst

Rüstungen.

[1]) Roselly, l. c. S. 103.

dem Admiral beigegeben, ein Schiffbauer, ein Ober-Zimmermann. Unter den vierzig Matrosen war ein Engländer, ein Irländer, zwei Portugiesen und ein Majorcaner. Auf der „Santa Maria" war kein einziger Mann aus Palos, auf der „Pinta" waren fast alle aus Palos, meist Verwandte, Freunde und Nachbarn der Pinzons, ebenso auf der „Ninna".

Was that Columbus? Roselly, sein Biograph, erzählt:[1] „Mitten unter den Ausrüstungsarbeiten lebte Christoph Columbus wie ein Jünger des Seraphischen Ordens. Er verließ nur im Nothfall das Kloster, beschäftigte sich mit dem Heile seiner Seele und trachtete danach, zum wenigsten minder unwürdig der göttlichen Güte zu werden, welche ihn zu diesem unvergleichlichen Werke ausersehen hatte. Die Zögerungen, die Besorgnisse, der böse Wille der Stadt erregte ihn nicht im entferntesten, obwohl die seiner Abreise entgegengestellten Hindernisse so groß waren, dass die königliche Autorität allein nicht imstande war, dieselben wegzuräumen. Die Geschichte hat das Andenken der großartigen Anstrengungen des Guardians von la Rabida bewahrt; sie erzählt uns, was er alles gethan, um die Geister zu beruhigen und den Muth anzufachen. Von Columbus schweigt sie in dieser Beziehung ganz. Er, der in seinen späteren Reisen eine so große Thätigkeit entfaltete, der sich um alle Einzelnheiten bekümmerte, scheint sich diesmal auch nicht der geringsten Aufregung hingegeben zu haben. Er begriff, dass seine Eigenschaft als Fremder, als Genuese, seine Beredsamkeit fruchtlos machen würde, dass man ihm keinen Glauben schenke, dass er nicht einmal nach seinem Belieben seine Officiere und Maate auswählen könne. Er musste nehmen, was im engen Kreise des Hafens von Palos die Vorsehung ihm gab; und er that das mit vollkommener Verleugnung seiner Person. Es war Grundsatz bei ihm, Gott nicht zu versuchen, die Umstände nicht zu zwingen, sondern mit Resignation sich ihnen zu fügen, dabei aber alles aufzubieten, was innerhalb menschlicher Kräfte lag. Er fühlte in seinem Herzen eine vollständige Sicherheit, erschrak vor keinen Schwierigkeiten und beschäftigte sich gar nicht mehr mit der Außenwelt, sondern blieb in seinem ihm so theuer gewordenen Kloster, woselbst er einen unvergleichlichen Freund gefunden hatte, den besten, hingebendsten, den er auf Erden sein nannte. —

Religiöse Vorbereitung.

Zuversicht.

Columbus' erste Fahrt nach dem unbekannten Westen.

Am 3. August 1492, einem Freitag, stach man in See, nachdem alle vorher zur Beicht und zum Abendmahle gegangen, das ihnen der Guardian spendete, und sich mit Gott versöhnt und unter die Obhut der Vorsehung gestellt hatten. Der Abschied zu Palos war so traurig, als ob man sicherem Tode entgegengehe, und Columbus durfte sich darauf gefasst machen, dass bei Widerwärtigkeiten die Mehrzahl umkehren und ihn im Stiche lassen werde. Absichtlich, um die Umkehr zu erzwingen, wurde schon in der dritten Nacht das Steuerruder eines der Schiffe zerbrochen und vier Wochen verweilte man auf den canarischen Inseln, um ein anderes Schiff einzutauschen, und als dies unmöglich war, um ein anderes Steuer einzusetzen.

Abfahrt.

Erst am 6. September fuhr man von der Insel Gomera ab „im Namen Jesu" und betrat die unbekannte See. Lautes Jammern und Wehklagen erhob

[1]) Roselly, l. c. S. 100—101.

sich unter der Mannschaft, es schien ihnen, als schieben sie von der Heimat, von allem, was ihnen lieb und theuer war, und als beträten sie das Gebiet des Geheimnisses und des Grauens. Nur Colon schien, nach den Worten des alten Dichters, Eichenholz und dreifaches Erz um die Brust zu haben. Mit diesen Schiffen, mit dieser meuterischen Mannschaft sich in die Schrecken des dunklen, noch nie befahrenen Oceans zu wagen, war ein Unternehmen von unermesslicher Verwegenheit, stände nicht die Natur mit dem Genius ewig im Bunde. Columbus führte eine doppelte Rechnung der Meilen, die man durchfahren; zählte in der einen, die offen vorlag, weniger, um seine Mannschaft nicht zu entmuthigen, führte aber in seinem Tagebuch für die Monarchen die richtige Größe der Entfernungen an. Zum Glück für das Unternehmen war die Fahrt von beständigem milden Wetter begünstigt; „die Morgen waren erquickend,“ bemerkt Colon im Tagebuche, „wie ein andalusischer Frühling, so dass man nur das Schlagen der Nachtigallen vermisste.“

Kühnheit.

Der Ocean

Ungemein schön schildert Roselly den Ocean:[1]) „Unter diesen Breitegraden gibt der Ocean an Großartigkeiten dem festen Lande nichts nach. Eine unsagbare Milde liegt in der Luft, deren durchschimmernde, lichtgetränkte Reinheit den Blick, welchem sie einen weiten Spielraum gewährt, bezaubert. Bei Anbruch des Tages schillern die feinsten, aus dem Meere aufsteigenden Dünste in allen Farben des Regenbogens. Wenn das Spiel der Winde diese ganze wogende Masse in das lebhafte Azur des Himmels aufgelöst hat, dann erscheint die Sonne, und in ihrem leuchtenden Glanze gibt sie sich sofort als die Königin des Tages zu erkennen. Ihre Strahlen schießen nach allen Punkten des Horizontes, und der Ocean flammt unter ihr, die Wogen schillern in dem zartesten Grün und Blau.

„An gewissen Tagen aber macht sich die Einsamkeit auf dem Ocean geltend. Tiefes Schweigen brütet über der unermesslichen Wasserfläche. So weit Auge und Ohr reichen, ist keinerlei Veränderung wahrzunehmen. Diese majestätische Ruhe, dieses in die Augen springende Bild der Größe, der Unbeweglichkeit, führen unwillkürlich den denkenden Geist zum Unendlichen. Dann verschwindet vor der Erinnerung die Schönheit des Festlandes, die stolze Bergeshöhe, die Majestät des Flusses, der Reichthum der Pflanzenwelt, das Malerische der Fernsicht, die reiche Abwechselung der Erscheinungen, und die Erhabenheit des Oceans beherrscht das Denken und Fühlen des Menschen. Selbst wenn die Nacht mit ihrem Schleier diese Majestät deckt, so nimmt sie ihr doch nicht ihren Charakter. Nur tritt an Stelle der Großartigkeit, des Glanzes die Macht des Unendlichen. Kaum ist die Sonne glühend untergegangen, so hüllt sich das Meer in Schatten, es herrscht tiefes, allgemeines Schweigen. Die nur vom Abendwinde leichtbewegte Oberfläche wird immer ruhiger; sie scheint zu entschlummern. Eine erhabene Stille lagert sich über Wind und Wellen. Allmählich beginnen die fernen Sonnen zu leuchten, welche der Schöpfer durch den Weltraum zerstreut hat. Am Horizonte flammt das in unserem Europa so wenig bekannte Zodiakallicht.“

mahnt an Gott.

Neue Zeichen.

Wie bewegt wurde aber die Stimmung durch jedes neue Merkzeichen! Ein Zug von Vögeln erregte die freudige Erwartung, man sei bald in der Nähe des heißersehnten Landes; dann ward wieder der immer günstige Wind eine Ursache des Schreckens, die Leute bildeten sich ein, der Wind wehe immer nur von Osten nach Westen in diesen Gegenden und werde die Rückkehr nach Spanien verhindern! Als die Schiffe auf die Krautwiesen gelangten, gedachte man der Fahrten

[1]) Roselly, l. c. S. 125—127.

Angst Brendans und der Fabeln vom Klebrigwerden des Meeres; als die Magnetnadel abwich, ohne dass man wusste, warum, wurde allen unbehaglich zumuthe. Columbus erklärte diese Erscheinung, die heute noch ein Räthsel ist, damit, dass die Magnetnadel sich nicht nach dem Polarstern, sondern nach einem festen unsichtbaren Punkte richte. Immer wollte noch kein Land kommen. Schon schrien die Matrosen laut gegen den ehrgeizigen Tollkopf, der seiner verrückten Phantasie *und Meuterei* nachhänge und sie alle ins Verderben geführt habe, um sich einen Namen zu machen. Auf einmal wurden aber die Anzeichen von nahem Lande so mannigfach, dass die Muthlosigkeit in frohe Erwartung übersprang. Kleine Vögel kamen auf das Schiff, ihr Singen zeigte; dass sie nicht von langem Fluge erschöpft sein könnten, sie erschienen also wie Boten vom nahen Lande. Man sah Pflanzen, die auf Felsen wachsen, daherschwimmen, noch ganz grün, als wären sie eben losgerissen worden. Und als dann das Land am andern Morgen doch nicht erschien, versank das Schiffsvolk wieder in Niedergeschlagenheit und verlangte die *der Mannschaft.* Heimkehr. Die in jenen Breitegraden vorkommende Anschwellung des Meeres ohne starken Wind erregte einen neuen Schrecken, desgleichen das stete Wehen des Windes von Osten nach Westen. Schon trugen sich einige Unzufriedene mit dem Plane, den Admiral in das Meer zu werfen, umzukehren und in der Heimat vorzugeben, er sei bei seiner Beobachtung der Gestirne in die See gefallen. Nur der entschiedene Ton und die Zuversicht des Columbus hemmten den Ausbruch der Meuterei,[1]) und der Umstand, dass in der höchsten Angst der Wind umschlug. „Dieser Gegenwind", schrieb Columbus in sein Tagebuch, „war mir sehr hilfreich, denn meine Leute waren in großer Gährung, da sie sich einbildeten, dass in diesen Gegenden kein Wind wehe, um sie nach Spanien zurückzubringen." Am 10. October beherrschte wieder Schrecken die Mannschaft und sie forderte drohend die Umkehr in die Heimat; aber der Admiral gab nicht nach, versprach nicht umzukehren, wenn binnen drei Tagen kein Land sich zeige, sondern erklärte nur fest, dass er ausgelaufen sei, um Indien zu erreichen, und dasselbe mit Gottes Hilfe finden werde. Der ewige Gott, sagte Columbus später, habe ihm den Muth verliehen und die Kraft, dem Aufruhr zu widerstehen.

Am 11. October 1592 wurde es klar, dass man in der Nähe eines Landes sei; in der Nacht sah man Lichter auf dem Hauptschiff. Freitag den 12. October, morgens um zwei Uhr erscholl von der „Pinta" das verabredete Zeichen, ein Kanonenschuss und der Ruf: „Land! Land!" (Tierra, Tierra), *Land!* und in der That sah man beim Grauen des Tages ein ebenes und schönes Eiland, Guanahani, bedeckt mit grünen Bäumen vor sich. Die Anker wurden geworfen, Bote ausgesetzt; im Scharlachmantel, das königliche Banner tragend, betrat Colon zuerst das schöne Land, warf sich auf die Knie, küsste die Erde, dankte Gott unter Thränen der Rührung! „Endlich hatte er jeder Schwierigkeit und Gefahr zum Trotz sein Werk vollendet! Das große Geheimnis des Weltmeeres war enthüllt; seine Ideen, einst der Spott der Weisen, waren mit Triumph begründet! Er hatte sich einen Ruhm erworben, der solange dauern muss, als die Welt steht!"[2]) Alle folgten seinem Beispiel, beteten

[1]) Vida del Almirante, cap. 18—19.

[2]) Irving, l. c. III, chap. 4.

und sangen das Tedeum und pflanzten das Zeichen des Kreuzes auf, und alle Herzen strömten von Empfindungen des Dankes über. Die bisher Trotzigsten küssten jetzt dem Admiral die Hände. Columbus stand dann auf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der San Salvador. katholischen Majestäten Besitz von der Insel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Er war jetzt Großadmiral, Generalstatthalter der Inseln und des Festlandes, und alle schworen ihm Treue.

Die Eingebornen. Mit Staunen sahen die Eingebornen, die sich am Ufer versammelt hatten, dem Treiben der Fremdlinge zu. Die Schiffe waren ihnen als Ungeheuer vorgekommen und die weißen Männer als Wundermänner, als Bewohner des Luftreiches. Bald warfen sie sich auf die Erde nieder und beteten die Fremden an, bald kamen sie wieder zu den Spaniern, berührten ihre Hände, Bärte und Gesichter. Auch die Spanier staunten über die Kupferfarbe der Indianer, denn man meinte in Ostindien zu sein, über ihre Zutraulichkeit, über ihr Bemaltsein, ihre Nacktheit. Es war ein kräftiger und gutmüthiger Menschenschlag mit hoher Stirne und schönen Augen, aber noch in den ersten Anfängen der Cultur. „Ohne Bedeckung ihrer Blößen," sagt der Zeitgenosse Peter Martyr, „ohne Maß und Gewicht, ohne den Fluch des Geldes, ohne Gesetz und ränkesüchtige Richter, ohne Bücher, befriedigt von den Gaben der Natur und sorglos um das Künftige, Tauschhandel. genießen jene Menschen ein goldenes Zeitalter."[1]) Columbus theilte farbige Mützen, Glasperlen, Glöcklein unter sie aus, wofür sie Lebensmittel und Baumwollfäden und gezähmte Papageien in Menge brachten. Namentlich machte ihnen der Ton der Schellen unendliche Freude. Es gab auf der Insel keine Pferde, keine Rinder, nur fünf kleine Arten vierfüßiger Thiere, worunter Kaninchen und stumme Hunde; Hauptnahrung waren Mais und die Knollen des Maniok, die Culturzustände. Yamswurzel.[2]) Der Fang von Fischen und Enten wurde mit Geschick betrieben. Eisen war nicht bekannt, Gold sammelten sie in den Flüssen und wussten es in Bildwerke zu gießen; die Bäume fällten sie mit steinernen Äxten; die Häuser waren aus Rohr zeltartig gemacht, mit Baumblättern gedeckt. Da es keine Lastthiere gab, so gab es auch keine Straßen, sondern nur schmale Pfade. Der Name, den sich die Eingebornen gaben, war Cibuneys: sie seien vom Westen Orkane. gekommen. Sie verehrten Sonne und Mond und schrieben die Stürme, welche von Zeit zu Zeit die Insel verheerten (die Hurricans), den Dämonen zu. An Unsterblichkeit wurde dunkel geglaubt: die Geister sammelten sich im Westen der Insel unter dem Kaziken des Todtenreiches.[3]) Unter dem Volk herrschte Monogamie, die Häuptlinge aber hatten Harems. Geiz kannten sie nicht, Diebstahl wurde mit lebendiger Pfählung bestraft. Ein Strohhalm, quer vor die Thüre gelegt, wirkte mehr, als bei uns Schloss und Riegel.

Die nächsten Tage wurden diese Insel und andere umfahren, immer in der Überzeugung, man sei im indischen Archipel. Columbus wird nicht müde, die Schönheiten der Landschaft, das herrliche Grün, die tausend Arten von Bäumen, den Schmelz der Blumen, das Singen und schimmernde Gefieder der Vögel und die feinen Wohlgerüche zu schildern, welche die Luft erfüllten. Aber noch immer

---

[1]) Petr. Martyr., l. c. Dec. I, 2.

[2]) Die Culturzustände schildert Oviedo, Hist. general y natural, XII, 1—9. — Vergl. aber dazu die Bemerkungen von Peschel, l. c. S. 138—141.

[3]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 168 ff.

wollte das goldreiche Land, wie es Marco Polo geschildert, nicht kommen. Das Goldland. Goldblättchen trugen die Indianer in der Nase, um den Hals, an Werkzeugen, und gaben sie den Spaniern gern für eine Schelle. Allein bei der Frage, wo viel Gold sei, deuteten sie alle nach Westen oder Süden. Nach Süden wurde denn auch am 24. October gesteuert. Sieben Eingeborene wurden mitgenommen, um sie in Spanien dem Herscherpaare vorzustellen: dort sollten sie die spanische Sprache erlernen, das Christenthum annehmen und dann in die Heimat zurückgebracht werden. Columbus nahm von einer Insel, die er Santa Maria Die Antillen. della Conception nannte, in gleicher Weise Besitz, wie von der ersten; eine andere Insel wurde Fernandina getauft, eine vierte Isabella. Die Eingebornen waren sich gleich. „Ihr Wuchs", schreibt der Admiral, „ist tadellos und voller Reiz, Freundlichkeit spricht aus ihrem Gesichte. Sie führen keine Waffen und kennen sie so wenig, dass sie meinen Degen bei der Klinge fassten und sich schnitten. Ihre Speere sind Stäbe mit einem Fischzahn anstatt der Eisenspitze. Als ich einige wegen der Narben an ihrem Körper fragte, gaben sie zu verstehen, dass sie sich gegen die Bewohner anderer Inseln wehren müssten, von denen sie überfallen und fortgeschleppt würden." — Es waren dies die Kariben, ein Kariben. kräftiger, kriegerischer Stamm, der sich Kalina nannte. Das Wort Karib bedeutet Held in ihrer Sprache. — Colon misshörte den Namen, als lautete er Kaniba, woher das Wort „Kannibalen", und war dadurch in seiner Überzeugung, dass er in Ostasien gelandet sei, nur bestärkt; denn Kaniba, bemerkt er in seinem Tagebuche, kann nichts anderes heißen, als Völker des Khan, also muss dieser in der Nähe residieren. Sie selber nannten sich Kalina, ihre Sprache war verschieden von der antillenischen. Sie waren die Normannen unter den Indianern und wagten kühne Seefahrten. Ihre gefangenen Feinde brieten und verzehrten sie, deren Frauen machten sie zu Sclavinnen ihrer Weiber, und solcher Gefangenen gab es so viele, dass sich eine Männer- und Weibersprache bei ihnen ausbildete.[1]) Die Antillenen wären ihnen insgesammt erlegen, wären die Spanier nicht gekommen.

Am 28. October kam Columbus auf der Höhe der Insel Cuba an, die Cuba. er dem Prinzen Juan zu Ehren Juana nannte. Colon findet nicht Worte genug, die Naturschönheit dieser Insel zu schildern: „Man möchte da sein ganzes Leben zubringen, es ist das reizendste Inselland!" Bald kam er zur Überzeugung, dass dieses die Insel Cipangu (Japan) sei; denn er traf Dörfer, indem er der Küste entlang fuhr, und ordentlich gebaute Häuser. Auch hörte er von einem Herrscher, an den er sogleich zwei Spanier als Gesandte abschickte. Sie kamen in ein großes Dorf mit 50 Häusern und ungefähr 1000 Einwohnern, wurden feierlich aufgenommen und erhielten Ehrensessel vor dem Kaziken, während die Indianer auf Ein Kazike. dem Boden saßen. Aber, was sie suchten, das Land des Goldes und der Gewürze, das fanden sie nicht. Dagegen bemerkten sie, wie mehrere von den Eingebornen getrocknete Kräuter in ein Blatt nach Art von Patronen zusammenwickelten, um das eine Ende anzuzünden und den Rauch am anderen einzuschlürfen. Diese Patronen nannten sie Tabacco. Bei ihrer Rückkehr begleiteten sie Männer Tabak. und Frauen, die sich einbildeten, die Fremdlinge in den Himmel zurückkehren zu sehen.[2])

Am 12. November steuerte Colon südlich, immer in der Überzeugung, Cuba sei ein Festland. Er war Florida nahe gewesen und von einem Zufall hieng

[1]) Humboldt, Reise in die Äquinoctialgegenden, V, S. 20.
[2]) Irving, l. c. IV, chap. 4.

es also ab, daſs nicht Nordamerika spanische Bevölkerung erhielt. Wäre er westlich gesteuert, so wäre er an die Küste von Yucatan gekommen und hätte von Mexiko, von seinen Schätzen, von seinem Kaiser hören müssen. Colon suchte
Pinzon. die Goldinsel Babeque, von der ihm die Wilden gesagt hatten. Pinzon hatte sich in der Nacht mit der Pinta fortgeschlichen, um vor dem Admiral, dem er nicht mehr gehorchen mochte, dieses Goldland zu entdecken und sich zuerst mit seinen Schätzen zu bereichern, und konnte es nicht verwinden, daſs ein Fremder, der mit seiner Hilfe in Palos Mannschaft für die Schiffe zusammengebracht hatte, Großadmiral und Statthalter sein sollte. Colon argwöhnte sogleich einen bösen Plan. Doch hemmte dies seine dichterische Seele nicht, die Schönheit der Landschaften zu fühlen und in seinem Tagebuch mit enthusiastischen Worten zu schildern. „Die Klarheit des Wassers, die Menge der grünen Bäume, darunter die höchsten und schönsten Palmen, die Vögel mit reichem Gefieder, das Grün der Felder, machen dieses Land so schön, daſs es alle andern an Reizen und Üppigkeit übertrifft, wie der Tag die Nacht überstrahlt. Ich bin so überwältigt von dem Anblick so vieler Schönheit, daſs ich nicht weiß, wie ich sie erzählen soll!“ [1])

Am 6. December wurde das Cap der Insel Hayti umsegelt, einer der schönsten Inseln der Welt, damals reich bevölkert. „Hayti“ bedeutet hohes Land, die Eingebornen nannten die Insel auch Bohio, d. h. Haus der weiten Wohnung, und Quisqeya, d. h. das große Ganze. Die Spanier erinnerten sich so sehr an
Hispaniola. die Schönheiten ihrer Heimat, daſs der Admiral die Insel Hispaniola nannte. Nur mit Mühe kam man mit den Eingebornen in Verkehr: sie waren hübscher und regelmäßiger gebaut als die Bewohner der andern Inseln, aber auch kriegerischer. „Nachdem sie die Furcht vor uns verloren hatten, waren sie so freigebig mit allem, was sie besaßen, daſs es niemand glauben würde, der es nicht selbst mitangesehen. Wenn man sie um irgend etwas bat, sagten sie niemals nein, sondern sie gaben es liebreich und bewiesen eine so aufrichtige Freundschaft, als gäben sie ihr eigenes Herz hin; und ob eine Sache von hohem oder geringem Wert war, sie zeigten sich zufrieden mit allem, was man ihnen dafür gab.“ Ja Peter Martyr behauptet sogar nach den Unterredungen mit dem Admiral:
Gütergemeinschaft. „Das Land ist bei diesen Völkern so sehr allen gemeinsam, wie die Sonne und das Wasser, und das Mein und Dein, die Saat alles Unheils auf Erden, ist bei ihnen nicht zu finden.“ Ein Kazike kam zu Besuch, nachdem er Geschenke, darunter eine hölzerne Maske, woran Augen, Nase und Zunge von Gold waren, vorausgesandt hatte, und benahm sich bei der Tafel, an die ihn der Admiral zog, mit Ernst und Würde. Am 24. December, in der Nacht, gerieth das Schiff, während der Admiral schlief, durch die Fahrlässigkeit des Steuermanns auf eine
Guacanagari. Sandbank und war nicht mehr flott zu machen. Der Kazike Guacanagari leistete redlichen Beistand, den Inhalt des Schiffes zu retten. Als er merkte, daſs die Spanier so begierig nach Gold seien, wies er nach Westen, wo Gold in Menge gefunden werde. Als Colon den Kaziken besuchte, wurde er hier mit einem glänzenden Mahle bewirtet und bewies der Häuptling einen angebornen Adel, welcher
Zustände. die Spanier in Staunen versetzte. Die Regierung war erblich, die Form despotisch, der Häuptling hatte volle Gewalt über Leben und Tod, über das Eigenthum, selbst über die Religion seiner Unterthanen, die er aber im ganzen mild regierte. Sie gehorchten unbedingt und mit Freudigkeit. Nach dem Mahle wurden die Gäste in die Gärten der Residenz geführt, wo die Indianer Nationalspiele und

---

[1]) Irving, l. c. IV, chap. 5.

heitere Tänze aufführten, um die Schwermuth des Admirals zu zerstreuen. Columbus hingegen entfaltete die Kriegskunst der Spanier, ließ Flinten und Kanonen abfeuern, welche durch ihre Wirkung die Wilden anfangs in Schrecken, dann in Entzücken versetzten, als Columbus sie seines Schutzes versicherte, denn sie fürchteten jetzt keine Gefahr mehr, da sie unter dem Schutze des Himmels ständen. Vielen Spaniern gefiel es derart auf der Insel, dass sie bleiben wollten, ein Wunsch, der Colons Absichten entsprach. Er ließ aus dem Wrack der Caravele ein Fort bauen, die Colonisten sollten während seiner Abwesenheit die Sprache der Indianer, ihre Sitten und Gebräuche kennen lernen und durch Tauschhandel eine Tonne Goldes sammeln.[1]) La Navidad.

Weil der Admiral fürchtete, dass Pinzon vor ihm in Spanien ankomme, dort ihm den Ruhm der Entdeckung raube und ihn verdächtige, so beschloss er, noch ehe er Cipangu gefunden, sogleich nach Spanien zurückzukehren. Rückkehr. Den Zurückbleibenden trug er auf, die Eingebornen mit Sanftmuth und Gerechtigkeit zu behandeln, sich nicht zu zerstreuen und das Land kennen zu lernen. Am 4. Januar verließ er La Navidad,[2]) so hieß er nämlich die kleine Festung, und trat den Rückweg an.

Am 6. Januar traf man die „Pinta" und Colon nahm die Entschuldigung Pinzons aus Rücksichten der Klugheit an, obschon er ihm nicht traute. Pinzon. Dieser hatte die Insel Babeque nicht gefunden, hatte dagegen auf einer andern Seite von Hispaniola einen ergiebigen Goldhandel eingeleitet und erfahren, dass im Süden eine goldreiche Insel Yamaye (Jamaica) liege, von wo man in zehn Tagen ein Festland erreiche, in welchem Völker in Kleidern wohnen. Colon suchte die Höhe der Canarien zu gewinnen; die Rückfahrt war aber nicht von gutem Winde und Wetter begünstigt, wie die Hinfahrt. Am 12. Februar erhob sich ein Sturm, der mehrere Tage hindurch wüthete. Sturm. Am 14. verschwand die „Pinta" vom Sturm fortgerissen, aus Sicht der „Ninna". Ein Wunder, dass das gebrechliche Fahrzeug des Admirals den Sturm des atlantischen Oceans aushielt. Am 15. war die Gefahr so groß, dass die ganze Schiffsmannschaft ein Gelübde der Pilgerfahrt machte. Colon fürchtete, dass die „Pinta" zugrunde gegangen sei und dass mit seinem Schiff auch der Ruhm und Nutzen der Entdeckung zugrunde gehe. Er schrieb einen Bericht über die Entdeckung auf Pergament an die katholischen Herrscher, Fürsorge. wickelte es in einen Wachskuchen und diesen in eine Tonne, damit wenigstens das Meer, das ihn begraben, der Träger seiner Botschaft an die Europäer sei. „Ich dachte an meine Sünden", heißt es darin, „und hielt es für eine Strafe, mir von Gott bereitet, dass ich des Ruhmes beraubt sein sollte, der mir auf dieser Welt dafür gezollt würde."

Doch die Vorsehung war gütiger, als er fürchtete. Der Sturm legte sich, eine der Azoren, Santa Maria, kam in Sicht, aber hier drohte Gefahr von den Menschen. Der portugiesische Statthalter suchte Colon in seine Gewalt zu bekommen, denn König Joao II. hatte, in Furcht, die Fahrt des Columbus möchte Neue Gefahr. die portugiesischen Entdeckungen beeinträchtigen, Befehl gegeben, den Mann festzunehmen, wo man ihn finden möge. Nur durch List entgieng Colon der Gefangennahme. Wieder kam ein Sturm, der ihn zwang, in die Mündung des Tajo ein-

[1]) Irving, l. c. IV, chap. 6—9.
[2]) Ibid. IV, chap. 10.

zufahren. Das Aufsehen, welches seine Ankunft in Lissabon erregte, war groß; man fühlte dort am besten die Höhe seiner Leistung. Joao II. unterdrückte den Ärger darüber, dass er das Angebot des Entdeckers einst abgelehnt, folgte der Begeisterung des besten Theiles seiner Unterthanen für eine weltgeschichtliche Leistung, wies den Rath derer, die da meinten, man solle Colon aus der Welt schaffen, hochherzig zurück, ließ dem Großadmiral unentgeltlich alles reichen, dessen er bedurfte, und empfieng den Entdecker nicht nur huldvoll, sondern hieß ihn auch in seiner Gegenwart sich setzen und das Haupt bedeckt halten, eine Ehre, die sonst nur Personen von königlichem Geblüt zutheil wurde.[1])

Colon bei Joao II.

Am 13. März stach Columbus wieder in See, am 15., siebeneinhalb Monat nach seiner Abfahrt, traf er wieder im Hafen zu Palos ein. Der Jubel in dem kleinen Ort war unermesslich, die Glocken wurden geläutet, die Straßen hallten wieder vom Freudengeschrei. Vom Schiffe gieng der Zug unmittelbar nach der Hauptkirche, um Gott zu danken für die glückliche Fahrt. Man hatte in der Noth des Sturmes eine Procession im Bußhemd nach der nächsten Muttergotteskirche gelobt. Das war von Palos aus la Rabida. Dahin ward jetzt gewallfahrtet, dort spendete wieder der Guardian Juan Perez de Marchena das Abendmahl. Dort umarmte jetzt unter Thränen der Freude der Admiral den treuesten seiner Freunde, in dessen Zelle er seinen Bericht an die katholischen Könige schrieb und in einem Bericht an den Papst Innocenz VIII. um eine Scheidelinie vom Nord- zum Südpol bat, östlich für die Entdeckungen der Portugiesen, westlich für die Spanier, um einem Streit zwischen beiden aufstrebenden, seetüchtigen Nationen zu begegnen. Der heilige Stuhl zog auch diese Scheidelinie. Mit Ungunst aber wurde Pinzon aufgenommen, dessen Schiff bald nach Colon in den Hafen einlief. Er hatte gehofft, der Admiral sei zugrunde gegangen, und von Bayonne, wohin ihn der Sturm verschlagen, an die Herrscher geschrieben und um die Erlaubnis gebeten, nach Hof zu gehen und über die Entdeckung zu berichten. Jetzt sah er den Todtgeglaubten geehrt wie einen König, während auf ihn der Vorwurf fiel, dass er seinen Führer selbstsüchtig verlassen und bei einer unsterblichen That ewige Schmach auf sein Haupt geladen habe. Der Gram zog ihm ein hitziges Fieber zu und machte seinem Leben in wenig Tagen ein Ende.

Ankunft in Palos.

Dank-procession nach la Rabida.

Empfang am Hofe.

Colon aber ward von Isabella in den wärmsten Ausdrücken an den Hof eingeladen, der damals in Barcelona war. Die Reise mitten durch Spanien war ein Triumphzug. Auf der Straße drängte sich das Volk, die Menge konnte sich nicht sättigen am Anblick des merkwürdigen Mannes. Die Männer streckten ihm die Arme, die Frauen ihre Kinder entgegen. Der Empfang von Seite der Herrscher fand auf offenem Platze, 15. April 1493, mit größter Pracht statt. Der junge Adel ritt ihm entgegen, eine Abordnung des Hofes empfieng ihn am Thore der Stadt, in der er mit Jubelruf begrüßt wurde. Frauen winkten dem Entdecker mit Blumen, die Häuser waren mit Teppichen und Kränzen geschmückt. Alle priesen sich glücklich, den großen Mann zu sehen, den man früher als Träumer verachtet hatte, und das welthistorische Ereignis mitzuerleben. Vor ihm her giengen Indianer, die er mitgenommen, im

---

[1]) Dies sagt Ruy de Pinna, ein Augenzeuge — in seiner „Cronica del rei Joao II.", cap. 66 — Vergl. Prescott, Ferdinand und Isabella, I, S. 538.

Nationalschmuck und wurden die seltenen Thiere und Pflanzen und Zierraten von Gold getragen. Dann kam zu Pferd Colon, einfach und bescheiden: ein Lächeln der Befriedigung schwebte auf seinen ehrwürdigen Zügen. Die Herrscher, die Krone auf dem Haupte, standen auf, als er sich ihnen nahte, sie wollten nicht dulden, dass er ihnen die Hände küsse, die sie ihm entgegen streckten, und befahlen ihm, in ihrer Gegenwart sich zu setzen, eine Ehre für ihn ohnegleichen am stolzen spanischen Hofe. „Don Christobal Colon," redete ihn Isabella an, „Admiral des Oceans und Vicekönig der neuen Welt, bedeckt Euch."[1] Dann schilderte Colon seine Reise, die neuen Länder und ihre Producte und die großen Folgen des Unternehmens, und sprach mit Zuversicht von der Befreiung des heiligen Grabes, für die er selber aus eigenen Mitteln dereinst 4000 Reiter und 50.000 Fußgänger aufzuwenden gelobte. Ein Gefühl von der welthistorischen Bedeutung des Ereignisses durchdrang Ferdinand und Isabella. Sie sanken auf die Knie und erhoben die Hände unter Thränen der Freude und des Dankes zum Gebet. Die ganze Versammlung folgte ihrem Beispiele. Der Gesang des „Herr Gott, dich loben wir" schloss die Feier, das ganze Volk sang mit, und wie in Barcelona, so fühlte man durch die Welt hindurch die Bedeutung des Ereignisses. Heinrich VII. von England äußerte, die Sache sei mehr göttlicher als menschlicher Natur. Der Papst las bis tief in die Nacht hinein seiner Umgebung die Berichte vor, die er aus Spanien erhielt. Innocenz VIII. dankte öffentlich und feierlich Gott, dass jetzt den Völkern, welche bisher im Schatten des Todes saßen, das Morgenroth des Heils erglänze. Eine ganz neue Welt gieng der Menschheit auf. „Mir ist wie einem Armen zu Muth," schreibt Peter Martyr, „dem sich reiche Schatzkammern öffnen. Unsere Seelen, mit Lastern befleckt, fühlen sich erhoben, wenn sie sich der Betrachtung so glorreicher Erfolge hingeben."[2] So stellte der Stamm der Ligurer seinen Beitrag zu den Größen der Weltgeschichte. Genua darf stolz sein auf diesen Sohn, der vom Triumph nicht berauscht, dankbar an seinen alten Vater dachte, und ihm sogleich nachher mit Geschenken Bericht sandte und ihn um den jüngsten Bruder bat. Der Vater überließ ihm den jüngsten Sohn Jakob, der bei ihm Wolle krämpelte, von da an aber als Don Diego in den Adel Spaniens und in die Geschichte eintrat.

Isabella.

Hohe Begeisterung.

---

[1] Wer denkt nicht an die Schilderung von Trajans Einzug in Rom, wie sie der Panegyricus des Plinius entwirft! aber der Einzug des Colon hatte welthistorisch eine viel tiefere Bedeutung.

[2] Opus Epist. 152.

Columbus' zweite Fahrt nach dem neuen Welttheil 1493.

Colons zweite Fahrt. Ganz anders war die Rüstung zum zweiten Zug, der am 25. September 1493 aus Palos abfuhr; siebzehn Schiffe, 1500 von fröhlicher Hoffnung getragene Seefahrer, in kurzer Zeit die Fülle des Goldes in den neuen Eilanden zu gewinnen! Hielt man bei der ersten Fahrt diejenigen für verloren, die mitgiengen, so pries man jetzt diejenigen glücklich, die in so kurzer Zeit die Wunder einer neuen Welt sehen und auf mühelose Art Reichthümer erwerben könnten. Mit dieser Flotte giengen auch die Hausthiere Europas in die neue Welt hinüber, Rosse, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine, dann Geflügel, aber auch Hunde zum Menschenfang, endlich Früchte, Orangen, Citronen, aber auch das Zuckerrohr, so verhängnisvoll für die Freiheit der Urbewohner.

Einige Zeit ward bei der Insel Gomera gehalten, dann eine südwestliche Richtung eingeschlagen, die Fahrt gieng im ganzen glücklich und schnell vonstatten. In zwanzig Tagen, Sonntag den 3. November, sah man ein hohes Eiland, Columbus nannte es Dominica zu Ehren des Sonntags; man hatte eine der Antillen vor sich und kam am ersten Tage an nicht weniger als sechs Inseln vorüber, von denen ein würziger Duft die Fremdlinge anwehte. Nirgends waren Menschen zu sehen, erst am 4. November fand man ein Dorf auf der Insel Guadelupe. Die Einwohner waren im ersten Schreck geflohen und hatten sogar ihre Kinder zurückgelassen. Man fand in den Häusern große Vorräthe von Wolle, roh und verarbeitet, zahme Gänse, den europäischen ähnlich, buntfarbige Papageien, Spuren von Menschenfresserei. Man war in einem Dorf der Karaiben, dessen Bewohner großentheils gerade auf einen Raubzug ausgegangen waren. Von gefangenen Indianern, deren Sprache man verstand, erfuhr man, dass die Männer geschickte Bogenschützen und stark seien an kriegerischem Geist und Unerschrockenheit. Am 10. November fuhr man an einer ganzen Reihe von kleinen Inseln vorüber, am 14. landete man auf Santa Cruz. Auch hier fand man ein von den Männern verlassenes Dorf, versicherte sich aber einiger Weiber und Knaben. Eine ganze Gruppe von Inseln taufte der Entdecker Santa Ursula und die Eilftausend Jungfrauen. Auch auf Porto-Rico fand man Dörfer, nette Häuser, Anzeichen von Cultur, aber die Bewohner hatten sich alle versteckt; auch sie waren Karaiben, die nach ihren Sagen aus den alpalachischen Gebirgen Nordamerikas hieher eingewandert waren. Gewiss ist, dieser Stamm zeichnete sich durch größere Kühnheit, Feinheit und ein unternehmendes Wesen aus. Im Krieg waren die Karaiben höchst gewandt; die Kinder schon wussten Bogen und Pfeile kühn zu handhaben.[1])

(Marginalia: Antillen. Guadelupe. Karaiben. Porto Rico. Karaiben.)

Hayti. Am 22. November hatte die Flotte Hayti erreicht, aber keine Europäer eilten entgegen, keineswegs kamen unzählige Barken, die Spanier zu begrüßen, wie der Admiral den Seinen versprochen hatte. Am 27. war man in der Nähe des Hafens La Navidad, zwei Kanonen wurden abgefeuert, aber keine Antwort erfolgte, alles blieb dunkel und todtenstille. In der Nacht kam ein Fahrzeug mit Indianern, die nach dem Admiral riefen: erst als sie beim Licht sein Antlitz sahen, giengen sie an Bord. Der Bruder des Kaziken Guacanagari

---

[1]) Vida del Almirante, cap. 46.

brachte Geschenke, aber auch die Nachricht, dass der Häuptling von Caonabo, dem wilden Kaziken der goldenen Berge von Cibao, angegriffen, verwundet, sein Dorf niedergebrannt worden sei. Als man am Morgen landete, fand man das Fort zerstört, die Vorräthe zerstreut, hin und wieder Leichen, die an Kleidern oder an Bart als Europäer kenntlich waren. Alle Spanier, die Columbus zurückgelassen hatte, waren zugrunde gegangen: statt einig zu bleiben, hatten sie sich getrennt; statt Rücksicht auf die Wilden zu nehmen, hatten sie ihrer Habsucht und groben Sinnlichkeit keine Schranken gesetzt und waren in diesem Zustande von Caonabo überfallen und ermordet worden. Guacanagari, der ihnen beistand, wurde dabei geschlagen und verwundet. Auch die Erzählung des Häuptlings, als man ihn besuchte, gab dasselbe Bild vom unglücklichen Ende der spanischen Niederlassung. Sosehr er auch reiche Geschenke gab, so bemerkte Columbus bald, dass das Vertrauen geschwunden, dass der Zauber der Europäer in den Augen der Indianer dahin sei.

La Navidad in Trümmern.

Enttäuschung.

Es war ein schwerer Schlag für den Admiral. Er hatte gehofft, wenigstens eine Tonne Goldes zu finden, welche die Spanier während seiner Abwesenheit durch Tauschhandel gewonnen hätten, und statt dessen war die ganze Niederlassung zerstört. Das schöne Verhältnis zu den Wilden bestand nicht mehr; auf einmal hörte er, dass Guacanagari mit seinem ganzen Stamme sich in die Berge zurückgezogen habe. Die Einsamkeit, der Anblick der Trümmer und Leichen versetzte die Mehrzahl der neuen Ankömmlinge, die nur Genüsse in einem irdischen Paradies und leichten Erwerb von Reichthümern erwartet hatten, in tiefe Schwermuth.[1])

Der Admiral musste den Ort verlassen. Er wählte an einer andern Stelle am 7. December, in der Nähe der Bucht La Planta, einen Bogenschuss vom Meer, einen Ort zu einer Niederlassung, um die erste Christenstadt in der neuen Welt zu gründen, welcher er zu Ehren seiner Beschützerin den Namen Isabella gab. Die Ankömmlinge sollten jetzt arbeiten. Die Lebensmittel, die man mitgebracht, waren durch Sorglosigkeit großentheils verdorben, an das neue Klima, an neue Nahrungsmittel hatte man sich noch nicht gewöhnt. Die Mehrzahl wurde krank, auch Columbus, weil Sorgen seinen Geist erschütterten. Nur Aufgebot aller Kräfte konnte helfen. Die Indianer sprachen von einem Goldland im Westen, Cibao, und Colon hielt es noch immer für das Cipangu des Marco Polo.

Isabella.

Unzufriedenheit.

Cibao.

Der Admiral sandte zunächst Alonso de Ojeda aus, um die Gegend zu untersuchen. Dieser junge Ritter, dessen ungewöhnliche Körperkraft und Kühnheit schon in Spanien Aufsehen erregt hatte, ist das Urbild der Conquistadoren jener Zeit. Mit einer Schar entschlossener, wohlbewaffneter Männer zog er aus, kam durch viele indianische Dörfer, in welchen man die Fremdlinge anstaunte und mit Gastfreundschaft überhäufte und für Schellen, Glasperlen, mit Stücken Goldes, neun Unzen schwer, beschenkte. Ojeda fand nicht Worte genug, den Reichthum, die Schönheit des Landes zu schildern. Das gab wieder Muth.[2])

Zug des Ojeda.

[1]) Vida del Almirante, cap. 50.
[2]) Ibid. cap. 50—51.

Aber man brauchte zum Gedeihen einer Niederlassung Proviant, Wein, Arzneien, Kleider, Waffen, Pferde. Colon beschloss deshalb, zwölf Schiffe mit Spezereien, Gewürzen, seltenen Pflanzen, Proben von Goldstücken nach Spanien zurückzusenden mit Indianern, die man dort im christlichen Glauben unterrichten könnte, um sie später als Missionäre zurück zu bekommen. Aber noch einen andern verhängnisvollen Vorschlag machte diesmal der Entdecker, um seine Fahrten, welche große Summen verschlungen hatten, während man sich Berge von Gold davon versprochen, für die Regierung einträglich zu machen: er schlug vor, Karaiben als Sclaven nach Europa und dafür Lebensmittel nach den Inseln zu führen: von jedem Sclaven sollte ein Zoll erhoben werden, so würden die Auslagen der Regierung gedeckt, und die Colonie bekäme immer Lebensmittel aus Europa. Auch die Karaiben hätten Vortheil davon, denn sie würden ihrer Menschenfresserei entwöhnt und gelangten zum christlichen Glauben, ihre Seelen würden also gerettet.[1]) Doch Isabella war hochherzig genug, diesen Antrag zu verwerfen. Die Flotte fuhr am 2. Februar 1494 nach Spanien ab. Die Briefe des Columbus und die Stücke Goldes hielten den ursprünglichen Enthusiasmus noch etwas rege.

Sclaverei der Indianer, von Isabella verworfen.

Der Admiral indes und die, welche mit ihm auf den Inseln des Westens zurückgeblieben waren, arbeiteten am Bau der Stadt Isabella. Eine Kirche entstand, Graben und Wall wurde gezogen. Aber wie ganz anders war die rauhe Wirklichkeit, als der süße Traum der Hoffnung!

Meuterei.

Unzufriedene gab es schon lange, jetzt gab es Meuterer. Ein gewisser Bernal de Pisa verschwor sich mit andern, eine Unpässlichkeit des Admirals zu benutzen, sich der Schiffe zu bemächtigen, und nach Spanien zurückzukehren. Doch die Verschwörung ward entdeckt, Columbus ließ den Rädelsführer in Ketten schlagen, man fand bei diesem Anlass eine Anklage gegen den Admiral, voll von Verleumdungen und Verdrehungen, durch welche man ihm die Gunst der Königin rauben wollte. Columbus war im Recht, streng zu sein, allein die Spanier fanden, er sei rachsüchtig und willkürlich; von einem Spanier hätten sie sich viel mehr gefallen lassen, — es war das Unglück des Admirals, dass er unter ihnen doch ein Fremder blieb.

Um durch Beschäftigung den Geist der Meuterei zu tilgen, übergab Columbus seinem Bruder Don Diego den Oberbefehl über die Stadt und die Schiffe und brach selber an der Spitze von 400 Mann ins Innere der Insel auf. Straßen gab es noch keine, nur Fußpfade; doch junge Ritter, aus den maurischen Kriegen her gewöhnt für Geschütz schnell Weg zu bahnen, beendigten in kurzer Zeit die erste Landstraße in der neuen Welt (den Hijosdalgo-Pass). Zuerst kam man in die Vega-Real, oder Königsebene,[2]) vom Admiral wegen der majestätischen Schönheit der Landschaft, dem wunderbaren Farbenschmuck, den Palmen von riesenhafter Größe so genannt. Dörfer und Weiler blinkten zwischen den Bäumen hervor, die Bewohner aber flohen vor den Fremden anfangs scheu, wie vor übernatürlichen Wesen, legten zum Schutz ihrer Häuser nur eine Binse vor die Thür,

Zug in die Vega.

[1]) Navarrete, l. c. I, 225.

[2]) Irving, l. c. VI, chap. 8—12.

und Columbus befahl dieses Zeichen zu berücksichtigen. Bald jedoch durch kleine Geschenke gewonnen, wurden die Indianer zutraulich und ihre Dankbarkeit kannte keine Grenzen: was sie an Gold hatten, brachten sie, oft einen großen Klumpen, (Tauschhandel.) und waren beglückt, wenn sie eine Schelle dafür erhielten. Man bekam Bernstein, Jaspis, Lapis Lazuli. Als die Wilden die Begier der Spanier nach Gold bemerkten, wiesen sie nach Westen, wo Stücke zu finden seien, so groß wie der Kopf eines Kindes; sie selber hätten ihr Gold bloß aus den Bächen aufgelesen. Der Admiral beschloss, in dieser Gegend ein kleines Fort zu errichten, dem er den Namen Santo Tomas gab. Auch fand man große Rebenpflanzen, (Santo Tomas.) die bis an die Gipfel der Bäume emporragten, und mit saftigen Trauben behangen waren. Die Indianer, mit denen man verkehrte, waren kriegerischer, überhaupt geistig angeregter: sie glaubten an ein höchstes Wesen, das den Himmel bewohne, allmächtig und unsichtbar sei, richteten aber ihre Gebete nicht unmittelbar an dasselbe, sondern an Vermittler und Boten der Gottheit, die sie Zemes nannten. Sie hatten Priester, die zugleich ihre Ärzte und mit den Heilkräften (Cultur der Indianer.) der Pflanzen und Bäume wohlbekannt waren. Sie glaubten dunkel an Unsterblichkeit der Seele: die guten Geister lebten in schattigen und blühenden Lauben und labten sich an köstlichen Früchten. Sie hatten eine Sage von der Sündflut. Bei ihrem Gottesdienste sangen sie Lieder und führten Tänze auf, die einen ernsthaften und mystischen Charakter hatten. Schwer Erkrankten, an deren Aufkommen man verzweifelte, schnürten sie die Kehle zu, damit sie nicht auf gemeine Art sterben müssten. Die Thaten ihrer Häuptlinge besangen sie in Liedern.

Als Columbus von seinem Zug ins Innere am 29. März 1494 nach Isabella zurückkam, fand er auf der einen Seite von der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens die europäischen Gartengewächse, die man gepflanzt hatte, alle schon reif, auf der andern Seite aber bei der Natur des Klimas viele erkrankt und die Gesunden unzufrieden und die ganze Colonie im Krieg mit den Indianern. Die Macht der letzteren hielt er nicht für furchtbar und gieng deshalb mit seinem Geschwader wieder zur See.

Der Admiral hoffte das Goldland Cipangu zu finden. Zunächst setzte (Entdeckungsfahrt.) er seine Entdeckungsreise an der südlichen Küste da fort, wo er sie unterbrochen hatte. Man machte sich den Indianern, mit denen man nach ihrem ersten Staunen bald überall durch einige kleine Geschenke in gute Beziehungen kam, durch Dolmetscher verständlich. Auf die Frage nach Gold wiesen sie alle nach dem Süden, darum steuerte Colon am 3. Mai 1494 plötzlich nach Süden. Bald stieg Jamaica (Jamaica.) am Horizont auf in majestätischer Pracht. Die Indianer erschienen kriegerischer und erfinderischer. Die Spanier sahen schön geschnitzte und bemalte Canoes von 90 Fuß Länge und 8 Fuß Breite. Dann ward zwischen vielen Inseln gekreuzt, welche Columbus die Gärten der Königin[1] nannte; endlich ward wieder gegen Cuba gesteuert und die Entdeckung der Küste fortgesetzt. Columbus meinte, Cuba sei Festland.[2] Als an einem Sonntag an einem günstigen Landungspunkt die heilige Messe gelesen wurde, sahen die Indianer ehrerbietig zu. Ein achtzigjähriger Mann, ehrwürdiger Gestalt, näherte sich nachher Columbus mit den Worten: „Was du gethan hast, ist gut, denn es scheint deine Art zu sein, Gott (Ein indianischer Denker.) Dank darzubringen. Sei aber nicht stolz darauf, dass du in diese Gegenden mit großer Macht kamst und dir viele Länder unterwarfst. Wisse, dass die Seelen

[1] Jardin de la Reyna.
[2] Vida del Almirante, cap. 55—56

Gericht nach dem Tode. der Menschen, wenn sie von diesem Leibe scheiden, zweierlei Reisen zu machen haben, die eine zu einem traurigen, häßlichen, finstern Ort, wenn sie gegen die Nebenmenschen ungerecht und grausam gewesen sind; der andere Ort ist lieblich und voller Freuden für die, welche den Frieden auf Erden gefördert haben. Wenn du sterblich bist, so hüte dich, dass du jene nicht beleidigst, die dich nicht beleidigt haben."[1]) Columbus war erfreut über den klaren Begriff des Greises von einem künftigen Leben und sagte ihm, dass ihn seine Herrscher in dieses Land gesendet hätten, um die wahre Religion zu lehren und die unmenschlichen Karaiben zu bändigen und die friedlichen Völker gegen die Menschenfresser zu schützen. Der Kazike vermochte die Thränen der Rührung nicht zurückzuhalten. — Wie staunte der Alte, als er hörte, dass der mächtige Mann nur ein Unterthan eines noch mächtigeren Herrschers sei! Er wollte mit Columbus ziehen, um die Wunderwelt des Ostens zu sehen, von der er wiederholt fragte, ob sie nicht der Himmel wäre. Allein Weib und Kinder bestürmten ihn mit Bitten, bis er seinen Vorsatz aufgab. Von Jamaica wollte ein Kazike mit seiner ganzen Familie nach Spanien ziehen, um den Herrschern seine Huldigung darzubringen und ihr wunderbares Land zu sehen, und gab sich nur schwer zufrieden, als ihn der Admiral bloß zum Vasallen der Königin ernannte. Als man die Südseite von Hispaniola umsteuerte, überfiel den Admiral infolge der großen Anstrengungen und Sorgen Colon krank. eine Krankheit, die ihn all seiner Fähigkeiten und auch seines Gesichtes beraubte. Zweiundzwanzig Nächte hatte er vor Sorgen kein Auge geschlossen. Die Seinen fürchteten, dass der Tod nahe sei, und steuerten deshalb rasch auf Isabella los, 4. September 1494. —

Als Columbus nach einem Schlaf von fünf Tagen und fünf Nächten wieder Bartolome Colon. zum Bewusstsein kam, stand sein Bruder Bartholomäus, der Gefährte seiner Jugend, gleichsam sein zweites Selbst, an seinem Krankenlager: er hatte in London zuletzt bei König Heinrich VII. für den Entdeckungsplan günstige Aufnahme gefunden und ein vorläufiges Übereinkommen geschlossen, erfuhr aber auf der Rückkehr in Paris die Kunde, dass Christoval im Dienste der spanischen Krone die Entdeckungsfahrt schon glücklich vollendet habe, und traf in Sevilla ein, als der Admiral schon die zweite Fahrt begonnen hatte. Am Hofe mit besonderer Gunst behandelt, erhielt Bartolome den Oberbefehl über drei Schiffe, welche gerade Lebensmittel nach Isabella bringen sollten. Auch er war eine hochbefähigte Natur, aber ganz anderer Art, als Christoph: weniger Enthusiast und Träumer, aber mehr weltlichklug, weniger Genius zum Entdecken, aber mehr zum Erhalten und Ausbeuten, sonst regsam, schnell, bestimmt, furchtlos, ein tüchtiger Seemann, ein tapferer Soldat, von herkulischer Kraft und männlicher Ruhe, ein geborner Befehlshaber. Mit diesen Eigenschaften war Bartolome dem Bruder ein Retter in der Noth und wurde von ihm auch sogleich zu seinem Stellvertreter, Adelantado. Adelantado, ernannt. Und ein Stellvertreter war nöthiger als je; denn während der Abwesenheit des Admirals hatten einige Befehlshaber geradezu das Gegentheil von dem gethan, was er befohlen, keine Mannszucht beobachtet und durch schmutzige Habgier und zügellose Sinnlichkeit die Indianer auf das Äußerste gereizt. Ein Krieg stand bevor.[2])

Hispaniola hatte damals ungefähr 500.000 Einwohner und stand unter fünf Häuptlingen, von denen einer, Guacanagari, der treue Anhänger der

[1]) Petri Martyr. De orbe novo, Dec. I, cap. 3.
[2]) Navarrette, l. c. I, 225.

Weißen blieb, ihnen aber auch mittheilte, dass er von den anderen bekriegt werde, weil er dem Bund gegen die weißen Männer nicht beitreten wollte. Der entschlossenste und verwegenste Feind, von dem der Plan der ganzen Verbindung ausgieng, war der Kazike Caonabo, in dessen Gebiet die Goldminen von Cibao lagen. Dazu kam eine neue Verschwörung der Spanier. Gerade der Befehlshaber, welcher am meisten das Vertrauen des Admirals während seiner Abwesenheit getäuscht und am meisten dazu beigetragen hatte, die Indianer aufzubringen, Margarite, stiftete einige Spanier auf, denen sich leider auch der Geistliche der Colonie, Pater Boyle, anschloss, welcher wenig von der Begeisterung und Selbstaufopferung der spanischen Missionäre besaß, sich der Schiffe, mit denen Bartolome gekommen, zu bemächtigen. So geschah es. Sie kehrten nach Spanien zurück, um dort Klagen gegen den Admiral vorzubringen. Caonabo. Verschwörung.

Also Anklagen am Hof, Entfernung der Schiffe, Meuterei unter der Mannschaft und die Insel zugleich im Aufstande! Ein Kazike hatte zehn Spanier, die in seiner Stadt lagerten, getödtet und das Haus in Brand gesteckt, in welchem 40 kranke Spanier verpflegt wurden. Ein anderer, jener Caonabo,[1] lagerte mit 10.000 Kriegern vor der kleinen Festung Santo Tomas, welche nur von 50 Mann vertheidigt wurde. Zum Glück für die Spanier war der waghalsige, umsichtige Alonso de Ojeda der Befehlshaber der kleinen Festung. Die Spanier waren gerüstet, sie konnten nicht überrumpelt werden. Ojeda

Jetzt wollte Caonabo durch Umzinglung die Besatzung aushungern und dreißig Tage lag sein Volk vor der Festung. Die Besatzung litt arg Hunger, aber, schreibt Las Casas, die Spanier verrichten die größten Heldenthaten, wenn sie hungerig sind. Ojeda machte mit seinem Häuflein verwegene und immer glückliche Ausfälle, verwundete und tödtete, allen vorankämpfend, eine Menge Indianer und wurde doch nie verwundet. Die Indianer staunten über seine Kühnheit und Tapferkeit und kehrten in ihre Dörfer zurück.

Diesen Ojeda verwendete jetzt Columbus zu einer höchst gefährlichen Sendung, nachdem er einen der feindlichen Häuptlinge vom Bunde abzuziehen vermocht hatte: er solle Caonabo, den schlauesten und kühnsten Feind, entweder in einen Freund umwandeln, oder lebendig in seine Hände liefern. Ojeda zog mit zehn der kühnsten Spanier zu Pferde in die Stadt des Caonabo, begrüßte ihn als Fürsten und lud ihn ein, zum Admiral zu kommen, der ihm ein wertvolles Geschenk und wichtige Mittheilungen zu machen habe. Caonabo, überrascht, empfieng die Spanier mit ritterlicher Höflichkeit und versprach nach Isabella zu gehen, als ihm Ojeda sagte, er bekomme die Kirchenglocke von Isabella zum Geschenk. Diese — Turey geheißen — war das Wunder der Insel: wenn die Wilden die Spanier auf den Klang der Glocke in die Festung eilen sahen, meinten sie, dieselbe rede mit den weißen Männern. Der Tag der Abreise kam, aber eine große Anzahl von Kriegern gieng mit Caonabo; denn einem großen Fürsten gezieme es nicht, mit einem kleinen Gefolge zu kommen. Die Sache konnte gefährlich werden; aber Ojeda hatte für jede Noth eine List. Er zeigte unterwegs dem Kaziken eine Kette mit Handfesseln von poliertem Stahl, welche von den Herrschern Castiliens als königlicher Schmuck bei feierlichen Tänzen und an nimmt Caonabo gefangen.

[1] Der Name bedeutet „Herr des goldenen Hauses".

hohen Festen getragen werde, und rieth dem Wilden, sich zuerst im Flusse zu baden, dann mit dem Schmuck angethan auf seinem Pferde zu reiten und so sich seinen staunenden Unterthanen als großen Herrscher kundzugeben. Der Wilde Kühnheit Ojedas. gieng in die Falle. Kaum saß er zu Pferd, so sprang Ojeda darauf, machte durch einige kühne Schwenkungen sich Bahn vor den Wilden und war mit Blitzesschnelle sammt den Seinen den Blicken der Indianer entschwunden. Caonabo ward mit dem Tode gedroht, wenn er das geringste Geräusch mache oder Widerstand leiste. Sechzig Stunden weit musste Ojeda mit den Seinen bald durch die Wildnis, bald durch Flüsse, bald durch große indianische Dörfer reiten und die höchste Vorsicht gebrauchen, dass ihnen Caonabo nicht entrissen wurde, und hatte zuletzt doch den Triumph, dem Admiral diesen gefährlichen Feind als Gefangenen zu überliefern. Der Kazike hatte aber einen stolzen Geist und senkte seinen ungezähmten Blick nie vor dem Admiral, stand nie vor ihm auf, wohl aber vor Ojeda, der ihn mit einem Meisterstreich aus der Mitte seiner Krieger entführt habe. Colon nahm Caonabo später mit übers Meer, um ihn den Majestäten vorzustellen, aber der stolze Häuptling starb auf der Fahrt am Herzleid.[1])

Übrigens rief jetzt die Gefangennahme Caonabos die Indianer unter die Waffen. 7000 Mann zogen unter seinem Bruder Manicatex gegen die Kampf gegen die Indianer. Spanier. Ojeda zog mit einem Häuflein ihnen kühn entgegen und verbreitete durch einen Reiterangriff panischen Schrecken unter ihnen. Die Wilden warfen die Waffen weg und flohen.[2])

Indes kam Verstärkung auf vier spanischen Schiffen, dazu Mechaniker, Müller, Fischer, Gärtner, Landwirte, ein Arzt und ein Apotheker, und Schreiben von Ferdinand und Isabella, welche wohlverdientes Vertrauen aussprachen. Columbus sandte seinen Bruder Diego nach Spanien mit vielem Gold und 500 indianischen Kriegsgefangenen.

Bald sollte der Admiral selber zum Kampf gegen die Wilden ausziehen. Anacaona. Caonabos Lieblingsweib, Anacaona (die Goldblume), die Erfinderin großer Tanzfeste und lieblicher Gedichte, Areytos genannt, und von wandernden Sängern Aufstand. verbreitet, reizte die Indianer auf, ihren Häuptling zu befreien. In kurzer Zeit stand eine große Streitmacht nur zwei Tagmärsche von Isabella. Mit nur 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern zog Columbus ihnen in die Vega entgegen; auch Schlacht. Schweißhunde wurden mitgenommen. Am 27. März 1495 kam es zur Schlacht — sie währte nicht lange. Die Indianer erschraken beim Donner der Geschütze, beim Ansturm der Reiterei, nicht minder setzten sie die Bluthunde in Schrecken, welche auf ein Losungswort dem Gegner an die Gurgel sprangen und ihn zu Boden rissen. In kurzer Zeit löste sich der ganze Schlachthaufen der Indianer in wilde Flucht auf; viele wurden getödtet, viele gefangen genommen. Auf einen Spanier kamen in diesem Kampf nach der Tradition 500 Indianer; ihre Pfeile machte ein Sturm ohnmächtig. Die Schlacht hat in jener Gegend noch den Namen das Pfeilwunder und der Hügel, auf welchen Columbus während desselben betete — den sein Bruder Bartholomäus leitete die Schlacht — heißt heute noch der heilige Hügel (Santa Cerra).[3])

---

[1]) Irving, l. c. VIII, chap. 4.
[2]) Ibid. VIII, chap. 3.
[3]) Ibid. VIII, chap. 6.

Columbus benutzte jetzt seine Rechte als Sieger und Eroberer. In den Gegenden, wo Gold zu finden war, musste jeder Indianer über vierzehn Jahre alle drei Monate eine Schelle voll Goldstaub im Gewicht von drei Castellanos (ungefähr dreißig Gulden) einliefern, — die Kaziken natürlich ein weit größeres Maß. Wo kein Gold war, mussten die Indianer alle drei Monate fünfundzwanzig Pfund Baumwolle entrichten. Bei Ablieferung des Tributs erhielt der Indianer eine Kupfermünze als Quittung, die er am Halse tragen musste. Wer mit keiner solchen Medaille betroffen wurde, war der Strafe verfallen. Der Tribut war zu hoch: so viel Gold vermochten die Indianer nicht aufzufinden. Bald musste der Admiral den Tribut auf die Hälfte herabsetzen, aber auch so war er den Indianern unerträglich; denn, durch den Reichthum der Natur verwöhnt, hatten sie bisher ohne Arbeit in zwangloser Glückseligkeit gelebt. Ihre einfachen Bedürfnisse hatte ihnen bisher die Natur mühelos in den Schoß geworfen; jetzt aber waren diese harten Europäer gekommen und hatten sie aus diesem süßen Schlaraffenleben geweckt. Ein Leben voll Arbeit schien ihnen nicht des Lebens wert und ein Ende dieses Elendes war nicht abzusehen; denn die weißen Männer wollten nicht in den Himmel zurückkehren. Die Indianer kamen daher auf einen verzweifelten Plan: den Acker gar nicht mehr zu bebauen, damit die Fremden verhungern müssten; denn sie waren starke Esser. Sie selber flohen in die Berge mit Weib und Kindern, und hofften sich von den Wurzeln und Kräutern und kleinen Kaninchen zu nähren. Allein die Folgen dieser Maßregel trafen am meisten sie selber: während die Weißen aus Spanien Proviant bekamen, erlagen die Indianer, mindestens 50.000, dem Hungertyphus.

Recht des Sieges.

Tribut.

Aber auch bei dem Mann, der mit dem edelsten Gemüth wider seinen Willen durch seine Entdeckung so viel Unheil über die armen Eingeborenen brachte, kehrte das Unglück ein.

Margarit und Pater Boyle waren in Spanien mit Erfolg geschäftig, Columbus bei den Herrschern zu verdächtigen und ihm die Gunst der öffentlichen Meinung zu entziehen: der Admiral täusche durch übertriebene Schilderung Regierung und Volk und misshandle Spanier und Indier; die Colonie sei im höchsten Elend, der Admiral auf einer Entdeckungsfahrt wahrscheinlich zugrunde gegangen. In der Sorge um das ganze Unternehmen sandte die Regierung Juan Aguado, den der Admiral früher selber empfohlen hatte, nach den Colonien, um über die Übel und Missbräuche Bericht zu erstatten; wenn aber der Admiral in die Colonie zurückgekehrt sei, so habe alles ihm unterworfen zu bleiben. Zugleich wurde der Grund zum sogenannten Indiahaus gelegt:[1] kein Schiff solle aus einem andern Hafen, als aus Cadix, nach Indien auslaufen und zum Gewinn der Monarchen Waren ausführen; bei Privatschiffen müssen immer zwei königliche Beamte an Bord sein und ein Zehntel des Schiffsraumes zur Verfügung der Krone stehen, ohne alle Unkosten; ein Zehntel alles Gewinnes müsse bei der

Klagen gegen Colon.

Juan Aguado.

Casa de Contractacion.

[1]) Herrera, Indias occidentales, Dec. I, lib. II, cap. 4.

Eingriffe in Colons Rechte. Rückkehr an die Krone entrichtet werden. Auch wurde auf Anträge von kühnen Seefahrern, welche Schiffe auf eigene Kosten ausrüsten wollten, Erlaubnis zu Entdeckungsreisen gegeben — lauter Eingriffe in die Privilegien des Columbus.[1]) Um das Maß des Undankes voll zu machen, war Juan Aguado ein schwacher Mensch, dem das Vertrauen der Regierung den Kopf verdrehte. Statt dankbar gegen Columbus zu sein und in der Stille den Stand der Dinge zu erkundigen, benahm sich der eitle Mann, als hätte er über den Admiral Recht zu sprechen. Wie freuten sich alle, deren Wildheit Columbus bisher in Schranken gehalten hatte, dass nun der Admiral gestürzt werde! Schon hieß es sogar bei den Indianern, ein neuer Admiral sei erschienen, welcher den alten wegschaffen sollte. Columbus benahm sich klug, gemessen und fest, zum Glück für ihn, „der, nachdem er so viel Mühe gehabt hatte, der Welt zu beweisen, dass eine neue Welt zu entdecken sei, jetzt nicht minder Mühe hatte, zu beweisen, dass Gewinst aus der Entdeckung zu ziehen sei", wurden gerade damals die ergiebigen Minen zu Hayna durch einen Spanier, Diaz, entdeckt, deren Ertrag so reichlich war, dass Columbus meinte, hier möge das alte Ophir sein, aus welchem Salomon seine großen Schätze zum Bau des Tempels geschöpft habe.[2]) (Minen.)

Um die wankende Gunst der Monarchen sich zu erhalten, kehrte Columbus 1496 nach Spanien zurück. Die Fahrt war eine der schwierigsten. Am 10. März stach er in die See, erst am 11. Juni landete er in Cadix. Die Noth an Lebensmitteln ward zuletzt im Schiffe so groß, dass die Spanier die gefangenen Indianer verspeisen oder wenigstens ins Meer werfen wollten, damit die kleinen Rationen länger aushielten — nur die Seelenhoheit des Columbus hielt sie vom Verbrechen zurück; niemals würde er eine so abscheuliche Gewaltthat gestatten, die Indianer seien ihre Brüder und er führe sie nach Castilien, um aus ihnen Brüder und Freunde des spanischen Volkes zu machen. Geduld im Leiden sei Sache der Christen. Während die Seefahrer meinten, noch fern von Europa zu sein, fand Columbus auf eine höchst scharfsinnige Art die richtige Ortsbestimmung, und als seine Behauptung, man werde am andern Tage die Küste Spaniens sehen, pünktlich eintraf, galt er fortan bei den Seeleuten als Eingeweihter in die Geheimnisse des Oceans.[3]) (Heimfahrt. Noth. Colon edel und findig.)

Columbus fühlte sogleich, wie der Enthusiasmus für ihn und seine Entdeckung gesunken war und in den Augen des Volkes er selber als die Ursache so vieler getäuschter Hoffnungen galt. Um den Neid zu entkräften und wahrscheinlich zugleich ein Gelübde zu erfüllen, zog er im Franciscanergewand durch Spanien, und, um zugleich zu zeigen, dass seine Entdeckung doch Wert habe, ließ er die Wilden, die mit ihm reisten, ihre goldenen Halsketten anlegen. (reist als Franciscaner.)

Bei Isabella. In Isabella erwachte beim Anblick des großen Admirals ihre Zuneigung wieder, sie und Ferdinand empfiengen den Entdecker in Burgos mit ausgezeichneter Huld und genehmigten seinen Vorschlag einer neuen Entdeckungs-

---

1) Navarrete, Coleccion de viages, colecc. diplom. II, 45 und 86.
2) Petri Martyris, l. c. Dec. 1, cap. 4.
3) Humboldt, Kritische Untersuchungen, II, S. 27 ff. — Vida del Almirante, cap. 63.

fahrt, um das Festland ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Acht Schiffe sollten zu diesem Zwecke gerüstet, zwei sogleich mit Vorräthen nach Hispaniola abgesendet werden. Alles ward genehmigt, auch sein Privilegium am 23. April 1497 von neuem bestätigt und die Bewilligung zur Errichtung eines Majorats in seiner Familie ertheilt.[1]) Die Königin wollte ihm mit dem Titel eines Herzogs oder Markgrafen sogar ein Stück Land auf Hispaniola, 50 Meilen lang, 25 Meilen breit, schenken. Allein Columbus lehnte dies ab, es würde nur den Neid gegen ihn vermehren und der Verleumdung Nahrung geben, er vernachlässige über seinen Besitzungen die Ländereien der Krone. In Spanien.

Die Bestimmungen über das Majorat zeugen namentlich von dem frommen Sinne des großen Entdeckers. Der Majoratsherr solle von Zeit zu Zeit eine bestimmte Summe Geldes in die St.-Georgs-Bank zu Genua einlegen, damit er bei einem Kreuzzuge mitziehen könne: sei ein ansehnliches Capital beisammen, so solle er, wenn kein Monarch ausziehe, selber die Eroberung Jerusalems unternehmen. Entstehe ein Schisma oder komme die Kirche in Gefahr, so habe der Majoratsherr sich und sein Eigenthum dem wahren Oberhaupte der Kirche zur Verfügung zu stellen; so oft er zur Beichte gehe, habe er dem Beichtvater dieses Testament vorher zu geben, damit ihn dieser über Befolgung desselben ausfrage.[2]) — Colons Testament.

Dritte Entdeckungsfahrt des Columbus 1498.

Der Wille der Herrscher war den Plänen des Admirals günstig, aber dennoch vergieng viele Zeit, bis die Fahrt zustande kam. Es fehlte an Geld, die vorhandenen Summen wurden von Kriegen verschlungen, in die man wegen Neapels verwickelt war. Dann erhob die Abneigung der Bevölkerung Anstände. Der erste Zauber war verschwanden, die neu entdeckten Gebiete galten nicht mehr für das Land des Wunders und des Reichthums, sondern der Armut und der Krankheiten. Früher musste man eine Menge Leute zurückweisen, welche mitziehen wollen, jetzt mussten die Beamten der Krone zum Dienste pressen und Columbus die Regierung bitten, die Galeerenstrafe in Auswanderung zu verwandeln und lebenslängliche Verbannung in einen Aufenthalt von zehn Jahren in Hispaniola. Zuletzt wurde ein Generalpardon für alle Verbrecher ausgeschrieben, wenn sie sich innerhalb bestimmter Zeit beim Admiral zur Auswanderung meldeten. „Ich habe manchen auf der Insel gesehen," erzählt Las Casas, „der ohne Ohren herumlief." Abneigung. Schwierigkeiten.

Der Admiral selber sollte es bitter büßen, dass er die neue Welt mit Verbrechern bevölkerte! Und als auch diese Schwierigkeit behoben war, war der Admiral durch Kanzleichicanen — der Vorstand des Indiahauses, Fonseca, war

[1]) Navarrete, l. c. II. 104.
[2]) Petri Martyris De rebus oceanicis, I, lib. 16. — Irving, l. c. Anh. Nr. 24.

sein Feind — aufgehalten. Die Erbitterung darüber steigerte sich bei Columbus, als ein Exjude, Jimeno, der sich bis zum Zahlmeister hinaufgeschwindelt hatte und, um höher zu steigen, sich zum Werkzeug seiner Feinde hergab und den Admiral ins Angesicht beschimpfte, um ihn zu reizen. Es war im Augenblick, als Columbus zur Abreise sich dem Admiralschiff nahte. Der Admiral that, was die Bordpolizei verlangte, er schlug dem Juden auf sein Lästermaul und gab dem unter allgemeinem Gelächter Gefallenen einen Tritt. Das galt als Misshandlung eines Staatsbeamten und wurde von Ferdinand und Isabella, denen man es sogleich als Beweis der rachsüchtigen und grausamen Gemüthsart des Columbus beibrachte, tief empfunden.

Dritte Fahrt. Am 30. Mai 1498 begann die dritte Fahrt mit sechs Schiffen und 200 Mann. Drei Schiffe wurden unterwegs auf dem geraden Wege nach Hispaniola entsendet, mit den drei andern schlug Columbus die Richtung nach Südwesten ein.[1]) Er wollte den Äquator erreichen, denn er huldigte damals noch der Ansicht, dass die Producte der Erde symmetrisch den Zonen entsprechen. Wie Gold, Edelsteine, Spezereien in den Gegenden um die Linie gefunden würden, wo die Menschen schwarz oder von dunkler Farbe seien, so solle er nicht glauben, solche Dinge im Überflusse zu finden, bis er unter Völker von solcher Leibesbeschaffenheit gekommen wäre, schrieb ihm damals ein weitgereister Juwelenhändler. Bei dieser Richtung geriethen die Schiffe Üble Fahrt. bald in die Windstillen. Die Hitze wurde unerträglich, der Theer schmolz, die Reife sprangen von den Fässern, das Wasser fieng an zu mangeln; da Trinidad. ward gegen Norden gesteuert, am gleichen Tage aber schon Trinidad entdeckt. Das Land war grün, fruchtbar, das Klima mild und rein; man füllte die Fässer mit Wasser, man fand Spuren von Menschen.

Tierra firma. Am nächsten Tage erblickte Columbus schon das Festland, hielt es aber für eine Insel. Ein Kahn kam mit neugierigen Indianern, man verständigte sich durch Geberden, bis sich ein friedlicher Verkehr entspann. Aber obschon man in der Nähe des Äquators weilte, waren die Leute doch nicht schwarz und hatten kein krauses Haar. Man kam in den Drachenschlund, dann in den Golf von Paria, sah eine reizende Küste, das Land angebaut, mit stattlichen Wohnungen besetzt; aber auch hier fanden sich keine Neger, sondern schlanke, wohlgeformte Indianer mit langem Haar, die Männer leicht bekleidet. Diese Indianer waren sehr gastfreundlich, brachten Brot, Mais, gährende Getränke, viele trugen Halsbänder von Gold oder Schnüre von Perlen, die sie willig für einige Schellen oder Gegenstände von Messing hergaben. An einem andern Orte bekam man für einige Schellen gegen drei Pfund Perlen. Die Menge süßen Wassers, die aus dem Orinoco in das Meer strömte, musste den Admiral überzeugen, dass er hier keine Insel, sondern ein Festland vor sich habe. — Columbus half sich damit, dass er Asien gegen Südosten unendlich weit ausgedehnt hielt, und leitete die Süßwasserströme vom

[1]) Vida del Almirante, cap. 65.

Fall aus starken Höhen ab. Der Orinoco erschien ihm als einer der Ströme des Paradieses und er glaubte, der Heimat unserer Stammeltern ganz nahe zu sein.[1] „Die alten Philosophen", sagte er, „haben die Erde kugelrund beschrieben, während sie in Wahrheit birnenförmig gestaltet ist und in der Nähe des Äquators aufquillt und sich am meisten dem Himmel nähert."[2] Da das Land dem Himmel näher lag, so empfieng es auch die ersten Sonnenstrahlen; seien nicht diese Lage, diese milde Temperatur Anzeichen, dass hier der frühere Aufenthalt der ersten Menschen, das irdische Paradies war? „Von diesem Augenblick an," meint sein Biograph, „war sich Columbus bewusst, dass er ein Land berühre, von welchem Europa bisher keine Ahnung hatte, auf einem bisher vollkommen ungekannten Continente, nicht in Asien;[3] er ahnte auch, dass jenseits des großen Landes, aus welchem der Fluss Orinoco komme, noch ein Ocean sei; ferner war er überzeugt, dass die Meeresfluten sich ebenso bewegen wie der Sternenhimmel, von Osten nach Westen, der westöstlichen Bewegung der Erde gerade entgegengesetzt." Diese wichtigen, köstlichen Gebiete schien er jetzt entdeckt und Spanien erworben zu haben.

Falsche Theorie.

Unruhe um das Schicksal der Colonie — seit nahezu dreißig Monaten hatte er sie nicht mehr gesehen — unterbrach die weitere Entdeckung; Columbus eilte nach Hispaniola, um von da aus, wenn er die Ansiedlung ruhig fände, die Entdeckungen weiter fortzusetzen.

Hispaniola.

Hier aber herrschte großer Wirrwarr und zwar nicht ohne Schuld des Admirals selbst, denn er hatte keine Menschenkenntnis und vergriff sich sehr oft in der Wahl seiner Vertrauten — und so auch hier in der Wahl des Oberrichters, den er zurückgelassen, Roldans. Sein Stellvertreter und Bruder Bartholomäus hatte während der Abwesenheit eine neue Stadt angelegt, San Domingo, und von hier aus den Kaziken Xaragua zur Tributleistung vermocht. Indes hatte das Fieber 300 Europäer weggerafft. Das ermunterte die Indianer zum Aufstand gegen ihre Bedränger. Ein Häuptling, Guarionex, stellte sich an die Spitze der Indianer.[4] Bartolome bemühte sich, den Aufstand zu unterdrücken, bekam aber bald mit den Spaniern selber zu thun, denen er wegen seiner Strenge und als Ausländer verhasst war; „denn bei den Spaniern", so sagt Las Casas, „ist noch nie ein Fremder emporgekommen; sie sagen, sie seien gescheidt genug für sich."[5] — Und an die Spitze von siebzig Unzufriedenen stellte sich der Oberrichter Roldan, welcher den Hass Fonsecas und Boiles gegen Columbus kannte und diesem den Rang als Statthalter ablaufen wollte. Die armen Edelleute, welche in der Hoffnung, schnell Gold zu erwerben, gekommen waren, sahen sich enttäuscht, und als sie nun auch an den Arbeiten und Entbehrungen Antheil nehmen sollten, fassten sie einen wilden Hass gegen den Genuesen, der sich um die edlen Seelen Castiliens nicht kümmere. Zudem hatte ihnen Columbus die

Roldan.

---

1) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, 2. Aufl., S. 280.
2) Navarrete, l. c. I, 255.
3) Roselly, l. c. S. 345—348.
4) Vida del Almirante, cap. 74.
5) Petri Martyris Ep. 3.

Arbeit in den reichen Minen verboten. Die Aufrührer kündeten den Gehorsam auf, bemächtigten sich der Waffen und Pferde, zogen in die Vega, nahmen sich Frauen und Lastträger und erklärten die Kaziken für frei von jedem Tribut an den Statthalter. Vergebens wurde Roldan und seinen Genossen Pardon angeboten, sie verharrten in der Empörung, verführten einen Theil der neuangekommenen Mannschaft, welche Columbus auf den drei Schiffen gesandt hatte, und wurden in ihrem Trotz nicht erschüttert, als der Häuptling der Wilden gefangen genommen wurde und dadurch Bartolome freie Hand bekam.

So war die Lage der Dinge, als Columbus, vom Fieber verzehrt, von der Gicht gequält und halb blind, im August 1498 wieder auf Hispaniola eintraf. Er suchte zu versöhnen, er bot denen, welche mit ihrer Lage unzufrieden waren, freie Rückkehr auf fünf segelfertigen Schiffen nach Castilien an — sie aber fanden Geschmack am freien Leben und wollten nicht zurückkehren. Da die Schiffe zurück mussten, so belastete sie Columbus mit kriegsgefangenen Indianern, aus deren Erlös die Kosten der Ausrüstung gedeckt werden sollten. Mit den Schiffen giengen heimlich anklagende Briefe gegen den Admiral nach Spanien ab. Dieser ahnte, was vorgieng, und war, um nur seine Gegner zu befriedigen, schwach genug, Roldan seine Wiedereinsetzung als Oberrichter und seinen Mitschuldigen Ländergeschenke und den rückständigen Sold für die ganze Dauer des Aufstandes zu bewilligen, 28. September 1499. Damit erklärte er selber den Aufstand für gerechtfertigt, allerdings mit dem Hintergedanken, diese Erklärung bei Gelegenheit als erzwungen darzustellen. Einige der Aufständischen kehrten dann nach Spanien Repartimiendos. zurück, 102 bekamen Repartimiendos oder Encomiendas, d. h. Ländereien, bei welchen die Eingebornen Frohndienste thun mussten. So wurde die Insel wieder ruhig, freilich zum Nachtheile der armen Indianer. Die Goldminen warfen großen Ertrag ab und der Admiral schien der Sorge enthoben, dass das Land seiner Entdeckung Spanien nur Kräfte wegnehme und nichts eintrage. Schon wollte er seine Entdeckungsfahrten wieder fortsetzen.[1])

Da kam auf einmal ein fürchterlicher Schlag, der die Kraft seines Lebens brach. Die steten Anklagen wirkten endlich. Mit jedem Schiffe waren Anklagen. neue Anschuldigungen nach Europa gekommen: er sei ein aufgeblasener Emporkömmling, habe kein Herz für den Ruhm und das Wohl der Spanier, er wolle sich vom Mutterlande unabhängig und zum unumschränkten Gebieter aller von ihm entdeckten Länder machen; er habe die Herrscher durch absichtliche Übertreibung getäuscht, die Colonien würden Spanien statt Gewinn nur Ferdinand. Verluste bringen; er habe Geld unterschlagen. Der herrschsüchtige Ferdinand war leicht misstrauisch zu machen und hatte längst die Größe der Vollmacht bereut, die er dem Admiral verliehen. Am schwersten war es die Seele Isabella. Isabellas mit Misstrauen zu erfüllen, aber es gelang zuletzt doch. Sie war empört, als die Töchter von Kaziken als Sclavinnen verkauft wurden: „Welches Recht hat der Admiral, meine Vasallen wegzuschenken!" rief sie entrüstet; — sie verwarf hochherzig den Antrag des Columbus, die Sclaverei der Indianer, als zum Besten der Colonie förderlich, noch länger fortbestehen zu lassen, und gab sogleich Befehl, alle Indianer frei in ihre Heimat fortzusenden. Die

[1]) Washington Irving, l. c. XI, chap. 4—6; XIII, chap. 1—2.

Königin hörte in Sevilla nur Unwahres über Columbus. Selbst im Königshof zu Granada wurden die Herrscher von den aus den Colonien Heimgekehrten bestürmt, den Betrügereien des Columbus ein Ende zu machen; er wolle alles nach seinem Kopf leiten, er trachte nach eigener Herrschaft, er lasse die wahren Hidalgos Hungers sterben; er verhindere die Taufe der Indianer und lasse sie als Sclaven sterben. In dieser Zeit kam der Bericht vom letzten Aufstand, von den Wirren auf der Insel, von nöthigen Hinrichtungen, und die Bitte des Columbus, dass ein erprobter Rechtsgelehrter gesandt werde, um als Schiedsrichter aufzutreten. Ferdinand nahm den Admiral beim Wort, er beneidete den großen Mann um seinen Ruhm, und um die Zuneigung Isabellas, welche von der neulichen Entdeckung des Festlandes und von den scharfsinnigen Beobachtungen entzückt war. Man beschloss, einen Mann zu senden, der alles zu untersuchen und im Nothfall den Admiral in der Statthalterei abzulösen habe. Mehrere Vollmachten wurden dem Manne des Vertrauens mitgegeben, eine, die aber nur die Aufständischen meinte, erlaubte ihm Personen jeden Ranges, wenn er es für den Dienst der Krone ersprießlich halte, aus der Colonie zu entfernen. Ende Juni 1500 gieng der neue regierende Richter (Juez Gobernador) mit zwei Schiffen nach Westindien ab.[1]

Isabella.

Ferdinand.

Aber man hatte sich in der Wahl dieses Mannes, in dieser wichtigen und zarten Angelegenheit, ganz arg vergriffen.[2] Ferdinand wählte und zwar einen Mann des Schwertes, statt eines Richters. Don Francisco de Bobadilla, Commandeur des Ordens von Calatrava, war eine beschränkte, leidenschaftliche Natur, aufgebläht von der Gunst der Herrscher und der Wichtigkeit der Vollmacht und alles feineren Taktes bar. Kaum war er am 24. August 1500 in Domingo angekommen, als er, zum voraus von der Schuld des Admirals überzeugt und durch die Einflüsterungen der Schurken bethört, statt sich zuerst umsichtig und ruhig des wahren Sachverhaltes zu vergewissern, die Vollmachten, die er im letzten Fall der Noth gebrauchen sollte, sogleich öffentlich verlesen ließ und dictatormäßig, als zürnender Richter auftrat. Nicht bloß die Brüder des Admirals, Don Diego und Bartolome, wurden in Ketten geschlagen, sondern Columbus selber.[3]

Bobadilla.

Colon in Ketten.

[1] Roselly, l. c. S. 372.

[2] Washington Irving, l. c. XIII, chap. I.

[3] Der Commandeur bemächtigte sich hierauf des eigenen Hauses des Vicekönigs und nahm dessen ganzes Mobiliar, ein Geschenk der Königin, für sich in Beschlag. „Er bemächtigte sich seines Tafelgeschirrs, seiner Leinwand, seiner Pferde, seiner Waffen, seiner Kleidungsstücke, seiner Perlen und kostbaren Steine; er nahm alles bare Geld, alles Gold, in Kufen wie in Barren, das er fand, und zwar das letztere ohne Zeugen, ohne Controle, ohne Inventar; er ließ kostbare Goldgeschiebe, seltene Schmetterlinge, die der Admiral aufbewahrt, um sie dem König zu zeigen, verschwinden, ebenso Goldkörner von der Größe eines Taubeneis, ja solche von der Größe eines Hühnereies; endlich eine goldene Kette, die zwanzig Mark (10 Pfund) wog. Die mineralogischen Curiositäten, die seltenen Muscheln, die Pflanzen, die Columbus auf seiner Reise gesammelt, die Figürchen und religiösen An-

Ein Schauder durchdrang alle Anwesenden. Columbus zeigte die Ruhe und Seelengröße der Unschuld, der nur die Ungerechtigkeit und der Undank Schmerz bereitet. Er war übrigens auf das ärgste gefasst. Als ihn ein Officier aus dem Gefängnis ins Schiff abholen wollte, glaubte er, man wolle ihn aufs Schaffot führen. „Hätte man ihm verkündet, er solle wie Belisar geblendet werden, er hätte noch für das geschenkte Leben sich dankbar bezeigt." Kaum war das Schiff auf der See, so wollte der Befehlshaber, voll Scham über die schmachvolle Behandlung des großen Mannes, diesem die Ketten abnehmen. „Nein," sagte Columbus stolz, „die Majestäten befahlen mir, mich allem zu fügen, was Bobadilla verordnen würde. Er hat mich mit Ketten beladen und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, dass sie mir abgenommen werden, und ich will sie aufheben als Reliquien und Erinnerungszeichen des Lohnes, den meine Dienste gefunden haben." — „Ich sah diese Ketten immer in seinem Cabinet hängen," sagt sein Sohn Fernando, „und er verlangte, wenn er sterbe, sollten sie mit ihm zu Grabe getragen werden." [1])

Die Kunde, der Entdecker einer neuen Welt sei in Ketten in seine Heimat geführt worden, brachte, als Columbus 20. November 1500 in Cadix landete, schnell einen Umschwung der Stimmung hervor. Ein Schrei des Entsetzens und des Zornes ertönte durch Spanien. Isabella erfuhr zuerst durch einen Brief, den Columbus noch vom Schiff aus an eine Hofdame geschrieben, das Schmachvolle seiner Behandlung; in der ersten Regung des Unwillens und Mitleidens sandte sie sogleich den Befehl, die Gefangenen auf freien Fuß zu setzen und mit aller Auszeichnung zu behandeln, und lud in einem eigenhändigen Schreiben, worin sie ihren Schmerz über das Unrecht ausdrückte, Columbus an den Hof ein und sandte 2000 Ducaten zur Deckung der Reisekosten. Isabella war zu Thränen bewegt, als Columbus am 17. December 1500 in Granada vor sie trat, und als er seine angebetete Königin in Thränen sah, vermochte auch er sich nicht mehr zu beherrschen: er warf sich auf die Knie und konnte lange Zeit vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Die Herrscher hoben ihn von der Erde auf und, nachdem sie seine kurze und beredte Rechtfertigung angehört, erklärten sie Bobadilla wegen Überschreitens ihrer Vollmachten für abgesetzt; sie versprachen Columbus, ihn in all seine Rechte und Würden wieder einzusetzen und nahmen jede Gelegenheit wahr, ihn an ihrem Hof mit Gunst und Auszeichnung zu behandeln. Isabella war es Ernst dabei, aber Ferdinand war in seinem Innern entschlossen, Columbus seiner vicekoniglichen Würde zu entsetzen.

Isabella macht das Unrecht gut.

Ovando.

Als provisorischer Ersatzmann wurde Nikolaus de Ovando mit 32 Schiffen nach Indien gesendet, um Ruhe zu schaffen. Columbus lebte indes den Studien und der Frömmigkeit bei den Franciscanern in Granada und der Dichtung, er schrieb erhabene Strophen in spanischer Sprache über die letzten Dinge und machte Pläne für die Eroberung des heiligen Landes, das er dem Papst übergeben wollte. — Sein Genius trieb ihn aber zu neuen Entdeckungen; er wollte eine Durchfahrt nach Asien finden und die Königin billigte seinen Plan. So entstand

denken, die er erhalten: alles das wurde die Beute eines gierigen und brutalen Ignoranten. Die Bemerkungen und Notizen des Columbus, seine scharfsinnigen Beobachtungen, seine genialen Auffassungen, seine Karten, Zeichnungen und wissenschaftlichen Notizen, seine frommen Ergüsse, die tiefsten Regungen seines erhabenen Herzens, wurden durch das Auge dieses Sykophanten entweiht. Als legitime Beute confiscierte er die Geheimnisse des Genies und unterdrückte in den Fascikeln der Verwaltung alles, was die Ankläger des Admirals Lügen gestraft hätte." Roselly, l. c. S. 378—379.

[1]) Washington Irving, l. c. XIII, cap. 2—4.

Die vierte Entdeckungsfahrt 1502. Tod des Columbus.

Die Zeit, bis die Schiffe zu einer neuen Entdeckungsfahrt ausgerüstet wurden, brachte Columbus in der Einsamkeit in Studien zu. Sein Biograph schildert sein inneres Leben, seine Pläne und Hoffnungen nach seinem Tagebuch in folgenden Worten:[1] „Nachdem er die neue Welt gefunden, hielt er den ersten Theil seiner Sendung für erfüllt; jetzt wollte er eine Reise um die Welt machen und das heilige Grab zurückkaufen, nachdem er das Zeichen des Heils den Völkern, welche bisher nichts davon gewusst, gebracht hätte, sollten sie auch am Grabe des Heilandes ungehindert beten können. Bevor er starb, wollte er ihnen den Weg dazu bahnen. Zu dieser frommen Glut gesellte sich noch ein geheimer Reiz, der ihn zu dieser Fahrt antrieb. Er fand ein Glück darin, dass er die bisher unbekannten Theile der Erde schauen konnte. Der Schnee des Alters hatte seine jugendliche Begeisterung für die Natur nicht abgekühlt. Columbus konnte nicht ablassen, die Schöpfung zu bewundern und seine Seele zum Schöpfer zu erheben. Niemand hatte bis jetzt das Meer und seine Küsten in solcher Ausdehnung befahren. Je mehr er gesehen, umsomehr erweiterte sich sein Begriff von der Größe Gottes, umso nachhaltiger wurden die Eindrücke, welche er davontrug. Wenn er während seiner Ruhe auf dem Lande aufhörte, von dem Unbekannten in Anspruch genommen zu werden, oder irgendeinem weltumfassenden Naturgesetze nachzusinnen, dann gab sich sein zur Meditation geneigter Geist tiefsinnigen Betrachtungen hin. Im Schweigen seiner Einsamkeit schwelgte Columbus, wenn er nicht dem Gebete oblag, in der Süßigkeit der Erinnerung. Da tönten in seiner Seele ferne Echos: das Rauschen des Windes und der Wellen; vor seinen Augen tauchten die Nebel der Nordsee und die Polarmeere, der Glanz der Antillen und die Pracht der äquatorialen Flora auf. Die glücklichen Inseln, die Azoren, der Archipel des grünen Vorgebirges, der großartige Anblick des Festlandes, die Majestät des Orinoco, der Perlengolf, der über Trinidad ewig glänzende Himmel, die Austral-Sternenbilder, alles, was seine Augen gesehen, was sein Herz geahnt, gestaltete sich zu einem einzigen Bilde, das seine Hoffnungen für die Zukunft mächtig nährte. Seine Auffassung des Schöpfers wurde daher immer großartiger. Dass Gott ihm trotz seiner Jahre, seiner Mühsalen, seiner geistigen und körperlichen Leiden die jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindungen bewahrt hatte, erfüllte ihn mit tiefem Danke. Er wusste diese Wohlthaten der Seele, das Gut eines christlichen Geistes, welches kein Herrscher entziehen oder zerstören kann, seinem vollen Umfange nach zu würdigen. In seiner Demuth schien es ihm sogar, dass ein solcher Sünder, wie er, eines so hohen Gutes gar nicht würdig sei; denn gerade die besten Christen sind am wenigsten mit sich selber zufrieden, und er schrieb mit wahrhaft erbaulicher Offenheit bei dem Gedanken an die göttliche Güte: „Ich kam ganz klein zur See, um mich der Schiffahrt zu widmen, und habe damit fortgefahren bis auf den heutigen Tag. Diese Laufbahn erweckt den Wunsch, die Geheimnisse der Welt zu erforschen . . . Obgleich ich ein sehr großer Sünder bin, hat das Mitleid und die Barmherzigkeit des Herrn, die ich stets angefleht, meine Fehler bedeckt und mich mit Güte überhäuft. Mein süßester Trost ist, dass ich mein Glück in der Anschauung seiner wundervollen Werke finde."

Reise um die Welt.

Glaube

und Hoffen.

Demuth.

---

[1] Roselly, l. c. S. 398.

Vierte Fahrt. Die vierte und letzte Entdeckungsreise unternahm Columbus am 9. Mai 1502 mit vier Caravelen und 150 Mann; er wollte eine Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, mit andern Worten die gerade Fahrt ohne Umschiffung Afrikas zu den Schätzen Asiens finden und von da um Afrika herum heimkehren.

Die Fahrt verlief anfangs höchst günstig. Das kleine Geschwader flog sanft dahin. Am 25. Mai verließ es schon die Canarien, am 15. Juni war es schon bei der caribischen Insel Martinique. Der Bruder Don Bartolome und der jüngere Sohn Ferdinand begleiteten den Admiral. Nachdem er auf der Insel Wasser genommen, lenkte er die Fahrt auf San Domingo, vielleicht um an der Stelle, wo er jüngst die größte Demüthigung erfuhr und in Ketten geschlagen wurde, sich als Sieger über seine Feinde und von neuem als Admiral zu zeigen; er gab an, sein größtes Schiff segle schlecht und hindere dadurch die andern Schiffe seines Geschwaders. Allein der neue Statthalter Ovando verweigerte die Aufnahme in den Hafen, gestützt auf königliche Befehle; wahrscheinlich fürchtete man vom Erscheinen des Admirals neue Wirrnisse. Eine Flotte von 28 Fahrzeugen lag im Hafen zur Abfahrt bereit mit Bobadilla und nahezu 800.000 Gulden in Gold, die derselbe den Indianern abgepresst hatte, und mit Roldan, den beiden Todfeinden des Columbus, und vielen anderen, die aus der Insel entfernt werden mussten. Columbus warnte, die Flotte möge einige Tage warten, er habe unzweifelhafte Anzeichen eines nahen Sturmes. Man lachte darüber, man spottete über den griesgrämigen alten Propheten, denn das Wetter war schön und ruhig. Die Flotte gieng ab. In zwei Tagen traf die Verkündigung des Columbus buchstäblich und furchtbar ein. Ein schrecklicher Sturm riss zwanzig Schiffe in den Abgrund. Bobadilla, Roldan, die erpressten Schätze, eine Menge Feinde des Columbus wurden vom Meer verschlungen, während ein anderes Schiff, welches einige Freunde und 4000 Goldstücke, das Eigenthum des Admirals, trug, sicher Spanien erreichte. Columbus erlitt mit seinen leichten Schiffen, obwohl er in keinen Hafen aufgenommen wurde, keinen Schaden. Begreiflich, dass der fromme Mann seine Erhaltung als ein Wunder ansah, dass seine Anhänger den Untergang seiner Feinde als ein furchtbares Gericht der Vorsehung betrachteten.[1] Die Königin gab dem Ovando einen strengen Verweis, weil er sich geweigert, dem Winke des Admirals zu gehorchen und ihm in einer so dringenden Nothwendigkeit eine Zuflucht zu gewähren.

(Marginalien: In Domingo. — Ovando — Scharfblick. — Untergang der Flotte.)

Dann wurde gegen die Küste von Honduras gesteuert, und eine schöne Insel entdeckt und wegen der großen Menge hoher Fichten Isla de Pinos genannt. Während Columbus hier sich mit Wasser versorgte, stieß man auf eine acht Schuh breite, aus einem einzigen Baumstamm gezimmerte indische Galeere mit Kajüte, Eigenthum eines Kaziken oder yukatekischen Kaufmannes, von fünfundzwanzig Indianern gerudert und mit Naturerzeugnissen und Arbeiten der benachbarten Länder gefüllt. Spuren einer höheren Cultur zeigten sich überall. Die Weiber trugen Mäntel, auch die Männer waren bekleidet. Columbus sah Äxte und Glocken aus Kupfer, Geschirre aus Marmor, Schwerter aus scharfgeschliffenem Feuerstein und große Vorräthe von Cacaobohnen, die bei jenen Indianern als Scheidemünzen gebraucht wurden. Den Spaniern wurde mit einem gährenden Getränke und Brot aus Mais aufgewartet. Man konnte sich

(Marginalien: Isla de Pinos. — Yukateken.)

[1] Irving, l. c. XIV, cap. 1.

mit diesen Indianern nur durch Zeichen verständlich machen, aber man erfuhr deutlich, dass sie aus einem reichen und gewerbsamen Lande im Westen kämen. Wäre Columbus ihrem Rathe, dahinzuschiffen, gefolgt, so hätte er Yukatan entdeckt und Europa zuerst mit dem Kaiserthum Mexiko bekannt gemacht.[1])

Allein der Admiral verschob diese Fahrt, rein vom Geiste der Entdeckung geleitet. Er hoffte südlich eine Durchfahrt ins stille Meer zu finden und steuerte an der Küste von Honduras hinab. Cap Honduras ward am 14. August im Namen der katholischen Majestäten in Besitz genommen. Die Indianer, die man traf, zeigten größere Cultur, hatten auch höhere Stirnen. Indem das Geschwader an der Moskito-Küste dahinsegelte, wurde es von einem fürchterlichen Wetter überrascht: „Er war ein fast beständiger Sturm vom Himmel mit heftigen Regengüssen und solchem Donnern und Blitzen, dass man meinte, der jüngste Tag breche an. Ich habe viele Orkane erlebt, jedoch keinen, der so heftig gewesen ist.“ — Die Seeleute beichteten einander die Sünden, der Admiral war so krank, dass er glaubte, er müsse sterben. Am 14. September legte sich der Sturm. Columbus nannte das Cap, das er jetzt umfuhr, Gracias a Dios, oder Gott-sei-Dank. Dann ward an der Moskito-Küste fortgesegelt und bei einer schönen, fruchtbaren Insel, Lahuerta (der Garten) benannt, gehalten. Zuerst machten die Eingebornen kriegerische Bewegungen, um die Fremdlinge vom Landen abzuhalten; dann boten sie Mäntel und Gold an; als aber der Admiral, seine Uneigennützigkeit zu beweisen, nichts nehmen wollte, zeigten sich die Wilden verletzt. Ein ehrwürdiger Greis brachte als Geiseln oder als Sühne zwei schöne Mädchen: sie wurden von Columbus bewirtet, mit Schmuck beschenkt und wieder an die Küste gesandt. Die Indianer aber legten allen Schmuck an dem Strand nieder, weil ihre Gaben abgewiesen worden waren. Dann erreichte man die reiche Küste von Costa Rica. Hier trafen die Spanier Stücke von purem Gold, welches die Eingeborenen in Form von großen Blechen um den Hals trugen. Die Küste war besäet mit Dörfern, die Indianer zeigten, als sie die Gier der Spanier nach Gold merkten, nach Süden, wo ein Goldland Veragua sei. Längs dieser Küste ward jetzt gesteuert und ein höchst gewinnreicher Tauschhandel eingeleitet: in einem einzigen Dorfe erhielten die Spanier neunzehn Platten von purem Gold. Auch sah man überall Spuren von solider Bauart und ganze Städte. Dennoch unterbrach Columbus diesen Goldhandel, denn er wollte nicht Reichthümer sammeln, sondern die Durchfahrt finden. Am 2. November wurde in einer schönen Bucht gelandet, die Columbus Puerto Bello nannte; am 9. November in einer Bucht, der er von den großen umliegenden Feldern mit indianischem Korn den Namen Puerto de Bastimentos oder Hafen der Vorräthe gab. Bald sah man den Alligator, das amerikanische Krokodil.[2])

Honduras. Gracias a Dios. Costa Rica. Veragua. Puerto Bello.

Gern wäre Columbus weiter nach Süden gesteuert, allein der Holzwurm zernagte seine Schiffe, widrige Winde hemmten die Fahrt und die Seeleute fiengen an zu murren. Darum beschloss er nach Veragua zurückzukehren. Die Durchfahrt war also nicht gefunden. Sein berühmter Geschichtschreiber sagt darüber: „Zwar gieng er nur einem Trugbild nach, allein es war das Trugbild einer großartigen Einbildungskraft und eines durch-

Keine Durchfahrt.

---

1) Irving, l. c. XV, cap. 1—5.
2) Ibid. XV, cap. 6—8.

dringenden Scharfblicks. Wenn er sich in seiner Erwartung getäuscht hatte, eine Straße durch den Isthmus von Darien zu finden, so geschah es, weil die Natur selbst sich darin getäuscht hatte, denn sie schien allerdings einen, wenn auch vergeblichen Versuch damit gemacht zu haben."[1])

Columbus fuhr jetzt nach Westen, allein der Wind war ihm entgegen. Schreckliche Stürme wütheten. Die Nächte glühten von Blitzen, der Regen strömte vom Himmel, als ob eine große Sündflut im Andrang wäre, zum erstenmal sahen die Spanier die Erscheinung einer Wasserhose. Es fehlte an frischen Lebensmitteln, die Matrosen verzehrten den Zwieback im Dunkeln, um vom Anblick der Würmer nicht angeekelt zu werden. Am 17. December landeten sie in einer Bucht, um welche herum die Eingebornen ihre Hütten auf Pfählen aufgebaut hatten. Am 6. Januar 1503 fuhren sie in die Mündung des Belen ein. Columbus beschloss die Umgegend näher kennen zu lernen, zumal die Eingebornen Quibia. gerne gegen Kleinigkeiten Goldbleche hingaben. Mit einem Kaziken, Quibia, ward freundlicher Verkehr gepflogen. Dieser gab ihnen auch Führer in einen Wald mit, dessen Boden von Gold durchdrungen zu sein schien. Bloß mit den Fingern lasen die Spanier zwischen den Wurzeln von ungeheuren Bäumen eine beträchtliche Menge Goldes auf. Columbus glaubte, auf eine Stelle aus den Alterthümern des Flavius Josephus sich stützend, endlich das Land gefunden zu Ophir. haben, aus welchem Salomon das Gold zum Bau seines Tempels nahm.[2])

Hier beschloss Columbus eine Niederlassung zu gründen, um den Besitz des Landes zu sichern und die Minen auszubeuten; sein Bruder Bartholomäus Ansiedelung. sollte mit achtzig Mann dableiben, bis Columbus aus Spanien Verstärkung und Vorräthe bringe. Allein der Kazike Quibia sah eine Ansiedelung auf seinem Gebiet sehr ungern und beschloss die weißen Männer zu überfallen und zu vernichten. Der Plan war sehr schlau angelegt, allein ein noch schlauerer und Mendez. kühnerer Spanier, Diego Mendez, schloss aus gewissen Anzeichen auf feindselige Gesinnung und wusste auf die verwegenste Weise sich Gewissheit von dem Kriegsplan zu verschaffen, indem er selber in die Höhle des Löwen gieng, sich für einen Arzt ausgab, der die Wunde des Kaziken zu heilen vermöge. Schnell war er gewiss, dass Quibia mit großer Streitmacht in der Stille der Nacht die Niederlassung der Spanier überfallen und alle niedermachen wolle. Ebenso kühn Bartolome. als Mendez zeigte sich jetzt der Bruder des Admirals, Bartolome: er gieng mit 74 wohlbewaffneten Männern, darunter natürlich Diego Mendez, zum Hause des Kaziken, ließ die Mannschaft bis auf fünf unten stehen, nahm Mendez mit

[1]) Irving, l. c. XV, cap. 9—10. — Roselly bemerkt zu dieser Stelle Irvings: „Er ahnte diesen geographischen Punkt, der seit beinahe vierhundert Jahren Gegenstand so vieler Wünsche, so eingehender Studien seitens deutscher, englischer und französischer Forscher ist. Hartnäckig bestand er darauf, die Meerenge da finden zu wollen, wo sie ungeachtet ihres Nichtvorhandenseins die Bedürfnisse der Civilisation bis auf die heutige Stunde fordern. Er suchte sie an Orten, welche der Schöpfer für die Scheidung der beiden großen Theile des amerikanischen Continentes vorbereitet zu haben schien. Man möchte fast sagen, dass die Natur in ihrem Werke auf den Befehl Gottes plötzlich eingehalten hatte, weil er der Menschheit als eine wunderbare Bethätigung ihres Genius und als den höchsten Ausdruck ihrer Macht den Durchstich des Isthmus von Panama habe vorbehalten wollen. Der Admiral suchte also die Meerenge genau da, wo sie sein sollte, und wo sie eines Tages sein wird. Der Entdecker Amerikas hat diesen Punkt bereits vor vier Jahrhunderten bezeichnet."

[2]) Irving, l. c. XVI, p. 1—5.

vier andern mit. Der Kazike kam aus dem Hause, Bartholomäus fragte nach seiner Wunde, packte ihn am Arm, ein Büchsenschuss rief die Spanier herbei und der Kazike wurde mit seiner ganzen Umgebung gefangen auf ein Boot und zur Niederlassung gebracht. Er entkam später auf nicht minder kühne Weise durch einen Sprung ins Wasser, und der Kampf auf der Niederlassung begann und zuletzt musste der Admiral dennoch den ganzen Plan aufgeben und alle Mannen auf seine Schiffe zurückbringen.[1])

Stürme, Noth, Unzufriedenheit der Mannschaft, Krankheit, alles stürmte auf Columbus ein. Erschöpft von Anstrengungen und vom Fieber verzehrt, hörte er einst eine Stimme, die ihm Muth zusprach: „Vom Mutterschoß an hat dich Gott gehütet. Als er dich reif sah für seinen Rathschluss, verbreitete er durch ein Wunder den Klang deines Namens über den Erdkreis. Er verlieh dir Indien, den reichsten Welttheil als Gut, mit der Vollmacht, es nach Wohlgefallen zu verschenken. Der Ocean lag mit schweren eisernen Ketten gesperrt, da gab er dir die Schlüssel. Antworte, wer hat dich denn so tief, und so oft gekränkt, Gott oder die Menschen? — Fürchte dich nicht. Nichts geschieht ohne Gottes Rathschluss. Da weinte ich wegen meiner Irrthümer." — Diese Stelle aus einem Briefe an die Monarchen lässt uns einen Blick in die Tiefe der Seele des Entdeckers werfen und zeigt, wie der Gedanke, er sei ein erlesenes Werkzeug der Vorsehung, ihm Halt gab in den vielen Widerwärtigkeiten, die er zu bestehen hatte.[2]) Fiebertraum.

Noch schwerere Stunden sollten über ihn kommen, nachdem er am 20. April von dem unheimlichen Gestade geschieden war. Eines der Schiffe war von den Würmern so leck gebohrt, dass es verlassen werden musste. Der Admiral steuerte nach Nord-Osten, musste aber am 24. Juni an der Nordküste von Jamaica auch die beiden andern Schiffe, weil sie trotz alles Pumpens nicht mehr flott zu halten waren, auf den Strand laufen lassen. Die Mannschaft musste auf dem Verdeck leben. Mit den Indianern wurde zwar ein Tauschhandel um Lebensmittel eingeleitet, aber wie sollte man von der Stelle wieder wegkommen? — Diego Mendez und Bartolome Fiesco unternahmen es, in leichten Barken nach Domingo zu fahren und Ovando um ein Schiff zu bitten, welches Columbus und die Mannschaft rette, sechs Spanier und zehn indianische Ruderer waren auf jedem der beiden Canoes.[3]) Doch welch schreckliche Fahrt! Das Wasser gieng aus, einige Indianer verschmachteten vor Durst, nur die Verzweiflung gab noch Kraft zum Rudern und Domingo ward erreicht. Aber Ovando beeilte sich nicht und sieben Monate bettelte der treue Mendez vergebens, dass er ein Schiff für die Rettung des Admirals auf dessen Kosten kaufen dürfe. Erst als die Geistlichen von der Kanzel mit dem Strafgericht Gottes drohten, geschah etwas. Welche Lage für Columbus! Er schreibt: „Bis hieher habe ich für andere geweint; habe jetzt Mitleid für mich, o Himmel, und weine für mich, o Erde! In meinen weltlichen Angelegenheiten ohne einen Heller in der Tasche hier in Indien verschlagen, allein in meinem Elend, gebrechlich, erwartend, dass jeder Tag mein letzter sei, umgeben von grausamen Wilden; in geistlichen Angelegenheiten entfernt von den heiligen Sacramenten der Kirche, so dass die Seele verloren ist, wenn sie von der Welt scheidet! Weine für mich, wem Menschenliebe, Wahrheit und Gerechtigkeit innewohnt!" Strandung bei Jamaica. Mendez nach Espaniola. Noth des Columbus.

[1]) Vida del Almirante, cap. 96—98. — Irving, l. c. XV, cap. 7.
[2]) Vida del Almirante, cap. 79—109. Schreiben des Columbus an die Monarchen 1503.
[3]) Irving, l. c. XXI, cap. 5.

Meuterei. Noch Ärgeres kam. In der Verzweiflung fieng die Mannschaft an zu meutern. Am 2. Februar 1504 brach unter Leitung der Brüder Porras eine Verschwörung aus: 48 Mann, sämmtliche noch gesunde Matrosen, kündigten dem fieberkranken Admiral den Gehorsam auf und zogen auf indianischen Barken an die Westküste Jamaicas. Ihr Versuch, auf Canoes Hispaniola zu erreichen, schlug fehl, sie trieben sich nun auf der Insel herum, nahmen den Indianern ihre Vorräthe weg unter dem Vorwande, der Admiral würde alles bezahlen; wenn er sich weigere, sollten sie ihn nur todtschlagen. Die Indianer brachen jetzt

Hungersnoth. keine Lebensmittel mehr zu den Schiffen und Colon kam mit seinen Getreuen in Gefahr zu verhungern.[1])

Da half ihm eine List. Er wusste, dass nach drei Tagen eine totale Mondesfinsternis eintreten werde, und ließ den Indianern durch seinen Dolmetscher sagen, er sei der Verehrer eines Gottes, der im Himmel wohne, die Guten belohne und die Bösen bestrafe. Dieser Gott zürne den Indianern, weil sie seinen treuen Anbetern die Lebensmittel verweigern, und wolle sie mit Hungersnoth und Pestilenz bestrafen. Zum Zeichen seines Zornes würden sie in der dritten Nacht sehen, dass der Mond seine Farbe ändere und völlig seinen Schein verliere. Die Indianer lachten, fiengen aber an zu zittern, als in der bezeichneten

Mondesfinsternis. Nacht (29. Februar 1504) der Mond sich zu verfinstern begann, und eilten mit allen Vorräthen zu den Schiffen, heulten und warfen sich dem Columbus zu Füßen, er solle doch bei seinem Gott vermitteln, dass er den Zorn ablege. Columbus zog sich in seine Kajüte zurück, „um mit der Gottheit zu sprechen“, und verkündete nach einiger Zeit, dass Gott sie begnadigen wolle, unter der Bedingung, dass sie fortan Lebensmittel liefern; zum Zeichen dessen werde er den

Rettung durch List. Mond wieder leuchten lassen. Welche Freude für die Indianer, als der Mond wieder hell strahlte! Fortan lieferten sie aber auch pünktlich die Lebensmittel, denn sie sahen im Admiral den Vertrauten der Gottheit.[2])

Verschwörung. Acht Monate waren schon verflossen und auch die letzten Getreuen des Admirals begannen zu meutern. Ein Apotheker, Bernal, gewann auch die Getreuen, alles, was noch an Bord war, zu rauben, den Admiral umzubringen. Dieser hatte keine Ahnung von der Gefahr. Der Tag zum Mord war schon bestimmt. Da kam am Abend vorher ein Fahrzeug in Sicht und ein Boot näherte sich; der Befehlshaber desselben, Escobar, brachte ein Faß Wein, eine Speckseite und ein Schreiben von Ovando: Es sei kein Schiff von hinlänglicher Größe gerade im Hafen, man werde aber, sobald als möglich, ein solches schicken. Kaum hatte Escobar eine Antwort von Columbus, so fuhr er zu seinem Schiff zurück, das bald im Dunkel der Nacht verschwand. Offenbar wäre es Ovando lieb gewesen, wenn Columbus zugrunde gegangen wäre.[3]) Die Verschworenen ließen den Plan fallen. Columbus war also wieder sich selber überlassen und jetzt kam es zwischen den Getreuen und der Bande der Porras auf der Insel zum Kampfe.

Rettung. Bartolome errang den Sieg. Die Überwundenen baten reumüthig um Verzeihung. Endlich am 28. Juni 1504 erschien ein Schiff, das alle aufnahm und 13. August

In Domingo. 1504 nach Domingo brachte. Columbus schien Ovando gegenüber alle Leiden, allen Groll vergessen zu haben. Die ihm einst so feindselige Bevölkerung aber schwärmte plötzlich für den so großen und so unglücklichen Mann. „Das Volk

---

[1]) Irving, l. c. XVI, cap. 2. — Vida del Almirante, cap. 102.
[2]) Irving, l. c. XVI, cap. 3. — Vida del Almirante, cap. 103.
[3]) Irving, l. c. XVI, cap. 4. — Vida del Almirante, cap. 104.

huldigte der Majestät des Unglücks, die Franciscaner verehrten ihn als den Boten des Heils."

Kaum waren Schiffe in Bereitschaft, so gieng Columbus 12. September 1504 wieder unter Segel und am 7. November 1504 landete er nach einer höchst stürmischen Fahrt in Cadix. Aber er sollte keinen frohen Tag mehr haben. Seine Angelegenheiten waren in Unordnung gelassen und der Mann, der Spanien Hunderte von Millionen durch seine Entdeckung verschafft hatte, musste auf Borg im Wirtshaus leben. Der härteste Schlag für ihn war jedoch der Tod seiner Schützerin Isabella, 26. November 1504. Peter Martyr, ihr Zeitgenosse, nennt die herrliche Frau mit Recht den Tugendspiegel ihrer Zeit und ein Amerikaner sagt schön von ihr: „Sie war eine der reinsten Seelen, welche je das Schicksal der Nationen in Händen trugen. Wäre sie erhalten geblieben, viele Scenen des Grausens würden dann bei der Colonisierung der neuen Welt durch ihre edelmüthige Wachsamkeit vermieden worden sein, indem sie das Los der Ureinwohner stets zu mildern bedacht war. Doch auch so wird ihr Name stets mit himmlischem Glanze die Anfänge der Geschichte dieses Welttheiles bestrahlen."[1] Isabella hatte noch die Schändlichkeiten Ovandos erfahren und in der Entrüstung darüber drohte sie: „Diesem Ovando will ich eine Stelle verleihen, welche noch niemand vor ihm bekleidet hat." Sie erhob dagegen den treuen Mendez in den Adelstand und nahm den ältesten Sohn des Columbus mit einem Gehalt von 40.000 Maravedis in ihre Leibwache auf.

Die letzten Tage.

Tod Isabellas.

Charakter.

Mit Isabella sanken die letzten Hoffnungen des Columbus ins Grab.

Das Verhältnis des Admirals zu Isabella zeichnet sein Biograph[2]) in den schönen Bemerkungen: „Er hatte mehr verloren als eine Beschützerin, mehr als eine Herrscherin: er hatte auch eine Freundin verloren. Ja, die Königin liebte mit kindlicher Zärtlichkeit den Mann, den sie als ihr zur Vollendung des großen Werkes von Gott gesandt erkannte; sie zollte ihm eine ehrfurchtsvolle Hochachtung. Isabella fand in Columbus ihr Selbst, das heißt ihre hervorragenden Tugenden wieder. Sie bewunderte außerdem an ihm die Bescheidenheit eines Helden, die Einfalt eines Heiligen, die Naivität eines Kindes, welche sich dieser Patriarch des Oceans durch alle Drangsale des Lebens und durch seine ans Fabelhafte grenzenden Thaten hindurch unversehrt bewahrt hatte. Sie liebte den Beschauer der Schöpfung, welcher die Naturgesetze ahnte und ihr in warmer, von Begeisterung getragener Sprache in seinen Unterredungen die Geheimnisse seines Ahnens anvertraute. Eine unwillkürliche Hochachtung neigte die so sehr verehrte, große Isabella zu diesem Greise, dem schon auf Erden der Stempel der Unsterblichkeit aufgeprägt war. Sie allein erkannte seine Größe mit völliger Klarheit; sie empfand auch die Ehrfurcht, welche seine providentielle Mission unter allen Umständen einflößte. Denn außer einigen auserlesenen Seelen, einigen Bischöfen und Mönchen, sahen die Spanier in ihm nur einen hohen Würdenträger der Marine, welcher

Was sie an Colon bewunderte.

[1]) Irving, l. c. XVIII, cap. 2.
[2]) Roselly, l. c. S. 538.

der Krone in der Fremde diente; einen Admiral auf einem entlegenen, wenig bekannten Meere, den seine Herkunft aus Genua immer ein wenig verdächtig erscheinen ließ. Sie allein hatte seine Ansichten, seine Verwaltung gegen die Marinen-Bureaux, gegen die Höflinge, gegen die Räthe, gegen die öffentliche Meinung, selbst gegen den König vertheidigt und nur einmal hatte sie, von dem äußeren Anschein betrogen, nachgegeben. Denn die menschliche Unvollkommenheit, die Schwäche des Weibes musste doch einmal im Laufe dieser Freundschaft sondergleichen zu Tage treten. Aber alsbald hatte sie ihren Irrthum erkannt, sie hatte denselben wieder gut zu machen gesucht, und insgeheim vergoss sie bittere Thränen des Schmerzes über den Unseligen, zu dessen Mitschuldigen sie sich gemacht, ohne es zu wollen. Für die warme Seele des Columbus war dieser Augenblick erloschen, als ob er nie gewesen wäre. Er erblickte in der unvergleichlichen Isabella stets den Typus der Reinheit, der Beständigkeit, der Worttreue und das Vorbild einer gnadenerfüllten Herrscherin. Wem sollte er von jetzt ab das Entzücken schildern, in welches ihn all die Wunder jener unbekannten Gegenden versetzten? Wer folgte ihm jetzt im Geiste und wusste ihm Dank für seine fernen Mühen? Wer sollte ihm jetzt zu Hilfe kommen, um das letzte Ziel seiner Hoffnungen, die Befreiung des heiligen Grabes, zu erreichen? Seine ganze Zukunft, all seine Wünsche, sein Sehnen, das Ziel seiner Mühen schien sich in nebelgraue Schleier zu hüllen. Als er vernommen, dass der Schicksalsschlag gefallen, dass die Königin todt sei, wurde es Columbus kalt ums Herz. Seine Trostlosigkeit war stumm wie das Grab. Er suchte keinen Ausdruck für seinen Kummer, der überhaupt nicht auszudrücken war. Seine Seele versenkte sich in das Schweigen völliger Zerrissenheit. Man weiß nur, dass seine physischen Leiden dadurch sehr gesteigert wurden. Er, der in allem, was ihn betraf, kurz und rauh war, gesteht in seinem ersten Brief an seinen Sohn, dass er große Anstrengungen gemacht, um ihm in diesem Augenblick zu schreiben, „trotz des entsetzlichen Wehes", das er empfinde.

Was Colon an ihr bewunderte.

Ferdinand.

Ferdinand empfieng den Admiral, als er im Mai 1505 das Hoflager zu Segovia besuchte, mit kalter Höflichkeit und war offenbar entschlossen, ihn nicht mehr als Statthalter einzusetzen, wahrscheinlich weil er seinen Fähigkeiten hiezu misstraute. Columbus bekam auf seine Schreiben an den König, auf seine Bitten um Auszahlung seiner Gehälter keine Antwort; hingegen wies er das Angebot einer Grafschaft in Castilien als Ersatz für all seine Ansprüche stolz ab, desgleichen das Angebot des zehnten Theils aller Kroneinkünfte in dem neuentdeckten Lande — er beharrte auf dem Vertrage, trotz seiner peinlichen Armut; es scheint, dass die Noth ihn nachgiebig machen sollte. Der große Entdecker erkrankte, nachdem er vergebens an die Gerechtigkeit des Königs appelliert hatte; — am 4. Mai machte er sein Testament, am 20. Mai 1506 starb er, gekleidet in das Ordensgewand des dritten Ordens des heil. Franciscus, mit der Frömmigkeit eines Christen, mit dem Blick auf das Kreuz, seinen Feinden und Neidern verzeihend, auch dem König, der den Helden darben ließ und sein glühendes Verlangen für Befreiung des heiligen Grabes in nebelgraue Fernen rückte.[1]) Sein Sohn und ein Franciscaner waren

Tod des Columbus.

[1]) Irving, l. c. XVIII, Schluss.

in der schweren Stunde bei ihm. Franciscaner, die ihm in seinen Sorgen und Nöthen immer beigestanden, geleiteten auch seinen Leib zur Ruhe. Zwar ließ Ferdinand dem Entdecker ein Denkmal errichten mit der Inschrift:

„Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon." [1])

Aber dass sein kalter, politischer Sinn die letzten Tage des großen Mannes verbitterte, wirft einen schwarzen Schatten auf seinen strahlenden Ruhm und wird — wie Irving[2]) gut bemerkt — allen Herrschern zur Lehre werden und ihnen zeigen, wie wichtig für die Größe ihres eigenen Namens die Belohnung großer Männer ist.[3])

So endete der Mann, welcher die Schranken des Oceans durchbrach und die Prophezeiung Senecas[4]) erfüllte:

„Venient annis saecula seris,
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Tethysque novos detegat orbes,
Nec sit terris ultima Thule."

Seine großen Eigenschaften sind: ein feines und tiefes Gefühl für die Natur, eine glänzende Einbildungskraft, ein starker Wille, ein edler und großartiger Ehrgeiz, ein fürstlicher und frommer Sinn; seine Schwächen sind: Mangel an Menschenkenntnis, indem er das, was in ihm lebte, mit seiner glühenden Einbildungskraft gern auch in andern sah, Mangel an Kraft, die Menschen zu beherrschen. Er war keine Feldherrnnatur,[5]) die andere fortreißt, er war eine tief innerliche, eine grübelnde Natur. Über das Land seiner Entdeckung ist Columbus bis zum letzten Augenblick sich unklar geblieben; er glaubte Ost-Asien entdeckt zu haben und er ahnte nicht, dass er einen neuen Welttheil entdeckt hatte, in welchem heute von Millionen und Millionen sein Name mit Verehrung genannt wird. Diese Täuschung war die Schuld seines

Vorzüge und Gebrechen.

---

[1]) Für Castilien und für Leon entdeckte Columbus eine neue Welt.

[2]) Irving, l. c. XVIII, cap. 4.

[3]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 367—388.

[4]) Seneca, Medea, II, v. 375, ed. Torkill Baden. Lips. 1821.

[5]) Peschel (Zeitalter der Entdeckungen, S. 271) bemerkt treffend: „Es war Colons Verhängnis, dass er sich eine Statthalterschaft neben dem Admiralstitel ausbedungen hatte. Acht Jahre verstrichen, ohne dass der große Mann die Auffindung des Seeweges nach Indien, sein Lebensziel, sonderlich gefördert hätte. Zerstreut sehen wir ihn an der Ostspitze Cubas seine zweite Fahrt unterbrechen, weil ihm seine goldene Statthalterschaft keine Ruhe läßt. Auf seiner dritten Fahrt gönnt er sich keine Zeit, die Entdeckung des merkwürdigen Festlandes zu verfolgen. Nur flüchtig auf der Überfahrt nach Hayti, suchte er neue Küsten, denn alle Entdeckungsreize scheinen bei ihm erstorben, und während er nur mit der domänenartigen Ausbeutung Espannolas sich beschäftigt, entschleiern andere mittlerweile beinahe in völliger Ausdehnung die atlantischen Küsten Südamerikas. Ohne glänzende Befähigung zur Verwaltung einer Colonie fehlte ihm der Zauber einer gebieterischen Persönlichkeit unter den verwegenen Abenteurern, die er nach der neuen Welt geführt hatte. Ein solches Heldengesindel mitten in der Entbehrung und in den höchsten Drangsalen noch in Mannszucht zu erhalten, gelang nur einem Liebling des Kriegsgottes wie Ferdinand Cortez."

Unglücks; weil er Asien gefunden zu haben meinte und an die Schilderungen Marco Polos vom Reichthum desselben glaubte, so machte er der Königin, wie denen, die sich seiner zweiten Fahrt anschlossen, Aussichten auf schnellen, großen Gewinn und, als dieser nicht gleich erreicht war, galt er den Ansiedlern verantwortlich für ihre Täuschung, und von da an war der Hass rege gegen ihn und man suchte sein Ansehen bei Hof zu untergraben.

Die Familie des Columbus

Bartholomäus, der Bruder, starb 1515 auf Hispaniola, vom Könige mit der kleinen Insel Mona, zwischen Hayti und Puertorico, beschenkt. Ferdinand, der Sohn des Entdeckers, trat in den geistlichen Stand und starb 1539 in Sevilla. Don Diego Colon, der jüngste Sohn, vermählte sich 1508 mit Maria von Toledo, der Nichte des Herzogs von Alba, und erhielt die Stelle eines Statthalters der Antillen und den Genuss des Zehnten von dem darin gewonnenen Golde zuerkannt.[1]) Wegen Verdächtigung aber, als strebe er nach Unabhängigkeit, war er zweimal zu einer Reise nach Spanien genöthigt. 1524 gewann er in Vittoria die Gunst Karls V. in so hohem Grade, dass dieser sich schon mit dem Plan trug, ihn zum Statthalter von Mexiko zu ernennen. Eben wollte er in sein neues Vicekönigthum abreisen, als ihn 1526 der Tod ereilte; die Witwe schloss mit der Krone für alle Ansprüche einen Vergleich ab, wonach ihr sechsjähriger Sohn Don Luis zum Herzog von Veragua, zum Markgrafen von Jamaica, zum indischen Admiral, zum Generalcapitain von Hispaniola mit einer erblichen Rente von 10.000 Ducaten ernannt wurde; auch übernahm die Krone die Apanagen für die Geschwister. Als Don Luis 1572 ohne eheliche Nachkommen starb, folgte ihm der Sohn seines Bruders Christobal, Diego II., mit welchem 1576 die legitime männliche Linie des Entdeckers ausstarb. Die Leiche des Columbus ruht seit 1526 in der Kathedrale von Domingo, wo sie 10. September 1877 gefunden wurde. Standbilder seines Ruhmes stehen schon in Genua, Barcelona, Saint-Louis, in Lima. 700 Bischöfe haben bereits seine Beatification vom heiligen Stuhl verlangt. 1892 wird der Erdkreis seine Verdienste feiern (12. October) und werden Denkmäler für ihn enthüllt werden.[2])

Der Name Amerika.

Aber auch der Welttheil, welchen Columbus entdeckt hatte, sollte seinen Namen nicht führen, nicht Columbia, sondern Amerika heißen. Das kam so: der Florentiner Amerigo Vespucci,[3]) aus einem berühmten Geschlecht geboren 1451, lange wahrscheinlich als Handelsagent des Hauses Berardi von Florenz in Sevilla beschäftigt, reich mit Kenntnissen im Seewesen ausgestattet, hatte zuerst an den Fahrten der kleinen Entdecker Antheil genommen in spanischen Diensten, dann in portugiesischen; so war er auch bei der Entdeckung Brasiliens

[1]) Die Acten des Processes, welchen die Söhne des Columbus gegen die Krone führten, haben uns die wichtigsten Belege zur Geschichte der Entdeckung erhalten.

[2]) Dichter haben ihn gefeiert, Geschichtschreiber eingehend sein Leben dargestellt, wie der öfter erwähnte Amerikaner Washington Irving (deutsch von Ungewitter), der Spanier Ortega y Frias, Madrid 1874, der Engländer Helps, London 1879. Alle übertraf, von Pius IX. dazu angeregt, der Franzose Roselly de Lorgues in seinem Werk „Christophe Colombe, serviteur de Dieu. Son apostolat. Sa sainteté“. 3 édit. Paris; schön illustriert, in prachtvoller Bearbeitung von Philipp Laicus, von Benziger in Einsiedeln herausgegeben. Einsiedeln 1889. Die beste Quelle für seine Charakterschilderung ist sein Tagebuch, welches Navarrete in Madrid 1825—1826 herausgab.

[3]) Hinsichtlich der Literatur über Vespucci vergl. die Abhandlung IX. im Anhang zu Irvings „Leben des Columbus“.

thätig. 1508 trat er wieder in spanische Dienste und erhielt das Amt eines Reichspiloten, welches er bis zu seinem Tode 1512 bekleidete; als solcher hatte er die Steuermänner im Gebrauch des Quadranten und Astrolabiums zu prüfen und eine Karte der neuen Entdeckungen zu entwerfen, die als Padron real amtliche Giltigkeit haben und auf allen Schiffen eingeführt werden sollte; neuere geographische Bestimmungen sollte nur er eintragen. Noch ganz voll von dem Neuen, was er gesehen und erlebt hatte, schrieb er an einen hochgestellten Florentiner, mit dem er erzogen worden war, Briefe, welche später, angeblich aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt, unter dem Titel „Die vier Schiffahrten des Vespucci" (Quatuor Navigationes) ein Jahr nach dem Tode des Columbus in St.-Dié in Lothringen erschienen und von einer literarischen Fälschung, die aber wahrscheinlich von den Herausgebern herrührt, nicht frei sind. Der Herausgeber stammt aus Freiburg im Breisgau und heißt eigentlich Martin Waldseemüller;[1]) er wurde dann Professor am Gymnasium zu St.-Dié, änderte seinen Namen in Hylacomilus und schlug in einer kleinen Abhandlung über mathematische Geographie, welche als Einleitung der lateinischen Ausgabe der „Vier Schiffahrten" voraus gedruckt ist, vor, den vierten Erdtheil nach dem Beschreiber Ameriga oder Amerika zu nennen. Der Vorschlag gefiel namentlich wegen der Lautsymmetrie mit den Namen der anderen Erdtheile. Die Schilderungen in den Briefen des Vespucci sind äußerst lebendig und wurden viel gelesen; in Deutschland kam der Name in geographischen Werken auf, während in Spanien der Name Westindien[2]) oder die neue Welt im Gebrauch blieb. Amerika wurde in Atlanten aber lange nur für Brasilien gebraucht, erst der Atlas des Ortelius hat ihn für den ganzen neuen Erdtheil allgemein gemacht. Amerika wäre also „das Land des Amalrich", für welchen Amerigo nur eine italienische Form ist.[3]) —

Die kleinen Entdecker. — Die Portugiesen erreichen Ostindien.

Die Kunde von der Entdeckung des Columbus wurde durch ganz Europa als ein Weltereignis begrüßt und regte die seefahrenden Nationen zu neuer Thätigkeit an, den Weg nach dem goldreichen Kathay und Cipangu zu finden, denn Marco Polo war viel gelesen und nicht bloß für Columbus eine Art Marco Polo. Orakel. Aber in den Inseln, welche die Spanier gefunden hatten, war nichts davon zu sehen, dass selbst Dächer und Paläste von Gold strahlten, wie es bei Marco Polo heißt, welcher nach Goethes schönen Worten durch seine kräftigen Schilderungen das Gefühl des Unendlichen und Ungeheuren in uns aufregt und uns aus dem Gefühl der Verwunderung und des Staunens nicht herauskommen läßt. In England waren überdies noch viel gelesen die Reisen des Sir John Mandeville. Derselbe war geboren in St.-Albans, von Mandeville. Kindheit an eifrig den Studien, namentlich der Medicin, ergeben; von dem Verlangen die Welt kennen zu lernen, getrieben, bereiste er von 1332 an

[1]) Humboldt, Kritische Untersuchungen, II.
[2]) Indias occidentales, Indias, Nuevo Mondo.
[3]) Amalrich, Amalricus, Aymerique, Emerich. Hagen — in Humboldts „Kritischen Untersuchungen", II, S. 324.

Asien, kehrte nach vierunddreißigjähriger Abwesenheit nach England zurück und schilderte dann seine Erlebnisse in einem König Eduard III. gewidmeten Werke in drei verschiedenen Sprachen, denn er war des Französischen und Lateinischen wie seiner Muttersprache mächtig. Auch seine Schilderungen von Kathay und von Kambalu ergreifen wie die des Marco Polo und er wirft nicht weniger mit Millionen um sich, als der Venetianer, und reizte wie dieser, das Wunderland zu befahren.

Von England aus wurde auch schnell ein Versuch gemacht, den Weg nach Kathay durch eine Fahrt nach dem Westen zu finden. Eine venetianische Familie, Sebastian Cabot. Gabotto, stand an der Spitze des Unternehmens. Im Jahre 1496 erhielt der Vater Johann für sich und seine drei Söhne ein Patent, nach allen Ländern, Meeren und Golfen im Westen, Osten oder Norden auf Entdeckungen auszugehen, natürlich auf eigene Kosten, aber unter der Flagge des Königs, welchem dafür vom Handelsgewinn ein Fünftel entrichtet werden müsste. 1497 begann die Fahrt im Frühjahr mit einem einzigen Fahrzeug. Am 24. Juni 1497 war das Schiff am nordamerikanischen Festland, wahrscheinlich an der Labradorküste, Terra primum visa nannte man das Land. Die Rothhäute aber fand man noch nicht dort, sondern Eskimos in Pelzkleidern. 1498 wurde eine neue Fahrt mit zwei Schiffen und 300 Mann unternommen von Sebastian Cabot. Man stieß auf ein Land, das man nach den vielen Stockfischen die Baccallaos-Insel nannte, wahrscheinlich Neufundland. Man behielt die Küste zur Rechten und fuhr südwärts, bis in das heutige Nordcarolina. Reichen Gewinst wie die spanischen Fahrten hat aber diese Fahrt nicht abgeworfen, doch setzten die Engländer die Unternehmung fort. Die Spanier stießen bald auf Spuren englischer Schiffe und die Engländer brachten wilde Männer in Thierfellen und Fahrten der Franzosen, Papageien heim. Auch die Franzosen wurden angeregt. 1504 erschienen französische Schiffe an der Küste Neufundlands. Cap Breton hat daher seinen Namen. 1517 stand Sebastian Cabot wieder an der Spitze eines englischen Geschwaders, um eine Durchfahrt nach Kathay zu finden. Cabot fuhr den Foxcanal hinauf und gelangte bis zum 67. Grad nördlicher Breite. Die Meuterei des Bootsmeisters zwang ihn zur Umkehr.

der Spanier. Aber auch in Spanien wurden Versuche von Anderen als Columbus gemacht, es sind das die sogenannten Fahrten der kleinen Entdecker. Ojeda. Alonso de Ojeda, uns schon von Cuba her bekannt, erhielt durch Fonseca die Erlaubnis zu einer Entdeckungsfahrt; mit ihm gieng der Florentiner Amerigo Vespucci. Am 18. Mai 1499 verließen sie mit zwei Caravelen Cadix, im Juli waren sie an der Küste von Guyana, von da steuerten sie südwärts bis zur Mündung des Amazonenstroms. Man erblickte das Kreuz des Südens. Die Äquatorialströmungen zwangen zur Umkehr, man steuerte nordwestlich und kam nach Trinidad, trieb dann einen ergiebigen Perlenhandel bei Margarita; in Venezuela oder Kleinvenedig, so benannt, weil hier die Häuser auf Pfählen erbaut waren, gerieth man in Kämpfe mit den Eingebornen und drang dann westlich vor bis Cabo de la Vela, dann kehrte man um nach Hispaniola. Dass Cuba kein Festland, sondern eine Insel sei, wurde ihnen gewiss. Mitte Juni 1500 war man wieder in Cadix. Nach Verkauf der geraubten Indianer war der Reinertrag für die Unternehmer 10 Ducaten. — Ein anderes Ninno. Unternehmen leitete der Steuermann Peralonso Ninno 1499. Man erreichte

Paria, Margarita, das perlenreiche Curiana, bestand im Februar 1500 beim Drachenschlund ein Seegefecht gegen achtzehn Schiffe der Karaiben. Diese Fahrt warf so reichen Gewinn ab, dass neue Privatunternehmungen entstanden. 1500 fuhr Vincente Jannez Pinzon nach Süd-Südwesten und erreichte das Gestade Brasiliens, das er förmlich für die castilische Krone in Besitz nahm; dann ward nordwestlich bis zur Mündung des Rio Para gesteuert, dann bis zum Amazonenstrom. Brasilienholz, Gewürze, Topase, wurden nach Palos zurückgebracht. Zwei Schiffe aber giengen in einem Sturm zugrunde und die Vermögensverhältnisse der Pinzons blieben durch diese Fahrt zerrüttet. Pinzon.

Die Fahrten des Columbus stachelten die Portugiesen zu neuer Thätigkeit; es war, als ob auf einmal sich ihrer die Furcht bemächtigte, sie möchten zu spät kommen zur Entdeckung Indiens, zur Theilnahme an seinen unermesslichen Schätzen. In dieser Stimmung gieng der Nation ihr König voran, Manuel der Glückliche (1495—1521). Der Glückliche heißt er, „denn — wie der Zeitgenosse Osorius sagt — es fand sich in jener Zeit für die Traurigkeit keine Stätte, man hörte nirgends klagen, alles erklang von Chören und Gesängen". — Das gesteigerte Leben fand im Könige einen anregenden Mittelpunkt und nie war wohl Volk und König inniger verbunden als unter Manuel. Ein schöner Mann mit lebhaften Augen, wohltönender Stimme, hoher Stirne, edler, kräftiger Gestalt, zeichnete sich der König aus nicht bloß durch die Richtigkeit seines Urtheils, dann die Ausdauer in der Arbeit, durch den Reichthum seines Wissens, sondern auch durch die Feinheit seiner Unterhaltung, durch seine Liebe zu Gelehrten und Vielgereisten, durch seine Freude an Musik und heiterem Spiel, aber auch durch seine Strenge gegen Übelthäter. Der Hof war eine Schule des Anstandes, guter Sitte, geselliger Bildung für beide Geschlechter, weiblicher Ehre und männlicher Tüchtigkeit, eine wahre Pflanzschule echter Ritterlichkeit. Es war die Heldenzeit Portugals, wo das Mädchen, ehe es einem Liebesantrage Gehör gab, vom Jüngling verlangte, dass er auf dem Meere, oder in fernen Ländern Beweise von Tapferkeit und Muth im Kriege abgelegt habe. So war das Volk, so der König. Goës sagt von Manuel: „Er war ein Mann von großer Berufsthätigkeit und in der Erledigung der Gegenstände, die ihm durch die Hände giengen, sehr ausdauernd",[1] und Osorius erzählt über die Vielseitigkeit des Königs, dass er Flotten nach Mauritanien und Äthiopien und nach Ostindien ausrüstete, Besatzungen in verschiedene Länder abschickte, der Rechtsprechung seine Sorge zuwandte, sein Ohr beständig den Klagen der Menschen lieh und Verbrechen, die verübt worden, bestrafte; wir können noch hinzusetzen, dass er eine neue Gesetzgebung veranstaltete, dass er die Blüte der Wissenschaften in Portugal hervorrief, dass selbst die Prinzessinnen im Latein und Griechischen meisterhaft bewandert waren, dass namentlich das Studium

Die Portugiesen. Manuel der Glückliche. Heldenzeit Portugals. Bildung.

[1] Barros, l. c. Dec. I, lib. 4, cap. 1—6. — Goës, Rey Emanuel I., p. 37—42.

der Mathematik und Astronomie wegen der Seefahrten eifrig gepflegt wurde. Für alles hatte der König Sinn und Zeit und alles lebte unter seiner glücklichen Hand neu auf. Freilich war diese vielseitige Thätigkeit nur vereinbar mit der größten Selbstbeherrschung: Manuel war auch bei der ausgesuchtesten Tafel mäßig im Genuss der Speisen und trank nie Wein, an hohen Festtagen enthielt er sich gänzlich der Speisen; er war keusch und enthaltsam und hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Maria keinen Umgang mehr mit Frauen.

Fahrten nach Ostindien. Das kleine Portugal leistete in jener Zeit Außerordentliches, stellte mächtige Flotten auf, bemächtigte sich des Handels nach Ostindien und Afrika, gab dem ganzen Welthandel eine neue Richtung und bedeckte sich mit Heldenthaten. Was ein Almeida, ein Pacheco gethan, flog von Mund zu Mund und eiferte zur Nachahmung. Man muss Camoëns lesen, um einen Begriff zu bekommen vom Heldenfeuer, das die ganze Nation beseelte. „Wer will, kann immer" — schien der Wahlspruch dieses Geschlechtes zu sein.

1497 begannen die Fahrten wieder, um den Weg nach Ostindien zu finden. Vier Schiffe mit 170 Mann wurden unter die Leitung eines bewährten Seemanns von kühnem stolzem Gemüth und aufgelegt zu großen Unternehmungen gestellt, nämlich des Vasco de Gama:[1]) er sollte um das Cap der guten Hoffnung herum Ostindien erreichen. Schreiben an den Priester Johannes wurden ihm mitgegeben. Am 8. Juli 1497 gieng man von Lissabon aus unter Segel, nachdem man die Nacht vorher in der Kirche im Gebet um Schutz zugebracht hatte; denn das Unternehmen galt als ein sehr gewagtes und Tausende begleiteten unter Thränen die muthigen Männer, die man für verloren hielt. Die Fahrt gieng jedoch im ganzen glücklich von statten, aber so weit von der Westküste Afrikas weg, dass man ziemlich nahe an die Küste Brasiliens gelangte. Unter Pauken- und Trompetenschall ward am 22. November 1497 das Vorgebirge der guten Hoffnung umfahren, dann wand sich Gama langsam an der Ostküste Afrikas aufwärts, denn man steuerte auf unbekannten Pfaden. Am 19. Januar 1498 landete man an einer Stätte, die man den Wasserplatz der guten Leute nannte (Agoado da boa Gente). Man sah schöne Männer und Frauen und fand freundliche Aufnahme, obschon man sich nur durch Zeichen verständigen konnte. Um den Strömungen an der Küste auszuweichen, steuerte Gama wieder in die hohe See und landete erst wieder bei dem Fluss der guten Zeichen, Rio dos bons Sinaes, wo man schwarze und kraushaarige Menschen traf, aber auch Mestizen, der arabischen Sprache kundig. Am 1. März 1498 erreichte man die Insel Mozambique. Die Einwohner waren Neger und Mauren, trieben Handel mit den Ländern am Rothen Meer und Ostindien und standen unter einem Scheich, der, betroffen über die Ankunft der Fremdlinge, sie zuerst mit Lebensmitteln versorgte und auch auf ihren Schiffen besuchte, sie aber dann, als Leute aus Habesch vor ihren Bildern andächtig niederfielen und sie damit als Christen bezeichneten, als Feinde behandelte. Eine Ladung aus grobem Geschütz zwang ihn um Frieden zu bitten und einen Lootsen zu stellen. Am 7. April erreichte man die Insel Mombaza, deren Klima so gesund, deren Wasser so trefflich, deren Früchte so

Vasco da Gama. Mozambique.

[1]) Geboren um 1450 in Simes, einem Seestädtchen in Alemtejo. Schäfer, l. c. III, S. 166—171.

lieblich waren, daſs alle am Scorbut Kranken auf den Schiffen schnell genasen. Die Stadt hatte einen großen Hafen mit vielen Schiffen und war eine Hauptniederlage des Handels mit Ostindien. Aber auch hier lauerte Gefahr, der jedoch der behutsame Gama vorsichtig entgieng. Am 14. April erreichte man Malinda. Der Scheich empfieng die Fremden freundlich und schloſs mit ihnen Bündnis und Thomas-Christen aus Indien, so genannt, weil der Apostel Thomas ihren Vorfahren das Evangelium gepredigt haben soll, begrüßten die Ankunft ihrer Glaubensbrüder mit Feuerwerk. Hier erhielt Gama einen kenntnisreichen Lotsen, unter dessen Führung die Portugiesen nach einer Fahrt von zweiundzwanzig Tagen quer über den indischen Ocean im Südwest-Monsun am Morgen eines Sonntags, den 24. April 1498, die Stadt Kalikut erreichten. Man war also in Ostindien. Das Ziel so vieler Mühseligkeiten war nach eilfmonatlicher Fahrt glücklich gefunden. Alle lobten Gott und fuhren unter dem Klange der Trompeten in den Hafen ein. Kalikut.

Der Herrscher über Kalikut war der Zamorin (Perumal = Kaiser, mit dem Titel Tamutiri Radscha = der Herr des Hügels und der Welle) aus der Kaste der Brahmanen; überhaupt waren an der Küste von Malabar noch Hindustaaten, die weder von den Nachkommen der Mongolen, noch von Mauren beherrscht waren, aber die Mauren hatten den Handel großentheils in Händen. Sie führten Gewürze, Zimmet, Nelken, Muscatblüte, und was sonst Indien für den Handel lieferte, auf Schiffen über Ormus durch den persischen Meerbusen nach Bosra, Armenien, Syrien, bis an die Handelsstädte des Schwarzen Meeres oder durch das Rothe Meer hinauf nach Ägypten, wo dann die Venetianer in Alexandrien sie abholten und auf die Handelsplätze Europas brachten. So kam es, daſs diese Waren auf dem langen Wege eines Theils dreifach theurer wurden und auf der andern Seite Mauren und Venetianer bei diesem Handel sich unermeſslich bereicherten. Mit Besorgnis verfolgten deshalb die Venetianer die Fortschritte der portugiesischen Schiffahrt und einmüthig und mit allen Mitteln der Arglist traten die Mauren den Fremdlingen in Malabar entgegen.[1]

Zamorin. Handel.

Alles hieng jetzt vom Zamorin ab, der anfangs den Fremden nicht abgeneigt, sonst aber ein schwacher Mann war. Vasco de Gama übergab in feierlicher Audienz das Sendschreiben seines Königs und erhielt bei einem zweiten Besuch das Versprechen eines Freundschaftsbündnisses und aller Begünstigung im Handel. — Monzaide, ein maurischer Kaufmann aus Tunis, der mit den Portugiesen längst verkehrte und ihnen auch in Zukunft die besten Dienste erwies, hatte durch Geschenke ihnen vorgearbeitet. Allein die Mauren bestachen den obersten Hofbeamten und brachten dem Zamorin solches Miſstrauen gegen die Fremden bei, daſs dieser die Portugiesen zu vernichten beschloſs und nur das Feuer der Entschiedenheit und das Gepräge der Wahrhaftigkeit des Gama in einer Audienz, in welcher der Zamorin seine Befürchtungen aussprach und dabei den portugiesischen Befehlshaber fest ins Auge faſste, hielt ihn von einem verderblichen Schlag zurück. Ein Freundschaftsbündnis ward nicht geschlossen, den

Haſs der Mauren.

[1] Goës, l. c. p. 37—39.

Heimkehr. Portugiesen nur gestattet, ihre Schiffe zu füllen. Am 29. August trat Gama die Rückfahrt an. Mit den Monsunwinden nicht bekannt, wurde er und sein Schiff fast drei Monate im indischen Meere aufgehalten. Nach zweijähriger Abwesenheit traf Gama 14. September 1499 in der Heimat ein und hielt seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, nachdem er neun Tage in der Kirche zu Belem zugebracht hatte. Mit hohen Ehren und Belohnungen empfieng ihn der König und im ganzen Reiche wurden Dankgebete veranstaltet für die wichtige Entdeckung, für die glückliche Rückkehr. Dom Vasco de Gamas Name flog durch ganz Europa. Man pries den Entdecker und seinen hochherzigen König, der ihm den Titel Dom, Admiral der indischen Meere mit einem Jahrgehalt von 300.000 Reales verlieh und ihn schließlich zum Grafen von Vidiqueira ernannte. Belem (Bethlehem), von wo er ausgefahren, wurde in ein prächtiges Kloster umgewandelt, das zugleich als königliche Grabstätte[1]) dienen sollte.

Zweite Fahrt. Diese Begeisterung rief sogleich eine neue Fahrt hervor. 1500 gieng am 8. März eine neue Flotte von 13 Schiffen ab, mit 1500 auserlesenen Seeleuten und Kriegern, zugleich acht Franciscanermönchen und acht Weltpriestern, um den Heiden das Evangelium zu verkünden, wie überhaupt dies fortan Grundsatz blieb, mit geistlichen, wie mit weltlichen Waffen zugleich zu erobern. Cabral. Befehlshaber war Pedro Alvarez Cabral: er hatte den Auftrag, durch Unterhandlungen oder durch Waffen festen Fuß in Indien zu fassen. Ein Sturm ergriff die Flotte in der Nähe des grünen Vorgebirges; um den Windstillen bei Guinea auszuweichen, nahm Cabral eine starke Richtung nach Westen und erblickte am 24. April 1500 Land und kupferfarbige Menschen, mit denen man sich nicht verständigen konnte. Man hatte das Land entdeckt, das Brasilien. später von dem Färbeholz den Namen Brasil bekam. Ein Schiff ward heimgesandt, um die wichtige Entdeckung zu melden, mit den andern steuerte Cabral wieder östlich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Durch einen furchtbaren Sturm, am 23. Mai, versanken vier Schiffe mit allen Mannen, darunter der große Entdecker Bartholomeo Diaz, der einst auf dem Meer seinen Ruhm und jetzt sein Grab fand. Nach zwanzig Tagen legte sich der Sturm und man fand sich bei Sofala, am 20. Juli erreichte man Mozambique, am 13. September Kalikut. Dem Zamorin erklärte Cabral ernst, er habe Gold, Silber und europäische Waren und wolle dafür Indien. indische eintauschen, dazu bedürfe er eines Warenplatzes. Der Zamorin gab gute Antwort, allein die Mauren hintertrieben wieder alles.

Kampf. Da machte Cabral Ernst, beschoss zwei Tage hindurch die Hauptstadt und verbrannte fünfzehn Schiffe. Diese Züchtigung gewann den Portugiesen politische Freunde: in Kotschin fand Cabral deshalb gute Aufnahme wie billige Ladung. Auch aus Kananor und Kulang schickten die Fürsten, erfreut über die Demüthigung des Zamorin, der eine Oberherrschaft über sie ansprach, die Einladung, ihre Häfen zu besuchen. Jetzt rüstete der Zamorin eine Kriegsflotte, allein die Portugiesen fuhren stolz an derselben vorüber, ohne dass man sie anzugreifen wagte. In Kananor wollte man den Portugiesen Waren ohne

---

[1]) Schäfer, l. c. III, S. 174—178.

Bezahlung auf Credit bis zu ihrer Wiederkehr geben, so hatte ihr kühnes Auftreten Eindruck gemacht. Am 31. Juli 1501 traf Cabral wieder in Portugal ein.[1])

Vorher aber, 5. März 1501, war schon wieder eine kleine Flotte in See gegangen unter Joao da Nova. Auf der Heimkehr entdeckte sie 1502 die Insel Santa Helena, fortan wegen ihres guten Wassers und ihrer Erfrischungen ein wichtiger Haltplatz für die Indienfahrer. Manuel aber nahm jetzt den Titel an „Herr von Guinea, Herr der Schiffahrt, Eroberung und des Handels von Äthiopien, Arabien, Persien und Indien".[2]) Helena.

Damit war das Streben, nicht bloß Handelsbeziehungen mit dem reichen Morgenlande anzuknüpfen, sondern auch Land dort zu erobern, feierlich angekündigt. Dazu waren viel größere Mittel nöthig und wir staunen über die Zahl der Schiffe, welche das kleine Portugal aufbot, über die Größe der Pläne und die Kühnheit der Ausführung. Im Februar 1502 giengen zunächst zwanzig Schiffe aus unter Vasco de Gama, der vom König zum Admiral der Meere von Arabien, Indien und des ganzen Orients ernannt worden war. Fünf Schiffe sollten zum Schutz der Factoreien in Indien bleiben, fünf vor dem Eingang des Rothen Meeres kreuzen, um den Feinden Portugals, den Mauren, den Ein- und Austritt in Indien zu erschweren. Zweite Fahrt Gamas.

Die Fahrt verlief gut. Das goldreiche Sofala ward untersucht, der Scheich von Mozambique ward zu einem Vertrag, der von Quiloa zu einem jährlichen Tribut gezwungen, Kalikut ward einen Tag hindurch beschossen, in Kotschin eine Factorei gegründet, desgleichen in Kananor, und wurden günstige Handelsverträge an beiden Orten geschlossen. Am 1. September 1503 war Vasco de Gama wieder in der Heimat.

Kaum hatte sich Gama aus Indien entfernt, so suchte der Zamorin Rache zu nehmen an den fünfzig Portugiesen, die zum Schutz ihrer Factorei zurückgeblieben waren. 50.000 Streiter rückten gegen Kotschin heran. Zum Glück kamen im Augenblick der Noth drei Schiffe unter Francisco d'Albuquerque, der Zamorin wurde von dem Häuflein zurückgeschlagen und zahlte eine große Strafe für seine Treulosigkeit. Die Portugiesen legten nun bei Kotschin eine Festung an, Sant-Jago. Duarte Pacheco Pereira blieb mit 150 Mann und fünf Schiffen zur Bedeckung zurück. Kaum hörte der Zamorin vom Abzug der Portugiesen, als er von neuem mit großer Heeresmacht gegen Kotschin aufbrach. Pacheco aber zog ihm mit einem Häuflein entgegen und schlug ihn. 15.000 Mann giengen dem Zamorin durch, so groß war die Entmuthigung. Ein Unterkönig, der Fürst von Repelim, brachte ein neues Heer und entwarf einen bessern Feldzugsplan. Und jetzt kamen die Portugiesen in die höchste Noth. 60.000 Mann zu Land, 200 Schiffe mit 12.000 Kriegern zur See standen ihnen gegenüber. Ihrer waren nur 150 und 8000 unzuverlässige Krieger des Fürsten von Kotschin, welcher verzagt auf Flucht dachte. Allein Pacheco hielt ihn zurück. Sieg oder Tod — war die Losung der Portugiesen; alle giengen zur Beicht und zum Abendmahle und gelobten feierlich, einander nicht zu verlassen. Die schrecklichsten Albuquerque. Pacheco. Noth der Portugiesen.

[1]) Goës, l. c. p. 160.
[2]) Barros, l. c. Dec. I, lib. VI, cap. 1—2.

Flüche wurden über den ausgesprochen, welcher auch nur einen Schritt von seiner Stelle weiche. Die Kampfbegeisterung der Europäer ergriff selbst ihre indischen Bundesgenossen. Am 2. Juli 1504 begann die Schlacht. Pacheco, heißt es, kniete vor seiner Mannschaft nieder und betete: „Herr, bei der meinen Händen anvertrauten Kreuzesfahne flehe ich, du wollest heute nicht auf meine Schuld sehen, sondern die Züchtigung auf einen andern Tag sparen." Der Kampf war heiß, aber glücklich. Das Heer des Zamorin wurde zersprengt, seine besten Schiffe und Kriegsmaschinen zertrümmert — so sicher war das Feuer, so umsichtig der Muth der Portugiesen. 18.000 Mann verlor der Zamorin im Treffen und durch Krankheit; so sehr hatte ihn der Schlag gedemüthigt, dass er abdankte. Der Fürst von Repelim bat um Frieden. Am 7. September kam eine neue Flotte, die Manuel in Sorge um die Zurückgelassenen entsandt hatte, unter Lopo Soares vor Kalikut an, beschoss die Stadt zwei Tage lang, dann Kranganor, und vernichtete 17 arabische Schiffe, die von 4000 Mann vertheidigt waren und im Canale standen, nach einem fürchterlichen Kampfe. Diese Heldenthaten Pachecos und de Soares' erregten in Portugal unermesslichen Jubel.[1])

Sieg.

Manuel sandte 1505 eine neue Flotte von 22 Segeln mit 1500 Mann Truppen unter Francesco da Almeida nach Indien. Der Führer ward auf drei Jahre zum Vicekönig bestimmt, die Truppen und Beamten auf gleiche Dienstzeit verpflichtet. Nur die Lastschiffe sollten reichbeladen wieder nach Portugal zurückkehren, die Kriegsschiffe im Osten bleiben. In Almeida war der rechte Mann gewählt: ein tapferer Soldat, ein umsichtiger Geschäftsmann, der, keusch und uneigennützig, keinen andern Geiz kannte, als den Ehrgeiz. Auf dem Wege ward Quiloa, da sein Fürst sich unfügsam erwies, im Sturm genommen, ein neuer, den Portugiesen ergebener Fürst eingesetzt und eine Festung zum Schutz portugiesischer Interessen, Sant-Jago, erbaut. Darauf ward die Stadt Mombassa erobert und mit dem Scheich von Malinda ein Bund geschlossen. Auf der Insel Anchediva in der Nähe von Goa ward eine Festung errichtet und der König von Onor, welcher den Bau zu stören trachtete, bezwungen. In Kotschin erfuhr Almeida, dass in Kulang die Portugiesen in einem Aufstand erschlagen worden seien. Lourenzo, der Sohn Almeidas, vernichtete dafür die dortige Flotte der Mauren. Dem Fürsten von Kotschin ward im Namen des Königs von Portugal eine goldene Krone überreicht zum Dank für seine Anhänglichkeit und eine Festung zum Schutz seines Reiches angelegt. Der Zamorin, welcher auf das Drängen seiner Mutter die Regierung wieder in seine Hand genommen hatte, schloss aus dem Baue dieser Festung, dass die Portugiesen in allem Ernst es auf Eroberung, nicht bloß auf Handel in Ostindien abgesehen hätten; er befestigte deshalb seine Häfen, sammelte Kriegsschiffe und Mannschaft. Lourenzo, Almeidas Sohn, griff bei Kananor die Flotte des Zamorin an und errang trotz verzweifelten Widerstandes am 18. März 1506 einen der glänzendsten Siege. Obschon die Pest damals in Lissabon wüthete, sandte der König dennoch, unter Tristao da Cunha, eine neue Flotte von drei Kriegs- und neun Lastschiffen. Der Scheich von Lamo an der Ostküste Afrikas ward zum jährlichen Tribut gezwungen, die Insel Socotara erobert; an der arabischen Küste sollte diesmal Stellung gefasst werden. Von neuem regte sich aber der Zamorin. Lourenzo wollte seine Flotte vernichten, ließ sich aber durch den Kriegsrath, an den er gewiesen war, von seinem Vornehmen abbringen. Der Vater zürnte ihm deshalb.

Almeida.

Sieg Lourenzo Almeidas.

[1]) Barros, l. c. Dec. I, cap. 11. — Schäfer, l. c. III, S. 191–196.

1507 ward ein Unternehmen auf Panane versucht und ein mörderischer Kampf begann. Panane ward erobert, eine der glänzendsten Waffenthaten der Portugiesen. Im gleichen Jahre eroberte Affonso d'Albuquerque im Königreiche Ormus Calayate, Maskate; andere Städte versprachen Tribut. Ormus.

Nun gieng der Zug gegen die Stadt Ormus selber; denn Ormus, Aden und Malacca galten den Portugiesen als die drei Schlüssel zu allem Reichthum. Die Stadt Ormus war sehr reich, der Mittelpunkt des nach ihr benannten Königreiches. Sie war von 30.000 Mann besetzt, im Hafen waren 400 Schiffe. Der König war ein Kind; ein schlauer Minister, Kodsche, hütete ihn, wie einen Papagei im Käfig. Kodsche. Der Portugiese verlangte Tribut, der Minister antwortete, der König von Ormus sei nicht gewohnt, Zins zu zahlen, sondern für ein- und ausgehende Waren Zoll einzunehmen. Alsbald begannen die Portugiesen den Kampf. Schon brannten dreißig Schiffe im Hafen, da unterwarf sich der König, versprach jährlich 15.000 Goldstücke Tribut und Raum zum Anlegen einer Festung. Den Bau derselben suchte der Minister zu hemmen, man kam darum in neuen Streit.

Jetzt trat gegen die Portugiesen ein neuer Feind auf, der Sultan von Ägypten: Der Sultan von Kahira. wenn die Pläne der Portugiesen gelangen, so giengen die Waren aus Indien nicht mehr durch Ägypten und minderten sich seine Einnahmen. Darum sandte er zwölf Schiffe mit 1200 Mann nach Malabar, nachdem die Drohung, man werde Jerusalem zerstören, wenn die Portugiesen nicht aus Indien abzögen, bei König Manuel nur die Gegendrohung hervorgerufen hatte, die Christen würden dann Mekka zerstören. Venedig hatte in Handelseifersucht dem Mamelukensultan in Ägypten, Kanshu Ghuri, Stückgießer, Schiffsbaumeister und Matrosen aus Dalmatien gesendet und drängte ihn zur Vertreibung der Portugiesen aus Ostindien. Schlacht bei Schaul. Bei Schaul, an der Küste von Dekkan, stand Lorenz Almeida mit acht Segeln, als die ägyptische Flotte unerwartet herannahte. Lorenzo Almeidas Sogleich begann die Schlacht, — sie wurde die Nacht hindurch fortgesetzt und begann am andern Tage wieder. Da kamen vierzig Fahrzeuge den Gegnern zu Hilfe. Man rieth dem jungen Almeida, im Dunkel der Nacht der Übermacht zu entfliehen, allein das schien den Glanz der Waffenehre zu mindern. Bei hellem Tage machte er den Versuch, sich durchzuschlagen. Die Portugiesen suchten die freie See zu erreichen, allein das Hauptschiff blieb auf einer seichten Stelle sitzen. Eine Stückkugel hatte Lorenzo Almeida einen halben Schenkel weggerissen, die Heldentod. Seinen forderten ihn auf, in einem Nachen sich zu retten; er mochte aber keinen Vorwurf vom Vater mehr hören, ließ sich auf einen Stuhl neben dem großen Mast tragen und fuhr fort, den Widerstand zu leiten, bis eine zweite Stückkugel ihm den Tod gab. Die Mauren erstiegen das Schiff, in welchem nur noch neunzehn Portugiesen waren, aber alle schwer verwundet. „Ich hätte meinem Sohn kein rühmlicheres Ende wünschen können," sagte der alte Almeida, als er die Kunde vom Ende seines einzigen Kindes erhielt; „denn er ist für Gott und den König in den Pflichten eines Befehlshabers und Ritters gestorben." [1])

Rache war jetzt der Ruf der Portugiesen; zuerst wurde Dabul erstürmt Dabul. und verbrannt: dann bei Diu die vereinigte Flotte der Mauren, über 100 Schiffe Sieg bei Diu. stark, zersprengt und versenkt. 4000 Feinde fanden den Tod in den Wellen, alle portugiesischen Hauptleute waren bedeckt mit Wunden und Ruhm. Von Ägypten hatte ein indischer Fürst jetzt keine Hilfe mehr zu erwarten.

---

[1]) Barros, l. c. Dec. II, cap. 8. — Schäfer, l. c. III, S. 196—227.

Der Sieg hatte glänzende Folgen, denn von allen Seiten giengen Anträge auf Frieden und Tribut ein; Almeida überlebte ihn aber nicht lange. Vom König zurückberufen, landete er am 1. März 1510 unweit vom Vorgebirg der guten Hoffnung, und wurde hier in einem Kampf mit den Hottentotten erschlagen. „Ein größeres Unglück", sagt Barros, „hat Portugal nie betroffen; denn Almeida war nicht bloß ein scharfblickender, tapferer, sondern auch ein uneigennütziger, züchtiger Mann, nicht karg gegen die Untergebenen, darum oft beim König der Verschwendung beschuldigt; denn der Portugiese ärgert sich mehr über das, was man seinem Nachbar gibt, als über das, was er selbst nicht erhält. Hinsichtlich Indiens folgte Almeida dem Grundsatz: je mehr Festungen der König dort habe, desto schwächer sei er; seine Macht beruhe auf dem Meere und ohne starke Flotten auf demselben werde er die Festungen weder vertheidigen, noch behaupten können." Die Macht zur See war für Almeida also die erste Sorge gewesen.[1]

Almeidas Tod.

Albuquerque der Große.

Ganz anderer Ansicht war jedoch sein Nachfolger, der Capitao geral und Governador von Indien, Affonso d'Albuquerque: er wollte massenhafte Gebietsstrecken erobern, das Meer sei nicht sicher, wenn nicht die Macht auf dem Lande zugleich befestigt sei: ein einziger Sturm könne die größte Flotte verwüsten und die Hilfe aus der Heimat sei ferne; darum müsse man daran denken, aus den Colonien die Heere aufzubringen; unter den vielen Feinden sei ein Platz nicht sicher, wenn ihm nicht aus vielen andern Plätzen in der Bedrängnis augenblicklich Hilfe zukommen könnte. Um Anhänger immer im Lande zu haben, beförderte der Statthalter insbesondere Mischehen zwischen den Portugiesen und Eingebornen. Albuquerque war immer kampfbereit und errang meistens mit einem geringen Haufen über eine riesige Mehrzahl den Sieg; er ist der eigentliche Begründer des Ostindienreiches.

Goa.

Nur gleich bei seiner Ankunft vor Calicut hatte er durch die Unvorsichtigkeit Coutinhos, der in seiner Kampflust tollkühn, mit der indischen Kriegsweise unbekannt, in die Stadt eingedrungen war, einen Verlust von 80 Mann zu erleiden, gegen welche auf feindlicher Seite 1130 auf dem Platze blieben. Coutinho fiel. Albuquerque wurde schwer verwundet weggetragen. Der König hatte diesem den Auftrag gegeben, feste Stellung an der Mündung des persischen wie des arabischen Meerbusens zu nehmen, und eben wollte Albuquerque einen Angriff auf Ormus versuchen, als ihm ein indischer Korsar Timoja den Rath zur Eroberung von Goa gab, welche Stadt, stark bevölkert, wegen ihrer Lage und ihres trefflichen Hafens der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs und der Sitz großen Reichthums war. Der Angriff kam so unerwartet, die Verhältnisse waren so wirr, dass der Fürst Hidalcao[2] nicht bloß die Stadt, sondern auch die Burg räumte. Am 17. Februar zogen die Portugiesen in die Stadt, welche ihrem König huldigen musste. Goa sollte der Mittelpunkt aller portugiesischen

[1] Barros, l. c. Dec. II, lib. III, cap. 9, 342 ff.

[2] Eigentlich Ismail Adil Schah, der Sohn Jussufs, des Begründers des Reiches von Bidschapur.

Besitzungen in Indien werden; darum setzte der Statthalter sogleich eine neue Verwaltung ein und ordnete den Vertheidigungsstand. Aber schon nach vier Monaten war Hidalcao mit einem Heer wieder vor der Stadt, in welcher ein Aufstand die Portugiesen nöthigte, sich in die Citadelle zurückzuziehen. Jetzt belagerten die Feinde die Burg: der erste Sturm wurde tapfer abgeschlagen, allein zuletzt sah sich doch Albuquerque genöthigt, in der Nacht die Festung zu räumen; er rettete sich mit großer Mühe auf den Schiffen aus dem Hafen. Noth, unsägliche Noth, „so dass ein Tropfen Wasser drei Tropfen Blut kostete", hatten die Portugiesen bei dieser Vertheidigung ausgehalten. Doch bald traf Albuquerque auf dem Meere Verstärkung; er eilte zunächst nach Kotschin, wo ein Streit um die Regierung ausgebrochen war, und stellte hier die Ruhe her. Am 20. November 1510 stand er mit 1500 Portugiesen und 300 Malabaren wieder vor Goa, welches, obschon von 9000 Mann vertheidigt, dennoch im Sturm genommen wurde. Die Beute war riesig! Die Mauren als unbekehrbare Feinde wurden vernichtet, den Eingebornen dagegen verkündet, dass sie in Sicherheit gegen Entrichtung der landesüblichen Abgabe leben könnten.[1])

Der Heldenmuth und das Glück der Portugiesen bei Goa brachte in ganz Indien einen tiefen Eindruck hervor. Die Fürsten beugten sich jetzt vor dem großen Portugiesen, boten Frieden, Bündnis, Zins an, und der Gesandten und vornehmen Personen, welche täglich nach Goa kamen, waren so viele, dass es der Hof eines großen Königs zu sein schien. Der Statthalter baute eine tüchtige Citadelle, errichtete eine Münze, ließ Gold, Silber- und Kupfergeld schlagen, begünstigte die Heiraten zwischen Portugiesen und indischen Mädchen, um der Niederlassung im Herzen der Bevölkerung eine Wurzel zu verschaffen, und verlieh solchen Paaren Felder und Gärten der entflohenen oder erschlagenen Mauren. Kaum hatte nun Albuquerque in Goa der portugiesischen Herrschaft einen festen Haltpunkt verschafft, so begann er sie nach allen Richtungen hin auszudehnen. *Folgen des Sieges bei Goa.*

Die erste Unternehmung galt Malacca, dem wichtigsten Orte auf der langen Halbinsel im Süden Hinterindiens. Dort war ein Hafen so vortrefflich, dass es keine Stürme gibt und darin nie ein Schiff zugrunde geht; die reiche und stark bevölkerte Stadt, gegründet 1253, war ein Welthandelsplatz, in welchem Sina, Indien und Arabien ihre Waren austauschten. Die Einwohner waren Malayen und seit ihrer Bekehrung zum Islam unabhängig vom Kaiser von Siam. Die Malayen, tüchtige Seeleute und tapfere Soldaten, gebrauchten als Waffen Feuergewehre wie Bogen und Pfeile, Dolche mit flammenartig geformten Klingen (Kris) und Blasröhren, aus denen sie vergiftete Bolzen schossen. Unter sich ehrlich, hielten sie Trug und Verrath den Fremden gegenüber nicht für Unrecht, nur das Misslingen für schändlich. Schon im Jahre 1509 hatte Diego Lopez de Segueira diesen Handelsplatz besucht, in welchem Ingwer, Muscatnüsse und Gewürznägel aus erster Hand zu haben und der Reichthum so groß war, dass die Kaufleute ihr Vermögen nur nach Tonnen Goldes rechneten. Der Sultan Mahmud nahm ihn freundlich auf, sann aber auf Verrath, vor dem nur die Sinesen warnten und die eigene rasche Besonnenheit *Malacca. Malayen.*

[1]) Barros, l. c. Dec. II, lib. 5, cap. 3—9. — Schäfer, l. c. III, S. 232—240.

den Portugiesen rettete. Bei der Abfahrt erklärte Segueira den Mauren den Krieg und Albuquerque kam jetzt, die Drohung zu erfüllen, mit 19 Segeln, 800 Portugiesen und 600 Malabaren am 1. Juli 1511 vor die Stadt, die er nach zweimaligem Sturm einnahm. Die Beute war so groß, dass das Fünftel des Königs allein 200.000 Ducaten betrug, und doch wurden nur die Häuser der Malayen geplündert, dagegen die der Hindu, Sinesen, Siamesen und Javanen verschont. Albuquerque ließ zum Zeichen, dass jetzt der König von Portugal Herr von Malacca sei, neues Geld schlagen und den Umlauf der alten Münzen verbieten. Gerechtigkeit wurde geübt und in allen Häfen des Ostens verkündet, dass die Fremden jetzt sicherer als unter dem früheren Sultan handeln könnten. Von den Königen von Java, Sumatra, Pegu, vom Kaiser von Siam, welcher die Demüthigung seines rebellischen Vasallen gerne sah, erschienen Gesandte, um Handelsverträge abzuschließen.[1])

Während Albuquerque vor Malacca stand, hatte Hidalcao einen neuen Versuch gegen Goa unternommen, die Besatzung aber sich behauptet. Jetzt zog der Capitao geral der Portugiesen vor Benistarin, die Hauptfestung des Gegners, und zwang sie zur Übergabe und dies jagte wieder dem Zamorin solchen Schrecken ein, dass er mit den Portugiesen Frieden schloss und ihnen gestattete, ein Fort in Calicut anzulegen. Von allen Seiten, selbst vom König von Abyssinien oder, wie ihn die Portugiesen nannten, vom Priester Johannes, kamen jetzt Botschaften und die Fürsten Asiens schienen zu wetteifern, wer zuerst die Gunst der Portugiesen gewinne.[2])

Benistarin.

Dann unternahm Albuquerque eine Fahrt in den arabischen Meerbusen und untersuchte, wo am besten zur Beherrschung der Ein- und Ausfahrt eine Festung anzulegen wäre; viele maurische Handelsschiffe wurden unterwegs genommen. 1515 gieng's gegen Ormus mit 13 Schiffen und 1500 Portugiesen. Ormus beherrschte die Einfahrt in den persischen Meerbusen und damit den Handel von Iran und den Ländern am Euphrat, und war darum sehr reich; „Die Welt ist ein Ring", sagte ein Sprichwort, „und Ormus der Edelstein, den er hält." Schon 1507 hatte der junge Sultan dem König Manuel 15.000 Ducaten Tribut und ein Stück Landes zum Bau eines Forts versprochen, aber stets den Bau hintertrieben. Jetzt kam Albuquerque, um die Forderung zu erzwingen. Der junge Sultan war für die Portugiesen, sein Vezir, Rais Hamed, jedoch wollte die Stadt dem Schah von Persien in die Hände spielen, wurde aber von den Portugiesen niedergestoßen. Die Stadt wie der Sultan waren dafür dankbar und fortan lief ohne den Willen der Portugiesen kein Fahrzeug mehr in den persischen Meerbusen ein. Albuquerque, heißt es, behandelte den König von Ormus wie einen Sohn und ordnete seinen Staat und seine Finanzen.[3])

Ormus.

Auf der Heimfahrt nach Indien erkrankte Albuquerque. Die Nachricht, dass Verleumdung, er wolle sich von Portugal unabhängig machen, ihn beim König in Ungnade gebracht und seine Abberufung erwirkt habe, beschleunigte seine Auflösung. „Jetzt ist es Zeit, in die Kirche zu flüchten," rief er, „denn ich habe es mit dem Könige verdorben aus Liebe zu den Menschen und mit den Menschen aus Liebe zum König." Mit zitternder Hand schrieb er an den König: „Dies ist der letzte Brief, den ich in Todeszügen schreibe, von so vielen, die ich in der

---

[1]) Barros, l. c. Dec. II, lib. 6, cap. 1—6.
[2]) Ibid. II, lib. 7, cap. 6. — Schäfer, l. c. III, S. 241—250.
[3]) Barros, l. c. Dec. II, lib. 10, cap. 3—5. — Schäfer, l. c. III, S. 251—261.

Kraft des Lebens geschrieben habe, um es in dieser letzten Stunde frei von Verwirrung und wohl zufrieden mit der Leistung seiner Dienste zu bewahren. Ich hinterlasse in diesem Reiche einen Sohn und bitte Euer Hoheit, ihn groß zu machen, wie es meine Dienste verdienen. Was die Angelegenheiten Indiens betrifft, so wird dieses für sich und für mich sprechen." In der Nähe von Goa verschied der Held, 16. December 1515; die neue Bestätigung in seiner Würde, die der König, vom Verdacht abkommend, nach Indien gesandt hatte, traf ihn nicht mehr. Die Inder trauerten nicht minder um den Hingeschiedenen als die Portugiesen, sie wollten anfangs nicht glauben, dass er todt sein könne, es müsste denn Gott seiner nöthig haben zu einem Kriege, in welchen zu ziehen er ihm befohlen habe. Später, wenn ein Unrecht sie bedrückte, wallfahrteten sie an sein Grab, goßen Öl in die Lampe, die darauf brannte, und riefen seinen Schatten um Hilfe an.[1]) Albuquerques Tod.

Hätte Albuquerque länger gelebt, so wäre ganz Ostindien Eigenthum der Portugiesen geworden. Das Volk liebte ihn wegen seines gerechten Sinnes, die Fürsten fürchteten sein Glück und seine Klugheit; er war Feldherr und Staatsmann zugleich, gegen Ehrliche offen und gerade, war er Schlauen gegenüber noch verschlagener. Unbestechlich in der Verwaltung, uneigennützig, mild gegen die Armen, fromm und barmherzig, freundlich von Aussehen, konnte er dagegen im aufflammenden Zorn rasch Todesurtheile aussprechen. Sein Walten bezeichnet die Höhe portugiesischer Macht im Osten: sie beherrschten den Handel von Indien und Äthiopien, ihre Schiffe gelangten bis Kanton, und Europa holte seine Gewürze, statt wie früher in Venedig und Genua, jetzt in Lissabon. — Charakter.

Die Spanier dringen bis zum Stillen Meere vor.

Columbus hatte den Weg nach Ostasien nicht gefunden, er war an der Schwelle seiner Entdeckung gestorben. Andere, theils Schüler, die unter ihm Fahrten in die neue Welt mitgemacht, theils solche, die sein Beispiel belehrt hatte, setzten sein Werk fort und vollendeten es. Der Geist, in welchem sie dieses vollbrachten, war der des spanischen Ritterthums. Granada war erlegen, die Mauren waren bezwungen, der Heldensinn der Spanier konnte sich nicht mehr in den Bergen Andalusiens beschäftigen, er brach sich jetzt Bahn auf dem weiten Meere, in unbekannten Fernen, in Urwäldern, im Übersteigen von Gebirgen, die noch kein europäischer Fuß betreten, im Streite mit Indianern. Der durch den Kampf von Jahrhunderten gestählte Spanier erscheint in den Schrecken des Meeres, der Wildnis, des Ringens gegen Übermacht wie von Eisen zu sein: keine Gefahr schreckt ihn, ein Ehrgeiz ohnegleichen beseelt ihn und über seine Habsucht, seine Leidenschaft und Härte gießt der Eifer für die Religion einen edleren Schimmer aus. Nachfolger des Columbus.

[1]) Barros, l. c. Dec. II, lib. 10, cap. 8.

Zuerst kommen die Ufer des karibischen Golfes an die Reihe der Entdeckung, dann der schmale Landstrich, welcher das nördliche Amerika mit dem südlichen verbindet. Entdeckerlust wie Erwerbsucht führten einen wohlhabenden Notar aus Sevilla, Rodrigo de Bastidas, auf das Meer: er rüstete 1500 mit Erlaubnis der Monarchen zwei Caravelen aus, sein Pilote war der alte bewährte Juan de la Cosa; sie fuhren vom Cap de la Vela entlang der Küste bis in die Tiefe des Golfes von Darien, besuchten die Küste von Neugranada und sahen zum erstenmal über den Palmen die Schneelinie der Alpenkette. Juan hatte seemännisches Geschick, Bastidas die Gabe, die Indianer gut zu behandeln. Sie brachten für Spiegel, Glasperlen Gold in Menge heim. Ihr Gewinn wäre noch größer gewesen, hätte der Broma oder Bohrwurm, der ihre Schiffe durchlöcherte, sie 1502 nicht zur Umkehr gezwungen. — Beide erhielten für ihre Entdeckungen von Ferdinand eine Leibrente.

Bastidas.

Ojeda.

Ihnen folgte der muthige Ojeda: er sollte von da an die Entdeckung fortsetzen bis in die Länder, bei welchen man auf britische Schiffe gestoßen war, und wurde zum Statthalter der Landschaften ernannt, welche den Golf von Venezuela und Maracayba umkränzen. Ojeda verbündete sich mit Ocampo und stach im Jahre 1502 mit einem Geschwader in See. Es war eine Fahrt reich an Abenteuern, Kämpfen und Entdeckungen. Einmal wurde Ojeda von seinen eigenen Verbündeten in Ketten geworfen und nach Domingo gesandt, von der spanischen Regierung aber vollkommen freigesprochen; denn Fonseca begünstigte den kühnen und gewandten Abenteurer.[1])

Neugranada.

Nicuesa.

Ein anderes Unternehmen begann Diego de Nicuesa, früher Vorschneider am Hof, ein schöner Mann, ein trefflicher Lautenspieler, ein guter Reiter, der auf den Inseln sich ein Vermögen gesammelt hatte und 1508 vom König Ferdinand die Ermächtigung zur Gründung einer Colonie auf dem Festlande erhielt. Er verbündete sich nun mit Ojeda: Nicuesa sollte Statthalter auf der heutigen Mosquitoküste und auf der Landenge von Panama, Ojeda aber im heutigen Uraba in Granada und Juan de la Cosa, dem nach dem Ausdruck seines Zeitgenossen[2]) diese Meere so bekannt waren wie die Zimmer seines Hauses, sollte Ojedas Adelantado sein. Ojeda brachte drei und Nicuesa sechs Schiffe zusammen. Die Fahrt begann im November 1509, man trieb Menschenraub in der Nähe des heutigen Cartagena, fand aber an den Kariben gefährliche Feinde. Sie waren furchtlos, durch das schlechte Betragen früherer Abenteurer gereizt, unversöhnlich, ihre Pfeile vergiftet durch den Saft der Früchte des Manzanillenbaumes, bewirkten, wenn sie auch nur die Haut ritzten, Raserei und Tod. Die Weiber giengen mit den Männern in die Schlacht und wussten gleich gut mit Bogen und Lanze umzugehen. Einmal verlor Ojeda in einem Kampf gegen die Kariben siebzig Genossen, auch Juan de la Cosa war unter den Gefallenen; der kleine Ojeda hatte in dem großen Schilde, mit dem er sich deckte, 300 Pfeilschüsse und wurde von seinen Genossen von Erschöpfung und Hunger sprachlos im Dickicht gefunden und gerettet. Juan de la Cosa hatte ihn vergebens gewarnt, nicht in das Innere dieses Landes einzudringen, hatte aber, als der ritterliche Ojeda in Gefahr kam, sich dann doch für ihn in den Kampf gestürzt. Umso größer war Ojedas Schmerz, als er den Scheidegruß des wackern Piloten durch einen Kameraden vernahm, der sich zu retten vermochte: „Bruder,

Kariben.

---

[1]) Vergl. Irving, Reisen der Gefährten des Columbus, I, S. 51—67.

[2]) Petri Martyris, l. c. Dec. II, cap. 10.

da Gott dich vor Leid geschützt hat, so entfliehe, oder wenn du den Ojeda wieder sehen solltest, so erzähle ihm mein Ende." Der Spanier, der entkam, war mit Ojeda der einzige Überlebende von siebzig Mann. Begreiflich, daſs Ojeda, sobald er konnte, entsetzliche Rache an den Kariben nahm. Seine Rettung schrieb er dem Schutz der heiligen Jungfrau zu und gelobte ihrem Bildnis, der Arbeit eines niederländischen Meisters, das ihm Fonseca geschenkt und das er immer bei sich trug, im ersten indianischen Dorfe, das er erreiche, eine Kapelle zu bauen — und er hielt sein Wort: Las Casas sah später die Kapelle und das Bild, dem die Indianer eine rettende Kraft zuschrieben und zu dessen Ehren sie Lieder (Areytos) sangen.[1]) So gieng bei diesem Waghalse Eroberungsgier, Beutelust und Religiösität Hand in Hand. Eine Niederlassung, die er dann in St.-Sebastian gründete, muſste wegen der giftigen Küstenluft und wegen der steten Angriffe der Kariben wieder aufgegeben werden. Einmal selber verwundet, rettete sich der entschlossene Mann vor Vergiftung nur dadurch, daſs er mit einem glühenden Eisen das Fleisch rings um die Wunde ausbrannte. Unter den Gefährten, deren Natur dem Gifthauch der Küste wie den Angriffen der Indianer und der Noth widerstanden, war Franz Pizarro. Pizarro.

Ojeda verlor all sein Vermögen und starb schiffbrüchig 1515 auf Domingo. Sein letzter Wunsch war, man möge ihn am Eingang in die Franciscanerkirche so begraben, daſs jeder, der hineingehe, auf sein Grab treten müsse, zur Erniedrigung seines früheren Stolzes. So war Ojeda, ein Musterbild der Conquistadoren. Ojeda. Charlevoix sagt über ihn in seiner „Geschichte von Domingo": „Nie war ein Mann mehr gemacht für überraschende Thaten, oder um Großes unter der Leitung anderer zu vollenden oder zu erdulden. Keiner hatte eine hochstrebendere Seele oder einen glänzenderen Ehrgeiz. Keiner kümmerte sich weniger um das Glück oder zeigte mehr Seelengröße oder fand mehr Hilfe im eigenen Muthe, aber keiner war weniger dazu gemacht, Feldherr bei einer großen Unternehmung zu sein. Mäßigung und Glück fehlten ihm allerwegen." Über die Leiden, welche Ojeda auf einem Marsch durch die Moräste Cubas zur Rettung seiner Gefährten ertrug, sagt Las Casas: „Gewiſs ist es, die Leiden der Spanier in der neuen Welt, um zu Reichthümern zu gelangen, waren härter und grausamer, als sie je eine Nation in der Welt erduldete; aber die, welche Ojeda und seine Leute erfuhren, übertrafen alle anderen."[2])

Bei dem Unternehmen hatte sich ein Advocat, Enciso, betheiligt und auf seinem Schiff, als es von Domingo abfuhr, war unter Segelwerk versteckt, um seinen Gläubigern zu entgehen, Vasco Nunnez de Balboa aus Xerez de Balboa. Badajoz, damals fünfunddreißig Jahre alt, kräftig und hochgewachsen, schön, und im Kampfe glücklich. „Sein Arm", sagt ein spanischer Geschichtschreiber,[3]) „war der stärkste, seine Lanze die schwerste, sein Pfeil der sicherste, selbst sein Hund, der ihn in die Schlacht begleitete, der gewaltigste und klügste. Seiner körperlichen Begabung gleich war die seines Geistes: immer fand man ihn thätig, wachsam, von durchdringendem Scharfsinn und von unbesiegbarer Ausdauer, stets von Ehrgeiz und Thatendrang geleitet und immer der Höhe seiner Stellung gewachsen." Enciso glaubte den Schilderungen derer nicht, welche die Colonie verlassen hatten, und fuhr nach Kartagena. Wieder kam man in eine schlimme Lage, gewann aber

[1]) Petri Martyris, l. c. Dec. II, cap. 10. — Herrera, Hist. gen., Dec. I, l. VII, cap. 14.
[2]) Vergl. Irving, l. c. S. 67—121.
[3]) Quintana, Vidas de Espannoles celebres. Madrid 1830, II, p. 16.

durch einen glücklich bestandenen Kampf eine ziemliche Menge Goldes. Als Enciso den Goldhandel mit den Indianern verbieten wollte, erklärten die Ansiedler den
Darien. Oberrichter für abgesetzt und wählten Darien zur Ansiedlung, Balbao zum Alcalden. Diese Auflehnung gegen seine Behörde ward Balboa später schwer angerechnet.

Doch gab es unter den Ansiedlern viele, welche erklärten, man befinde
Nicuesa. sich unter der Jurisdiction des Nicuesa und müsse diesen aufsuchen, und die Mannschaft, die gerade auf zwei Schiffen unter Colmenares ankam, gab dieser Meinung unter den Ansiedlern das Übergewicht. Man sandte Colmenares ab, um Nicuesa herbeizuholen. Er kam nach Darien, drohte aber unbesonnen gleich mit Strafen und, dass er das ohne Vollmacht gesammelte Gold den Findern wieder abnehmen werde. So machte er sich zum voraus bei diesen verwegenen Abenteurern, die er zu beherrschen nicht verstand, gründlich verhasst. Jetzt bildete sich eine Verbindung gegen ihn. Die Habsucht war taub gegen jede Rücksicht, man nahm ihn gefangen, setzte ihn in ein schlechtes Fahrzeug, gab ihm spärliche Lebensmittel mit und zwang ihn 1. März 1511 die Colonie zu verlassen; man hat nie mehr etwas von ihm gehört, wahrscheinlich hat ihn ein Sturm verschlungen. Auch Enciso wurde verhaftet und nur unter der Bedingung wieder freigelassen, dass er mit dem ersten Schiff nach Europa wieder zurückkehre. Balbao hatte namentlich am Aufstande geschürt, zwar Nicuesa nicht unmenschlich behandeln, nur entfernen wollen, später aber die erregten Gemüther nicht mehr zu besänftigen vermocht.

Balbao leitete jetzt die Colonie, die ungefähr 300 Köpfe zählte, und machte sich in kurzer Zeit die umwohnenden Indianerstämme unterwürfig. Im ganzen Gebiet zwischen Panama und Darien, das heute noch eine Wildnis
Cueva Indianer. ist, hausten die Stämme der Cuna und wurde die Cuevasprache gesprochen. Die Indianer waren dort noch nicht so heruntergekommen wie heute, sondern sie waren tapfer und kriegerisch, schossen nicht mit vergifteten Pfeilen, sondern machten ihre Gefangenen zu Sclaven, nachdem sie ihnen ein Zeichen auf die Stirne gebrannt oder ihnen einen gewissen Zahn ausgestoßen hatten. Als Waffen wurden Keulen, Wurfspieße und mit Feuerstein ausgelegte Schwerter benützt. Tapferkeit im Kampf machte adelig. Wer mit einer Wunde aus der Schlacht heimkam, bekam ein angesehenes Mädchen zur Frau und ein Stück Land. Adel und Güter wurden auf die Söhne vererbt, wenn diese sich gleichfalls dem Kriegsdienst widmeten.[1])

Die Frauen trugen einen baumwollenen Mantel, die Männer giengen
Sitte. fast ganz nackt. Die Weiber begleiteten die Männer in den Krieg und starben heldenmüthig an ihrer Seite. Die Kaziken, Quebi oder Tiba genannt, waren die Anführer im Krieg und die Richter im Frieden. Jeder Stamm hatte, gleichsam wie ein Wappen, eine andere Hautmalerei. Beim Gericht wurden keine Zeugen verwendet, denn die Lüge war allgemein verabscheut. Auf Mord und Meineid stand Tod. An einen Adeligen (Cabra) durfte nur der Kazike Hand
Religion. anlegen. Die Religion war Verehrung der Sonne und des Mondes; die Priester,

[1]) Oviedo, l. c. XXI, 2, 10, 26—27, 29. — Über die Indianer des Choco vergl. die „Zeitschrift für Erdkunde", 1856, September, S. 257.

Tequinas, waren zugleich die Ärzte und besaßen einige rohe Kenntnisse der Heilkräfte. Nur die Seelen der Fürsten, des Adels und ihres Gesindes galten für unsterblich. Wenn der Fürst starb, gaben sich die Frauen, die Sclaven den Tod, um ihn auch im Jenseits zu bedienen. Man gab den Dienern Maiskörner in die Hand, damit im Jenseits die Kaste der Ackerbauer sich erhalte. Die Leichen der Kaziken wurden am Feuer zu Mumien gedörrt, und diese mit dem Federschmuck um das Haupt und goldenem Geschmeid in der Todtenkammer aufgehängt. Das gemeine Volk ward nicht beerdigt, sondern an einem öden Orte den Würmern oder den Vögeln überlassen.

Die Gegend bot Mittel genug, die Spanier zu erhalten, wenn sie sich auf den Ackerbau legen wollten. Allein die Leidenschaft der Weißen war, neue Gegenden zu entdecken, Gold zu finden und Völker zu unterjochen. Darum brach Balboa, kaum er Verstärkung erhalten hatte, zu neuen Unternehmungen auf.

Zuerst ward ein Häuptling Chima in Careta unterworfen. In seinem Gebiet traf man zwei Spanier, ganz wie Indianer tätowirt, die seit achtzehn Monaten hier sich aufgehalten und die Sprache der Indianer gelernt hatten und jetzt als Dolmetscher und durch ihre Kenntnisse der Verhältnisse fortan die besten Dienste leisteten. Die Spanier gewannen Lebensmittel, Balboa die Tochter des Chima zur Frau, und Chima und Balboa, jener mit 2000 seiner Krieger, zogen dann gegen einen andern Häuptling, Ponca, der sich aber flüchtete. Die Spanier gewannen reiche Beute an Gold. Dann ward im Westen ein Häuptling, Ponquiaco, besucht, der in einem stattlichen, mit einer Steinmauer umgürteten Palast wohnte und die Spanier mit 4000 Pesos Gold beschenkte. In der Todtenkammer beim Palast hiengen, mit Geschmeide beladen, in baumwollenen Schlingen die Mumien der früheren Häuptlinge, deren Thaten epische Gesänge feierten.

Careta.

Mumien.

Als die Spanier über Theilung des Goldes in Streit geriethen, staunte der hochherzige Sohn des Fürsten und rief: „Ich will euch ein Land zeigen, wo ihr euer Gelüste sättigen könnt, aber dann müsst ihr in größerer Zahl kommen, denn ihr habt mächtige Könige zu bekämpfen. — Wenn ihr sechs Sonnen auf- und niedergegangen seid, so könnt ihr dort auf jenem Bergkamm ein anderes Meer erblicken. Dort sind Schiffe mit Segeln und Rudern wie die euren.“[1]) Das war die erste verheißungsvolle Nachricht, die man von einem Meer jenseits der Berge und von einem großen Reich erhielt, doch fühlte sich Balboa noch zu schwach, sogleich den Zug anzutreten. Bevor er nach Darien zurückkehrte, ließen sich der Kazike und sein Adel taufen. Ponquiaco erhielt den Namen Don Carlos und Chima den Namen Fernando. Mit Stolz berichtete Balboa dem Statthalter auf Domingo, Diego Colon, wieviel er für den Dienst Gottes und der Krone gethan habe.

Peru.

Balboa rastete nicht und gieng in kurzer Zeit mit zwei Schiffen und mehreren Booten den Rio Atrato aufwärts. Bald kam man zu einem Häuptling, der im Wipfel einer Palme wohnte, deren Stamm von sieben Mann nicht umspannt und deren Wipfel von keinem Steinwurf erreicht werden konnte, und sich erst ergab, als die Spanier ihre Äxte an den Stamm anlegten. Schwere

Wohnung auf Bäumen.

[1]) Irving, l. c. S. 177—179.

Verschwörung. Kämpfe waren zu bestehen. Vor einer Verschwörung mehrerer Kaziken rettete den Balboa nur die Treue seines indianischen Weibes, der ihr Bruder, um sie zu warnen, das Geheimnis mitgetheilt hatte. Balboa schwieg, aber handelte schnell und überraschte in aller Stille die Verbündeten und übte dann schreckliche Gerechtigkeit: denen aus dem Volk wurde verziehen, die Kaziken mit Pfeilen erschossen, die Vornehmen aufgeknüpft.

Nachrichten aus Spanien, dass man dort die Verdrängung des Nicuesa nicht ungeahndet lassen werde, bewogen die Ansiedler, eine Gesandtschaft nach Europa zu senden, Balboa aber hoffte durch eine außerordentliche That, durch das Vordringen bis zum Weltmeer, durch Gewinnung außerordentlicher Schätze jeden Vorwurf niederzuschlagen und die Flecken seiner ersten Anmaßung zu tilgen.[1])

Nachdem er vom Vicekönig Diego Colon zum Generalcapitän der neuen Colonie die Ernennung und 150 Mann mit Vorräthen erhalten hatte, trat Balboa am 1. September 1513 mit 190 Spaniern und 600 Eingebornen, als Lastträgern, seinen Zug an, und zwar suchte er da durchzubringen, wo der atlantische und große Ocean bis auf neun Meilen sich nahe kommen. Der Weg ist heutzutage noch außerordentlich schwierig, wieviel mehr damals, wo der Urwald erst zu durchbringen war, wo noch keine menschliche Lichtung eine Dämmerung in das Dunkel brachte! In vier Tagen legten sie nicht mehr als zehn Stunden zurück. Diesmal befolgte Balboa den Indianern gegenüber die Politik, sie sich günstig zu stimmen, um keine Feinde im Rücken zu lassen. Doch gieng es nicht ohne Kämpfe ab gegen Häuptlinge, die ihm den Pass verlegen wollten. Ein Häuptling ward getödtet, vierzig Indianer in Weiberkleidung, die nach der Ansicht der Bevölkerung die allreine göttliche Sonne durch eine schändliche Unsitte beleidigt hatten, von Bluthunden zerrissen. Dieser schreckliche Act der Gerechtigkeit gewann Balboa die Herzen der Indianer so sehr, dass er dort mit Zuversicht seine Kranken zurücklassen konnte.

Am 25. September 1513 gegen zehn Uhr zeigten die Indianer den Spaniern an, dass sie auf dem nahen Kamm alsbald das Meer sehen würden. Balboa ließ seine Schar halten und schritt allein vorwärts und, als er auf die Höhe kam, sah er Wälder, Flüsse, grüne Savannas unter sich und in der Ferne breitete sich der Stille Ocean im Schimmer der Morgensonne vor seinen Blicken aus. Voll Staunen und Entzücken fiel er auf die Knie, streckte die Arme dem Meer entgegen und mit Thränen im Auge dankte er dem Himmel, welcher ihm, einem unadeligen Mann von geringer Herkunft, eine solche That verliehen. Hannibal, als er vom Scheitel der Alpen seinen Kriegern die reizenden Gefilde von Italien zeigte, erschien nicht freudetrunkener, noch stolzer, als der spanische Heerführer, der die herantretenden Castilianer also anredete: „Seht hier, theure Freunde, das Ziel eurer Wünsche, den Lohn für so viele Anstrengungen! Schon liegt es vor euch, das verheißene Meer und die Reiche, die es umschließt. Euch gehören ihre Schätze und der Ruhm, diese nie gekannten Länder dem Scepter eures Königs und dem Licht der wahren Religion zu unterwerfen." Mit Thränen in den Augen umarmten

(Randnotiz: Das Stille Meer.)

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 24 ff.

ihn alle und versprachen ihm zu folgen, wohin er sie führe. Ein Priester, der beim Zuge war, stimmte das „Herr Gott, dich loben wir“ an und alle knieten nieder und stimmten unter Thränen der Freude ein.[1]) Eine neue Welt eröffnete sich ihnen. Da war das Meer endlich gefunden, das zu den gewürzreichen Inseln, zu den goldreichen Städten Cipangus führte. Sie waren Theilnehmer einer weltgeschichtlichen That. Ihre Phantasie ergieng sich in den glänzendsten Bildern und ihr Herz überwallte von stolzen und edlen Gefühlen. Ein großes Kreuz aus Holz ward errichtet und der Name des Königs von Castilien in die nächsten Bäume geschnitten. Am 29. September stand Balboa am Meere. In voller Rüstung, das Schwert in der einen Hand, die Fahne mit der heiligen Jungfrau in der anderen haltend, schritt er bis ans Knie in die Wellen und rief mit lauter Stimme: „Es leben die erhabenen und großmächtigen Könige von Castilien! In ihrem Namen nehm' ich Besitz von diesen Meeren und Landen, und wenn irgend ein anderer Monarch, er sei Christ oder Heide, irgend welchen Anspruch an dieselben behaupten will, so bin ich entschlossen und bereit Einspruch zu thun und sie zu vertheidigen.“ Niemand that Einsprache. Die Wellen spielten leise am Ufer. Wieder ward ein Kreuz errichtet, der Name Ferdinands und Juanas in die Bäume geschnitten, alle schöpften eine Hand voll Wasser und versuchten, ob die stille See auch salzig sei, wie der atlantische Ocean. Ein Notar nahm ein Protokoll auf, dass niemand Einsprache gethan habe.[2]) Jubel der Entdecker.

Nicht weit vom Golf lag die Perleninsel. Wie reizte die Spanier die Nachricht vom Reichthum derselben, sogar die Boote und die Ruder, hieß es, seien mit Perlen besetzt! Es gab Indianer, welche für das Perlensuchen eigens erzogen waren, um lange unter dem Wasser bleiben zu können, denn die größten Taucher. Perlen liegen gewöhnlich in tieferem Wasser und werden bloß bei ruhiger See gesucht, während die kleineren nur zwei bis drei Fuß unter dem Wasser in den Muscheln sich finden und bei heftigen Stürmen in Menge an das Ufer geworfen werden.[3]) Allein das Wetter war zu stürmisch und die Überfahrt in den letzten Monaten des Jahres unmöglich. Auch hier bekam man wieder Andeutung von einem reichen Goldland im Süden, an dessen Besuch aber wegen steter Stürme im Augenblick nicht zu denken war. Auch der Rückweg, den **Balboa** jetzt an- Rückkehr. trat, war wieder eine Entdeckungsfahrt; man zog durch unbekannte Gebiete, kam mit vielen Häuptlingen in Berührung, ließ sich von ihnen huldigen und Gold und Perlen schenken, auch einen derselben, der widernatürlicher Laster angeklagt war, von Hunden zerreißen. Die Spanier, welche Balboa in einem Dorfe hatte zurücklassen müssen, brachte ihm ein Kazike des Gebirges nebst einem Geschenke im Werte von 2000 Kronen gesund zurück mit den Worten:[4]) „Sieh, tapferster und mächtigster Häuptling, ich bringe dir deine Gefährten gesund und wohlbehalten zu, wie sie mein Haus betraten. Möge er, welcher den Donner und Ein edler Häuptling.

---

[1]) **Quintana**, l. c. vol. II, p. 41—43.
[2]) Ibid. vol. II, p. 44—47.
[3]) **Irving**, Reisen der Gefährten des Columbus. Vasco Nunnez de Balboa. Cap. 11.
[4]) **Herrera**, Hist. gen. de los hechos de los Castellanos, I, 10, cap. 4.

Blitz gemacht hat und uns die Früchte der Erde gibt, dich und die deinigen ferner bewahren!" und erhob dabei sein Auge zur Sonne als seiner Gottheit.

Hochgefühl Balboas. Der Zug Balboas an den Stillen Ocean war eine große, folgenreiche Leistung. Der Führer hatte Umsicht, Tapferkeit, Kühnheit, Enthusiasmus für sein Vaterland und seinen König auf dem Hin- und Herzug glänzend bewährt, er war der erste in dem Angriff und der letzte beim Rückzug gewesen. Er hatte das hohe Gefühl, dass Gott ihn beschütze, weil er zur Ausbreitung des Glaubens gegen die Heiden kämpfe, und das Gelingen dieses Zuges gab ihm einen Schimmer von Adel und Größe. Der ehemalige Raufbold und Schuldenmacher stand auf einmal im Glanze großer Eigenschaften, welche früher in ihm nur geschlummert hatten, vor der Welt. Die Hoffnung aber, dass seine Leistung den Mantel des Vergessens und Vergebens über sein früheres Benehmen gegen Enciso und Nicuesa werfen werde, gieng nicht in Erfüllung.

Enciso klagt Balboa an. Enciso war nach Castilien gelangt und hatte ihn dort als einen Mann angeklagt, der durch Trug und Gewalt die Colonie beherrsche. Ferdinand beschloss, einen neuen Statthalter nach Darien zu senden, der alle Missbräuche zu untersuchen und abzustellen habe, und wählte hiefür Don Pedro Arias Pedrarias. Davila, meist Pedrarias genannt, der als tapferer Soldat im Kriege gegen Granada und Oran sich hervorgethan hatte und wegen seines höfisch-ritterlichen Benehmens gewöhnlich el Galan genannt wurde. Fonseca, welcher ihn beschützte, schrieb ihm Klugheit und alle zu einem Statthalter nöthigen Eigenschaften zu. 1200 Mann sollte der neue Statthalter mitnehmen, die Zahl stieg aber auf 1500, denn die Nachricht von den neuentdeckten Goldländern und Perleninseln, von Goldcastilien (Castilla d'oro), wie man das neue Land benannte, lockte eine Quevedo. Menge Abenteurer unter seine Fahne. Ein Franciscaner, Juan de Quevedo, ward zum Bischof der neubestimmten Hauptstadt Santa Maria de la Antigua Espinosa. ernannt, Gaspar de Espinosa zum Oberrichter, der das Benehmen des abzusetzenden Balboa gegen Enciso untersuchen sollte. Am 12. April 1514 lichtete die Flotte — fünfzehn Segel stark — die Anker.

Wenige Tage nachher trat Balboas Bote Pedro Arbolancha mit der Nachricht von seinem kühnen Zug zum Stillen Ocean, mit glänzenden Geschenken und mit der Hoffnung auf grenzenlose Reichthümer vor Ferdinand, der durch diese Ferdinand für Balboa. Aussichten entzückt den Befehl, Balboa abzusetzen, bereute, und Fonseca befahl, eine würdige Belohnung für ihn auszusinnen. Ganz Spanien wiederhallte vom Ruhm des großen Entdeckers, der indessen die wirksamsten Mittel ergriff, die neue Ansiedelung Darien zur Blüte zu bringen, und die Indianer so geschickt behandelte, dass jeder Spanier mit voller Sicherheit im Lande reisen konnte. — Pedrarias Am 30. Juni 1514 hielt Pedrarias mit großem Pomp und Glanz seinen Einzug. Balboa empfieng ihn ehrerbietig in schlichtem Anzug an der Spitze seiner Tapfern, deren Gesichter aber bedeckt waren mit Narben. Pedrarias war eine beschränkte neidische Natur, der Ruhmesglanz Balboas that seinen blöden Augen wehe, er suchte heimlich nach jedem Schein von Hochverrath, um den Helden gegen Balboa. zu verderben. Heuchlerisch theilte er Balboa in einer Unterredung, welcher auch der Geschichtschreiber Oviedo beiwohnte, mit, dass Ferdinand ihm eine Auszeichnung gewähren wolle und befohlen habe, ihn über die Angelegenheiten der Colonie zu Rathe zu ziehen. Freudig über die Gnade seines Königs theilte Balboa

offen und zutrauensvoll alles mit, was er zum Frommen der Ansiedelung nur zu sagen wusste. Kaum war Pedrarias im Besitze dieser Nachrichten, so warf er die Maske ab und verhängte eine gerichtliche Untersuchung über den Entdecker und seine Beamten, in der aber der Bischof Quevedo und Espinosa sich schließlich zu Gunsten des Angeklagten aussprachen. Dies ärgerte den Statthalter, den nur die Sorge, dass Balboa in Castilien einen glänzenden Empfang finden würde, davon abhielt, ihn in Ketten heimzuschicken.

Neid.

Indes rafften Krankheiten viele der neuen Ansiedler hinweg, viele kehrten enttäuscht nach Cuba zurück, andere erlagen dem Hunger oder den Pfeilen der Indianer auf Zügen, welche Pedrarias mit Ungeschick angeordnet hatte. Zuletzt griff Pedrarias doch zum Talent des Balboa, der mit 200 Mann den goldenen Tempel von Dobayba erobern sollte, aber sein Liebling, Luis Carillo, sollte Mitbefehlshaber sein. Der Zug missglückte. Balboas Anhänger meinten, der Ausgang wäre ein ganz anderer gewesen, hätte man ihm allein alles anvertraut. Indes traf ein Schreiben des Königs ein, das Balboa für seine Leistungen dankte und ihn zum Adelantado der Südsee und zum Statthalter der Provinzen Panama und Coyba ernannte. Pedrarias, ärgerlich darüber, hielt das Schreiben zurück, bis der Bischof, empört darüber, von der Kanzel herab dies als eine Beleidigung der Unterthanen und als einen Ungehorsam gegen den Monarchen brandmarkte. Jetzt wurde dem Helden das Schreiben des Königs mitgetheilt, aber die nöthige Macht noch nicht überlassen. Ja, als ein von Balboa gekauftes Schiff unter dessen Anhänger Garabito dem Hafen nahte, sah Pedrarias sogleich eine Verschwörung darin und ließ in seiner ersten Wuth seinen Gegner einsperren, bis der Bischof ihm vorstellte, wie thöricht seine Feindschaft sei, wie leicht er diesen Mann für sich gewinnen könne: er möge ihm eine seiner Töchter zur Frau geben und den Liebling des Königs und den Helden Spaniens zu einem Mitgliede seiner Familie machen. Der Vorschlag gefiel. Balboa willigte ein, verlobte sich mit der Tochter des Statthalters, die aus Spanien erst geholt werden sollte. Der Bischof reiste in die Heimat ab, ein Unglück für unseren Helden.

Balboa Adelantado.

Indes hatte ein Verwandter des Statthalters, Gaspar Morales, einen Zug nach der Perleninsel (Isla rica) unternommen. Unter den 60 Kriegern war auch Franz Pizarro. Der Kazike, welcher diese Insel beherrschte, war ob seiner Grausamkeit der Schrecken der nahen Küste. Die Spanier landeten trotz seines verzweifelten Widerstandes, ihre Feuergewehre, ihre Schweißhunde schreckten die Indianer. Der Kazike bat um Frieden, brachte ein ganzes Körbchen voll der schönsten, größten Perlen für Beile und Falkenschellen: „Diese Dinge kann ich zu etwas Brauchbarerem verwenden, zu welchem Nutzen dagegen sind mir diese Perlen! Seht hier vor euch das unendliche Meer, das sich selbst hinter den Sonnenstrahlen wegzieht. Die Inseln, welche rechts und links liegen, sind alle meinem Scepter unterworfen. Sie besitzen nur wenig Gold, aber die tiefen Stellen umher sind voller Perlen. Bleibt meine Freunde — und ihr sollt deren soviel bekommen, als ihr nur wünschen möget, denn ich achte eure Freundschaft höher als Perlen. In dieser Richtung", indem er nach Süden deutete, „liegt ein großes Land voll unerschöpflicher Reichthümer, von einer mächtigen Nation bewohnt." — Er meinte Peru und in den Augen eines der Zuhörer blitzte das Feuer des Entschlusses, einst dies Land zu besuchen — es war sein Eroberer Pizarro. — Nachdem sich der Häuptling mit dem Versprechen von jährlich 100 Pfund Perlen unter die Oberhoheit des Königs begeben, zogen die Spanier ab — aber wie

Isla rica.

Hinweis auf Peru.

Franz Pizarro.

wenige erreichten Darien, obschon sie Wunder der Tapferkeit vollbrachten. Die Wälder wimmelten von Wilden, die Flüsse von Alligatoren, dazu lichteten Hunger und Krankheiten die Reihen.

Schiffe nach der Südsee.

Pedrarias und Balboa waren einig und jetzt sollte der letztere mit Staatsmitteln die Küsten der Südsee untersuchen. Wäre nicht neuer Hass entbrannt, so hätte Balboa ohne Zweifel Peru erobert. Im Hafen von Careta wurden die Balken zu Schiffen gezimmert, dann über die Berge an das Gestade der Südsee von Indianern und Negern getragen — unter den sengenden Strahlen der tropischen Sonne — und an der Küste des Stillen Oceans zusammengestellt. Nur ein Spanier konnte den Plan eines solchen Unternehmens fassen, nur ein Balboa es ausführen. Die Küstenfahrt begann mit vier Brigantinen und Balboa fühlte sich auf der schwindelnden Höhe des Glückes und sein erfinderischer Geist sprühte von großen Plänen.

Da das Gerücht gieng, ein neuer Statthalter komme, um den Pedrarias abzulösen, so beschlossen Balboa und seine Vertrauten, Erkundigungen einzuziehen; im Falle sich die Nachricht bestätige, wolle man die Seefahrt fortsetzen, ehe der Befehl sie aufzugeben eintreffe. Das kam durch einen Verräther Pedrarias zu Ohren mit der Warnung, Balboa werde sich nie mit seiner Tochter vermählen, sondern er trachte nur ihn zu stürzen. Der alte Hass erwachte und die alte Tücke regte sich. Er lud Balboa zu einer Berathung ein, dieser kam arglos und ward durch Pizarro verhaftet. „Franz, das ist nicht die Art, wie du mich sonst zu empfangen pflegtest," sagte der in die Falle Gelockte. Espinosa beschleunigte den Process und erkannte auf Hochverrath, schlug aber Begnadigung vor. „Nein, wenn er den Tod verdient," sagte Pedrarias, „so lasst ihn auch den Tod erdulden!" Balboa ward mit seinen Vertrauten zur Enthauptung verurtheilt als Hochverräther. „Das ist falsch," rief er, „nie kam mir ein solches Verbrechen in den Sinn. Ich habe meinem König stets treu und aufrichtig gedient und seine Herrschaft zu vermehren getrachtet." Seine Berufung an den König ward verworfen. Mit festem Tritt und stiller Fassung legte er das Haupt auf den Block, das auf den ersten Streich fiel. — Der neidische Statthalter sah der Hinrichtung des genialen, damals zweiundvierzig Jahre alten Entdeckers durch die Rohrstäbe eines Gitterfensters in seinem Hause zu. Bald jedoch klärte sich das Urtheil und ein spanischer Geschichtschreiber sagt mit Recht: „Seit die elenden Leidenschaften verstummt sind, die Balboas Verdienst und Fähigkeiten zu seinem Verderben hervorriefen, nennen alle Staatsschriften sowohl, als die Privatrelationen und die Stimme der Nachwelt, Balboa mit voller Überzeugung einen der größten Spanier, welche den amerikanischen Boden betreten haben."

Balboas Ende.

Die Entdeckung nahm nun zunächst die Richtung nach Westen und Nordwesten, nicht nach Süden.

Nicaragua.

In Nicaragua traf man schon höhere Culturvölker, Stämme, die nicht unter einem Fürsten, sondern unter einem Senat standen, welche die toltekische Bilderschrift und den toltekischen Kalender kannten, Ritterorden, aber auch Menschenopfer hatten und Menschenfleisch für eine Leckerei hielten. Das Räthsel dieser Zustände sollte die Eroberung Mexikos lösen.

Cortez erobert Mexiko.

Amerika war schon zwanzig Jahre entdeckt und noch kannte man den Golf von Mexiko nicht; erst die Sage von einer Quelle, welche den darin sich Badenden neue Jugendkraft verleihe, trieb zu Fahrten nach dem Westen. Juan Ponce
Juan Ponce de Leon fuhr mit drei Schiffen 1513 nach der Küste, die de Leon.
seitdem Florida heißt. Florida. Der Empfang von Seite der Wilden war kein freundlicher, unter steten Kämpfen mit den kriegerischen Stämmen kam man bis an die Südküste von Georgien.

Juan Ponce de Leon hatte gegen die Mauren vor Granada gestritten, dann 1493 Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet, hatte dann unter Roldan in Kämpfen gegen die Indianer Klugheit und Tapferkeit bewährt und die Würde eines Statthalters von Higuey erhalten.[1] Vierzehn Seemeilen davon war die Insel Boriquen (Porto-rico), von der es hieß, dass sie einen Über- Porto-rico.
fluss an Gold enthalte, und Juan Ponce de Leon beschloss sie kennen zu lernen. 1508 landete er mit wenig Spaniern und mehreren indianischen Dolmetschern und fand beim vornehmsten Kaziken Agueybanah so herzliche Aufnahme, dass Agueybanah.
sie die Namen tauschten, was bei den Indianern das Zeichen ewiger Freundschaft ist. Der Kazike zeigte seine Felder, als der Spanier nach seinen Reichthümern fragte, und führte ihn auf die Frage nach Gold an zwei Flüsse, die im Sande Goldkörner hatten und in denen selbst die Kiesel mit Gold geadert erschienen. Nun beschlossen die Spanier, die Insel zu unterwerfen, die den Namen Portorico bekam. 1509 kam Ponce de Leon wieder, gründete Städte und vertheilte die Eingebornen in Repartimientos und legte ihnen Arbeit auf. Die schwere Arbeit brachte die Indianer in Verzweiflung. Gerne hätten sie auf die Spanier losgeschlagen, aber sie betrachteten dieselben als übernatürliche Wesen Sind die
und fürchteten, dass sie nicht getödtet werden könnten. Ein Kazike beschloss ihre Spanier sterblich?
Unsterblichkeit auf die Probe zu stellen: er befahl seinen Leuten, einen jungen Spanier, Salcedo, den sie durch das Land geleiten und auf ihren Schultern Salcedo.
durch einen Fluss tragen sollten, solange unter das Wasser zu ziehen, bis er sich nicht mehr rege. Dies geschah. Die Indianer zogen den Leichnam an das Ufer, heulten ihm tausend Entschuldigungen vor, weil sie noch immer zweifelten, ob er todt sei; erst als sie nach drei Tagen Wache die Spuren der Verwesung sahen, kamen sie zur Überzeugung, dass die Spanier sterblich seien wie die Indianer. Nun bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze der Bruder und Nachfolger

---

[1] Irving, Reisen der Gefährten des Columbus, S. 341—376. Frankfurt 1831.

Aufstand. des Agueybanah stand, und an einem und demselben Tage wurden alle Spanier auf der Insel überfallen, viele erschlagen oder in ihren Wohnungen verbrannt. Ponce de Leon aber hielt sich in seiner Festung und führte von da aus den kleinen Krieg gegen die Wilden. Als in der Nacht Verstärkung aus Hispaniola kam, schritt er kühn zum Angriff und die Indianer, welche die Verstärkung nicht kommen sahen, glaubten, dass die Erschlagenen wieder ins Leben zurückgekehrt seien. Das benahm ihnen den rechten Muth, in einem großen Zusammenstoß wurden sie geschlagen und der Kazike getödtet. Zur Strafe wurden die Besiegten in Bergwerken und zu anderen harten Arbeiten verwendet.

Die Insel war durch den Krieg verheert und gerne legte Ponce de Leon die Statthalterschaft nieder, als ihm der König schrieb, er habe diese Stelle längst einem anderen versprochen und er gedenke ihn anderweitig zu belohnen. Von einem Land im Norden gieng die Rede, dass es von Gold und allen herrlichen Dingen überströme und einen Fluss besitze, der alle wieder verjünge, die sich darin badeten. Ponce de Leon war ein alter, narbenbedeckter Krieger, der gern wieder jung und als Entdecker berühmt geworden wäre wie Columbus. Auf eigene Kosten rüstete er drei Schiffe und fuhr 1513 auf Entdeckungen aus. Am 2. April warf er in der Nähe eines Landes die Anker aus, dessen Bäume mit Blüten, dessen Felder mit Blumen geschmückt waren, er nannte es darum Florida, die Indianer hießen es Cautio. Die Bewohner — vom Stamme der Muskoghi — wehrten sich kräftig gegen die Spanier und den Fluss, der Badende verjünge, konnte Ponce nicht finden. Am 14. Juni fuhr er darum verbittert nach Portorico wieder zurück. Einer kleinen Insel, auf welcher Matrosen in einer Nacht 170 Schildkröten fiengen, gab er den Namen Tortugas, einer Inselgruppe, auf der er nur eine alte indianische Frau traf, gab er den Namen La Vieja oder die Altweibergruppe. 1514 brach der Entdecker noch einmal auf nach einer Insel Bimini, auf welcher eine Verjüngungsquelle sein sollte.[1] Die Spanier hatten so viel Wunderbares in den neuentdeckten Ländern gefunden, dass ihnen nichts mehr unmöglich schien. Er fand die Quelle nicht und begann, aber ohne Glück, den Krieg gegen die Kariben. 1521 hörte er, dass Florida ein Festland sei, und brach auf es zu erobern — der Ruhm des Cortez stachelte ihn — bekam aber in hartem Kampfe eine Wunde, an der er starb. „Zur Verlängerung seines Lebens zog er aus", sagt ein Spanier, „und fand dabei den Tod."

(Randnotizen: Bad der Verjüngung. — Florida. — Tortugas. — Bimini.)

Cuba. Cuba, die zweite Insel, welche Columbus entdeckt und Fernandina genannt und bis zu seinem Tode für ein — Festland gehalten hatte, wurde erst 1511 auf Befehl seines Sohnes Don Diego durch Don Diego Velasquez, der siebzehn Jahre in Europa Kriege mitgemacht hatte und nach Ruhm und Reichthum lüstern war, durchstreift. Die Einwohner unterwarfen sich ohne vieles Blutvergießen. Velasquez wurde Statthalter, förderte die Ansiedlungen, den Ackerbau, ließ Zuckerrohr anpflanzen, die Goldgruben bearbeiten, Städte anlegen. So gewann Diego Mittel zu Entdeckungsfahrten und an Nachrichten von neuen Ländern fehlte es nicht.[2]

Ein Hidalgo der Insel Cuba, nämlich Fernandez de Cordoba, fuhr in der Richtung westlich von Cuba 1517; nach zwölftägiger Fahrt am

---

[1] Über das Jahr vergl. Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, S. 411.
[2] Herrera, l. c. Dec. I, lib. IX, cap. 10—12.

12. März erblickte er die Küste von Yucatan, dessen Name aus den Worten der Indianer auf die Fragen der Spanier entstanden sein soll: „Tectecan“ heißt nämlich dasselbe, was „Kannitverstan“ oder „Ich verstehe dich nicht“. Wie staunten aber die Spanier, als sie überall Beweise einer höheren Sittigung wahrnahmen, wohlgebaute Städte, Stufenpyramiden mit Tempeln darauf, wohlgekleidete Menschen! Merkwürdig kam ihnen an manchen Steinbildern das Zeichen des Kreuzes vor, es war aber nur das indianische Symbol der Befeuchtung durch den Regengott. An manchen Stellen wurden die Spanier freundlich empfangen und es gefiel ihnen besonders, dass die Eingebornen gegen europäische wertlose Spielereien gerne ihre goldenen Schmucksachen hergaben; an anderen Stellen, wo sie landeten, hatten die Spanier schwere, verlustreiche Kämpfe zu bestehen.[1] Yucatan.

Die Kunde von dieser Entdeckung trieb Velasquez zu noch größeren Anstrengungen, ein neues und größeres Geschwader ward gerüstet und der achtundzwanzigjährige edle Neffe Grijalva an die Spitze gestellt. Am 20. April 1518 fuhr das Geschwader aus, am 5. Mai war man in Cozumel, einer heiligen Insel, zu deren Tempel die Mayavölker jährlich wallfahrteten. Am 13. Mai hatte man schon die Küste von Yucatan in Sicht.[2] Der Empfang war jedoch unfreundlich, nur unter schweren Kämpfen konnte man Wasser aus ummauerten Brunnen schöpfen; besser wurde man empfangen am Rio de Grijalva,[3] man tauschte Geschenke aus, die Indianer waren verschwenderisch mit Gold. Am 11. Juni war man am Rio de Banderas, schon im Gebiet der Kaisers von Mexiko. Das Staunen war beiderseits groß. Die Spanier wollten bleiben, weil der Handel so einträglich war. Grijalva folgte jedoch gewissenhaft der Instruction, die ihm nur eine Untersuchung der Küste, aber keine Ansiedlung auftrug und starb vor Gram, als ihn der Statthalter ungnädig empfieng, weil er seinen Befehl nicht überschritten und Gold in Menge gewonnen habe. Doch bleibt ihm der Ruhm, der eigentliche Entdecker des Kaiserreichs Mexiko zu sein. Velasquez. Grijalva.

Entzückt über die Kunde vom Goldreichthum der westlichen Länder traf Velasquez Anstalten zu einem neuen Zug. Diesmal erwählte er keinen Anführer, der so gewissenhaft war wie Grijalva, und er sollte es schwer büßen. Genie besaß übrigens der Mann seiner Wahl, Ferdinand Cortez, und es war, als ob die Wahl des Statthalters nur der Stahl war, der aus dem Steine das darin längst schlummernde Feuer des Helden- und Eroberungsgeistes schlug. Cortez.

Ferdinand Cortez, einer der kühnsten Männer der Weltgeschichte, war 1485 zu Medellin in Estremadura geboren, der Sohn eines Hauptmanns beim

[1] Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz, I, Cap. 1—4.
[2] Ibid. I, Cap. 6 ff.
[3] Ibid. I, Cap. 11.

Jugend. Fußvolk.[1]) Zwei Jahre brachte der feurige Jüngling auf der Hochschule in Salamanca zu, doch hatte er keinen Sinn für die Rechtskunde, für die ihn sein Vater bestimmte: er lernte bloß sich im Spanischen und Lateinischen auszudrücken und Verse nicht ohne Wert zu verfertigen. Seine Neigung war für den Soldatenstand: zuerst wollte er unter dem großen Feldherrn nach Italien ziehen, 1504 aber entschloss er sich zu einer Fahrt nach der neuentdeckten Welt. Cortez bekam auf Hispaniola von dem ihm günstigen Statthalter Ovando ein Repartimiento, ein Stück Landes mit Indianern, und wurde Schreiber der Stadt Acua; er war jedoch ein schlechter Landwirt und sein unbefriedigter Thatendrang äußerte sich nur in Duellen und verliebten Abenteuern. 1511 zog er mit Velasquez zur Eroberung von Cuba aus, stand anfangs bei dem neuen Statthalter hoch in Gunst, entzweite sich aber wieder mit ihm und stellte sich an die Spitze der Missvergnügten, wurde gefangen gesetzt, entkam zweimal der Haft, söhnte sich wieder mit ihm aus, der ihn mit einer schönen Verwandten vermählte, und ward schließlich von Valesquez zum Befehlshaber des neuen Zuges ernannt, bei dem Aufgabe. er „die Küsten besichtigen, die Erzeugnisse des Landes und dessen Einrichtungen kennen lernen, vortheilhaften Tauschhandel treiben, die Eingebornen mit Menschlichkeit behandeln, auf ihre Bekehrung und für den Vortheil der Krone Spaniens bedacht sein und schließlich eine Durchfahrt nach Asien suchen sollte“.

Wandlung. Ein außerordentlicher Ernst kam plötzlich in den ehemaligen Abenteurer; umsichtiger, thatkräftiger, herzgewinnender konnte man nicht auftreten, als Cortez es that. Schon nahte die Zeit der Abfahrt, als Valesquez auf einmal, durch feindselige Einflüsterungen verleitet, die Führung des Zuges in andere Hände übergeben wollte. Kaum hörte Cortez davon, als er mit der noch nicht vollständig ausgerüsteten Flotte still in der Nacht abfuhr.[2])

Vergebens eilte ihm Velasquez nach und suchte ihn aufzuhalten, seine Abfahrt. Befehle wurden überhört. Am 18. Februar 1519 gieng die Flotte unter Segel, eilf Schiffe mit 553 spanischen Soldaten, darunter 16 Reiter,[3]) 110 Matrosen, mit 200 Indianern, 10 Berggeschützen, 4 Feldschlangen, vielem Pulver und andern reichlichen Vorräthen. Das Banner des Zuges[4]) war ein rothes Kreuz in blauen

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. I, Cap. 19.

[2]) Ibid. I, Cap. 22, 24.

[3]) Bernal Diaz schildert bei seiner Liebe zum Detail auch alle Pferde mit ihren Eigenschaften. L. c. I, Cap. 23.

[4]) Die wichtigste Quelle für die Darstellung der aztekischen Religion gibt die „Historia universal de Nueva Espanna“ von Sahagun. Der Verfasser kam als Franciscaner 1529 nach Mexiko, wo er 1590 starb; er sammelte dreißig Jahre lang mit Umsicht an seinem Werke, das aber verloren gieng und erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder gefunden und 1830 von Bustamente in Mexiko herausgegeben wurde und zugleich in der Sammlung von Lord Kingsborough erschien. Die Überreste mexikanischer Bildung sind gesammelt in dem Prachtwerke von Kingsborough: „Antiquities of Mexico, comprising facsimiles of ancient paintings and hieroglyphics, together with the monuments of New-Spain“, London 1830. Der Verfasser glaubt an eine Ansiedelung der Israeliten in Mexiko. Über einzelne Theile der Alterthumskunde schrieb der Mexikaner Gama (geb. 1735, gest. 1802) gelehrte Abhandlungen, welche Bustamente herausgab. — Veytias (geb. 1718) „Historia antiqua“, von Orteago 1836 in Mexiko herausgegeben, ist wichtig für die Geschichte der ältesten Wanderungen der Völker Anahuacs. Sämmtliche Alterthümer behandelt die „Monarchia Indiana“ von Torquemada, einem Franciscaner, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Mexiko kam. Sevilla 1615. — Gleich umfassend ist das Werk des Jesuiten Clavigero, „Storia antica del Mexico“, 1780 zu Cesena erschienen und gegen Robertson und Raynal gerichtet. Achtjährige Wanderungen und Sammlungen liegen dem Werke des Italieners Botturini: „Idea de

und weißen Streifen mit der Unterschrift: „Freunde, lasst uns dem Kreuze folgen, in diesem Zeichen werden wir siegen, wenn wir gläubig sind.“[1]) Der Führer Cortez war damals vierunddreißig Jahre alt, mittlerer, schlanker, muskelstarker Gestalt, bleichen Antlitzes, mit großen, dunklen Augen, mäßig, heiter, wagsam bis zur Tollkühnheit, entschlossen, glühend vom Geist der Eroberung, vom Eifer für Verbreitung der Religion, und von der Überzeugung gestärkt, dass dem Krieger, der für das Christenthum auszieht, der Sieg werden müsse, denn Gott stehe über der Natur.[2]) In diesem Sinne war auch die Anrede an die Soldaten: „Große Dinge werden nur durch große Anstrengungen vollbracht und Ruhm war nie der Lohn der Trägheit. Der Allmächtige hat den Spanier in seinem Kampfe gegen die Ungläubigen nie verlassen und wird euch schützen, wenn ihr auch von einem Schwarm von Feinden umringt seid.“

Am 21. April 1519 landete die Flotte auf dem Boden des Kaiserreiches Mexiko und ein Glück für das ganze Unternehmen war die Ankunft des Andalusiers Aguilar, welcher jahrelang unter einem Indianerstamm in Landung.

una nueva historia general de la America Septentrional“, Madrid 1749, zu Grunde, aber es fehlt der kritische Geist. — Als der Livius Anahuacs wird Fernando de Alva Ixtlilxochitl, ein Nachkomme der alten Herrscher von Tezcuco, gerühmt. Unter seinen Relationes ist die „Historia Chichemeca“ von Ternaux-Compans ins Französische übersetzt, deutsch, Meißen 1839. — Von höchstem Werte ist Humboldts Werk: „Essai politique sur le Royaume de Nouvelle Espagne“, Paris 1825. — Für die Geschichte der Eroberung sind am wichtigsten die Berichte des Cortez an Karl V., aus dem Spanischen von Dr. Koppe, Berlin 1834; der erste Bericht ist jedoch verloren gegangen. Dann Herrera, „Historia General de las Indias Occidentales 1492—1554“, erschienen 1601 bis 1615. Der Verfasser (geb. 1549) wurde von Philipp II. zum Geschichtschreiber Indiens ernannt und starb 1625, alle amtlichen Berichte aus den Pflanzstaaten standen ihm zur Verfügung. Vollständigkeit, Gründlichkeit, Ernst und ein reines Castilianisch sind die Vorzüge dieses Werkes. — Die Geschichte der Bekehrung der Azteken schildert Toribio de Benavente, von den Indianern wegen seines demüthigen Äußeren Matolinia (armer Mann) genannt, seit 1523 als Franciscaner-Missionär thätig und Abt in Tezkuko, ein apostolischer Mann; sein Werk wurde von Robertson benutzt. Unübertroffen in einfacher, naiver und doch fesselnder Darstellung ist des Cortez Hauptmann Bernal Diaz del Castillo — in seiner „Historia Verdadera de la conquista de la Nueva Espanna“, Madrid 1632. (Deutsch mit vortrefflicher Einleitung von Rehfueß, Bonn 1843, 4 Bde.). Er hat alle Feldzüge in Mexiko und 119 Schlachten mitgemacht und schrieb 1558 als Regidor in Guatemala mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten, mit der Frische und dem Feuer der Jugend und dem Ernst der Wahrheit gegen die Lügen Gomaras sein unsterbliches Werk. Kein anderes Buch gibt ein so naturgetreues Bild vom Geist der Conquistadoren. — Gomaras „Cronica de la Nueva Espanna“ (Medina 1553) ist gefeilte Lobschrift auf Cortez, bei dem und bei dessen Sohne der Verfasser Hausgeistlicher war. — Die „Decades de orbe novo“ des Peter Martyr aus Angloria in Oberitalien, der 1487—1525 am castilianischen Hof als Lehrer junger Edelleute und bei diplomatischen Missionen thätig war, den Sitzungen des indischen Rathes beiwohnte, enthalten wichtige Nachrichten über die Entdecker; der Verfasser war mit Columbus wie mit Cortez vertraut. — Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez, lange Alcayde auf Hispaniola, dann von Karl V. zum Geschichtschreiber Indiens ernannt, schildert in seiner vielbenutzten „Historia de las Indias Occidentales“ sowohl die Naturgeschichte Indiens, als die Eroberung. — Die „Conquista de Mejico“ von Solis hat mehr rhetorischen Wert, obschon er von Philipp IV. zum Geschichtschreiber Indiens ernannt wurde (er starb 1686), es ist mehr ein schönes Trauerspiel als ein Geschichtswerk; die Reden sind erfunden. — Robertsons Werk ist durch die classische Arbeit des Amerikaners Prescott, „History of the conquest of Mexico“ (deutsch Leipzig 1845) längst überholt. — Müllers „Geschichte der amerikanischen Urreligionen“ (Basel 1855) — ist gehaltvoll.

[1]) Bernal Diaz, l. c. I. Cap. 20.

[2]) „Dios es sobre natura.“

Yucatan gelebt und die Mayasprache sich angeeignet hatte, und die Ankunft einer jungen, schönen Mexikanerin, Donna Marina von den Spaniern genannt, Malinche von den Azteken.

Malinche. Sie verstand die Sprache der Mexikaner und die Sprache von Yucatan und wurde bei ihrem lebhaften, feurigen Geiste bald der castilischen mächtig, und so hatte man denn Mittel, sie als Dolmetsch mit den Eingebornen zu verwenden. Donna Marina wurde ob ihres schönen, edlen Wesens die Vertraute des Cortez und bei ihrer Bekanntschaft mit den indianischen Sitten oft die Retterin der Spanier und steht als wohlthuender Schutzgeist bei den Nachkommen der Indianer noch im besten Andenken. Dolmetscher waren sehr nöthig, denn man hatte es bald mit einem ebenso tapferen als gebildeten Volke zu thun, bei dem man mit roher Waffengewalt allein nicht siegen konnte; mit jedem Schritt voran thürmten sich neue Schwierigkeiten auf.

Tabasco. Schon bei der Ankunft des Heeres in Tabasco musste eine große Schlacht mit den Indianern geschlagen werden, wobei die Spanier mit ihren höheren Kriegsmitteln und ihrer heldenmüthigen Tapferkeit freilich den Sieg errangen. Cortez nahm feierlich von der Stadt für die Krone Castiliens Besitz und gründete dann auf dem Siegesfelde eine neue Stadt Santa Maria della Vittoria. Die Tabascaner unterwarfen sich, gaben sogar ihre Götter ab und ließen sich taufen. Von ihnen erhielt auch Cortez nähere Nachrichten von dem Reiche Colua oder Mexiko.

Botschaft des Kaisers. Bald bekam Cortez Besuch von einem aztekischen Häuptling, welcher im Namen seines Kaisers nach dem Lande der Fremden und nach der Absicht ihres Besuches fragte. Cortez antwortete: er sei der Unterthan eines mächtigen Herrschers jenseits der Meere, der über ein ungeheures Reich gebiete und Könige und Fürsten zu seinen Untergebenen habe; dass, da ihm die Größe des mexikanischen Reiches bekannt sei, sein Herr gewünscht habe mit dem Kaiser in Verbindung zu treten und ihn als seinen Gesandten abgeschickt habe, Montezuma als Zeichen seiner Zuneigung ein Geschenk zu überbringen und eine Botschaft persönlich auszurichten.

Verhandlungen. „Wie kommt es, dass Ihr schon den Kaiser sehen wollt und seid erst zwei Tage hier?“ antwortete der Mexikaner, versprach aber einen Eilboten nach Mexiko abzusenden. Er hatte glänzende Geschenke, namentlich einen Korb voll goldener Schmucksachen, prachtvolle Mäntel für die Spanier gebracht und erhielt von diesen Glaswaren, Tuchmützen, einen schönen Armsessel u. dgl. für den Kaiser, aber auch zugleich den Wink, dass die Spanier an einer Herzkrankheit litten, gegen welche Gold ein besonders geeignetes Mittel sei. Die Spanier staunten ebensosehr über die Geschicklichkeit der Mexikaner, in Bilderschrift alles, was ihnen an den Fremden auffiel, darzustellen, um es ihrem Kaiser zu senden, als die Mexikaner über die Pferde, die sie noch nie gesehen hatten, über den Donner und die Wirkung der Geschütze. Cortez ließ nämlich seine kleine Armee kriegerische Übungen machen, um den Mexikanern zu imponieren.[1])

[1]) Bernal Diaz, l. c. II. Cap. 1.

Nach sieben Tagen war schon Antwort aus Mexiko da, denn in vierundzwanzig Stunden konnte damals durch die indianischen Schnelläufer ein Bericht nach der Hauptstadt gebracht werden. Wieder kamen glänzende Geschenke, dass die Spanier vor Entzücken außer sich waren, die feinsten Goldarbeiten, namentlich aber zwei runde Schüsseln von Gold und Silber, so groß wie Wagenräder, aber auch zugleich die Weisung: Montezuma bedaure mit den Spaniern nicht zusammenkommen zu können, obschon ihm eine Verbindung mit ihrem Herrscher sehr zur Ehre gereiche, die Gefahren der Reise nach der Hauptstadt seien zu groß, und darum ersuche er die Fremden, in ihre Heimat zurückzukehren. Aber Cortez antwortete: er dürfe sich vor seinem Landesherrn nicht wieder sehen lassen, wenn er nicht den Zweck seiner Reise erreicht habe; auch fürchte sich derjenige, welcher eine so große Seereise gemacht, nicht vor den Gefahren einer so kurzen Landreise.[1]) Nach zehn Tagen kamen neue Gesandte von Montezuma mit noch glänzenderen Geschenken, aber auch zugleich mit der Anforderung, die Fremden sollten augenblicklich heimkehren und es nie wagen, gegen die Hauptstadt zu ziehen.

Neue Botschaft.

Abweisung.

Hier folge die Schilderung dieser Geschenke von Torquemada, weil sie zeigt, wie hoch die Industrie der Mexikaner stand: „Sie breiteten reichgearbeitete Matten auf dem Boden aus, legten Baumwollzeuge darüber und darauf die Geschenke, baumwollene Hemden und Baumwollstoffe überhaupt, auf das zierlichste gearbeitet und mit Federn von den herrlichsten Farben durchwirkt; Schilde, aus glänzend weißen Stäben verfertigt, mit Federn und Gold- und Silberplättchen belegt, andere mit Perlen gestickt, an denen die feine Arbeit alles übertraf, was man sehen konnte; dann einen Helm aus Holz geschnitzt und ganz mit Goldkörnern gefüllt, eine Sturmhaube aus Goldblech, mit Steinen und Smaragden besetzt; große Federbüsche von dem buntesten Gefieder und in Silber und Gold gefasst; Fliegenwedel von den seltensten Federn mit tausend Beilocken von Gold und Silber in der feinsten Arbeit; Armspangen und Waffenschmuck von Gold und Silber; Wildleder auf das beste gegerbt und gefärbt, Schuhe und Sandalen mit Goldfäden genäht, mit Sohlen von kostbaren blauen und weißen Steinen; Spiegel von Malachit in Kugelform von der Größe einer Faust und so künstlich in Gold gefasst, dass man sie jedem Kaiser zum Geschenk machen konnte; Decken und Vorhänge zu Betten aus Baumwolle, aber von höherem Glanz und Feinheit als Seide; ein Halsband mit mehr als hundert Smaragden, ein anderes von großen Perlen; viele Kleinodien von Gold in Gestalt von Fröschen und anderen Thieren; Juwelen in der Form von Denkmünzen mit einer Einfassung, die mehr wert war als der Juwel selbst; — endlich zwei große Scheiben, die eine von Gold, worauf die Sonne mit ihren Strahlen und den Zeichen des Thierkreises abgebildet war, über 100 Mark Gewicht schwer, die andere von Silber, die in gleicher Weise den Mond vorstellte, in Größe eines Wagenrades. — Alles zusammen mehr denn 50.000 Ducaten an Wert.“[2])

Mexikos Industrie.

Allein die glänzenden Geschenke hatten das Häuflein der Spanier so gereizt, dass Cortez wohl die Stimmung aller aussprach, indem er sagte:

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, Cap. 2.
[2]) Torquemada, Mon. Ind., IV, 17.

„Das ist ein reicher und mächtiger Fürst, aber es müsste hart hergehen, wenn wir ihm nicht einen Besuch in der Hauptstadt machten.“ Und in seinem Plan ward er bestärkt durch die Ankunft von fünf Abgesandten der Stadt Cempoalla, die ihm sagten, dass ihr Stamm, die Totonaken, mit Ingrimm sich der drückenden Herrschaft der Mexikaner füge und daher die Fremden zu einem Besuche in ihre Hauptstadt einlade. Da blitzte in Cortez' Seele die Anschauung auf, dass durch eine Verbindung mit solchen unzufriedenen Stämmen das Reich der Azteken gestürzt werden könne.[1]

Plan des Cortez.

Aber vor allem war eine feste, selbständige Stellung nothwendig. Cortez war ja bis jetzt nur der Beauftragte des Diego Velasquez, dem er mit seiner Flotte durchgegangen war; er wollte aber selbständig werden, und ließ jetzt seine zahlreichen Freunde unter den Soldaten dafür sprechen, dass man zum Vortheil Spaniens im Namen seiner Herrscher einen Pflanzstaat gründen und eine Obrigkeit darüber ernennen müsse. Solches geschah. Villa rica de vera Cruz wurde gegründet, Beamte ernannt von der in eine bürgerliche Gemeinde umgewandelten Lagergemeinde.[2] Vor der neuen Obrigkeit legte dann Cortez seine Stelle als Diener des Velasquez nieder und empfieng dafür von ihr namens der katholischen Herrscher die Ernennung zum Oberbefehlshaber und Oberrichter des Pflanzstaates. Jetzt stand Cortez nur noch der spanischen Regierung gegenüber, deren Genehmigung er durch Großthaten zu erringen hoffte.

Vera Cruz.

Cempoalla.

Zunächst wurde Cempoalla besucht. Durch ein Gebiet voll des üppigsten Pflanzenwuchses gelangten die Spanier in die blumenreiche Stadt, die sie auf das Freundlichste empfieng. Cortez sagte dem Kaziken durch seine Dolmetscherin Malina: „Wir sind die Vasallen des großen Kaisers Karl, der über viele Königreiche und Herrschaften gebietet und uns ausgesandt hat, um überall Unrecht gutzumachen, die Bösen zu bestrafen und seinen Befehl zu verkündigen, dass keine Menschenopfer mehr verübt werden sollen“[3] — denn in allen Orten, durch welche sie bisher gezogen waren, fanden die Spanier Anzeichen von frischen Menschenopfern, die Wände und Altäre troffen von frischem Blute, die Opfersteine und die Messer von Feuerstein, womit sie den armen Schlachtopfern die Brust öffneten, um das Herz herauszureißen, befanden sich an ihrer Stelle. Den meisten Leichnamen fehlten Arme und Beine, die von den Indianern verzehrt wurden. Die Spanier betrachteten diese Tempel mit Entsetzen. Indem Cortez ihnen auf der einen Seite vorhielt, dass Gott sie berufen habe, diesen Greueln ein Ende zu machen, und auf der anderen ihren Blick auf die reiche Beute richtete, die ihrer warte, setzte er die mächtigsten Hebel in Bewegung, den Glaubenseifer und die Habsucht der Spanier, und entflammte sie zur heldenmüthigsten Tapferkeit.[4] Die Indianer aber ermuthigte er durch seine Betheuerung, er sei gesendet, alles Unrecht abzuthun, zum Abfall von Mexiko. „Der Kazike von Cempoalla“, heißt

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, Cap 4.
[2]) Ibid. II, Cap. 5.
[3]) Ibid. II, Cap. 8.
[4]) Ibid. II, Cap. 7.

es,[1]) „seufzte tief bei diesen Worten und beklagte sich bitter über Montezuma und seine Statthalter: er sei vor nicht langer Zeit unterjocht und aller seiner Schätze beraubt worden. Der Druck desselben sei so hart, dass man sich ohne seinen Befehl nicht zu rühren wage; jedes Jahr fordere er eine große Anzahl von ihren Söhnen und Töchtern, theils um sie den Götzen zu opfern, theils um sie im Dienste seines Hauses oder bei den Feldarbeiten auf seinen Gütern zu gebrauchen."[2]) Klage über Mexiko.

Der Kazike schloss mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündnis und aztekische Edelleute, welche im Auftrag ihres Kaisers für die unerlaubte Verbindung mit den Fremden zwanzig junge Männer und Frauen als Sühne für die Götter forderten, nahm er gefangen und lieferte sie an Cortez aus. Die Nachricht von der Einkerkerung kaiserlicher Beamten erregte im ganzen Lande großes Staunen über die Verwegenheit der Fremden, welche sie fortan Teules, d. h. Götter, nannten; zu gleicher Zeit half Cortez den Cempoallanern zum Sieg über ihre Feinde. All dies gewann ihm die Totonaken derart, dass sie sogar den Sturz ihrer Götterbilder geduldig hinnahmen und sich insgesammt taufen ließen. Eine Verschwörung in Vera Cruz trieb Cortez zum Abbrechen aller Brücken, er ließ nämlich die Flotte verbrennen bis auf ein Schiff, in welchem die Feigen nach Haus zurückkehren könnten. Sieg oder Tod war jetzt einzige Wahl und Cortez wusste seine Krieger so zu begeistern, dass sie mit dem Ruf: „Auf nach Mexiko!" ihm unbedingt zu folgen gelobten. Totonaken. Die Schiffe verbrannt.

Aber welche schwere Kämpfe waren noch zu bestehen, bis man die merkwürdige Hauptstadt erreichte! Zuerst mit der Republik Tlaskala, einem von vier Stammeshäuptern regierten aristokratischen Bundesstaat aus der großen aztekischen Familie. Die Tlaskalaner waren mit den Mexikanern in stetem Kampf um ihre Selbständigkeit und die Kinder wurden von der Wiege an zu tödtlichem Hass gegen die Mexikaner erzogen, welche ihnen die Zufuhr von Baumwolle, Cacao und Salz abschnitten. Cortez hoffte die Tlaskalaner durch eine Botschaft für die Spanier zu gewinnen, es sprachen auch Stimmen für den Antrag, allein einer der mächtigsten Häuptlinge, Xicotencatl,[3]) behauptete, die Fremden hätten nichts mit ihnen gemein, ihre Wege giengen über zerstörte Götterbilder und entweihte Tempel, und so wurde denn der Krieg beschlossen und der Stand der Spanier war schwer gegen diese ritterlichen Männer. Allein der Feldherrngeist des Cortez, der Heldenmuth der Spanier und der Schrecken, den ihre Geschütze, ihre Feuerwaffen und ihre Pferde erregten, verhalfen zu einem wahrhaft wunderbarem Sieg. Tlaskala.

Die Tlaskalaner fragten ihre Priester, ob die Fremden übernatürliche Wesen oder Menschen aus Fleisch und Blut gleich ihnen seien? Diese antworteten, die Spanier seien zwar keine Götter, aber Kinder der Sonne, und da sie ihre Stärke von diesem leuchtenden Körper hätten, so würden ihre Kräfte schwinden, wenn dessen Strahlen erloschen wären, und riethen daher zu nächtlichem Überfall. Aber

1) Bernal Diaz, l. c. II, Cap. 8 und 9.

2) Ibid II, Cap. 9.

3) Cortez nennt ihn Sigutengal. Drei Berichte des Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersetzt von Koppe. Berlin 1834, S. 29.

Angriff bei Nacht. die Spanier waren gerüstet, die Tlaskalaner wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen — und jetzt schlossen diese Frieden und Bündnis mit den Spaniern und nie ist ein Bund treuer gehalten worden, als von Seite dieser tapferen Feinde. In seinem Bericht an den Kaiser Karl über Tlaskala sagt Cortez:[1]

Die Hauptstadt. „Die Stadt ist groß und bewundernswert, größer als Granada und stärker befestigt und hat ebenso gute Häuser und viel stärkere Bevölkerung als Granada zur Zeit der Eroberung besaß,[2] ist auch viel besser besorgt mit allen Producten des Bodens, mit Brot, Vögeln, Wild, Flussfischen, Gemüsen und anderen sehr guten Esswaren. Es gibt in dieser Stadt einen großen Marktplatz, wo täglich über 30.000 Menschen als Verkäufer oder Käufer zusammenkommen, außerdem viele kleinere Märkte für die besonderen Stadttheile. Man sieht da auch Kleinodien von Gold, Silber und edlen Steinen und eine Art Federschmuck, so trefflich gearbeitet, wie man nur irgendwo auf einem Markte der Welt es finden kann, auch Fayence von allen Arten und der besten spanischen gleich, Holz, Kohlen, essbare und Medicinalkräuter. Es gibt da Barbierbuden und Bäder, kurz, man findet da jegliche Art gute Ordnung und Polizei und ein sehr verständiges und praktisches Volk, dass das beste in Afrika ihm nicht gleichkommt. Die Regierung ist wie die von Venedig, Genua und Pisa, denn es ist kein eigentlicher Oberherr über alle; aber viele Herren gibt es und sie wohnen alle in der Hauptstadt und die Dörfer des Landes treiben Ackerbau und die Bewohner sind Vasallen jener großen Herren und jeder besitzt sein Grundstück für sich." — Drei Wochen blieb Cortez in dem gastfreundlichen Tlaskala. Beim Abzug schlossen sich 6000 Krieger als Freiwillige gegen Mexiko an.

Cholula. In Cholula, der nächsten volk- und gewerbreichen Freistadt, die Cortez anfangs gastfreundlich empfieng, brach eine Verschwörung gegen die weißen Männer oder Götter auf Antrieb Montezumas aus, die jedoch entdeckt und streng bestraft wurde, und Cholula musste Karl V. huldigen. Dann ward durch das fruchtbare Tafelland der Marsch gegen Mexiko fortgesetzt, von dessen Macht und Bildung die Spanier mit jedem Schritt vorwärts einen höheren Begriff bekamen. Verweilen wir einen Augenblick in Betrachtung dieses merkwürdigen Staates! —

Culturzustand des Kaiserreiches Mexiko.

Der Götterkreis. Alle Versuche, ein System in die mexikanische Götterlehre zu bringen, sind gescheitert; es ist kein einheitlicher Gedankengang darin durchzuführen, weil die Götter im Verlauf der Geschichte zusammengebracht worden sind. Verschiedene religiöse Anschauungen sind mit den Stämmen, welche nach und nach zum mexikanischen Kaiserreich zusammengeschmolzen, miteinander in Berührung gebracht worden. Mit jedem neuen Stamm, den man in den Bund aufnahm, nahm man auch seine Götter an, erst später haben die Azteken, als sie ihrer Herrschaft sich sicher fühlten, die Götter bezwungener Stämme in einem besonderen Gefängnis in dem großen Tempel der Hauptstadt eingesperrt, mit anderen Worten, der Götterkreis wurde für geschlossen erklärt. Die Ritzen

[1] Drei Berichte des Cortez. S. 35.
[2] Also etwa 150.000 Einwohner.

und Fugen der verschiedenen Bestandtheile lassen sich zum Theil noch erkennen, doch die Zeit, wann die einzelnen Theile zusammengeschweißt wurden, nicht mehr so genau bestimmen. Gewiss aber ist Folgendes:

Die religiöse Anschauung der Tolteken ist edler und milder, und uralte Elemente, wie der Glaube an einen Gott, die Flutsage und eine Erinnerung an die Trennung des Menschengeschlechtes schimmern hindurch; wir hören von einem „höchsten Gott, dessen Auge und Ohr Stein und Holz durchdringt und durch dessen Kraft wir leben (Ipalnemoan), von dessen Willen wir abhängen, vor dem wir nur ein wenig Rauch und Nebel sind, der aus der Erde aufsteigt; vom einzigen und vollkommensten Gott". Sein Name ist Teotle, auch Tezcatlepoca (Weltregierer) und Tloque Nahuague (der alles in sich hat, die Ursache aller Dinge). Allein diese edlere Idee trat selbst bei den Tolteken zurück vor der Verehrung der Elemente, der Sonne und des Mondes. Die mexikanische Staatsreligion selber ist vollständiger Polytheismus. Monotheismus. Polytheismus.

Hauptgott ist Huitzilopotchli,[1]) der Kriegsgott der Azteken und mit ihnen in das Land gebracht, vielleicht nur ein vergötterter Mensch und erster Anführer der einwandernden Azteken, nach und nach aber immer mehr erhöht und zu einem allwissenden Wesen gemacht. Nach seinem Beinamen Mexitli ist Mexiko benannt worden. Er ist der göttliche Führer des Volkes, sein Schützer und Vater, bei ihm versammeln sich die Helden nach dem Tode; ihm wurden alle Kinder im ersten Jahre durch Einschnitte auf der Brust und am Leib geweiht, in jeder Stadt hatte er Tempel, den größten in Mexiko. Sein geheiligtes Thier und Sinnbild war die Schlange: er wurde sitzend dargestellt, von vier fürchterlichen Schlangen umgeben, mit blauer Stirne und einer goldenen Maske vor dem übrigen Gesicht, einen Busch auf dem Kopf, mit einem Kragen von zehn menschlichen Herzen um den Hals;[2]) in der rechten Hand trug er eine große, schlangenförmig gewundene, blaue Keule, in der linken einen Schild mit fünf Federballen in Kreuzesform; um den Leib wand sich eine goldene Schlange und viele kleine Thiere aus Gold und Edelsteinen. Man hat diesen Gott nicht unpassend mit dem Siwa der Inder und dem Baal der Semiten verglichen. Huitzilopotchli.

Neben ihm ist höchster Gott Tetzcatlepoca, „der glänzende Spiegel". Er ist unsichtbar und unberührbar wie Nacht und Luft, er ist die Seele der Welt, ewig jung und allmächtig, der Schöpfer der vier Elemente; sein Blick durchdringt alles, er ist der Gott der Gerechtigkeit, welcher die Sünder durch Krankheit, Dürre und Hungersnoth züchtigt, aber auch der Gott der Reue und Versöhnung. Ihm wurden schöne Jünglinge geopfert, das rauchende Herz der Geopferten zur Sonne emporgehalten; an seinen Festen wurde allgemeine Buße gethan; sein Haupttempel war in Tezkuko. Sein Bild war aus glänzend schwarzem Stein mit goldbedeckter Brust, mit goldenem Ohr, weil er alles hört; in der linken Hand hielt er einen Spiegel, weil er alles in der Welt sieht, er ist Helios und Wischnu zugleich. Tetzcatlepoca.

Hochgeehrt war Quetzalcoatl, wahrscheinlich ein vergötterter Mensch, eine Art Buddha des Westens, vielleicht ein Weißer; denn er wurde in heller Quetzalcoatl.

---

[1]) Der Name bedeutet „Bienenvogel links", weil sein Bild am linken Fuß die Federn dieses Vogels hatte. Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexiko, I, S. 47.

[2]) Bernal Diaz, l. c. II, Cap. 14.

Gesichtsfarbe, mit offener Stirn und starkem Bart dargestellt, ein Weißer, der als Reformator in Mexiko auftrat. Er ist ein Gott der Tolteken, er verbreitete die Kunst des Metallschmelzens und Steinschneidens, er verbesserte die Jahresrechnung, er baute Paläste von Silber und edlen Steinen; alle Bürger waren reich und glücklich unter seiner Regierung; er war milden, liebreichen Herzens und verbannte die Menschenopfer: nur Früchte und Blumen solle man opfern, seine Sünden durch Fasten und Blutentziehung aus Zunge und Ohren sühnen. Tezcatlepoca, heißt es, war eifersüchtig auf ihn, und suchte ihn zu verdrängen, und der Gott wanderte nach Osten aus mit dem Versprechen, einst wieder zu kommen. Montezuma sagte zu Cortez: „Seit langer Zeit haben wir durch unsere Urkunden von unseren Voreltern Kenntnis, dass weder ich noch alle jetzigen Einwohner dieses Landes Eingeborne desselben sind, sondern als Fremde hiehergekommen. Ebenso wissen wir, dass unser Geschlecht durch einen Herrn hiehergeführt wurde, dessen Vasallen sie alle waren, welcher dann nach seinem Vaterlande zurückkehrte. Und wir haben immer geglaubt, dass von dessen Nachkommen später einige kommen werden, dieses Land zu unterwerfen und uns wieder zu ihren Vasallen zu machen. Und nach der Gegend, von welcher Ihr gekommen seid, von Sonnenaufgang her, und nach Euren Erzählungen von jenem großen Herrn und König, welcher von dorther Euch sendet, glauben wir und halten es für gewiss, dass derselbe unser angestammter Herrscher sei, besonders weil Ihr sagt, dass auch er von uns schon seit langer Zeit Kunde habe.“ [1]) Die Tempel dieses Gottes waren rund, in Form eines abgestutzten Kegels, seine Priester trugen weiße Baumwollkleider.

Neben diesen drei Hauptgöttern gab es noch eine Unzahl von Dämonen. Darunter ist merkwürdig Cioakoatl, die Eva Amerikas, „die Schlangenjungfrau“, stets von einer großen Schlange begleitet, „die erste Göttin, welche gebar, welche die Leiden des Kindergebärens den Frauen als einen dem Tod zu entrichtenden Zoll hinterließ, die, durch welche die Sünde in die Welt kam“. Sie gebar zwei Knaben, einen rothbraunen und hellblauen, die Repräsentanten der dunklen und hellen Rasse.

Cioakoatl.

Merkwürdig ist, dass ein Reformversuch von einem hochbegabten König in Tezkuko, von Nezahualkoyotl in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts angestrebt wurde. Er verbot die Menschenopfer, er war gegen die Götzenbilder: „Diese Götzenbilder aus Holz und Stein können weder hören, noch fühlen, noch weniger können sie Himmel und Erde und den Menschen, den Herrn derselben, erschaffen. Diese müssen das Werk des allmächtigen unbekannten Gottes, des Schöpfers des Weltalls sein, auf den allein man Trost und Hilfe bauen muss.“ [2]) Der König baute einen Tempel und einen neun Stockwerke hohen Thurm darauf, um die neun Himmel anzudeuten, mit einem schwarz bemalten, mit goldenen Sternen besetzten Dach, und weihte denselben „dem unbekannten Gott, der Ursache der Ursachen“. Kein Götzenbild durfte in diesem Tempel sein, denn es sei für den unsichtbaren Gott unpassend. Durch hellklingende Tonzeichen wurden die Andächtigen zu bestimmten Zeiten zum Gebet aufgefordert. In den Hymnen, die er abfasste, kommt folgende schöne Stelle vor: „Alle Dinge auf Erden haben ihr Ziel, und in der fröhlichsten Laufbahn ihrer Eitelkeit und ihres Glanzes versagt ihnen die Kraft und sie sinken in Staub dahin. Die ganze Welt ist nur ein

Nezahualkoyotl.

[1]) Drei Berichte des Cortez, l. c. S. 70.
[2]) So berichtet Ixtlilxochitl. Prescott, l. c. S. 154.

Grab, und von allem, was auf derselben lebt, gibt es nichts, was nicht darunter verborgen und vergraben werden wird. Bäche, Flüsse, Ströme bewegen sich ihrer Bestimmung zu, nicht ein einziger fließt zurück nach seiner lieblichen Quelle. Sie rauschen vorwärts und eilen, sich im tiefen Busen des Weltmeeres zu begraben. Die Dinge von gestern sind heute nicht mehr und die Dinge von heute werden vielleicht morgen aufhören. Der Kirchhof ist voll vom ekelhaften Staube der Körper, die einst von lebendigen Seelen bewegt wurden, die auf Thronen gesessen, Versammlungen vorgestanden, Heere befehligt, Landschaften unterjocht, göttliche Verehrung erheischt hatten, von eitlem, ruhmsüchtigem Glanz und Macht und Herrschaft aufgeblasen waren. — Aber diese Herrlichkeiten alle sind verschwunden, gleich dem furchtbaren Rauch, der aus dem Schlunde des Popocatepetl aufsteigt, ohne ein anderes Gedächtnis ihres Daseins, als den Bericht auf den Seiten des Geschichtschreibers. — Der Große, der Weise, der Tapfere, der Schöne — ach, wo sind sie jetzt? Sie sind alle mit der Erdscholle vermischt, und das, was ihnen geschehen ist, wird auch uns begegnen, und denen, die nach uns kommen werden. Dennoch, glorreiche Edelleute und Häuptlinge, wahre Freunde und treue Unterthanen, lasset uns Muth fassen, lasset uns nach jenem Himmel streben, wo alles ewig ist und wohin kein Verderben dringen kann. Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege der Sonne, und die finsteren Schatten des Todes glänzende Lichter für die Sterne." [1])

Religion umgab das ganze Leben. Dem Neugebornen wurden Lippen und Brust mit Wasser besprengt, um die Sünde abzuwaschen, das Herz zu reinigen und ihm ein gutes, vollkommenes Leben zu verschaffen; dann wurde das Kind angeredet: „Liebes Kind, die Götter haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt; aber wisse, dass das Leben, in welches du jetzt eintrittst, traurig, mühselig und voll Elend ist, und du wirst nicht imstande sein, dein Brot ohne Arbeit zu essen. Gott stehe dir bei in den vielen Widerwärtigkeiten, die auf dich warten." [2]) Nach mehreren Tagen wurde das Kind gebadet und dann dabei gerufen: „Wo bist du, Böses? in welchem Gliede steckst du? entferne dich von diesem Kinde!" Zum zweiten Bade wurden Freunde und Verwandte eingeladen und dem Kinde, das jetzt vom Vater den Namen erhielt, in kleinen Nachbildungen die Werkzeuge seines künftigen Berufes übergeben, dem Krieger z. B. ein kleiner Bogen und Pfeile, und sprach die Hebamme das Gebet: „O Sonne, Vater von allem, was auf der Erde, unser aller Mutter, lebt, nimm dieses Kind und beschütze es als deinen eigenen Sohn, und da es zum Krieg geboren ist, so mag es auch darin sterben; indem es die Ehre der Götter vertheidigt, so wird es im Himmel all die Glückseligkeiten genießen, welche denen bereitet sind, die für eine so gute Sache ihr Leben opfern." Beim Tode eines Menschen wurde die Leiche mit dem seiner Schutzgottheit eigenthümlichen Gewande bekleidet, der Krieger z. B. im Kleide des Huitzilopochtli. Beschriebene Papierstücke, Waffen und Kostbarkeiten wurden gleichsam als Schutzmittel für die Gefahren auf dem Wege ins Jenseits mitgegeben. So zeigte man ihm den Zweck eines Stückchens Papier mit den Worten: „Mit diesem Blatte wirst du sicher zwischen den beiden Bergen, die sich bekämpfen, durchkommen"; den Zweck eines andern mit den Worten: „Mit diesem kommst du sicher durch den Ort, wo das Krokodil Xochctonal sich aufhält." In Mexiko wurden alle Todten verbrannt; dem Reichen wurden seine

Religiosität. Taufe. Leichenbehandlung.

[1]) Prescott, l. c. S. 156.
[2]) Clavigero, l. c. II, S. 84.

Frauen und Sclaven in den Tod nachgeschickt, der Körper wurde verbrannt, die Asche in einer Urne gesammelt und im Hause aufbewahrt. Im Jenseits nahm man drei Kreise an: die Gottlosen büßten in ewiger Finsternis, die gewöhnlichen Menschen lebten in einem Mittelzustand empfindungsloser Zufriedenheit, die Helden aber, die in der Schlacht oder als Menschenopfer gefallen, wären im Haus der Sonne bei Huitzilopotchli. Dabei aber finden wir die Lehre der Seelenwanderung, namentlich in Tlaskala, sehr ausgebildet.

Jenseits.

Seelenwanderung.

Der Schicksalsglaube ist vorherrschend, die Sünden werden dem Einflusse des Zeichens, unter dem ein Mensch geboren ist, zugeschrieben. Desungeachtet gab es eine Art Beichte, die aber nur einmal im Leben, gewöhnlich im vorgerückten Alter, abgelegt wurde, weil man glaubte, dass die Wiederholung eines einmal abgebüßten Vergehens unsühnbar sei. Das Beichtgeheimnis war unverletzlich, der Sündenerlass des Priesters befreite von der gesetzlichen Strafe.[1]) Das Verbrechen durfte aber nicht wiederholt werden. Der Priester betete: „O barmherziger Gott, der du die Geheimnisse aller Herzen kennst, lass deine Verzeihung und Gnade herabträufeln. Du weißt, dass dieser arme Mensch nicht aus eigenem, freiem Willen gesündigt hat, sondern durch den Einfluss des Zeichens, unter welchem er geboren ward." Dann mahnte er den Verbrecher, genau zu leisten, was er ihm aufgab, insbesondere aber einen Sclaven der Gottheit zu opfern — und wohlthätig gegen die Armen zu sein. „Kleide den Nackten, speise den Hungrigen, bedenke, dass sie Menschen sind wie du." — Welche Entstellung christlicher Lebensgedanken, die wahrscheinlich Jahrhunderte früher durch Missionäre in dieses Land kamen und sich erhielten, auch als die Christen dahingerafft waren. Auch fand eine Art Communion statt beim Fest des Huitzilopotchli: Blut von geopferten Kindern wurde mit Pflanzensämereien und Maismehl zu Kuchen geknetet und ein Bild des Gottes daraus gemacht; der Priester durchschoss es dann mit einem Pfeil, schnitt dem Gott das Herz aus, gab es dem König zu essen, und vertheilte das übrige an alle Männer der Stadt. Das hieß Teocualo, der Gott, der gegessen wird; das war die aztekische Vereinigung des Menschen mit Gott.

Beichte.

Communion.

Wie ernst es dem Azteken mit der Religion war, das sieht man aus den Opfern. Nirgends ist das Opferwesen stärker, aber auch grauenhafter ausgebildet. Der Mexikaner opfert Blumen, Vögel, die Erstlinge der Früchte, Brote, aber noch mehr, er opfert Menschen und Menschen in Masse. Nicht der Gott, der im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, nicht der Gott der Liebe ist es, welchem der betende, der Versöhnung suchende Mensch entgegentritt, sondern der blutdürstige Dämon, dem gegenüber der Einzelne nicht frei und sicher besteht, sondern zugrunde gehen muss, wenn er sich mit dem Göttlichen versöhnen will. Es ist der trostlose Pantheismus, in dem kein Einzelwesen Bestand hat; sein Besonderssein ist seine Sünde, sein Untergehen im All ist seine Erlösung.

Opfer.

Feste ohne Menschenopfer waren eine Seltenheit und von den Azteken kam der Gebrauch der Menschenopfer auch an die übrigen Stämme. Anfangs waren sie seltener, nach und nach aber, namentlich kurz vor Ankunft der Spanier,

Menschenopfer.

[1]) Sahagun, Hist. de la nueva Espanna, I, 12; VI, 7.

massenhaft; bei einem einzigen Tempel waren 136.000 Schädel von Geopferten als Ehrendenkmal für den Gott aufbewahrt; bei der Einweihung des großen Tempels Huitzilopotchlis im Jahre 1486 sollen 72.000 Gefangene geopfert worden sein; der Opferzug war zwei Meilen lang. Die Zahl der jährlichen Opfer soll mindestens 6000 nur in Cholula betragen haben, im ganzen Reich wenigstens 20.000.[1]) Tlaskala ward als Freistaat mitten im Reich belassen, nur um hin und wieder Krieg führen und Gefangene zum Opfer bekommen zu können. — Außerordentliche Naturereignisse, Drangsale erweckten nur den Glauben, dass die Opfer vermehrt werden müssten, und die Priester riefen: „Die Götter haben Durst!" Nun sollte eigentlich der Mensch sich selber opfern, aber in seiner Eigensucht schickt er lieber einen andern als seinen Vertreter in den Tod und eignet sich das Opfer dadurch an, dass er den Leib des Geopferten verspeist. In feierlichen Zügen, gekleidet in das Gewand des Gottes, wurden die Gefangenen langsam die Tempelpyramiden hinaufgeführt, oben auf einen gewölbten Stein gelegt, so dass die Brust hervorragte, fünf Priester hielten dem Opfer Kopf und Glieder, der Oberpriester — Topilzin — im rothen Scharlachmantel schnitt ihm mit dem Itztli, einem lavaartigen Stoff, hart wie Feuerstein, die Brust auf, das Herz heraus, hielt es, während es noch dampfte, zur Sonne empor und warf es dann zu den Füßen der Gottheit hin. Dann wurde die Leiche des Opfers, während unten die Menge andächtig auf den Knien lag, die Treppe hinabgeworfen und unten zerstückelt. Auch Frauen wurden geopfert, sogar Kinder.

Große Zahl. *Art der Opferung.*

Eines der feierlichsten Opfer war zu Ehren Tetzcatlepocas: der schönste Gefangene wurde gewählt, um ein Jahr hindurch den Gott darzustellen; er trug die prachtvollsten Kleider, war von Edelknaben bedient, hatte vier schöne Mädchen zu seiner Verfügung, man huldigte ihm mit Weihrauch und wohlriechenden Blumen; wenn er ausgieng und singend an einer Straßenecke stehen blieb, warf sich die Menge andächtig auf die Knie. Aber mit dem Ende des Jahres hörte auch der Göttertraum auf, der Gefangene ward in einem Nachen über den See zum Tempel geführt, die Blumenkränze zerrissen, die Tonwerkzeuge zerbrochen, die Priester erfassten ihn und trugen ihn auf den Opferstein.[2]) Übrigens glaubte man, dass alle Geopferten im Jenseits der höchsten Seligkeit theilhaftig würden.

Tetzcatlepoca.

Mit der Vermehrung der Opfer nahm die Freude an der Menschenfresserei zu, Menschenfleisch galt nach und nach als ein Leckerbissen, und so sank dieses Volk, das auf der einen Seite so schöne Elemente der Cultur hatte, auf der anderen Seite tief in sittliche Verworrenheit, und waren diese Menschenopfer allein ein gerechter Grund für die Spanier, das Reich zu erobern. Fleisch von kleinen Kindern war eine besondere Leckerei an der Tafel Montezumas. Bernal Diaz erzählt, es habe in den Tempeln gerochen, wie in den Schlachtbänken Castiliens.[3]) Selbstopfer, selbst von hohen Mexikanern, kommen hin und wieder vor; meist opferten sie jedoch nur Gefangene oder nur Sclaven, und beschränkten sich darauf, zu fasten und sich Blut abzuzapfen; man durchstach sich mit einem Aloedorn Ohren, Lippen, Zunge, Arme, Schenkel und steckte Röhrchen in die Wunde, um das Blut ablaufen zu lassen. Die Fasten waren streng, bei den Priestern dauerten sie hin und wieder 160 Tage: man enthielt sich des Fleisches und geistiger Getränke, aß nur einmal des Tages und zapfte sich Blut ab.

Menschenfresserei. *Askese.*

---

[1]) Über die Zahl der Opfer vergl. die Stellen bei Prescott, l. c. I, S. 64.
[2]) Sahagun, l. c. II, 2, 5, 24.
[3]) Bernal Diaz, l. c. II, Cap. 14.

Priester. Das Ansehen des Priesterstandes war ein hohes, die Zahl der Priester groß, beim Haupttempel in Mexiko waren ihrer allein 5000. Clavigero berechnet die Zahl aller Priester des Reiches auf 4,000.000. Ehelosigkeit war nur an einigen Orten geboten; die Disciplin aber war strenge, die Gebete, Räucherungen, Abwaschungen, auch während der Nacht, häufig. Priester zogen mit in die Schlacht und feuerten die Kämpfer zur Tapferkeit an, jeder Krieg war eigentlich ein Kreuzzug. Die Priester waren zugleich die Erzieher der Jugend, die Lehrer des Volkes, die Träger der höheren Bildung. An der Spitze des gesammten Standes waren zwei Oberpriester, der göttliche Herr, Teoteuctli, und der große Priester, Hueitcoquixque; nur Männer von vornehmer Geburt, tiefem Wissen und anerkannter Rechtschaffenheit kamen zu diesen Stellen. Sie saßen im Rathe des Königs, den sie gesalbt hatten, sie öffneten beim Fest die Brust des Schlachtopfers und nahmen das zuckende Herz heraus. Ohne ihre Zustimmung wurde kein Krieg begonnen. Es gab Orden und Klöster mit strenger Disciplin, auch Priesterinnen, die das heilige Feuer zu unterhalten und den Tempel zu reinigen hatten. Die Kleidung der Priester war schwarz, das Haar lang, selbst das Gesicht und der Körper war schwarz oder roth bemalt. Jeder Ort, jeder Theil einer größeren Stadt hatte seinen Tempel, seine Priester, und zu jedem Tempel gehörten gewisse beträchtliche Ländereien, die das „Land der Götter" hießen.

Schulen. Klöster. Die Priester waren die Erzieher der Jugend; Mädchen wurden von Priesterinnen, Knaben von Priestern in Klöstern erzogen. Die Zucht war strenge. Die Jugend wurde zu Einfachheit, Ordnung, Mäßigkeit, Fleiß, Götterdienst, Wahrheitreden und höflichem Benehmen angehalten, dem Kinde, das log, wurde die Lippe mit einem Aloedorn durchstochen. Die Mädchen wurden zu weiblichen Arbeiten, züchtigem Benehmen angehalten; die Knaben in Musik, Malerei, Bilderschrift, Geschichte, Götterlehre unterrichtet. Die Erziehung in einem Kloster begann vom fünften Jahre an.

Den Geist der Erziehung, und was die Azteken für schicklich hielten, lernt man am besten aus dem Rathe eines Vaters an seinen Sohn und aus dem Rathe einer Mutter an ihre Tochter kennen, welche Sahagun aus dem Mexikanischen übersetzt hat:[1] Der Vater an den Sohn. „Mein Sohn, wie ein Hühnchen aus dem Ei bist du an das Licht gekommen und mußt dich bereiten, wie jenes durch die Welt zu fliegen. So kurz auch die dir zugemessene Zeit ist, so strebe darnach recht zu leben und bitte Gott, dir beständig beizustehen. Er schuf dich, du bist sein Eigenthum. — Verehre die, welche älter sind als du, und verachte keinen. Gegen Arme und Unglückliche sei nicht stumm, sondern tröste sie vielmehr. Ehre jedermann, besonders deine Eltern, denen du Gehorsam, Achtung und Dienstbeflissenheit schuldig bist — sonst wirst du ein unglückliches Ende nehmen und in Verzweiflung dahinsterben. Spotte nicht über alte und unvollkommene Menschen. Verachte den nicht, der einen Fehler oder eine Thorheit begeht, und mache ihm

---

[1]) Sahagun, l. c. VI, 19.

keine Vorwürfe darüber, sondern hüte dich, dass du nicht in denselben Fehler verfällst, den du an anderen nicht leiden kannst. Gehe nicht dahin, wo du nicht verlangt wirst, und menge dich nicht in das, was dich nichts angeht. Suche deine gute Erziehung in allen Worten und Handlungen zu zeigen. Bei einer Unterredung lege die Hände nicht auf einen anderen, rede auch nicht zuviel und noch viel weniger falle einem anderen in die Rede. Überlege vorher das, was du sagen willst. Redet jemand mit dir, so höre ihm aufmerksam zu und bleibe in einer schicklichen Stellung: spiele nicht mit den Füßen oder nimm den Mantel in den Mund, spucke nicht zu oft aus, wenn du sitzest; alle dergleichen Handlungen zeigen Leichtsinn und schlechte Erziehung an. — Bei Tisch iss nicht mit zu viel Gier und lass es dir nicht merken, wenn dir etwas nicht gefällt. Überfällt dich jemand unvermuthet bei Tisch, so theile mit ihm, was du hast, und bewirtest du jemand, so sieh ihn nicht starr und steif an. — Siehst du jemand dir entgegenkommen, so weiche etwas aus, damit er Raum habe an dir vorbeizukommen. Gehe nie vor älteren Personen her, wenn es nicht nothwendig ist oder sie es dir nicht befohlen. Bei Tische iss und trinke nicht eher, als sie. — Wirst du reich, so werde nicht übermüthig und verachte die Armen nicht, denn eben die Götter, welche andern den Reichthum entziehen, um ihn dir zu geben, werden durch deinen Stolz beleidigt, nehmen dir die Güter wieder und geben sie den anderen. — Sage nie eine Unwahrheit, denn Lügen ist eine abscheuliche Sünde. — Halte dich nicht länger, als nöthig ist, auf dem Marktplatz auf, denn an solchen Orten läuft man die größte Gefahr allerlei Laster anzunehmen. — Nähre dich durch eigene Arbeit, die Speisen werden dir umso lieblicher schmecken. — Sei kein Verschwender, du erzürnest die Götter und sie werden dich mit Schande bedecken. Halte dich im Zaume und warte, bis das Mädchen, das dir die Götter zur Frau bestimmen, ein gehöriges Alter erreicht. Ist die Zeit zum Heiraten da, so thue es nicht ohne der Eltern Einwilligung, sonst wirst du ein unglückliches Ende nehmen. Stiehl nicht und ergib dich nicht dem Spiele, sonst machst du deinen Eltern Schande statt Ehre — für ihre Erziehung."

Noch mögen einige Sätze aus der Mahnung der Mutter an die Tochter folgen: „Meine geliebte Tochter, sehr liebe kleine Taube! Suche die Worte, die der Vater zu dir gesagt hat, dir ins Herz zu schreiben, es sind Worte, wie sie dem Edlen und Weisen geziemen, kostbar wie Juwelen. Wenn Gott dir das Leben schenkt, wirst du dieselben Worte deinen Söhnen und Töchtern lehren, sofern Gott dir deren verleiht. Das zweite, was ich dir sagen will, ist, dass ich dich sehr liebe. Ich trug dich unter dem Herzen, ich legte dich in die Wiege, ich nährte dich mit meiner Milch. Darum bewahre meine Worte in deiner Brust." *Die Mutter mahnt die Tochter.*

„Sorge dafür, dass deine Kleidung anständig und geziemend sei, nicht mit Zierrathen überladen, denn das ist ein Zeichen der Eitelkeit und Narrheit, aber auch nicht schmutzig und zerrissen, denn Lumpen sind ein Zeichen des Niedrigen und derer, die man verachtet. Lass deine Kleider anständig und sauber sein, damit du weder eingebildet, noch dürftig erscheinst. Wenn du sprichst, so übereile deine Worte nicht, sondern rede überlegt und ruhig, nicht sehr laut, aber auch nicht sehr leise, sondern in einem gemäßigten Ton, nicht geziert, nicht durch die Nase, sondern in einem angemessenen Ton und sanften Klange. — Beim Gehen sei weder zu schnell, noch zu langsam, das eilige Gehen erzeugt Unruhe und Unstätigkeit, das allzulangsame ist ein Zeichen von Aufgeblasenheit. Gehe gerade aufrecht, den Kopf ein klein wenig geneigt, nicht mit sehr erhobenem Kopfe, denn das ist ein Zeichen schlechter Erziehung. Habe weder den Mund noch das Gesicht *Kleidung.* *Rede.* *Gang.*

Blick. aus Scham bedeckt, gehe aber auch nicht wie eine Kurzsichtige, mache auf dem Wege keine auffallende Bewegung mit den Füßen. Schaue auf der Straße nicht hierhin oder dorthin, sieh beim Gehen weder nach den Wolken, noch auf die Erde; blicke die, welchen du begegnest, nicht mit den Augen einer beleidigten Person an, auch nicht als ob du dich unbehaglich fühlest, sondern schaue jedermann mit heiterem, anständigem Gesichte an, damit du weder mürrisch, noch
Zucht. allzu gefällig erscheinest. Kümmere dich nicht um die Worte, die du auf der Straße höreſt; lass die Kommenden und Gehenden sagen, was sie wollen; antworte nicht, sondern thue, als ob du sie nicht gehört und nicht verstanden hättest. Male dir nie das Gesicht, färbe dir nie die Lippen, denn das ist das Zeichen von unkeuschen Frauenzimmern. Nur feile Dirnen, die alle Zucht und Scham verloren haben, schminken und färben sich, sie sind wie Tolle und Trunkenbolde zu betrachten. Deine Großmutter sagte oft zu uns: ‚Hier auf dieser Welt reisen wir auf einem sehr engen, steilen und gefährlichen Wege, der wie ein hoher Bergrücken ist, über dessen Gipfel ein schmaler Fußsteig geht, auf jeder Seite ist ein großer, bodenloser Abgrund, und wenn ihr von dem Fußsteig abweicht, so fallt ihr hinein, daher ist bei der Verfolgung eures Weges große Vorsicht nöthig.‘

„Meine zärtlich geliebte Tochter, meine kleine Taube, schließ dieses Gleichnis in dein Herz, es wird dir als Leuchtfeuer dienen, solange du auf dieser Welt lebst. Hüte dich, dass kein Flecken auf dich komme. Solltest du deine Keuschheit verlieren, und es verlangte dich später jemand zur Frau, so würdest du nie glücklich und wahrhaft geliebt werden; er würde sich stets erinnern, dass du keine Jungfrau gewesen, und dies wird Veranlassung zu großem Gram und Kummer sein, dein Mann wird stets Argwohn gegen dich hegen. — Wenn es Gott ge-
Pflicht der Frau. fallen sollte, dass du einen Mann bekommst, so halte dich frei von Anmaßung, vernachlässige ihn nicht und gestatte deinem Herzen nicht, in Widerspruch mit ihm zu sein. Sei nicht unehrerbietig gegen ihn. Begehe nie Verrath gegen ihn, Ehebruch genannt, sonst fällst du in eine Grube ohne Boden, aus der keine Rettung ist. Wird es bekannt, so wird man dich tödten, dich als Beispiel für alle Leute auf die Straße werfen. Du wirst gesteinigt, auf dem Boden geschleppt und andere werden an deinem Tode ein Beispiel nehmen. Flecken und Unehre werden auf unsere Vorfahren kommen, die Edlen und Rathsherren, von denen wir abstammen. Wenn aber auch dein Mann dein Vergehen niemals erfährt, so weiß es doch Gott, der an allen Orten ist; er wird den Unwillen des Volkes gegen dich aufregen und Rache an dir nehmen, wie es ihm gut dünkt. Nach seinem Befehl wirst du entweder erlahmen oder erblinden oder dein Leib wird vertrocknen oder du wirst in die größte Armut gerathen, weil du es gewagt hast, deinen Mann zu beschimpfen. — Meine theure Tochter, suche mir und deinem Vater Ehre zu machen! Möge Gott dich beglücken und mögest du zu Gott kommen, der aller Orten ist.“

Die Priester waren die Gelehrten, die Bewahrer der heimischen Erinnerungen, die Ärzte und Naturkundigen, sie beobachteten den Himmel. In Tez-
Astronomie. kuko gab es eine eigene Sternwarte; die Azteken berechneten das Jahr zu 18 Monaten von je 20 Tagen, die Woche hatte 5 Tage, das Jahr 365, mit 5 Ergänzungstagen, am Ende von 52 Jahren wurden 13 Schalttage eingesetzt; so kam der aztekische Kalender dem julianischen nahe. Der Tag war eingetheilt in 8 Stunden, die Jahre in Cyklen von 13 und 52, bei der Bezeichnung der einzelnen Jahre wurden Zeichen angewendet, die auch in Ostasien gebräuchlich waren.

Und wie Astronomie, so wurde auch Geschichtschreibung verbreitet; Todesstrafe stand in Tezkuko auf Verfälschung der Geschichte. Über die alte Zeit hatten sie nur Sagen: sie glaubten an vier große Weltperioden, die der gegenwärtigen vorausgegangen seien; die erste Periode war die der Riesen, die durch Hunger zugrunde giengen; die zweite gieng durch Feuer, die dritte durch Sturm, die vierte durch Wasser unter; für die Dauer der ganzen Welt berechneten sie 20.000 Jahre. Auch die jetzige Periode werde einst zugrunde gehen, die Sonne erlöschen und Finsternis die Erde bedecken. Wenn die Winter-Sonnenwende kam, geriethen die Mexikaner in Sorgen und alle Feuer, selbst die in den Tempeln, wurden ausgelöscht. Am letzten Abend des Jahres gieng ein feierlicher Zug zwei Meilen von Mexiko, dort wurden um Mitternacht auf der Brust eines schönen Jünglings, der geopfert werden sollte, Feuer durch Reibung von Stäben angefacht; von der Flamme wurde dann ein Scheiterhaufen angezündet, auf welchem das Opfer verbrannt wurde. Freudengeschrei erscholl beim Anblick des Feuers, denn es galt als Zeichen, dass die Götter dem Menschengeschlechte noch ein Säculum geschenkt hätten. Eilboten mit Fackeln trugen die Flamme schnell durch das Land, und in jedem Tempel, in jedem Haus wurde damit ein Freudenfeuer angezündet; darauf folgten vierzehn festliche Tage der Freude. Das letzte Fest dieser Art wurde 1506 gefeiert; mit einem solchen Fest, das 1091 gefeiert wurde, begannen die Mexikaner ihre Ära.

Geschichtschreibung.

Weltalter.

Werfen wir einen Rückblick auf die frühere Geschichte. Mittelamerika war einst von den Völkern des Mayageschlechtes bewohnt, den Huasteken am Panuco, den Totonaken in Anahuac, den Zakateken am Stillen Meer westlich von Mexiko, den Otomis nördlich davon, den Macahuern westlich, den Taraskern nordwestlich vom späteren Mexiko. Die Sprache wird heute noch von der dienenden Classe in Yukatan weich und wohlklingend gesprochen. Hauptort war Tula. Die Länder südlich von Mexiko waren dicht bevölkert. Die Bildung dieser Zeit beweisen heute noch erhaltene Baudenkmäler, die Pyramiden von Cholula oder, wie die Stadt ursprünglich hieß, Churultekal, welche die Azteken von Riesen, d. h. einem ihnen fremden Geschlecht von Ureinwohnern erbaut sein ließen, ihnen unverständlich gewordene Gesänge wurden unter Tänzen um diese Pyramide gesungen; dann die Pyramide von Teotihuacan (= Götterwohnung), dem Sonnengotte gewidmet und 180 Fuß hoch, oben mit einer riesigen Bildsäule der Sonne aus einem Steine, die nach Morgen schaute und auf der Brust eine polierte Goldplatte hatte, die Strahlen des leuchtenden Gestirnes zurückzuwerfen. Daneben stand eine niederere Pyramide, die dem Monde, und mehrere kleinere, nur dreißig Fuß hohe, welche den Sternen geweiht waren. Dann die Stufenpyramide zu Papantla, aus großen Porphyrquadern errichtet. Weit zahlreicher sind die Bauwerke im Süden von Mexiko, z. B. zu Palenque[1]) in Chiapa, zu Tikal und Dolores in Guatemala;

Die Mayavölker.

Pyramiden.

Sonnencult.

[1]) Die reiche Literatur darüber ist verzeichnet in Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 452—469.

vieles ist in Yukatan gefunden worden.[1]) Auch in Nicaragua fanden sich Denkmäler einer Cultur, welche lange vor Cortez unbekannt waren. Diese Denkmäler sind nicht bloß merkwürdig durch ihre Massenhaftigkeit, sondern auch durch den reichen Schmuck und die anmuthigen Linienspiele, womit die Flächen bedeckt sind. Aber nicht bloß Reste von Pyramidentempeln sind da zu finden, sondern auch riesige Trümmer von Städten und Palästen. Und nicht bloß in Bauten zeigt sich die alte Cultur der Mayavölker, sondern auch im mexikanischen Kalenderwesen, welches die Azteken nachweisbar von ihnen übernahmen, in den Hieroglyphen. Manche Spuren weisen auf einen Zusammenhang mit Ostasien hin. Diese Cultur muss uralt sein. Die Sprache der Otomis soll aus der sinesischen manche Worte haben.[2]) Wie in Sina kannte man auch hier die Quippusschrift, daneben Hieroglyphen bustrophedon geschrieben, auf Baumrinde gemalt oder auf Hirschhaut mit schwarzer und rother Tinte eingetragen.

Naturdienst.

Ihre Religion war Naturdienst mit den Gefühlen des Dankes und der Furcht,[3]) Gestirnverehrung, Sonnencult, daneben Thierdienst und Verehrung der Götter der Elemente und Lebensbedürfnisse, Centeotl für das Getreide, Tlalok für das Wasser. Der Glaube an Unsterblichkeit war verbunden mit dem von der Wanderung der Seele — die Seelen ziehen über die Gestirne in die Sonne — von Verwandlung in Thiergestalten. Der Ausdruck für Gott war bei ihnen Teot, die Götter hießen Theotes, der Tempel hieß Teocalli.[4])

Seelenwanderung.

Dem Sonnengott Tonatrikli wurden Kinder und Kriegsgefangene geopfert, der oberste Priester bekam das Herz, der König die Hände und Füße des Opfers, den Rest das Volk, das Blut die Götter. Die Mondgottheit hieß Citlali. Die Götter genießen dieselbe Speise wie die Menschen, das Fleisch oder Blut der Menschen, daher auch das Blutlassen als Gottesdienst; mit dem Blut, das sich der Mensch abzapft, streicht er die Bilder der Götter an. Daher auch die Beschneidung, insbesondere der Zunge und Ohren, in Yukatan. Der Sonne zu Ehren wurden Sonnensäulen aufgestellt. In Nicaragua wurde Sonne und Mond unter dem Namen Fomagozba und Zipaltonal verehrt. Neben Sonne und Mond wurden Thiere als Naguals oder Götter angesehen, der Löwe, der Tapir, der Kolibri, die Schlange, welche in südlichen Ländern als feuchte Wärme die Fruchtbarkeit der Erde darstellt und zur wohlthätigen Gottheit wird, im Norden dagegen als Zeichen der Feuchtigkeit zum Symbol des Bösen wird. Lebendige Schlangen wurden heilig gehalten und mit dem Fleisch von geopferten Menschen gefüttert. Der Culturgott Votan ist Schlangengott, er führte von Cholula das Volk nach Guatemala. — Centeotl ist die große Hervorbringerin der Kinder, zugleich Göttin des Ackerbaues. „Wo Ackerbau herrscht, da werden mehr Kinder großgezogen, als bei den Jägervölkern, und das Land strotzt von einer dichten Bevölkerung.“[5]) Ihr Fest fiel in den

---

[1]) Statuen in ägyptischem Stil. Vergl. Dr. le Plongeon in Yucatan, his account of discoveries. By Stephen Salisbury. Worcester 1877.

[2]) Ampère, Revue des deux mondes. 1853, 1. Oct. — Müller, l. c. S. 466.

[3]) Müller, l. c. S. 471.

[4]) Griechisch καλιά = Hütte.

[5]) Müller, l. c. S. 492—493.

Frühling; Priester, Adel und Volk bereiteten sich auf dasselbe durch Wachen vor und Blutlassen aus Ohren, Augenbrauen, Nase und Zunge, aus Armen und Schenkeln; man färbte Blätter mit diesem Blute und hieng sie an den Thürpfosten auf, um Segen für das Haus zu erflehen. Kleine Mädchen brachten Maisähren in ihren Tempel: acht Tage dauerten die Tänze, Heldenlieder wurden gesungen und das Lob berühmter Geschlechter wurde gepriesen. Die Mayavölker, die im Zustande der Wildheit verblieben, verehrten dagegen die Göttin der Jagd Mixcoatl. Auch Pflanzen waren Gegenstand der Verehrung, große Bäume, die Riesencypresse. Dem Gotte des Regens wurden Knaben und Mädchen geopfert; sein Symbol, das Kreuz, wird von vielen auf christliche Missionäre zurückgeführt,[1]) während andere in ihm nur ein Natursymbol wie im Nilschlüssel sehen.[2])

Also thaten die Urbewohner. All diese Gottheiten haben die Tolteken von den Mayavölkern angenommen und von den Tolteken die Azteken.

Auch die Lehre von den Weltaltern wird jetzt[3]) den Mayavölkern zugeschrieben, weil die Thiere, die darin vorkommen, wie Tiger und Affen, die Örtlichkeiten u. s. w. dem Süden angehören.[4]) Das Weltalter wird Tonatiuh, d. h. Sonne genannt, weil verschiedene Sonnen darin herrschen, der Sonnengott schafft also und zerstört abwechselnd. Weltalter.

Das erste Weltalter heißt Ozocuilliexeque, das Zeitalter der Riesen, die in demselben leben und kämpfen, auch Tlaltonatiuh, das Zeitalter der Erde, es dauert 5206 Jahre, es findet sein Ende durch Hunger und Erdbeben, indem die Erde ihr Wohlwollen versagt. — Das zweite Zeitalter Tletonatiuh, das rothe, dauert 4804 Jahre und endet, da der Gott des Feuers auf die Erde herabsteigt, um sie zu zerstören. Ein einziges Menschenpaar rettet sich in eine Höhle. — Das dritte Zeitalter heißt Checatonatiuh, das der Luft, weil es durch gewaltige Orkane zugrunde geht, nachdem es 4010 Jahre gedauert. Die Olmeken und Xicalanken sollen während desselben bereits in Anahuak gewohnt haben. Quetzalcoatl soll gekommen und Sitte und Bildung als Gott des Regens und der Gesundheit eingeführt haben, aber mit der Verheißung, dass er wiederkomme, abgezogen sein, als man seine Lehren wenig befolgte. Auch am Schlusse dieses Weltalters rettete sich ein Menschenpaar in eine Höhle, die übrigen wurden vernichtet oder in Affen verwandelt. — Das vierte Weltalter, Atonatiuh, dauerte 4008 Jahre; es heißt das des Wassers, weil am Ende eine Flut alles zerstörte, nur Coxcox und sein Weib Xochiquetzal retteten sich, indem sie auf den Stamm einer Cypresse flüchteten und auf dem Berge Colhuacan landeten. Die Mehuakaner nannten den Mann Tezpi und er habe sich in einem Boote, in das er allerlei Thiere nahm, gerettet, und zuerst habe er einen Geier, dann einen Kolibri fliegen lassen, der mit einem Zweig im Schnabel zurückkehrte.

Das fünfte Weltalter ist das gegenwärtige, von dessen Ende man bloß weiß, dass es am Schlusse eines mexikanischen Zeitraums von 52 Jahren kommen wird und zwar am Ende der fünf Schalttage. Die bösen Luftgeister werden die Menschen verzehren und die Sonne sich nicht mehr über den Horizont

[1]) Tiedemann — in den Heidelberger Jahrbüchern. 1858.
[2]) Müller, l. c. S. 502.
[3]) Ibid. S. 508.
[4]) Ibid. S. 507—521.

erheben. Die Azteken beginnen ihre Geschichte mit dem Jahre 1091 der christlichen Zeitrechnung.

Die Mayavölker entarteten, unnatürliche Laster kamen bei ihnen auf. Darum erlagen sie auch den kräftigen, wenn auch rohen, doch unverdorbenen Völkern des Nordens. Was in Europa sich abspielte in den Zeiten der Völkerwanderung, wiederholte sich auf der westlichen Halbkugel: wie im Osten Rugier, Skyren, Vandalen, Gothen, Langobarden rasch einander verdrängten, so in Mittelamerika Tolteken, Chichimeken, Azteken. Wie aus dem einen römischen Reiche viele Staaten erwuchsen, so wurden aus dem Gebiete der Mayavölker mehr denn 30 Staaten mit 50 Städten. Wie im Osten alles um Italien stritt, so drängte im Westen alles Leben sich im Hochthal Anahuac zusammen. Und wie das Frankenreich zuletzt alles wieder zusammenfasste, so dort das Aztekenreich mit seiner Hauptstadt Mexiko.

Die Völkerwanderung. Anahuac.

Tolteken. Zuerst kamen die Tolteken aus dem Lande Tollan, nordwestlich von Mexiko. 544 verließen sie ihre Heimat und wanderten, nur da lange verweilend, wo es ihnen gefiel und sie Getreide, Baumwolle und dergleichen pflanzen konnten; 670 kamen sie nach Tula im Thale von Anahuac unter sieben Führern und gründeten ein Reich, das 384 Jahre währte und in dem acht Könige aufeinander folgten. Jede Regierung musste 52 Jahre währen; starb der König früher, so wurde eine Regentschaft eingesetzt; lebte er länger, so musste er abdanken. In Tula schrieb 708 der weise Huematzin ihre heilige Schrift „Teo-Amoxtli", das göttliche Buch, die Weltbeschreibung. Das Jahr war darin auf die Stunde genau berechnet und jedes vierte Jahr sollte ein Schalttag eingeschoben werden. Sie ließen die Welt 5199 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstehen. Sie waren ein mildes Volk mit offenem Sinn und nahmen die Bildung der Mayavölker in sich auf, sie schafften die Menschenopfer ab, ihr Lieblingsgott war Quetzalcoatl, dem sie die große Pyramide zu Cholula erbauten: sie verstanden die Künste des Ackerbaues, des Metallschmelzens, Gießen und Schmiederei, die Kunst, die Edelsteine zu bearbeiten. Toltеke hat später noch dieselbe Bedeutung wie Künstler. Sie haben viele große Städte gegründet, verloren aber nach und nach den kriegerischen Geist. Unter König Topiltzin 1031—1052 erlitten sie Unglück durch Naturereignisse und Krankheiten. Die
Olmeken. Olmeken — ein Mayavolk — hatten unter dem Druck sich wieder gekräftigt und bedrängten sie. Viele wanderten nach Yukatan, Guatemala, Nicaragua, Honduras aus, ein Theil behauptete sich in Cholula.

Chichimeken. Um 1170 erschien in dem verödeten Lande eine andere Horde, die der Chichimeken aus dem Lande Amaquemecan oder Chicomoztoc, wo sie in Höhlen und Strohhütten gehaust und von der Jagd gelebt hatten, und zwar unter Häuptlingen, über welche ein König gebot. Ihre Kleidung waren Thierfelle, ihre Waffen Bogen und Pfeile; sie verehrten die Sonne, der sie Kräuter und Blumen opferten. Ihr letzter König hatte zwei Söhne, von denen der
Cholotl. jüngere, Cholotl, auszuwandern und sich ein eigenes Reich zu erwerben beschloss — er kam mit den Seinen nach Tula, Cempoalla, Tepepolco, und sandte seinen Sohn Nopaltzin aus, das Land weiter zu durchsuchen. Vom Gipfel eines hohen Berges in der Nähe vom späteren Mexiko schoss Nopaltzin vier

Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab zum Zeichen, dass er im Namen seines Vaters Besitz von diesem Lande nehme. Zu Tenayuca schlug Cholotl seinen Herrschersitz auf. Von den Tolteken, deren Töchter die Chichimeken zu Frauen nahmen, lernten sie den Ackerbau, das Bearbeiten der Metalle, das Spinnen und Weben.

Die Nachricht vom Glück der Chichimeken reizte die sechs Stämme der Nahuatlaken, welche ihre Nachbarn in der alten Heimat gewesen waren, gleichfalls zur Wanderung nach dem Süden und wenige Jahre darauf drei Fürsten aus dem Volke der Acolhuas. Cholotl gab ihnen seine Töchter zu Frauen und Land zum Wohnen, und sie verschmolzen zu einem Volke, das sich Acolhuas nannte; Chichimeken hießen fortan nur die, welche die Jagd dem Ackerbau und eine wilde Freiheit der staatlichen Ordnung vorzogen. Cholotl hatte Söhne und Schwiegersöhne zu Unterkönigen gemacht. So bestanden denn verschiedene Reiche in Frieden nebeneinander. Auf Cholotl folgten als Oberkönig Nopaltzin, auf diesen sein Sohn Tlotzin, auf diesen Quinaltzin, der den Herrschersitz nach Tezkuko verlegte, von welchem die Tolteko-Chichimeken den Namen Tezkukaner bekamen. Quinaltzin regierte glänzend bis 1406, wo ihm sein Sohn Techotlalla folgte. Ein Stamm aber, die Teochimeken, der die Freiheit vor allem liebte, wanderte aus und gründete in den Bergen, die er zu vertheidigen wusste, den Freistaat Tlaskala: sie blieben mäßig, arbeitsam, brav und tapfer und machten ihr Land zum Brotland (das bedeutet Tlaskala). Ihren Kriegsgott nannten sie Camaxtle.

Nahuatlaken. Acolhuas. Tezkuko. Tlaskala.

Die letzten Einwanderer waren die Azteken. Ihre Heimat ist wahrscheinlich der Nordwesten von Californien gewesen, wo sie aber nicht bloß jagten, sondern auch das Land bebauten. Die Verhältnisse müssen aber unbehaglich geworden sein, denn Huiziton, ein weiser Mann, glaubte den Vogel Tihui rufen zu hören: „Lasst uns gehen!“ und deutete als den Willen der Götter, dass sie ein anderes Land aufsuchen sollten. Sie brachen also auf um 1160; ihre Wandersagen zählen auf, welche Flüsse sie überschritten, welche Abenteuer sie bestanden. 1091 fangen sie ihre Zeitrechnung an, 1196 langten sie in Tula an, 1216 in Zampanco, dessen Herr sie wohlwollend aufnahm und ein edles Mädchen aus ihrem Stamm, Tlacapantzin, mit seinem Sohne Ilhuitcatl vermählte. Aus dieser Ehe stammen ihre späteren Herrscher. Von hier kamen sie 1325 an die westlichen Ufer des großen Sees, wo sie auf dem Zweige eines stachligen Birnbaumes, der auf der Spalte eines Felsens hervorschoss, einen Königsadler sahen, der eine Schlange in seinem Schnabel hielt und die mächtigen Flügel gegen die aufgehende Sonne ausbreitete. Dies schien ihnen ein heilbringendes Zeichen, sie senkten Pfähle in den See und bauten das Venedig, die Pfahlbaustadt des Westens, und nannten sie Tenochtitlan, d. h. Cactus auf einem Felsen. Der spätere Name Mexiko ist von ihrem Kriegsgott Mexitli abzuleiten. Sie führten hier in Fischerhütten lange ein armseliges Leben, aber sie hielten aus, sie waren willensstark, tapfer, ausdauernd und so befähigt, über andere zu herrschen. Die harte Dienstbarkeit unter den Acolhuanern stärkte ihren Nacken.

Azteken. Wanderungen. Tenochtitlan. Mexiko.

1352 wählten sie ihren weisesten Mann, Acamapitzin, zum König, während bisher zwanzig Häuptlinge an ihrer Spitze waren. Huitzilihuitl, sein Sohn, war ihr zweiter König 1380—1409, Chimalpopoca, sein Bruder, ihr dritter. Damals unterjochten die Tepaneken das Königreich Tezkuko, welches sich mit Hilfe der Mexikaner in zwei Schlachten frei machte. Die Mexikaner erhielten als Lohn das Gebiet der Besiegten. Der Befreier Tezkukos war jener edle Nezalhualcojotl, der das goldene Zeitalter von Tezkuko herbeiführte, die schönsten Gedichte und die besten Gesetze machte. Itzcoatl, der Bruder des vorigen, war damals König von Mexiko, und ein Bund der drei Staaten Mexiko, Tezkuko und Tlacopa wurde dahin abgeschlossen, dass sie sich in ihren Kriegen beistehen wollten und dass bei Vertheilung der Beute Tlapocan ein Fünftheil haben sollte, Mexiko zwei Drittel vom Rest. Es war also schon der Vorort geworden. Es gieng jetzt rasch voran. Montezuma I., 1436—1464, breitete durch Siege sein Gebiet aus. Axajacatl, 1464—1476, fuhr fort zu erobern; sein Bruder Tizot starb 1482 durch Meuchelmord, unter Ahuizotl folgten sich ununterbrochen die Siege. Nach ihm ward sein Neffe Montezuma II. gewählt, unter dem es schon hieß, alle Welt sei dem Kaiser unterworfen, und der nur den Adel für würdig hielt, ihn zu bedienen, und dessen ganzer Hofstaat nur aus Edelleuten bestand.

Staatenbund.

Poesie.

Auch die Dichtung wurde gepflegt, die Heldenthaten der Vergangenheit durch Gesang gefeiert, doch sind uns nur Übersetzungen Sahaguns von einigen Liedern erhalten. Nezahualcojotl, der König von Tezkuko, hat sechzig Hymnen hinterlassen und an seinem Hof sollen viele Dichter gelebt haben. Zum Epos, zum Drama brachten es die Mexikaner nicht, der Gesang war eintönig und die Musik roh. Bei der Malerei sahen sie mehr auf Genauigkeit, als auf Schönheit, und hatten keine Ahnung von Perspective; gerade so ist ihre Bildhauerei, genau im Einzelnen, geist- und leblos. In der Baukunst suchten sie durch das Massenhafte zu imponieren; der Palast in Mexiko hatte 20 Thore, 3 große Höfe, über 1000 Zimmer. Die Tempel sind große Stufenpyramiden, von den ägyptischen dadurch verschieden, dass sie kein Inneres haben, welches sie bergen; sie sind rein dazu da, um die Opferfeier auf ihrer Spitze weithin sichtbar zu machen. In ihren Prachtbauten sind die Räume lang und schmal, sie kennen den Bogen noch nicht; die Häuser waren zweistöckig mit Terrassen und reich mit Blumen verziert.

Malerei. *Baukunst.*

Sitten und Gesetze. *Ehe.*

Ihre Sitten und Gesetze anlangend, so waltete große Strenge: für Lüge und Verleumdung wurde ein Stück von der Lippe abgeschnitten, auf Unmäßigkeit stand bei der Jugend Tod, bei älteren Verlust von Rang und Vermögen; Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft; Vielweiberei war gestattet, aber kam nicht häufig vor; Ehelosigkeit war verpönt. Der Priester schloss die Ehe ab, indem er den Mantel des Bräutigams mit dem Kleide der Braut zusammenband; darauf mussten die Neuvermählten vier Tage lang enthaltsam sein, beten, opfern und sich kasteien. Für Ehesachen gab es einen eigenen Gerichtshof, Scheidung durfte nur mit dessen Bewilligung vor sich gehen. Die Gesetzgebung war streng, die gesetzgebende Gewalt war beim Herrscher, die Richter aber waren, außer bei Vergehen, unabsetzbar. Todesstrafe war häufig,

sie stand auf Mord, sogar eines Sclaven, auf Verrückung von Grenzen der Äcker, Veränderung von Maß und Gewicht, auf Diebstahl, auf Verschleuderung des Vermögens eines Mündels, auf Betrunkenheit, auf Verfälschung der Geschichte. Das Todesurtheil wurde dadurch verkündet, dass der Richter mit einem Pfeil quer über das Bildnis des Angeklagten eine Linie zog. Die Richter hatten besondere Kleidung und saßen den ganzen Tag in einem besonderen Gerichtsgebäude. Rechtsanwälte gab es nicht, jede Partei führte ihre eigene Sache und brachte ihre Zeugen vor. Die ganze Gerichtsverhandlung wurde von einem Gerichtsschreiber in Bilderschrift aufgesetzt und dem Gerichtshofe übergeben. Ein Richter, der sich bestechen ließ, wurde mit dem Tode bestraft, ebenso einer, der in seinem Hause statt im Gerichtsgebäude einen Rechtshandel abgemacht hatte. Vom König Nezahualcoyotl wird erzählt, dass er sogar vier seiner Söhne wegen eines Vergehens hinrichten ließ; und von seinem Sohn und Nachfolger Nezahualpilli, dass er seinen Lieblingssohn wegen eines schweren Vergehens trotz aller Fürbitten mit den Worten zum Tode verurtheilte: „Wenn ich ihm verzeihe, wird man sagen, die Gesetze seien nicht für jeden verbindlich.“ *Todesstrafe.*

Es gab in Mexiko einen Adel, einen Bürgerstand und Sclaven. Die Adeligen allein trugen Gold und Edelsteine auf ihren Kleidern und waren vorzugsweise Krieger, bildeten die Leibwache des Landesherrn, hatten großen Landbesitz, auf dem sie wie unabhängige Fürsten lebten; zeitweise mussten aber sie oder ihre Kinder am Hofe leben. Die Königswürde war nur in der Familie des Herrschers erblich, gieng aber nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Bruder auf den Bruder oder auf den Enkel über; so wollte man die Gefahr der Unfähigkeit oder der Minderjährigkeit vermeiden. Ein Überrest der alten Adelsherrschaft zeigt sich in dem Vorrecht von vier Männern des hohen Adels, den Herrscher aus der königlichen Familie zu wählen; vielleicht hat gar ursprünglich das ganze Volk den König gewählt. Diese vier Kurfürsten sahen vorzugsweise auf kriegerische Eigenschaften und die Kaiser waren auch meist sehr fähige Herrscher. Die Einherrschaft soll erst seit 1352, siebenundzwanzig Jahre nach Gründung der Stadt, eingeführt worden sein. Der Herrscher war nicht Despot, sondern seine Beschlüsse an einen Staatsrath, in dem auch die Oberpriester waren, gebunden. Bei der Wahl des Kaisers sah man vor allem auf Fähigkeit: ein begangenes Verbrechen oder Ehrgeiz und Eitelkeit schloss aus, wenn der Prinz noch so gut erzogen war. Der Erwählte zog in großem Festzug in den Tempel des Huitzilopotchli, wo er mit schwarzer Farbe bestrichen, mit heiligem Wasser besprengt, mit Rauchbecken eingeräuchert und mit königlicher Kleidung und Rüstung versehen ward. Der Oberpriester hielt ihm in ernster Weise seine Pflichten vor: „Empfange gnädig die, welche geängstigt und gedrückt dir nahen; höre ruhig und vollständig die Klagen und Berichte, die an dich gerichtet werden. Schneide dem Redenden nicht das Wort ab, denn du bist das Ebenbild Gottes und stellst seine Person dar, er ruht auf dir und gebraucht dich wie seine Flöte, durch die er spricht, und hört durch deine Ohren. Strafe niemand ohne Grund, denn die Gewalt, die du hast, ist von Gott; sie ist wie die Nägel und die Zähne Gottes, um Gerechtigkeit zu üben. Übe Gerechtigkeit, mag sich darum ärgern, wer will, denn das ist Gottes Gebot; deine Würde und Macht sei dir kein Anlass zu Stolz und Hochmuth, sie erinnere dich vielmehr an die Niedrigkeit, aus der du emporgestiegen bist ohne dein Verdienst. Ergib dich nicht dem Schlaf, der Sorglosigkeit und sinnlicher Freude, der Schwelgerei; vergeude nicht den Schweiß und die Arbeit deiner Unterthanen, du bist der Vater und die Mutter aller und aller

Adel. *Königthum.* *Kurfürsten.* *Krönung.* *Mahnung an den König.*

Augen ruhen auf dir. Überwache und strafe die Schuldigen und züchtige die Aufrührer. Der Dienst der Gottheit und ihres Tempels sei deine größte Sorge; lass nicht die Opfer mangeln, denn dadurch wird deinen Unternehmungen das Glück, und dir selbst der Schutz der Gottheit gesichert." Der neue Herrscher aber *Gebet des Königs.* betete zur Gottheit gewendet: „Ich bin deine Flöte, dein Mund und Gesicht, dein Ohr, deine Zähne und deine Nägel, gib mir deinen Willen kund, blase mir deinen Hauch ein gleich Flöten, wie du dies den früheren Regenten gethan hast; wie du ihnen Augen und Ohren geöffnet hast und den Mund, um Gutes zu reden, so thue auch mir; ich übergebe mich ganz deiner Führung, denn ich bin blind, bin Nebel, Staub und Unrath." Der Herrscher ist also Ebenbild und Stellvertreter des höchsten Gottes. Als Abzeichen trug er eine Mitra, vorne hoch zugespitzt. Verschieden von dieser ersten Weihe ist die Krönung, die durch den König von Tezkuko erfolgte. Ein Kriegszug gieng ihr voraus, um die zum großen Opfer nöthigen Gefangenen zu bekommen. Groß war der Glanz, mit dem *Hofhaltung.* der Kaiser umgeben war. Zwei höchste Beamte, einer für den Krieg, einer für den Frieden, waren stets in seiner Nähe, der Adel allein bediente ihn, 600 Cavaliere abwechselnd jeden Tag; jeder, der vor ihm erschien, musste barfuß und in einen schlechten Mantel gehüllt vor ihn treten, niemand durfte ihm den Rücken kehren, bei seinem Erscheinen musste jeder die Augen niederschlagen; jedes Kleid zog er nur einmal an, auch das Geschirr wurde verschenkt, aus dem er einmal *Schmuck.* gespeist hatte. Seine Sandalen waren von Gold, seine Armspangen von Edelstein, ein Smaragd hieng ihm an der Unterlippe, eine Kette von Gold und Edel- *Palast.* steinen um seinen Hals. Sein Palast in Mexiko war sehr ausgedehnt, daneben hatte er Lusthäuser in allen Theilen seines Reiches; im Palaste in Mexiko waren *Gärten.* Vogelhäuser mit allen in seinem Reich lebenden Vogelarten, Menagerien mit allen Arten Vierfüßler, Schlangen; eine Sammlung Verkrüppelter, Hofnarren, Sänger und Tänzer, die ihn unterhalten mussten. Die prachtvollsten Teppiche *Polygamie.* und Tapeten schmückten die Gemächer. Groß war die Zahl seiner Frauen. Frische Fische aus dem östlichen Meer kamen jeden Tag auf seine Tafel, Schnellläufer brachten mit größter Geschwindigkeit von einer Station zur anderen Bot- *Staatspost.* schaften und Lasten von Vera Cruz bis Mexiko. Gute Straßen giengen durch das ganze Reich, hin und wieder durch Festungen gedeckt. — Die Steuern *Steuern.* waren hoch und genau abgemessen, einige Orte mussten Vogelfedern, andere Cacaobohnen, andere Thierhäute, andere Goldplatten, andere Cochenille, andere Honig, Farben, kupferne Äxte, Papier, Strohdecken, Balken u. dgl. liefern. Die Steuereinnehmer waren überall gefürchtet, denn wer seine Steuer nicht zahlte, wurde als Sclave verkauft. Unter Montezuma II. hatte die Monarchie die höchste Gewalt erreicht; nach dem Berichte des Cortez war er so gefürchtet, wie nie ein Fürst der Welt vor ihm.

Adel. Es gab drei Classen des Adels: Reichsfürsten, etwa ihrer dreißig, von denen jeder ein Heer stellen konnte, die Lehensgüter und Majorate besaßen; dann einen Verdienstadel, der rein persönlich war; nach dem Tode des Besitzers fielen seine Güter an die Krone zurück; endlich einen Dienstadel von altem Blut, aber ohne Güter, im Palaste des Herrschers und auf dessen Kosten lebend. Auch gab es Ritterorden mit dem Recht, einen gewissen Schmuck an Waffen und Kleidern zu tragen. Reichgeschmückt zog der Adel in den *Kriegszucht.* Kampf, singend zog man ins Gefecht. Die Kriegszucht war streng; Ungehorsam gegen Befehle, Verlassen der Fahne wurde mit dem Tode bestraft. Für untauglich gewordene arme Krieger gab es Invalidenhäuser.

Die Bauern, Mayaques oder Mohacuas, waren an den Boden gebunden und wechselten den Herrn mit dem Gut. Die Handwerke waren getheilt, aber nicht kastenmäßig gesondert, doch übernahm der Sohn gewöhnlich das Gewerbe des Vaters. Jedes Gewerbe hatte sein besonderes Stadtviertel, sein eigenes Oberhaupt, seine eigene Schutzgottheit, seine besonderen Feste. Ihre Werkzeuge waren meist von Obsidian, den Webstuhl kannten sie nicht.[1] Unter diesen Gemeinfreien waren die Kaufleute am höchsten geachtet. Sie zogen durch das ganze Reich, meist in Gesellschaft, einen schwarzen Stab in der Hand, das Zeichen ihres Schutzgottes Jacateuctli; auch hatten sie das Recht, Truppen zu ihrem Schutze aufzubieten. Am Hof waren sie wegen ihrer Weltkenntnis beliebt, der Kaiser redete sie als seine Oheime an. Bauern. Zünfte. Kaufleute.

Sclaven gab es viele — Verbrecher, solche, die ihre Steuer nicht bezahlt, solche, die sich aus Armut selber verkauft hatten, solche, die von ihren Eltern aus Armut verkauft worden — aber keine gebornen Sclaven: jeder, der in Mexiko geboren wurde, war frei, auch wenn er der Sohn eines Sclaven war. Übrigens beschützte das Gesetz den Sclaven, Mord desselben wurde mit dem Tode bestraft; der Sclave konnte seine eigene Familie und wieder Sclaven haben, durch die er die auferlegten Arbeiten verrichten ließ, er konnte sich aus der Sclaverei wieder loskaufen. Die Leistungen waren gesetzlich genau bestimmt. Lasterhafte und widerspenstige Sclaven konnten jedoch nach mehrmaliger Warnung zum Opfertod bestimmt werden. Sclaven.

Bei der Ordnung, die waltete, beim Reichthum der Natur, bei dem Umstande, dass das Privateigenthum Grundlage der Gesellschaft war, herrschte großer Wohlstand. Obschon es beim Fortschritte der Civilisation auch nicht an armem Volke fehlte, gab es in allen Theilen des Reiches viele bedeutende und reiche Städte und blühte natürlich der Handel. Wohlstand.

Doch hatte Mexiko noch kein Geld; Cacaobohnen, Stücke Zinn und Kupfer und Federkiele voll Goldstaub dienten als Wertzeichen und Tauschmittel. Kaufmannsläden gab es nicht, aber große Marktplätze. In Mexiko war alle fünf Tage Markt, oft von 20.000 Menschen besucht; jeder Gegenstand hatte seinen besonderen Platz. Eine Marktpolizei überwachte sorgfältig die Echtheit des Stoffes und die Richtigkeit des Maßes. Das Handwerk stand in Ehren. Eisen kannten die Azteken nicht, wussten aber ihre Mischung von Kupfer und Zinn so scharf zu machen, dass selbst die härtesten Steine damit bearbeitet wurden; ihre Goldarbeiten, ihre Thiere mit beweglichen Gliedern wurden in Europa höchlich bewundert, desgleichen ihre Zeuge aus Baumwolle und der Farbenschmuck ihrer Mäntel aus Vogelfedern. Der Bergbau lieferte Gold, Silber, Zinn, Kupfer und Edelsteine, aus dem Obsidianporphyr machten sie die schärfsten Rasiermesser und Schwerter. Der Ackerbau stand in hoher Blüte, kunstreiche Wasserleitungen befruchteten trockene Strecken. Mais und indianisches Korn und die große mexikanische Aloe wurden mit besonderem Eifer gepflanzt; aus dem Mais bereiteten sie Zucker, aus dem Cacao ein gährendes, kühlendes Getränk. Durch Kornspeicher war gegen unfruchtbare Jahre gesorgt; eigene Gesetze schützten gegen das muthwillige und schädliche Ausroden der Wälder. Auf dem See von Tezkuko gab es schwimmende Gärten auf Flößen. — Tauschmittel. Märkte. Handwerk. Bergbau. Ackerbau.

[1] Müller, l. c. S. 311.

Die Spanier in Mexiko. — Montezuma gefangen. — Die Ankunft des Narvaez. — Aufstand in Mexiko.

Letzte Abmahnung. Schon nahten die Spanier der Hauptstadt des Reiches; noch einmal kamen Boten von Montezuma, mit ihnen ein Bruder des Kaisers mit glänzenden Geschenken, aber auch mit der Bitte, Cortez möge nicht weiter vorrücken, sondern dahin zurückkehren, woher er gekommen sei, und mit dem Versprechen großer Geschenke an den Kaiser Karl und die Spanier; zugleich verbat sich Montezuma den Einmarsch der Fremdlinge in Mexiko, denn alle seine Unterthanen seien unter Waffen, nur ein schmaler Weg führe nach der Hauptstadt, und es fehle dort an Lebensmitteln. Mit anderen Worten: im Rathe des Kaisers war man entschlossen, die Spanier nicht weiter vorrücken zu lassen. Cacama hat nach Torquemada erklärt: „Bewahre uns Gott vor dem Unglück, jemand in unser Haus aufzunehmen, welcher uns selbst aus demselben hinauswerfen wird.“ [1])

Cortez' Antwort. Doch ein Mann wie Cortez war von einem einmal gefassten Plan nicht leicht abzubringen: er wundere sich, dass ein so mächtiger Monarch wie Montezuma seinen Entschluss so oft ändere; er habe von seinem Monarchen einen Auftrag an Montezuma persönlich auszurichten, er dürfe so nahe der Hauptstadt nicht umkehren, ohne von seinem Kaiser als ein Nichtswürdiger behandelt zu werden; der Mangel an Lebensmitteln hindere ihn nicht, denn die Spanier seien gewohnt, sich mit wenig zu begnügen; [2]) besser würde er mit dem Kaiser selber, als durch dritte Personen verhandeln. Und jetzt gab Montezuma nach; der Glaube, dass die Fremden Götter seien, nahm ihm Einsicht und Thatkraft. Eine neue Gesandtschaft, ein Fürst an ihrer Spitze, lud die Spanier nach Mexiko ein, und in raschen Märschen zogen diese auf der breiten Heerstraße gegen den großen See.

Staunen der Spanier Wie staunten die Spanier über die Menge von Städten und Dörfern, über die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes! „Unsere Verwunderung“, sagt der ehrliche Bernal Diaz, „stieg in der That aufs höchste und wir sprachen untereinander, dass dies alles den Zauberpaläften in Amadis „Ritterbuch“ gleiche, so hoch und stolz und herrlich stiegen die Thürme, die Tempel und Häuser der Stadt in ihrer massiven steinernen Bauart aus dem Wasser empor; ja manche unserer Leute behaupteten, dass alles, was sie sahen, nur ein Traumgesicht sei. Und das Staunen stieg mit jeder Stunde, fürwahr ich glaube nicht, dass vor dieser Zeit Länder entdeckt worden, die solche Herrlichkeiten enthielten. Nicht minder groß war und Mexikaner. das Staunen der Mexikaner; die Straße war nicht breit genug, die Menge der Menschen zu fassen, die herauskamen, um uns zu sehen, und wir konnten uns kaum bewegen. Außerdem sah man alle Thürme und Tempel mit Zuschauern erfüllt, und der ganze See war voll von Fahrzeugen, die mit Neugierigen bedeckt

---

[1]) Bernal Diaz, Denkwürdigkeiten, II, S. 38—41.
[2]) Ibid. II, S. 46—53. — Berichte des Cortez, S. 58—60.

waren. Wer wollte sich auch darüber wundern, da man Leute unserer Art und Pferde noch nie gesehen hatte. Wie uns nun alle diese bewunderungswürdige Herrlichkeit ins Auge fiel, wussten wir gar nicht, was wir sagen sollten, und wir standen an, ob auch alles, was vor uns lag, wahr und wirklich sei. Hier stellte sich eine Reihe großer Städte auf dem Lande dar, dort stiegen noch mehrere mitten aus dem See empor. Eine zahllose Menge von Fahrzeugen wogte um uns herum; von Strecke zu Strecke hatten wir eine neue Brücke zu passieren und vor uns dehnte sich die große Stadt Mexiko in aller ihrer Herrlichkeit aus. Und wir, die wir all dies ansahen, und durch die zahllosen Menschenmassen hinzogen, wir waren ein Häufchen von 450 Mann, und hatten den Kopf noch voll von den Warnungen der Tlaskalaner gegen die Arglist der Azteken. Und ich frage: hat es Männer gegeben, die ein so kühnes Wagestück unternommen haben?"[1]) — Gewiss, die Weltgeschichte kennt keine kühnere That, keinen kühneren Führer; aber auch Umkehr war bereits unmöglich. Doch Cortez hatte für jede neue Lage ein neues Hilfsmittel und Furcht scheint sein Herz nie bewegt zu haben. Einzug in Mexiko. Kühnheit des Unternehmens.

Bald ward die Ankunft des Kaisers gemeldet: Montezuma nahte, in einem kostbaren Tragsessel von seinen Großen getragen. Die Spanier haben nicht Worte genug, um die Pracht seines Kommens zu schildern, und die Kostbarkeit seiner Tracht; sogar die Halbstiefel hatten Sohlen von Gold und waren reich mit Juwelen besetzt.[2]) Montezuma war ungefähr vierzig Jahre alt, hochgewachsen, von schöner Gestalt, ziemlich lichter Farbe, schwarzem Haar und dünnem Bart. Vier Fürsten stützten ihn im Gehen, nachdem er den Thronhimmel verlassen. Tücher wurden auf den Boden ausgebreitet, damit sein Fuß nicht die bloße Erde berühre, alle hielten die Augen ehrfurchtsvoll gesenkt; — so schritt der Kaiser auf den gefürchteten Cortez zu, während dieser vom Pferd sprang und ihm rasch entgegengieng. Der Spanier wollte den Kaiser umarmen, die aztekischen Fürsten hinderten ihn an der Entweihung der geheiligten Person. Rede und Gegenrede waren würdig, glänzend das Geschenk des Montezuma, welches Cortez mit einer Halskette von bunten Kristallen erwiderte. Einige Zeit schritt Cortez neben dem Herrscher einher, der ihm die Ehrenseite überließ, dann seinem Bruder befahl, die Spanier in ihre Wohnungen zu geleiten, und dann seine Sänfte wieder bestieg.[3]) Montezuma und Cortez.

Mit fliegenden Fahnen, mit schallender Musik zogen dann die Spanier in Mexiko ein, es war der 8. November 1519. Der ehrliche Bernal Diaz ruft aus: „Wer wäre imstande, die Menge von Männern, Frauen und Kindern zu schildern, die auf den Söllern standen und in den Kanoen auf den Canälen fuhren, um uns zu sehen; noch steht alles so lebendig vor mir, wie als wenn es sich erst gestern zugetragen, und noch mehr fühle ich, dass Gott uns Muth und die Kraft gab, in eine solche Stadt einzudringen."[4]) Einmarsch.

Die Spanier wurden in ein palastähnliches großes Gebäude geführt, das einst dem Vater Montezumas gehört hatte. Torquemada erzählt,[5]) es seien Säle darin gewesen, die 150 Spannen mit ihren Bögen umfassten, und trotz seiner Größe sei alles bis in den kleinsten Winkel hell und rein und mit Matten bedeckt, sowie die Wände mit Tapeten von Papier und vielfarbigen Federn verziert gewesen; in allen Gemächern waren Feuer und Wohlgerüche. Der Kaiser erwartete Quartier der Spanier.

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 51—53, 106.
[2]) Ibid. I, S. 53—58.
[3]) Berichte des Cortez, S. 63—67. — Bernal Diaz, l. c. II, S. 54.
[4]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 56—57.
[5]) Monarchia Indiana, IV, 46.

hier die Spanier, führte Cortez in die Gemächer ein und schenkte ihm ein schweres, kunstreich gearbeitetes goldenes Halsband. „Dieser Palast gehört dir und deinen Brüdern," sagte er, „ruht aus nach eueren Beschwerden, betrachtet euch hier, als ob ihr in euerem eigenen Hause wäret, nach kurzer Zeit werde ich euch wieder besuchen." Kaum hatten die Spanier das ihnen bereitete leckere Mahl genossen, so kam der Kaiser wieder.

Erklärungen. Und nun kam es zu wichtigen gegenseitigen Erklärungen, von denen Cortez in seinem amtlichen Bericht an den Kaiser eine mittheilt:[1]) nämlich die Erinnerung an Quetzalcoatl, welche für Cortez ein so glücklicher Zufall und für Montezuma oder Moctheuzuma, wie Cortez ihn beharrlich nennt, so verhängnisvoll war: „Seit langer Zeit besitzen wir durch mehrere Urkunden von den Voreltern Kenntnis, dass weder ich noch alle jetzigen Einwohner dieses Landes Eingeborne sind, sondern vielmehr Fremde und aus entfernten Gegenden hieher gekommen, und gleichfalls wissen wir, dass unser Geschlecht durch einen Herrn hieher geführt ward, dessen Vasallen sie alle waren, welcher darauf nach seinem Geburtslande zurückkehrte, später aber wiederkam, doch erst nach langer Zeit, dass unterdessen schon die Zurückgebliebenen mit eingeborenen Weibern sich verheiratet und viele Kinder erzeugt und neue Ortschaften gebildet hatten; und als er sie wieder mit sich zurückzuführen gedachte, wollten sie nicht folgen und ihn nicht einmal als ihren Herrn wieder anerkennen. Und wir haben stets dafür gehalten, dass von seinen Nachkömmlingen dereinst erscheinen würden, dieses Land zu unterjochen und uns wieder zu ihren Vasallen zu machen.[2]) Da Ihr von Sonnenaufgang kommt, so können wir nach allem, was Ihr von dem großen König erzählt, der Euch zu uns gesandt hat, nicht anders glauben, als dass derselbe unser angestammter Monarch sei, dessen Vorfahr einst mit uns nach dem Osten auswanderte, und dies wird umso gewisser, als er nach Eueren Berichten schon lange Kunde von uns hat. Ihr könnt daher versichert sein, dass wir Euch gehorchen, und Euch als den Stellvertreter dieses großen Monarchen wie einen Fürsten ehren werden. Wohl möget Ihr daher in meinem ganzen Gebiete nach Willkür befehlen, denn es wird gehorcht und gethan werden. Und da Ihr nun hier in der Heimat und Eurem Hause Euch befindet, so erlustigt Euch und ruht aus von den Mühseligkeiten des Weges und den Kriegen, die Ihr gehabt habt; denn ich kenne sehr wohl alles, was Euch in dieser Hinsicht begegnet ist von Puntanchan bis hieher, und wohl weiß ich, dass die von Cempoalla und Tlascala Euch viel Übles von mir gesagt haben; glaubet aber nicht mehr davon, als Ihr mit eigenen Augen sehen werdet, besonders jenen nicht, welche meine Feinde sind und einst meine Vasallen waren und bei Eurer Ankunft sich gegen mich empört und Euch

Rede des Kaisers.

Die [alte] Weissagung.

---

[1]) Drei Berichte des Cortez, S. 69—71.

[2]) Sahagun bemerkt in seiner „Historia de la conquista de Mexico", I, dass man mehrere Jahre vor der Ankunft der Spanier jedes ungewöhnliche Naturereignis als Anzeichen der Erfüllung jener Weissagung betrachtete.

solches gesagt haben. Auch weiß ich, wie sie Euch sagten, ich besäße Häuser mit Wänden von Gold und die Teppiche meiner Fußböden und andern Gegenstände des häuslichen Bedarfes wären gleichfalls von Gold und ich wäre oder erhöbe mich zum Gott und dergleichen mehr. Die Häuser, nun sehet Ihr, dass sie von Stein, Kalk und Erde sind." Und darauf lüftete er die Gewänder und zeigte seinen bloßen Leib und fuhr fort: „Hier sehet Ihr auch, dass ich von Fleisch und Bein bin wie ihr andere, dass ich sterblich bin und betastbar" — wobei er sich an die Arme und den Leib griff — „sehet also, wie sie Euch belogen haben!" Cortez aber sprach von seinem mächtigen Kaiser, der Don Carlos heiße, und in der That der von Montezuma Erwartete wäre, und eine Menge mächtiger Fürsten zu seinen Vasallen habe; dieser Mann habe ihn zu Montezuma gesendet, ihn zu bitten, sich mit seinen Unterthanen zum christlichen Glauben zu bekehren und dadurch seine Seele und die Seelen seiner Unterthanen zu retten.

Cortez' Antwort.

Auf dieses Thema kam Cortez am zweiten Tage, wo er Montezuma in seinem Palaste einen Besuch machte, und sprach, wie er es vermochte, von der christlichen Religion. „Malinche," erwiderte Montezuma, „ich habe Ähnliches von deinem Gott schon früher gehört; wir haben aber zu allem geschwiegen, weil die Götter, die wir anbeten, von unseren Vätern von Urzeiten her angebetet worden sind. Wir halten sie einmal für gute Götter, wie es die Eurigen auch sein müssen, und darum lass uns darüber nicht länger reden." Und wieder wurden glänzende Geschenke ausgetheilt.[1])

Die Religionsfrage.

Bei dieser Gelegenheit ergehen sich die Spanier[2]) ausführlich über die Großartigkeit des Palastes Montezumas: das Gebäude hatte nach Torquemada 20 Thore, 3 große Höfe, eine Menge Säle, 100 Gemächer von 25 Fuß Länge und Breite. Alles war von Stein und Kalk ausgeführt, die Wände mit kostbaren, spiegelglatt geschliffenen Steinen, wie Marmor, Jaspis und Porphyr, getäfelt, das Holzwerk war von Cedern und Cypressen, im Prachtsaal des Palastes war alles mit Gold und Silber überzogen, und eine Menge von Smaragden, Rubinen und Topasen zur Verzierung angebracht. Wer zum Herrscher gieng, musste im Vorsaal die Fußbekleidung ablegen und seinen Anzug gegen einen schlechten vertauschen; die Anrede an den Herrscher war bei dreimaliger Verbeugung: „Gnädiger Herr! gnädiger Herr! erhabener gnädiger Herr!" Ins Angesicht durfte ihm keiner sehen. Jeder Blick senkte sich vor ihm. — Die Spanier schildern die große Zahl der Gerichte, dreißig bei der Tafel des Herrschers, der allein hinter einer stark vergoldeten Wand speiste, damit ihn niemand essen sehen konnte. Frauen bedienten ihn, vier alte Männer von hohem Rang standen in der Nähe, er richtete hin und wieder Fragen an sie und ließ ihnen hin und wieder Speisen reichen, welche sie zum Zeichen der Ehrerbietung stehend verzehrten. Den Durst löschte ein gährendes Getränk, aus Cacao bereitet. „Nach dem Essen", erzählt Bernal Diaz, „bot man ihm drei schön bemalte und vergoldete Röhren an, welche mit Liquid, Ambra und einem Kraut, das man Tabak nennt, angefüllt waren. War das Essen aufgehoben und Gesang und Tanz vorbei, so wurden die Röhren angezündet und

Palast des Montezuma. — Audienzen. — Tafel. — Chocolate. — Cigarren.

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 63.
[2]) Besonders Torquemado, Mon. Ind., III, 25.

er ließ ihren Rauch durch den Mund gehen.“ Hier ist also der Gebrauch des Tabaks erwähnt, den die Mexikaner als Mittel gegen Zahnschmerzen, Schnupfen und Kolik, und als Narcoticum zu ihrem Vergnügen schnupfend und rauchend verwendeten.[1]) Von den Spaniern kam der Gebrauch des Tabaks zu den Niederländern und von hier durch die Armee im dreißigjährigen Krieg nach Deutschland, nicht ohne dass noch im vorigen Jahrhundert von Kanzeln herab sein Gebrauch als sündhaft dargestellt wurde.

Tabak.

Bernal Diaz hat nicht Worte genug, um die Sammlungen im Palast zu schildern: die Zeughäuser mit Waffen aller Art, die Menagerien, worin alle Thiere vom Königsadler bis zum Kolibri, vom Tiger und Löwen bis zum kleinen Fuchs sich befanden; die Menge der Künstler, Maler, Steinschneider, Bildhauer, die nach seiner Ansicht einem Michel Angelo an Geschicklichkeit nicht nachstanden, die Menge von Frauen zu schildern, welche die schönsten Webereien und Stickereien verfertigten. „Auch hatte der mächtige Herrscher eine Menge Tänzer und Seilspringer, die einen tanzten mit Balken an den Füßen, die anderen flogen an langen Stricken von hohen Bäumen herab, und trieben noch sonstiges Gaukelspiel zum Ergötzen des Monarchen. In einem botanischen Garten befanden sich alle Bäume, Gewürze und Heilkräuter des Landes.“[2])

Sammlungen.

Am vierten Tag verlangte Cortez den großen Marktplatz und den Haupttempel der Stadt zu besuchen; in Sorge, die Spanier möchten irgend einem der Götzen eine Schmach zufügen und dadurch das Volk zum Aufstand aufreizen, beschloss Montezuma, sie selber zu begleiten. Wie staunten die Spanier über den Reichthum der Verkaufsgegenstände, über die Masse der Menschen und über die Ordnung, die überall herrschte. „Alles sah geradeso aus, wie in meinem Geburtsorte Medina del Campo zur Messzeit, wo jede Ware ihre eigene Straße hat“, sagt Bernal Diaz. „Ich kann nicht fertig werden mit der Aufzählung der Waren, es war unmöglich, an einem Tag alles zu besehen.“ Geprägtes Geld hatte man noch nicht. Als Scheidemünzen galten Cacaobohnen, als größeres Geld Goldkörner in Federkielen. Als Cortez den hohen Tempel erstieg, fand er oben schon Montezuma. Auf des Kaisers Bemerken aber, das Heraufsteigen werde ihn müde gemacht haben, erwiderte er, nichts sei imstande, die Spanier zu ermüden. Der Lärm des Marktes drang bis zu ihnen hinauf und einige der Mannschaft, die in Constantinopel und Rom gewesen, versicherten, sie hätten etwas so Großartiges noch nie gesehen.[3]) Schon wollte Cortez von Montezuma verlangen, er solle auf der Spitze des Teocalli eine christliche Kirche errichten lassen, als ihn Pater Olmedo auf die Unzeitmäßigkeit des Antrages aufmerksam machte. Doch konnte Cortez beim Anblick der Götzen, des Opfersteins, der Schlachtmesser und der noch daliegenden Menschenherzen sich nicht enthalten, es unbegreiflich zu finden, wie ein so großer Monarch und weiser Herr, wie Montezuma, noch nicht selbst auf den Gedanken gekommen sei, dass diese Götzen keine Gottheiten, sondern böse Geister seien, die man Teufel nenne. „Malinche,“ entgegnete Montezuma, „ich hätte dir meine Götter nicht gezeigt, wenn ich eine solche Schmährede erwartet hätte. In unseren Augen sind es gute Götter, sie verleihen uns Leben und Gedeihen, Wasser und gute Ernten, und Siege, wenn wir sie darum bitten; deshalb ist ihnen unser Gebet und sind ihnen unsere Opfer

Der große Marktplatz. — Geld. — Der Haupttempel. — Cortez' Bekehrungseifer.

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 65—69.
[2]) Ibid. II, S. 70—72.
[3]) Ibid. II, S. 81—82.

gewidmet. Ich bitte dich, kein Wort derart mehr zu sprechen.“ Cortez wusste jetzt, woran er war. Die Spanier errichteten eine Kirche in ihrem Quartier, bei der Gelegenheit fanden sie auch den großen verborgenen Schatz, den Nachlass von Montezumas Vater, Axayacatl, den aber Cortez ja nicht zu berühren und wieder zu vermauern gebot.[1]

Verborgene Schätze.

Misstrauen der Spanier.

So freundlich und freigebig auch Montezuma gegen diese Fremdlinge sich bezeigte, so trauten die Spanier der Lage doch nicht; so viele Gäste mussten auf die Dauer lästig werden, auch glaubten die Spanier, im Benehmen der Mexikaner eine Änderung zu finden. Dazu kam die geheime Nachricht, ein Statthalter des mexikanischen Kaisers habe offene Feindseligkeiten gegen die Spanier in Vera Cruz begangen und einige Christen seien erschlagen worden;[2] seit dieser Zeit sei der Glaube, dass die Spanier Teules (Götter) seien, verschwunden, und an die Stelle der Ehrfurcht sei vollständige Geringschätzung, Trotz und Übermuth getreten. Und nun war die Angst groß: man sei in dieser festen Stadt wie in einem Netz und Käfig eingeschlossen, Montezuma brauche nur die Brücke abzubrechen, und ihnen Lebensmittel und Wasser abzuschneiden, so seien sie völlig zugrunde gerichtet. Ein Rückzug sei gleich gefährlich, denn die Mexikaner würden ihn als Flucht erklären und sogleich den Kampf beginnen.[3])

Entschluss des Cortez.

Da fasste Cortez einen Entschluss, zu dem ihm nur Verzweiflung und der Glaube, dass Gott über der Natur stehe, den Muth gab. Er fasste nämlich den Plan, den Kaiser in das Quartier der Spanier zu bringen, damit er eine Bürgschaft sei für ihre Sicherheit und damit er in seinem Namen das Land beherrsche.

Bei Montezuma.

Vorwürfe.

Lange berieth man den Plan, dann durchwachten die Spanier die Nacht im Gebet; den Cortez hörten sie noch lange mit stürmischen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehen. Am andern Morgen, am siebzehnten Wintermonat, verlangte Cortez Gehör bei Montezuma, stellte die gesammte Streitmacht zum Kampf gerüstet auf, gieng mit fünf der muthigsten und kaltblütigsten Officiere in den Palast, dreißig Soldaten bekamen Befehl, wie zufällig eben dahin zu gehen. Der Empfang von Seite Montezumas war herzlich; doch bald beklagte sich Cortez, dass der Statthalter des Kaisers die Spanier in Vera Cruz angegriffen und getödtet habe. Der Kaiser leugnete jeden Antheil an dem Geschehenen und erließ augenblicklich den Befehl, den Statthalter und alle bei der Sache Betheiligten gefangen nach Mexiko zu bringen. Damit war aber Cortez nicht zufrieden: „Der Erhaltung des Friedens müsset Ihr ein Opfer bringen, und ohne Widerstreben mit uns in unser Quartier gehen und dort Wohnung nehmen, und Ihr werdet die nämliche Bedienung und dieselbe ehrfurchtsvolle Behandlung finden, wie in Eurem eigenen Palast; ich verhehle Euch aber nicht, dass wir Euch in demselben Augenblick, wo Ihr den geringsten Lärm macht oder nach Eueren Leuten ruft, niederstoßen werden.“ Montezuma erbleichte; dann flog Glut des Zornes über

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 91.
[2]) Ibid. II, S. 98.
[3]) Berichte des Cortez, S. 75. — Bernal Diaz, l. c. II, S. 90—95.

sein Angesicht: „Wann hat man je gehört, dass ein so großer Fürst wie ich freiwillig seinen Palast verlassen hat, um ein Gefangener in den Händen von Feinden zu werden; wenn ich auch eine solche Erniedrigung willigte, meine Unterthanen würden es nicht geschehen lassen." Die Verhandlung währte lang; endlich wurden die Spanier ungeduldig und riefen: „Wozu viel Worte, entweder geht er freiwillig mit uns oder wir stoßen ihn nieder." Montezuma begann für sein Leben zu fürchten, und der Glaube an sein unabwendbares Schicksal und an den höheren Beruf der weißen Männer lähmte seine Thatkraft. Nachdem er vergebens seine beiden rechtmäßigen Töchter und seinen Sohn als Geiseln angeboten, um ihn vor dieser Schmach zu wahren, erklärte er: „Wohlan, ich gehe!" Und in der königlichen Sänfte von den Spaniern begleitet, zog der hohe Gefangene mit niedergeschlagenen Augen durch die Straßen der Hauptstadt, und musste seinem Volke, das ihn befreien wollte, befehlen, auseinander zu gehen; denn er besuche die Fremden aus eigenem Antrieb. Übrigens lebte er im Quartier der Spanier wie früher in seinem eigenen Palast, hatte seine Frauen, seine Diener, seine Großen um sich, sprach Recht, empfieng Gesandte und entschied über die Angelegenheiten des Reiches. Nur nachts waren spanische Wachen in und bei Tag vor seinem Zimmer. Cortez machte ihm mit seinen Offizieren jeden Tag die Aufwartung. Montezuma lernte spanische Anschauungen und sie wieder den Kaiser lieben, der über alle Maßen freigebig war, sich sogar freute, wenn er im Spiel an sie verlor.

Montezuma gefangen.

Geständnis der Häuptlinge.

Indes wurde der Statthalter und diejenigen eingebracht, welche die Spanier getödtet hatten; sie wurden verhört, die Androhung des Todes löste ihnen die Zunge, und sie gestanden, dass sie auf Montezumas Befehl gehandelt. Cortez wollte schrecken und ließ sie vor dem Palast verbrennen. Zum Scheiterhaufen waren die Pfeile und Speere des Zeughauses verwendet, damit die Mexikaner wehrlos seien. Vor der Hinrichtung ließ Cortez Montezuma Fesseln anlegen, denn der Mord eines Spaniers könne selbst für den Landesherrn nicht ohne Strafe hingehen. Montezuma war sprachlos, er leistete keinen Widerstand, aber seine Seele war fortan wie gebrochen. Nach der Hinrichtung wurden ihm die Fesseln wieder abgenommen; Cortez betheuerte ihm, er liebe ihn wie einen Bruder. Montezuma stürzten Thränen aus den Augen, er setzte aber hinzu, er habe jetzt schon Mühe, seine Mexikaner vor einem Aufstand zurückzuhalten. Und wie der Geist des Monarchen durch die Ketten, so schien der Geist der Bevölkerung durch die Verbrennung des Statthalters einige Zeit wie gelähmt.[1])

Montezuma in Fesseln.

Cortez berichtet an Karl V.: „Seitdem strebte ich, ihm gefällig zu sein, so weit es nur möglich war; allen Eingebornen ließ ich erklären, es sei der Wille Eurer Hoheit, dass Montezuma in seiner Herrlichkeit verbleibe. Und so zufrieden wurde er mit mir, dass ich es wagen konnte, ihn mit der Freiheit zu reizen, ja ihn zu bitten, er möge doch wieder in die eigene Wohnung zurückkehren. Er aber sagte mir stets, er befinde sich hier gut und wolle nicht fortgehen, denn es fehle ihm nichts; wenn er gienge, könnte es sich leicht ereignen, dass die Großen ihn drängten und zu etwas verleiteten, was gegen Euer Hoheit

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 98—106.

Dienst sei; er wolle aber Euer Hoheit dienen, wo er könne, und habe seinen Unterthanen sagen lassen, dass er sich hier wohl befinde; gesetzt, sie wollten ihm hier etwas einflüstern, so könne er mit der Antwort, dass er ja nicht in Freiheit sei, alles umgehen und sich von ihnen losmachen. Oft bat er mich um Erlaubnis auszugehen und sich ein Vergnügen zu machen und einige Zeit in gewissen, ihm gehörigen Lustschlössern zuzubringen, sowohl außerhalb der Stadt, als innerhalb, und niemals wurde es ihm abgeschlagen: und er lustwandelte oft mit fünf oder sechs Spaniern bis zwei Leguas weit von der Stadt und kehrte stets lustig und guter Dinge in das Quartier zurück, wo ich ihn bei mir hatte." [1])

Die Spanier machten, was sie wollten. Cortez ließ zwei große Brigantinen bauen und lud Montezuma ein, mit ihm den See zu befahren. Wie staunte der Azteke über die Wirkung der Segel! Wenn der Kaiser opfern wollte, begleitete ihn eine Abtheilung Spanier in den Tempel, damit er ihnen nicht entwische; mit Anwendung der gleichen Vorsicht ließen sie ihn selbst auf die Jagd. Fahrt über den See.

Doch bald schwand die Gunst dieser Lage. Unter den Großen, welche die Demüthigung des Kaisers bitter empfanden, war der mächtigste Kakama, Fürst von Tezkuko; als Neffe des Kaisers hoffte er selbst auf die Krone, die Montezuma durch seine Nachgiebigkeit gegen die Spanier verwirkt habe; man solle in Mexiko eindringen und alle Spanier über die Klinge springen lassen. Auf Cortez' Warnung vor dem Zorn des Kaisers Don Carlos antwortete Kakama, er kenne diesen Kaiser nicht, und wollte, dass er auch den Cortez nie gekannt hätte, weil dieser seinen Oheim mit so falschen Schmeichelworten bethört habe. So groß war doch noch das Ansehen des Montezuma, dass Kakama mitten in seiner Hauptstadt verhaftet und gefangen nach Mexiko gebracht wurde. Ja Cortez bewirkte sogar, dass Montezuma vor seinen Großen dem Kaiser Don Carlos den Vasalleneid leistete und seine Getreuen aufforderte, dasselbe zu thun. Sie thaten es mit betrübter Miene, selbst Montezuma konnte sich der Thränen nicht enthalten; sogar den Spaniern wurde das Herz weich, sie verdoppelten die Aufmerksamkeit gegen den Kaiser, Cortez und Pater Olmedo giengen kaum von seiner Seite. Die Huldigung begründete Montezuma vor seinen Großen mit der Prophezeiung, dass von Sonnenaufgang dereinst weiße Männer kommen würden, welche die Regierung zu übernehmen und dem Reiche der Mexikaner ein Ende zu machen bestimmt wären; offenbar sei damit der König von Spanien gemeint, dessen Unterthanen Teules wären. [2]) Zorn der Azteken. Kakama. Montezumas Vasalleneid.

So hatte denn dieses große Reich auf Forderung eines Abenteurers der Krone Spanien den Huldigungseid geleistet. Es ist etwas Einziges um die Kühnheit dieser Conquistadoren. Die Huldigung bekam sogleich ihre praktische Folgen der Huldigung.

---

[1]) Drei Berichte des Cortez, S. 80.

[2]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 130—133. — Berichte des Cortez, S. 92—96. Der Feldherr und einige Spanier waren gegenwärtig, auch der Notar Fernandez, der die Huldigung urkundlich aufnahm.

Seite, als Cortez den Großen von einem Geschenk sprach, wodurch ihr neuer Landesherr sich von der Treue seiner Lehensleute überzeugen könnte. Und jetzt zogen Spanier mit mexikanischen Steuerbeamten durch das Land, durchforschten zugleich die Bergwerke und Hilfsquellen des Reiches und für den Kaiser kam eine Masse von Goldkörnern, Schmucksachen, Hals- und Armbändern zusammen und Montezuma gab dazu noch den Schatz, den sein Vater Axayacatl gesammelt hatte. So glühend die Einbildungskraft der Spanier war, so heiß ihre Begierde nach Gold: einen solchen Schatz hatten sie sich doch nicht geträumt. „Nimm diesen Schatz, Malinche," sagte der Kaiser, „und lass es in eueren Jahrbüchern bemerken, dass Montezuma euerem Kaiser dies Geschenk sandte."

Geschenk für Karl V.

Und noch eine letzte Forderung, denn diese Spanier glühten nicht bloß von Golddurst, sondern auch von Glaubenseifer: Cortez erklärte dem Kaiser kühn, die Christen wollten ihre Religionsübungen nicht bloß in ihrer Kaserne abhalten, sondern offen vor allem Volk auf der großen Stufenpyramide.[1]) „Warum willst du die Dinge zum äußersten treiben, die Götter werden zürnen und mein Volk sich empören." — „Wir fürchten nicht für unser Leben," antwortete Cortez, „denn der Arm des wahren Gottes beschützt uns" — und beharrte auf der Forderung, dass einer der heiligen Thürme gereinigt werde, damit die Christen dort einen Altar errichten und im Angesicht der ganzen Stadt die Geheimnisse des wahren Gottes verehren könnten. Sorgenvoll sprach Montezuma mit den Priestern, es ward bewilligt, der Altar errichtet, der Gottesdienst gefeiert.[2]) Aber wenn auch die Altäre nebeneinander standen, die Religionen vertrugen sich nicht. Die Götter, hieß es, sind beleidigt durch die Verletzung ihres Tempels, sie haben den Priestern gedroht, dass sie die Stadt verlassen, wenn die Fremden nicht zur Sühne ihrer Verbrechen auf ihren Altären geopfert werden. Erbitterung war an die Stelle der ursprünglichen Bewunderung der Fremden getreten, Montezuma rieth Cortez, das Land unverzüglich zu verlassen. Cortez versprach es, sobald Schiffe gebaut wären, nur müsse er Montezuma mitnehmen, um ihn seinem Kaiser vorzustellen — was den Azteken sehr traurig stimmte und bewog, den Priestern zu sagen, es sei unnöthig, die Fremden in Aufruhr zu versetzen, diese würden in Bälde abziehen.[3]) Jeden Tag erwarteten die Spanier den Ausbruch der Empörung, und während so von allen Seiten Sturmwolken sich um sie sammelten, kam unerwartet wie ein Blitz die Nachricht, dass in feindlicher Absicht ein spanisches Heer gelandet sei, und beleuchtete die ganze Größe der Gefahr.

Christlicher Gottesdienst öffentlich.

Erbitterung der Mexikaner.

Die ersten Nachrichten vom Reiche Mexiko und dessen Eroberung trafen Ende des Jahres 1519 in Spanien ein. Der Hof staunte, der junge Don

[1]) Berichte des Cortez, S. 97.
[2]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 149—153. — Berichte des Cortez, S. 107.
[3]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 155.

Erste Kunde von Mexiko in Spanien. Fonseca.

Carlos war aber zu sehr mit seiner Abreise nach Deutschland wegen der Kaiserkrone beschäftigt, als dass er den Berichten des jungen Admirals Cortez große Aufmerksamkeit zugewendet hätte; überdies war derselbe Fonseca, Bischof von Burgos, noch immer der Berichterstatter in den Angelegenheiten der Pflanzstaaten und der Vorsitzende des Rathes von Indien, obschon für diese Stellung nicht berufen. Ob seiner Verwandtschaft mit Velasquez war er ein Gegner des Cortez, wie er Columbus und dessen Sohn Diego verfolgt hatte. Kurz vorher war auf seinen Antrag Velasquez zum Adelantado ernannt worden, und dieser, Statthalter von Cuba, durch die Nachricht von dem Reichthum Mexikos und den Erfolgen des Cortez in Wuth versetzt, beschloss Cortez als Rebellen anzugreifen. Eine bedeutende Flotte, 18 Schiffe, ward gesammelt, mit 900 Mann, worunter 80 Reiter und 80 Büchsenschützen, und einer ziemlichen Anzahl schwerer Geschütze. Die Statthalterschaft auf Domingo verbot dem Velasquez zwar die Absendung der Flotte, die nur die Eroberung störe, er dürfe Cortez bloß auf dem Wege des Gesetzes verfolgen, allein der Statthalter von Cuba vertraute auf den Schutz des Fonseca, überdies hatte er sein ganzes Vermögen auf die Ausrüstung verwendet. Daher fuhr die Flotte unter Narvaez, denn Velasquez war zu dick und schwerfällig, von Cuba ab, und landete 23. April 1520 da, wo jetzt Vera Cruz steht.[1]) Die Eingebornen merkten sogleich, dass die Neuangekommenen nicht Freunde, sondern Feinde der Vorangegangenen seien, und Narvaez drohte, Montezuma zu befreien und Cortez und seine Genossen zu bestrafen. Sandoval, der Befehlshaber von Villa Rica, ließ jedoch die Boten des Narvaez, welche Übergabe der Stadt verlangten, sogleich durch indische Lastträger nach Mexiko schaffen. Zu gleicher Zeit erhielt Montezuma Anzeige von der Ankunft der Fremden.

Velasquez. — Narvaez.

Schlauheit des Cortez.

Cortez bewies hier seine schnelle Entschlossenheit; vor Montezuma that er, als freue ihn die Ankunft von Verstärkung aus Spanien, die Boten behandelte er mit Schmeichelworten und Geschenken so gewandt, dass sie ganz für ihn gewonnen wurden und für ihn im Heere des Narvaez warben, als er sie mit der Nachricht an denselben zurückschickte, er sei bereit, mit ihm als Waffenbruder die Früchte der Eroberung zu theilen, wenn ihm dieser die Vollmacht als königlicher Statthalter vorzeige. Pater Olmedo, welchen Cortez in gleich listiger Weise an Narvaez sandte, wirkte durch Schilderung der Reichthümer, welche die Spanier in Mexiko erworben, durch Vertheilung von Geschenken unter den Soldaten insgeheim so gewandt, dass die Mehrzahl der Ankömmlinge in kürzester Zeit für Cortez gewonnen waren.[2])

Pater Olmedo.

Alvarado.

Da Cortez den Narvaez nicht auf Mexiko losziehen lassen durfte, denn sonst war er unfehlbar verloren, so erhob er sich zum kühnsten Entschlusse: er ließ den gewandten, ihm treuen, tapferen Pedro de Alvarado, von den Indianern wegen seiner lichten Farbe und seines gelben Haares Tonatiu oder Sohn der Sonne genannt, mit 140 Mann, allem Geschütz und dem Auftrag, Mäßigung und Schonung zu üben und auf Montezuma ein scharfes Auge zu haben, denn von dem Besitz seiner Person hänge die Herrschaft über das Reich ab, in Mexiko zurück, während er selbst mit nur 70 Soldaten,

[1]) Prescott, l. c. I, S. 556—561.

[2]) Der Bericht des Cortez an Karl V. über den Zug gegen Narvaez ist ein Meisterstück von Klugheit, l. c. S. 121—142.

Zug gegen Narvaez. freilich den getreuesten und tapfersten im Heere, gegen Narvaez in Eilmärschen aufbrach und unterwegs Verstärkung an sich zog, so daſs er 250 Männer unter sich hatte.

Aber wie klein war diese Zahl der Mannschaft des Narvaez gegenüber, der in Cempoalla in fester Stellung hochmüthig vom Empörer sprach, „dem er die Ohren abschneiden und sich zum Frühstück braten lassen würde, den er an den Galgen hängen lassen wollte". Allein er kannte seinen Gegner nicht, wenn ihn auch die Indianer vor Sorglosigkeit warnten, denn Malinche werde ihn überfallen, ehe er sichs träume.[1] Nachdem alle Verhandlungen sich vergeblich erwiesen, nahm Cortez, durch Späher von allem wohlunterrichtet und von vielen Anhängern im Heere des Narvaez unterstützt, in der finsteren, regnerischen Nacht, Sieg bei Cempoalla. da er unerwartet ankam, sogleich die Stellung des Narvaez im Sturm. Die Sieger hatten sechs, die Besiegten zwölf Todte; so schnell, so sicher ward der schöne Plan des Cortez von seinen Tapferen ausgeführt. Maulheld Narvaez wurde verwundet in Ketten vor Cortez gebracht: „Ihr dürft dem Glück danken, daſs man Euch nicht in meine Hände gebracht hat", sagte er zum Sieger, erhielt aber die demüthigende Antwort: „Ich rechne meinen Sieg über Euch zu den geringsten meiner Thaten, seit ich in dieses Land gekommen."[2] Und doch war dieser Sieg einer der gelungensten dieses großen Feldherrn, und erhielt seine Vollendung, indem nahezu die ganze Mannschaft des Besiegten zu Cortez übertrat.

Aufstand in Mexiko. Aber düstere Botschaften aus Mexiko tönten in den Siegesjubel: die Mexikaner seien unter Waffen, die Schiffe verbrannt, die Spanier in ihrer Wohnung aufs heftigste angegriffen. Dem langgenährten Groll der Mexikaner und dem Wunsche, ihren Monarchen zu befreien, gab die Heftigkeit Alvarados endlich den Ausbruch.

Anlaſs. Ende Mai des Jahres feierte man nämlich die Weihrauchspende des Huizilopotchli, wobei die Edelleute im größten Schmucke Gesänge und Tänze hielten. Die Spanier überfielen die Tanzenden plötzlich und hieben sie ohne Erbarmen in Stücke; die Blüte des aztekischen Adels fiel. Alvarado, hieß es, habe insgeheim erfahren, daſs die Festfeier nur Vorwand zu einer Empörung sei, und daſs die Tänzer ihre Waffen in der Nähe versteckt hielten; seine Gegner behaupten, der Anblick des Schmuckes der Tänzer hätte ihn zu dieser Maßregel fortgerissen. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht durch die Stadt, die sich augenblicklich wie ein Mann gegen die Spanier erhob und ihre Wohnungen zu erstürmen suchte. Sieben Spanier und viele Tlaskalaner fielen, die meisten wurden verwundet, und die Stellung nur behauptet, weil Montezuma auf die Zinne des Palastes stieg und sein Volk vom Kampfe abmahnte. Die Mexikaner standen jetzt vom Angriff ab, warfen aber Verschanzungen rings um den Palast auf, um den Fremden die Lebensmittel abzuschneiden und die Hungersnoth wirken zu lassen.[3]

---

[1] Bernal Diaz, l. c. II, S. 170—212.

[2] Bernal Diaz war mit beim Zuge gegen Narvaez, l. c. II. S. 175—216.

[3] Bernal Diaz, l. c. II, S. 218—223 sagt: „Alvarado hat den Schlag nur gethan, um den Mexikanern Furcht einzujagen und um das Zuvorkommen zu spielen, nach der Kriegsregel, daſs wer zuerst angreift, auch den Sieg davon trägt." Daſs die Mexikaner unschuldig gewesen waren, behauptet Las Casas. Vergl. gegen ihn die Untersuchung von Rehfueß im Anhang zum zweiten Bande von Bernal Diaz, l. c. S. 267—295.

Cortez gegen Mexiko. Augenblicklich brach Cortez, durch das Heer des Narvaez und Tlaskalaner verstärkt, gegen Mexiko auf. Von Spaniern hatte er beiläufig 1300 Mann zu Fuß und 96 zu Pferd, 80 Armbrustschützen und ebensoviele Musketiere. Die Tlaskalaner gaben ihm noch 2000 ihrer Krieger mit. Es gieng im Eilmarsch voran. Aber wie ganz anders war der Empfang, als beim ersten Zug nach Mexiko; die Behörden entflohen, auf dem See kein Boot, Todtenstille in der Stadt, als Cortez am 24. Juni 1520 in Mexiko wieder eintritt. Wie frohlockten die eingeschlossenen Spanier, als solche Verstärkung kam! Alvarado erhielt aber die Rüge: „Euer Benehmen war das eines Verrückten“,[1]) und Montezuma, anfangs gar nicht empfangen, bekam die Mahnung, dem Volke zu befehlen, die Märkte zu öffnen, sonst würden es die Spanier auf seine Kosten thun. Montezuma sandte seinen Bruder Cuitlahua an die Seinen ab, der aber, mit Jubel vom Volke begrüßt, als erfahrener Krieger alsbald die Leitung des Kampfes übernahm. Augenblicklich war die Stadt unter Waffen, wurden die Zugbrücken aufgezogen, vom Haupttempel herab ertönte das dumpfe Rollen der Riesentrommel als Zeichen zum Angriff; wie ein stürmisches Meer gegen einen einsam stehenden Felsen anschlägt, so eilten jetzt von allen Seiten die Mexikaner zum Sturme auf den Palast der Spanier.

Einzug. Cuitlahua. Die Stadt unter Waffen.

Heftigster Kampf. Ein gellendes Pfeifen ertönte, dann flog eine Wolke von Steinen, Speeren, Pfeilen auf die Spanier los, die mit ihren Kanonen und Büchsen Hunderte niedermähten. Allein wie die Wellen hinter dem Schiff, das sie durchschneidet, immer wieder zusammenschlagen, so schlossen sich die dichten Reihen hinter jeder Lücke, die eine Kanonenkugel riss. Die Mexikaner drängten bis zur Mündung der Geschütze vor, suchten die Mauern zu ersteigen oder einzudrücken, Brandpfeile setzten einzelne Dächer der spanischen Wohnungen in Feuer; kein Kanonendonner, kein Verlust schreckte, in jeder Stunde steigerte sich die Wildheit der Indianer. So vergieng der erste Tag; endlich sank die Nacht auf das Schlachtfeld und machte dem Kampfe ein Ende. Kaum begann der Morgen, so griffen die Mexikaner wieder an. Cortez ließ viele Geschütze auf eine Stelle wirken, mehrere Schüsse rissen eine furchtbare Lücke, die Thore öffneten sich, die Reiter sprengten unter die Flüchtlinge; er befahl, die nächsten Häuser, von denen er am meisten angegriffen wurde, in Brand zu stecken, allein sie waren von Stein, jedes Haus war gleichsam eine Festung und die Zahl der Spanier war gering. Die Canäle wimmelten von Booten mit Kriegern. Mancher wurde erschlagen, mancher lebendig gefangen und sogleich zum Opferaltar geschleppt. Trotz aller Wunder des Heldenmuthes mussten die Spanier am Abend aus allen genommenen Stellungen sich wieder zurückziehen — ein kleines Häuflein kämpfte eben gegen ein ganzes Volk — und von den Nachdringenden die Drohung hören: „Endlich haben euch die Götter in unsere Hände geliefert; der Opferstein ist bereit, die Messer sind geschliffen, die wilden Thiere im Palast brüllen nach ihrem Antheil.“ — Wieder sank die Nacht auf die Müden hernieder und machte dem Kampf für den Augenblick ein Ende, aber kleiner war die Zahl der Vertheidiger, düsterer und

[1]) Prescott, l. c. I, S. 603—605.

verzweifelter ihre Stimmung, mit Entsetzen sah man dem Grauen des Morgens entgegen; der Feldherr selber hatte, als er einen schon gefangenen Spanier rettete, eine schwere Wunde in der Hand erhalten.[1])

Der dritte Tag des Kampfes brach an. Cortez forderte von Montezuma, dass er sein Volk zum Frieden ermahne. Gekränkt durch die bisherige Behandlung, voll Trauer über das, was in seiner Hauptstadt geschah, antwortete der Kaiser: „Ich habe nichts mit Malinche zu schaffen, ich wünsche nichts mehr von ihm zu hören, nur zu sterben; in welchen Zustand hat mich meine Bereitwilligkeit versetzt nur ihm zuliebe!" Als man ihm versprach, die Spanier wollten nur freien Weg zum Abzug, hüllte er sich in den kaiserlichen Schmuck und stieg auf den mittleren Thurm des Palastes hinauf. Noch einmal wirkte die Ehrfurcht vor dem Herrscher bei dem stürmisch bewegten Volke. Todtenstille herrschte, jeder Lärm verstummte, viele warfen sich auf die Knie, als der Kaiser erschien und zu

Montezuma redet zum Volk.

sprechen begann: „Warum sehe ich mein Volk hier in Waffen gegen den Palast meiner Väter? Ist es, weil ihr glaubt, euer Herrscher sei ein Gefangener und ihr ihn zu befreien wünscht? Ihr irrt euch, ich bin kein Gefangener, die Fremden sind meine Gäste; ich bleibe nur aus freier Wahl bei ihnen und kann sie verlassen, wenn es mir beliebt. Seid ihr gekommen, um sie aus der Stadt zu treiben? Das ist unnöthig. Sie wollen aus eigenem Antriebe fortgehen, wenn ihr ihnen den Weg öffnet. So kehrt denn nach Haus zurück und legt euere Waffen nieder. Zeigt mir den Gehorsam, auf den ich ein Recht habe. Die weißen Männer werden sich wieder zurückziehen, und alles wird wieder gut gehen in den Mauern von Tenochtitlan."[2])

Die Ehrfurcht vor dem Kaiser, welche die Wuth des Kampfes einen Augenblick gehemmt, schwand plötzlich, als der schwache Monarch sich den Freund der Fremden nannte. „Niederträchtiger Azteke!" riefen die Mexikaner, „Weib, Memme, die weißen Männer haben dich zu einem Weibe gemacht, das nur zum Spinnen taugt!" und ein Hagel von Steinen und Pfeilen flog auf Montezuma los, der

Montezuma wird verwundet,

schwer getroffen zusammenstürzte. Dies war die tiefste der vielen Demüthigungen, die Montezuma hatte erleben müssen. Kaum erwachte er in seinem Gemache, wo ihn die Spanier pflegten, aus seiner Betäubung, so riss er den angelegten Verband von sich und weigerte sich, Heilmittel zu nehmen. In stummer Verzweiflung saß er da, seine Kräfte nahmen rasch ab. Die Spanier wollten ihn noch bekehren, allein Montezuma wies den Pater Olmedo mit den Worten kalt zurück: „Ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben und will in dieser Stunde dem

stirbt.

Glauben meiner Väter nicht untreu werden." Montezuma starb am 30. Juni 1520, einundvierzig Jahre alt, nach achtzehnjähriger Regierung. Die letzte Bitte an Cortez, seine Kinder dem Kaiser zu empfehlen, wurde treu erfüllt und erhört: ein Sohn und eine Tochter, die zum Christenthume übergiengen, wurden

Seine Nachkommen.

reich mit Gütern und Würden bedacht, und ihre Nachkommen haben als Grafen von Montezuma und Tula eine Stellung unter den ersten Familien Spaniens. „Cortez, seine Officiere und wir alle weinten um diesen Fürsten", sagt Bernal Diaz; „ja mancher von uns, der ihn näher kannte, beklagte ihn, als ob er in ihm einen Vater verloren hätte; selbst Pater Olmedo hatte Mühe sich zu fassen, denn Montezuma war ein sehr guter Herr."[3])

---

1) Bernal Diaz, l. c. II, S. 224—235.

2) Prescott, l. c. II, S. 1—16.

3) Bernal Diaz, l. c. II, S. 234—235. — Prescott, l. c. II, S. 17—18, 35—43.

Beim Anblick des fallenden Kaisers waren die Mexikaner, wie über den Frevel erschrocken, nach allen Richtungen geflohen; bald aber begann der Kampf mit neuer Wuth. „Wahrlich, ich begreife selbst nicht," sagt Bernal Diaz, „wie ich all dies mit so kalten und dürren Worten beschreiben kann. Drei oder vier unserer Soldaten, die früher in Italien gedient hatten, schwuren manchmal hoch und theuer, dass sie so wüthende Kämpfe noch nirgends gesehen, weder in den Kriegen mit dem König von Frankreich, noch in denen mit dem Großtürken selbst." [1]) Namentlich wurden die Spanier sehr durch Geschosse aus dem nahen Teocalli des Huitzilopotchli bedrängt und der kühne Cortez beschloss darum einen Sturm darauf, und schildert die Ausführung desselben in seinem berühmten Briefe an den Kaiser Karl: „Wie ich nun sah, dass der Feind, solange er im Besitze dieses Thurmes war, sich im entschiedensten Vortheil gegen uns befand und stets unternehmender wurde, so beschloss ich, denselben zu nehmen, was es auch kosten möge. Ich konnte die linke Hand, an der ich am ersten Tage verwundet ward, nicht brauchen, daher ließ ich mir den Schild am Arm festbinden, und stellte mich selbst an die Spitze einer Schar der entschlossensten Männer. Erst befahl ich den Thurm von unten einzuschließen, dann drang ich mit einer Anzahl die Treppe hinauf. Wir fanden die tapferste Gegenwehr, dennoch gelang es uns, die Plattform, welche bereits einen Tempel der heiligen Jungfrau getragen hatte, zu erstürmen: aber auch hier war noch ein harter Kampf zu bestehen, bis wir die Mexikaner nach und nach alle zwangen, auf die Absätze herabzuspringen; viele stürzten aber von der ganzen Höhe herab und wurden, wenn der Sturz sie nicht tödtete, von den untenstehenden Spaniern gefangen und niedergemacht. — Die, welche die Absätze erreicht hatten, vertheidigten sich hier auf das hartnäckigste, und wir brauchten über drei Stunden Zeit, bis wir mit ihnen allen fertig waren. Am Ende lagen sie aber auch Mann für Mann niedergestreckt und nicht einer von der ganzen Besatzung war mit dem Leben davongekommen. Wir hatten mit dieser Waffenthat ein so schweres Stück Arbeit vollbracht, dass ich Euer Majestät wohl versichern kann, wenn Gott diesen Leuten nicht die Flügel gebrochen, so wären 20 Mann genug gewesen, um 1000 Mann, wenn sie alle ihr Leben daran gewagt, zugrunde zu richten." [2]) Auch hier bricht wieder beim Eroberer die Überzeugung durch, dass die Vorsehung ihn unterstützte, dass Gott über der Natur stehe; er verschweigt dabei ein Ereignis, das den Spaniern als ein Wunder galt: zwei starke Mexikaner stürzten sich auf ihn und wollten ihn selber über den Thurm hinunterstürzen; allein, obschon am linken Arm verwundet, entriss er sich mit seiner Riesenstärke ihrer Umschlingung und stürzte einen der Angreifer den Teocalli hinunter. [3]) Auch den Mexikanern galt die Erstürmung als eine der heldenmäßigsten Thaten. Bernal Diaz erzählt: „Ich habe viele ihrer Gemälde gesehen, auf welchen diese Erstürmung abgebildet war, und weder die vielen Wunden, die wir davontrugen, noch die Zahl der Gefallenen waren darauf vergessen." [4])

Neuer Kampf.

Sturm auf den Haupttempel.

Gefahr des Cortez.

Doch verrechnete sich Cortez, wenn er glaubte, der Schrecken über diese That habe die Azteken entmuthigt. Die Mexikaner waren unversöhnlich, seine Aufforderung, zum Gehorsam zurückzukehren, erwiderten sie mit den Worten:

Unversöhnlichkeit der Mexikaner.

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 228.
[2]) Berichte des Cortez, S 154–156.
[3]) Torquemada. Mon. Ind., IV, 69.
[4]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 232.

„Die Anzahl der Unsrigen ist durch unsere Verluste kaum verringert, die der Eurigen dagegen vermehrt sich stündlich; ihr kommt vor Hunger und Krankheit um, Lebensmittel und Wasser gehen euch aus, ihr könnt nicht entkommen; es werden leider zu wenig von euch übrig bleiben, um die Rache unserer Götter zu sättigen." Und die Rechnung der Mexikaner wurde von den Spaniern nur zu richtig befunden: Verzweiflung brach namentlich unter den Leuten des Narvaez aus, die Bande der Disciplin lockerten sich, nur Cortez bewahrte Ruhe und Umsicht. Der Abzug wurde in der Stille beschlossen und zwar über den westlichen Damm, weil er der kürzeste war und nur dreier Brücken bedurfte.

Noth der Spanier. Abzug.

Noche-triste.

In der stillen regnerischen Nacht des 1. Juli 1520 zogen die Spanier ab, eine tragbare Brücke ward gebaut und über die Lücke des Dammweges gelegt, und sicher gieng der ganze Zug darüber. Auf einmal aber machten mexikanische Wachen Lärm, die ungeheure Trommel auf dem Tempel wurde angeschlagen: „Auf, Tlatelulco, heraus mit deinen Kähnen, die Teules wollen sich davonmachen, schneidet ihnen den Weg über die Brücken ab!" — Und auf einmal waren die Spanier von allen Seiten, namentlich von den Kähnen her, aufs heftigste angegriffen. Ihre Feinde von sich abschüttelnd, rückten die Spanier bis zur zweiten Dammöffnung, wo die tragbare Brücke von neuem eingesetzt werden sollte; allein da zeigte es sich, dass sie aus der ersten Öffnung nicht herauszuheben war, sie saß zu fest in den Seitenwänden infolge der Lasten, die darüber gegangen waren. Die Hinteren drängten auf die Vorderen nach „und so füllte sich die Canalöffnung bald mit Rossen und Reitern aus, die jedesmal unfehlbar verloren waren, wenn sie nicht schwimmen konnten", so erzählt Bernal Diaz;[1] „von allen Seiten fiel der Feind unbarmherzig über uns her, eine Menge von Tlaskalteken und indischen Dienstfrauen wurden mit dem Gepäck weggenommen, viele der Unsrigen ertranken und eine nicht geringere Anzahl von denen, die sich durch Schwimmen zu retten suchten, wurden von den Kähnen eingeholt und gefangen fortgeschleppt. Es war herzzerreißend, diese Scene des Jammers anzusehen und das Wehklagen und das Hilfsgeschrei zu hören. ‚Zu Hilfe! ich ertrinke!' rief einer da; ‚Helfet mir, sie bringen mich um!' schrie einer dort. Hier rief einer die Mutter Gottes, dort einer den heiligen Jakob von Compostella um Hilfe an. Hier bat einer, dass man ihm doch von dem Ufer heraufhelfen möge, dort klimmte einer allein über die Leichname weg. Mancher meinte, wenn er die Heerstraße erreicht hätte, dass er gerettet wäre, und gerieth nur in desto dichtere Scharen von Feinden hinein. Glaubt man, dass sich noch einer an die Marschordnung, wie sie zum voraus festgesetzt worden war, gehalten? ein Thor wäre jeder gewesen, der an etwas anderes, als seine Rettung gedacht hätte. Auch im Wasser konnte man sich nicht wehren, da wir die Musketen und Armbrüste vor Nässe nicht brauchen konnten und die Dunkelheit der Nacht jede Bewegung unsicher machte; alles Zusammenhalten war überhaupt umsonst. Es wäre keiner von uns mit dem Leben davongekommen, wenn nicht zuletzt jeder seine eigene Haut zu retten gesucht hätte." So kam man bis an die dritte Stelle, wo die Brücke abgebrochen war, da brach der Morgen an und zeigte den Verzweifelten die Unzahl der Kähne mit Kriegern gefüllt. Alvarado, schnell entschlossen,

[1]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 238—291.

setzte seine Lanze auf Trümmer im See und gelangte durch einen Riesensprung, der für jeden Menschen unmöglich schien, über die Öffnung. „Das ist sicherlich Tonatiu, das Kind der Sonne!" riefen die erstaunten Mexikaner, und die Stelle heißt heutzutage noch „der Sprung des Alvarado". Hier kehrte Cortez noch einmal zurück, um einige Genossen, die in der höchsten Gefahr waren, zu retten; es gelang: über Trümmer, Leichen gelangte der Überrest über die Öffnung und am Ende des Dammes an das feste Land. Das ist die noche triste oder la noche de la desolacion, die Nacht des Kummers und der Trostlosigkeit. Ungefähr 400 Spanier und 4000 Tlaskalaner waren gefallen oder lebendig in die Hände der Mexikaner gekommen, um dann geopfert zu werden.[1]) El salto de Alvarado. Verluste.

Die Plünderung des steckengebliebenen Schatzes hinderte die Mexikaner an der Verfolgung. Bei einem Tempel nahmen die Spanier feste Stellung, und als hier Cortez das kleine Häuflein der Geretteten sah, stürzten Thränen aus seinen Augen. „Wir waren alle verwundet," sagt Bernal Diaz, „und hatten nur noch 23 Pferde; Geschütz und Pulver waren ganz dahin, von Armbrüsten nur noch wenig übrig; doch konnten wir diese wieder ersetzen, und wir rüsteten auch sogleich Pfeile zu." Kaum hatten die Spanier ihre Wunden verbunden, so zogen sie weiter gegen Tacuba und von da längs dem Westen des Sees. „Die Wegweiser voran," erzählt Bernal Diaz, „die am schwersten Verwundeten und die an Stöcken Einherhinkenden wurden in die Mitte genommen, und die, welche nicht gehen konnten, auf die Pferde derer gebunden, die nicht mehr zu reiten imstande waren. Wer noch Waffen tragen konnte, marschierte an den Flanken; bald waren uns die Mexikaner an den Fersen und setzten uns mit Pfeifen und Schreien zu: „Geht nur! geht nur! es kommt doch keiner von euch mit dem Leben davon."[2]) In Tacuba. Leiden des Heeres.

So gelangten die Spanier unter steten Kämpfen und Entbehrungen bis auf die Höhen, die das Thal von Otumba umschließen, als sie auf einmal zu ihrem Schrecken ein ungeheures mexikanisches Heer sahen, das ihnen den Weg versperrte. Es war keine Zeit zu langem Überlegen, es galt, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Cortez, der wie Themistokles in keiner Noth verzagte und für jede neue Gefahr schnell ein neues Hilfsmittel fand, befahl den Reitern, in Masse mit verhängtem Zügel, die Lanzen auf die Gesichter der Feinde gerichtet, anzusprengen und die Reihen zu durchbrechen, dem Fußvolk aber, mit den Schwertern nicht zu schlagen, sondern sie nur den Anführern durch den Leib zu rennen. Unter dem Schlachtrufe: „San Jago! San Jago!" stürzten die Spanier auf den Feind los und erwarteten seinen Angriff nicht. Die Schlacht war schrecklich. Jeder erhielt Wunden, jede Lanze und jedes Schwert röthete sich mit dem Blute der Feinde; allein die Spanier waren ein geringes Häuflein gegen die Unzahl der Feinde, eine kleine Insel mitten im Meere, gegen welche die Wogen von allen Seiten anstürmten. Schon währte der Kampf fünf Stunden, schon fiengen unter der Hitze und dem Blutverlust auch die Schläge der Verzweiflung an matt zu Schlacht bei Otumba.

---

[1]) Berichte des Cortez, S. 159—163.
[2]) Bernal Diaz, l. c. II, S. 247—248.

werden, als Cortez den feindlichen Feldherrn mit dem Nationalbanner erblickte — es war ein goldenes Netz mit einem Stab, der auf seinem Rücken befestiget war; der Feldherr selber wurde in einer Sänfte getragen und die tapfersten jungen Krieger bildeten seine Leibwache. Cortez erinnerte sich, dass, wenn das Nationalbanner falle, das Heer sich auflöse. Mit den Worten: „Auf, Kameraden! mit dem müssen wir anbinden!" stürzte er mit wenigen Reitern auf das Nationalbanner los und durchstieß den Feldherrn mit seiner Lanze und entriss ihm das Banner. Die Kunde davon verbreitete sich mit Blitzesschnelle über das Heer der Feinde, das sich im blinden Schrecken in Flucht auflöste, so dass einer den anderen niedertrat.

Flucht der Indianer.

„Aber unsere Reiter", sagt Bernal Diaz, „wichen nicht von ihren Fersen und waren wacker hinter ihnen her. Fürwahr, nun fühlten wir keine Wunde, keinen Hunger und keinen Durst mehr, und es war uns allen zu Muthe, als ob wir mit völlig frischer Kraft in den Kampf giengen. Auch unsere tlaskaltekischen Freunde hatten sich in Löwen verwandelt und hieben mit den Schlachtschwertern, die sie dem Feinde genommen, auf ihn ein." Das ist der große Sieg von Otumba am 8. Juli 1520, einer der wunderbarsten in der ganzen Geschichte; die Zahl der gefallenen Mexikaner wird auf 20.000 angegeben. Wie klein war das Häuflein der Sieger! Die Beute aber, denn die Blüte der Mexikaner war gefallen, namentlich an kostbaren Gewanden, schien unermesslich.[1])

Tlaskala bleibt treu.

Bald erreichten die Sieger Tlaskala. Wenn diese Republik sich feindselig erwies, so waren die Spanier doch verloren, und Cortez hatte große Sorge. Doch die Tlaskalaner zeigten sich als Freunde: „Wir haben gemeinschaftliche Sache miteinander gemacht," sagte der alte Häuptling Maxixca, „um gemeinschaftliche Kränkungen zu rächen: und mag Wohl oder Wehe kommen, seid versichert, dass wir uns als redliche, treue Freunde erweisen und Euch bis in den Tod beistehen werden."[2])

Cortez krank.

Plan gegen Mexiko.

Diese Treue der Tlaskalteken war umsomehr ein Glück für die Spanier, als der einzige Mann, der sie retten konnte, Cortez, jetzt unter den Folgen der riesigen Anstrengungen, starker Wunden, heftiger Gemüthserschütterungen schwer erkrankte; doch seine vortreffliche Natur siegte und auch auf dem Schmerzenslager war sein unermüdlicher Geist mit neuen Plänen zur Wiedereroberung des Verlorenen beschäftigt. Aber die Nachricht von diesem Plan war vielen seiner Soldaten wenig willkommen, besonders solchen aus dem Heer des Narvaez, sie verlangten Rückkehr; so schrecklich erschienen ihnen die letzten Vorgänge in Mexiko, dass sie um keinen Preis dahin zurückkehren mochten. Cortez appellierte an die Ehre der Spanier, an ihren Glaubenseifer, und die meisten derselben verpflichteten sich untereinander, ihm bis auf den

---

[1]) Torquemada, Mon. Ind., IV, 73. — Bernal Diaz, l. c. II, S. 219—252. — Berichte des Cortez, S. 158—163.

[2]) Die Angaben über diese Sitzung bei Prescott, l. c. II, S. 95.

letzten Mann beizustehen; nur wenige bestanden noch auf der Heimkehr, denen sie von Cortez gern gewährt wurde.

Aber noch eine andere Gefahr drohte; eine vornehme Gesandtschaft aus Mexiko brachte Geschenke nach Tlaskala nebst der Aufforderung, man solle alles früheren Streites vergessen, alle Völker Anahuacs sollten gemeinschaftliche Sache machen, um ihr Land gegen die weißen Männer zu vertheidigen; das Schicksal Mexikos, welches die Fremden gastfreundlich aufgenommen und dafür mit Blut von ihnen überschwemmt worden sei, möge die Tlaskalaner mahnen, dass sie die Weißen sogleich den Göttern opfern. Und der kriegstüchtigste Häuptling Tlaskalas, der junge Xicotencatl, sprach für Annahme des Bündnisses und für Feindschaft gegen die Fremden, die, was sie auch von Religion sprächen, doch keinen anderen Gott anbeteten, als das Gold. Allein der Häuptling fiel mit seinem Antrag durch und wurde aus dem Rathszimmer hinausgeworfen, der eigene Vater verdammte ihn; es hieß: die Mexikaner seien stets dieselben, mit schönen Worten, aber falschem Herzen; nur den weißen Männern verdanke man, dass man jetzt im Besitze von Salz sei.[1] Die Tlaskalaner blieben treu und stellten Cortez ihre ganze Macht zur Verfügung. So war auch diese Gefahr glücklich bestanden und man begreift die Äußerung des Cortez in seinem Briefe an Karl V.: Beim Nachdenken über seine Lage begreife er die Wahrheit des Sprichwortes, dass das Glück dem Kühnen beistehe. Entschieden verwarf Cortez den Antrag, sich bis Vera Cruz zurückzuziehen, denn das hieße den Eingebornen seine Muthlosigkeit zeigen und sie zum Aufstande reizen. „Zugleich erinnerte ich mich, dass wir Christen sind, und war voll Vertrauen auf die Allgüte und Barmherzigkeit Gottes, welcher nicht wollen könne, dass wir ganz zugrunde giengen und ein so großes und edles Reich, das wir für den Kaiser gewonnen, ganz wieder verloren gehe." Tlaskalas Treue.

Um seine Mannschaft durch günstige Erfolge neu zu ermuthigen und durch Thätigkeit von meuterischen Plänen abzuhalten, sowie das Zutrauen auf die spanischen Waffen bei den Indianern wieder herzustellen, begann Cortez Kämpfe mit einigen benachbarten Stämmen, die alle den glänzendsten Verlauf nahmen; Stadt auf Stadt wurde erobert. Cortez schlug sein Hauptquartier in Tepeaca auf. Ein Glück für ihn war ferner die Ankunft mehrerer Schiffe in Villa Rica; so bekam Cortez Pulver, Geschütz, Schießbedarf, neue Mannschaft, Pferde. In der letzten Zeit hatte man in der Noth sogar aus dem rauchenden Schlund des Popocatepetl Schwefel geholt, um Pulver zu bereiten.[2] Francisco Montanno hieß der Spanier, der sich an einem Stricke 80 Klafter tief in den Krater hinabließ. — Kriegsmittel.

Belagerung und Eroberung von Mexiko.

Und nun begann Cortez von neuem den Zug gegen Mexiko. Überzeugt, dass er die Stadt nicht einnehmen könne, wenn er den See nicht beherrsche, ließ er mitten im Hochgebirg durch den geschickten Lopez 13 Brigantinen bereiten und in einzelne tragbare Stücke zerlegen, aus denen sie wieder zusammengesetzt werden konnten. Cortez' Streitmacht belief sich auf 600 Mann, Die Flotte.

[1] Ergreifend schildert Cortez die Lage in seinem Berichte an Karl V., S. 173—175.
[2] Berichte des Cortez, S. 473.

19*

Die Armee. darunter 60 Reiter und 80 Schützen; er hatte 9 Kanonen. Das war aber nur der Kern des Heeres; die mexikanische Herrschaft war bei den indianischen Stämmen so gefürchtet, dass es Cortez gelang, gegen 200.000 Indianer wider Mexiko um sich zu sammeln. In Mexiko war indessen der Nachfolger Montezumas, Cuitlahua, an den Pocken gestorben; ein Neger auf der Flotte des Narvaez hatte diese Krankheit ins Land gebracht, welche unter den Indianern umso schrecklichere Verheerungen anrichtete, als sie gegen dieselbe kein Heilmittel kannten und sie nach ihrer gewohnten Weise mit kaltem Guatemozin. Wasser behandelten. Die mexikanischen Kurfürsten wählten Guatemozin, den fünfundzwanzigjährigen Neffen Montezumas, zum Kaiser, der tapfer, findig, gegen die Spanier einen Hass hegte, wie nicht bald irgend einer, und sogleich seine Lehensmänner zum Widerstand gegen die weißen Männer aufrief, und einen Preis auf die Köpfe aller Weißen aussetzte, die man ihm lebendig nach Mexiko bringen würde. Doch einem Cortez war Guatemozin nicht gewachsen; dies zeigt schon der Fehler, den er begieng, indem er die Spanier, statt sie an den Grenzen zu bekämpfen, bis in die Nähe der Hauptstadt gelangen ließ.

Beginn der Heerfahrt. Die zweite Heerfahrt gegen Mexiko begann am 28. December 1520, nach einer glänzenden Anrede, in welcher Cortez alle Saiten im Herzen des Spaniers anzuschlagen wusste; der Marsch gieng über das Hochgebirg unter großen Marsch gegen Tezkuko. Schwierigkeiten, unter steten Plänkeleien gerade auf Tezkuko los. Feuerzeichen auf den Bergen bewiesen den Spaniern, dass ihr Zug in Mexiko schon bekannt sei; „aber", sagt Cortez, „wir fühlten, dass uns keine andere Wahl blieb, als Sieg oder Tod, und da wir einmal entschlossen waren, so giengen wir so leichten Schrittes vorwärts, als führte unser Weg uns aller Lust entgegen." Tezkuko ward besetzt, die zweite Stadt des Reiches. Von verschiedenen Stämmen erhielt Cortez Botschaft, dass sie sich unter seinen Schutz zu stellen wünschten — willkommene Nachricht für die Spanier, die jetzt von Tezkuko aus einzelne Städte Einzelne Kämpfe. am See eroberten und besetzten, oft unter schweren Kämpfen gegen die Azteken. Indessen waren die Schiffe fertig und wurden in einzelne Theile zerlegt von den Indianern nach Tezkuko getragen und hier von Lopez wieder zusammengesetzt. Eben hatte Cortez eine Streifung entlang des Sees vollendet und selber in den verschiedenen Kämpfen die größte persönliche Gefahr bestanden, in die er je gerathen war, denn durch eine Wunde besinnungslos gemacht, war er schon von Gefahren des Cortez. den Mexikanern gepackt worden, um zur Opferung geschleppt zu werden, als ihn ein tapferer Tlaskalaner rettete.[1]) Doch alle Gefahren schienen nur zu zeigen, dass das Leben dieses Mannes wie gefeit sei; sogar eine gefährliche Verschwörung unter unzufriedenen Spaniern des Narvaez, Cortez sammt seinen besten Officieren zu ermorden, um unter neuen Führern von dem verwegenen Unternehmen abstehen und nach der Heimat zurückkehren zu können, ward durch die Gewissensbisse eines Mitverschworenen verrathen und von Cortez mit ebenso großer Schnelle als Klugheit unterdrückt. Er besaß die Liste der Verschworenen, ließ aber nur den Anstifter hinrichten, und erklärte, das Geheimnis seiner Schuld sei mit ihm unter-

---

[1]) Bernal Diaz schildert diese Zeit im siebenten Buche, Bd. III, S. 7—106.

gegangen, er kenne keine weiteren Theilnehmer; die Anhänger des Cortez aber ruhten nicht, bis er jetzt seine Person durch eine Leibwache von Getreuen schützen ließ. Leibwache.

Die eigentliche Belagerung Mexikos begann am 28. April 1521; an diesem Tage nämlich wurden die Rennschiffe unter großen Feierlichkeiten in den See gelassen, jeder Spanier beichtete und empfieng das Abendmahl, eine große Heerschau ward gehalten. Cortez hatte wieder Verstärkung bekommen und die Zahl der Spanier stieg jetzt auf 87 Reiter, 818 Mann Fußvolk mit 18 Kanonen; Indianer standen damals 50.000 unter ihm. Mexiko belagert.

„Wir werden Schlachten liefern", sagte Cortez zu seinen Soldaten, „für unseren Glauben, unsere Ehre, für Reichthum, für Rache; ich habe euch euerem Feind gegenübergestellt, jetzt ist es an euch, das übrige zu thun." — Auch die Indianer wurden begeistert durch Anreden, die für sie passten und die durch Marina verdollmetscht wurden; nur Xicotencatl brach mit einer Schar, um nicht zu den Gefoppten zu gehören, nach Tlaskala auf, wurde aber eingeholt und als Verräther hingerichtet, offenbar ein Mann, der schärfer in die Zukunft sah, als seine Landsleute. Xicotencatl.

Der erste Kampf der Rennschiffe gegen die Unzahl indianischer Kähne endete mit einem glänzenden Sieg: durch den furchtbaren Stoß wurden die leichten Kähne in Massen in den Grund gebohrt und war der See bedeckt mit Trümmern und Leichen. Dann besetzte Cortez die drei Dämme, am südlichen befehligte Christoph von Olid, am westlichen Alvarado, am nördlichen Sandoval; Cortez leitete die Flotte und begab sich immer dahin, wo die Noth am größten war. Zunächst begann ein wechselnder, mit dem größten Heldenmuth geführter Kampf um den Besitz der Dämme; die Spanier drangen am Morgen an allen drei Straßen concentrisch gegen die Stadt vor, erstürmten Barricaden und kehrten am Abend wieder zurück. Es war immer zugleich ein Kampf zu Land und zur See; je weiter die Spanier auf den Landdämmen vorandrangen, umso eifriger suchten die Azteken von ihren Kähnen aus hinter ihnen die Dämme zu durchbrechen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Drei Monate hindurch wurde Tag und Nacht gestritten, und wurden die Belagerten immer enger zusammengedrängt. Einmal ließen sie die Spanier durch eine Kriegslist weit in die Stadt vordringen und überfielen sie dann von allen Seiten. 2000 Indianer giengen dabei zugrunde und 40 Spanier wurden lebendig gefangen und den Göttern geopfert. Der alte Bernal Diaz erzählt: „Während dieses schlimmen Ganges hörten wir die große Trommel von der Spitze des Haupttempels der Stadt herab erschallen. — Ihr Ton klang ganz besonders ängstlich, wie ein wahres Instrument des Teufels, und hatte einen solchen Umfang, dass man ihn zwei bis drei Stunden im Umkreis hören konnte. — Zu gleicher Zeit brachten die Mexikaner, wie wir in der Folge vernahmen, zehn Herzen der Spanier und eine Menge Blutes derselben den Göttern zum Opfer. Und als wir endlich mit saurer Mühe über ein tiefes Wasser hinweg unser Quartier erreicht hatten und uns einigermaßen in Sicherheit fühlten, da ertönte die große Pauke des Huitzilopotchli von neuem und stimmte die ganze teuflische Musik von Muscheltrompeten, Hörnern und anderen Instrumenten ein. Es klang grausenhaft, erschütternd und beängstigend, von der Spitze des großen Opfertempels herab; aber noch entsetzlicher ward alles für uns, als wir hinaufsahen

Seeschlacht. Kampf um die Dämme. Niederlage der Spanier. Die Opfer.

und mit eigenen Augen Zeugen werden mußten, wie die Mexikaner unsere unglücklichen Kameraden ihren Götzen aufopferten. Wir konnten ganz deutlich die Plattform sehen, wo die Kapellen mit den verfluchten Götzen standen, und wie sie einem Theil der Spanier die Köpfe schmückten, sie vor dem Huitzilopotchli herumzutanzen zwangen, und sie dann gerade auf einen großen Stein ausstreckten, ihnen mit ihren Messern von Feuerstein die Brust aufschlitzten, die zuckenden Herzen herausrissen und sie ihren Göttern darbrachten. Ja, das mußten wir mit anschauen. Und wie sie dann die Leichen der unglücklichen Schlachtopfer bei den Füßen fassten, sie die Stufen des Tempels herabwarfen, und andere Henkersknechte unten standen, welche sie in Empfang nahmen, Arme und Beine und Köpfe von den Leibern trennten, die Gesichtshäute zum Gerben abzogen, um sie mit den Bärten zum Spiel und Hohn bei ihren Gelagen aufzubewahren, und das übrige Fleisch abschnitten, um es zu verzehren. So giengen die Mexikaner mit allen gefangenen Spaniern um, und nur die Eingeweide wurden den Tigern, Löwen, Ottern und Schlangen vorgeworfen, welche sie in ihren Menagerien unterhielten." Und wir begreifen, wie unser tapferer Bernal Diaz, der fast alle Kämpfe dieses Feldzuges mitgemacht hat, jedesmal, ehe er vor Mexiko ins Gefecht gieng, beim Gedanken, gefangen genommen und geopfert zu werden, von einem Schauer überfallen, und sein Herz mit Schwermuth erfüllt wurde. „Aber", sagte er, „ich wußte dann nichts anderes anzufangen, als dass ich mich auf die Knie niederwarf, mich der Obhut Gottes empfahl und dann spornstreichs ins Gefecht rannte. Da war dann aber auch alle Furcht und Traurigkeit auf einmal weggeflogen." [1]

Bernal Diaz.

Cortez ließ jetzt die Dämme durch Pfähle so befestigen, dass keine Durchbrüche mehr gemacht werden konnten, und beim Vordringen alle eroberten Häuser von den Indianern niederreißen und die Trümmer in die Canäle werfen. So kam es, dass Mexiko, früher eine Stadt wie Venedig, eine Stadt auf festem Lande wurde. Immer weiter drangen die Spanier vor; sie eroberten ihr altes Quartier, erstürmten den großen Haupttempel, tödteten die Priester und rissen die Götterbilder herunter. Der Palast Montezumas gieng in Rauch auf. Aber auch immer größer wurde die Noth der Belagerten, nur selten gelang es einzelnen Kähnen, in der Nacht Lebensmittel in die Stadt zu bringen; die große Wasserleitung war abgeschnitten, eine schreckliche Hungersnoth drohte der Vertheidigung. Um der weiteren Verheerung der Stadt, „der schönsten der Welt", vorzubeugen, sandte Cortez drei gefangene Edelleute an Guatemozin und bot Frieden an: [2] das Vergangene solle vergessen, Personen und Eigenthum und alle Rechte der Azteken geschützt, und Guatemozin unter Spaniens Oberhoheit Kaiser bleiben; er habe genug gethan für seine Ehre, jeder Widerstand sei hoffnungslos, selbst die Götter hätten die Mexikaner verrathen.

Zerstörung der Häuser.

Hungersnoth.

Unterhandlungen.

Der Kaiser versammelte einen Kriegsrath: einige seiner Tapfern waren für Annahme der Vorschläge; die Priester jedoch meinten, Friede sei gut, aber

[1]) Bernal Diaz, l. c. III, S. 148—149.
[2]) Ibid. III, S. 159—163.

nicht mit den weißen Männern, man solle den Verheißungen der Götter glauben, die solange über das Volk gewacht, und lieber gleich das Leben für das Vaterland opfern, als es unter Sclaverei und Leiden, unter falschen Fremden hinschleppen. Da schloss Guatemozin die Berathung mit den Worten: „Wohlan, so spreche denn niemand, dem sein Leben lieb ist, von Übergabe, wir können wenigstens sterben, wie es Kriegern geziemt.“ Und die einzige Antwort, welche die Mexikaner auf seine Friedensanträge dem Cortez gaben, war ein allgemeiner, verzweifelter Ausfall. Aztekischer Starrsinn.

Doch an einen Sieg der Azteken war nicht mehr zu denken, die Noth wurde immer entsetzlicher, die Vertheidiger litten alle Qualen des Hungers, und Bernal Diaz zweifelt, ob in Jerusalem bei der Belagerung durch Titus das Elend so groß gewesen sei, wie in Mexiko. Aber keine Gefahr beugte den Sinn der Azteken, die Frauen zeigten sich ebenso thätig in Verpflegung der Kranken und Verwundeten, wie die Männer, und einen nicht minder heldenmüthigen Sinn. Und je länger der Widerstand währte, umso zahlreicher waren die Opfer, denn umso gedrängter standen die Feinde, und die Leichen lagen so dicht, dass man nicht anders treten konnte, als zwischen Leichen; der Schrecken und pestartige Krankheiten nahmen überhand, aber desungeachtet wollten die Azteken sich nicht ergeben, sondern nur sterben: „Ihr seid die Kinder der Sonne,“ riefen sie den Spaniern zu, „aber die Sonne ist rasch in ihrem Lauf. Warum seid ihr denn so langsam, warum zögert ihr solange, unserem Elend ein Ende zu machen? tödtet uns doch sogleich, damit wir zu unserem Gott Huitzilopotchli gehen können, der unser im Himmel wartet, um uns von unseren Leiden ausruhen zu lassen.“ [1]) Noch einmal bot Cortez dem Kaiser Unterhandlungen an, aber Guatemozin traute nicht und wagte nicht, am verabredeten Platze zu erscheinen. Sofort gab Cortez Befehl zu einem neuen Angriff. Es war keine Schlacht mehr, es war ein Schlachten, die Spanier waren menschlich, aber ihre Bundesgenossen tödteten trotz alles Verbotes Weiber und Kinder; 40.000 Menschen sollen an einem Tag gefallen sein. Noch einmal, am 13. August 1521 bot Cortez, ehe er zum letzten Angriff Befehl gab, Unterhandlung an, aber die Antwort lautete: „Guatemozin ist bereit zu sterben, will aber keine Unterredung; thut, was Euch beliebt.“ — „So geh denn,“ erwiderte Cortez, „und bereite deine Landsleute zum Sterben vor, die Stunde hat geschlagen.“ Und alsbald begann ein allgemeiner Angriff gegen eine matte Vertheidigung, die aber plötzlich endete, als die Nachricht eintraf, der Kaiser sei gefangen (13. August 1521). Leiden der Azteken. Mörderische Kämpfe.

Guatemozin wollte während des Gefechtes über den See entfliehen, um in der Landschaft den Widerstand glücklich fortzusetzen; Cortez hatte aber einen solchen Plan geahnt und darum Befehl gegeben, auf alle Kähne wohl acht zu geben. Es scheint, die Mexikaner setzten ihren Widerstand nur fort,

[1]) Berichte des Cortez, S. 360—368.

um ihrem Kaiser die Flucht zu erleichtern. Schon war dieser in der Mitte des Sees, als der Spanier Holguin auf den Nachen Jagd machte und seine Krieger sich zum Feuern anstellten. Da erhob sich der Kaiser: „Ich bin Guatemozin, führt mich zu Malinche, ich bin sein Gefangener, aber fügt meinem Weib und Gefolge kein Leid zu.“ [1]) — Cortez empfieng den Gefangenen wie einen Kaiser mit allen Ehrenbezeugungen. Fest und ruhig schritt dieser auf Cortez zu: „Ich habe alles gethan, was ich vermocht, mich und mein Volk zu vertheidigen, jetzt bin ich in diesen Zustand gerathen. Du wirst, Malinche, mit mir verfahren, wie es dir beliebt.“ Und indem er seine Hand an Cortez' Dolch legte, sagte er: „Stoß mich lieber gleich nieder und befreie mich vom Leben.“ — „Fürchte nichts“, antwortete Cortez, „du wirst mit allen Ehren behandelt werden, du hast deine Hauptstadt wie ein tapferer Krieger vertheidigt, ein Spanier weiß den Muth auch am Feinde zu achten.“ Aller Kampf hörte nun auf. Die darauffolgende Nacht brach ein entsetzliches Gewitter aus, gleich als wollten die Elemente den Untergang des Kaiserthums der Azteken in ihrer Weise andeuten.[2])

Guatemozin gefangen.

Räumung der Stadt.

Am anderen Morgen erlaubte Cortez den Mexikanern, die Stadt zu verlassen. Jammergestalten, entstellt durch Hunger und Wunden, zogen etwa 70.000 über die Dämme und zerstreuten sich ungefährdet über das offene Land. Nachdem die Stadt von den Leichen gereinigt war, wurde eine große Siegesfeier gehalten. Das Reinigen war mehr als nöthig; Bernal Diaz erzählt: „Da fand man denn alle Häuser voll von Leichnamen, und zwischen ihnen noch einige arme Leute beim Leben, die nicht mehr Kräfte genug besaßen, sich fortzuschleppen, und in einem Schmutz dalagen, wie die kranken Schweine, wenn sie nichts als Gras zu fressen bekamen. Die ganze Stadt war wie mit dem Pflug aufgerissen, indem die hungrigen Einwohner alle Wurzeln aus dem Boden herausgesucht und selbst die Rinden von den Bäumen herabgeschält hatten, um ihren Hunger damit zu stillen. Auch fanden wir nirgends süßes, sondern lauter gesalzenes Wasser. Und in dieser grausamen Hungersnoth aß doch niemand vom Fleisch eines Mexikaners, so gierig auch diese auf das Fleisch der Tlaskalteken und Spanier waren. Fürwahr, es hat kein Volk noch in der Welt gegeben, welches soviel von Hunger, Durst und Kriegsarbeit ausgestanden hätte, als dieses.“ [3])

Die Hartnäckigkeit der Azteken und den grimmigen Hass ihrer ehemaligen Unterthanen schildert Cortez mit den Worten: „Dergestalt war nun der Feind umringt und gedrängt, dass er keinen Schritt mehr thun konnte, als über die Leichenhaufen der Seinigen und etwa auf den ihm noch verbliebenen Azoteen (= flachen Dächer), deshalb fanden sie denn auch öfter weder Wurfspieße, noch Pfeile, noch Steine, um uns zu verletzen, und mit uns giengen unsere Freunde mit Schwert und Schild und so arg war das zu Wasser und zu Land unter den Feinden vollführte Gemetzel, dass an diesem Tage über 40.000 Menschen getödtet oder gefangen wurden, und so grässlich war das Geschrei und Geheul der Kinder und Weiber, dass keiner unter uns war, dem es nicht das Herz brach.

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. III, S. 171—175.
[2]) Berichte des Cortez, S. 372.
[3]) Bernal Diaz, l. c. III, S. 171—187.

Und wir hatten alle Hände voll zu thun, um unsere indianischen Freunde einigermaßen abzuhalten, dass sie nicht alles todtschlugen und wenigstens an den nicht mehr kampffähigen Feinden nicht die größte Grausamkeit verübten, und diese Grausamkeit ist niemals bei irgend einem Geschlechte gräslicher erfunden worden und mehr außer aller Ordnung der Natur, als bei den Eingeborenen dieser Lande. Unsere Freunde machten große Beute an diesem Tage, was auf keine Weise ihnen verwehrt werden konnte, da wir nur etwa 900 Spanier und ihrer mehr denn 150.000 Mann und keine Wachsamkeit noch Sorgfalt genügte, sie vom Plündern abzuhalten, obgleich unsererseits alles Mögliche geschah." (Hass gegen Mexiko.)

Vergebens lud Cortez nochmals Guatemozin zu einer Besprechung ein. Der Kaiser antwortete, er wolle nicht kommen, lieber sterben. „Und da während dieser Verhandlung fünf Stunden verflossen waren und die Städtischen alle entweder auf Leichenhaufen standen oder im Wasser theils schwimmend, theils ertrinkend in jenem großen Wasserbecken, wo die Kähne sich befanden, so war ihr Elend so groß, dass keine Vernunft hinreichte zu begreifen, wie sie es zu ertragen vermochten; auch thaten sie jetzt nichts als Herausgehen nach unserer Seite, Männer, Weiber, Kinder in unendlicher Zahl. Und um nur schneller herauszukommen, stieß einer den andern in das Wasser und erstickten dann unter der Menge von Leichnamen, da, wie es schien, von dem vielen getrunkenen Salzwasser, von Hunger und Gestank ein solches Sterben unter sie gekommen war, dass mehr denn 50.000 Menschen dabei umkamen. Die Leichname der Gestorbenen aber, damit wir nicht dahinter kommen möchten, in welcher Noth sie steckten, warfen sie nicht ins Wasser, wo die Brigantinen sie bemerkt haben würden, schafften sie auch nicht sonst aus ihrem Bereich und so fanden wir denn in den von ihnen noch besessenen Straßen solche Haufen von Leichnamen, dass niemand wo anders den Fuß hinsetzen konnte. Als aber das Volk aus der Stadt zu uns herauskam, stellte ich in allen Straßen Spanier auf, um unseren guten Freunden zu wehren, dass sie jene unglücklichen Auswanderer nicht tödteten. Nichtsdestoweniger konnte nicht verhindert werden, dass sie an diesem Tage 15.000 Azteken tödteten und hinopferten."[1] (Jammer der Azteken.) (Zahl der Todten.)

So endete das Kaiserthum der Azteken nach großartigem Widerstand, nicht vor dem Geschütz der weißen Männer, sondern vor der geistigen Überlegenheit derselben. Es verdiente unterzugehen, denn Menschenopfer und Menschenfresserei, so massenhaft wie hier in der Geschichte nirgends erscheinend, durfte nicht fortbestehen. Die Azteken haben Tapferkeit und Herrschertalent bewiesen, aber keine neuen Culturelemente gebracht, sondern sie nur von den Tolteken angenommen; ihre Herrschaft war verhasst, und der scharfsinnige Cortez fand sogleich die Achillesferse des gewaltigen Reiches heraus, indem er die unterdrückten Völker zur Freiheit aufrief und an ihrer Spitze gegen die gefürchtete Hauptstadt zog. (Art der Aztekenherrschaft.)

Nach der Eroberung gieng es zunächst an Theilung der Beute, dann an den Umbau der Hauptstadt. Die Beute entsprach den Erwartungen der Spanier nicht, man argwöhnte, Guatemozin habe sie in den See versenken lassen; Taucher wurden angewendet, aber nur wenig wertvolle Stücke gefunden. (Die Beute.)

---

[1]) Berichte des Cortez, S. 370—371.

Guatemozin gefoltert. Als Guatemozin sich weigerte zu enthüllen, wo der Schatz versteckt sei, ließ Cortez von Soldaten unter Führung des königlichen Schatzmeisters den Kaiser und den Kaziken von Tecuba auf die Folter legen. Unter den Schmerzen blickte der Kazike fragend auf den Kaiser, der aber die berühmten Worte ausstieß: „Liege denn ich auf einem Rosenbette?" Kein Geständnis erfolgte, und Cortez befreite beide wieder von den Qualen, freilich zu spät für seinen Ruhm.[1] Der Fall Mexikos machte einen ungeheueren Eindruck, Häuptlinge kamen in Menge und auch der König von Michoacan, um der Krone Spanien zu huldigen und die neue Religion anzunehmen.[2]

Neubau Mexikos. Der rastlose Cortez machte sich alsbald an den Wiederaufbau der Hauptstadt, die in kurzer Zeit neu und glänzend, freilich in europäischer Art, binnen vier Jahren wieder erstand. Dazwischen kamen Kriegszüge wider einzelne Völker, wie das von Panuco.[3]

Indes kam auch Nachricht aus Spanien, und ward über den Streit zwischen Cortez und Velasquez vom Kaiser entschieden. Cortez hatte mächtige Feinde und der Vorsitzende des indischen Hauses, Fonseca, hatte zweimal seine Absetzung und Gefangennahme befohlen, allein die Beamten, die er sandte, hatten nicht gewagt, den Auftrag zu vollziehen. Aber auch mächtige Freunde waren für ihn thätig, und als Karl aus Deutschland nach Spanien zurückkam, ernannte er nach Anhören des Für und Wider am 15. October 1522 Cortez zum Statthalter, zum Oberbefehlshaber und Oberrichter von Neuspanien mit der Befugnis, alle Stellen zu besetzen und jeden aus dem Land zu weisen, dessen Aufenthalt er für die Krone als schädlich erachte. Fonseca, der von Columbus an so vielen verdienstvollen Männern feindselig entgegengetreten war, wurde seiner Stellung enthoben. Der Streit zwischen dem Statthalter von Cuba und Cortez ward als Privatsache behandelt, Velasquez starb aus Gram darüber. Den verdienten Soldaten ertheilte der Kaiser Ehren und große Schenkungen. Pater Olmedo wurde Erzbischof über alle Kirchen Mexikos.

Cortez siegt am Hofe.

Velasquez stirbt.

Cortez als Regent. Cortez bewies sich jetzt ebenso unermüdlich und geschickt als Regent in Neugestaltung der Verhältnisse.[4] Städte wurden gegründet, Ansiedler herbeigezogen, bald zählte Mexiko 2000 spanische und 30.000 indianische Familien und wurde als eine der schönsten und reichsten Städte der Welt gerühmt. Jeder Ansiedler musste binnen achtzehn Monaten eine Frau aus Europa herbeibringen; war er zu arm, so kam ihm die Regierung zu Hilfe. Leider führte Cortez, durch die Spanier gedrängt, auch die Repartimientos, die Vertheilung der Indianer als Arbeiter für die Spanier ein, obschon er durch weise Verordnungen ihnen eine menschliche Behandlung sicherte. Die Krone wollte aber die Menschenrechte der Indianer nicht der Habsucht der Spanier opfern und hob die Repartimientos wieder auf. Cortez bat den Kaiser um tugendhafte

Ansiedlungen.

Repartimientos.

Karls V. Hochsinn.

[1] Prescott, l. c. II, S. 324.
[2] Berichte des Cortez, S. 373—374.
[3] Ibid. II, S. 418—425.
[4] Berichte des Cortez, S. 487—496.

und gelehrte Missionäre, denn wenn die Geistlichen nicht in Ehrbarkeit und Keuschheit lebten, so würde jede Predigt bei den feindblickenden Mexikanern fruchtlos sein. 1524 kamen zwölf Franciscanermönche, reichgebildete, tugendhafte Männer. Wie staunten die Indianer, als sie den mächtigen Gebieter Cortez vor denselben seine Knie beugen sahen! — Anfangs geschah die Predigt durch Dolmetscher, bald jedoch wurden die Missionäre der aztekischen Sprache mächtig, und eröffneten nun Schulen und gaben in weltlichen und christlichen Gegenständen Unterricht; das Heidenthum schwand, in zwanzig Jahren sollen sie neun Millionen bekehrt haben. Franciscaner als Missionäre.

Aber auch europäische Vegetation sollte im fruchtbaren Neuspanien gedeihen. Alle nach dem Land kommenden Schiffe mussten eine Anzahl europäischer Sämereien und Pflanzen mitbringen; bald wurde Wein gebaut, Indigo, Baumwolle, Cochenille, Zuckerrohr, Pfirsich- und Mandelbäume. Auch Entdeckungsfahrten wurden unternommen; Cortez glaubte noch immer an eine Meerenge, die das atlantische mit dem Stillen Meer verbinde; eine Flotte unter Alvarado nahm die Richtung nach Florida, eine unter Olid steuerte nach Honduras, Cortez selber befuhr den Golf von Californien. Als Olid in Honduras sich unabhängig machte, unternahm Cortez zu Land über Oaxaca, Tabasco selber einen Zug nach diesem Land 1524. Man kam an Stätten alter Cultur vorüber, ohne sie zu beachten, der Marsch durch Urwälder, über Ströme, die man erst überbrücken musste, erforderte ungeheuere Anstrengungen. Anbau des Bodens. Entdeckungsfahrten. Zug nach Honduras.

Auf diesem Zuge endete auch Guatemozin, den Cortez mit dem Kaziken von Tacuba aus Furcht vor einem Aufstand der Azteken, an dessen Spitze er sich stellen möchte, mitgenommen hatte. Ein gefangener Herrscher ist unter solchen Verhältnissen immer eine schwer zu bewachende Persönlichkeit. Ein Indianer zeigte dem Cortez an, der Kaiser habe mit dem Kaziken die Ermordung der Spanier bei einem der nächsten Engpässe oder Moräste verabredet. Cortez glaubte es, Guatemozin und der Kazike leugneten alles, sie gestanden nur zu, dass sie mehr als einmal über ihre Leiden gesprochen, und dass der Tod besser wäre. Cortez befahl ihre Hinrichtung und sie wurden am nächsten Baum aufgehängt. Hinrichtung Guatemozins.

„Ich wusste, was es heißt, eueren falschen Versprechungen zu trauen," sagte Guatemozin vor dem Tod, „ich wusste es, dass du mich zu diesem Schicksal bestimmt hast, weil ich nicht selbst an mich Hand anlegte, als du in meine Stadt Tenochtitlan kamst. Warum tödtest du mich so ungerechter Weise? Gott wird Rechenschaft von dir fordern." Bernal Diaz,[1]) der mit auf dem Zuge war, erklärt die Hinrichtung für ungerecht, und Gomara meint, wenn Cortez auf seine Ehre gedacht hätte, so würde er Guatemozin gepflegt haben, wie Gold in seinem Taschentuche als das beste Denkzeichen seiner Siege. Letzte Worte.

Eine Art Vergeltung möchte man in den vielen Schwierigkeiten erblicken, mit denen der große Eroberer später zu kämpfen hatte. Zunächst riefen ihn aus Honduras Unruhen in Mexiko zurück, wo die Nachricht von seinem Tode den ganzen neuen Zustand in Frage stellte und ein Aufstand der Azteken befürchtet wurde. Zweimal fuhr Cortez aus von Honduras, zweimal zwang ihn ein Sturm Rückkehr nach Mexiko.

[1]) Bernal Diaz, l. c. IV, S. 75—77, 336—347.

zur Umkehr, und die Überzeugung, dass sein guter Stern von ihm gewichen sei, stürzte den Helden in die tiefste Schwermuth; endlich 1526 wagte er noch einen Versuch, welcher glückte. Nach zweijähriger Abwesenheit landete Cortez in Mexiko und sein Zug von Villa Rica nach der Hauptstadt war eine Art Siegesmarsch: Achtzig Leguas weit kamen ihm die Einwohner entgegen, Musik und Gesang erschollen, und Dankgebete wurden gehalten, gleich als habe das Land erst jetzt Bestand. Doch kaum hatte Cortez diesen Triumph genossen, so kam ein Juez de Residencia aus Madrid mit dem Auftrage, das Betragen des Cortez zu untersuchen, denn seine Feinde hatten schwere Anklagen gegen ihn beim Hofe vorgebracht. Zum Glücke war der Ernannte, Ponce de Leon, ein Mann von Geradheit und Mäßigung, allein er starb bald nach seiner Ankunft in Mexiko. Sein Nachfolger Strada war ein persönlicher Feind des Cortez, dessen Freunde beschimpft, dem zuletzt sogar befohlen wurde, die Stadt zu verlassen.

Misstrauen des Hofes. *Untersuchungsrichter.*

Cortez nach Spanien. Da brach Cortez rasch entschlossen nach Spanien auf, um sich vor dem Kaiser selber in Person zu vertheidigen; er landete in Palos und zog von da nach Toledo mit aller Pracht eines großen Herrn.[1]) Ein Sohn Montezumas, ferner ein Tlaskalanischer Häuptling waren in seinem Gefolge, dann Gaukler, Tänzer, Possenreißer, die merkwürdigsten Thiere, Pflanzen, Kostbarkeiten brachte er mit sich. Plötzlich erwachte das Gefühl, wie Großes Cortez geleistet, und die öffentliche Meinung schlug augenblicklich zu seinen Gunsten um, die Landstraße, die Häuser waren mit Zuschauern erfüllt, die sich sehnten, den großen Helden Spaniens zu sehen. Der Kaiser empfieng ihn mit Wohlwollen, fand Freude an seiner Erzählung, machte viele seiner Vorschläge sogleich zum Gesetz, ritt oft mit ihm aus, und, was nach spanischen Begriffen als Ersatz für alle Leiden und Anstrengungen galt, er besuchte Cortez in seinem Zimmer, als dieser einmal krank war, und blieb längere Zeit bei ihm. Am 6. Juli 1529 ward Cortez zum Marquis vom Thal zu Oaxaca für seine Verdienste um Vergrößerung des kastilischen Gebietes und Verbreitung des katholischen Glaubens ernannt und ihm ein Gebiet, das mindestens jährlich 60.000 Goldstücke abwarf, zum Eigenthum gegeben. So hoch war Cortez gestiegen, dass die Nichte des Herzogs von Bejar, aus dem Stamme der Könige von Navarra, ihm damals die Hand reichte.

Glänzender Empfang. *Marques del Valle de Oaxaca.*

Neue Bestallung. Doch wurde Cortez nicht mehr zum Statthalter Mexikos ernannt, sondern nur zum Oberfeldherrn Neuspaniens und der Küste der Südsee, mit dem Auftrage, Entdeckungen im Südmeer zu machen, und der Befugnis, über die Länder zu herrschen, in denen er neue Ansiedlungen gründete; ein Zwölftheil aller Entdeckungen sollte sein Eigenthum sein. Misstrauensvolle Politik war schuld, dass der Oberstatthalter oder Vicekönig (Virey) nicht zugleich die Militärmacht bekam, sondern dass beide Gewalten getrennt wurden. 1530 kehrte Cortez nach dem Westen zurück. Mit dem neuen Virey kam der herrschsüchtige Mann in manchen Streit, sein Unternehmungsgeist ließ ihn nicht rasten; um Cuernavaca, der Hauptstadt seines Gebietes,

Rückkehr nach Mexiko.

[1]) Prescott, l. c. II, S. 385—394.

führte er das Zuckerrohr ein, pflanzte er Maulbeerbäume, Hanf und Flachs, ließ er mit Erfolg nach Gold und Silber graben; 300.000 Goldstücke verwendete er auf Entdeckungsfahrten, namentlich ward der californische Meerbusen, das sogenannte Cortezmeer, durchforscht.[1]) Streitigkeiten mit der Regierung in Mexiko bewogen ihn 1540 zu einer neuen Fahrt nach Spanien, diesmal war aber der Empfang kühler. 1541 machte Cortez den Zug nach Algier mit, sein Schiff gieng zugrunde, er rettete sich mit seinem Sohn durch Schwimmen und verlor dabei ein Juwelengeschmeide von unnennbarem Wert. Doch in Spanien erreichte er sein Ziel nicht. In einem Schreiben an den Kaiser 1544 klagt er über die vierzig Jahre seines Lebens, die er mit wenig Schlaf, wenig Nahrung und stets nur die Waffen an seiner Seite vollbracht habe, um den Ruhm seines Landesherrn zu verbreiten, und große Länder seinem Scepter zu unterwerfen. Am 2. September 1547 erlag der außerordentliche Mann einem Fieber in der Nähe Sevillas. Seine männlichen Nachkommen starben im vierten Gliede aus, seine weiblichen leben heute noch im Blute der Herzoge von Monte Leone zu Neapel fort.

Zweite Reise nach Spanien.

Zug nach Algier.

Cortez' Tod.

Bernal Diaz[2]) zählt Cortez mit Recht den größten Helden der Geschichte bei und rühmt dabei die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen seine Genossen, sein reines Latein, die guten Verse, die er machte, die schöne Prosa, die er schrieb, die Feinheit seiner Rede. Gerieth er in Zorn, so schwoll ihm eine Ader an der Kehle und an der Stirne an wie bei Pappenheim, doch gieng ihm die Geduld nicht leicht aus; „in allen Gefechten sah ich ihn mitten in unseren Kampfreihen, und zeigte er einen wahren Löwenmuth; sein war der Geist, der alles leitete, und die Tapferkeit, die jedem zum Muster diente". Und nachdem er alle bedeutenden Männer dieses einzigen Feldzuges aufgeführt, sagt der alte Hauptmann: „Wir waren alle Männer von Tapferkeit und Ansehen und verdienten wohl, dass unsere Namen mit goldenen Buchstaben verewigt würden, und die meisten von uns stammten aus guten Familien. Obwohl wir nur unserer 550 waren, so haben wir doch Seiner Majestät ein Reich erobert, ohne dass sie etwas davon wusste, haben die abscheulichen Menschenopfer abgeschafft und andere unsägliche Laster und Greuel, und haben die Heiden an ein gesittetes Leben gewöhnt und an Zucht und Ordnung, und haben unserem Vaterland unsägliche Reichthümer erworben."

Charakter.

Ruhm der Eroberer.

Wie von Cortez, nehmen wir jetzt Abschied von dem naiven Schilderer seiner Großthaten, von Bernal Diaz del Castillo. Er zählt mit Stolz am Schlusse seines ebenso wahrheitsgetreuen als fesselnden Werkes alle Schlachten auf, denen er beigewohnt[3]): „Ich habe in 119 Schlachten und Gefechten mitgekämpft, bin oft verwundet worden und habe bedeutende Dienste der Sache Gottes, des Kaisers und der Christenheit geleistet. Lob und Dank meinem Herrn Jesus Christus, der meine Hilfe gewesen ist, dass ich alles so niederschreiben kann." — Er ist stolz auf die Theilnahme an diesen Thaten, weil dadurch die Azteken von den

Bernal Diaz und sein Werk.

[1]) Prescott, l. c. II, S. 400—404.
[2]) Bernal Diaz, l. c. IV, S. 221—230.
[3]) Ibid. IV, S. 281.

Greueln der Menschenopfer und der Menschenfresserei bekehrt worden sind. Nach seiner Berechnung wurden in der Hauptstadt jährlich 2500 Menschen geopfert, nach Gomara 20.000. „Das Menschenfleisch verzehrte man wie wir das Fleisch unserer Hausthiere und in allen Ortschaften gab es große hölzerne Käfige, in denen Männer, Weiber und Kinder für die Opfer und Opfermahlzeiten gemästet wurden." Bernal spricht mit Entsetzen von den Lastern, die im Schwange giengen, unnatürlicher Unzucht, Blutschande, Völlerei, Vielweiberei.[1]) „Von all dergleichen Abscheulichkeiten haben wir alte Conquistadoren diese blinden Heiden mit Gottes Hilfe abgebracht. Durch uns sind sie an ein gesittetes Leben gewöhnt und ist die heilige Lehre des Evangeliums unter ihnen eingeführt worden." — Er zählt

Karl V. dann auf, wie bald durch die Gnade Gottes und den Eifer Karls V. fromme Mönche die Indianer in dem Evangelium unterrichteten und wie diese mit Feuer die göttliche Lehre aufnahmen, wie jetzt überall Kirchen seien, reich geschmückt, und die Töne der Glocken und heilige Hymnen erschallen, wo man einst den Verzweiflungsschrei der Opfer und das Lustgeheul der Götzendiener vernahm; wie die Kinder fromm erzogen werden und die Alten das Gefühl des Glückes durch Eifer bei Bittgängen, bei Kirchenfesten bezeugen. Wie aber auch der Ackerbau, die Viehzucht und das Gewerbe sich hob, wie die Indianer in Fortschritt mit

Fortschritt. den Spaniern wetteifern[2]): „Sie weben seidene Stoffe, Atlas und Taffent, verfertigen Tücher, Mäntel und Decken, es gibt unter ihnen Tuchscheerer, Tuchwalker, Hutmacher, Seifensieder so gut als in Segovia und Cuenca; es gibt Wundärzte und Herboristen. Viele können nicht bloß lesen und schreiben, sondern componieren sogar ganze Choräle, manche malen wie ein Apelles. — Die Söhne der Kaziken werden in der Grammatik unterrichtet." Das Leben wurde behaglich. Die Kaziken halten an den Festen Ringelrennen, Turniere und Stiergefechte und sind die

Universität in Mexiko. trefflichsten Reiter. — „In Mexiko besteht ein Universalcollegium, worin Grammatik, Logik, Philosophie, Theologie und andere Wissenschaften gelehrt werden. Man druckt daselbst Bücher in lateinischer und spanischer Sprache und graduiert Licentiaten und Doctoren!" Dann zählt der alte Soldat die Vortheile auf, welche Spanien durch die Eroberung erlangte, und fragte, wo die Schlösser und Wappenschilde der Eroberer seien? „Jetzt, da ich dies schreibe im Jahre 1568, sind von den 550 Kriegsmännern nicht mehr als fünf übrig, die andern alle sind in Schlachten gefallen oder hatten in indianischer Gefangenschaft als Opfer geendet." — So war die Zeit der Conquista.[3])

---

[1]) Bernal Diaz, l. c. IV, S. 260—261.
[2]) Ibid. IV, S. 264—265.
[3]) Ibid. IV, S. 268.

Das Reich Peru.

Die erste bestimmte Kunde von Peru erhielten die Spanier im Jahre 1511. Als Balboa sich so begierig nach Gold zeigte,[1]) sagte ein Indianer: „Wenn Gold der Grund ist, warum ihr eure Heimat verlasst, so kann ich euch ein Land sagen, wo man aus goldenen Gefäßen isst und trinkt, und wo das Gold ebenso wohlfeil ist als bei euch das Eisen" — und dabei deutete er nach dem Süden; hätte nicht der Neid des Statthalters den kühnen Balboa so früh gefällt, so wäre Peru ohne Zweifel schon vor Mexiko von den Spaniern besucht worden. Der Statthalter Pedrarias war nicht der Mann, die kühnen Pläne seines Opfers durchzuführen: darum blieb es lange bei der bloßen dunklen Nachricht von einem großen Goldlande im Süden. 1522 drang ein Ritter Pascual de Andagoya bis Puerto de Pinnas, aber Krankheit nöthigte ihn zur Heimkehr. Erste Kunde.

Als die Nachricht von der Eroberung Mexikos in Panama eintraf, dachte man wieder an die Aussage jenes Wilden vom Goldreich im Süden und drei Männer thaten sich zusammen, um mit vereinten Kräften eine Entdeckungs- und Eroberungsfahrt zu unternehmen. Der eine war Franz Pizarro, der andere Almagro, der dritte Ferdinand von Luque.[2]) Bund zur Entdeckung.

Pizarro war schon vierundfünfzig Jahre alt, Almagro nicht viel jünger, Luque stand schon dem Greisenalter nahe; den beiden ersten war es um Reichthum und Macht, dem letzteren, der ein Priester war, um den Ruhm eines Entdeckers und Heidenbekehrers zu thun. Pizarro, der fähigste der drei, war der uneheliche Sohn eines Obersten der Infanterie, Gonzalo Pizarro, und eines Weibes von niederem Stand aus Truxillo, geboren 1471, gleich nach der Geburt an der Kirchenthüre von Truxillo ausgesetzt und, nach einer boshaften Sage, in der ersten Stunde seines Daseins gesäugt von einer Sau, später von seinem Vater anerkannt, aber desungeachtet ganz vernachlässigt. Pizarro lernte nicht lesen und schreiben, er musste die Schweine hüten. Eines Tages lief ihm die Herde davon und der Junge gieng, aus Furcht vor Schlägen, unter die Soldaten, machte den Feldzug in Italien unter dem großen Feldherrn mit und suchte später sein Glück in Amerika. Er machte den Zug des Ojeda nach der Tierra ferma 1510 Pizarro. Almagro. Luque.

---

[1]) Vergl. oben S. 241.
[2]) Prescott, Eroberung von Peru, I, S. 157—162.

mit, er war später im Gefolge des Balboa und drang bis zur Südsee. Er schloss sich dann Pedrarias an und war wegen seines Muthes und seiner Einsicht geschätzt. Er hatte den Titel eines Hauptmannes, besaß aber trotz vierzehnjähriger Anstrengung noch nichts als eine kleine Ansiedlung, aber unsäglichen Ehrgeiz und Durst nach Macht und Reichthum. Auch Almagro war ein Findling, ein emporgekommener tapferer Soldat, heftig, leidenschaftlich, aber offen, freisinnig und ehrlich. Luque war früher Schulmeister in Darien, dann Unterpfarrer in Panama, und hatte durch Sparsamkeit etwas Geld zusammengebracht.

Diese drei verbanden sich: Almagro sollte die Schiffe besorgen und bemannen, der kühne Pizarro den Befehl über die Unternehmung führen und Luque die nöthigen Geldmittel liefern.[1])

Zwei Schiffe wurden angekauft, Almagro brachte 100 Abenteurer zusammen. Pizarro segelte mit dem einen Schiff November 1524 ab, Almagro sollte mit dem andern bald nachkommen. Erste Fahrt. Zuerst fuhr Pizarro, trotz widrigen Winden und Stürmen, bis in den Fluss Biru, segelte hier aufwärts, warf Anker und untersuchte mit seiner Mannschaft die Umgegend; sie war theils Urwald, theils Morast, die Mühen des Vordringens unsäglich. Darum steuerte man wieder ins Meer und von da weiter in südlicher Richtung. Allein Pizarro hatte Stürme. die übelste Zeit gewählt: zehn Tage lang tobte der Sturm, die Wellen schwollen berghoch an, nur mit verzweifelter Anstrengung rettete man das Schiff vor dem Sinken. Die Lebensmittel giengen auf die Neige, man musste zum früheren Landungsplatz wieder umkehren. Aber auch hier stieg die Noth. Die Luft war so feucht und schwül, dass die Kleider faulten. Die Mannschaft verlangte Heimkehr,

---

[1]) Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru, deutsch, Leipzig 1848. — Waitz, Anthropologie der Naturvölker, IV. Bd. Leipzig 1864. — Über Sarmiento, welcher 1550 Peru zu wissenschaftlichem Zwecke bereiste, und seine „Relacion de la sucession y govierno de las Yngas“ sieh Prescott, I, S. 134—137. — Nicht minder bedeutsam sind die „Relaciones“, welche Ondegardo, Corregidor von Kuzko, 1561 und 1571 für den Vicekönig schrieb. Forschungsgeist und edler Sinn zeichnen seine von den Geschichtschreibern erst spät benützte Arbeit aus. Am meisten wurde früher geschöpft aus den 1616 erschienenen „Commentarios Reales“ des Garcilasso de la Vega. Seine Mutter war aus königlichem Geblüt, eine Nichte Huayna Kapaks, sein Vater ein Spanier und Anhänger des Franz und Gonzalo Pizarro. Geboren 1540 in Kuzko, zog Garcilasso 1560 nach Europa, diente unter Don Juan, widmete sich später in Cordova schriftstellerischen Arbeiten bis zu seinem Tode 1616. Als Vertreter des indianischen Stammes bekämpfte Garcilasso die Missverständnisse und Irrthümer, die sich über das alte Peru bereits in der Literatur eingeschlichen hatten, ergießt sich aber auch oft in ein schwärmerisches Lob, doch ist jede seiner Angaben unschätzbar. — Die schlichte Erzählung eines Augenzeugen, der einfach sagen will, was er gesehen hat, enthält die „Relacion del descubrimento y conquista de los Reynos del Peru“ von Pedro Pizarro, einem Verwandten des Eroberers, der 1529 mit Franz nach Peru reiste, sich aber in die Erhebung des Gonzalo nicht hinreißen ließ und mit heiler Haut davon kam. — Die „Memorias antiquas hîstoriales del Peru“ und die „Annales“ des Licentiaten Fernando Montesinos beruhen auf fünfzehnjährigem Aufenthalt in Peru, wohin er in amtlicher Eigenschaft zweimal gesandt wurde, ermangeln aber des kritischen Sinnes. — Über Herrera, Gomara und Fernandez de Oviedo vergl. oben bei Mexiko. — Cieza de Leons „Cronica del Peru“ gibt eine genaue lebendige Beschreibung des Landes zur Zeit der Eroberung. Der Verfasser kam dreizehnjährig nach Peru, schloss sich Gasca gegen Gonzalo Pizarro an, schrieb aus innerem Trieb, was er sah, im zweiunddreißigsten Jahre, und starb zweiundvierzig Jahre alt in Spanien. Eine gelungene Biographie Franz Pizarros enthält die schöne Sammlung von Quintana, „Vidas de Espannoles celebres“, tom. II, Madrid 1830, mit wichtigen Beigaben, welche jedoch in der deutschen Übersetzung von Baudissin fehlen.

sonst müsste man Hungers sterben. Aber Pizarro war nicht so leicht durch Noth zu beugen, er sandte das Schiff mit der Hälfte der Mannschaft zu den Perleninseln, um frische Vorräthe zu holen, mit den andern blieb er, suchte seinen Muth ihrem Herzen einzuflößen, pflegte die Kranken, baute ihnen Hütten; desungeachtet starben mehr als zwanzig weg, als wochenlang das Schiff nicht zurückkehren wollte. Die Noth zwang die andern weiter im Walde nach Lebensmitteln vorzudringen, und so stießen sie auf ein indianisches Dorf, wo sie Mais und Cacaobohnen trafen, auch von einem großen Reich im Süden, in der Entfernung von zwölf Tagreisen, hörten, aber auch von den einfachen Indianern gefragt wurden, warum denn die weißen Männer nicht zu Hause blieben, um ihr eigenes Land zu bebauen, statt umher zu streifen und andere zu berauben, die ihnen nie ein Leid angethan hätten.

Noth. Pizarro standhaft.

Endlich kam das Schiff und man steuerte wieder nach Süden. Man landete in offener Gegend und traf ein indianisches Dorf. Die Einwohner waren geflohen; man fand Schmucksachen von Gold, Lebensmittel, aber auch Spuren von Menschenfresserei. Der Ekel darüber trieb die Spanier wieder zu Schiff und sie steuerten südlich bis Punta Quemada. Auf dem Gipfel einer Anhöhe stand ein Dorf, geschützt durch Pfahlwerke. Die Einwohner waren entflohen, man fand Lebensmittel, die Stellung war fest. Pizarro beschloss, hier zu bleiben, das Schiff zur Ausbesserung nach Panama zurückzusenden. Die Indianer kehrten aber zurück und harte Kämpfe begannen, welche den Spaniern den Ort entleideten. Man kehrte daher um bis Chicama, nach Panama aber schickte man das gewonnene Gold, nebst vollständigen Berichten. Indes kam auch Almagro mit einem Schiff bis Punta Quemada, er erstürmte den Ort, verlor aber dabei ein Auge, gewann übrigens viel Gold. Auch ihn zwangen die Verluste zur Rückkehr nach Chicama, wo er Pizarro traf und nach langer Berathung nach Panama fuhr, um dort Verstärkungen zu holen, während Pizarro im Standlager, so ungesund es auch war, zurückblieb. Der Statthalter wurde nur durch Luques Beredsamkeit abgehalten, die Fortsetzung des Unternehmens, das so viele Leute bisher gekostet hatte, zu hindern; zudem gab man ihm Geld.[1])

Quemada. Almagro.

Die Drei aber schlossen am 10. März 1526 einen neuen Vertrag, den sie in der Kirche auf das heilige Sacrament beschworen. Luque stellte 20.000 Pesos, zum Theil aus eigenem Vermögen, zum Theil von einem Vornehmen, Espinosa, ihm vorgestreckt. Almagro und Pizarro verpflichteten sich, sich ausschließlich dem Unternehmen zu widmen, bis es ausgeführt sei. Alle drei aber sollten gleichen Antheil haben an den Ländern, die sie entdecken würden, an den Schätzen aller Art, an Gold, Silber, Edelsteinen, an den Vasallen und Einkünften.[2])

Neuer Vertrag.

Robertson staunt,[3]) dass diese drei im Namen des Friedensfürsten einen Vertrag beschworen, der Plünderung und Blutvergießen zum Zweck hatte; ein spanischer Geschichtschreiber bemerkt dagegen mit Recht: „Den christlichen Glauben

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 163—172.

[2]) Der Wortlaut dieses merkwürdigen Vertrages nach dem Manuscript der Annalen des Montesinos ist abgedruckt im Anhang zu Prescott, l. c. II, S. 367—370 und Quintana, Espannoles celebres, II, p. 372—375.

[3]) Robertson, America, III. 5. — Quintana, l. c. II, p. 101.

in unbekannten und unermesslichen Ländergebieten auszubreiten, und sie zugleich der Herrschaft ihres Königs zu unterwerfen, schien den Castilianern eine so geheiligte Pflicht und ein so heroisches Verdienst, dass man sich nicht wundern darf, wenn sie beim Beginn solcher Unternehmungen alle Gnade und Gunst des Himmels erflehten."

Bessere Fahrt. Ungesäumt wurden nun Anstalten zur Ausführung getroffen. Almagro und Pizarro brachten zwei Schiffe und 160 Mann zusammen und fanden einen erfahrenen Lootsen in Bartholomäus Ruiz. Diesmal hatte man eine bessere Jahreszeit gewählt. Die Fahrt gieng glücklich und schnell von statten, man überwältigte ein indianisches Dorf an der Küste, gewann ansehnliche Beute an Gold und einige Indianer, die man später als Dolmetscher brauchen konnte. Jetzt wurde beschlossen, Almagro solle mit dem Gold nach Panama zurückkehren und Verstärkung holen, Pizarro an der Stelle bleiben und Ruiz die Küste weiter nach Süden untersuchen. So geschah es. Je weiter Ruiz nach Süden fuhr, umsomehr fand er Spuren von Ansiedlungen, die Küste wimmelte von Zuschauern, welche das große Schiff als ein vom Himmel gekommenes Wesen anstaunten. Bald erschien ein großes Floss mit Segeln und etwa zwanzig Balsa. Indianern, es war eine Balsa — aus großen, dicht zusammengebundenen Balken, mit einem Verdeck aus Rohr und zwei Mastbäumen aus Pfählen, einem Steuerruder, — wie man sie heute noch in jener Gegend zur Versendung von Reisenden und Gepäck braucht. Die Indianer hatten Schmucksachen von Gold und Silber und Edelsteinen, Kleider von Baumwolle und Wolle, einige mit schönen Stickereien. Wie staunten die Spanier, als sie eine römische Schnellwage bei ihnen fanden zum Abwiegen der edlen Metalle und als sie von ihnen Berichte hörten über einen großen König und ein glänzendes, an Gold und Palästen reiches Land im Süden! Ruiz nahm einige Indianer mit, damit sie castilianisch lernten und Pizarro Bericht erstatteten. Er hatte genug gesehen und kehrte sogleich um zu Pizarro.[1])

Ausdauer des Pizarro. Dieser hatte indes das Land, das seine Stellung umgab, ausgekundschaftet. Aber unter welchen Schwierigkeiten und Schrecken! Man musste durch den kaum durchdringbaren Urwald, Abgründe lauerten in der Tiefe. Die Affen, mit denen er erfüllt war, erschienen den Spaniern wie spottende Dämonen. Man sah Riesenschlangen. Einige Spanier wurden von Krokodilen verschlungen. Vor den Schwärmen der Moskitos fand man Schutz nur dadurch, dass man sich in Sand vergrub. Die Lebensmittel waren verzehrt und die Waldkost machte krank. Da brachte die Ankunft des Ruiz Rettung für die schon Verzweifelnden. Bald darauf lief auch Almagro ein mit Verstärkung von achtzig Mann. Jetzt waren alle Entbehrungen schnell vergessen und man steuerte gemeinsam wieder nach dem Süden, bis in die Bucht von St. Matthäus. Statt Wildnis sah man hier überall wohlbebautes Land, Dörfer zwischen Fruchtbäumen, eine Stadt mit 2000 Häusern, Männer und Frauen geschmückt mit Gold und Edelsteinen. Man war noch nicht in Peru, Quito. aber an der Küste des goldreichen Quito. Doch die Bevölkerung schien feindselig und wohlgerüstet und zu mächtig für das kleine Häuflein der Spanier, darum ward Kriegsrath gehalten und nach längerem Streit zwischen Pizarro und Almagro, in welchem diese von Anzüglichkeiten zu Beleidigungen und Drohungen Pizarro auf Gallo. und zuletzt zu den Waffen schritten — nur die Officiere verhinderten den Zweikampf — beschlossen: Pizarro solle auf der Insel Gallo bleiben, Almagro

[1]) Prescott, l. c. I, S. 187—190. — Quintana, l. c. II, p. 102—103.

nach Panama zurückkehren und Verstärkung holen. Der Statthalter wollte aber das Unternehmen nicht weiter unterstützen und sandte ein Schiff nach der Insel Gallo, um auch die Mannschaft unter Pizarro abzuholen. Diese hatte solche Entbehrungen ausgehalten, dass sie bei der Ankunft des Fahrzeuges wie Schiffbrüchige jubelte.[1])

Pizarro fürchtete, das ganze Unternehmen werde scheitern, zog mit dem Schwert einen großen Strich auf dem Boden von Osten nach Westen und rief: „Hier geht der Weg nach Peru und führt zum Reichthum, hieher nach Panama für den, der arm bleiben will. — Nun wähle sich, wer ein guter Spanier ist, was ihm am besten dünkt.“ — Er selber überschritt den Strich in der Richtung nach Süden, aber nur dreizehn folgten ihm, darunter Ruiz und ein Grieche, Pedro aus Candia, die andern kehrten alle nach Panama zurück. Pizarro mit den Dreizehn gieng von der Insel Gallo nach der sichern Insel Gorgona, auf welcher diese muthigen Männer, wenn sie auch Herzen von Stahl und Eisen zu haben schienen, sieben Monate hindurch in verzweifelter Stimmung auf die Schiffe Almagros warteten. Endlich erblickten sie die Segel, welche Rettung brachten und Verstärkung.[2]) Die Dreizehn.

Sogleich ward der Weg nach Süden angetreten. Die Indianer aus Tumbez waren mitgekommen, sie hatten das Castilianische erlernt. Nach zwanzig Tagen war man in der Bucht von Guayaquil. Bald erblickte man eine große Stadt, Krieger fuhren auf Balsas daher. Es war Tumbez. Die Dolmetscher redeten mit ihren Landsleuten, welche von feindseligen Gedanken bald abstanden und Lebensmittel, Wild und Fische, auch einige Lamas, das kleine Kameel der Indianer, brachten. Ein Inka-Edelmann war gerade anwesend in der Stadt, er kam auf das Schiff und die Spanier staunten über seine sinnreichen und verständigen Fragen, mit denen er sich über alles, was er neues sah, zu unterrichten suchte. Er speiste mit den Spaniern, lobte ihren Wein, gab glänzende Geschenke und lud beim Abschied die Fremden höflich ein, nach Tumbez zu kommen. Tumbez.

Am andern Tag sandte Pizarro den schönen Alonso de Molina und einen Neger mit einigen Geschenken, darunter Schweine und Geflügel, die dort nicht heimisch waren, in die Stadt. Sie wurden umringt von den Eingebornen, die über den weißen Mann ebenso in Erstaunen geriethen als über den schwarzen: dem einen betasteten sie den Bart und rissen ihm die Kleider auf, um zu sehen, ob die schöne weiße Farbe sich über den ganzen Leib erstrecke, den Neger fiengen sie an zu waschen und, als er darüber lachte und seine weißen Zähne sehen ließ, wurden sie ungemein heiter. Als der Hahn krähte, schlugen sie die Hände zusammen und fragten, was er gesagt habe; den Alonso de Molina wollten die Frauen bereden, er solle dableiben, sie wollten ihm ein schönes Mädchen zur Frau geben. Dann zeigten sie ihnen die Stadt, die Festung, die Citadelle, die Tempel, Molina.

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 191—197. — Quintana, l. c. II, p. 103—106.
[2]) Quintana, l. c. II, p. 107—111. — Prescott, l. c. I, S. 200—204.

die innen mit Gold belegt waren, und jetzt war das Staunen auf Seite der Spanier ebenso groß, als früher auf Seite der Indianer. Am zweiten Tage sandte Pizarro den Pedro von Candia, um sich zu vergewissern, ob der Bericht des Molina ganz wahr sei. Der Grieche kam in glänzender Rüstung wie ein Ritter, eine Hackenbüchse an der Seite. Die Indianer hatten von der Feuerwaffe schon gehört und baten ihn, sie ihnen sprechen zu lassen. Als der Schuss ertönte und die Kugel ein Brett durchriss, fielen einige vor Schrecken auf die Erde, andere schrien laut auf vor Entsetzen, das sich erst legte, als sie das lächelnde Antlitz des Schützen sahen.[1])

Pedro von Candia.

Die Spanier waren fast toll vor Freude, als sie diese glänzenden Nachrichten empfiengen; denn jetzt war kein Zweifel mehr übrig über die Größe und den Reichthum des Landes, und nur die Rücksicht auf die geringe Anzahl der Seinen hinderte Pizarro, jetzt schon Tumbez zu besetzen, diese Lieblingsstadt der peruanischen Herrscher. Zum Glück für ihn, denn damals regierte noch Huayna-Kapak und noch war kein Bürgerkrieg zwischen seinen Söhnen ausgebrochen. Mit einer geringen Anstrengung hätten damals die Peruaner sich eines zehnfach größeren Heeres, trotz europäischer Kriegskunst und Tapferkeit, erwehrt.

Rückfahrt.

Pizarro beschloss, das Land noch weiter zu untersuchen, und fuhr südlich bis in die Landschaft Colaque. Überall sah er das Land bebaut, Dörfer, Städte und die Bewohner an der Küste, begierig die Kinder der Sonne zu sehen; dann ward das Schiff gewendet, um die Heimat wieder zu erreichen. Auf dem Rückweg allenthalben dasselbe freundliche Begegnen. In einem Dorf z. B. lud eine reiche und schöne Peruanerin die ganze Schiffsmannschaft zu Gast und bewirtete sie in glänzendster Weise. Die Spanier speisten unter Blumengewinden und nach dem Mahle, in welchem alle Künste peruanischer Küche aufgeboten waren, führten Jünglinge und Mädchen anmuthige Tänze und Kampfspiele auf. In Tumbez blieben zwei Spanier zurück, so sehr gefiel es ihnen. Pizarro nahm dagegen zwei junge Peruaner mit, um sie in der castilianischen Sprache zu unterrichten.[2])

Trotz dieser Erfolge war der neue Statthalter gegen jede neue Fahrt nach Peru, denn genug Leben seien schon für elende goldene und silberne Spielereien und ein paar indianische Schafe geopfert worden. Darum beschlossen die drei Unternehmer, sich geradezu an den Hof zu wenden. Aber wer gehen sollte, darüber war langer Streit. „Wolle Gott, meine Freunde," sagte Luque zu Almagro und Pizarro, „dass ihr einander nicht den Segen stehlt, wie Jakob dem Esau, mir wäre es lieber gewesen, wenn ihr beide gereiset wäret." Zuletzt ward beschlossen, Pizarro sollte gehen, für sich den Rang eines Statthalters, für Almagro den eines Adelantado, für Luque ein Bisthum, für den Lootsen Ruiz die Oberrichterwürde und für die dreizehn kühnen Genossen auf Gorgona die Hidalgo-Würde verlangen.[3])

---

[1]) Quintana, l. c. II, p. 113—118. — Prescott, l. c. I, S. 205—213.
[2]) Quintana, l. c. II, p. 119—127. — Prescott, l. c. I. S. 219—224.
[3]) Quintana, l. c. II, p. 127—128. — Prescott, l. c. I, S. 223.

Pizarro gieng. Kaum landete er aber Juni 1528 in Sevilla, so ward er dort wegen Schulden und unerledigter Rechnungen verhaftet, vom Hof aber, wo man von dem außerordentlichen Mann und seinen Plänen hörte, kam sogleich Befehl, ihn wieder frei zu lassen. In Toledo kam er vor Karl V., welcher damals auf der Höhe seiner Macht stand. Ein spanischer Geschichtschreiber sagt mit Stolz:[1] „Frankreich war gedemüthigt durch die Niederlage von Pavia und die Gefangenschaft seines Königs; Italien eingeschüchtert durch den Zug gegen Rom; der junge Herrscher selbst, jetzt Schiedsrichter Europas, im Begriff nach Bologna zu reisen, um dort die kaiserliche Krone aus den Händen des Papstes zu empfangen, und, als ob dies alles zusammen noch nicht genüge, zu seinen Füßen zwei Spanier, deren einer ihm soeben ein großes mächtiges Reich erobert hatte, während der andere ihm ein noch ausgedehnteres und goldreicheres anbot.“ Pizarro erlangte, was er wollte. Er war ein stattlicher Mann mit edlen Zügen und, obschon er keine Bildung besaß, von einer natürlichen Beredsamkeit. Als er von seinen und seiner dreizehn Gefährten Leiden auf Gorgona sprach, wurde Karl V., der sonst nicht so leicht zu rühren war, zu Thränen bewegt. Das Lama erregte, wie die Gold- und Silberarbeiten, die Aufmerksamkeit des Herrschers. Pizarro wurde durch Vertrag vom 26. Juli 1529 zum Statthalter und Oberbefehlshaber von Neucastilien, so hieß Peru fortan, ernannt, zum Adelantado und Ober-Alquacil auf Lebenszeit mit einem Gehalt von 725.000 Maravedis, mit allen Vorrechten eines Vicekönigs, Almagro dagegen wurde nur zum Befehlshaber der Festung Tumbez mit einem Jahreseinkommen von 300.000 Maravedis und zum Hidalgo ernannt. Luque wurde Bischof zu Tumbez mit einem Gehalt von 1000 Ducaten. Ruiz wurde Großlootse der Südsee, Pedro de Candia Oberster der Artillerie, die dreizehn Helden von Gorgona wurden alle in den Ritterstand erhoben. Pizarro dagegen, der zugleich zum Ordensritter von San Jago ernannt war, verpflichtete sich, binnen sechs Monaten aus Spanien und dann binnen sechs Monaten von Panama abzufahren.[2]

Pizarro bei Karl V. — *Vertrag mit der Krone.*

Cortez, den er am Hofe traf, und der sein Verwandter war, unterstützte ihn mit Geld und gutem Rath. Mit welchem Stolz besuchte jetzt Pizarro seine Heimat Truxillo, um Gefährten für sein Unternehmen zu werben. Vier Brüder, drei vom Vater und einer von der Mutter her, giengen mit, alle arm und ebenso stolz wie arm, und ihr Wunsch, etwas zu gewinnen, ebenso groß wie ihre Armut. Nur der älteste, Ferdinand, war ein eheliches Kind, hochbefähigt, rasch entschlossen, scharfblickend, schön und von kräftigem Körperbau, dabei aber auch verstellt, treulos und rachsüchtig. Alle Pizarros waren befähigt, voll Ehrgeiz, ein großer Theil des Erfolges ist ihrer Thätigkeit zuzuschreiben, aber ihr Charakter hat sie auch in den Untergang fortgerissen.

Die Brüder Pizarros.

[1] Quintana, l. c. II, p. 130.

[2] Der Wortlaut des Vertrags, den die Königin unterfertigte, da Karl V. abgereist, bei Quintana, Apendice zu Bd. II, S. 781—792. Capitulacion hecha por Francisco Pizarro con la Reyna en Toledo.

Abfahrt aus Spanien. Im Januar 1530 verließ Franz Pizarro heimlich Spanien, weil er noch nicht hinlänglich gerüstet war. Almagro äußerte großes Missvergnügen bei der Zusammenkunft in Panama, dass ihm Pizarro nicht die Stelle eines Adelantado verschafft habe; Pizarro meinte, er habe es nicht durchsetzen können, übrigens sei das Land groß genug für den Ehrgeiz beider. Almagro gab sich, auf Zureden Luques, bald wieder zufrieden, aber der Stolz der Brüder Pizarros reizte Almagro und seine Freunde von neuem. Schon schien es, dass der ganze Bund sich auflösen werde, da versprach Franz Pizarro, dass er auf die Würde eines Adelantado zu Gunsten Almagros verzichte und für keinen seiner Brüder beim Kaiser um ein Amt nachsuchen werde, bis er eine abgesonderte höchste Gewalt für Almagro erwirkt haben werde. So wurde der Riss mühsam wieder geheilt.[1])

Zwist mit Almagro.

Nun ward mit allem Ernste gerüstet. Almagro blieb in Panama, um für Ausrüstungen zu sorgen und Verstärkungen zu werben, Pizarro aber gieng sogleich mit drei kleinen Schiffen und 190 Mann und 27 Pferden unter Segel, Januar 1531.

Fahrt nach Peru. Widrige Stürme verhinderten, die Fahrt sogleich bis Tumbez fortzusetzen. Man landete zuerst in der Bucht von St. Matthäus und beschloss zu Land voranzugehen, während die Schiffe die Fahrt entlang des Ufers machten. Der erste Ort, auf den man stieß, war Coaque; er ward besetzt, die Häuser geplündert, eine Menge Gold und Edelsteine, namentlich Smaragde wurden gefunden. Das Gold wurde sogleich nach Panama in einem Schiff gesandt, um durch den Anblick der Schätze Abenteurer für den Zug zu gewinnen. Bei der Fortsetzung des Marsches litten die Spanier sehr durch Hitze und Krankheiten, weniger durch den Widerstand der Einwohner, die meist flohen, denn das Verfahren in Coaque hatte den Traum, die weißen Männer seien vom Himmel kommende Wesen, zerstört. Bei Puerto Viejo trafen die Spanier ein Schiff, das Verstärkung brachte, darunter einen hochbefähigten Officier, Sebastian Benalcázar. Das gab neuen Muth; das nächste Ziel war jetzt Tumbez. Zunächst ward die Insel Puna, Tumbez gegenüber, besetzt, um ihre gegen jene Stadt feindlichen Einwohner gegen sie zu führen, wenn Tumbez die Aufnahme verweigere. Besser wäre gewesen, Pizarro wäre sogleich in Tumbez eingerückt, denn er bekam doch Streit mit den Indianern auf Puna und musste doch mit den Waffen in der Hand diese Stadt besetzen. Die Enttäuschung der Indianer zeigte sich an dem Widerstand der Tumbezianer, der aber sich zuletzt als ohnmächtig erwies, zumal in einem Krieg, der seit dem ersten Besuch zwischen Puna und Tumbez geführt wurde, die Stadt großen Schaden erlitt und geplündert wurde. Die Spanier, die man beim ersten Besuch zurückgelassen hatte, waren todt. Pizarro sah bald ein, dass er, um keine Feinde im Rücken zu haben, das Misstrauen beschwichtigen müsse. Die Ankunft neuer Verstärkung machte es möglich, eine Niederlassung San Miguel im Thal Tangarala zu gründen, die man als Operationsbasis benützen und auf die man, wenn es schlimm gienge, im Nothfalle sich zurückziehen könne. Hier erfuhr auch Pizarro von dem Bürgerkrieg, der jetzt die Kräfte des Reiches theilte und seine Hoffnung auf ein Gelingen steigerte. Fassen wir bei diesem Anlass das Land, seine Bewohner, seine Geschichte, seine Staatseinrichtungen näher ins Auge![2]) —

Eroberung.

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 237—254. — Quintana, l. c. II, p. 140—142.
[2]) Quintana, l. c. II, p. 149—154. — Prescott, l. c. I, S. 247—355.

Das Leben der Kinder der Sonne.

Das Reich Peru erstreckte sich vom zweiten Grade nördlicher bis zum siebenunddreißigsten Grade südlicher Breite. Es war lang und schmal, die Anden oder Kupferbergwerke bildeten seine Ostgrenze. Alle Klimate der Welt sind in diesem Reiche vereinigt, die schneidende Kälte der Polargegenden und die drückende Hitze des Äquators, die Region des ewigen Schnees und die der Palme und des Zuckerrohrs. Ist auch die Küste stellenweise sandig und das Hochgebirg öde, so übersteigt hingegen die Fruchtbarkeit der Thäler allen Glauben, und überwältigt vom Reichthum der Production ruft ein Reisender: „In diesem glücklichen Lande malt die Natur in ihrer Fülle, oder besser zu sagen in ihrer Üppigkeit, das Bild des irdischen Paradieses.“ Das Land.

Dieses Land, jetzt eine Musterkarte der Rassenmischung vom blendendsten Weiß des Europäers bis zur Ebenholzschwärze des Congonegers, war einst von Rothhäuten bewohnt, unter denen wir aber eine active Rasse mit edlerer Schädelform von einer passiven mit niederer und zurückgebogener Stirn zu unterscheiden haben.

Wir haben zweierlei Menschenrassen zu unterscheiden, eine niedere passive und eine höhere active mit hellerer Hautfarbe und edlerer Schädelgestalt. Von letzterer, dem Geschlechte der Inkas, kommt die Bildung Perus her. Hören wir zunächst die Sagen der Peruaner über ihre ältere Geschichte, wie sie uns Garcilasso de la Vega,[1] der Sohn einer Inkatochter, mittheilt. Danach lebten die alten Einwohner Perus in viele Stämme getheilt wie wilde Thiere, ja noch schlechter als diese; sie waren Fetischdiener, beteten Kräuter, Bäume, Höhlen, Felsen, Löwen, Affen und wegen seiner Größe den Vogel Condor an; andere beteten zur Erde, der großen Mutter, zur Luft, zum Feuer, zur See, die sie Mamacocha nannten; wieder andere hielten den Walfisch für einen Gott. Diesen ihren Göttern opferten sie Früchte, Thiere, besonders aber Menschen, die sie im Kriege gefangen, oft aber selbst ihre eigenen Kinder. Den Opfern wurde Herz und Lunge herausgerissen, und mit dem rauchenden Blute das Götzenbild bestrichen, Herz und Lunge dann verbrannt, das übrige Fleisch verzehrt; den Kindern gab man vom Blute zu trinken. Eine Art Erinnerung an diesen Götzendienst ist der Cult des Pachakamak, den die Inkas nicht zu verdrängen vermochten, den sie nur duldeten, nur dass sie die dabei üblichen Menschenopfer verboten. In seinem Tempel zu Lima stand sein Bild, eine Fratze aus Holz; seine Bedeutung wurde später höher gefasst als „Schöpfer und Erhalter der Welt“. Zwischen ihm und der Sonne, dem einzigen Herrn und Bildner der Welt, ist jedoch keine Verbindung. Natürlich war unter den wilden Stämmen, die roh auf Berghöhen, auf Bäumen, in Höhlen und Erdgruben wohnten, steter Krieg; die gefangenen Frauen wurden vertheilt, die Kinder bis zum dreizehnten Jahre ernährt und dann geschlachtet. Stammsage. Urzustände. Pachakamak.

„Da empfand der Sonnengott, unser Vater, Mitleid mit den armen Menschen“ — die Sonne ist dem Peruaner nämlich nicht bloß Weltkörper, sondern Der Sonnengott.

---

[1]) Garcilasso de la Vega, Commentarios reales, I, 1.

bewusster und wollender Geist und strahlender Gott und zwar höchster und einziger Gott; der Zweifel eines Inka, die Sonne müsse einen höheren Herrn über sich haben, weil sie sonst nicht in einemfort gehen, sondern manchesmal beliebig
Die Kinder der Sonne. ausruhen würde, galt als ketzerisch. „Der Sonnengott sandte zwei seiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, um seine Kenntnis zu verkündigen, seine Anbetung zu verbreiten, um Gesetze zu geben, um die Mittel zu lehren, durch welche sie als vernünftige Wesen leben könnten, denn die Menschen sollten nicht fürder wie wilde Thiere leben, sondern in Häusern wohnen, die Erde bearbeiten und die Früchte des Landes genießen." Und der Sonnengott setzte seine Kinder nah am Titikakasee aus und hieß sie gehen, wohin sie wollten, und gab ihnen eine Ruthe von Gold als Zeugnis seines Willens: wo diese in den Boden sich senke,
Ziel des Lebens. da sollten sie ihren Hof errichten, so sei es sein Wille. „Habt ihr diese Völker dann zum Gehorsam gebracht, so sollt ihr sie durch die Gesetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade und der Gerechtigkeit regieren, und für sie thun, was ein guter Vater für die Kinder thut, die er in die Welt gesetzt hat und zärtlich liebt. Folget meinem Beispiele, der ich nie aufhöre, den Sterblichen Wohlthaten zu erzeigen. Denn ich kläre sie auf durch mein Licht, durch mich sehen sie und können ihren Geschäften obliegen. Ich bin es, der sie wärmt, wenn es kalt ist, der ihre Felder, Weiden und Bäume fruchtbar macht, der ihnen Regen sendet und schönes Wetter, wenn es nöthig ist. Täglich umschreite ich einmal die Welt, um zu sehen, was man auf der Erde bedarf, um ihren Bewohnern Ordnung und Erleuchtung zu verschaffen; ihr, vielgeliebte Kinder, sollt meinem Beispiele folgen und das Gute und die Erkenntnis denjenigen Völkern bringen, welche wie wilde Thiere dahinleben, und ich gebe euch den Titel König, und euer Reich soll sich ausdehnen über alle Völker, die ihr unterrichten werdet."

Dann verabschiedete sich der Sonnengott und seine Kinder giengen aus vom
Kuzko. See Titikaka, bis sie kamen in das Thal von Kuzko. Dort fuhr die Ruthe auf
Rhabdomantie. den ersten Schlag tief in den Boden und sie sahen, dass hier die Wohnstätte sei nach dem Willen des Sonnengottes, und an dieser Stätte wurde später der große Sonnentempel gebaut zum Gedächtnis der Gnade des großen Gottes. Und der junge König gieng von hier aus nach Mitternacht und die Königin nach Mittag, und sie hielten alle Menschen an, die sie trafen, und verkündeten ihnen die Botschaft des Vaters, und die Wilden waren überrascht von der Schönheit der göttlichen Wanderer und beteten sie an als Kinder der Sonne und waren gerührt von ihren überzeugenden Worten, und folgten ihnen in Scharen, wohin sie sie führen wollten. Und der junge König lehrte sie Wohnstätten bauen, und so entstand die heilige Stadt. Und dann lehrte er sie, wie man das Land aufbrechen und pflügen, wie man Getreide und Gemüse pflanzen müsse, und welche die besten seien zum Essen. Die Königin aber unterrichtete die Frauen im Spinnen und Weben der Thier- und Baumwolle, im Anfertigen der Kleider für die Männer und Kinder, und über alles, was nützlich ist in der Wirtschaft. Und die Indianer sahen bald, dass sie ganz anders geworden, als sie vorher gewesen, und suchten ihre Landsleute in Büschen und Felsen auf und zeigten ihnen die neuen Kleider und Nahrungsmittel und erzählten ihnen, wie sie in Häusern leben sollten. Und die Wilden liefen in Menge herbei, um die wunderbaren Dinge zu sehen, und überzeugten sich mit eigenen Augen von der Wahrheit, und gehorchten dann dem Könige wie die anderen.

In wenig Jahren hatte der Inka Volk genug um sich, dass er ein Heer bilden, sich vertheidigen, und diejenigen mit Gewalt bezwingen konnte,

die sich ihm nicht freiwillig anschließen wollten. Und so schuf der Inka ein großes Reich, welches im Osten bis an den Fluss Paukartampu, im Westen bis an den großen Strom Apurimac, im Süden bis Quequisana sich erstreckte; und mehr als hundert Städte waren darin, von denen einige hundert Häuser hatten. Und von diesem Inka stammen alle Herrscher in diesem Reich ab, und er hieß Inka Kapak (= König und Herr)[1] und seine Schwester und Gattin hieß Koya Mama Oello Huako, Kinder der Sonne und des Mondes und unsere Ureltern. So die merkwürdige Stammsage! Manko Kapak. Mama Oello Huako.

Andere Sagen erzählen von bärtigen, weißen Männern, welche vom See Titikaka ausgiengen, und den Eingebornen die Wohlthaten der Sittigung brachten. In der Umgegend desselben sind auch noch Trümmer von älteren Bauten als die der Inkas; von dem Geschlechte aber, das sie errichtete, haben wir leider keine Kunde. Auch die ältere Geschichte der Inkas ist dunkel, dreizehn sollen vor der Ankunft der Spanier im Lande nacheinander geherrscht haben: gewiss ist nur, dass das Reich in einemfort sich ausdehnte, dass ein Stamm nach dem andern der Gewalt ihrer Gesittung oder der Schärfe ihres Schwertes erlag, den Cult der Sonne annahm, und dafür seine Götter in das Pantheon der heiligen Stadt Kuzko sandte, die nach und nach bis zu einer Bevölkerung von 400.000 Menschen anwuchs — die Pilger nicht eingezählt, welche jährlich aus allen Theilen des Reiches zum großen Tempel der Sonne wallfahrteten. Der Inka Topa Yupanqui (reich an allen Tugenden) drang nach Süden vor bis zum Flusse Maule, sein Nachfolger Huayna Kapak zog nach Norden bis über den Äquator und fügte Quito zu dem merkwürdigen Reiche, dessen Bestand ein steter Kreuzzug für die Verehrung der Sonne war. Weiße Männer. Die Inka. Topa Yupanqui.

Doch fassen wir die Einrichtung dieses Gottesreiches näher ins Auge! Sein Herrscher ist der Stellvertreter Gottes auf Erden, Kaiser und Papst in einer Person. Die Krone erbt vom Vater auf den ältesten Sohn, den er mit der Koya, der rechtmäßigen Königin aus dem Stamme der Inkas, erzeugt. Theokratie.

Der Kronprinz wird mit gleichaltrigen Knaben aus dem Stamme der Inkas erzogen und von den Amautas (weisen Männern) in der Religion, dem Kriegswesen, in den Anfangsgründen alles Wissens unterrichtet. Im sechzehnten Jahre besteht er mit seinen Kameraden die schwere dreißigtägige Prüfung unter den Augen des Herrschers und der Großen des Reiches: er fastet sechs Tage lang mit ihnen, wobei täglich nur eine Handvoll roher Mais und ein Becher Wasser gereicht wird; er wacht mit ihnen zehn Nächte hintereinander, wetteifert mit ihnen im Ringen, im Faustkampf, in anderthalbstündigem Schnelllauf. Er besteht mit ihnen Scheingefechte mit stumpfen Waffen; Schwerter werden vor seinem Gesicht geschwungen und er darf nicht mit dem Auge blinzeln, er darf auch unter den heftigsten Schmerzen keine Miene verziehen; er schläft auf Erziehung der Inkas. Strenge.

[1] Ynka bedeutet König und Herr; Kapak groß oder mächtig. Mama bedeutet Mutter, Kuzko = Nabel.

nacktem Boden, er geht ohne Schuhe in ärmlicher Kleidung, damit er einst Mitgefühl für Dürftige hege. Wer die Prüfung glücklich bestanden, dem werden dann von der Mutter oder den Schwestern eigene Schuhe, gleichsam die Sporen des Ritterthums, angelegt, eine Schärpe umgürtet, er wird Kind der Sonne genannt, an die Thaten seiner Vorfahren und an die Höhe seiner Bestimmung erinnert, der Gottheit nachzufolgen in der großen Laufbahn zum Wohle der Menschheit. Das Haupt wird mit Kränzen von Blumen geschmückt, welche Milde und Güte darstellen und von Immergrün durchzogen sind, denn auch seine Tugenden sollen immerdar währen. Der Herrscher aber durchsticht ihnen das Ohr, ein Goldschmuck wird in die Öffnung gethan, der dasselbe nach und nach bis an die Schultern herabzieht.[1]) Dieses gilt als große Schönheit, zugleich als Zeichen des Ritterthums der Orejonen (Oreja = Ohr). Dem Kronprinzen aber wird um die Stirne ein feines Netz aus den Fäden der Vikunnawolle gezogen und sofort huldigt ihm der ganze Adel als dem Thronerben, worauf er am Rathe des Vaters theilnimmt, und mit einem Heere ausgesandt wird, unter tüchtigen Feldherrn den Krieg zu erlernen und das Banner des Reiches, den Regenbogen, furchtbar zu machen.

Orejonen. Llautu.

Die Herrscher.

Der Herrscher ist als Sohn der Sonne Vertreter der Gottheit auf Erden, niemand darf ihm ins Angesicht blicken; die Furcht vor ihm war so groß, dass er nach den Worten Garcilassos nur den Befehl anzudeuten brauchte, damit ein Peruaner sich in einen Abgrund stürzte oder sich aufhieng; „selbst die Vögel würden in meinen Staaten kaum zu fliegen wagen", sagte der Inka zu Pizarro. Auch der stolzeste Inka-Edelmann darf vor dem Herrscher nur barfuß und mit einer kleinen Last auf der Schulter erscheinen. Der Herrscher ist das Ich, die Seele des Volkes,[2]) denn es verdanke alles nur seiner Gnade; er ist der Quell alles Rechts, aller Würde, aller Macht; ihm gehört alles Land, jegliches Erträgnis, er macht die Gesetze und ernennt die Richter; er befehligt die Heere und ist als Stellvertreter der Sonne der Oberpriester.

Kleidung.

Sein Kleid ist prachtvoll, aus feinster Vikunnawolle, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, wird nur einmal getragen und dann verbrannt. Den Llautu, das Scharlachnetz um seine Stirne, schmücken zwei stehende Federn des Vogels Koraquenque. Kein anderer Mensch darf bei Todesstrafe eine solche Feder tragen, oder diesen Vogel tödten oder fangen, und jeder Inka erhält bei seiner Thronbesteigung zwei neue Federn. Wenn der Inka von Zeit zu Zeit sein Land bereist, so geschieht es mit größtem Pomp und Gepränge; er wird getragen in einer mit Gold und Edelsteinen verzierten Sänfte, der Träger, welcher fällt, wird mit dem Tode bestraft; die Leute aus den Dörfern reinigen vor ihm den Weg und bestreuen ihn mit Blumen; wo er sich seinen Unterthanen zeigt, da erschallt ein Freudengeschrei — „dass die Vögel aus der Luft fallen". Die Stätten, wo er anhält, um die Klagen seiner Unterthanen zu vernehmen, werden lange in Ehren gehalten. In allen Theilen seines Reiches hat er Paläste, reich mit Teppichen, mit Zieraten von Gold und Silber, mit Bildern von Pflanzen und Thieren geschmückt, und Lustgärten mit Bädern und Blumenbeeten, reich von Bächen des

Reisen.

---

[1]) Der Goldschmuck war im Knorpel des Ohres eingedrückt und so groß wie eine Pomeranze.

[2]) Vergl. die Stellen bei Wuttke, Heidenthum, I, § 176.

reinsten Wassers durchzogen, und Laubgänge von Wohlgerüchen durchduftet und sogar Blumen und Bäume aus Gold und Silber und Edelgestein. Was der Herrscher an Schlössern und Gärten, an Weibern und Dienern besitzt, gehört ihm auch nach seinem Tode; denn stirbt der Inka, so opfern sich seine Weiber und Diener; seine Schlösser und Gärten werden geschlossen, damit, wenn sein Geist wiederkehrt, er alles zu seinem Empfange bereit findet. Paläste.

Die Leiche wird einbalsamiert und im Tempel der Sonne niedergesetzt, das Haupt vor ihrem Bilde gebeugt, die Hände über die Brust gekreuzt, als ob er wie lebend sich vor der großen Gottheit verneigte. So saßen die zur Wohnung ihres Vaters heimgegangenen Sonnensöhne insgesammt im großen Tempel zu Kuzko vor der goldenen, vom ersten Strahl des Morgenlichtes begrüßten Scheibe der Sonne, wie eine andächtige Schar von Betern. Das Reich aber trauerte ein ganzes Jahr um seinen Herrscher, ließ an seinem Festtag sein Banner wehen und sang Lieder zu seinem Ruhme. An seinem Festtag wurde später jedes Jahr seine Mumie herausgetragen, und nahm den Vorsitz ein bei einem Mahle, wo er nach der Anschauung der Indianer alle vornehmen Edelleute bewirtete, wenn er auch nicht mehr, wie ehemals, zum Wohle derer trank, die er zu ehren wünschte. Mumien.

Nach dem Herrscher kommen die Inkas überhaupt, die Nachkommen der Kinder der Sonne, dieser Normannen Perus, denn der Herrscher erzeugt mit der Koya den Thronfolger, mit anderen Frauen aber — denn ihm ist die Vielweiberei gestattet — eine Unzahl von Kindern, oft gegen zweihundert. Die Inka-Edelleute tragen eigenthümliche Kleidung, sprechen eine eigene Mundart, die Quichua-Sprache, leben am Hofe, sind zur Tafel des Fürsten zugelassen, bekleiden die ersten Priester- und Statthalterstellen, befehligen die Heere und gelten eines Verbrechens für unfähig. Einen niederen Adel bilden die Kurakas, die Nachkommen der Kaziken besiegter Stämme; in Kuzko erzogen, üben sie ihre Macht in der Heimat unter Aufsicht der Inkas.[1]) Adel. Inka-adel. Kurakas.

Das gesammte Reich führte bei den Peruanern den Namen Tavantinsuyu (= das Land der vier Weltgegenden);[2]) von dem Flusse Pelu, den ein Eingeborner aus Mißverständnis bei der Frage nach dem Namen des Landes nannte, entstand der Name Peru. Das Reich der vier Weltgegenden war in der That in vier große Theile getheilt und ebenso die Stadt Kuzko als Abbild des gesammten Reiches. Die vier Vicekönige bildeten zu Zeiten eine Art Staatsrath für den Inka. Das Volk selber aber war in Dekaden abgetheilt: von je 10 überwachte einer die 9, von je 50 wieder einer die 49, und so fort 100, 500, 1000. Über je 10.000 stand ein Statthalter aus dem Adel der Inka. Zeigte ein Aufseher ein Vergehen seiner Untergebenen nicht an, so erlitt er die Strafe dafür. Tavantinsuyu. Eintheilung.

Die Regierung ist väterlich und das Volk glücklich, die Willkür des Einzelnen aber beschränkt. Die Verletzung der Gesetze ist, da der Herrscher zugleich göttlicher Natur ist, Gotteslästerung. Die Gesetzgebung hat mehr einen sittlich-religiösen als freien staatsbürgerlichen Charakter, der Gesetze sind wenige, aber sie werden strenge gehandhabt, und die meisten Vergehen abschreckend bestraft.[3]) Gesetze.

---

[1]) Prescott, l. c. I, S. 25–30.
[2]) Garcilasso, l. c. I. 2, cap. 9
[3]) Prescott, l. c. I, S. 33. — Wuttke, Heidenthum, § 178.

Strafen. Der Tod stand auf Diebstahl, Ehebruch, Mord, Lästerung der Sonne und des Inka, Verbrennen der Brücken, Verletzung der Sonnenjungfrauen; die Todesstrafe bestand im Hängen, Erdrosseln. Auf geringere Vergehen standen Schläge oder Ehrenstrafen, z. B. einen Stein auf dem Rücken zu tragen; Geldstrafen kannte man nicht. Jeder Rechtsstreit musste in fünf Tagen entschieden werden, Appellation fand keine statt. Die Richter wurden vom Inka bestellt und standen wieder unter Aufsicht von Oberrichtern. Weil die Individualität nicht betont ist, so war der Vater verantwortlich für das Vergehen des noch nicht selbständigen Sohnes; so wurde bei Verführung einer Sonnenjungfrau nicht bloß der Verführer getödtet, sondern seine ganze Ortschaft vertilgt, wurden bei einer Empörung alle Einwohner der schuldigen Stadt hingerichtet.

Socialismus. Der Einzelne hat kein Eigenthum, nur der Staat; der Einzelne ist gleichsam in Kost und Wohnung beim Staate. Alle Ländereien sind in drei Theile getheilt, wovon der erste der Sonne, der zweite dem Inka, der dritte dem Volke gehört; der erste liefert den Ertrag für Tempel, Gottesdienst und Priester, der zweite für den Hof, der dritte ist nach Familien und Köpfen vertheilt. (Vertheilung des Landes.) In einem bestimmten Alter nämlich muss jeder Peruaner heiraten, die Gemeinde gibt ihm dann ein Haus, ein Los Land, und wird er mit Kindern gesegnet, so erhält er sofort für jedes Kind einen weiteren Theil, und zwar noch so viel für einen Sohn, als für eine Tochter. Keiner kann etwas von seinem Lande veräußern, keiner darf ihm ein Stück hinzufügen, es wird jedes Jahr von der Behörde nach den Bedürfnissen neu vertheilt oder der Nutznießer in seinem Besitze neu bestätiget. Die Bearbeitung ist zum Theile eine gemeinsame: zuerst bestellt das Volk die Länder der Sonne, dann die der Kranken, der Greise, der Witwen und Waisen; dann bearbeitet jeder den eigenen Boden, wobei er aber je nach Umständen vom Nachbar Hilfe empfängt oder ihm leistet: zuletzt bearbeitet das Volk unter großen Feierlichkeiten und schön gekleidet nach dem Takte des Hailli-(Triumph-)Liedes die Ländereien des Inka. Diese Ordnung wurde so strenge eingehalten, dass z. B. ein Peruaner sterben musste, weil er das Feld eines befreundeten Kuraka eher bestellt hatte, als sein eigenes.[1])

Kleidung. In ähnlicher Weise wie für die Nahrung, wird auch für die Kleidung gesorgt. Auch die Lamaherden sind nicht Privatbesitz, sondern sie gehören dem Reich, und zwar zunächst der Sonne und dem Inka. Die weiblichen Lamas durften gar nicht getödtet werden, von den männlichen wurde eine Zahl jährlich zu Hof und an die Tempel zu Opfern gesandt. Zur bestimmten Zeit des Jahres wurden die Herden geschoren und jeder Familie ein gewisser Antheil Wolle zum Spinnen und Weben vertheilt. Hat die Familie sich mit Kleidern versehen, so arbeitet sie für den Inka, denn in Peru darf niemand müßiggehen, Müßiggang ist ein Verbrechen; Peru ist ein großes Arbeitshaus. Die Thüren der Häuser dürfen nicht geschlossen werden, auf dass der königliche Aufseher zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die Häuser besuchen und nachsehen kann, ob alles in Ordnung ist.[2]) — Durch das ganze Reich sind Vorrathshäuser vertheilt, gefüllt mit Lebensmitteln, mit baumwollenen Stoffen auf mehrere Jahre, in Gefäßen von Gold, Silber und Kupfer, um in Zeiten der Noth vertheilt zu werden. Die Nahrung des Volkes ist gesund, seine Kleidung muss sauber und reinlich sein. Was der einen Provinz abgeht, erhält sie aus der anderen zugesendet, denn alle

---

[1]) Garcilasso, l. c. II, cap. 11—15.
[2]) Wuttke, l. c. I, § 177.

Geburts- und Todesfälle, alle Erträgnisse werden durch Quippus registriert. In Kuzko ist das große Staatsarchiv, in welchem verzeichnet ist, wie viel Geburten, wie viel Todesfälle in jeder Provinz vor sich gehen, wie viel Krieger dem Herrscher zu Gebote stehen, wie groß die Zahl der Vorräthe im ganzen Reiche ist. Quippus. Staatsarchiv.

Die Einzelnen werden verwendet nach ihren Gaben: in dieser Provinz z. B. ist die Bevölkerung besonders muthig und man wählt aus ihr das stehende Heer, in jener eignen sich die Einwohner besonders zu harten Arbeiten und man läßt durch sie die Bergwerke betreiben, in einer anderen gibt es die besten Gold- und Silberarbeiter. Der Beruf stützt sich auf das Talent, keiner aber wird überlastet. Auch die Erholungszeit ist geordnet, dreimal monatlich ist gemeinsames Mahl, finden Spiele und Ergötzungen gemeinsam statt. Arbeit nach Talent.

So hat denn dieser Staat des Guten viel: es gibt keine Faullenzer, keine Schuldenmacher, keine Bettler, keine Ehrgeizigen, Habsüchtigen, Reichen; es fehlt aber auch die höchste Entwicklung in der Freiheit, der Fortschritt ist für den Einzelnen nicht da, nur für die Gesammtheit. Alle sind bevormundet, keiner kann seine Lage verbessern; Gehorsam, Ruhe und Sichfügen sind die höchsten Tugenden. Selbst in dem, worin der Mensch sonst am eigenwilligsten ist, wird der Peruaner von der Regierung geleitet: keiner darf außer seiner Ortschaft heiraten; an einem bestimmten Tage des Jahres versammeln sich die Jünglinge, welche das vierundzwanzigste, und die Mädchen, welche das achtzehnte Jahr erreicht haben, auf dem öffentlichen Platze, und der Stellvertreter des Inka gibt hier die Paare zusammen, freilich nach der eigenen und der Eltern Einwilligung. Übrigens war das Volk zufrieden und glücklich, und das System der Regierung entsprach dieser passiven Rasse. Ehen.

Das Reich ist von zwei großen Landstraßen durchzogen, 2000 Meilen lang, 20 Fuß breit; die eine geht entlang dem Ufer des Meeres, die andere zieht sich durch die Hochebene hin. Wo in dem vielfach zerrissenen Gebirge Abgründe sind, da finden sich Treppengänge und Hängebrücken, letztere aus Tauen von Weiden gemacht, so dick wie ein Mann, belegt mit Bohlen, geschützt mit Geländern; über die Flüsse fährt man mit Balsas, Flößen. Jede Legua steht ein Meilenzeiger aus Sandflies, welcher angibt, wie weit die Entfernung von Kuzko ist. Die Straße entlang des Meeres ist geschützt durch Erddämme und Brustwehren aus Lehm und an den Seiten mit Bäumen und wohlriechenden Sträuchern bepflanzt. Von Zeit zu Zeit ist die Straße geschützt durch eine Festung und alle fünf Leguas ist ein Stationshaus, Tambo, als Herberge, und als Wohnung für die Läufer oder Chaski. 150 englische Meilen fliegt eine Botschaft in einem Tage. Fische, Früchte, Wild kommen aus den fernsten Gegenden jeden Tag frisch auf die königliche Tafel. Die Läufer sind zur Schnelligkeit erzogen, an Treue und Verschwiegenheit gewöhnt. Bricht ein Aufstand in einer Provinz aus, so ist der Herrscher schnell davon unterrichtet; schnell sind die Truppen in Bewegung und ist das aufständische Gebiet von allen Seiten abgeschnitten.[1] Straßen. Meilenzeiger. Posten.

[1] Prescott, l. c. I, S. 48—54.

Politik. Ruhe im Innern und Krieg und stete Eroberung nach außen ist Grundsatz der Regierung und der Zweck des Krieges ist Verbreitung der Anbetung der Sonne und höheren Bildung; das Reich ist in fortwährendem Wachsen und ein Stamm nach dem andern muss dem Rufe gehorchen: „Betet die Sonne an oder seid auf Kampf gefasst!" und sich in den großen Organismus eingliedern lassen.

Krieg. Drei Monate des Jahres finden in jedem Dorfe *Waffenübungen* statt.[1]) Jeder Peruaner kann unter die Waffen gerufen werden und der Herrscher mindestens 200.000 Mann ins Feld stellen, obschon die Kämpfe meist nur mit ständigen Kriegern aus besonders muthigen Stämmen geführt wurden. Wer das Heer eigenmächtig verlässt, wird mit dem Tode bestraft. *Waffen* sind: Bogen, Pfeil, Lanze und Wurfspeer, deren Spitzen von Kupfer, Gold oder Silber sind; Helme aus Holz, mit Metall oder Häuten wilder Thiere bedeckt, mit den Federn tropischer Vögel geschmückt, oder Turbane von buntem Zeuge; Panzer aus Baumwolle, Schilde aus Holz und Metall dienen zum Schutze. Jede Abtheilung — auch hier ist die *Zehnzahl* maßgebend — hat ihr eigenes Banner, der *Regenbogen* ist das Banner des gesammten Reiches. Die Märsche gehen rasch vor sich, da Vorrathshäuser mit Lebensmitteln und Waffen durch das ganze Reich vertheilt sind. Der Landmann wird so vom durchziehenden Heere wenig belästigt. Die Kriege sind durchgängig siegreich, denn das Reich ist einig, die Feinde nicht. Der Krieg wird mit Milde geführt: „Wir müssen unsere Feinde schonen, oder es wird unser eigener Schade sein, da sie mit allem Übrigen bald unser sein werden." Man greift erst zum Schwerte, nachdem Geschenke, Aufforderungen keinen Erfolg hatten.

Los der Besiegten. Ist ein Stamm besiegt, so muss er zunächst die Sonne anbeten lernen, und seine eigenen Götzenbilder nach Kuzko senden, wo sie als Geiseln der Treue im Pantheon aufgestellt werden. Dann wird ein Theil der Bevölkerung verpflanzt und werden alte Unterthanen von unbezweifelter Treue an ihre Stelle gesetzt. *Die Besiegten müssen nun die Quichua-Sprache lernen, den Menschenopfern und ihren Lastern entsagen* und die Einrichtungen des Sonnenreiches sich gefallen lassen. Alles Land wird beschrieben und in drei Theile getheilt, die Bewohner werden gezählt und zu friedlicher Beschäftigung angehalten. Die *Kaziken* bleiben unter Oberhoheit eines Statthalters an ihren Stellen, nachdem sie eine Zeitlang in Kuzko Sitten und Sprache des Hofes kennen gelernt, ihre Söhne werden als Geiseln der Treue in Kuzko erzogen. So erliegt ein Stamm nach dem andern der Bildung und wird in das Leben des Reiches hineingezogen, indem er sein Eigenleben aufgibt; und so kehrte der Inka jedes Jahr von einem Siege im Triumphe unter Bogen von Blumen und Siegesliedern in seine Hauptstadt zurück — dann betrat er barfuß den Tempel der Sonne, deren Verehrung er wie seine Vorfahren weiter verbreitete. *So ist das Leben des Reiches ein steter Kreuzzug, ein steter Kampf für Erweiterung der Gottesherrschaft.*[2])

Religion. Die Sonne ist der große Gott, mit dem Glauben an sie ist der Glaube an *Unsterblichkeit* verbunden, doch ist die Bedeutung des Geistes noch nicht

[1]) *Prescott*, l. c. I, S. 55—57.
[2]) Ibid. I, S. 54—60.

rein gefaſst, die Heimgegangenen erstehen wieder, aber müssen ihre Gebeine beisammen finden.[1]) Unsterblichkeit.

Darum mumisieren sie die Leichen durch Aussetzen in trockener, dünner Bergluft und bestatten die Großen in langen Gängen und Erdhügeln mit ihren Schätzen und Liebhabereien. Sie glauben an einen Himmel, wo die Seligen in Ruhe und Gemächlichkeit leben, an eine Hölle, die im Mittelpunkte der Erde ist; sie glauben auch an einen bösen Gott, Kupay, den sie durch Opfer zu versöhnen suchen. Hauptgott aber ist die Sonne, die den Völkern Licht und Wärme und den Pflanzen Leben gibt. Jede Stadt und jedes Dorf hat einen Tempel ihr zu Ehren, der Haupttempel aber ist in Kuzko, Korikancha oder Sammelplatz des Goldes genannt; das Gold ist „von der Sonne geweinte Thränen". Im Hauptsaale dieses Tempels war der aufgehenden Sonne gegenüber das Bild des Tagesgestirnes, ein menschliches Antlitz aus unzähligen Lichtstrahlen hervorblickend, eine ungeheure Goldplatte mit Smaragden und Edelsteinen besäet; die Wände waren mit lauter Goldplatten bedeckt. Sobald der erste Strahl der Morgensonne auf das Bild fiel, so wurde der ganze Tempel mit Lichtglanz erfüllt. Der Mond ist dem Peruaner „die Schwester der Sonne", ihr Tempel stand neben dem des Sonnesgottes. Ist dort alles aus Gold, so hier alles aus Silber, sowohl das Bild, wie die Platten, mit denen die Wände bedeckt sind, und die Räucherpfannen, Kannen und Röhren. Daneben ist ein Tempel für das Sternenheer, „den glänzenden Hof der Schwester der Sonne". Aber auch der Planet Venus wird besonders verehrt, „der Jüngling mit den langen krausen Locken, der Edelknabe der Sonne, welcher den großen Gott beim Auf- und Untergang begleitet". Merkwürdig ist nicht bloß der Cult der Winde, der Erde, der Luft, sondern der der Mütter, der Ideen, der Urbilder aller Dinge; man denkt unwillkürlich an die Immoth der rabbinischen, an die Feruers der parsischen Theologie. Die Tempel und Priester für die Götter der Besiegten wurden auf Kosten der betreffenden Landschaft erhalten. Mumien. Sonnentempel. Der Mond. Die Sterne. Die Mütter.

Die Zahl der Priester war groß, in Kuzko allein — freilich war dies die heilige Stadt, in der an jeden Fußsteig, an jede Quelle sich religiöse Erinnerungen knüpften — waren deren 4000. Der Oberpriester, Villac Umu, stand nur dem Inka nach an Rang, war auch aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten und zwar auf Lebenszeit gewählt. Nur aus dem Inka-Adel wurden die Priester in den Haupttempeln, nur aus den Kurakas die Tempeldiener gewählt. Die Priester hatten aber keine besondere Tracht, noch pflegten sie allein die Wissenschaft im Lande; sie hatten nur die besondere Kenntnis der Feste und der religiösen Verrichtungen; nicht die Priester, sondern die Inkas sind der Staat im Staat. Während der Dienstwoche musste sich der Priester seiner Frau enthalten. Unter den Festen war das bedeutendste das der Sonnenwende, wo der Gott den südlichsten Punkt erreicht hat, und sich dann seinem geliebten Volke wieder zuwendet. Drei Tage vorher wurde gefastet, kein Feuer angezündet; dann harrte am Morgen der Inka sammt seinem Volke im Festgewande früh der Ankunft des lichten Gottes, dessen ersten Strahl man mit Jubel begrüßte, worauf man zum Tempel zog, um ein Lamm zu opfern; dann wurde mittelst eines Hohlspiegels aus blankem Metall auf Baumwolle ein Feuer entzündet und dessen Forterhaltung der Hut der Sonnenjungfrauen anvertraut. Hierauf folgten rauschende Priester. Feste.

[1]) Wuttke, l. c. I, § 164.

Gebete und Opfer. Festlichkeiten. — Zur Sonne betete man kniend mit ausgestreckten Armen und warf ihr Küsse zu. Man opferte ihr Blumen, Kräuter und Früchte oder tauchte den Finger in Maistrank und spritzte ihn ihr zu. Das Hauptopfer aber bringen

Sonnenjungfrau. ihr die Sonnenjungfrauen, das Opfer der Entsagung; sie müssen der Sonne rein dienen, rein das heilige Feuer bewahren, ihr ganzes Leben ist ein fortwährendes Opfer. Junge Mädchen von Schönheit und Talent, meist aus guten Familien, wurden ausgewählt und unter der Obhut der Mamakonas (Matronen) in Klöstern erzogen; sie spannen und woben die Vorhänge der Tempel und die Kleider des Inka und nährten die heilige Flamme. Von aller Welt, selbst von ihren Verwandten abgeschnitten, durften sie kein Liebesverhältnis anknüpfen; die es dennoch that, wurde wie die Vestalinnen lebendig begraben, ihr Liebhaber erdrosselt, und dessen Heimatsort von der Erde vertilgt. Doch die Sonnenjungfrauen waren auch Bräute des Inka und konnten ihm vermählt werden, mussten aber dann das Kloster verlassen und durften, auch wenn der Inka sie entließ, nicht mehr dahin zurückkehren, sondern wurden in ihre Heimat gesandt, wo sie als Bräute des Inka hochgeehrt und auf seine Kosten erhalten wurden. So finden wir denn Vielweiberei beim Inka und beim hohen Adel, Monogamie beim gemeinen Volk.[1])

Stellung des Weibes. In dem Institut der Sonnenjungfrauen liegt eine Erhebung des Weibes überhaupt. Beim Peruaner ist die Frau nicht bloß Lastträgerin, wie sonst bei den Wilden, sondern hochgeehrt, der Mann übernimmt die schwere Arbeit; eine höhere Auffassung der Ehe liegt auch darin, dass Witwen, die Kinder haben, ehelos bleiben sollen, und eine Milde des Gesetzes, die an den Mosaismus erinnert, zeigt sich darin, dass der Mann im ersten Jahre der Ehe von größeren Arbeitsleistungen und vom Kriegsdienst frei ist. Für die Kinder und Witwen gefallener Krieger sorgt der Staat.

Wissenschaft. Nur der Adel kommt in den Besitz der vollen Bildung, die Unterthanen bleiben Kinder unter steter Vormundschaft und denken und handeln nie selbständig für sich. Topak Inka Yupanqui stellte den Grundsatz auf: „Die Wissenschaft ist nicht für das Volk bestimmt, sondern für die aus edlem Blut Entsprossenen. Personen niederen Standes werden nur durch sie aufgeblasen, eitel und anmaßend gemacht. Auch müssen sich solche nicht in Regierungsgeschäfte mischen, denn dies würde die hohen Ämter um ihr Ansehen und dem Staate Schaden bringen.“[2])

Die Wissenschaft wird gelehrt von den Amautas, den weisen Männern. Die Prinzen lernen die Gesetze, die Grundsätze der Verwaltung, die Religionsgebräuche, die Geschichte der Vorfahren, die Knotenschrift kennen und die feinste Sprache, die Quichua. Die Schrift des Peruaners war jedoch nicht alphabetisch, nicht einmal Bilderschrift, wie die des Mexikaners, sondern nur ein

Quipusschrift. Hilfsmittel zur Unterstützung für das Gedächtnis. Die Quippus waren Fäden von verschiedener Farbe, fransenartig an einen anderen Faden gereiht. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, weiß bedeutete z. B. Frieden, Silber, gelb Gold,

---

1) Wuttke, l. c. I, § 168.

2) Prescott, l. c. I, S. 39—43.

roth Krieg. Die Art wie diese Fäden verbunden, welche Farbe der Verbindungsfaden hatte, ob die Knoten oben, oder in der Mitte, oder unten an den zwei Schuh langen Fäden waren, war für den Quippusleser sogleich ein besonderes Merkmal. Im Nationalarchiv zu Kuzko las man aus den dort aufgehängten Fransen die Einkünfte, Arbeiten, Geburten, Heiraten, Todesfälle des Jahres, die Zahl der Waffenfähigen. Es leuchtet ein, dass diese Schrift den Gedanken nicht vollkommen wiedergibt, für abstracte Gegenstände sich gar nicht eignet, dass also bei den Peruanern von einer schriftstellerischen Thätigkeit, von einer Literatur keine Rede sein kann. Wir finden darum auch keine Wissenschaft der Mathematik und Astronomie. Die Peruaner blieben in diesen Gebieten Anfänger.[1]) Zwar theilen sie das Jahr richtig in zwölf Monate, jeder mit seinem bestimmten Festtag; zwar wissen sie mittelst hoher Säulen, auf Hügeln aufgestellt, die Sonnenwende, die Tag- und Nachtgleiche richtig zu berechnen (den Mittag bezeichnen sie mit den Worten: der Gott sitzt mit ganzem Licht auf der Säule); allein sie betrachten die Finsternisse z. B. als Leiden des Planeten, meinen, er sei im Todesschlaf, und schreien und schlagen ihre Tonwerkzeuge, um ihn zum Leben wieder zu erwecken. Quito, das nahe dem Äquator liegt, galt ihnen als Lieblingssitz der Sonne. Übrigens muss bemerkt werden, dass sie Reliefkarten des Reiches fertigten. Die Geschichte ward von den Haraviku (= Erfindern oder Dichtern) in Liedern fortgepflanzt. Auch Dramen wurden in der Quichuasprache aufgeführt. Ihre Lieder bestehen aus kurzen viersilbigen Versen. Gesang und Musik mit Flöte und Syrinx war bei ihnen sehr beliebt.[2])

Nationalarchiv. Keine Literatur. Relief-karten. Geschichte. Gedichte.

Am glänzendsten sind ihre Fortschritte im Ackerbau. Der Peruaner ist vor allem Landmann; der Ackerbau ist Arbeit im Reiche Gottes und die Peruaner sind vor allem ein Volk der Arbeit, selbst der Inka durchfurcht jährlich ein Stück Landes mit goldenem Pfluge.

Ackerbau.

Das Volk aber hatte keine eiserne Pflugschar, das Eisen war ja überhaupt unbekannt, sondern ein starker, scharfgespitzter Pfahl, durch den unten ein Querpfahl gieng, wurde zum Pflügen verwendet und von sechs bis acht Mann gezogen, Weiber folgten mit Rechen und machten die Schollen klein. Am meisten Fürsorge war dafür getroffen, dass jedes Feld das nöthige Wasser bekam und dass auf felsigen Boden fruchtbare Erde geschafft wurde; Röhren und unterirdische Wasserleitungen, selbst weit durch Berge gebrochen, denn der Peruaner liebte es, Schwierigkeiten zu überwinden, führten sandigen oder trockenen Gegenden das Wasser zu. Felsengebirge wurden in Stufenländer ausgehauen und mit fruchtbarer Erde bedeckt. Die Düngerkunde wurde, möchte man sagen, wissenschaftlich betrieben, die treibende Kraft des Guano war ihnen bekannt und für den Ackerbau benützt; bei Todesstrafe war es verboten, die Guano-Inseln während der Brütezeit zu betreten oder einen Vogel zu tödten. So kam es, dass das Land einem großen Garten glich, bedeckt mit der Pflanzenpracht aller Zonen von den heißesten Ebenen bis hinauf zum ewigen Schnee. Die Fremden lernten eine Menge neuer Pflanzen kennen, den Kassavabaum, die Banane, den Mais, aus dem sie Honig und berauschendes Getränke bereiteten, den Maguey, dessen Fasern sie zu Leinwand verwendeten; die Tabakblätter zerstießen sie und

Kein Eisen. Wasserleitungen. Pflanzen.

[1]) Wuttke, l. c. I, § 170.
[2]) Ibid. I, § 171.

schnupften ihn zu Heilzwecken. Die Blätter des Koka trockneten sie an der Sonne, vermischten sie mit Lehm und kauten ihn wie der Morgenländer das Betelblatt; und mit einer Handvoll Mais und einigen Blättern konnten sie die härtesten Strapazen und Märsche durchmachen. Hoch oben in den Cordilleren wuchs die Kartoffel. Unbekannt waren ihnen die Getreidearten der alten Welt, dann der Weinstock, der Ölbaum, die Feige, der Apfel, die Pomeranze, das Zuckerrohr. Sehr verbreitet war hingegen die Baumwolle, die ihnen Kleiderstoff lieferte. Dagegen lernten die Spanier zum erstenmale das Lama kennen, dessen Vließ so fein ist, wie das des kanadischen Bibers, und das man mit Recht das Kameel des Westens genannt hat; denn es verlangt wie jenes Schiff der Wüste wenig Sorgfalt, nährt sich von wenig Moos und verkrüppelten Pflanzen und braucht wie das Kameel wochenlang kein Wasser; es vermag hundert und einige Pfunde vier Leguas im Tage zu tragen, geht aber störrig nicht von der Stelle, wenn es überladen wird. Feine Wolle erhielten die Peruaner von den Huanakos und Vikunnas, die auf den Höhen der Cordilleren frei umherzogen, zu bestimmten Zeiten gefangen und geschoren wurden; man tödtete nur Böcke, trocknete das Fleisch und vertheilte es unter das Volk. Die Peruaner wußten prachtvolle Webereien wie von Seide aus der Wolle zu machen, auch waren sie sehr geschickt in Arbeiten von Gold und Silber und Federn.[1]) Sie kannten das Eisen nicht, wußten aber die Bronze stahlhart zu machen, eine Kunst, die seitdem verloren gegangen ist. Smaragde brachen sie in den Bergen, Gold gewannen sie aus den Ablagerungen der Ströme oder aus Schachten, die sie aber nicht tief zu treiben wußten. Potosis Silberlagen kannten sie noch nicht. Geld hatten sie keines im Gebrauch, wohl aber schön gearbeitete Gewichte. Eigenthümlich sind ihre Bauten; sie kannten Zange, Säge, Meißel, Nägel, Schere noch nicht, so wenig wie die Maschinen, um Lasten zu heben; sie wendeten weder Bogen noch Säulen bei ihren Bauten an; sie verstanden nicht einmal die Zapfen einzupfalzen, sondern nur mit den Magueysträngen zu verbinden. Ihre Bauten waren selten über vierzehn Schuh hoch, die Gemächer, ohne Verbindung miteinander, mündeten insgesammt in einen Hof. Ihre Prachtbauten bestanden aus Porphyr und Granit; die Quader waren sorgfältig behauen, aber nicht durch Kalk, sondern nur durch einen harzigen Leim miteinander verbunden; sie erhoben sich aber nicht zur Schönheit, deren Stelle hier der Reichthum vertrat, sondern nur zur Dauerhaftigkeit und zum Ebenmaß.

(Kartoffel. — Das Lama. — Industrie. — Bauten.)

Sittlichkeit. Was die Sittlichkeit anbelangt, so standen die Peruaner viel höher als die Azteken, ja, nach dem Zeugnis der Spanier, höher als die Europäer. Ordnung, Gehorsam, Fleiß waren Tugenden dieses in seiner Art glücklichen Volkes, das gastfreundlich und zugleich tapfer zu sein verstand; Diebstahl und Betrug waren unbekannt, furchtloser Stolz war der Ruhm der Inkas. —

---

[1]) Wuttke, l. c. I, § 172.

Die Eroberung Perus.

So war das Reich in steter Zunahme unter der Herrschaft der Kinder der Sonne. Huayna Kapak, einer der größten der Inkas, hatte vor kurzem Quito erobert, die Straße dahin erbaut, die Post und die Quichuamundart dort eingeführt, den Gewerbsfleiß ermuntert, überhaupt das Reich zu seiner höchsten Blüte gebracht, allein durch einen Fehlgriff kurz vor seinem Tod auch den Grund zu seiner Zerstörung gelegt. Von der rechtmäßigen Frau hatte er nämlich einen Thronerben, Huascar, nach der Eroberung Quitos aber hatte er sich mit der schönen Tochter des letzten Königs von Quito vermählt und ein Sohn aus dieser Verbindung, Atahuallpa, hatte durch seine Lebhaftigkeit, seinen Muth, die Liebe des alten Herrschers in so hohem Grade gewonnen, dass er 1527 sterbend das Grundgesetz des Reiches umstieß und dem Liebling das Königreich Quito übertrug. Zwar empfahl er seinen Nachfolgern Einigkeit, allein durch Gründung zweier Staaten hatte er selbst den Samen des Zwiespalts ausgesäet und bald brach Eifersucht unter den beiden Herrschern aus, welche von der Parteiung der Großen genährt wurde, und nach fünf Jahren kam es zum Krieg zwischen den Brüdern. Huascar hatte einen edlen, leutseligen Charakter, Atahuallpa hingegen war ehrgeizig, verwegen, kriegslustig. Desungeachtet wurde er in der ersten Schlacht bei Tumebamba geschlagen und sogar gefangen, entkam aber aus der Haft, sammelte ein neues Heer und seine zwei hochbefähigten Feldherren Quizquiz und Challcuchima errangen am Fuß des Chimborazo einen glänzenden Sieg, einen zweiten 1532 vor der Hauptstadt Kuzko,[1]) infolge dessen Huascar gefangen und in die Festung Xauxa gebracht wurde. Der Sieger lud die Großen in die Hauptstadt, räumte unbarmherzig auf unter seinen hervorragenden Gegnern aus dem Inka-Adel und setzte sich die rothe Borla auf, als wäre er der rechtmäßige Herrscher des wiedervereinigten Reiches.

Huayna Kapak.

Huascar.

Atahuallpa.

Krieg der zwei Kaiser.

Dieser innere Krieg gab Pizarro den Muth, mit seinem Häuflein voranzudringen. Schwerlich war er aber in seinem Plan damals schon einig, wahrscheinlich wollte er sich zunächst nur als Stellvertreter seines Herrschers darstellen und nach Ansicht der Dinge weitere Entschlüsse fassen.

Pizarro.

Am 21. September 1531 brach er mit seinem Häuflein Abenteurer von San Miguel auf nach Süden, durch ein schönes, wohlbebautes Land, durch Dörfer und Städte, überall Spuren des Reichthums, aber auch Festungen und Anzeichen, dass wenn der Inka feindselig sein wolle, das kleine Häuflein Spanier — 177 Mann, darunter 67 Reiter und 3 Büchsenschützen — verloren sei. Als Pizarro in den Mienen mehrerer Verzagtheit sah, fasste er einen wahrhaft großartigen Entschluss: er sagte ihnen geradezu: „Der Augenblick der Entscheidung

Pizarros Plan.

Kühnheit.

[1]) Sarmiento fand das Schlachtfeld noch bedeckt mit den Gebeinen der Erschlagenen Prescott, l. c. I, S. 204.

List. naht, ein muthiges Herz ist nothwendig; wer Misstrauen hat in das Unternehmen, mag nach San Miguel umkehren, nur mit entschlossenen Leuten, wenn es auch wenige sind, will ich vorangehen." — Vier Reiter und fünf vom Fußvolk machten von der Erlaubnis Gebrauch, die andern sprachen ihren Entschluss aus, den Führer nie zu verlassen.

Kundschafter. Bald kam ein Abgesandter des Inka mit kleinen Geschenken, offenbar in der Absicht, über Zahl und Macht der Spanier Kundschaft einzuziehen, obschon er sie der Freundschaft des Inka versicherte und erklärte, dieser erwarte sie sehnsüchtig in Caxamalca. Pizarro zeigte dem Gesandten, was er sehen wollte, und entließ ihn glänzend beschenkt, mit der Botschaft, dass die Spanier von einem mächtigen Fürsten kämen, welcher weit jenseits des Meeres wohne, dass sie dem Anmeldung. siegberühmten Atahuallpa ihre Ehrfurcht bezeigen und ihre Dienste anbieten wollten. Dann ward geradezu über die Berge gegen Caxamalca aufgebrochen. Man kam an Stellen, durch Festungen, die ein Häuflein Indianer leicht gegen die Spanier hätte vertheidigen können. Offenbar war also die Absicht der Indianer, die Fremden friedlich zu empfangen. Desungeachtet wurde den Spaniern bang. Pizarro aber wies auf Gott, der den Stolz des Heiden demüthigen werde, und die Spanier riefen: „Führe uns nur, du wirst sehen, dass wir für die Sache Gottes und unseres Königs unsere Schuldigkeit thun!"

Bald darauf erblickten die Spanier, von der Sierra herabsteigend, das Caxamalca. Städtchen Caxamalca, in der Nähe aber auch eine ganze Reihe von Zelten aus Baumwolle; es war das Lager des Inka. Man war also dem Kern der Macht, man war der Entscheidung nahe. In der Stadt fand man alles leer, in der Mitte war ein großer Marktplatz, rings von hohen, festen Mauern umgeben, an den Seiten eine Reihe von kasernenartigen Bauten und der Entschluss. Aufgang zu einer Festung. Die Spanier erschraken, nur Pizarro behielt den Muth und war sogleich entschlossen, das Verfahren des Cortez in Mexiko nachzuahmen, sich des Inka mit List oder Gewalt zu bemächtigen und durch ihn Peru zu regieren.

Botschaft an den Inka. Zu diesem Zweck sandte er noch am Tage seiner Ankunft eine Botschaft an den Inka, Hernando de Soto mit 15 Reitern und dem Dolmetscher Felipillo, und erwägend, dass doch diese Boten einen Schutz haben müssten, sandte er ihnen 20 Reiter unter seinem Bruder Hernando nach. Ein kleiner Fluss deckte das Lager der Peruaner; keck setzten die Reiter durch das Wasser, ohne belästigt zu werden; ein Indianer zeigte ihnen die Wohnung des Inka. Man traf ihn in einem offenen Hof in der Nähe einer Wasserleitung sitzend, die rothe Franse auf dem Haupte; ehrerbietig standen die Großen nach ihrer Rangordnung Der Inka. um ihn; seine Haltung war voll Würde und Majestät. Hernando de Soto und Pizarro sagten nun ehrerbietig, der Befehlshaber der weißen Männer sende sie, weil er persönlich mit ihm sich zu besprechen und ihm die Ursachen auseinanderzusetzen wünsche, wegen der er in sein Land gekommen; er biete ihm seine Dienste und die Lehre des wahren Glaubens an; Atahuallpa möge die Spanier heute noch mit seinem Besuche beehren oder am andern Tage mit ihnen in Caxamalca zu Mittag speisen, wo sie ihn mit aller Rücksicht empfangen würden, die einem so großen König gebüre. Der Inka sprach kein Wort, sein Minister dagegen sagte: „Es ist gut." Ferdinand Pizarro bat nach einigem

Schweigen den Inka höflich, selbst zu ihnen zu sprechen; mit einem leisen Lächeln sprach der Inka: „Sagt euerem Anführer, ich werde ihn morgen mit meinen Häuptlingen besuchen, unterdessen möge er die öffentlichen Gebäude am Platze bewohnen." Mädchen traten ein mit goldenen Krügen, Erfrischungen wurden geboten, die Spanier nahmen aber nur Maistrank an. Als des Inka Augen aufmerksam das Pferd de Sotos betrachteten, ließ dieser, um seine Reitkunst zu zeigen, dasselbe Sprünge machen, und hielt es plötzlich vor dem Inka an, so dass das Schnauben des Pferdes die Stirntrodel bewegte. Atahuallpa beobachtete eine marmorgleiche Ruhe. Einige seines Gefolges, die im ersten Schrecken vor dem Pferde davonliefen, wurden noch denselben Abend hingerichtet, weil sie vor den Fremden eine ungeziemende Furcht gezeigt hätten. — Nachdem die Spanier sich ehrerbietig verabschiedet, hinterbrachten sie Pizarro, was sie gesehen, und erregten nicht geringe Angst, denn 200 Indianer, hieß es, kommen auf einen Spanier. Pizarro aber suchte den Abend hindurch den Einzelnen seinen Muth einzuflößen, denn der Himmel sei mit ihnen.[1])

Der Inka kommt. Am nächsten Tage, es war der 16. November 1532, ließ der Inka sagen, er komme und zwar in Waffen wie die Spanier, und sahen diese bald das peruanische Heer in drei Abtheilungen gegen Caxamalca aufbrechen. Die erste Schar, 12.000 Mann stark, führte Schleudern und kupferne Keulen mit scharfen Nägeln besetzt, die zweite, 5000 Mann, trug Aillos, d. h. schwere Wurfspieße und Lazzos, Schlingen, um Menschen und Thiere darin zu verstricken; der Nachtrab bestand aus Lanzenträgern. In der Mitte wurde der Inka getragen auf einem goldbeschlagenen mit schönen Federn geschmückten Thron; 300 Männer giengen der Sänfte voran und säuberten den Weg, zu seiner Seite schritt der hohe Adel, die Orejonen. Der Zug gieng langsam, wie eine Wallfahrt, und Loblieder auf die Sonne und ihre Kinder wurden gesungen. Geschmückt mit Perlen und Gold schien den Spaniern der Inka wie eine Sonne zu strahlen.

Arglist Pizarros. Pizarro hatte alles zum Überfall gerüstet, Fußvolk und Reiter waren versteckt aufgestellt, etwas höher die Büchsenschützen; die Kanonen waren so gestellt, dass sie den ganzen Platz beherrschten. Allen wurde Schweigen und Ruhe anbefohlen. Pizarro selber hatte sich mit zwanzig der entschlossensten Männer umgeben: wenn er seine weiße Schärpe schwinge, sollten alle zugleich den Angriff beginnen; den Pferden waren Schellen angehängt, um mehr Lärm zu machen und Schrecken zu erregen. Doch schien es plötzlich, als ob der Inka in die gelegte Falle nicht gehen wolle; vor der Stadt machte er Halt und ließ die Zelte aufschlagen. Da ließ ihm aber Pizarro sagen, er möge ja seine Ankunft nicht verzögern, denn das Abendessen sei zu seiner Bewirtung schon bereitet.[2])

Der Inka. Da brach der Inka wieder auf und zog in die Stadt ein. Die Sonne war schon im Untergehen; langsam breitete sich der Zug auf dem Platze aus unter Gesängen, die bewundernswert waren. Plötzlich erhob sich der Inka und Schweigen entstand. Atahuallpa sah sich ringsum und fragte: „Wo sind die Fremden?" Da nahte sich ihm mit einem Dolmetscher der Dominicaner

---

[1]) Quintana, Vidas de Espannoles célebres, II, p. 164—182. Madrid 1830.
[2]) Ibid. II, p. 182—186.

Val- verde. Valverde, ein Crucifix und die Bibel in der Hand; er machte das Zeichen des Kreuzes über den Inka, verbeugte sich, und setzte ihm die Grundsätze der christlichen Religion und die Hauptzüge der Kirchengeschichte auseinander, und wie der Papst dem Kaiser den Auftrag ertheilt habe, die Indianer zu besiegen und zu bekehren, und forderte ihn schließlich auf, seine Irrthümer abzuschwören und Don Carlos zu huldigen. Zornesfeuer sprühte aus den Augen des Inka: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein," rief er, „ich bin größer, als irgend ein Fürst der Erde; Euer Kaiser mag mächtig sein, und ich will ihn als Bruder betrachten, der Papst aber kann keine Länder verschenken, die ihm nicht gehören. Meinen Glauben ändere ich nicht, Euer Gott ist von denselben Menschen getödtet worden, die er erschaffen hat, mein Gott aber — und dabei zeigte er auf die untergehende Sonne — lebt noch und sieht auf seine Kinder herab." Auf die Frage, was ihn berechtige, ihm solches zu sagen, überreichte der Priester dem Inka die Bibel. Atahuallpa hielt das Buch an Nase und Ohr und warf es dann mit den Worten: „Es ist ja still und stumm" entrüstet zu Boden; „sage deinen Gefährten, dass sie mir Rechenschaft geben über ihr Verfahren in meinem Lande; ich gehe nicht fort von hier, bis ich nicht vollständige Genugthuung habe." Atahuallpa redete dann die Seinen an, indes eilte der Priester zu Pizarro: „Der Heide hat Gott und den Heiland gelästert." Pizarro hielt seine weiße Schärpe empor, die Geschütze donnerten, Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, und unter dem Rufe: „San Jago!" drangen Reiter und Fußvolk auf die Indianer los, die vom Lärme, dem Anblicke der Pferde, dem Donner des Geschützes betäubt, wehrlos wie Schafe hingeschlachtet wurden, bis unter dem Druck der Menschenmasse die Wand einstürzte und viele durch die Bresche entkamen; aber auch diesen setzten die Reiter nach und das Gemetzel währte, bis die Nacht anbrach: über 2000 Indianer wurden erschlagen, während von den Spaniern auch nicht Einer getödtet wurde. Pizarro war indes mit den Seinen auf den Inka losgestürzt, seine Umgebung suchte den Fürsten mit ihren Leibern zu decken; wie einer fiel, trat augenblicklich ein anderer an seine Stelle; aber immer dünner wurde die Reihe, schon wankte der Tragsessel: da packte Pizarro den Inka an seinem Kleide und riss ihn zu Boden.

Die Entscheidung. Atahuallpa gefangen.

Sobald der Inka gefangen war, flohen die anderen; unter sicherem Schutze wurde der Herrscher in die Kaserne gebracht, hier mit allen Ehren behandelt, und dann zur Tafel an die Seite des Siegers gesetzt. Er zeigte auch in seinem Unglücke Seelenruhe oder wenigstens Selbstbeherrschung: es gehöre das zum Kriegsglück, einmal zu siegen, das anderemal besiegt zu werden; er habe schon lange von ihrem Zuge gewusst, und es wäre ihm früher schon leicht gewesen, sie zu vernichten; weil er aber wissen wollte, was sie für Menschen seien, so habe er sie in seine Nähe kommen lassen in der Absicht, die, welche ihm gefielen, zu behalten, die anderen aber tödten zu lassen. Pizarro antwortete: die Spanier seien ins Land gekommen, um die Religion Jesu Christi zu verkünden, und der

Plan des Inka.

Inka sei gedemüthigt worden, weil er feindselige Absichten gegen sie gehegt, denn der Himmel beschirme die Spanier.[1])

Wie Cortez einst durch Montezuma Mexiko, so beherrschte jetzt Pizarro durch den Besitz Atahuallpas Peru. Der Herrscher ward sorgfältig bewacht, hatte aber sonst alle Bequemlichkeit; seine Frauen wurden zu ihm gebracht, die Sonnenjungfrauen bedienten ihn, die Großen kamen und bezeugten ihm wie früher ihre Ehrfurcht, aber Atahuallpa sehnte sich nach Freiheit, und als er die Begier der Spanier nach Gold bemerkte, so sagte er Pizarro, er wolle den Fußboden seines Zimmers mit Gold belegen, wenn er ihn dafür frei lasse. Als die Spanier ungläubig lächelten, denn das Zimmer war 22 Fuß lang und 16 Fuß breit, so sagte der Inka stolz: er wolle nicht bloß den Fußboden bedecken, sondern das Zimmer so hoch füllen, als er reichen könne, dabei stellte er sich an die Wand auf die Zehen, und langte mit seiner Hand sechs Ellen hoch. Pizarro zog einen Strich und nahm, um den Inka, bis das Gold da sei, in Hoffnung zu erhalten, das Anerbieten an, unter der Nebenbedingung, das Gold solle nicht in Barren geschmolzen sein, sondern die ursprüngliche Form der Dinge haben. Und alsbald gab der Inka Befehl, alles Gold aus den Tempeln und Palästen als sein Lösegeld nach Caxamalca zu senden, und den Spaniern in allen Dingen zu gehorchen und sie zu achten, wie ihn selbst. Angebot eines Lösegeldes.

Atahuallpa war hierin umso eifriger, als kurz vor seiner Gefangennehmung sein Bruder Huascar gefangen genommen worden war, und auf die Nachricht vom Schicksale des Inka und der Bedingung seiner Freilassung den Spaniern Botschaft sandte: wenn man ihn auf den Thron setze, wolle er ein noch größeres Lösegeld zahlen. Pizarro, den Vortheil eines Thronstreites wohl erkennend, wollte Huascar nach Caxamalca bringen lassen, um über ihre Ansprüche zu entscheiden. Ungewiss, wie die Spanier die Ermordung seines Bruders aufnehmen würden, sagte der listige Atahuallpa eines Tages zu Pizarro: sein Bruder sei ohne sein Wissen und Wollen von seinen Hauptleuten getödtet worden. Als Pizarro ihm erwiderte, das sei eben der Wechsel des Glückes, dem sich jeder Kriegführende unterwerfen müsse, gab Atahuallpa heimlich Befehl, den Bruder zu tödten, und so ward der unglückliche Huascar, der wahre Erbe des Thrones, ertränkt. Sterbend rief er noch die Gerechtigkeit des Himmels an und weissagte, dass die Spanier seinen Mord rächen würden, und dass sein Nebenbuhler ihn nicht lange überleben werde. Pizarro aber erklärte bei der Nachricht vom Tode Huascars, der Inka sei für das Leben seines Bruders verantwortlich.[2]) Mord Huascars

Indes trafen Gold- und Silberstücke allmählich ein, aber langsam, jedoch auch Gerüchte, dass ein Aufstand gegen die Spanier sich vorbereite. Als Pizarro sie dem Atahuallpa mittheilte, rief dieser: „Nicht ein einziger meiner Unterthanen würde es wagen, ohne meine Erlaubnis in Waffen zu erscheinen, oder auch nur einen Finger zu erheben; Ihr habt mich in Euerer Gewalt, welche bessere Bürgschaft könnt Ihr haben? Damit Ihr Euch aber überzeugt, dass keine feindliche

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 187—188.
[2]) Ibid. II, p. 190—191, 195—198.

Bewegung stattfindet, will ich einige Eurer Leute mit einem Geleitsbrief nach Kuzko senden."[1]) — Solches geschah: Pizarro sandte drei gemeine Soldaten, die den 200 Leguas weiten Weg getragen wurden. Wie staunten sie über die Ordnung, die Ruhe, die Schönheit der Straßen, den Reichthum des Lebens, den Glanz der Hauptstadt! Sie fanden den großen Tempel der Sonne wirklich mit 700 Goldplatten bedeckt, das Gold wurde nach Caxamalca gebracht. Aber Pizarro war in der Wahl der Drei sehr unglücklich gewesen: sie waren gemeine Naturen, sie verhöhnten den Gottesdienst, sie misshandelten die Priester, sie schändeten die Sonnenjungfrauen, sie übten Unfug aller Art. Anfangs knieten die Indianer vor ihnen, wie vor Kindern der Gottheit, bald aber fiengen sie an, sie für Plaggeister zu halten, die ihnen der Himmel zur Strafe geschickt, und zu berathen, ob man sie nicht tödten solle, und nur die Ehrfurcht vor dem Fürsten hielt die Einwohner vom Morde zurück. Selbst ein für den Ruhm seiner Nation begeisterter Spanier sagt: „Betrachtet man dieses unerhörte Beginnen, das vielleicht einzig in der Geschichte dasteht, so weiß man kaum, ob man mehr über so viel Verwegenheit oder Schamlosigkeit erstaunen soll, und muss sich fragen, wer hier die Barbaren seien, ob die Europäer oder die Indianer. Die Antwort ist nicht zweifelhaft, große Schuld aber fällt auf Franz Pizarro wegen seiner unverständigen Wahl, welche das Interesse und die Ehre seiner Nation in diesem Reiche so schwer geschädigt hat."[2])

Botschaft nach Kuzko.

Almagro kommt.

Während das Gold allmählich von allen Seiten herbeigebracht wurde, kam Almagro, der sich jetzt Marschall nannte, mit 200 Mann, worunter mehrere vortreffliche Officiere waren, nach Caxamalca. Pizarro empfieng ihn herzlich, der Inka mit heiterer Miene, obschon die Zahl seiner Feinde jetzt vermehrt war. Die alte Zwietracht zwischen Almagro und Pizarro ward von anderen geschürt, allein Almagro, der diesmal zum Glück entdeckte, wie man ihn durch Erregung von Misstrauen gegen Pizarro täuschen wollte, ließ den Verleumder sogleich aufhängen. Die Dinge mussten jetzt zum Entscheid kommen, denn die Verstärkung, welche Almagro brachte, machte es Pizarro möglich, seine kriegerischen Unternehmungen fortzusetzen; auf der anderen Seite verlangten die Soldaten endlich Theilung der Beute. Nach langem Streite gaben sich die Soldaten Almagros, die anfangs vollständig gleiche Theilung verlangt hatten, obschon sie nicht bei der Gefangennahme des Inka thätig gewesen waren, mit einer Abfindungssumme von 100.000 Goldstücken zufrieden, dann ward unter religiösen Feierlichkeiten die Beute unter die Genossen des Pizarro vertheilt.

Theilung der Beute.

Zuerst ward das königliche Fünftel ausgeschieden und mit einer Anzahl der schönsten Goldarbeiten im Wert von 100.000 Ducaten Ferdinand Pizarro übergeben, um sie Karl V. zu überbringen; dann wurde alles Gold und Silber in Barren geschmolzen und an die Einzelnen so vertheilt, dass auf jeden Reiter 9000 Goldstücke und 300 Mark Silber kamen und auf jeden vom Fußvolk die Hälfte davon. Franz Pizarros Antheil belief sich auf 57.220 Pesos in Gold

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 191.
[2]) Ibid. II, p. 192.

und 2350 Mark Silber, ungerechnet die goldene Sesselplatte des Inka, die allein auf 25.000 Goldpesos geschätzt wurde. Ein Peso in Gold hatte ungefähr den Wert von einem Pfund Sterling, die ganze Beute betrug ungefähr gegen 40 Millionen Gulden! Eine riesige, in der Geschichte einzige Beute. So viel Gold, plötzlich auf den Geldmarkt Europas geworfen, musste eine Änderung in allen Preisen hervorbringen! — Der dritte Genosse, Luque, war schon gestorben. Was Espinosa erhielt, wird nirgends bemerkt. Ferdinand Pizarro erhielt 31.000 Pesos an Gold, de Soto bekam 17.000 in Gold und 724 Mark Silber. — Mit Ferdinand Pizarro kehrte ein Theil der Abenteurer nach Europa zurück und diese allein genossen in Ruhe des schnell erworbenen Reichthums; die in Peru blieben, verloren entweder ebenso schnell durch hohes Spiel ihre Summen, oder giengen in den darauffolgenden Kämpfen zugrunde. Die dämonische Kraft, welche die alte Sage dem Gold zuschreibt, bewährte sich nur zu sehr an den Conquistadoren — sie wurden nur zu bald in den Strudel des Verderbens hinabgerissen.[1]

Riesige Summe.

Ferdinand Pizarro.

Aber jetzt verlangte der Inka seine Freiheit, da das Lösegeld bezahlt sei. — Er sollte sie nicht finden! Pizarro brütete, was mit dem Gefangenen zu machen? Setzte man ihn in Freiheit, so stellte er sich an die Spitze seines Volkes gegen die Spanier; ihn im Gefängnis zu behalten, war schwierig: der nächste Aufstand konnte seinen Kerker sprengen; ihn tödten war grausam — aber die Zweckmäßigkeit entschied.[2]

Schicksal des Inka.

Einige Beamte und die Männer des Almagro verlangten den Tod des Inka, um die Peruaner mit Schrecken zu erfüllen und jeden Gedanken an einen Aufstand niederzuschlagen; die Furcht trieb also hier zur Grausamkeit. Pizarro war in seinem Innern entschlossen, den Inka zu fällen, wünschte aber nur, dass man ihm Zwang anthue. Edlere Spanier forderten laut die Loslassung des Inka, unter ihnen de Soto. Pizarro schickte ihn fort mit seinen Gleichgesinnten unter dem Vorwand, er solle untersuchen, was an den Gerüchten von Erhebung der Peruaner wahr sei. Kaum war er abgereist, so wurden Gerüchte von einem durch den Inka befohlenen Aufstand absichtlich verbreitet und alsbald von Pizarro ein Gerichtshof niedergesetzt, vor welchem man den Inka anklagte, er habe seinem Bruder Huascar Krone und Leben geraubt, er habe das Einkommen des Staates verschleudert, er habe Götzendienst und Ehebruch getrieben, denn er habe mit mehreren Weibern gelebt, er habe schließlich versucht einen Aufstand gegen die Spanier zu erregen. Vergebens drangen einige Spanier darauf, man solle den Inka sammt den Processacten an den Kaiser schicken, denn nur dieser könne über einen regierenden Fürsten richten, sie wurden von der Mehrzahl überschrien: Franz Pizarro und Almagro sprachen das Urtheil, dass der Inka auf dem großen Platz von Caxamalca verbrannt werden müsse. Mit Thränen in den Augen sagte der Gefangene zu Pizarro: „Was habe ich gethan, oder meine Kinder, dass mich ein solches Schicksal treffen soll, und zwar von deinen Händen, der du von meinem Volk mit Freundschaft und Güte behandelt wurdest, mit dem ich meine Schätze getheilt habe, der nichts als Wohlthaten aus meinen Händen

Grausamkeit aus Furcht.

Anklage.

Urtheil.

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 354–357.

[2]) Ibid. II, S. 361–373. — Quintana, l. c. vol. II, p. 209–213.

empfangen hat!" — Vergebens bot er jegliche Bürgschaft für die Sicherheit der Spanier und doppelt so viel Lösegeld an, als er bezahlt habe, wenn man ihm nur Zeit lasse, es zusammenzubringen. *Pizarro* blieb unerbittlich und der Indianer kehrte jetzt wieder zur Ruhe und zur festen Haltung zurück.

In der Nacht des 29. August 1533 wurde der Inka bei Fackelschein zur Hinrichtung auf den großen Platz geführt. Schon war er an den Pfahl gebunden und sollte der Scheiterhaufen angezündet werden, als er auf den Rath, wenn er seinen Glauben abschwöre, werde die Verbrennung in die *Taufe* mildere Todesart der Erdrosselung verwandelt werden, die Taufe begehrte. Sogleich wurde er mit dem Namen *Juan* getauft. Dann bat er noch um den Schutz seiner Kinder und um Bestattung seiner Leiche in Quito und ergab sich sofort muthig in sein Schicksal. Die Spanier beteten zum Heil *und Tod des Inka.* seiner Seele, während der Henker mit der Garrota dem Leben des letzten Inka ein Ende machte. Die Frauen Atahuallpas gaben sich selber den Tod, um mit dem geliebten Herrn begraben zu werden und mit ihm in die glänzende Wohnung der Sonne einzuziehen, und durch das ganze Reich herrschte die tiefste Trauer und viele Männer und Weiber gaben sich den Tod, um im Jenseits ihrem Inka zu dienen.

Kaum war der Inka hingerichtet, so kam *Hernando de Soto* zurück: er habe nirgends ein Zeichen von Aufstand gefunden, Atahuallpa sei schändlich verleumdet worden. Pizarro gestand, er habe übereilt gehandelt, und schob die *Schuld Pizarros.* Schuld auf andere, die ihm aber kühn ins Gesicht sagten, er allein sei für das Geschehene verantwortlich. So war es auch und der Mord des Inka ist ein ewiger Flecken auf dem Andenken Pizarros und die Vergeltung für diese Schandthat sollte nur zu bald über ihn und seine Genossen kommen.

Die nächste Folge vom Tode des Inka war die Auflösung des Staates, denn der Inka war der Herr des Landes, der Schlussstein des ganzen Staatsbaues. Das Gewölbe stürzte jetzt ein. Niemand war mehr da, die Kleinen *Verwilderung.* wie die Großen zu zügeln. Die Ordnung zerfiel, die Staatsmagazine wurden beraubt, die Sonnenjungfrauen misshandelt, die Tempel geplündert. Auf einmal fühlten die Peruaner, wie viel das Gold und Silber wert sei, und verbargen es. Die einzelnen Theile des Reiches rissen sich vom Ganzen los. *Ruminavi.* *Ruminavi*, Befehlshaber des Heeres in Quito, bemeisterte sich der Regierung, tödtete die Sonnenkinder und erklärte sich für unabhängig. Im Süden ließ ein Bruder Huascars sich als Inka huldigen. Wenn die Verwirrung in der Art fortgieng, stand auch der Ackerbau still und den Spaniern entschwand dann ihre Beute unter den Händen. Darum hielt es Pizarro für nothwendig, wieder einen Inka zu ernennen, versammelte die anwesenden Orejonen und schmückte mit ihrer Zustimmung einen Sohn Atahuallpas, den Knaben *Wieder ein Inka.* *Toparka*, mit der Borla; denn es sei nicht seine Absicht, die Monarchie zu vernichten. So haben einst die Gothen römische Schattenkaiser eingesetzt.

Dann begann nach siebenmonatlichem Aufenthalt in Caxamalca der Marsch nach Kuzko mit 500 Mann, darunter ein Drittel Reiter und mit dem jungen Inka und den alten Feldherrn Challcuchima, welche in Sänften mit zahlreichem Gefolge die Spanier begleiteten. Rauchende Dörfer, Scharen bewaffneter Indianer waren allenthalben das Zeichen der Auflösung; aber erst im Thale Xauxa stieß man auf ernstlichen Widerstand und hatte der Vortrab unter de Soto hitzige Gefechte zu bestehen. Die bisher so dienstwilligen Indianer schienen auf einmal umgewandelt und von kriegerischem Feuer beseelt, der fähige Feldherr Quizquiz stand an ihrer Spitze; hinter einem Fluss aufgestellt, den sie für einen hinlänglichen Schutz hielten, riefen sie den Spaniern zu: „Was wollt ihr im fremden Land? Warum kehrt ihr nicht zurück in eure Heimat? Habt ihr nicht genug am Tode Atahuallpas und anderm Unheil, das ihr schon verübt habt?" — Die spanischen Reiter sprengten in den Fluss und landeten tollkühn am andern Ufer. Aber, wenn auch die Scheu der Indianer vor den Pferden groß war, sie leisteten verderblichen Widerstand und nur die Ankunft Almagros mit seinen Scharen rettete de Soto vor der Vernichtung. Die Indianer zogen sich zurück. Die Erbitterung über den Tod der Genossen fiel am schwersten auf das Haupt Challcuchimas. Man munkelte, er habe den Aufstand des Quizquiz verabredet, denn man fürchtete ihn. Es hieß, wäre er beim Inka gewesen, Atahuallpa wäre nicht gefangen worden. Vergebens leugnete der Feldherr irgend eine Verbindung mit seinen Landsleuten, — die Spanier waren von seiner Schuld überzeugt und verurtheilten ihn zum Feuertod. „Ich verstehe die Religion der weißen Männer nicht", sagte er, als man ihn bewegen wollte, sich taufen zu lassen, und ertrug die Qualen der Flammen mit der ruhigen Standhaftigkeit eines indianischen Kriegers.

Marsch nach Kuzko.

Gefecht in Xauxa.

Challcuchima.

In Xauxa starb der junge Inka, und als Manco Kapak den Spaniern zu huldigen versprach, war er Pizarro willkommen. Am 15. November 1533 zogen diese in Kuzko ein. Die Eingebornen staunten nicht weniger über die weiße Farbe der geheimnisvollen Fremdlinge, über ihre kriegerische Rüstung, ihre Pferde, den Klang ihrer Trompeten, als die Spanier über die Größe der Hauptstadt, die Menge der Einwohner (400.000), die Ordnung in den Straßen, die Canäle, die Brücken über den Fluss, der sie durchströmte, die Zahl der Paläste und Tempel, namentlich die Großartigkeit des Sonnentempels. Zwar war schon viel von den Eingebornen entwendet, versteckt, allein die Spanier zögerten nicht, die Folter anzuwenden, um die Indianer zu Geständnissen zu zwingen, wo die Schätze vergraben seien, und scheuten sich nicht, die Gräber der Inkas zu entweihen, und so brachten sie wieder eine riesige Beute zusammen, so dass jeder Reiter 6000 Pesos in Gold und jeder vom Fußvolk halb soviel erhielt. Kaum war die Beute vertheilt, so wurde der neue Inka mit allen Feierlichkeiten gekrönt, erhielt aber die Borla nicht aus den Händen des indianischen Oberpriesters, sondern Pizarros, mit andern Worten: er war ein Scheinkaiser, und der Statthalter regierte. Er gab Kuzko die municipale Einrichtung der Städte Spaniens, Valverde wurde zu seinem Bischof ernannt, Kirchen wurden gebaut, die Häuser der Sonnenjungfrauen in Nonnenklöster umgewandelt, die Paläste der Inkas an spanische Ritter vertheilt und alles gethan, um europäische Zustände im Lande der vier Welttheile zu begründen. Solches schien um so sicherer, als die Nachricht eintraf, der gefürchtete Quizquiz sei von seinen eigenen Kriegern ermordet worden.[1])

Manco Inka.

---

[1]) Prescott, Peru, II, S. 1—8.

Alvarado in Quito. Da schreckte Pizarro die Kunde von einem Unternehmen Alvarados. Dieser schöne und tapfere Gefährte des Cortez hatte 1527 in Spanien von Karl V. die Würde eines Ritters von San Jago, eines Adelantado und Generalcapitäns von Guatemala erhalten, sich mit einer schönen Dame aus vornehmer Familie vermählt und versprochen, eine Flotte auszurüsten, um Entdeckungen in der Südsee zu machen und neue Wege zu den Gewürzinseln zu finden, und 1534 nach der Rückkehr in seine Provinz wirklich in kurzer Zeit acht Schiffe ausgerüstet und junge Männer genug gefunden, die unter seiner Führung Gold und Ruhm erwerben wollten. Aber plötzlich änderte er seinen Plan, er wollte nichts mehr wissen von ungewissen Entdeckungen im Stillen Meer, ihn blendete der Ruf der Reichthümer Perus, er wollte nach Quito ziehen, taub gegen den Widerspruch der Behörden und die Warnungen seiner Freunde. Mit 500 wohlbewaffneten Soldaten, 227 Pferden und einer großen Anzahl von Indianern hoffte er, sich der Schätze Huayna Kapaks und des Atahuallpa, die in Quito sich befinden sollten, zu bemächtigen.

Bei Puerto Viejo schiffte er aus und begann den Marsch in die Berge. Unterwegs wurde einiges Gold gesammelt, aber bald waren unerhörte Beschwerden zu bestehen. Leiden im Hochgebirg. Es fehlten Führer und Dolmetscher, man hatte durch die dichten Wälder mit der Axt erst Bahn zu brechen, Flüsse zu überbrücken, Sümpfe zu durchwaten; das Fieber, welches schon am zweiten Tage den Kranken hinrafft, lichtete die Reihen, der Führer selber schwebte zehn Tage in Lebensgefahr, — aber all diese Beschwerden waren noch nichts gegen jene, welche man zu bestehen hatte, als man die Höhe der Berge erreichte. Schneestürme wehten, die Kälte wurde so grimmig, dass selbst viele Spanier und die meisten Indianer, die nur an milde warme Luft gewöhnt waren, erfroren. Manche erblindeten, andern erfroren Hände und Füße, alle litten entsetzlich, man hörte nur Geheul und Flüche. Mit Grauen überblickte Alvarado am Morgen die Verluste der einen Nacht, er tröstete von Reihe zu Reihe, die Krieger möchten sich nur ihren Antheil am Gold von der allgemeinen Beute nehmen. Die Soldaten warfen jetzt das Gold weg, sie wollten Lebensmittel und die Möglichkeit sich freier zu bewegen. Wer stehen blieb, erstarrte. Darum eilte, wer sich retten wollte, vorwärts, der Schnee war bedeckt mit Gold- und Silberschätzen. 85 Spanier, 6 spanische Frauen, 2000 Indianer giengen auf diesem Zug durch die Schneeregionen zugrunde. Und all diese Beschwerden schienen auf einmal umsonst ertragen zu sein, als man die Inkastraße erreichte und hier frische Pferdespuren sah! Die Hoffnung, die ersten zu sein, um sich der reichen Beute zu bemächtigen, verschwand; denn Benalcazar. ein Zug unter Benalcazar hatte vorher an der Spitze von 140 Mann Quito besucht, sich mit Ruminavi herumgeschlagen, die castilische Fahne zuletzt siegreich in der Hauptstadt aufgepflanzt, aber keine Schätze gefunden. Ihm eilte Alvarado und Almagro. auf die Kunde von Alvarados Eingriff in sein Gebiet Almagro nach, vereinigte sich bei Riobamba mit Benalcazar und erwartete jetzt den heranziehenden Alvarado. Schon schien es zwischen Spaniern und Spaniern zur Freude der Indianer zum Kampf zu kommen, als Alvarado, das Verfehlte seines Unternehmens einsehend, sich am 26. August 1534 zu einem Vertrag herbeiließ, wonach er 100.000 Goldpesos erhielt, dagegen seine Schiffe, seine Truppen, seine

Vorräthe, seinen Schießbedarf Almagro überließ. So wurde jetzt Almagro, welcher die Neuangekommenen bald in seine eifrigsten Anhänger umzuwandeln wusste, mächtig, aber diese Macht war auch, wie ein spanischer Geschichtschreiber richtig bemerkt, durch übertriebene Ansprüche der Grund seines Unterganges und durch den Neid, den sie bei den Gegnern hervorrief, eine Hauptursache seines Verderbens.[1]) Vereinigung.

Pizarro indes zeigte auf einmal das Talent, nicht bloß zu zerstören, sondern zu gründen und zu bauen. Im Thal von Limac beschloss er wegen der Nähe des Meeres, wegen der Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, wegen der Gesundheit des Klimas die neue Hauptstadt zu bauen; zu Ehren der heiligen drei Könige gab er ihr am 18. Januar 1535 den Namen Ciudad de los Reyes, der aber später dem kürzern Lima wich. Diese Thätigkeit für Gründung von Städten, für Verbreitung von Cultur ist jedenfalls einer der besten Züge im Charakter Pizarros und mit derselben Thatkraft, mit welcher er früher ein Reich zertrümmerte, begann er jetzt aufzubauen, ließ er jetzt Kirchen und öffentliche Gebäude erstehen, wachte er über die Anlage von Straßen, wie über die Interessen des Handels.[2]) Gründung von Lima.

Sein Bruder Ferdinand war indessen mit dem Beuteantheil der Krone und glänzenden anderen Geschenken in Sevilla eingetroffen und vom Volk wie vom Hof mit Auszeichnung empfangen worden. Karl V. begriff sogleich den Wert einer solchen Eroberung, von dem Ende Atahuallpas hatte man noch keine Ahnung. Die volle Gunst des Hofes, der Rang eines Don, das Ordenskleid von San Jago, die Würde eines zum königlichen Hause gehörenden Edelmannes wurde Ferdinand zutheil; Franz Pizarro aber erhielt den Titel eines Marquis und eine Gebietsvergrößerung seiner Statthalterschaft von 20 Leguas südlich und östlich. Almagro erhielt den Titel eines Adelantado und die Verwaltung über 200 Leguas Küstenland in gerader Linie von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, von dem Punkt an gerechnet, wo die Jurisdiction Don Francisco Pizarros aufhören würde, nebst der Befugnis, einen Nachfolger zu erwählen. An beide schrieb Karl V. eigenhändig Briefe, in welchen er ihre Dienste anerkannte. Valverde ward zum Bischof von Kuzko ernannt.[3]) Ferdinand Pizarro in Spanien. Almagro Statthalter. Valverde Bischof.

Pizarros Gebiet wurde Neucastilien, das des Almagro Neutoledo genannt. Aber wo fieng Neutoledo an und wo hörte Neucastilien auf? Grade genau zu bestimmen, war etwas sehr Schwieriges und, ob gerade die Hauptstadt Kuzko zum Gebiet Almagros gehöre oder nicht, stand sehr in Frage. Jedenfalls waren die Pizarros entschlossen, die reiche Hauptstadt dem Nebenbuhler nicht zu überlassen. Zwar kam zwischen Pizarro und Almagro am 12. Juni 1535 ein Vertrag zustande, worin man versprach, die Freundschaft unverletzt aufrecht zu erhalten, einander in Berichten an den Kaiser nicht herabzusetzen; man schwor einen Eid auf die Hostie, allein der Vertrag Neucastilien, Neutoledo.

---

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 247.
[2]) Ibid. II, p. 248—251.
[3]) Prescott, l. c. I, S. 355; II, S. 20—22.

hatte keine Kraft, denn Pizarro war eigensüchtig und Almagro stolz. — Bald ward es Almagro unheimlich in der Nähe Pizarros und er unternahm

Zug nach Chili. deshalb eine Entdeckungsfahrt nach Chili, wozu sich ihm viele tapfere Männer anschlossen in Hoffnung auf außerordentlichen Goldgewinn. Aber wie sollten sie enttäuscht werden! Man hatte erst Wege zu bahnen durch den Urwald, über beschneite Berge, durch unbewohnte Wüsten, und hatte furchtbare Stürme auszuhalten. Die Lebensmittel giengen aus, in den Sandflächen fand man kein Wasser, man hatte mit wilden und kräftigen Volksstämmen zu kämpfen und stieß auf keine wohlgeordnete Regierung, die man hätte zertrümmern können.[1])

Aufstand der Peruaner. Indes begann unter den Füßen der Spanier der Boden in Peru zu wanken. Die Peruaner hatten Unsägliches von der Habsucht und Roheit der Spanier erduldet. Der Inka Manco war aber ein Mann von hohem Geist und muthigem Herzen und nicht geneigt, ein Spielzeug der Willkür in den Händen der Spanier zu sein. Der Abzug so vieler tapferer Männer unter Almagro gab Hoffnung und der Inka entfloh aus Kuzko. Man eilte ihm nach, vermochte aber nicht, ihn gefangen zu nehmen, und die Indianer, die sich für ihn wehrten, zeigten auf einmal strengere Kriegszucht und höhere Tapferkeit. Auf einmal stand das ganze Land in Flammen.

Einzelne Spanier wurden unbarmherzig gemordet, nur in den Festungen vermochten sie sich zu halten. Am erbittertsten wurde um Kuzko gestritten,

Kuzko belagert. 200.000 Peruaner umlagerten die heilige Stadt, bei Nacht erschienen den Spaniern die Wachtfeuer ihrer Feinde „zahlreich wie die Sterne des Himmels in einer wolkenlosen Sommernacht“. — Mit Brandpfeilen steckten die Indianer die Dächer an und in kurzer Zeit wälzte sich die Flamme durch das ganze Gebiet der Stadt und wüthete mehrere Tage und Nächte hindurch. Der Citadelle hatten sich die Feinde bemeistert und nur mit einer tollkühnen Tapferkeit war es den

Juan Pizarro. Spaniern möglich, die Festung wieder zu erstürmen; Juan Pizarro, der jüngste Bruder des Statthalters, der beste von allen Pizarros, wurde dabei tödtlich verwundet und starb. Ein Inkahäuptling, welcher die Citadelle vertheidigte, stürzte sich, wie ein alter Römer in seinen Mantel gewickelt, kopfüber von der Brustwehr, um sich nur seinen Feinden nicht zu übergeben und die Freiheit des Vaterlandes überleben zu müssen. Die Indianer zeigten sich als gelehrige Schüler der Spanier in diesem Kampf, sie wussten jetzt Feuerrohre zu gebrauchen, die sie von den Spaniern erbeutet hatten; der junge Inka tummelte mit Geschick ein Streitross. Die Überlegenheit in den Waffen hofften sie durch die Menge der Streiter zu ersetzen, die mangelnde Körperkraft durch den Ungestüm des Angriffs. Nur die eiserne Ausdauer, nur die höhere Kraft, nur der stolze Sinn war schuld, dass die Spanier sich dennoch in Kuzko behaupteten. Zudem fiengen im Belagerungsheer die Lebensmittel an zu fehlen. Darum löste der Inka, nach fünfmonatlicher Belagerung — sie begann im Februar 1536 — sein Heer auf und zog sich in die Berge zurück. In ähnlicher Weise war Lima belagert worden und hatte der Aufstand über 700 Spaniern das Leben gekostet. Zum Glück trafen von allen

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 27—29.

Seiten auf Schiffen — Cortez sandte allein deren zwei — Verstärkungen ein mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln.[1])

Neun Monate hatte der Kampf gedauert, als in Kuzko die Nachricht eintraf, Almagro komme zurück. Wie Alvarado in Quito hatte er und die Seinen durch die Urwälder, die Orkane, durch Kampf mit kräftigen Volksstämmen, durch Wassermangel in den Einöden gelitten — und hatte trotz aller Verluste gar nichts erreicht. Doch nicht bloß die Entbehrung, der Missmuth der Seinigen trieb ihn zur Umkehr, sondern die Nachricht vom Aufstand und die Furcht vor der Eigensucht der Pizarros. Der Inka hatte Almagro immer besondere Zuneigung bewiesen, darum ward jetzt zwischen ihm und dem Heere Almagros unterhandelt und dies machte wieder die Pizarros misstrauisch. Wieder kam die Frage, ob Kuzko in das Gebiet Pizarros oder Almagros gehöre; jeder Theil hielt, da keine wissenschaftliche Untersuchung vorgenommen worden war, sich seines Rechtes für gewiss und, weil die Seinen den Rüstungen Ferdinand Pizarros misstrauten, so überrumpelte Almagro in der finstern Nacht vom 8. April 1537 Kuzko und nahm nach einem heftigen Kampf, welcher einigen Spaniern das Leben kostete, Ferdinand und Gonzalo Pizarro, die sich heldenmüthig vertheidigt hatten, gefangen.[2]) Almagro kehrt zurück. Almagro nimmt Kuzko.

Übrigens benützte Almagro seinen Sieg mit Mäßigung und verwarf den Antrag seines Unterbefehlshabers Orgonnez, den Pizarros die Köpfe abschlagen zu lassen, da er nie sicher sein würde, so lange sie lebten, und da die Todten nicht beißen, und ließ sie sogar mit Anstand bewirten. Der Überrumplung Kuzkos folgte das Treffen bei Abancay am 12. Juli 1537. Dort stand Alfonso de Alvarado mit einer Abtheilung, die vom Kampf mit den Indianern um Xauxa zurückkehrte, und Almagro ließ ihm sagen, er stehe auf seinem Gebiet und solle entweder ihm gehorchen oder in die Statthalterschaft des Franz Pizarro zurückkehren. Alvarado ward geschlagen, gefangen; aber auch hier benutzte Almagro seinen Sieg mit Mäßigung und verwarf den erneuerten Vorschlag, den Pizarros und dem Alvarado den Kopf vor die Füße legen zu lassen und unverzüglich nach Lima zu marschieren, um mit dem Statthalter fertig zu werden; denn nur der behalte den Sieg, der dem Feinde zuvorzukommen wisse.[3]) Almagro hatte im Angriff auf Kuzko allerdings eine Übereilung sich zuschulden kommen lassen, es scheint, in der Großmuth gegen seine Feinde wollte er sie sühnen. Orgonnez warnte ihn: „Zeigt Euch jetzt nur immer mitleidig, wo es noch in Eurer Macht steht, aber dessen seid versichert, wenn Hernando Pizarro je wieder loskommt, wird er sich nach Herzenslust an Euch rächen und von Achtung und Erbarmen keine Ahnung haben." Treffen bei Abancay. Almagros Milde.

Franz Pizarro, durch all diese Nachrichten anfangs überrascht, sammelte Mannschaft in Lima, ließ aber dem beabsichtigten Schlag erst Unterhandlungen vorangehen. Espinosa kam nach Kuzko und redete warm und fest für einen Espinosa.

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 271—282. — Prescott, l. c. II, S. 37—56.
[2]) Quintana, l. c. vol. II, p. 283—285. — Prescott, l. c. II, S. 63—68.
[3]) Quintana, l. c. vol. II, p. 293—295.

Ausgleich. Almagro beharrte auf der Rechtmäßigkeit seines Besitzes, und Espinosa brach die Verhandlungen mit den Worten ab: „Die Geschlagenen bleiben geschlagen, der Sieger aber wird's beklagen." Zum Unglück für den Frieden erkrankte Espinosa und starb schnell hinweg. Die Unterhandlungen wurden nun aufgegeben. Schon benahm sich Almagro ganz selbständig und suchte, wie Pizarro ein Lima, so eine Hafenstadt Almagro zu gründen: als er die Nachricht bekam, daſs Gonzalo Pizarro sammt anderen Gefangenen durch Bestechung ihrer Wärter aus Kuzko entkommen sei. Zugleich kam ein neuer Antrag auf Unterhandlungen, bei welchen es aber Franz Pizarro nur darum zu thun war, für seine Rüstungen Zeit, dann für seinen Bruder Ferdinand die Freiheit zu gewinnen. In Mala fand am 13. November 1537 eine Zusammenkunft zwischen den beiden Statthaltern statt. Ein gelehrter Mönch, Bobadilla, sollte als Schiedsrichter entscheiden. Almagro grüßte höflich, Pizarro legte nur die Hand an den Helm und erwiderte kaum den Gruß. „Warum habt ihr mir Kuzko genommen, das ich doch entdeckt und mit so viel Mühe erobert habe!" — „Weil es in meiner Statthalterei liegt, wie die königlichen Briefe ausdrücklich bezeugen." — Noch während der Verhandlung bekam Almagro Nachricht von einem Hinterhalt und eilte mit den Seinen davon. Der Schiedsrichter aber entschied dahin, ein geschickter Lootse solle die Gradmessung bestimmen, Almagro indessen Kuzko herausgeben und Ferdinand Pizarro in Freiheit setzen. Zuletzt verglich man sich jedoch dahin, Kuzko solle im Besitz Almagros bleiben, dagegen Ferdinand Pizarro frei werden. So geschah es zunächst. Almagro traute und Ferdinand Pizarro wurde nicht bloß frei, sondern auch hochgeehrt, nur Orgonnez strich sich mit der Hand um den Hals und sagte: „Diesen wird man mir um meiner Freundschaft mit Almagro willen abhauen."[1])

Gonzalo entkommt. — *Zusammenkunft der Statthalter.* — *Schiedsgericht.* — *Ferdinand frei.*

Kaum war Ferdinand Pizarro frei, so legte Franz die Maske ab, er berief seine Officiere, erklärte alles, was Almagro seit seiner Rückkehr von Chili gethan, für ungesetzlich und sich selbst als Rächer und Bestrafer der Vergehungen desselben und forderte Almagro auf, sich sogleich aus seiner Provinz zu entfernen. Das war Kriegserklärung. Am 26. April 1538 kam es bei Las Salinas zwischen beiden zur Schlacht. So groß auch der Preis war, um den gestritten wurde, so gering waren die Streitkräfte: Pizarro führte 700, Almagro 500 Mann ins Gefecht.[2])

Schlacht bei Las Salinas.

Scharen von Indianern sahen mit Frohlocken zu, wie ihre bisherigen Dränger sich selber vernichteten, und stürzten sich nach der Schlacht wie hungerige Wölfe über die Beute und die Verwundeten. Auf beiden Seiten wurden Wunder der Tapferkeit vollbracht und 150 Mann, für eine so kleine Zahl von Kämpfern immerhin viel, blieben todt auf dem Schlachtfelde. Almagro war krank, Orgonnez befehligte für ihn tapfer und umsichtig, wurde aber tödtlich verwundet, und als er nach einem Edelmann verlangte, dem er sein Schwert übergeben könne, hieb ihm ein Diener Pizarros den Kopf ab. Almagro floh nach Kuzko, wurde aber dort gefangen und mit vielen seiner Anhänger ins Gefängnis gebracht. Ferdinand Pizarro behandelte den kranken Almagro mit heuchlerischer Freundlichkeit, offenbar in Angst, er möchte bei harter Behandlung bald sterben und so der Hinrichtung

Almagro gefangen.

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 304—314. 321.
[2]) Prescott, l. c. II, S. 85—92.

entgehen, schickte ihm die besten Leckerbissen von seiner Tafel, versprach ihm baldige Freilassung, sammelte aber indes Anklagen zu einem Hochverrathsprocesse, von dem der Angeklagte kein Wort wusste. Almagro vernahm nur das Urtheil, welches auf Enthauptung lautete.[1]) Sein Entsetzen war ebenso groß als die Sicherheit, mit der er bisher am Rande eines Abgrundes geschlafen hatte. Der Mann, der hundertmal dem Tode in der Schlacht entgegengesehen, flehte jetzt Ferdinand Pizarro fußfällig um sein Leben: er wolle gerne im Kerker sterben, nur möge er die wenigen Tage, die ihm noch blieben, nicht verkürzen. Doch Ferdinand Pizarro erwiderte kalt und hartherzig: er wundere sich, wie ein so tapferer Mann den Tod so sehr fürchten könne; sei er ja doch weder der erste, noch der letzte, der auf dem Schaffot sein Leben endige. Und wenn er auf seinen Adel, seine Geburt etwas gebe, so möge er ihn standhaft erdulden und seine Seele wohl vorbereiten; denn die Sache sei nicht mehr zu ändern![2]) — Jetzt gewann Almagro wieder Fassung, setzte in einem Testamente seinen Sohn Diego und den Kaiser zu Erben ein und Diego de Alvarado zum Testamentsvollstrecker und erklärte dann ruhig: „Jetzt könnt Ihr Euch an meinem Blute sättigen!" und der Held von hundert Schlachten ward im Dunkel des Gefängnisses erdrosselt, dreiundsechzig Jahre alt, bei den Soldaten ebenso wegen seines offenen Wesens als wegen seiner Freigebigkeit beliebt. — Er war der Sohn eines armen Landmannes aus der Mancha und mit Pedrarias nach Indien gegangen und mit Franz Pizarro in eine Compagnie getreten. Die Spanier liebten ihn wegen seiner Tapferkeit und Großmuth, die Indianer versicherten, sie hätten nie von ihm eine Kränkung oder harte Behandlung erfahren.[3])

Almagros Ende.

Die Hinrichtung warf einen unauslöschlichen Makel auf die Pizarros. Man vergaß sogar, dass Almagro der angreifende Theil gewesen und sich zuerst mit den Waffen in der Hand sein Recht hatte verschaffen wollen. Franz Pizarro trieb ein Spiel der Heuchelei, das aber bald durchschaut wurde und der Nachricht Glauben verschaffte, er habe auf die Anfrage Ferdinands, was mit Almagro zu geschehen habe, geantwortet: „Verfahre mit ihm, dass er uns nicht weiter beunruhigen kann!" — Mit stolzer Haltung und der Miene eines Siegers rückte er in Kuzko ein, wies die Bitten für Almagros Sohn barsch mit den Worten ab, der Vater habe durch seine Empörung alles verwirkt, vertheilte dagegen Güter und Indianer an seine Freunde und Anhänger und behandelte Almagros Getreue mit Verachtung und Härte. Der Hochmuth war ihm zu Häupten gestiegen und sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen — und reizte Almagros Freunde.[4])

Folgen.

Franz Pizarros Härte.

Sie hießen die Chili-Leute und wurden so arm, dass ihrer zwölf zusammen nur einen Mantel hatten und, wenn einer ausgieng, die andern eilf immer zu Hause bleiben mussten. Ferdinand warnte seinen Bruder Franz vor den Chili-Leuten und empfahl ihm eine Leibwache, „denn ich werde nicht mehr da sein, um über dich zu wachen". — Der Marquis aber meinte, Ferdinand

Die Chili-Leute.

---

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 320—335.
[2]) Ibid. II, p. 336—338.
[3]) Ibid. II, p. 338—339.
[4]) Ibid. II, p. 340 - 344.

möge nur ruhig abreisen, die Köpfe dieser Leute bürgten ihm für seinen eigenen. Ferdinand reiste mit vielem Golde an den Hof, fand aber doch keinen guten Empfang; denn Diego de Alvarado führte die Sache Almagros und Diegos ebenso treu als geschickt, starb aber bald hinweg, als er Ferdinand Pizarro zum Gottesgericht des Zweikampfes herausgefordert hatte. Ferdinand wurde in Untersuchung gezogen und saß zwanzig Jahre in der Festung Medina del Campo. Seine Brüder, sein Vermögen, sein guter Ruf waren dahin, — er stand allein und erreichte ein Alter von hundert Jahren.[1])

Ende des Ferdinand Pizarro.

Gonzalo im Zimmetland.

Sein Bruder Gonzalo unternahm indessen von Quito aus, zu dessen Statthalter ihn Franz ernannt hatte, einen Zug in das Zimmetland Las Canelas 1540—1542. Es wurden 350 Spanier, 4000 Indianer, 150 Berittene und eine Unzahl von Lebensmitteln mitgenommen. Anfangs gieng alles gut. Bald aber kam man in die Gegend des ewigen Schnees, viele Indianer erfroren, dann kam man in die Gegenden mit erstickender Hitze, in denen die Gewitter beständig zu sein schienen und den Eindringlingen von der Feuchtigkeit die Kleider vom Leib faulten. Endlich erreichten sie Las Canelas, das Land des Zimmets. Zehn Tagreisen weiter, sagten die Eingebornen, sei ein reiches und fruchtbares Land, und Gonzalo beschloss, obschon er eigentlich sein Ziel erreicht hatte, auch dieses Gebiet zu besuchen. Man kam jetzt in die Savannas, sah Bäume von einer Dicke, dass sechzehn Männer sie mit ihren Armen nicht umspannen konnten, und hatte durch das Netz von Schlingpflanzen, die von einem Baum sich zum andern zogen, sich mit der Axt Bahn zu brechen. Die Lebensmittel giengen aus, man schlachtete die Hunde, deren sie gegen 1000 mitgenommen hatten, und Pferde, denn außer der Boa und dem Kaiman waren keine Thiere zu erblicken. Endlich erblickte man den Rio Napo; ein Kahn ward gebaut und Francisco de Orellana bestieg mit fünfzig Gefährten denselben, um den Fluss hinabzufahren und mit Lebensmitteln zurückzukommen. Tage und Wochen vergiengen, doch es kam kein Schiff zurück. Nach zwei Monaten erreichten Gonzalo und seine Gefährten, den Weg entlang des Stromes sich bahnend, den Ort, wo der Rio Napo in den Amazonenstrom ausmündet. Da erfuhren sie von einem zurückgelassenen Spanier, dass Orellana, nicht imstande, Lebensmittel für seine Landsleute zu schaffen und das Boot wieder aufwärts zu lenken, den Entschluss gefasst habe, den Amazonenstrom bis zu seiner Mündung hinab zu schiffen. Dieses gelang ihm unter Gefahren aller Art, indem er an mehr denn hundert wilden Stämmen der Tupi- oder Chuarani-Indianer hinabfuhr. Er erreichte das Meer und dann Spanien, wo alles staunte über seine Gefahren, Verlegenheiten und die Länder, die er schilderte; man glaubte, in der Nähe des Stromes sei ein Gemeinwesen bewaffneter Frauen, sei das Eldorado. Orellana unternahm später mit 500 Gefährten, dies Land zu entdecken, starb aber auf der Fahrt.

Am Rio Napo.

Orellana am Amazonenstrom.

Aber wie schrecklich war die Lage Gonzalo Pizarros und seiner Gefährten, die Orellana ihrem bitteren Schicksale in der Wildnis unbekümmert überlassen hatte, die kein Eisen, keine Werkzeuge mehr zum Baue eines zweiten Kahnes hatten und darum zu Land wieder Quito erreichen mussten! Durch Hungersnoth, Krankheiten, Kämpfe mit den Eingebornen, gieng die Hälfte der mitgenommenen Indianer und giengen alle Spanier bis auf achtzig zugrunde![2])

---

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 345—346.
[2]) Prescott, l. c. II, S. 116—129.

Als Gonzalo Pizarro nach Quito zurückkam, war sein Bruder Franz nicht mehr unter den Lebenden. Die Mahnung der Klugheit, seine Gegner zu vernichten, oder sie in Freunde umzuwandeln, schlug Franz in hochmüthiger Sicherheit in den Wind. Die Leute von Chili aber kamen in der Verzweiflung der Noth zu dem Entschluss, den Statthalter Sonntags den 26. Juni 1541 zu ermorden, wenn er aus der Messe komme. An der Spitze der zwanzig Verschworenen stand Rada, ein treuer Anhänger des alten Almagro, der jetzt seine Liebe auf den jungen übertrug. Hochmuth

Einer der Verschworenen bekam Gewissensbisse und machte einem Priester Geständnisse, der Pizarro warnte, aber dieser missachtete den Wink mit den Worten: „Der Mann wünscht eine Bischofsmütze." Als aber der Statthalter an diesem Sonntage nicht in die Kirche gieng, hielten sich die Verschworenen für verrathen und beschlossen, ihn sogleich in seinem Palaste zu ermorden. Es war mittags 12 Uhr, als sie unter dem Rufe „Tod dem Tyrannen!" mit gezücktem Schwerte durch die Straßen zum Palast rannten. Als einer derselben einen Umweg um eine Pfütze machte, jagte ihn Rada mit den Worten zurück: „Was, du fürchtest dich, die Füße nass zu machen, wenn du bis an die Knie im Blute waten willst?" — Pizarro saß sorglos mit einigen Freunden am Tische, als man ihm die Nachricht brachte, die Verschworenen hätten einige seiner Freunde niedergestochen und seien schon im zweiten Hofe. Er befahl die Thüre zu schließen und wollte sich den Panzer umschnallen lassen. Es gieng aber zu lange, da warf er den Panzer weg, wickelte einen Mantel als Schild um seine linke Hand, und nahm in seine Rechte das Schwert, und stürzte so, nur von einem Hauptmanne und zwei Dienern unterstützt, mit dem Rufe: „Welche Verwegenheit, ihr wollt mich, den Statthalter, tödten!" auf seine Feinde los. Schon waren mehrere gefallen, aber auch alle, die ihn vertheidigten, und einige Wunden hatten seine Kraft erschöpft, als ein Hieb an den Hals ihn zu Boden streckte. Unter dem Rufe „Jesus!" stürzte er zusammen und tauchte den Finger in Blut, ein Kreuz auf den Boden zeichnend; er athmete noch und verlangte zu beichten. Einer der Verschworenen griff nach einem großen Wasserkrug und machte durch einen Schlag auf den Kopf seinem Leben ein Ende. So starb der Eroberer Perus. In der Nacht wurde seine Leiche in Eile bestattet, „es fand sich nicht einmal einer zu sagen: ‚Gott verzeih' ihm'"; — seine Anhänger wurden niedergemacht, seine Häuser und Schatzkammer wurden geplündert, man fand darin 100.000 Goldpesos. Der Ruf drang durch die Stadt: „Der Tyrann ist todt, die Gesetze sind wieder hergestellt." [1]) und Fall Franz Pizarros.

Der junge Almagro ward jetzt als Statthalter von Peru ausgerufen. Die Chili-Leute kamen fast alle zu Ämtern. Aber schon war ein Statthalter unterwegs, der den verworrenen Zustand in Peru ordnen sollte, Vaca de Castro, ein Mitglied der königlichen Audiencia von Valladolid, ein geschickter Rechtsgelehrter und Mann von Kopf und Herz. Er war ausgesandt worden nach der Ankunft Ferdinand Pizarros und hatte Vollmachten auch für den Tod des Statthalters. Allein eine stürmische Reise hatte ihn lange aufgehalten. Almagro Statthalter. Vaca de Castro.

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 361.

Als er das Festland erreichte, erfuhr er schon den Tod des Franz Pizarro. Die Verhältnisse waren schwierig, doch rechnete er auf das Recht und die Treue der Spanier gegen ihren König. Mehrere der tüchtigsten Officiere schlossen sich ihm an. Der junge Almagro aber und seine Partei waren zu weit gegangen, um es nicht auf einen Kampf mit der Krone ankommen zu lassen. Auch der Inka Manko leistete ihm Hilfe. Die Forderungen des Besitzes von Neu-Toledo ward vom königlichen Statthalter gar keiner Antwort gewürdigt. In der Ebene von Chupas kam es zur Entscheidung am 16. September 1542. Almagro hatte nur 500 Mann, aber einen prächtigen Geschützstand, Vaca de Castro nicht viel mehr, nur 700! Das Angebot des Friedens, wenn er die Mörder Pizarros überliefere und sein Heer entlasse, wies Almagro stolz ab. Die Schlacht begann kurz vor Sonnenuntergang und war in zwei Stunden entschieden.

Schlacht bei Chupas.

Man kämpfte beiderseits mit der höchsten Tapferkeit und gab und nahm keinen Pardon. Schon fühlte sich Almagro des Sieges sicher und gab Befehl: „Nehmt gefangen, aber tödtet nicht", als Vaca de Castro mit der Reserve einschritt und die ermüdeten Kämpfer Almagros tödtete oder zersprengte. Nun ward die Flucht allgemein, auch Almagro ward fortgerissen. Nur einige wenige suchten und fanden den Tod, indem sie sich mit den Worten: „Wir erschlugen Pizarro, wir tödteten den Tyrannen!" von neuem in den Kampf stürzten. Von denen, die man nachher gefangen nahm, wurden vierzig zum Tode verurtheilt, darunter der junge Almagro. Er starb muthig und bat nur, an der Seite seines unglücklichen Vaters beigesetzt zu werden; er wurde auch an der Seite seines Vaters begraben. „Beide, durch gemeinsames Unglück vereinigt, mögen der Welt ein Beispiel sein, wie gefährlich die Macht ist, die durch ein Verbrechen erlangt wird."[1]) Diego war zweiundzwanzig Jahre alt, „ein Kind des Unglücks", wie ihn ein Geschichtschreiber schön nennt, „dessen Lebensmorgen durch Wolken und Stürme getrübt war".[2]) Gonzalo Pizarro, der jetzt die Statthalterschaft seines Bruders verlangte, ward der Ruhe wegen ermahnt, sich auf seine Besitzungen zurückzuziehen.

Des jüngeren Almagros Ende.

Klugheit und Sinn für Gerechtigkeit bezeichneten das Walten Vaca de Castros. Aber schon war ein Vicekönig vom Hofe abgesandt, um die Angelegenheiten Perus endgiltig zu ordnen, namentlich das Schicksal der Indianer zu erleichtern, letzteres in Folge der Thätigkeit des Las Casas. —

Las Casas und die Freiheit der Indianer.

Mit Recht fragen wir: wie gestaltete sich schließlich das Los der Eingebornen? Daſs es während der ganzen Entdeckungszeit ein hartes war, geht aus dem Bisherigen hervor. In der besten Absicht fieng Columbus an, Indianer an die Europäer als Arbeiter zu vertheilen; seine Nachfolger aber

[1]) Quintana, l. c. vol. II, p. 361.
[2]) Prescott, l. c. II, S. 181.

suchten nur Gold zu erpressen und die Indianer auf Hispaniola litten Unsägliches. *[Unglück der Indianer.]* Ovando z. B. war ein beschränkter Mann und zog, als die Königin Anacaona bei ihm verdächtigt wurde, sogleich mit 200 Mann und 70 Reitern in ihr Gebiet. *[Anacaona.]* Sie nahm ihn gastlich auf, veranstaltete ein Fest ihm zu Ehren, zehn ihrer Häuptlinge waren dabei. Kaum waren sie alle zum Fest in ihrem Palast versammelt, als Ovando den Finger auf das Kleinod seiner Halskette legte und den Spaniern dadurch das Zeichen gab zum Morde. Der Palast war von außen umstellt und wurde mit den sämmtlichen Häuptlingen verbrannt, nur Anacoana wurde aus Ehrfurcht vor ihrer Würde gehenkt. Ein Aufstand der Verzweiflung brach aus, 1504 ward er niedergeschlagen, aber in furchtbarer Weise: man zählte 1508 auf der Insel nur noch 60.000 Köpfe, 1514 nur noch 14.000 Eingeborne, 1548 noch 500.[1]) *[Rasches Hinsterben.]* In schrecklicher Weise nahm die Sterblichkeit überhand. Die Leute wollten nicht mehr leben. Ganze Dörfer endeten gemeinsam durch Selbstmord, durch Genuss des Manioc-Saftes, oder durch Dämpfe giftiger Pflanzenstoffe. Die Fortpflanzung wurde absichtlich verhindert.[2]) Las Casas erzählt, wie alle Indianer eines Spaniers den Beschluss fassten, sich aufzuknüpfen. *[Manie des Selbstmordes.]* In der Verzweiflung trat ihr Herr mit einem Strick unter sie, er wolle sich auch aufknüpfen, denn ohne sie könne er nicht leben. Da standen sie von ihrem Vorsatz ab, denn sie fürchteten, wenn ihr Herr mit ihnen sterbe, würden sie auch im Jenseits vor ihm keine Ruhe haben.[3]) Es war jedoch nicht bloß die Härte der Spanier, der die Indianer erlagen, es geschah später im Norden Amerikas das gleiche bei den Rothhäuten gegenüber den Engländern. Die Indianer vermochten den europäischen Getränken und den Krankheiten nicht zu widerstehen. Das schwächere Geschlecht erlag dem zäheren, kräftigern gegenüber, mit der Raschheit eines Naturprocesses. Das Niedere verschwindet, wenn das Höhere kommt. „Die Civilisation", sagt Cooper einmal schön, „ist eine Sonne, die ihren Schatten nach vorne wirft."

[Die Regierung.] Aber schwieg denn die Regierung zu dieser Misshandlung ihrer Unterthanen? Wir sahen oben schon, wie Isabella alle als Sclaven verkauften Indianer bei Todesstrafe freizugeben befahl; das Los der armen Indianer war der letzte Kummer, der ihr edles Herz betrübte. Ferdinand war kalt und schenkte dem Los der Indianer wenig Aufmerksamkeit. Karl V. hatte den besten Willen, allein die Regierung war ohnmächtig in den Colonien, der Wille und die Habsucht der Pflanzer war stärker. *[Die Dominicaner.]* Es ist der unsterbliche Ruhm des Ordens der Dominicaner, dass sie furchtlos eintraten für das gebeugte niedergetretene Recht der Menschheit.

---

[1]) Oviedo, Hist. gen., III, 5—6.

[2]) Petri Mart., l. c. Dec. IV, cap. 10. — Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, III, Cap. 8.

[3]) Quintana, l. c. vol. III, p. 261—263.

1510 kamen sie nach Hispaniola, 1511 schon begannen sie das Wagnis, die Gleichberechtigung der Indianer mit den Europäern zu predigen. Ein Spanier, Juan Garces. Juan Garces, hatte eine indianische Prinzessin geheiratet und in der Verblendung der Eifersucht erstochen. Von Gewissensbissen verfolgt, lebte er lange als Flüchtling in den Gebirgen, und suchte und fand endlich reuig Zuflucht bei den Dominicanern, erlangte Aufnahme in den Orden und schilderte ihnen nun die Leiden der Indianer. Da hielt am ersten Adventsonntage 1511 sein Mitbruder Montesinos. Antonio Montesinos eine Predigt über die Stelle: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste," und schilderte mit ergreifenden Zügen das Unrecht der Pflanzer.[1]) Diese wendeten sich erbittert an den Statthalter, und der Mönch sollte am nächsten Sonntag widerrufen. Die Kirche war gedrängt voll. Montesino widerrief aber nicht nur nicht, sondern sprach alle früher ausgesprochenen Sätze noch viel kräftiger aus. Jetzt klagten die Pflanzer bei der Regierung, aber auch Montesinos gieng nach Spanien, und so ward die Frage dort mit allem Ernste behandelt.

Las Casas. Ein anderer Dominicaner hat sich dabei durch seinen reinen, glühenden Eifer für die Sache der Unglücklichen ein ewiges Verdienst erworben: Las Casas, dessen Name eine Zierde nicht bloß Spaniens, sondern der ganzen Menschheit ist. Seinem Eifer verdanken die Indianer die Wiederherstellung ihrer Rechte.

Lebensgang. Fray Bartolomé de las Casas ist geboren zu Sevilla 1474, aus wohlhabender Familie, die eigentlich Casaus hieß und aus Frankreich eingewandert und von Ferdinand dem Heiligen für ihre Verdienste im Kriege gegen die Mauren mit Gütern reichlich bedacht worden war. Sein Vater Franz de Casaus machte die zweite Reise des Columbus mit und brachte seinem Sohne einen Indianerknaben als Pagen mit, den er aber auf Befehl der Königin Isabella wieder frei nach Amerika zurücksenden musste. Der Sohn studierte die Rechte auf der hohen Schule zu Salamanca, wanderte dann unter Ovando nach Hispaniola aus, empfieng dort die Weihe und war der erste Geistliche, der in Amerika seine erste heilige Messe las. Durch seine Kenntnis des Rechtes, wegen seiner Klugheit und Velasquez und Las Casas. Gelehrsamkeit, ward er besonders dem Velasquez lieb, der, wenn er sich von seiner Stelle entfernte, nichts ohne Genehmigung des Licentiaten Las Casas zu thun erlaubte. Auf den Zügen des Narvaez gieng immer Las Casas mit, hielt die Spanier von ihren Ausschweifungen zurück, belehrte die Indianer, taufte ihre Kinder und erlangte bei den Wilden bald solches Zutrauen, dass sie ihn wie einen Schutzgeist verehrten und jedem seiner Befehle nachkamen. Las Casas heilte manche Wunde, erstickte manche Gewaltthat im Keime, allein nicht immer vermochte seine Beredsamkeit, sein heiliger Eifer den Frevel zu unterdrücken, denn das Verhältnis der Europäer zu den Indianern war ein zu sehr gespanntes. Der Geschichtschreiber Quintana schildert es in den richtigen Worten:[2]) „Immer im Verhältnis von einem gegen hundert und erpicht auf Raub und Unterdrückungen, sahen die Spanier sich auf jedem Schritt als Opfer ihrer Verwegenheit und Tollkühnheit fallen; jeden Augenblick, glaubten sie, werde sie die Rache

---

[1]) Eine schöne Stelle aus dieser berühmt gewordenen Rede in den „Apendices à la vida de Las Casas" — bei Quintana, l. c. vol. III, p. 441—442.

[2]) Ibid. III, p. 263.

der Indianer treffen. Jede zweideutige Geberde, jedes nicht verstandene Zeichen war ihnen ein Beweis von naher Gefahr, und der Instinct der Selbsterhaltung, mitunter bis zum Wahnsinn gesteigert, fand kein anderes Mittel, als stets durch Kühnheit und Schnelligkeit zu erschrecken und lieber zu tödten, als getödtet zu werden.“ — Welche Scenen muſste nicht Las Casas mitansehen! Und wie oft war sein Herz zerrissen, ohne daſs er helfen konnte, und wie oft bekam er Beweise, daſs die Indianer edler fühlten, treuer ihr Wort hielten und menschlicher handelten, als die an Bildung überlegenen Spanier!

Las Casas bekam selber 1514 vom Statthalter Land und Indianer zugetheilt. Er behandelte sie wie sein gutherziger Nachbar, Pedro de Renteria, gut und sie waren arbeitsam. Las Casas trug gar kein Bedenken, die ihm zugetheilten Eingeborenen in den Minen und beim Feldbau zu gebrauchen, bis er an einem Pfingsttage zufällig in der Bibel das 35. Capitel in Jesus Sirach las: „Wer von des Armen Gut opfert, der thut wie der, der den Sohn vor des Vaters Augen schlachtet; wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht gibt, der ist ein Bluthund.“ — Diese herrlichen Worte der Schrift ergriffen ihn derart, daſs er es von dieser Stunde an eines Priesters und eines Christen für unwürdig hielt, sich durch den Schweiß eines unglücklichen Volkes zu bereichern. Er gab sogleich dem Statthalter seine Arbeiter zurück. Velasquez, der ihn liebte, gab ihm vierzehn Tage Bedenkzeit. — „Stellt Euch vor,“ antwortete Las Casas, „die vierzehn Tage seien schon vorüber, und Gott möge es an mir und an Euch strafen, wenn ich Euch wieder um die Indianer bitte und Ihr sie wieder verschenkt.“ — Und sofort predigte Las Casas gegen die Ungerechtigkeit der Repartimientos, und daſs weder die Besitzer, noch die Vertheiler von Ländereien selig werden könnten. Die Pflanzer hörten diese Predigt mit Staunen und Schrecken an, nur Renteria ahmte Las Casas nach und unterstützte ihn zu einer Reise nach Spanien, damit er dort seine Grundsätze zur Geltung bringe.[1]

Gegen die Repartimientos.

Las Casas erreichte Sevilla 1515. Böse Briefe waren ihm schon vorangegangen. Ferdinand hörte ihn wohlwollend an und wies ihn an den Bischof Fonseca, der aber unwillig alles verwarf, was Las Casas vortrug. — Doch Ferdinand starb am 23. Januar 1516 und der Cardinal Ximenes de Cisneros war bis zur Ankunft Karls V. allmächtig in Spanien. An ihn wandte sich Las Casas und der große Staatsmann und Bischof begriff das Berechtigte in seinen Forderungen. Sogleich wurde Befehl gegeben, die Freiheit und gute Behandlung der Eingebornen, bei aller Sorge um das Gedeihen der Colonien, nie außeracht zu lassen. Drei Hieronymiter-Mönche wurden ausgewählt, um die Frage zu regeln, und zugleich wurde beschlossen, ein gewissenhafter und wohlunterrichteter Mann müsse beständig als Fürsprecher der Indianer am Hofe angestellt sein, und Las Casas ward hiezu als Universal-Protector von Indien ernannt. 1517 gieng er mit den Hieronymitern nach Indien, um ihnen beizustehen und sie von allem zu unterrichten. Es waren scharfsehende, edelmüthige, uneigennützige Männer, aber dem glühenden Eifer des Las Casas war ihre Bedächtigkeit zuwider. Schreiende Fälle von Miſshandlung kamen vor. Die eingeborne Bevölkerung auf Domingo war so rasch hingestorben, daſs man an Deckung des Ausfalles denken muſste. Man versetzte Eingeborne von den Lucayischen Inseln nach Domingo; man sagte den Leichtgläubigen, wenn sie sich einschiffen wollten, könnten sie die Seelen ihrer Vorfahren sehen, die gerade ein Freudenfest feierten.

Ximenes. Hieronymiter. Las Casas Protector.

[1] Quintana, l. c. vol. III, p. 271—272.

Die Armen glaubten, trafen aber statt ihrer Vorfahren nur harte Arbeiten in den Bergwerken und erlagen bald ihren Leiden. Später ward förmlicher Menschenraub unter dem Vorwand, man müsse die Indianer bekehren, gegen die Eingebornen geübt. Las Casas griff einige schreiende Fälle auf und verklagte sogar die Richter. Der Hass gegen seine menschlichen Grundsätze brachte eine solche Aufregung hervor, dass die Regierung selber ihn einladen musste, nach Spanien zurückzukehren.[1]

Menschenraub.

Karl V.

Las Casas gieng 1517 wiederum nach Europa und wandte sich direct an Karl V. Während seine Gegner jeden seiner Schritte mit Wuth belauerten, bekam er vom König den Auftrag, eine Denkschrift abzufassen, wie das Los der Indianer erleichtert werden könne. Er that es sogleich und schlug unter anderm vor: man solle Landleute aus Castilien nach Westindien schicken, damit sie das Feld bebauten und Niederlassungen gründeten, und dann möge die freie Aus- und Einfuhr von Negern gewährt sein, die auf den Inseln in den Bergwerken und Zuckerpflanzungen verwendet werden könnten, weil diese beiden schweren Arbeiten für die schwachen Amerikaner unerträglich und tödtlich seien. Durch letzteren Vorschlag vertheidigte Las Casas die schon bestehende Negersclaverei trotz seiner Begeisterung für Menschenrecht; — er hat ihn später bitter bereut, „denn was für die Amerikaner gerecht war, hätte auch für die Neger gelten müssen."[2]

Neger.

Karl gewährte alle seine Vorschläge und Las Casas übernahm es zunächst, Landleute aus Castilien nach Spanien zu bringen. Die Regierung unterstützte ihn großmüthig mit Schiffen und Geld und er selber versprach, dass der Ertrag der Ansiedlung die Kosten der Regierung mehr als decken werde.

Aber welche Angriffe hatte er namentlich von Seite des Rathes von Indien zu bestehen, der ihn als einen Hochmuthsteufel und Schwärmer hinzustellen bemüht war, welcher eine stupide und stumpfsinnige Rasse lobpreise! Gerade war der Bischof von Darien nach Spanien gekommen mit ganz entgegengesetzten Anschauungen, und die Gegner des Las Casas bewirkten, dass er vor Karl V. und seinem Rathe gehört wurde. Aber auch Las Casas wurde vorgefordert, und so kam es zu jener folgenschweren Sitzung von 1519, der Karl V. präsidierte. Der Bischof redete sehr absprechend über die Indianer, welche Sclaven von Natur seien. Dagegen erhob sich Las Casas in freimüthiger, edler Weise: er wollte nichts für sich, er sei ein treuer Unterthan des Königs, aber auch Gottes. Die Indianer seien ihrer Natur nach freie Völker und keine Sclaven von Natur, und wenn der Bischof für seinen Satz Aristoteles anführe, sei eben dieser Philosoph ein Heide gewesen. Das Christenthum lehre anders, „die christliche Religion ist allgemein, für alle gleich: sie passt für alle Nationen der Welt und ebenso nimmt sie alle in ihren Schoß auf. Sie entzieht keinem Menschen seine Freiheit, noch seinen natürlichen Herrn, noch bringt sie irgendwen in die Knechtschaft unter dem Vorwande oder aus dem Grunde, er sei Sclave a natura, wie der hochwürdige Bischof anzudeuten scheint. Und deshalb wird es für Eure Majestät

Las Casas vor Karl V.

Christenthum und Freiheit.

[1]) Quintana, l. c. vol. III, p. 285—291.
[2]) Ibid. III, p. 315—324.

beim Antritt Ihrer Regierung die recht eigentliche Aufgabe sein, aus jenen Regionen eine so maßlose und empörende Tyrannei zu verbannen, damit Gott Ihr königliches Regiment noch recht lange Jahre gedeihen und blühen lasse. Wenn das Blut des einzelnen Abel um Rache geschrien hat, was wird es erst mit dem so vieler Menschen sein!" —

Musteransiedelung.

Karl gab dem Las Casas recht, 1520 unterschrieb er den Vertrag mit ihm, wonach ihm 270 Meilen Land an der Küste zu einer Ansiedlung gewährt und drei königliche Schiffe mit Vorräthen für ihn ausgerüstet wurden.

Der Ansiedlungsplan scheitert.

Jetzt sollte Las Casas sein Wort bewähren. Allein zum Unglück hatte gerade vorher ein Spanier Menschen geraubt und die Indianer dadurch zum Aufstande gereizt; das Land war verwüstet, es gab nicht Lebensmittel, noch Handel, noch Arbeitskräfte; die Colonisten waren unzufrieden und verliefen sich, nur einige Diener blieben Las Casas treu. — Das Geld der Regierung war also weggeworfen, der ganze Plan war gescheitert; die Gegner, die ihn einen unpraktischen Träumer nannten, schienen recht zu haben. Las Casas selbst war so arm geworden, dass er nicht einmal mehr das Geld hatte, nach Spanien zurückzukehren. Von allen Seiten stürmten Vorwürfe und Klagen auf ihn ein, der Himmel schien auf ihm zu lasten, die Erde schien unter seinen Füßen nicht recht fest zu stehen. In der tiefsten Niedergeschlagenheit suchte er eine Zuflucht im Dominicanerkloster zu Domingo. Hier schüttete er seine innersten Gedanken aus und fand Verständnis und Theilnahme für den tiefsten Schmerz seiner Seele. 1522 trat er, an der Welt verzweifelnd, in den Orden der Dominicaner ein. Sieben Jahre lebte er in gänzlicher Zurückgezogenheit. Hier begann er 1527 seine „Allgemeine Geschichte von Indien" zu schreiben, die er erst 1561 vollendete, wobei er die besten Quellen, namentlich die Originalpapiere des Columbus gebrauchte. Von hier wurde er zur Bekehrung der Indianer 1527 nach Nicaragua geschickt, wo er namentlich gegen die Verheerungszüge der Spanier predigte, die darum einen Criminalprocess gegen ihn anhängig machten, weshalb er sich mit einigen seiner Brüder nach Guatemala begab. Hier schrieb er seine Abhandlung „De unico vocationis modo", worin er zwei in jener Zeit auffallende Sätze aufstellte: 1. Der einzige Gott wohlgefällige Weg, die Menschen zur wahren Religion zu führen, sei der, sie mit Gründen zum Verständnis zu bringen, und ohne Zwang, durch Sanftmuth und Güte zu gewinnen. 2. Wenn die Ungläubigen nicht als Feinde auftreten, sei jeder Krieg gegen sie ungerecht, gottlos und tyrannisch, und es sei falsch, dass man sie durch Unterjochung besser und leichter für das Christenthum empfänglich mache. Nie ist das Menschenrecht mit klareren Gründen vertheidigt und das Unrecht mit schärferen Waffen bekämpft worden.[1])

Las Casas Dominicaner.

Geschichte Indiens.

Über die Art der Bekehrung.

Herausforderung.

Annahme.

Die Spanier spotteten über das Büchlein und forderten ihn heraus, einmal einen Versuch zu machen und durch Worte und Ermahnungen die Indianer zu bekehren. Las Casas nahm die Herausforderung an und versprach, die Landschaft Tuzulutlan, die allein von der Provinz Guatemala noch nicht unterworfen und von einem sehr kriegerischen Volke bewohnt war, zu bekehren und zum Gehorsam gegen Karl V. zu führen, ohne Waffen und Soldaten, bloß durch die Kraft des Evangeliums, aber unter der Bedingung,

[1]) Quintana, l. c. vol. III, p. 345—351.

dass fünf Jahre hindurch kein spanischer Soldat das Land betreten dürfe, dass ihm der Statthalter feierlich verspreche, dass er die bekehrten Indianer nie vertheilen und nur eine der Armut des Landes entsprechende Steuer von ihnen erheben wolle. Der Vertrag wurde abgeschlossen.

Sinnreicher Versuch. Nun eröffnete Las Casas zuerst einen Verkehr mit diesen Indianern, um ihre Sprache kennen zu lernen, bekehrte einige, lehrte sie Musik und Gesang, übte ihnen Verse, welche die biblische Geschichte enthielten, nach schönen Melodien ein und sandte sie dann als Kaufleute mit allerhand Waren in das Land zu hausieren; dabei sollten sie ihre Lieder in anmuthiger, ausdrucksvoller Weise singen. So geschah es. Wenn die indianischen Handelsleute ihre Waren verkauft hatten, griffen sie zur Zither, sangen ihre Lieder und das Entzücken ihrer Zuhörer hatte keine Grenzen und die Handelsleute mussten bei ihnen bleiben, um sie diese schönen Lieder zu lehren. Ein Kazike bat die Kaufleute, ihm das Verständnis einiger Stellen zu erklären, und sie sagten, das könnten am besten die Patres, die aber nicht böse seien, wie die andern Weißen, nicht nach Gold fragten, keine Weiber hätten, aber wunderschöne Bilder, vor welchem sie dem großen Geist, der Himmel und Erde geschaffen, den ganzen Tag Loblieder sängen. In der Neugierde schickte der Kazike seinen Bruder mit den Handelsleuten an die Väter: sie möchten doch auch in sein Land kommen. Ein Missionär kam, und behandelte die Indianer so geschickt, dass der Kazike und sein Stamm ihre Götzenbilder zerschlugen und sich taufen ließen. Und jetzt kam Las Casas selber und bewog die Indianer, in Dörfern zusammen zu leben, sich zu waschen, anständig zu kleiden, und lehrte sie die edlen Künste und Feinheiten des geselligen Lebens. Der Kazike gieng dann selber mit Las Casas nach Guatemala zurück, benahm sich würdig und klug, bekam Geschenke, kehrte dann in Begleitung des Las Casas wieder in seine Heimat, ward ein treuer Anhänger des Königs und sein Stamm lebte glücklich, und die benachbarten Stämme ahmten das Beispiel nach. Las Casas hatte also sein Wort gelöst.[1])

Las Casas am Hofe. Karl V. Da sandte ihn sein Bischof 1539 nach Spanien, damit er dort Missionäre für ihn suche. So kam Las Casas wieder an den Hof, wo er zu Gunsten seiner geliebten Indianer wirken konnte. Schnell erreichte er von Karl V. nicht bloß, dass den Einwohnern von Tuzulutlan von Seite des Kaisers alles bestätigt wurde, was ihnen der Statthalter früher versprochen hatte, sondern dass auch aus allen Provinzen von Mittelamerika Indianer dahin gesandt wurden, um sich in Handwerken, Künsten, namentlich in der Musik, auszubilden. Schon wollte Las Casas mit den angeworbenen Geistlichen abreisen, als er vom Hof Befehl erhielt, zu bleiben, weil man seines Beistandes, seiner Erfahrungen bedurfte, um gewisse schwierige Fragen zu entscheiden. Die sogenannten neuen Gesetze wurden damals berathen und Las Casas überreichte dem Kaiser ein weitläufiges Gutachten, worin er Mittel vorschlug, die

Las nuevas leyes. Leiden der neuen Welt zu lindern. „Alle Indianer“, schrieb er darin, „müssen als Unterthanen und freie Vasallen der königlichen Krone angesehen und als

[1]) Quintana, l. c. III, p. 359—361. Der Bericht des Bischofs an den Kaiser über die Leistungen in Tuzulutlan — in den „Apendices“ des gleichen Bandes, S. 443.

solche behandelt werden, keiner darf je an einen andern Spanier verschenkt werden. Seine Vorschläge wurden im wesentlichen angenommen.

Damals schrieb er seine Abhandlung über die „Zerstörung von Indien",[1] die nicht frei von Übertreibungen, freilich in guter Absicht geschrieben, war, aber den Gegnern Spaniens in Europa willkommenen Anlass zu Anklagen gab. Karl fand übrigens an ihm solches Wohlgefallen, dass er ihn 1543 zum Bischof von Kuzko ernannte. Las Casas lehnte die zugedachte Ehre unbedingt ab. Nun ward er aber zum Bischof von Chiapa ernannt und hier nutzte keine Entschuldigung, er musste annehmen; auch verlangte es das Interesse der Indianer gebieterisch. Bischof von Kuzko, von Chiapa.

1544 reiste Las Casas mit einigen Mönchen nach Westindien ab, ward aber überall übel empfangen, denn die Spanier sahen ihn allenthalben als den Urheber der verhassten Gesetze zu Gunsten der Indianer an. In Domingo stattete ihm niemand einen Besuch ab und sprach man seinen Namen nur mit Verwünschung aus. Die Fahrt von da nach dem Festland war nicht glücklich. Mehrere seiner Priester ertranken in einem Schiffe, das er vorausgesandt hatte; nur mit Mühe konnte er die andern bewegen, mit ihm zur See zu gehen. In seinem eigenen Sprengel empfieng man ihn gut, so lange man glaubte, er werde die neuen Gesetze nicht durchführen; als er aber denen, welche Indianer noch als Sclaven behielten, die heiligen Sacramente zu reichen verbot, brach ein Aufstand aus und man wollte ihn tödten. Seine Getreuen riethen zur Flucht. — „Es ist nicht meine Sache, es ist die der mir anvertrauten Herde", entgegnete er, und blieb. Die Indianer, die ihn besuchen wollten, wurden von den Spaniern gegeißelt; die Behörden, an die er sich um Schutz und Durchführung der Gesetze wandte, gaben ihm die Namen Schurke und Narr. Man beschloss förmlich, den neuen Gesetzen nicht zu gehorchen und Botschaft an den Kaiser zu senden. Als der Bischof nach Ciudad Real gehen wollte, stellte man Wachen gegen ihn aus, die ihn nicht durchkommen lassen sollten. Las Casas gieng doch, die Indianer, die ihn fangen sollten, stürzten ihm zu Füßen und baten um Verzeihung für den Auftrag, den man ihnen ertheilt hatte, und unerwartet war Las Casas in der Stadt, berief die Gläubigen in die Kirche, wo es zu argen Scenen kam, zuletzt aber der Bischof durch die Macht der Gründe siegte. Kaum war aber Las Casas in seiner Wohnung, so kamen Bewaffnete unter Geschrei und Drohung. Doch die Ruhe, die Standhaftigkeit des Bischofes lähmte auch diese Feinde. Die Behörden aber und die spanischen Besitzer benahmen sich fortwährend so widerspenstig, dass Las Casas sich entschloss, seine Würde niederzulegen.[2] Reise.

Gerade zu dieser Zeit ward er nach Mexiko berufen, um einer Versammlung von Bischöfen, die über die gleichen Fragen berathen wollten, beizuwohnen. Auch hier war Las Casas furchtlos, obschon man ihn vor dem Eintritt in die Hauptstadt gewarnt hatte. Niemand wagte Hand an ihn zu legen, vielmehr rief das Volk: „Seht, das ist der heilige Bischof, der ehrwürdige Beschützer und Vater der Indianer!" Die Grundsätze des Las Casas siegten bei dieser Versammlung der Bischöfe und ein Handbuch für Beicht- In Mexiko.

[1] Destruccion de las Indias.
[2] Quintana, l. c. vol. III, p. 365—375.

väter ward danach bearbeitet. Ein feierliches Verdammungsurtheil wurde über die Verknechtung der Indianer ausgesprochen!

Nach Spanien. In der Überzeugung, er könne in Spanien den Indianern noch viel mehr nützen, unternahm Las Casas 1547 seine letzte Fahrt über den Ocean und erwirkte in der That viele heilsame Gesetze, wie z. B. dass den mit Unrecht ihrer Güter oder Würde beraubten Häuptlingen dieselben wieder zurückgegeben werden mussten. Aber auch die Pflanzer hatten einen Fürsprecher für ihre Eigensucht, **Sepulveda.** den ersten Gelehrten, Sepulveda: es sei kein Unrecht, Völker zu unterjochen, die an und für sich barbarisch, uncivilisiert und unmenschlich seien; ein höherstehendes Volk habe das Recht, ein niederstehendes so gut zur Arbeit und zum Gehorsam zu zwingen, als die Seele den Leib. Las Casas war nicht so gelehrt und schrieb nicht so schön wie sein Gegner, ersetzte aber den Mangel an Ausdruck durch die Gesundheit seiner Lehre und seinen edlen Eifer für Menschenrecht und Menschenwürde. Aber noch andere feindseligere Angriffe erfolgten: man warf ihm z. B. revolutionäre Absichten vor. Der Kaiser Karl aber wusste wohl, wie er mit Las Casas daran war, und schenkte ihm fortan sein Vertrauen. Der edle Greis verbrachte seine letzten Jahre im Studium und Gebet im Kloster San Gregorio in Valladolid. Sein tauber Beichtvater rief ihm oft, wenn er beichtete, so laut, dass es andere hörten, zu: „Bischof, nehmt Euch inacht, dass Ihr nicht in die Hölle kommt, denn Ihr nehmt Euch unserer armen Indianer noch lange nicht genug an.“ — Ein Beweis, welche Glut fürs Recht im Dominicaner-Orden **Tod Las Casas'.** lebte. Las Casas starb 1566, 92 Jahre alt, in Madrid. Aus dem Rest seines Vermögens machte er eine Stiftung für achtzehn Studenten der Philosophie.[1])

Es kennzeichnet die Kraft der spanischen Nation in jener Zeit, dass sie neben Männern wie Pizarro und Cortez, welche freilich mit einzigem Heldenmuth indianische Reiche stürzten, auch Männer hervorbrachte, die nicht minder groß in Muth, aber größer in der wahren Hoheit der Seele, die zu Boden getretenen Indianer wieder aufzurichten wussten.

Solchen Widerstand erfuhren die für die Indianer wohlwollenden Absichten der Regierung, sie war schwach gegenüber der Habsucht der Spanier. Selbst in Mexiko sah sich der wohlwollende Statthalter Mendoza genöthigt, die Gesetze von 1542 zu suspendieren; erst mit Beihilfe der Bischöfe wurde das Wesentliche derselben ins Leben nach und nach eingeführt. — Am feurigsten war der Widerstand in Peru, vorsichtiges Auftreten war hier am nöthigsten. —

Die Wirren in Peru.

Der Bevollmächtigte der Regierung trat aber sehr unvorsichtig auf.

Blasco Nunnez. Blasco Nunnez hieß der Mann, dem der ehrenvolle Auftrag ertheilt wurde, die edlen Absichten der Regierung ins Leben zu führen. Er erhielt wegen der Bedeutung, der Größe und des Reichthumes des Landes den Titel eines Vicekönigs. Ein königlicher Gerichtshof, bestehend aus vier

[1]) Quintana, l. c. III, p. 376—433.

Richtern, sollte ihm zur Seite stehen, als Rath und Beistand, zugleich als oberstes Gericht. *Die Gesetze.* Die Freiheit der Indianer ward anerkannt, alle öffentlichen Beamten und Geistlichen, die ein unwürdiges Benehmen sich erlaubten, sollten ihre Sclaven verlieren, nur diejenigen, die den rechtmäßigen Besitz der Indianer nachweisen könnten, sollten sie bis an ihren Tod behalten dürfen.[1])

Aufregung in Peru.

Die Nachricht von diesen Gesetzen erregte einen wilden Zorn unter den spanischen Ansiedlern: „Haben wir darum unser Blut wie Wasser vergossen," riefen sie, „um nach der Eroberung arm zu sein wie zuvor? Haben wir darum der Regierung ein Reich erobert, dass wir so belohnt werden? Alles verdanken wir unsern guten Schwertern und mit denselben werden wir unsern Besitz auch zu vertheidigen wissen.[2]) — Die Lage war schwer. Der neue Vicekönig aber, ein tapferer und frommer Mann, besaß nicht die nöthige Vorsicht. *Freilassung der Indianer.* Kaum war er im Jahre 1544 gelandet, als er mit der größten Schroffheit auftrat und allen Ertrag von Sclavenarbeit mit Beschlag belegte und überall die Indianer frei ließ. Keine Vorstellung fruchtete etwas. *Gonzalo Pizarro.* Da richteten sich aller Augen auf **Gonzalo Pizarro**, der auch am meisten durch die neuen Gesetze zu verlieren hatte. In Charkas mit Ausbeutung der reichen Minen von Potosi beschäftigt, erhielt er aus allen Theilen des Landes Bittschriften, als Beschützer der Pflanzer aufzutreten. Entrüstet darüber, dass seine Familie ganz von der Regierung des Landes, das sie erobert, ausgeschlossen sei, rückte er mit zwanzig Rittern nach Kuzko, ließ sich für das Wohl des Volkes zum *Statthalter.* Generalverweser von Peru ernennen, „aus Rücksicht für den König, für Indien und vor allem für Peru". Pizarro rüstete. Es war die Zeit, in welcher der letzte **Inka Manko** durch einige Spanier von der Partei Almagros, die zu ihm geflohen waren, in seinem Lager erschlagen wurde, der letzte seines Stammes, der vom heldenmüthigen Geiste der alten Inkas beseelt war.[3])

Zwischen dem Vicekönig und Gonzalo konnten nur die Waffen entscheiden. *Blasco Nunnez* Noch ehe es aber zum Kampfe kam, begieng **Blasco Nunnez** die Unvorsichtigkeit, den Ritter **Suarez de Carbajal**, der ihm sein Missfallen über mehrere Erlässe aussprach, zu erstechen. Zuletzt kam der Vicekönig sogar mit der **Audiencia zu Lima** in Zwiespalt und wurde auf ihren Befehl verhaftet, seines Amtes entsetzt, verbannt *abgesetzt.* und die verhassten Verordnungen bis auf weitere Befehle des Hofes für aufgeschoben erklärt. Freilich forderte die **Audiencia** auf der andern Seite **Pizarro** auf, seine Truppen auseinander gehen zu lassen, erhielt aber die Antwort: das Volk habe Gonzalo zur Statthalterschaft des Landes berufen, und wenn die Audiencia dieselbe sofort ihm nicht übertrage, so werde man die Hauptstadt der Plünderung preisgeben. Die eingeschüchterte Audiencia erklärte denn zuletzt auch, die Sicherheit des Landes erfordere, **dass man Gonzalo die Statthalterschaft übergebe.**[4])

---

[1]) **Prescott**, Eroberung von Peru, II, S. 192—193.
[2]) Ibid. II, S. 194 - 203.
[3]) Ibid. II, S. 205.
[4]) Ibid. II, S. 219.

Gonzalo Pizarro. Demnach schien Gonzalos Herrschaft gesichert: er verurtheilte jetzt einige seiner Gegner zum Tode, andere zur Verbannung, wollte aber doch nicht gänzlich mit der Krone brechen, gegen den Rath seines Getreuen Francisco de Carbajal, er sei zu weit gegangen, um sich je vor der Krone rechtfertigen zu können; die beste Rechtfertigung bestehe in Piken und Musketen. — Solche waren in der That bald nothwendig, denn der Vicekönig war seiner Haft Blasco Nunnez entkommt. entkommen und erließ von Tumbez aus eine Aufforderung an alle Getreuen, ihm in Aufrechthaltung der königlichen Macht beizustehen, und in kurzer Zeit stand eine Streitmacht von 500 Mann ihm zur Seite und jetzt mussten die Waffen entscheiden. Pizarro ließ eine starke Besatzung in Lima und verfolgte mit dem Kern seiner Macht seinen Gegner, der sich nach Quito zurückgezogen Annaquito. hatte. Bei Annaquito kam es am 18. Januar 1546 zur Entscheidung. Auf beiden Seiten stritt man mit höchster Erbitterung, der Vicekönig war der erste in der Schlacht und einer der letzten auf dem Kampfplatze, bis ihm ein Neger mit einem Säbelhieb den Kopf abschlug. Damit war das Schicksal des Tages entschieden. So endete der erste Vicekönig von Peru. Sein Kopf ward an den Galgen geschlagen, sein Tod galt als der Untergang verhasster Gesetze.

Gonzalos Macht. Ganz Peru lag jetzt zu den Füßen Pizarros. Allenthalben begrüßte ihn das Volk als Befreier und Beschützer, zog ihm in Processionen entgegen und sang Loblieder; die letzten Reste der Gegenpartei wurden von dem alten Carbajal mit der Rüstigkeit des wilden Jägers verfolgt und vernichtet. Keine feindliche Macht war mehr im Lande, zu welchem jetzt auch die spanische Regierung keinen Zugang mehr hatte, seit Hinojosa sich Panamas, wo jetzt die Flotte stand, und Nombres de Dios, welches der Hauptschlüssel zur Verbindung mit Europa war, bemächtigt hatte.

Pizarros Einkommen vermehrte außerordentlich der Ertrag der Silber- Potosi. gruben von Potosi. Silber wurde in solcher Masse gewonnen, dass bald ein silbernes und ein eisernes Hufeisen im Wert sich gleich standen. Pizarro benahm sich wie ein König, hielt eine Leibwache von 80 Mann, speiste an offener Tafel von mindestens hundert Gästen, reichte seine Hand zum Kusse dar. Sein Freund Carbajal rieth, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, kühn vorwärts oder unterzugehen, sich zum König ausrufen zu lassen und eine Indianerin aus dem Inkageschlecht zur Frau zu nehmen und so beide Stämme miteinander zu versöhnen und eine neue Dynastie zu gründen. Aber zu diesem entscheidenden Schritt hatte Gonzalo den Muth nicht. Er sandte gerade damals mit vielen Geschenken eine Botschaft nach Spanien und bat um Nachsicht des Geschehenen und um Bestätigung als Vicekönig.[1])

Besorgnis am Hofe. Im Mutterlande war man in großer Sorge ob dem Abfall dieser wichtigen Colonie: — wie sie wieder mit Waffengewalt bezwingen? Wen wählen, um das Land der Krone wieder unterwürfig zu machen? Diesmal traf jedoch Karl V. eine geschickte Wahl. Ein Geistlicher, Pedro de la Gasca, hatte

[1]) Prescott, l. c. II, S. 242—246.

als Studierender in Alcala durch seine Fähigkeiten und Fortschritte, noch mehr aber durch seine Kühnheit und Klugheit bei einem Aufstande das Auge des Kaisers auf sich gezogen, darauf in Salamanca die höchsten akademischen Würden erlangt, und hatte darauf in der heiklichen Angelegenheit wegen einiger Fälle von Ketzerei als Visitator des Königreiches mit seltener Klugheit und Gerechtigkeit sich benommen. Während er in Valencia weilte, bedrohte der Seeräuber Barbarossa die Küste. Das Volk war trostlos vor Schrecken, die Behörden hatten den Muth verloren, Pedro de la Gasca aber traf die geschicktesten Anordnungen zur Vertheidigung der Küste und Barbarossa wagte keinen Angriff. Diesen Mann wählte jetzt Karl, um ihm ein verlorenes Kaiserthum wieder zu gewinnen. Gasca verlangte unbedingtes Vertrauen und unbedingte Vollmacht, für sich selbst aber nichts. Er verbat sich jeden Gehalt, jeden Prunk: „Mit meiner Stola und meinem Brevier hoffe ich das Werk, das mir übertragen ist, zu vollbringen.“ Karl V. willigte ein und ertheilte ihm am 16. Februar 1546 die Vollmacht, unter dem Titel „Vorsitzender der königlichen Audiencia“ die oberste Leitung der kriegerischen, bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten zu führen, Krieg zu erklären, Truppen auszuheben, Stellen zu besetzen oder Angestellte abzusetzen, zu strafen oder zu begnadigen, sogar die Gesetze von 1542 wieder aufheben zu können. Er solle jedermann aus Peru verbannen können, unbeschränkt über die königlichen Schätze verfügen, ja es wurden ihm sogar unausgefüllte Briefe mit der königlichen Unterschrift mitgegeben, die er nach seinem Gutdünken ausfüllen könne. Eine Vollmacht beispiellos, wie das Vertrauen, und, was gleich merkwürdig ist, sie erregte keinen Neid bei den Hofleuten, denn man hatte ihm zu der Ernennung dieser Stelle ein Bisthum angeboten, Gasca aber jeden Lohn auf das entschiedenste abgelehnt: „Das Bewusstsein, meine Pflichten versäumt zu haben, würde im letzten Augenblicke schwer auf meiner Seele lasten.“[1]

Pedro de la Gasca. — *Vollmacht.*

So zog er denn ab 26. Mai 1546, bloß in seiner Sutane und mit seinem Brevier und mit einem kleinen Gefolge, worunter Alonso de Alvarado. Den armen Geistlichen, der so fern von allem Prunk und dessen Gefolge so ärmlich war, mochte der Befehlshaber von Nombre de Dios, Mexia, nicht ausschließen, der war ja nicht zu fürchten. Die Soldaten lachten: „Vor solchen Statthaltern brauche sich Pizarro nicht zu ängstigen.“ — Aber bald bemerkte der Commandant, dass er es mit einem außerordentlichen Mann zu thun habe, und wurde durch Gascas milde und versöhnliche Sprache und einleuchtende Gründe so gewonnen, dass er versprach, ihm zum guten Werke behilflich zu sein. Schwieriger war Hinojosa, der Befehlshaber von Panama, zu gewinnen. Aber auch dies gelang, und es war darum so wichtig, weil dieser die Flotte Pizarros befehligte. Von Panama aus sandte Gasca ein versöhnliches Schreiben an Pizarro, worin er ihn bei seiner Ehre als Ritter und seiner Pflicht als Vasall beschwor, die königliche Würde zu achten. Ein beiliegender Brief Karls V. lautete versöhnlich

Gasca in Nombre de Dios. — *in Panama.*

[1] Prescott, l. c. II, S. 253—262.

und wies ihn einfach an Gasca, der ihm den königlichen Willen bekannt machen werde. Andere Botschaften giengen insgeheim durch das Land und waren höchst wirksam. Pizarro ließ Pedro de la Gasca 50.000 Goldstücke anbieten, um ihn zur Rückkehr nach Castilien zu bewegen. Wie wenig kannte er seinen Mann! Sein eigener Gesandter Aldana gieng von der Kraft der Gründe bewegt zu Gasca über, und Hinojosa stellte ihm die Flotte zur Verfügung im November 1546.[1]

Verhandlungen mit Pizarro.

Und jetzt trat Gasca auf einmal mit aller Energie auf, hob Truppen aus und rüstete sich zum Kampf der Entscheidung, als Pizarro die Begnadigung verwarf. Bald merkte dieser, dass viele seiner Anhänger bereit waren, ihn zu verlassen. En Centeno überfiel in der Nacht Kuzko und sicherte die Stadt der Krone. Ein Geschwader des Statthalters erschien an der Küste und brachte Quito zum Abfall; als es im Süden erschien, gieng auch Lima zur Sache des Königs über. Die Proclamationen des letzteren machten großen Eindruck. Gonzalo sah seine Anhänger hinschwinden wie Morgennebel. Am 10. April 1547 segelte Gasca selber von Panama ab. Schreckliche Stürme hemmten die Fahrt, die Seeleute wollten zurück. „Zu sterben bin ich bereit," sagte Gasca, „nur nicht umzukehren." — Am 13. Juni 1547 landete er in Tumbez und zog von da langsam südlich, allenthalben Versicherungen der Treue für den König empfangend. Schon beschloss Pizarro, Peru zu räumen und nach Chili sich zurückzuziehen; allein Centeno versperrte ihm den Weg. So kam es zur Schlacht bei Huarina, 26. October 1547. Pizarro erlangte durch seine Büchsenschützen den Sieg. Die Mehrzahl seiner Gegner bedeckte das Schlachtfeld. Die Königlichen waren zu unvorsichtig gewesen. Selbst Pizarro bekreuzte sich über die Menge der Leichen, als er am Abend das Schlachtfeld durchritt: „Jesus, welch' ein Sieg!" Gonzalo dachte jetzt nicht mehr an den Rückzug nach Chili, sondern schlug in der Hauptstadt der Inkas seinen Sitz auf. Seine Herrschaft schien neu begründet.[2]

Huarina.

Während aber das Glück seine Thatkraft lähmte, stachelte es die des Gasca. Der schwere Schlag, der seinen Befehlshaber Centeno getroffen, entmuthigte ihn nicht. Sein Herz schien ebenso unerschöpflich an Muth, als sein Geist an Hilfsmitteln. Im März 1548 brach er nach dem Süden vor mit mehr denn 2000 Bewaffneten. Dem Pizarro hatte Carbajal vergebens gerathen, entweder sich auszusöhnen oder sich in die Berge zurückzuziehen und so den Krieg zu verlängern. Das Glück hatte Gonzalo bethört und er ließ es auf den offenen Kampf ankommen. — Das Angebot der Begnadigung auf den Fall, dass er die Waffen niederlege und sich unterwerfe, wies Pizarro im letzten Augenblick noch einmal stolz zurück.

Gasca im Süden.

Bei Xaquixaguana kamen am 9. April 1548 sich beide Heere zu Gesicht, aber nicht zum Kampf, Gasca siegte ohne Schlacht. Seine Sendboten hatten gewirkt. Zuerst ritt Cepeda, der Führer von Gonzalos Fußvolk, offen zum Heere Gascas über und ward hier freudig empfangen. Sein Beispiel wirkte ansteckend und Pizarro sah wie versteinert der Abtrünnigkeit der Seinen zu. Andere warfen ihre Waffen weg und flohen. Das Heer löste sich auf. „Was bleibt uns übrig?" fragte er den getreuen Acosta. — „Über den Feind herzufallen," antwortete dieser, „da kein anderer Ausweg ist, und

Gasca siegt.

Flucht von Xaquixaguana.

[1] Prescott, l. c. II, S. 265—275.
[2] Ibid. III, S. 276—301.

zu sterben wie Römer." — „Besser ist es, wie Christen zu sterben" — entgegnete Pizarro und lenkte gleichfalls sein Ross ins Lager der Königlichen und ergab sich Gasca.

„Meine Familie", sagte er zu Gasca auf den Vorwurf, dass er das Banner des Aufruhrs erhoben, „war es, die dieses Land eroberte, und als deren Vertreter hier fühlte ich, dass ich ein Recht auf die Statthalterschaft habe." Gasca erwiderte strenge: „Es ist wahr, dass Euer Bruder das Land erobert hat, und dafür hat der Kaiser geruht, ihn und Euch aus dem Staube zu erheben. Er lebte und starb als ein treuer Unterthan, und dies macht Eure Undankbarkeit gegen Euren Herrscher nur noch gehässiger." Carbajal wurde von seinen eigenen Leuten ergriffen und dem Sieger überliefert und behielt auch auf dem Schaffot noch seine Laune und seinen Witz. Die Häupter des Aufstandes wurden sämmtlich zum Tod verurtheilt. Pizarro fuhr in glänzendem Schmuck zur Hinrichtung; auf dem Gerüste sprach er an die Menge: „Es gibt viele hier, die durch mich und meinen Bruder reich geworden sind. Ich habe gar nichts mehr als diese Kleider und auch diese gehören dem Henker. Ich beschwöre Euch darum, Messen für mein Seelenheil lesen zu lassen, denn ich habe keine Mittel, sie zu bezahlen." — Gonzalo war der jüngste der merkwürdigen Familie und erst zweiundvierzig Jahre alt. So endeten die Eroberer Perus.[1] Gonzalos Ende.

Gasca benutzte seinen Sieg, um Peru zu beruhigen. Die getreuen Anhänger des Königs wurden belohnt, die Indianer vor Misshandlungen geschützt, Gesetz und Zucht wieder hergestellt. Ein gleichförmiges Abgabensystem ward für die Indianer angeordnet, weniger drückend, als unter den peruanischen Fürsten. Sclaverei ward nicht mehr geduldet. Solche Folgen hatte die Wirksamkeit des Las Casas, aber auch hier kostete es Blut, bis die edleren Grundsätze der Menschlichkeit siegten.

Für sich selbst verlangte Gasca nichts. Arm, wie er gekommen, kehrte er 1550 nach Spanien zurück. Gascas Größe. Ein Geschenk von 50.000 Goldstücken, das ihm, nachdem er die Statthalterschaft niedergelegt, viele der vornehmsten Ansiedler übergeben wollten, wies er mit den Worten ab, er sei gekommen, um den Frieden zu bringen, und jetzt, wo dieses gelungen, wolle er seine Sache nicht durch etwas entehren, was einen Argwohn auf die Reinheit seiner Absichten werfen könnte. Karl V. empfieng den würdigen Mann in glänzender Weise, wie er es verdiente. Hatte doch dieser einfache Priester ihm, ohne eine Armee, ein Kaiserreich wieder erobert. Gasca war kein Feldherr und siegte dennoch; er war kein großer Redner und riss doch die Geister fort in seine Bahnen; er war kein schöner, stattlicher Mann und gewann doch alle Herzen. Er war eine harmonische Natur, milde und doch entschlossen, vorsichtig und doch voll Muth, bescheiden und doch stets geleitet vom Hochgefühl seiner Sendung und der Größe seines Zieles; er hörte jeden Rath an und beschloss selbständig das Beste. Vertrauend auf den Sieg des Rechtes trat er dem

[1] Prescott, l. c. II, S. 301—333.

Sturme der Leidenschaften entgegen, wagte und siegte. Sein Kaiser war entzückt von ihm, ernannte ihn zum Bischof von Palencia, befolgte seinen Rath in den Angelegenheiten Indiens. So wurde Gasca auch in der Ferne der Wohlthäter Perus. Die Wunden, welche der Arm der Helden schlug, hat derart die Hand armer Priester geheilt, sie haben die gebeugten Herzen aufgerichtet und den Geistern edlere Gedanken eingeflößt. — Peru aber blühte unter der weisen Regierung der nächsten Statthalter (zweier Mendoza) rasch empor. —

Vergleich zwischen Peruanern und Mexikanern. Die Muyscas.

Dieses Ende nahmen die Kaiserreiche Mexiko und Peru. Gewaltsam hat Europa ihre Entwicklung unterbrochen und sie in das christliche Culturleben hineingerissen. Werfen wir noch einen Rückblick auf ihr früheres Leben!

Mexiko und Peru.

Mexiko und Peru hatten manches gemeinsam.[1]) Sie haben beide ihren Hauptsitz in den Hochländern der Cordilleren, sie erhalten Bedeutung und enden im gleichen Jahrhundert; sie nahmen beide die Bildung eines früheren Culturvolkes in sich auf, sie erhielten Anregung von weißen Männern. Bei beiden findet sich ursprünglich Sonnencult, beide verwarfen aber das unnatürliche Laster, durch welches die früheren Culturvölker entarteten. Bei beiden war ursprünglich die Knotenschrift (Quippus), und das Begraben der Leichen in sitzender Stellung im Gebrauch. Beide kennen das Eisen nicht, sie wissen aber die Bronze zu härten. Die Sprache beider entbehrt der Buchstaben b, d, f. Beide haben Reichsstraßen und Posten. Bei beiden hatte das Weib eine höhere Stellung. Bei beiden deuten Sagen auf eine Verwandtschaft mit Völkern Asiens hin, auf eine Einwanderung von Westen. Zu beiden scheinen aber Culturelemente aus dem Osten gekommen zu sein. Beide waren im Wachsen. Die kriegerische Tüchtigkeit der Azteken hätte ohne die Ankunft der Spanier noch manchen Stamm unterworfen und das Reich von Acolhua nach Norden wie nach Süden ausgedehnt. Die Inkas hätten dem Dienste der Sonne, wenn die weißen Männer ihre Arbeit nicht unterbrachen, noch manches Volk Südamerikas gewonnen, sie wären vielleicht bis dahin vorgedrungen, wo der Amazonenstrom seine Wogen in den Ocean schleudert. Vielleicht wären die Heere beider Reiche in Mittelamerika aufeinander gestoßen und hätte ein riesiger Kampf sich entsponnen oder wäre eine Verbindung wieder eingeleitet worden, die früher bestanden haben muss, die aber, wir wissen die Gründe nicht mehr, später unterbrochen wurde. Denn in Mexiko wusste man, als die Spanier dort eintrafen, nichts vom Reiche der Inkas, noch in Peru etwas von Tenochtitlan.

[1]) Wuttke, Heidenthum, I, § 182.

Beide großen Staaten bildeten aber auch einen Gegensatz. Das Leben in Mexiko ist ein hartes, das Leben in Peru mild. Unter schwerem Druck haben sich die Azteken emporgearbeitet, die Noth hat ihren Nacken gestählt, sie zur Herrschaft fähig, aber auch grausam und blutgierig gemacht. Der Kriegsgott ist ihre höchste Gottesmacht und seine Verehrung erfordert Opfer. „Die Götter haben Durst", rufen die Priester, und Tausende von Menschen werden ihm zu Ehren geschlachtet. In Peru jedoch ist die Sonne die milde Gottheit, die Licht und Segen spendet, jeden Tag ihren Weg antritt und nimmer rastet, um das Wohl ihrer Kinder zu fördern, auf die sie liebevoll immer herabschaut. Ihr werden Blumen und Früchte dargebracht; nicht schwarzgekleidete Priester heben ihr zuckende Menschenherzen entgegen, sondern schöne Sonnenjungfrauen singen ihr heilige Lieder und unterhalten ihr irdisches Gegenbild, das heilige Feuer. Schon die Gebete, die noch erhalten sind, zeigen die Düsterkeit der Azteken, das heitere Wesen der Inkas.

Wenn der Oberpriester in Kuzko opferte, sagte er: „Sieh da, was dir deine Kinder und Geschöpfe überbringen. Empfange es und sei nicht gegen sie erzürnt! Gib ihnen Leben und Gesundheit und segne ihre Felder." Meist ertönte mit dem Gebet zugleich der Gesang, weich und in Molltonart. Und mit dem Opfer war Tanz verbunden mit Instrumentalmusik; jede Provinz hatte ihren eigenen Tanz. Ein noch erhaltenes Lied an die Regengöttin lautet: Gebet des Oberpriesters in Peru.

Schöne Fürstin,
Deine Urne
Schlägt ein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnert's, blitzt's und
Wetterleuchtet's.
Doch du, Fürstin,
Dein Gewässer
Gießend regnest
Und mitunter
Hagel oder
Schnee entsendest.
Weltenbauer,
Weltbeleber,
Viracocha,
Zu dem Amte
Dich bestimmte
Und dich weihte.

Wie glühend ist dagegen das Gebet der Azteken an Huizilopotchli bei einem herannahenden Kriege:[1] „Menschenfreundlichster und hilfreichster Herr, unsichtbarer und unfühlbarer Beschirmer, durch dessen Weisheit wir geleitet werden, unter dessen Herrschaft wir leben! Herr der Schlachten! Es ist wahr und gewiss, dass ein Krieg sich naht, der Gott des Krieges öffnet seinen Muth, er hat Hunger, er will das Blut derer verschlingen, die im Kampfe fallen werden. Es scheint, dass sich freuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der sich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speise und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden sie ein Mahl von Fleisch und Blut der Sterblichen, die in diesem Kriege umkommen. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der Erde, um zu sehen, wer siegen, wer besiegt werden wird, wer tödten, wer den Tod erleiden soll. Und sie wissen es nicht, die edlen Väter und Gebet der Azteken.

---

[1] Sahagun hat es aufbewahrt. Vergl. „Ausland", 1831, S. 1027 und Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 369, 620—621.

Mütter, deren Kinder sterben sollen, es wissen es nicht ihre Geschwister und Verwandten. Es wissen es nicht die Mütter, die sie säugten. Füge es, o Herr, dass diejenigen, welche sterben, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die der Vater und die Mutter aller sind und in deren Herzen die Liebe wohnt. Du hast sie nicht getäuscht, indem du fordertest, dass sie im Kriege sterben; denn wahr und gewiss ist es, dass du sie auf die Erde sandtest, auf dass sie die Sonne und die Erde speisen mit ihrem Blute. O menschenfreundlicher Herr, Gott der Schlachten, Allherrscher, dessen Name Tezcatlipoca ist, unsichtbarer und unfühlbarer Gott! Wir flehen dich an, dass diejenigen, welche du in diesem Kriege fallen lässest, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in die Wohnung der Sonne, dass sie versammelt werden mögen zu den Helden, die in den Kriegen der Vorzeit gefallen; dort genießen sie der ewigen Freuden, sie feiern in ewigem Lobgesang unsern Beherrscher, die Sonne; sie athmen ein die Süßigkeit der Blumen voll des lieblichsten Duftes. Dies ist die Herrlichkeit, welche der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen sind. Sie berauschen sich in Vergnügungen. Sie erinnern sich nicht mehr, sie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zeiten, denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit ist ohne Ende, und die Blumen, deren Duft sie athmen, verwelken nie und nimmermehr."

Man sieht aus diesen Gebeten heraus, wie behaglich sich der Peruaner fühlt, wie der Azteke seine Seligkeit erst in das Jenseits verlegt. Dem Azteken ist die Opferung das Höchste, dem Peruaner die stille Thätigkeit, die Arbeit. Jener bringt sein Opfer auf der Höhe der Stufenpyramide, wo er dem Himmel am nächsten ist und wo am weitesten das Opfer gesehen wird; dieser im behaglichen Innern des Tempels, dessen Wände mit Gold geschmückt sind und den Morgenkuss des Lichtes zurückstrahlen. In Mexiko wird das heilige Licht auf der Brust eines geopferten Jünglings durch Reiben von Hölzern entzündet, in Peru durch das Sammeln der Sonnenstrahlen auf einem Metallspiegel. Die mexikanische Religion ist Dämonendienst, die peruanische ist ein Sonnencult, der an den Monotheismus anstreift.

Dämonendienst und Sonnencult.

Der Azteke ist geistig regsamer, er erforscht die Natur. Dem Peruaner ist in der Lehre der Kinder der Sonne schon geoffenbart, was er wissen soll. Die Priester in Mexiko haben das Jahr ziemlich sicher berechnet.

Kalenderstein.

Noch heute zeigt uns dies der berühmte Kalenderstein, von welchem der Tezkukanische Geschichtschreiber Tezozomoc erzählt, dass ihn 1478 der König Axayacatl auf der Höhe des Tempels des Huizilopotchli aufstellen ließ. „Lebensmittel und Kleider will ich den Werkleuten geben, dass sie aus den Brüchen einen passenden Stein aussuchen, und Gold, Kakao und bunte Stoffe will ich dem Bildner schenken, dass er auf ihm das Bild der Sonne eingrabe, wie sie umgeben ist von allen unsern großen Göttern." Der Stein ward im Gebirge ausgehauen und auf Rollen von 50.000 starken Männern über den Damm in die Stadt gewälzt und auf den Teocalli geschoben und in die Oberfläche eines Altares eingesenkt. Tausende wurden zur Feier geschlachtet, der König öffnete selber hundert Gefangenen die Brust und trank soviel von ihrem Blute und aß soviel von ihrem Fleische, dass er daran starb. Nach der Zerstörung des Tempels 1521 ward der Kalenderstein auf dem Marktplatz aufgestellt, bis

ihn der Bischof Montufar aus Abscheu vor den Greueln, an die er erinnerte, vergraben ließ. 1790 wurde er bei der Ausbesserung des Palastes wieder gefunden und in den Sockel eines der Thürme der Kathedrale eingemauert. Der Astronom Leon y Gama in Mexiko wollte die Bestimmung der Tag- und Nachtgleiche darauf finden und daſs die Azteken die Kugelgestalt der Erde und damit unser ganzes modernes Sonnensystem gekannt hätten, hat aber seine Behauptungen nicht zu beweisen vermocht. Richtiger hat ihn Professor Valentini gedeutet.[1]) Der große Kopf in der Mitte ist Atonatiuh, der Sonnengott, aber nicht als das strahlende Gestirn, sondern nur den Schöpfer, den Geber, den Theiler der Zeit, als das älteste Wesen darstellend, das existiert. Darum sind seine Augenhöhlen tief eingesenkt und die schärfsten Züge des Alters seinem Antlitz eingegraben. Umgeben ist dieses Antlitz von den Zeichen der vier Weltalter. Der Tiger stellt hier die Zerstörung der Welt durch Krieg dar, das Krokodil die Zerstörung der Welt durch Sturmwinde, der Kopf des Regengottes Tlaloc Zerstörung durch Flut. Der Kopf des Mannes (Koxkox) und der Frau, die allein sich retteten, ist sichtbar. Um diese Bilder schließt sich ein Ring, welcher die Zeichen der zwanzig Tage des Monats enthält. Der erste Tag heißt Cipac — nach dem Astronomen, welcher fünf Tage zu den 360 des alten Kalenders hinzufügte, der zweite Ehecatl (dargestellt durch den Krokodilkopf), der dritte Kalli (dargestellt durch ein Haus), der vierte Quetzpalin (dargestellt durch eine Eidechse), der fünfte Cohuatl (dargestellt durch eine Schlange), der sechste Miquitzli (durch einen Todtenkopf), der siebente Mazatl (Hirsch), der achte Tochtli (Kaninchen), der neunte Atl (Wasser), der zehnte Itzquintli (Hund), der eilfte Ozomatl (Affe), der zwölfte Malinalli (Schlingpflanze), der dreizehnte Acatl (Rohr), der vierzehnte Tecuan (Tiger), der fünfzehnte Cozcaquauhtli (Königsgeier), der sechzehnte Quauhtli (Adler), der siebzehnte Ollin (Weltzerstörer), der achtzehnte Tecpatl (Opfermesser), der neunzehnte Tlaloc (Regengott), der zwanzigste Xochitl (Blume). Der nächste Kreis enthält lauter kleine Quadrate mit je fünf Punkten, den Anzeichen der mexikanischen Woche; zählt man diese Punkte zusammen und füllt man den Raum aus, welcher durch vier große Zeiger verhüllt ist, welche die vier Weltgegenden bedeuten, so erhält man die Zahl 260. Gerade so viel Tage enthält die Mondrechnung, Meztli Pohualli, der Mexikaner. Die noch zum Sonnenjahr (Tonalpohualli) fehlenden 105 Tage enthält der nächste Kreis. Darauf kommt in einem neuen Kreise eine Huldigung für den Regengott Tlaloc, Wolken, aus denen Regentropfen auf beackertes und besäetes Erdreich fallen. Der letzte Kreis ist aus 24 Bildern gemacht, von denen jedes einzelne das Sinnbild ist für ein aztekisches Säculum, das heißt 52 Jahre; der ganze Kreis deutet 1248 Jahre an; da nun oben das Jahreszeichen für 1479 unserer Zeitrechnung angegeben ist, würde also dieser äußerste Kreis den Anfang der nationalen Ära der Azteken bis auf das Jahr 231 zurückstellen.[2])

Deutung. Zeitgott. Monatstage. Jahresberechnung. Ära.

Die Peruaner brachten es nur zur Knotenschrift, die Azteken aber zur Bilderschrift. Sie handhabten keine phonetische, wohl aber eine ausdrucks-

Bilderschrift.

[1]) Vortrag über den mexikanischen Kalenderstein, gehalten von Professor Valentini, am 30. April 1878 in „Republican Hall“ vor dem deutschen ges. wissenschaftlichen Verein. New-York 1878.

[2]) Valentini, l. c. S. 31. Eine Photographie des Steines findet sich nebst einer englischen Übersetzung vom Vortrage Valentinis in dem S. 266 genannten wertvollen Werke von Stephen Salisbury. Worcester 1877.

volle Bilderschrift. Sie griffen sogleich zu Pinsel und Farbe und stellten einen Gegenstand in seinen charakteristischen Zügen dar. Um richtige Vertheilung von Licht und Schatten, um Schönheit war es ihnen dabei nicht zu thun, wohl aber um möglichste Deutlichkeit. Nach und nach kam man, um alltäglich wiederkehrende Handlungen zu bezeichnen, auf übliche Formen; Gehen z. B. ward durch Fußtapfen ausgedrückt, die von einer Person bis zu einem Hause reichen, Sprechen durch eine Flocke, die vom Munde der sprechenden Person reicht, Singen durch eine größere Flocke, die in Takte abgetheilt ist, die Eroberung einer Stadt durch ein Haus, aus dessen stürzendem Dach eine dreigezackte Flamme bricht, daneben malten sie das Wappen der Stadt, um welche es sich handelte. Um diese Schrift zu verstehen, musste man die Geschichte, die Götterlehre, die Natur, die Sitten und Gebräuche des Landes kennen. Gewisse Bilder sind rein conventionell; so wird der Begriff Jahr durch einen zu einer Schleife gewundenen Strick ausgedrückt. Zur phonetischen Schrift wie die Ägypter haben es also die Azteken nicht gebracht.

Gemälde. Übrigens hören wir, dass auch die Peruaner Bilder hatten, dass die Amautas den Unterricht in der Geschichte des Landes nicht bloß durch Lieder, sondern auch durch Gemälde unterstützten. Am großen Sonnenfeste wurden die Gemälde aufgestellt, auf denen die großen Thaten abgebildet waren, die schon im Dienste der Sonne verrichtet worden waren. Die Spanier reden sogar von einer Buchstabenschrift, die einst in Peru im Gebrauche gewesen, aber verboten worden sei, weil sie mit der früheren Religion in Verbindung stand, ein Amauta sei ihretwegen sogar lebendig verbrannt worden. Die Knotenschrift (Knotenschrift.) ist jetzt noch einzelnen Indianern bekannt, sie halten aber ihr Wissen vor den Europäern geheim. Bei den Araucos waren die Landesgesetze, Admopu, in Knotenschrift abgefasst, sie war in Chili in Gebrauch, in ganz Centralamerika, bei der Urbevölkerung von Mexiko hieß die Knotenschrift Nequehualtzitzin. Die Hirten in den Cordilleren bedienen sich heute noch der Knotenschnüre zu Listen über ihre Herden. Da sie in Sina, in der Tatarei einst in Gebrauch war, deutet sie eine Einwanderung aus Ostasien an. Man malte in Peru auf die Blätter des Bananenbaumes, auf Pergament und Stein.

Alte Cultur. Dass Cultur in Peru schon vor den Inkas bestand, beweist der Umstand, dass sie das Lama schon gezähmt vorfanden, beweisen die Ruinen aus vorinkaischer Zeit, die Bauwerke von Tiapuanaco am Titikakasee, welche bestanden, „ehe die Sonne die Erde beschien", die Bauten von Tampo, Truxillo, Cuelap, Teat Huanuco, deren Pracht und Stärke von den Reisenden gerühmt werden.

Quito. In Quito bestanden vor der Eroberung durch Huayna Kapak Sonnendienst, Tempel mit Kunst gebaut, für Sonne und Mond, Sonnensäulen, goldene Bilder der Sonne und silberne des Mondes. Die Kriegsgefangenen und die menschliche Erstgeburt wurden geopfert. Die Menschenopfer wurden durch die Dynastie der Scyri beschränkt, die in ihrem letzten Herrscher dem Inka erlag. Auch die Inkas (Menschenopfer.) vermochten die Menschenopfer nicht vollständig auszurotten. — Wenn der Inka gefährlich krank wurde, so opferte man einen seiner Söhne und bat den Sonnengott, den Tausch anzunehmen. Beim Regierungsantritt eines Inka wurden Kinder geopfert, 200 nach der einen, 1000 nach der anderen Angabe. Das Verbrennen der Witwen des Inka ist eigentlich doch auch ein Opfer. Weigerung ward wie Ehebruch betrachtet.

Zahl der Inkas. Die Listen der Inkas sind nicht gleich. Garcilasso de la Vega zählt vierzehn auf und gibt ihnen im ganzen 400 Jahre, während andere sogar

550 Jahre. Lange und eifrig haben sie jedenfalls gewaltet, man sieht es aus der großen Anzahl von Staaten, welche sie unterworfen haben; es waren nicht weniger als 78, denn so viele Kapellen hatte der Tempel in Kuzko, in welchem die Götter der unterworfenen Stämme aufgenommen waren. Es war eine lange, ernste, beharrliche Arbeit, an einen Glauben, an eine Sprache, an stete Arbeit diese verschiedenen Völker zu gewöhnen. Es liegt etwas Großes in diesem Staat, in dem es keine Bettler, keine Müßiggänger, keine Schwindler gab, in dem jeder sein Stück Land hatte und für die Bedürfnisse eines jeden gesorgt, das durch den Fleiß seiner Bewohner ein fortlaufender Garten, das im Frieden stets zum Kriege gerüstet war und das doch im Kriege nur an den Frieden dachte, dessen Herrscher jährlich, um die Arbeit zu ehren, vor dem versammelten Volke pflügte und dessen ganze Regierung im Kriege wie im Frieden doch nur darin bestand, die Verehrung der großen Gottheit zu verbreiten, die Zahl der Sonnendiener zu vermehren. Nie bestand ein mehr centralisierter Staat als Peru, nie waltete ein Herrscher unumschränkter als der Inka; er war Kaiser und Papst in einer Person, sein Befehl war der Wille der großen Gottheit. In diesem Absolutismus liegt die Stärke und die Schwäche des Reiches. Die individuelle Regsamkeit war erstickt. War aber einmal der Inka gefangen, wie durch Pizarro, so war der ganze Staat gebunden. In Mexiko war die Freiheit des Einzelnen weniger beschränkt, und der Einzelne darum kräftiger. Der Herrscher wurde gewählt. Als Montezuma die Ehre der Nation zu verhöhnen schien, wurde er verwundet. Wie leicht sank der Staat der Inka vor den Spaniern zusammen, welchen Widerstand leisteten ihnen nicht die Azteken! — Wären die Europäer nicht erschienen, wären die Peruaner und Azteken in Mittelamerika aufeinander gestoßen, so wäre ohne Zweifel den Azteken der Sieg zutheil geworden, weil sie in harter Noth gestählt, freiheitlich entwickelter, kräftiger, düsterer, ernster, ausdauernder und listiger waren.

Ihre Leistung.

Es gab aber noch andere Stämme, die inmitten von ganz verwilderten Völkern einen nicht unbedeutenden Grad von Cultur besaßen. So standen die Muyscas geistig und sittlich hoch, obschon umgeben von Stämmen, die mit vergifteten Pfeilen schossen, die Menschenfleisch verzehrten und Fetischdiener[1]) waren, denen nach dem Ausdruck des Herrera[2]) „irgend etwas Ungewöhnliches in der Natur, irgend etwas merkwürdig Scheinendes Gegenstand der Verehrung wurde, weil sie in solchen Dingen einen Gott vermutheten; schädlichen Thieren erwiesen sie eine Verehrung, damit sie ihnen nicht schadeten, wohlthätige Einflüsse beteten sie an, um ihre Fortdauer zu erlangen", denn der Mensch in diesem Zustand faßt die Wirkungen der Natur nur in ihrer

Muyscas.

Fetischdienst.

[1]) Fetisco ist ein portugiesisches Wort und bezeichnet den Zauberklotz der Neger an der Westküste von Afrika.

[2]) Herrera, Historia General de las Indias Occidentales, V, cap. 44.

Vereinzelung auf und erfaſst die in den einzelnen Dingen wirkenden göttlichen Kräfte.

Wie staunten die Spanier, als sie unter Don Gonzalo Ximenes de Quesada nach langem Marsch durch Urwälder und schwerem Kampf mit wilden Stämmen 1537 in das Land Cundinamarca auf der Hochebene Bogota, zum Volke der Muyscas oder Mozcos gelangten,[1]) zu einem ackerbautreibenden Volke, welches seine Felder mit Mais und Kartoffeln fleiſsig bepflanzte, die Chichasprache redete, zahlreiche Heere ins Feld stellte, in zwei Staaten unter je einem Könige lebte, der von vier Kurfürsten gewählt war, aber nur ein geistliches Oberhaupt mit dem Sitze in Iraca hatte, während der eine König, der Zaque hieſs, in Tunja hauste, der andere, der Zippa genannt wurde, in Bogota. Solch ein König waltete ziemlich unumschränkt, er war von einem vornehmen Gefolge begleitet, welches ihm den Weg reinigte und mit Blumen bestreute, wenn er in einer mit Gold und Edelsteinen geschmückten Sänfte sich einhertragen lieſs. Der Lehensadel war von der Krone völlig abhängig. Das Volk trug baumwollene Kleider, betrieb neben dem Ackerbau eifrig die Baumwollspinnerei und -Färberei, verstand aus Baumwolle bunte Blumen zu verfertigen, Goldarbeiten zu liefern, mit denen es einen schwungreichen Handel trieb. Daher kam der Name Eldorado. Auch Salz verkauften die Muyscas an das Ausland und Gefäſse und Bilder aus Thon. Ihre Cultur bezeichnet, daſs sie einen dreifachen Kalender, ein priesterliches Jahr mit siebenunddreiſsig Monaten, ein bürgerliches mit zwanzig Monaten und ein landwirtschaftliches mit zwölf bis dreizehn Monaten, auch einen Kalenderstein besaſsen. In einem Cyklus von fünfzehn Jahren wurden alle Abweichungen der verschiedenen Jahre ausgeglichen und diese Ausgleichung bildete das Hauptfest der Nation, das mit einem Menschenopfer begangen wurde. Der hiefür bestimmte Knabe wurde je aus einem bestimmten Dorfe, heute Juan de los Llanos, seinen Eltern weggenommen, weshalb er den Namen Guesa, d. h. der Heimatlose trug, und stellte den Gott und diesen fünfzehnjährigen Cyklus dar, daher er auch den Namen Quihica, Durchgang aus der alten in die neue Zeit,[2]) führte. Bis zu seinem zehnten Jahre wurde dieser Knabe im Sonnentempel zu Sogamozo auferzogen, dann in den andern Städten, wo ihr Gott Boschika während seines irdischen Daseins verweilt hatte. Im fünfzehnten Jahre wurde er im Festzug auf einen runden Platz geführt, dann an die in dessen Mitte stehende Sonnensäule gebunden und mit Pfeilen erschossen. Dann riss man ihm das Herz aus dem Leibe und brachte es dem Sonnengotte dar, das Blut aber wurde in heiligen Gefäſsen gesammelt.

(Margin: Eldorado. — Kalender. — Guesa.)

Der Sonnendienst war also Mittelpunkt dieser Religion; er bestand hier schon in uralter Zeit, aber mit vielen Menschenopfern; der Gott hieſs Fomagota. Die Muyscas waren damals noch Wilde, ohne Landbau, ohne Religion, ohne Sitte, ohne Staat. Da erschien ein bärtiger Greis, Botschika — auch Nemquetheba genannt und Zuhe — der die Wilden lehrte, Kleider zu tragen, das Land zu bebauen, die Götter zu verehren, den Staat zu bilden.

---

[1]) Quesadas Bericht an Karl V. ist bei Ternaux-Compans abgedruckt. Piedrahita, Bischof von Panama, handelt über sie in den zwei ersten Büchern seiner „Historia general de la conquista de la nueva Granada“. — Dann Humboldt in seinen „Monuments des peuples indigènes de l'Amérique“ und im ersten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift“, 1839.

[2]) Wie Janus von Janua.

Sein blendend schönes, aber boshaftes Weib, das sein heilsames Wirken zu stören trachtete, verjagte er von der Erde und verwandelte es in den Mond. Er brach dem Wasser Bahn und legte das Land trocken, führte den Sonnendienst ein und zog sich nach einem Leben von 2000 Jahren zurück. — Wir haben also hier wie in Peru ursprünglich Verehrung der Elemente, aber Menschenopfer, unnatürliche Laster und dann eine Reform in der Art eines edleren Sonnendienstes. Das Leben wird sittlicher und nur alle fünfzehn Jahre wird ein Mensch, der den Lauf der Sonne und den Hingang des Gottes darstellt, geopfert.[1])

So viel von den Culturvölkern Amerikas. Dass sie nicht wie die Rothhäute Nordamerikas untergiengen, haben sie der katholischen Kirche zu verdanken, die heldenmüthig das Menschenrecht vertheidigte[2]) und dem edlen Kaiser Karl V., der die Menschenrechte zu ehren gebot. Diese seine Verfügung ist eines der schönsten Blätter im reichen Ruhmeskranze der Habsburger.

---

[1]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 415—438.

[2]) Über die andern Stämme Südamerikas vergl. den späteren Abschnitt „Die Missionen".

Die erste Erdumsegelung. — Spanier und Portugiesen in Ostasien.

Magalhaes. Indessen war der Versuch einer Erdumsegelung schon gelungen. Ein Portugiese, Fernao del Magalhaes (sprich Magaliängs), hatte unter Almeida und dem großen Albuquerque in Ostindien, dann in Afrika seinem Vaterlande Dienste geleistet, hatte sich aber, durch Anklagen und Verweigerung einer seinen Diensten entsprechenden Belohnung gekränkt, 1517 nach Spanien begeben, und mit seinem Vorschlag einer Fahrt nach den Gewürzinseln um Südamerika herum bei Karl V. Gehör gefunden. Las Casas erzählt: „Magalhaes brachte eine zierlich gemalte Erdkugel mit, worauf alle Küsten angegeben waren, nur dass er absichtlich die Räume in der Nähe seiner Meerenge unausgefüllt gelassen hatte, damit nicht etwa sein Geheimnis ihm veruntreut würde. Ich befand mich an jenem Tage und zu jener Stunde im Cabinete des Reichskanzlers, als der Bischof Fonseca diese Erdkugel brachte und darauf den Weg bezeichnete, den Magalhaes einschlagen wollte. Ihn selbst habe ich dann bei einem späteren Gespräch um seinen beabsichtigten Curs befragt. Er werde, gab er mir zur Antwort, zuerst das Cabo Santa Maria aufsuchen, welches wir jetzt den Silberstrom Rio de la Plata nennen, und dann der Küste so lange folgen, bis er auf eine Meerenge stoße. — ‚Aber,‘ setzte ich hinzu, ‚wenn sich keine solche Meerenge findet, wie wollt Ihr dann in die Südsee gelangen?‘ — ‚Wenn ich keine Meerenge entdecke, dann werde ich denselben Weg einschlagen wie die portugiesischen Ostindienfahrer.‘“ [1]) — Magalhaes stellte vor, die Molukken lägen jenseits der portugiesischen Demarcationslinie, und Karl V. gieng mit Eifer auf seinen Plan ein. Fünf Schiffe mit 250 Mann stellte er ihm zur Verfügung, versprach durch Vertrag vom 22. März 1518, dass innerhalb zehn Jahren kein anderer Entdecker den von ihm gewählten Pfad betreten dürfe, ferner den zwanzigsten Theil der reinen Kron-Einnahmen von den künftigen Besitzungen, den fünften Theil vom Reingewinn der ersten Fahrt, erblichen Titel und Rang eines Adelantado oder Statthalters.

Vertrag mit Karl V.

[1]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, IV, Cap. 3.

Am 21. September 1519 stach Magalhaes in See; als Ausländer, als Portugiese insbesondere, hatte er wie einst Columbus die Stimmung der spanischen Seeleute gegen sich, aber er war rücksichtsloser als der große Genuese und unbarmherzig in der Niederwerfung der Widerspenstigen. Im Februar 1520 ward der La Platastrom erreicht und dann langsam auf Entdeckungen an der Küste nach Süden gesteuert. Am 31. März wurde bei Puerto de San Julian gehalten, dort beschloss der Admiral zu überwintern. Am 22. Mai strandete eines der Schiffe am Flusse Santa Cruz. Man kam mit Patagoniern in Berührung. Am 31. October wurde das Cap der 11.000 Jungfrauen entdeckt, man fand eine Bucht und untersuchte sie — es ist die Magalhaensstraße zwischen der Südspitze Amerikas und dem Feuerland, oft nur ein schauerlicher Engpass zwischen ungeheueren Felsenwänden. Ein Schiff, das auf Untersuchung des Golfes abgesendet, bei seiner Rückkehr Magalhaes nicht mehr traf, kehrte hier nach Spanien um. Am 23. November erreichten die andern drei Schiffe die Mündung der Meerenge in die Südsee. Hierauf ward an der Westküste Südamerikas nordwärts gesteuert bis in die Nähe der Insel Juan Fernandez, wo dann ein nordwestlicher Curs beibehalten wurde. Am 4. Februar stieß man auf eine Insel der Marquesasgruppe, am 6. März war man bei den Ladronen oder Diebsinseln, welchen Namen ihnen das Schiffsvolk wegen der Frechheit der olivenfarbenen, nackten Eingebornen gab, die sogar die Barke eines Schiffes stahlen. Am 9. März ward die Surigaogruppe erreicht, am 7. April die Insel Cebu, deren Radscha nicht bloß einen Handelsvertrag und Gastfreundschaft gewährte, sondern auch mit vielen seiner Unterthanen sich taufen ließ und Karl V. den Lehenseid schwor. Dafür zwang Magalhaes die vier anderen Häuptlinge der Insel, dem Radscha zu huldigen. Von einem Häuptling der Insel Mactan kam die Einladung, die anderen Radschas zu unterwerfen. Vergebens warnte der Radscha von Cebu vor Verrath. Magalhaes fuhr mit siebzig Spaniern und 1000 Kriegern von Cebu nach Mactan. Tollkühn landete der Admiral mit den Spaniern allein, wurde mit Übermacht angegriffen und beim Rückzug nach den Booten durch einen Speerstich in den Kopf getödtet. Die Niederlage änderte die Gesinnung der Cebuaner, welche zweiundzwanzig Spanier bei einem Mahle verrätherisch ermordeten.[1])

Umschiffung Amerikas.

Magalhaesstraße.

Im stillen Meer.

Cebu.

Magalhaes' Tod.

Juan Carvalho übernahm jetzt die Führung: ein Schiff wurde in Brand gesteckt, weil die Mannschaft nur noch für zwei ausreichte, und Cebu verlassen. Am 8. Juni ward der Hafen Bruni auf Borneo erreicht, am 29. Juli aber aus Furcht vor einem verrätherischen Angriff der Schiffe des mohammedanischen Radscha wieder verlassen. Am 8. November kamen die Spanier — jetzt nur noch 180 Mann stark — zur Insel Tidori. Der Radscha, unzufrieden mit den Portugiesen, nahm die Spanier gut auf, versah sie nicht bloß mit Gewürznelken, sondern schwor Karl V. den Lehenseid, wofür ihm aber die Fremden Ternadi unterwerfen sollten. Wie staunten die Spanier über den Naturreichthum dieser Insel, wo jetzt der Kaffeebaum wie die Baumwollstaude, das Zuckerrohr wie der Cacao, Pfeffer wie der Muscat gedeiht, die Sagopalme eine gute Nahrung liefert und steter Wohlgeruch die Luft erfüllt. Reich beladen verließen am 18. December 1521 die zwei Schiffe die molukkischen Inseln. Ein Leck zwang eines der Schiffe umzukehren, es sollte Panama aufsuchen.

Die Gewürzinseln.

[1]) Peschel, l. c. IV, Cap. 3, S. 614—645.

Heimkehr. So konnte also nur ein Schiff den Heimweg um Afrika herum wagen: es erreichte am 26. Januar 1522 Timor, am 18. März die Felseninsel Neuamsterdam, am 20. Mai das Cap der guten Hoffnung, am 9. Juli die cap-verdische Insel Santjago, hatte aber nur noch dreißig Spanier, fünfzehn waren dem Hunger erlegen. Am 6. August 1522 wurde der Hafen San Lucar de Barrameda, von wo man ausgefahren war, erreicht, aber es waren nur noch 13 Europäer und 6 Asiaten. Barfuß und im Hemde zogen sie nach der Kathedrale von Sevilla, um Gott zu danken. So große Opfer kostete die erste Umsegelung der Erde. Karl V. war nicht geizig in Ertheilung von Ehren und Geschenken.

Streit um die Molukken. Papst Alexander VI. hatte einst eine Demarcationslinie gezogen und Spanien mit Portugal am 7. Juli 1494 einen Vertrag geschlossen, nach welchem ein Mittagskreis 100 Leguas westlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges als Scheidelinie für die Entdeckungen der beiden Flaggen gezogen wurde: alles Land westlich von dieser Linie sollte der Krone Castilien, alles Land östlich der Krone Portugal zufallen. Nun waren die Portugiesen von Westen, die Spanier von Osten nach den Molukken gekommen und jeder Theil behauptete, sie lägen in seinem Gebiete.[1])

Cap Horn. Karl V. sandte 1525 ein neues Geschwader von sieben Segeln unter Loaysa ab; man sah, dass beim Cap Horn das Land ein Ende habe, wandte sich aber doch wieder durch die gefährliche Magalhaes-Straße durch und erreichte 31. December 1526 Tibori. Spanier und Portugiesen stritten miteinander und die Eingebornen benutzten diesen Zwiespalt, um in ihren inneren Kämpfen sich durch europäische Hilfe zu verstärken. Eine unerquickliche Geschichte von Kämpfen und Umtrieben beginnt, die erst ihr Ende 1529 durch den Vertrag von Saragossa erreichten. Karl V. verzichtete hier für 350.000 Ducaten nicht bloß auf die Molukken, sondern auf sämmtliche Inseln und Länder sieben Grade östlich von dieser Gruppe. Ein internationales Schiedsgericht, bestehend aus je drei Juristen, drei Astronomen und drei Seeleuten, hatte sich seit 1524 in Ribera vergebens abgemüht, die engere Scheidelinie zwischen portugiesischen und spanischen Besitzungen zu finden. Man stritt, welch einen Meilenwert ein Grad habe, man verstand noch wenig, die Längenbestimmung eines Ortes zu treffen, östliche und westliche Abstände zu bestimmen, ja nicht einmal genau anzugeben, wie weit man in einer angegebenen Zeit zu Schiffe gekommen. Jede Partei brachte andere Seekarten vor. Der Vertrag zerhieb den gordischen Knoten.[2]) —

Vertrag von Saragossa.

---

[1]) Washington Irving, Columbus, l. 5, Cap. 8. — Navarrete, l. c. II, Nr. 75.

[2]) Peschel, l. c. IV, Cap. 4.

Die glückseligen Inseln.

Bei den Entdeckungen der Portugiesen und der Spanier wurden die Kanarien bedeutsam, eine Inselgruppe im atlantischen Ocean, der Westküste von Afrika gegenüber, aus sieben bewohnten und dreizehn unbewohnten Eilanden vulcanischen Ursprunges bestehend, mit einer Oberfläche von 151 Quadratmeilen und 258.000 Einwohnern. Die bewohnten Inseln heißen: Teneriffa, Gran-Canaria, Palma, Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Ferro; sie sind äußerst fruchtbar, haben ein mildes, durch die Seeluft gekühltes Klima, sind reich an Früchten der gemäßigten und heißen Zone und geschmückt mit aller Pracht südlicher Natur. Sie waren schon den Alten bekannt und hießen bei ihnen wegen ihrer Schönheit, Fruchtbarkeit und des stillen Friedens ihrer Landschaften mitten im stürmischen Ocean die Glückseligen Inseln. Unleugbar waren sie den Tyriern und Karthagern bei ihren Fahrten von Spanien an die Küste Westafrikas von Nutzen. Ihre ersten Bewohner waren Numiden oder Berbern.[1]) Sertorius wollte sich dahin zurückziehen; sie gaben vielleicht die Anregung zu den Sagen von der Insel Atlantis, von der Insel Antiglia. Später gieng aber die Kunde von ihnen verloren; in der Gothenzeit Spaniens muss man aber noch von ihnen gewusst haben: sieben gothische Bischöfe sollen nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera über das Meer nach den Inseln geflohen sein und sieben Bisthümer gegründet haben. Im zwölften Jahrhundert fuhren acht arabische Seefahrer von Lissabon auf Entdeckung aus, kamen an die Azoren, Madeira und eine der kanarischen Inseln. Der Bericht über ihre Fahrten findet sich bei Edrisi,[2]) sie haben bei ihm den Namen Maghrurin, „die Waghälse“.

Professor Friedrich Kunstmann macht die wahre Bemerkung,[3]) dass die geographische Wissenschaft bei den Arabern mehr ausgebildet wurde, als im christlichen Abendlande, denn die Erdkunde habe dort die Verbindungen des Handels wie den Inhalt einzelner Reisebeschreibungen nicht nur genau verzeichnet, sondern auch fleißig bearbeitet, so dass schon Edrisi Flandern genauer kannte, als manche christlichen Geographen. „Im christlichen Abendlande wurden manche Verbindungen des Handels geheim gehalten, die Wissenschaft stand selbst den Bekannten ferne und nahm die Werke einzelner Reisenden in ihren Bereich nicht auf. Selbst von den bestunterrichteten Männern jener Zeit wurden die Werke Marco Polos, denen erst die neuere Zeit die gebürende Anerkennung zutheil werden ließ, nur mit Misstrauen gelesen. Mit demselben Misstrauen scheint man auch die geographischen Werke der Araber betrachtet zu haben, denn während die

[1]) Vergl. Bd. I, S. 434 f., 437, 494, 610; Bd. II, S. 763 dieses Werkes.

[2]) Dozy et Goeje, Description de l'Afrique et de l'Espagne par Edrisi. Leyde 1866.

[3]) „Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen.“ Festrede in der Akademie zu München, 29. März 1853.

Zeitgenossen mit besonderer Vorliebe die astronomischen und astrologischen Werke der Araber aufnahmen, ihre mathematischen, medicinischen und philosophischen Schriften oft und fleißig benutzten, selbst ihre Karten gebrauchten, wurden die geographischen Werke, wenn sie auch wie die eines Edrisi und Abu Obaid im Abendlande verfasst waren, vernachlässigt und einer ebenso unrühmlichen als unverdienten Vergessenheit übergeben."

Wandschen. Erinnerungen an die Inseln erhielten sich aber unter den Berbern, und kühne Seeräuber besuchten sie hin und wieder, um Menschen zu fangen und dann auf den Sclavenmärkten zu verkaufen; denn die Bewohner waren schön, stark, begabt und anstellig, und als Diener sehr gesucht. Dies geht aus der Geschichte Bethencourts hervor. Guanchen (ausgesprochen Wandschen) nannten sie sich, man hat dieses Wort als Vandalen, Vandilen ansehen wollen; sie sind aus einer Mischung flüchtiger Vandalen mit den Urbewohnern entstanden, denn auf germanische Blutmischung weist vieles hin: die Schädelbildung, die weiß-röthliche Gesichtsfarbe, das glatte blonde oder braune Haar, ihr Staatswesen, ihre Rechtsgebräuche, die Reinheit ihrer Sitten. Leider haben wir außer einzelnen Namen kein Sprachdenkmal mehr von ihnen, die Race ist ausgestorben; einzelne Namen hat man mit der gothischen Sprache erklärt.[1]) Ihre Sprache scheint eine Mischung germanischer und berberischer Stämme gewesen zu sein. Ein helles Licht auf sie fiel erst 1402—1407 durch den Unternehmungsgeist Bethencourts, eines Edelmannes in der Normandie.[2])

Auf seinem Schlosse Grainville in der Normandie ließ sich Johann von Bethencourt, Ritter und Kammerherr König Karls VI. von Frankreich, durch den Franciscaner Peter Bontier und den Weltpriester Johann Leverrier oft aus alten Büchern vorlesen. Da hörte er von den Glückseligen Inseln und entschloss sich, sie aufzusuchen, die Bewohner zu Christen und sich selbst einen großen Namen und Stand in der Welt zu machen. Er sprach mit Freunden und Bekannten von seinem Plane, und acht thatendurstige Normannen beschlossen, an dem Unternehmen theilzunehmen, Ruhm und Reichthum dabei zu erwerben, namentlich der reiche Gadifer de la Salle: sie verkauften oder verpfändeten ihre Höfe und Güter, Bethencourt seine ganze Herrschaft, um Geld für das Unternehmen zu bekommen. In La Rochelle wurde ein Schiff ausgerüstet, wurden Matrosen geworben und zwei kanarische Sclaven Alonso und Isabella als Dol-

[1]) So Löher, Bd. II, S. 170—171 seiner wertvollen „Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde": Die Unterwerfung der Vandalen durch Belisar gieng in so raschen Schlägen vor sich, dass gewiss Theile dieses Volkes ihr Heil in der Flucht suchten. Der Engländer Shaw glaubte ja in den Kabylen des Berges Aureß, die dunkelgelbes Haar und weiße Haut haben und die Stirne mit dem Kreuze bezeichnen, obschon sie Mohammedaner sind, Abkömmlinge der Vandalen vor sich zu sehen. Die Vandalen waren tüchtige Seefahrer, Herren des Mittelmeers, das ja einst von ihnen Wendelsee hieß. Warum sollen sie in Südspanien nicht von Inseln im Westen gehört haben? Fuhren ja die phönikischen Handelsherren in Cadix, die den Römern ihre Seegeheimnisse verschwiegen, um Afrika herum noch in der Zeit des Augustus. Vergl. Bd. I, S. 434—437, 446—447; Bd. III, 593, 660—673, dieses Werkes. — Alfredi Orosius, ed. Thörpe, cap. 1.

[2]) Löher hat auf ihn zuerst aufmerksam gemacht in der „A. A. Zeitung", dann in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Völkerkunde", I, 65—263.

metscher gekauft, und am 1. Mai 1402 stach das Schiff in die See mit 200 Mann Kriegsvolk und 80 Matrosen. Zuerst wurde in Cadix gehalten, von da musste aber Bethencourt nach Sevilla, da er des Seeraubes angeklagt war, wo er sich glücklich vertheidigte. Während seiner Abwesenheit brach Zwist unter seinen Leuten aus. Hundert Mann und ein Drittel der Matrosen liefen davon, da sie nicht verhungern wollten; auch die junge Ehefrau Bethencourts hatte keine Lust mehr, Königin der Insulaner zu werden, sie blieb in Cadix zurück; man muss ihnen vieles gegen das Unternehmen gesagt haben. Bethencourt aber blieb fest. Im Juli erreichte er die Insel Graciosa und landete in einem günstigen Hafen. Gegenüber sah er Lanzarote, das ihm groß erschien wie Rhodus; er fuhr hinüber. Ein Haufen Bewohner wollte ihm die Landung verwehren, er fiel über sie her und sie flohen ins Innere. Bethencourt folgte; er sah Gerstenfelder, herrliche Weiden, Brunnen und Cisternen voll Wasser, Wohnungen aus Steinen mit ganz engen Eingängen. Die Eingebornen flohen, weil sie von Fremden oft überfallen, verwundet, und gefangen in die Schiffe gebracht wurden; sie hatten nicht Schwerter, nicht Armbrüste, während sie nur mit Steinwürfen und hölzernen Lanzen sich wehren konnten, die im Feuer scharfgebrannt waren. Die Franzosen beschlossen, ein Lager aufzuwerfen und zu befestigen und die Insel nicht zu verlassen, bis die Einwohner wieder erschienen. Diese kamen denn auch, als sie sahen, dass die Fremden nicht gewöhnliche Räuber seien, ihr König Wadarfia verlangte Waffenstillstand und eine Besprechung mit dem Anführer. Sie ward bewilligt: der König kam mit seinem Gefolge, Bethencourt mit seinen Officieren — jener hatte eine Art Bischofsmütze auf, geschmückt mit Perlmuscheln. Die Männer trugen langes Haar und Mäntel von weichen Thierhäuten, die bis an die Kniekehlen giengen und am Saume Stickereien zeigten. Den Bart hatten sie in die Spitze gezogen, auf dem Kopfe hatten sie eine Haube mit drei Federn über der Stirn. Die Frauen waren viel schöner, sehr schamhaft, giengen in Mäntel gehüllt, die sie auf der Erde schleppten, und trugen statt der Hauben gefärbte Stirnbinden.[1]) Zwei Parteien waren da: die eine unter Asche wollte Kampf auf Leben und Tod gegen die Fremden; die andere, an deren Spitze der König Wadarfia stand, ein Schutz- und Trutzbündnis mit den mächtigen Fremden. Friede und Freundschaft wurde geschlossen und den Eingebornen Schutz gegen die Seeräuber versprochen, worauf die Wandschen zutraulich und fröhlich wurden und den Franzosen alles brachten, was sie nur wünschten, selbst Steine, Holz und Lehm zum Bau der Festung. Nun war auch der Weg gebahnt für die beiden Geistlichen, welche Bethencourt von seinem Schlosse mitgebracht hatte; sie predigten die Lehren des Evangeliums, und die Wandschen waren sehr empfänglich für die Schönheit und Erhabenheit der Religion, und alles ließ sich gut an.

Graciosa. Lanzarote. Die Wandschen. Wadarfia. Tracht. Parteien.

Als die Festung Rubicon vollendet war, fuhr Bethencourt mit Gadifer nach der andern großen Insel, die Valdarhays (Waltershaus) genannt wurde. Bethencourt gab ihr den Namen Fuerteventura (Gut Abenteuer). Die Bewohner waren an Zahl und Leibeskraft und Bewaffnung viel stärker, wagten aber die Fremden nicht anzugreifen und zogen sich zurück. Bethencourt wollte auch hier eine Festung bauen, aber das Schiffsvolk meuterte dagegen und er musste darum nach Lanzarote zurückkehren. So vergieng ein

Fuerteventura.

[1]) Löher, l. c. I, S. 170.

Vierteljahr, manche Hoffnung war verschwunden, Gewinn war keiner gemacht, weshalb Bethencourt beschloss, einem König die Oberherrschaft zu übertragen, wofür er Schutz und Hilfe erwartete. In Paris zeigte sich kein Sinn für die Sache, wohl aber am Hofe von Castilien. Gadifer unterstützte Bethencourt mit seinem Vermögen, dass er die Reise nach Sevilla mit dem nöthigen Anstand machen könne, und dieser ernannte Gadifer zu seinem Stellvertreter und reiste auf seinem Schiffe ab, Gadifer nur das große Boot zurücklassend.

Berthin. Kaum war er abgereist, so verfiel Berthin von Berneval mit der Mannschaft eines spanischen Schiffes, welches eben angekommen war, auf einen teuflischen Plan, zwanzig der schönsten Wandschen ihnen auszuliefern und sie als Sclaven zu verkaufen, um sein Geld wieder zu bekommen, „welches er in diese Frevel. verunglückte Unternehmung gesteckt habe". Er lud den König und seine Großen zum Mahl, machte sie trunken, band sie und ließ sie zu Schiffe bringen. Der König aber wusste sich unterwegs von den Banden freizumachen und zu entkommen. Berthin nahm das einzige Boot mit. Die Mannschaft scheiterte aber an der afrikanischen Küste, ertrank oder wurde von den Einwohnern erschlagen oder zu Sclaven gemacht. Auch nahm er in Rubicon alles mit für die Spanier, sogar die anwesenden Französinnen wurden in das spanische Schiff geliefert. Vergebens flehten die Geistlichen die Übelthäter an, ihnen doch die Dolmetscherin Isabella zu lassen; sie warfen dieselbe ins Wasser. Als Gadifer, der von einer kleinen Insel, wo Seehunde in Menge waren, zurückkehrte, fand er die Festung Aufruhr der Wandschen. ausgeraubt und die über den Frevel empörten Wandschen im Aufruhr; sie hielten sich an ihr Wort nicht mehr für gebunden; auch ihr Glaube an die Lehren der beiden Priester war dahin: „Wie kann die Religion derer gut sein, die sich untereinander verrathen!" Dazu kam noch anderes. Asche, ein naher Verwandter, Gadifer. wollte den König Wadarfia stürzen und überedete Gadifer, ihm behilflich zu sein, denn solange Wadarfia walte, gebe es keine Ruhe. Gadifer war befangen genug, ihm zu helfen. Aber der Verrath misslang, Wadarfia wusste sich zu retten; die Verrätherei Asches kam an den Tag, er wurde gesteinigt und verbrannt. Der Krieg aber wurde nun mit Erbitterung geführt. Spanier und Franzosen giengen auf Menschenjagd, die Wandschen aber zeigten eine verzweifelte Stärke. Gadifer sah seine besten Leute todt oder verwundet. Nahrungsmittel Nothlage. waren immer schwieriger zu erlangen, er hatte kein Schiff, kein Boot, er machte sich auf das Ärgste gefasst. — Da erblickte er in der höchsten Noth 30. August 1403 ein Segel, das immer näher kam. Es war ein Schiff, das Bethencourt sandte.

Mit seinem heitern, biedern und gewandten Wesen hatte dieser den Prinzen Ferdinand von Aragon und dessen Gemahlin Katalina für sich gewonnen. Es schmeichelte den Spaniern, dass ein französischer Herr die vielberühmten Glückseligen Inseln von ihnen zu Lehen nehmen wolle. Er erreichte, Heinrich III. was er wollte, wurde feierlich von Heinrich III. von Castilien mit dem Königreich der kanarischen Inseln belehnt, mit allen Rechten, die einem Fürsten zustanden, mit dem Recht, Geld zu münzen, soviel er nur wolle; niemand dürfe auf der Insel landen, ohne vorher von ihm die Erlaubnis erlangt zu haben; von allen Waren, die von der Insel nach Spanien abgiengen, dürfe er den fünften Theil erheben als Ausgangszoll. Dies wurde durch Herolde

im Sommer 1403 in den Straßen Sevillas ausgerufen. So wurde Bethencourt König der Kanarien. Zur Ausrüstung ließ ihm Heinrich III. 20.000 Maravedis anweisen.[1]) König Bethencourt.

Das alles gefiel Gadifer, nur betrübte ihn, dass Bethencourt sich allein zum König von allen Inseln hatte ernennen lassen und dabei gar nicht an ihn, der ihm soviel geholfen, als Herrn einer der Inseln gedacht hatte. Mit der Hilfsmannschaft von fünfzig Mann und den Waffen, welche das Schiff gebracht hatte (dasselbe gieng mit Datteln, Talg, Orseille und Drachenblut beladen alsbald wieder nach Spanien zurück), gedachte Gadifer nun zu erobern, aber er hatte kein Schiff. Da führten die Wellen auf einmal das große Boot her, das an der afrikanischen Küste gekentert hatte, aber leer an Menschen. Es schien wie eine Fügung Gottes. Er fuhr deshalb nun mit 35 Mann zuerst nach Fuerteventura, wo sie auf ganze Wälder von Palmen und Dattelbäumen stießen, auch vortheilhaften Tauschhandel trieben, aber wohl einsahen, dass sie mit mehr Mannschaft kommen müssten, wenn sie im Lande Macht erlangen wollten: sie kehrten daher um, da sahen sie einen Wandschen ihnen nachschwimmen, der sie castilianisch um Hilfe anrief. Er erzählte ihnen, er sei ein freier Mann aus Niginiwada, wo vor zwanzig Jahren ein Schiff mit Spaniern gescheitert sei. Dreizehn seien von der Mannschaft ans Ufer geschleudert worden, der König habe ihnen Freiheit und Frieden gewährt; sie hätten unter dem Namen „die dreizehn Brüder" ruhig in einem Dorfe gelebt, wo er selber von ihnen bekehrt und getauft worden sei. Statt Tifetan habe er nun Peter geheißen. Spanische Menschenräuber seien dann gekommen und die Wandschen hätten geglaubt, die dreizehn Brüder hätten sie kommen lassen, und darum diese eingesperrt, wo sie auch den Tod erlitten. Einer von ihnen habe ihm eine Schrift gegeben, die er in einem Säckchen auf dem Leibe tragen solle, um sie zu übergeben, wenn je wieder ein spanisches Schiff komme. Gadifer trocknete nun die Schrift und las Folgendes: Fuerteventura.

„Am 5. Juli 1382[2]) segelte das Schiff des Franz Lopez von Sevilla aus dem Hafen von St. Lucar in Galicien, wurde durch schrecklichen Sturm an die Westküste von Gran-Canaria verschlagen, wo von 36 Mann Besatzung nur wir Dreizehn gerettet wurden: Andreas Suarez, Johann Romero, Andreas Galindo u. s. w. An der Mündung der Schlucht Niginiwada wurden wir von den Eingeborenen ergriffen und ins Land gebracht vor den König und, während wir Misshandlungen fürchteten, speiste er uns mit gebratenem Fleische, Honig und Mehl von geröfteter Gerste. Er gab uns die Freiheit und verbot bei Strafe all seinen Landsleuten, uns zu beleidigen oder zu belästigen. Es ist ein Volk, fromm, gutherzig und gehorsam seinem König. Denn, sobald sie seinen Willen gehört, fehlten sie nicht dagegen, und gaben uns liebreich viele Ziegen, um sie aufzuziehen, wie sie es machten, und viele Gerste zur Saat. Männer und Frauen gehen gekleidet in weiche Häute und die Hemden sind noch weicher aus Palmenstoff. Sie rühmen sich, goldgelbe Haare zu besitzen. Die Volkszahl ist groß auf dieser Insel. Der Adeligen sind viele, und vor allem ausgezeichnet durch die Trachten, und sie arbeiten niemals, denn das ist eine Schande für sie, und so bezahlen sie andere, die für sie säen und ihre Herden hüten, und so unterhält jeder eine große Zahl von Hirten und von Leuten für seine Ackerbaugeschäfte. Sie haben

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 181—183.
[2]) Ibid. II, S. 188—190.

viele Herren in ihrem Staatswesen, die sie Fayacanes nennen, die gleich wie Statthalter sind, die auch das Recht haben, einen Theil der Früchte einzunehmen, die sie jährlich zahlen. Sie werden bestellt durch den König, um junge Burschen und Mädchen zu vermählen und die Verbrechen zu bestrafen, indem sie den Übelthätern das Leben nehmen, die auf ihren Befehl ins Meer oder unter die Steine geworfen werden. Und da sie rechtlich sind in ihren Strafen, so leben sie alle ruhig und friedlich. Es ist ein sehr kriegerisches Volk, und es kommt bei ihnen nicht vor, gegen die Wahrhaftigkeit zu fehlen oder Verrath zu begehen, weil sie darin sehr empfindlich sind, außerdem es streng bestrafen. Wir haben einige Knaben in der christlichen Lehre unterrichtet, um castilianisch zu sprechen, ohne dass sie verstehen, was sie sagen. Einige haben wir getauft im Geheimen und haben das verhehlt, weil wir alle Gefahr laufen. Insbesonders einen Knaben von acht Jahren oder so ungefähr, der Neigung bekam, uns zu dienen, genannt Tifetan im Kanarischen, behalten wir in unserer Gesellschaft und haben ihn getauft und Peter genannt. Wir hoffen zu Gott dem Herrn, dass er ein guter Christ sein wird. Alle auf dieser Insel waren es, weil ihre Eingebornen gelehrig und geneigt sind zu guten Sitten in dem, was sie als gut erkennen, und im Wohlthun an Schwachen. Die göttliche Majestät wolle uns gnädig sein und uns zu unserer Heimat Spanien bringen, um unter Christen zu sterben. Eilf Jahre sind es, dass wir in Gran-Canaria wohnen, dreizehn Spanier, in unserer Freiheit und schon einheimisch. Nun haben die Kanarier uns genommen und in Gemeinschaft mit uns sieben Spanier, einen aus Guypuzcoa und drei aus Sevilla, die sie zu Gefangenen machten in dem Kriege, den sie eben geführt haben gegen jene Leute in diesem Jahre 1393, und sie halten uns in einem Gefängnisse unter der Erde: ich weiß nicht, was mit uns geschehen wird. Wir haben gehört, dass viele Eingeborene dieser Insel die Gefangenen für Spanien, die jene auf andern Inseln sammelten, weggenommen haben, und dass auf dieser, obgleich sie einen Thurm bauten, die Tapferkeit der Kanarier sie von dieser Insel vertrieb. Und so schifften sich ein, die es konnten, obgleich sich ihrer nicht mehr sammelten, als ihre Sieben, obgleich viele Kanarier todt geblieben. Daher geht es jetzt mit unserem Leben zu Ende, denn die Kanarier sind sehr streng und vollziehen ihre Strafen unverbrüchlich. Bloß Peter, der Kanarier, bringt uns den Unterhalt und steht uns bei. Gott der Herr sei mit uns. Amen."

Ohne Zweifel mussten diese armen Dreizehn den Tod erleiden, weil man ihnen Verbindung mit den Menschenjägern zuschrieb. Wie viele wurden nicht ein Opfer der Erforschung neuer Länder und der Verbreitung der Lehre Christi, aber auch Opfer für die Frevel anderer!

Ferro. Gomera. Palma. Von Gran-Canaria weg umfuhren Gadifer und Genossen Ferro,[1]) die zweitkleinste der Kanarien, dann steuerten sie auf Gomera, die kleinste, fanden aber die Bewohner am Strand zum Widerstand gerüstet; von Palma trieb sie ein Sturm weg, dann gieng es wieder nach Ferro, wo sie einen prachtvollen Gebirgswald, aber wenig Menschen fanden, denn die Menschenjäger hatten vor kurzem gegen 400 Gefangene fortgeführt. So verflossen drei Monate mit Entdeckungsversuchen und Sammlung von Drachenblut, Orseille und Häuten, so dass sie damit ein Schiff nach Spanien senden konnten.

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 190—191.

Im Februar 1404 kam Bethencourt mit Mannschaft, Waffen, Schusszeug, Kleidern, Wein. Großer Jubel war darüber auch bei den Kanariern, die Getauften setzten sich vor ihm auf den Boden zum Zeichen, dass sie sich in seine Gnade stellten. König Wadarfia ergab sich in seine Gnade und verlangte, ein Christ zu werden. Bethencourt und Gadifer weinten darüber vor Freude. In der Taufe bekam der König den Namen Ludwig, sein Haus und seine Großen folgten seinem Beispiel und bald war die Insel christlich und König und Volk blieben treu. Um Gadifers Verlangen nach einem eigenen Besitz zu befriedigen, wurde der Plan zu einem Eroberungszug auf dem afrikanischen Festlande gefasst, dort seien herrliche Landstriche und ein unkriegerisches Volk, Gadifer solle dort genug Besitz und Macht erlangen. Vorher aber, April 1404, machten beide sich an die Eroberung von Fuerteventura. — *Bethencourt kommt wieder.* — *Wadarfia wird Christ.* — *Fuerteventura.*

Es wurde glücklich gelandet. Gadifer baute eine Festung Waltarhays, Bethencourt eine Festung Richeroque. Die Bewohner aber waren tapfer und wollten vom Christenthum nichts wissen. Da hier wenig zu gewinnen war, so wurde 25. Juli in Gran-Canaria gelandet, aber auch hier wenig erreicht. Verdrossen, dass er für nichts arbeite, wollte Gadifer nach Sevilla, um am Hof etwas zu erreichen. Bethencourt fuhr mit ihm, erhielt Gold, Silber, Proviant, wurde auch von den Bürgern Sevillas hochgeehrt. Gadifer kehrte verdrossen nach Frankreich, Bethencourt aber froh nach Lanzarote zurück, landete aber zunächst in Fuerteventura, weil er dort eine Kapelle erbaut hatte, um Gott für die glückliche Rückkehr zu danken, fand jedoch die Wandschen voll feindseliger Gesinnung wegen des Benehmens der Europäer während seiner Abwesenheit. Gerade brach der Aufstand aus, Richeroque wurde von den Wandschen belagert, erstürmt und die ganze Besatzung zusammengehauen. Die Wandschen waren voll Jubel, sie hatten ihre Kraft kennen gelernt.[1]) Bethencourt aber verzagte nicht, diese Insel war durch ihren Naturreichthum der höchsten Anstrengung wohl wert. Hier gab es zahllose Dattelpalmen, dann eine Menge Orseille, den kostbaren Farbstoff, dann Bäume, die einen milchartigen Balsam lieferten, Ziegen, wegen ihrer Fettmenge und ihres weichen Vlieses geschätzt, in solcher Menge, dass man jedes Jahr 60.000 hätte wegnehmen können. Die Bewohner zeigten einen Fortschritt in der Cultur, sie mahlten auf Handmühlen Gerste zu Schrotmehl, sie wohnten in steinernen Häusern in Ortschaften, sie hatten runde Bauten zu gottesdienstlichen Versammlungen, sie pflegten auf Bergen vor dem Allgegenwärtigen Milch als Opfer auszuschütten. Die Insel theilte sich in zwei Reiche mit Festungen, in dem einen herrschte das Haus Yose, in dem andern das Haus Gise. Eine Mauer aus Sandstein, quer über die Insel gezogen, trennte beide Reiche. Streitbare Männer gab es 3000, sie waren tapfer und so behend, dass man eher einen Hasen im Lauf fangen konnte, als einen Wandschen. Dabei waren sie gewandt in Leibesübungen mit Lanzen und sicherem, weitem Steinwurf, im Fischfang mit Haken und Netzen. Die Tapfersten in der Schlacht erhielten Ehrennamen.[2]) — *Zweite Reise an den Hof.* — *Aufstand in Fuerteventura* — *7. Oct. 1405.* — *Reichthum.* — *Cultur.* — *Zwei Reiche.*

Nichtsdestoweniger wagte Bethencourt den Kampf, zu dem die Wandschen jeden aufforderten, der älter war als achtzehn Jahre. Aber für Bethencourt ent

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 199—201.
[2]) Ibid. II, S. 202—204.

Hilfe von Lanzarote. schied die europäische Kriegskunst und Schusswaffe und die Treue der Wandschen von Lanzarote. König Wadarfia meldete, seine wehrhaften Leute brennten sämmtlich auf Kampf und Krieg, man solle Zeug schicken, sie zu bekleiden und
Wadarfia. auszurüsten, insbesondere Sehnen und Pfeilspitzen, denn das Schießen gefalle ihnen gar zu gut und jeder Mann wolle Pfeil und Bogen haben. Wie Löwen fochten Wadarfia und die Seinen für Bethencourt. Kampf folgte auf Kampf. Auf der Seite Bethencourts war Einheit der Leitung, bei den Gegnern jedoch nicht; dann hatten die Wandschen nie ein stehendes Kriegsheer gebildet und unterhalten. Jeder kam und gieng, wie es ihn trieb: bald war alles Feuer und Flamme für den Kampf, bald wollte keiner mehr auf ein Commando hören. Die Insel war ja in zwei feindliche Königreiche getheilt. Bethencourt behandelte die Gefangenen mild, die Geistlichen gewannen sie für die Lehre Christi; er entließ Bekehrte aus der Haft und diese sprachen nun bei den Ihrigen für Frieden und Christenthum, das man von Bethencourt annehmen solle. Denjenigen verbürge er ihren Grundbesitz, die ihn als König auf Erden und Christus als Herrn im Himmel anerkennen wollten. Die Wandschen hatten ein inniges Familienleben und die Trennung von Weib und Kindern und die Sorge um ihr Los während des Krieges that ihnen weh und sie verließen wie die Vendeer immer nach wenigen Tagen das Heer, um nach den Ihrigen zu sehen.

So nahm die Friedenssehnsucht überhand. Zuerst bat König Jose um Waffenstillstand. Seine Würde als König und Häuptling ward ihm zugesichert und er kam mit 42 Häuptlingen und ließ sich taufen; er erhielt den
Jose wird Christ. Namen Ludwig am 18. Januar 1405 und seine Stellung und Besitzungen gewährleistet. Als Gise hörte, was Bethencourt verlangte und bewilligte, kam
Gise auch. er am 25. Januar mit 47 Häuptlingen und ließ sich taufen und erhielt den Namen Alfons, und nun kamen nach und nach alle und wurden eifrige Anhänger Christi, dessen Lehre ihren früheren Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit, Gewissen so sehr entsprachen, sie läuterten und erhöhten.[1])

Zwei Inseln hatte also Bethencourt bisher erobert und bekehrt. Jetzt drängte es ihn nach seiner Heimat, um neue Theilnehmer für sein Unternehmen zu gewinnen und seine Gattin und Freunde wieder zu sehen. Nachdem er einer Versammlung der Könige und ihrer Großen am 31. Januar 1405 den getreuen Johann Lecourtois als seinen Stellvertreter vorgestellt hatte, mahnte er
Fahrt in die Normandie. sie, Ruhe und Frieden zu erhalten, und nahm Abschied. Die Wandschen weinten, denn sie hatten den biedern, offenherzigen Herrn sehr lieb, er selber weinte. Diesmal gieng die Fahrt geradezu nach der Normandie, nach 21 Tagen fuhr er in den Hafen von Harfleur ein. Die ganze Normandie kam in Bewegung:
Ehrung. Alles wollte den berühmten Landsmann sehen, der ein Königreich und den Ruhm eines eifrigen Christen errungen hatte. Das Schloss Grainville war voll von Besuchern. Bethencourt hatte drei schöne Kanarier und eine Frau und eine hübsche Sammlung von den Naturschätzen des Landes mitgebracht. Das lockte. Die Neigung, mit ihm nach den Glückseligen Inseln zu ziehen, war groß, er übertrug seinem Neffen die Auswahl derer, die mitziehen durften. Er selber ließ öffentlich verkünden:

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 204—210.

„Ich will hinführen Leute von jeglichem Gewerbe, das man nur nennen oder denken kann, und wenn sie dort sind, so finden sie sich zweifelsohne in einem schönen Lande, wo sie behaglich leben können und ohne große Arbeit. Sie sollen auch Land genug haben, um es zu bestellen, wenn sie sich die Mühe geben wollen. Es gibt ja in der Normandie genug Handwerksleute, die keinen Fußbreit Land besitzen und mühselig leben. Wollen sie mit mir gehen, so verspreche ich für sie alles Beste zu thun, was ich kann, mehr als für andere, die dorthin auswandern, und viel mehr als für die Eingebornen des Landes selbst, die Christen geworden sind." [1]) Einladung zur Fahrt.

Hochgefeiert und mit Festen geehrt fuhr Bethencourt am 6. Mai 1405 von Harfleur mit zwei Schiffen nach den Kanarien ab und kam nach günstiger kurzer Fahrt in seinem Königreiche an, diesmal mit dem Prunk eines heimkehrenden Fürsten, mit Jubel von den Wandschen aufgenommen. Wie staunten diese über die Fahnen und Banner, die entrollt wurden, über die von Silber und Gold glänzenden Kleider der Diener des neuen Königs, über die Musik, die von den Schiffen her erschallte. Cimbeln, Harfenklänge, Drommetenmusik hatten sie in ihrem Leben nie gehört. Die Kanarier warfen sich vor Bethencourt zur Erde, zum Zeichen, dass sie ihm mit Leib und Gut gehören wollten. Nicht minder groß war die Freude und das Staunen der Ankömmlinge über das reizende Land, über die schönen Blumen, die hohen Palmen, die süßen Datteln, die angenehme würzige Luft. [2]) Am andern Tag fuhr der König nach Fuerteventura mit allen Ankömmlingen hinüber. Der Empfang war gleich herzlich, die Freude auf beiden Seiten gleich groß. Die beiden Könige waren zur Begrüßung Bethencourts an das Ufer gekommen und er erwies ihnen alle Ehre und lud sie zur Tafel. Als die Musik dabei erklang, vergaßen sie vor Freude das Essen. Beim Volke gieng es gut; Lecourtois versicherte ihm, alle würden gute Christen und machten einen guten Anfang und seien fröhlich über seine Ankunft. Die Könige meinten: wäre Bethencourt gleich das erstemal so aufgetreten, so wären sie früher besiegt worden. Empfang in Lanzarote. in Fuerteventura.

Gadifers Sohn Hannibal ermuthigte ihn zu einem Zug nach Gran-Canaria, es sei kein so schweres Ding, als man meine. [2]) — „Das ist es wohl," entgegnete Bethencourt, „ich weiß, dass es dort an 10.000 Adelige gibt, und wir sind ihrer nicht mächtig. Wohl aber denke ich, das Land kennen zu lernen und auszuforschen, wo es gute Landstellen und Wege gibt. Dann wird einmal irgendwoher ein tüchtiger Führer kommen und es erobern." In Waltarhays erbaute er eine Kapelle „Unserer lieben Frau von Bethencourt zu Ehren", für die er prachtvolle Messgewänder und Kirchengeräthe mitgebracht hatte. — Leverrier wurde dort der erste Pfarrer. Hannibal.

Nachdem aus Spanien, vom König gesendet, ein drittes Schiff mit Verstärkung angekommen war, wurde die Fahrt nach Gran-Canaria beschlossen,

---

[1]) Löher, l. c. II. S. 204–212.
[2]) Ibid. II, S. 213–215.

Fahrt nach Afrika. Franzosen, Spanier, Wandschen waren dabei. Der Plan wurde jedoch geändert, als der Wind nach Afrika hinwehte und Matrosen, die in der Berberei gewesen, erzählten, wie gering die Gefahr sei, in dies Land einzudringen. Man Landung. landete in Los Medanos unweit vom Hafen und Cap Bojador. Die Bewohner, ein unkriegerisches Hirtenvolk, entflohen und ließen Pferde, Rinder, Schafe und bei 3000 Kameele zurück. 70 Menschen jeden Alters und Geschlechtes wurden gefangen. Züge, zehn Stunden weit in das Land, wurden unternommen, man fand aber nur Leere und Wüste. Eine Festung als Handelsplatz zu bauen, verlohnte sich demnach nicht der Mühe. Bethencourt ließ also die Schiffe wieder Gran-Canaria. besteigen, um nach Gran-Canaria zu fahren. Die 70 Berbern wurden nach Spanien zum Verkauf gesendet, von den Kameelen nahm man soviel mit, als die Schiffe fassen konnten, von diesen stammen die vielen, die jetzt auf den Kanarien als Lastthiere gebraucht werden. Ein Sturm zerstreute das Geschwader. Das große Schiff kam vor Gran-Canaria an. Bethencourt sandte an den König, um zu unterhandeln. Beide kamen öfter friedlich zusammen und es schien erreichbar, dass er die Insel bereisen und an geeigneter Stelle eine Festung erbauen könne als Handelsplatz und zu friedlichem Verkehr. Aber da kam auch das Schiff heran, auf welchem Hannibal und Lecourtois sich befanden und Wilhelm von Auberbosc, welcher meinte: „Gebt mir zwanzig Mann guter Leute und ich marschiere euch durch die ganze Insel Gran-Canaria, es soll mir keiner etwas anhaben trotz ihrer 10.000 Adeligen." — Gegen das Verbot Bethencourts, der durch friedliche Verhandlung alles gewinnen wollte, fiengen sie an, mit den Einwohnern zu scharmützeln, die jetzt, über die Treulosigkeit der Fremden empört, Arteme. den Kampf mit Ingrimm begannen, der König Arteme allen voran; sie warfen die Fremden zurück. Bethencourt kam den Seinen zu Hilfe, sah aber seine Tapfersten fallen, auch Hannibal, Lecourtois, und konnte nur mühsam mit dem Rest der meist verwundeten Mannschaft im Dunkel der Nacht sich einschiffen. Palma. Vor Palma traf er das dritte Schiff, dessen Mannschaft schon mit den Bewohnern in hartem Kampfe lag. Bethencourt suchte den Bedrängten zu helfen, sechs Wochen lang währte der Kampf, zuletzt musste der Normanne die Rückkehr nach Fuerteventura anordnen. Also auf weitere Ländereroberung war nicht zu rechnen.[1])

Verlegenheit. Nun kam die schwere Frage, wie er die Normannen befriedigen sollte, welche er durch sein obiges Versprechen, sie sollten Land genügend erhalten, zur Fahrt nach den Inseln verlockt hatte. Manche waren allerdings gefallen, aber die Übergebliebenen machten große Ansprüche. Die Bewohner von Lanzarote und Fuerteventura konnte man nicht berauben, man hatte Frieden mit Ferro. ihnen geschlossen, sie waren Christen geworden. Gadifer rieth, Ferro zu erobern. Von Anforderungen und Vorwürfen bestürmt, beschloss Bethencourt, gegen diese schöne und fruchtbare Insel zu ziehen. Auf der Fahrt aber wurde Gomera. beschlossen, Gomera anzulaufen, wo Gadifer übel behandelt worden war. Diese Insel hat den schönsten und sichersten Hafen von allen Kanarien.

Bei der Landung war kein Mensch zu sehen. Bethencourt hielt das für Arglist und gieng in geschlossenen Reihen behutsam voran. Auf einmal kamen

[1]) Löher, l. c. II, S. 216—221.

aber mit fröhlichem, freundlichem Gesichte die Eingebornen entgegen, die nicht so groß wie die Lanzaroten, aber ähnlich gekleidet waren: sie brachten Wasser, Früchte, Speisen; einige sprachen sogar castilianisch; sie hatten Lanze und Wurfspieß, einige sogar einen kleinen Schild und eine Armbrust, von feindlicher Absicht war jedoch keine Spur zu sehen. Bethencourt hatte Sinn für die Schönheiten der Natur und vergnügte sich mit seinen Leuten einige Tage auf Gomera; hier hörte er, wie vor dreißig Jahren Ferdinand de Castro auf der Insel gewesen war und einen Priester zurückgelassen hatte, der mehrere Wandschen taufte. Ihr König Amalwig war gestorben und darum die Insel in vier Gefolg- (Amalwig.) schaften zerfallen, deren Häuptlinge alle einen christlichen Namen hatten. Diese vier Häuptlinge anerkannten in einem Vertrag gern die Oberhoheit Bethencourts, mehrere Franzosen blieben auf dem reizenden Eiland und erhielten hinlänglich Land zugetheilt. Bethencourt selber gedachte damals, hier sich einen Palast zu bauen und in dieser reizenden Natur seine alten Tage zuzubringen. Er ließ eine kleine Besatzung auf Gomera zurück.

Da er mit seiner kleinen Macht das große Teneriffa nicht anzugreifen wagte, suchte er jetzt sein Landbedürfnis auf Ferro zu befriedigen: er landete (Ferro.) im Hafen Framase friedlich, die Eingebornen waren freundlich und nahmen die Fremden gastlich in ihren Häusern auf und suchten sie durch Tänze und Gesänge zu erheitern; sie hatten gutes Fleisch von Schafen, Brot aus dem Mehl (Cultur.) der Farrenwurzel. Getreide kannten sie nicht, aus kirschenartigen Beeren bereiteten sie eine Art Wein. Ihre Häuser bestanden aus Wänden von Stein, die Dächer waren ähnlich den unseren aus Balken, nur waren sie nicht mit Ziegeln, sondern mit Reisig und Farrenkraut gedeckt. Ihr Lager bestand aus Streu, bedeckt mit weichen Häuten. Die Häuser waren groß, denn mehrere Familien wohnten immer unter einem Dach. Sie hatten einen König, aber keinen Adel, alle waren gleich an Geburt und Rechten. Ihre langen Lanzen brauchten sie nicht bloß zum Kampf, sondern auch bei dem durch Schluchten zerrissenen Boden als Sprungstangen. Ihr Charakter war sanft und liebenswürdig, in ihren Liedern lag ein schwermüthiger Ton.[1])

Stärke und rasche Entschlossenheit ist die beste Bürgschaft vor Gefahren; an diesen fehlte es den Bewohnern. Bei der Habsucht der Fremden kam es bald zu Verdrießlichkeiten. Die Wandschen zogen sich auf einmal in die Wälder und Schluchten zurück, wo sie nur schwer anzugreifen waren. Bethencourt lockte sie (Arglist.) durch einen Dolmetscher heraus, der die Weissagung eines ehemals allgemein verehrten Mannes, Jone, benutzte. Dieser hatte vorher gesagt, in weißen Häusern werde einst das göttliche Wesen zu ihnen kommen, das sollten sie wohl empfangen, es werde ihnen Gutes thun; das werde eintreten, wenn sein Leib verzehrt und seine Knochen Asche seien. Letzteres, deutete der Dolmetsch Oscheron, sei jetzt geschehen und Bethencourt sei derjenige, den Gott ihnen in den Schiffen mit weißen Segeln sende, und sie sollten zu ihm gehen, um Gutes von ihm zu empfangen. Die gutmüthigen Leute glaubten und giengen ins Lager der Fremden mit ihrem König. Sie wurden sogleich umzingelt, gebunden und auf die Schiffe gebracht und Bethencourt vertheilte das Land unter 120 Familien aus der Normandie. Dieser Schurkenstreich ist ein großer Flecken auf dem Ehrenschild Bethencourts.

Nun galt es, ein Gesetzbuch zusammenzustellen und zuerst das Land zu ver- (Gesetzbuch.) theilen. Wadarfia bekam vom besten Theil des Landes 300 Acres, Saatland

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 225—227.

und Waldland ringsumher, die beiden Könige von Fuerteventura je 400 Acres. Ihre Festungen wurden von Franzosen und Spaniern besetzt. Jeder Baron erhielt mehr als einer der Könige. Die Bauern auf den Gütern der- Grundbesitz. selben verfielen in Hörigkeit. Es war das Lehensrecht der Normannen. Bethencourt behielt sich selber den Ertrag der Orseille vor. Niemand durfte sie einsammeln und verkaufen, als mit seiner Erlaubnis. Von allem Zuwachs oder Erwerb sollte ihm der fünfte Theil gehören. Ein Fünftel von diesem Fünftel sollte in den nächsten fünf Jahren zum Baue einer schönen Kirche in Lanzarote verwendet werden und zu anderen gemeinnützigen Bauten. Die beiden Pfarrer sollten den dreißigsten Theil von allem Erwerb genießen. Seine Landsleute aus der Normandie sollten auf neun Jahre steuerfrei sein. Bethencourt empfahl, die Kirche in Ehren zu halten, die Eingebornen gut zu behandeln, für ihre christliche Belehrung zu sorgen.[1])

Als echtem, kampflustigem Normannen kam ihm doch der Gedanke, in der Gran Canaria. Eile noch einen Versuch zu machen auf Gran-Canaria. In aller Stille wurde gerüstet, in der Nacht gelandet — aber die Wandschen waren wachsam, sammelten sich in der Stille und griffen ihn mit Übermacht von drei Seiten an. Lange widerstanden die Seinen tapfer; zuletzt muſste er froh sein, daſs er sein Schiff noch erreichte. Viele seiner Tapfersten muſste er todt oder verwundet zurücklassen. Sein einziger Trost war die Hoffnung, in der Normandie eine größere Zahl junger kühner Männer zu sammeln und mit ihnen an den Wandschen von Gran-Canaria Vergeltung zu üben. Maciot ernannte er zu seinem Stellvertreter und überließ ihm dafür ein Drittel seines Einkommens. Dann bestimmte er noch, wo während seiner Abwesenheit Festungen angelegt werden sollten.

Abschied. Am 10. December nahm Bethencourt Abschied von der Versammlung der drei Könige und der Großen seines Reiches und befahl, ihm jedes halbe Jahr ein Schiff mit seinem Einkommen und den Nachrichten von den Zuständen der Insel zu senden. Beim Abschied mahnte er nachdrücklich zu Eintracht und zum Frieden und zu milder Behandlung der Eingebornen. Die Stimme versagte ihm zuletzt, die Wandschen erhoben ein Klagegeschrei, wie wenn sie ahnten, daſs ihr Vater und Beschützer nimmer wiederkehre. Viele schwammen seinem Schiffe weit nach. In Sevilla machte er Geschäfte mit Am Hof den Kaufleuten, in Valladolid wurde er glänzend empfangen und beschenkt von der Königin Katalina und dem Infanten Ferdinand, den Vormündern des Thronfolgers, mit Kleinodien, Rossen und Maulthieren. Ein Königreich ohne Bischof schien jener Zeit ein Unding, denn woher sollte er geeignete Priester bekommen? In Rom lebte ein ausgezeichneter Franciscaner aus einer vornehmen Sevillaner Familie, der schon der kanarischen Sprache kundig war, Albert de las Casas. Albert de las Casas. Darum ritt der neue König nach Rom. Der Papst, der große Hoffnungen hegte, daſs von den Kanarien die katholische Religion nach Guinea und in das Reich des Priesters Johannes vordringe, erwies Bethencourt hohe Ehren und trug seinen Namen in das Verzeichnis der Könige ein: „Ihr seid mein und der Kirche Sohn und werdet Ursache und Anfang sein,

[1]) Löher, l. c. II, S. 228—230.

daſs andere Söhne kommen werden und noch größere Eroberungen machen, denn, wie ich höre, ist das Festland nicht weit von da, Guinea und die Berberei nicht weiter entfernt als zwölf Stunden, und Ihr selbst seid in Guinea bereits zehn Stunden eingedrungen." — Von Rom gieng der Ritt über Florenz, wo er von der Stadt bewirtet wurde, und von da nach Avignon zu Benedict XIII., der das neue Bisthum Rubicon zu begründen und Albert de las Casas zum Bischof von Rubicon zu ernennen versprach, und von da über Paris nach der Normandie, wo er die Ehren eines Königs erhielt. Dort starb aber Bethencourt schon 1408, erst achtundvierzig Jahre alt, seine Kanarien hat er nicht mehr gesehen.

In Rom und Avignon.

Ende.

Leverrier, der ihn begleitet hatte, kehrte in seine Pfarre Lanzarote zurück. Leverrier und Bontier haben das Tagebuch geführt, welches 1630 im Druck erschien,[1]) aber jetzt sehr selten ist. Löher hat es seiner „Biographie des letzten Normannen" zu Grund gelegt und auf Löher stützen sich diese wenigen Seiten über den merkwürdigen Mann und die Kanarien.

Soviel von den Leistungen des Normannen Bethencourt! es muſs aber erwähnt werden, daſs schon im Jahre 1344 Papst Clemens IV. Louis de la Cerda mit diesen Inseln belehnte, und daſs König Alfons IV. von Portugal in einem Schreiben an den Papst Einsprache dagegen erhob und diese Inseln als Eigenthum Portugals ansprach, und sich auf eine Unternehmung gegen diese Inseln stützte, die theils des Handels, theils der Eroberung wegen im Verein mit Genuesen, Florentinern und Spaniern 1341 gemacht worden ist. Die Kunde davon scheint sich jedoch selbst in Portugal bald verdunkelt zu haben.

Clemens IV.

Die Fahrten Bethencourts halfen, die Vorstellung vom klebrigen Meer im Westen zu zerstören, vom Meer der Finsternis, die Vorstellung, daſs unter den Wendekreisen kein Pflanzen- und kein Thierleben gedeihen könne; sie zeigten, daſs das Eindringen in Afrika keineswegs so schwierig sei; die Inseln wurden Halt- und Bergestätten für die Entdeckungsfahrten. Wegen des vorzüglichen Schiffsbauholzes, der Fruchtbarkeit, der Billigkeit der Lebensmittel, und endlich wegen der Fähigkeit und Anstelligkeit der Wandschen schienen diese Inseln äußerst begehrenswert. Heinrich der Seefahrer gab sich viele Mühe, um Gran-Canaria, Teneriffa, Palma zu erobern. Die Spanier sandten große Flotten aus, um Gran-Canaria und Teneriffa zu bezwingen. In diesem Kampf, der vor 1492 endete, ist der Kern der Wandschen zugrunde gegangen. Diejenigen, welche sich in die Berge zurückzogen, sind später großentheils nach Amerika ausgewandert. Schon vor 300 Jahren war die alte Sprache verklungen. Ein schriftliches Denkmal derselben ist bis jetzt nicht gefunden worden. Die Sprache dieses edlen, merkwürdigen Stammes ist ein Räthsel.

Bedeutung der Kanarien.

Heinrich der Seefahrer.

Ende der Wandschen.

Columbus war oft auf Gomera als Gatte der Felippa Monniz 1477, dann 1484. Die Naturschönheiten der Insel fesselten ihn, dort prüfte er jedes Zeichen und jeden Beweis für seine Ansicht von Ländern im Westen, dort soll er aus dem Munde des krank von einer Sturmfahrt nach dem Westen zurückgekehrten Sanchez aus Guelva[2]) den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht geschöpft haben. Löher meint: „Indem Columbus das Wandschenvolk kennen lernte, hatte

Columbus.

[1]) Histoire de la première decouverte et conquestes des Canaries, Paris 1650.
[2]) Löher, l. c. II, S. 247—249.

er den Beweis vor Augen, wie die reinen, frischen Gemüther, wenn sie unter den Lichtstrahlen des Christenthums aufthauten, sich in kindlicher Verehrung, in seligem Herzensglück Gott und seiner heiligen Kirche zuwendeten, ohne einzubüßen an der freudigen raschen Thatkraft ihres Wesens und ihres Willens Stahlhärte. So dachte sich Columbus die Länder drüben im Westmeer von großen Völkern besetzt, von denen er sich für Kirche und Paradies die herrlichsten Ernten versprach." [1])

Die Spanier fuhren von den Kanarien nach Westen, die Portugiesen nach Süden und Osten, sie waren wichtig für beide Völker. Beim Rückblick auf diese Entdeckungsfahrten kann man nur staunen über die geniale Findigkeit, die heldenmüthige Tapferkeit und die Charakterstärke der Conquistadoren; es ist die Heldenzeit der Spanier und Portugiesen. —

Portugal. Joao III. Don Sebastian.

Joao III. Auch unter Joao III. (1521—1557) war vorzugsweise Ostindien der Schauplatz für die Thätigkeit der Portugiesen. Dagegen wurde 1542 Safi und Azamor in Afrika aufgegeben, weil sie schwer zu behaupten waren und große Kosten veranlaßten, und wenige Jahre später Arcilla und Alcacer, weil die Regierung ihre Streitkräfte auf wenige Plätze beschränken wollte. Das Brasilien. von Cabral entdeckte Brasilien galt nicht für wichtig, weil der Verkehr mit den barbarischen Eingebornen wenig eintrug. Verschwenderisch vertheilte darum die Regierung an Einzelne so viele Ländereien, als jeder verlangte. Bald aber lernte man, welch große Gewinste das Land durch Anbau des Zuckerrohrs abwerfen könnte, und war vorsichtiger in Ertheilung von Rechten und hielt die Zügel der Regierung strenger, nahm den Capitaos die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit und vereinte alle Gewalt in der Hand eines Governador geral, des Thome de Sousa, welcher 1549 die Hauptstadt Salvador gründete. Missionäre zogen mit, um die Eingebornen, deren Gesinnung wenig sicher war, an Frieden und Gesittung zu gewöhnen.[2])

Joao III. war ein seelenguter frommer Mann, sein religiöser Eifer überwog oft alle staatsmännischen Rücksichten. 1532 verbot er den Judenchristen, Judenchristen. aus dem Lande zu gehen und ihre unbewegliche Habe zu vertauschen oder zu verkaufen; denn der allgemeine Glaube, sie seien insgeheim noch Anhänger des Mosaismus und verbreiteten denselben auch unter den alten Christen, setzte sie schwerer Verfolgung aus. Der Papst nahm sich der Judenchristen an und mahnte den König, das harte Gesetz zurückzunehmen. Paul III. verbot 1535 jede Untersuchung über den Glauben der neubekehrten Christen und erinnerte den König an sein ursprüngliches Versprechen, wonach die Judenchristen bisher

---

[1]) Löher, l. c. II, S. 252.
[2]) Schäfer, Geschichte von Portugal, III. S. 358—362.

frei in Portugal gelebt hätten, und dass das königliche Wort fester sein müsse als alles übrige auf Erden. Dennoch wurde 1536 die Einführung der Inquisition in Portugal genehmigt. — 1540 kamen die Jesuiten nach Portugal und damit als Missionäre nach Ostindien, wo schon 1541 Franz Xaver seine große Wirksamkeit begann. — Joao III. hatte eine so zärtliche Liebe zu seinem Volke, dass man ihn nie bewegen konnte, neue Steuern auszuschreiben; er half sich mit Ersparungen, der Staatshaushalt war immer wohl in Ordnung. Von seinem wunderbaren Gedächtnis erzählt man, dass, als eines Tages in Coimbra ihm die Studenten vorgestellt wurden, er einen jeden sogleich bei seinem Namen zu nennen wusste. Unter ihm wurde 1548 der Orangenbaum aus Sina nach Portugal verpflanzt und verbreitete sich von hier rasch im Süden Europas. — Joao sah sechs Söhne vor ihm ins Grab sinken, vom ältesten Joao, der 1554 starb, war aus der Ehe mit Juana, einer Tochter Karls V., ein Sohn Sebastian vorhanden, aber erst drei Jahre alt.[1] Orangenbaum.

Die Königin-Witwe Katharina wurde im Testamente zur Vormünderin und Governadora oder Verweserin des Reiches ernannt, bis Sebastian das zwanzigste Jahr erreicht hätte. Aber schon 1562 war sie der Geschäfte müde und verzichtete auf die Regentschaft zu Gunsten des Cardinal-Infanten Henrique, eines Sohnes Emanuels des Glücklichen. Henrique war Erzbischof in Braga, 1564 in Lisboa, seit 1545 Cardinal, eifrig als Priester und theologischer Schriftsteller. Schon 1568 ward Sebastian für mündig erklärt, 1569 der Cardinal aus der Nähe des Königs entfernt.[2] Regentschaft.

Der junge König (1557—1578) war körperlich und geistig wohl begabt. Der venetianische Gesandte schildert ihn: „Seine Gestalt hat große Ähnlichkeit mit dem Hause Österreich, er hat eine weiße Haut, blondes Haar und blaue Augen; Muth, edler Sinn, Eifer für Religion, Verlangen nach unsterblichem Ruhm wohnen in seinem Herzen.“ Allein seine Erzieher hatten es übersehen, dass ein Prinz anders erzogen werden müsse als ein Mönch. Man verhandelte über die Vermählung des jungen Königs; da erklärte dieser aber seinen Entschluss, unvermählt zu bleiben. Unter den Dingen, um die er täglich im Gebet zu Gott bat, war das erste, dass er ihn keusch erhalten möge, das zweite, dass ihm Gott Eifer geben möge, den heiligen Glauben in allen Ländern der Welt zu verbreiten. Das letztere passte zu der Eroberungs-Politik, welche unter seinen Vorgängern namentlich Manuel der Glückliche eingeschlagen hatte. Zunächst wollte der junge König eine Kriegsfahrt nach Indien unternehmen, und es war ein Unglück für Portugal, dass man ihm davon abrieth und ihm dafür einen Feldzug nach Afrika vorschlug, denn in Ostindien waren damals die Streitkräfte Portugals und der Jüngling hätte unter tüchtigen Führern eine gute und wahrscheinlich auch glückliche Schule des Krieges durchmachen können. In Portugal hingegen war im Augenblick kein tüchtiger Anführer und der König selber war ohne jede Kenntnis von Kriegskunst erzogen worden.[3] Don Sebastian.

---

[1]) Schäfer, l. c. III, S. 364.
[2]) Ibid. III, S. 365—370.
[3]) Ibid. III, S. 371—380.

Zug nach Afrika. Sebastian hatte nur Sehnsucht nach Heldenruhm und sie war so glühend, dass er schon 1574 mit wenigen Milizen auf vier Galeeren nach Afrika hinüberzog und sich da in kleinen Scharmützeln mit den Mauren herumtummelte. Mit dem Plane, ein großes Heer nach Afrika hinüberzuführen, kehrte er heim. Die sterbende Großmutter warnte ihn vergebens — der Durst nach Großthaten verzehrte ihn. Da riss eine Thronveränderung in Marokko ihn über alle Schranken

Fehler. der Vorsicht hinaus. Mulei Moluk stürzte Mulei Mohammed vom Thron von Marokko und dieser suchte Hilfe bei Sebastian, welcher sie augenblicklich versprach. Sogleich wurden die Wehrpflichtigen aufgeboten, in Italien, Deutschland und den Niederlanden Werbungen veranstaltet, vom Papst eine Kreuzbulle erwirkt, Philipp II. von Spanien um Beistand angerufen; umsonst rieth dieser dem König, dem Feldzug nicht persönlich beizuwohnen. Nur seiner Begeisterung folgend, übersah der junge König, dass das kleine Portugal nicht zugleich in Ostindien und in Afrika einen großen Krieg führen könne. Es fehlte an Geld zu den Rüstungen und wir hören bei diesem Anlasse, dass Portugal selber damals jährlich 1,100.000 Ducaten eintrug, dabei jedoch die Steuern sehr hoch gegriffen waren, und Ostindien, Brasilien und Afrika zusammen wieder 1,000.000 Ducaten einlieferten. Allein der Staatshaushalt war so schlecht geordnet, dass von dieser, für jene Zeit bedeutenden Summe alles für Besoldungen, Unterhalt des Hofes und der Festungen aufgieng. Außerordentliche Mittel, noch schwerere Auflagen mussten deshalb angewendet werden: die Geistlichkeit wurde um das Drittel ihrer Einkünfte angegangen, sie bewilligte 150.000 Ducaten. Für 225.000 Ducaten bewilligte man den sogenannten neuen Christen, dass ihre Güter von der Inquisition nicht berührt werden sollten. Allein, das alles reichte nicht aus, zumal es an der Hauptsache fehlte, an einem kriegsgeübten Heer und an Führern! Und doch war Sebastian seiner Sache so sicher, dass er das Angebot des Marokkaners, für Frieden einen Theil seines Reiches abzutreten, abschlug und sich schon Krone und Scepter zur Krönung als König von Marokko fertigen ließ.[1])

Am 25. Juni 1578 fuhr die Flotte ab, darunter 50 Kriegsschiffe, ungefähr 1000 Segel. Das Heer bestand aus 9000 Portugiesen, meist ungeübten Leuten, 1000 Castilianern, 3000 Deutschen, 700 Italienern und

Schlacht bei Alcacer. 500 Freiwilligen. Bei Arcilla ward gelandet, unfern Alcacer stieß man am 4. August 1578 auf den viermal stärkeren Feind. Das Heer kämpfte tapfer, wie der König, dem drei Pferde unter dem Leib getödtet wurden. Allein es musste, zumal bei dem großen Mangel an Reiterei, gegen die Übermacht, von der es schnell umschlossen war, bald erliegen. Das ganze Heer bis auf etwa 1000 Mann wurde zusammengehauen, auch der König, sein Körper wurde

Tod Sebastians. schrecklich zerfetzt.[2]) Drei Könige starben in dieser Schlacht: Sebastian, der Sieger Moluk an einem Fieberanfall und der verjagte König Mulei Mohammed, der auf der Flucht erschlagen ward. Es war eine fürchterliche Katastrophe für Portugal: keine Familie, die nicht ein Mitglied zu beweinen hatte. Das Volk brach in lautes Jammern aus, als die Herolde den Tod König Sebastians

---

1) Schäfer, l. c. III, S. 383.
2) Ibid. III, S. 387—391.

durch die Straßen ausriefen. Der echte Mannesstamm des Königshauses war erloschen.[1])

So unglücklich die portugiesischen Waffen in Afrika während der Regierung Don Sebastians waren, so siegreich waren sie in Ostindien, obschon hier eine Zeitlang alles auf dem Spiele stand. Die Mauren machten 1568 einen letzten Versuch, die Portugiesen aus Indien zu verdrängen und den ganzen Handel wieder an sich zu reißen. Mehrere Fürsten verschworen sich, von ihnen angereizt, demjenigen sein Reich zu nehmen und unter sich zu vertheilen, der nicht mit ihnen in Verbindung die Portugiesen auf Leben und Tod bekämpfe. Geheim und feierlich wurde der Bund beschworen und 1570 der Kampf mit gewaltigen Mitteln begonnen. Schaul, Goa, Schale wurden

Ostindien.

Verschwörung.

---

[1]) Stammtafel der Könige von Portugal:

Heinrich von Burgund,
Gem.: Theresia, Tochter Alfons VI. von Leon und Castilien, unabhängig 1109, † 1112.

Theresia, Königin 1112—1128

Affonso I. Henriquez 1128—1185, Ourique 1139, Lamego 1143

Sancho I. el Lavrador, el Poblador 1185—1211

Affonso II., der Dicke, 1211—1223

Sancho II., 1223—1248. | Affonso III., 1248—1279

Diniz, 1279—1325

Affonso IV., 1325—1357

Peter der Strenge, 1357—1367,
Gem.: Ignez de Castro

Ferdinand, 1367—1383 | Johann I., der Unechte, 1385—1433

Ferdinand: Beatrix,
vermählt an Johann von Castilien.

Johann I.: Eduard, 1433—1438 | Heinrich der Seefahrer. | Affonso (natürl.), Stammvater der Braganza.

Eduard: Affonso V., 1438—1481 | Ferdinand, Herzog von Viseu

Affonso V.: Johann II., 1481—1495. | Ferdinand: Emanuel, 1495—1521

Emanuel:

Johann III, 1521—1557	Isabella, vermählt an Karl V.	Beatrix, vermählt an Karl III. von Savoyen	Heinrich, Cardinal, König 1578 bis 1580.	Eduard, Herzog von Guimanarez
Johann, † 1554	Philipp II., 1580—1598.	Emanuel Philibert.		Katharina, Gemahl: Johann, Herzog von Braganza
Sebastian, 1557—1578.				Theodosius II., † 1630, Herzog von Braganza
				Johann von Braganza, im December 1640 als König von Portugal Johann IV.

Atayde. belagert. Allein der Vicekönig Luiz de Atayde war ein ebenso herzhafter als umsichtiger Mann, der ganz in die Fußtapfen des früheren ausgezeichneten Governadors Nunno da Cunha[1]) (1528—1538) trat, und die einzelnen Portugiesen wetteiferten in Heldenthaten. Bewunderungswürdiges wird uns Pereira. hier berichtet. Ein Pereira drang mitten durch die feindliche Flotte auf einer bloßen Barke, die von Wolken von Geschossen und Pfeilen empfangen wurde, und brachte Lebensmittel und Nachrichten den Bedrängten in Schale: „Dies war eine der größten Thaten oder die größte, welche derart in Indien verrichtet wurde," sagt der Portugiese Couto, „und wenn der Held den verdienten Lohn für seine That auch von der Regierung nicht erlangte, so soll er dafür seine Geltung in dieser meiner Geschichte erlangen."[2]) — Die große Verschwörung endete 1572 ohne andere Folgen als schwere Verluste für die Theilnehmer, die Portugiesen verloren auch nicht einen Fußbreit Boden. —

Portugiesische Literatur.

Die Zeit Don Sebastians, die Zeit nationalen Unglücks, ist auch die Zeit des größten literarischen Ruhmes für Portugal. Seinen König wollte auch Camoens, der größte Dichter der Portugiesen, nicht überleben. Wir kommen damit an die Geschichte der portugiesischen Literatur,[3]) die nur als Anhang an die Zeit der Conquista behandelt werden kann.

Portugiesische Sprache. Das Portugiesische wird mit Recht ein der Knochen beraubtes Castilianisch genannt: der Consonant in der Mitte der Worte bleibt meist weg, aus dolor machen sie dor, aus major mor; das l fällt aus oder wird umgewandelt, aus Alfonso wird Affonso, aus blando brando, aus h wird f, aus hidalgo fidaljo. Zunächst löste sich das Galicische vom Castilianischen los, und dann das eigentlich Portugiesische vom Galicischen. Mit der burgundischen Dynastie kamen viele Franzosen, und das französische Element gewann Einfluss auf die Bildung der Sprache.[4]) Aber auch Engländer, Deutsche, Juden, insbesondere aber die Mauren waren in Portugal stark vertreten, und so wurde die Sprache ein Gemisch der mannigfaltigsten Bestandtheile, in denen aber der Grundstock doch romanisch blieb. Die meisten arabischen Wörter bezeichnen sinnliche Gegenstände oder wissenschaftliche Begriffe oder Staatseinrichtungen, nicht aber menschliche Empfindungen, ein Beweis, dass der Verkehr zwischen Christen und Mohammedanern kein innerer, gemüthlicher, sondern nur ein äußerer war.

---

[1]) Schäfer, l. c. IV, S. 48—138.
[2]) Ibid. IV, S. 227—296.
[3]) Cancioneiro geral. Stuttgart, Literarischer Verein, 1846. — Bellermann, Die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin 1840. — Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Bd. IV. — Die Literatur des südlichen Europa, von J. C. L. Sismonde Sismondi, deutsch von Ludwig Hain, Bd. II. — Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. IV. Hamburg 1852.
[4]) Sismondi, l. c. II, S. 539.

Portugal ist größtentheils Küstenland, und die Sprache der Küstenländer ist meist sanfter als die der Gebirgsländer.[1])

Obschon die Bevölkerung dieses Landes früh das Joch der Mauren abwarf, so reichen doch die ältesten Sprachdenkmäler der Portugiesen nicht über 1230 hinauf. Die Urkunden sind meist lateinisch, von jener Zeit an werden sie aber immer mehr in portugiesischer Sprache niedergeschrieben, welche sich fortan mit größerer Bestimmtheit ausbildet. Bald hören wir auch von portugiesischer Prosa: durch Affonso III. kam viel französische Bildung nach Portugal, Diniz ließ die „Siete partidas“ und den arabischen Geschichtschreiber Rafis ins Portugiesische übersetzen.[2]) Sprachdenkmäler.

Die Poesie entspricht der sonstigen Entwicklung der Nation: acht Jahrhunderte hindurch sind die Christen in stetem Fortschreiten gegen die Mauren, ist also ein ritterlicher Geist das Pathos der Nation, und darum die Seele ihrer Lieder Sehnsucht nach Ruhm und Abenteuern. Die Portugiesen sind Krieger oder Hirten, für anhaltenden Kunstfleiß haben sie weniger Sinn; neben kriegerischen Liedern haben wir darum idyllische Poesie: „Die Naturreize des Landes, der milde Himmel, der sich über Lusitanien ausbreitet, stimmten zur Poesie, und das Hirtenleben, das dort heimisch war, lieh der portugiesischen Dichtkunst den Stoff und wahrscheinlich die vorwaltende Richtung auf Jahrhunderte hinaus.“[3]) Poesie.

Die Verbindung mit Frankreich führte zur Nachahmung provençalischer Formen. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erhob sich die Nation zu ihren größten Thaten, und der Schwung ihrer Dichtung steigerte sich dementsprechend, zumal Könige wie Joao I. und II., wie Affonso IV. „auf dessen Haupt der ganze Schimmer der altportugiesischen Dichtung ruht“, und Diniz „der große Troubadour“, nicht bloß an Ritterspielen, sondern auch an dichterischen Unterhaltungen an ihrem Hofe ihren Gefallen fanden. Die Poesie ist hier lyrisch, voll Andacht und Liebe, voll Ernst und Muthwille, voll Lob und Spott.[4])

Von älteren Dichtern wird Macias el Enamorado, Macias der Verliebte, viel genannt; er hatte sich als Ritter gegen die Mauren von Granada ausgezeichnet. Der Marquis von Villena verbot ihm ein Verhältnis zu einer vornehmen Dame und ließ ihn wegen Ungehorsams nach Jaen ins Gefängnis bringen. Hier dichtete Macias seine schönsten Lieder, in denen er den Schmerz der Trennung von seiner Geliebten besang. Der Gemahl der Dame wurde so eifersüchtig, daſs er im Rausch der Leidenschaft Macias durch das Gitter des Gefängnisses mit einem Speere tödtete. Dieser Speer wurde auf das Grab des Dichters mit der einfachen Inschrift gesetzt: „Hier liegt Macias der Verliebte.“[5]) — Unter Emanuel dem Großen (1495—1521) lebte Bernardin Ribeyro, von dem nicht bloß schöne Hirtengedichte, die ersten des westlichen Europa, sondern auch ein Roman in Prosa, „Menina e Moca“, halb Schäfer-, halb Ritter- Macias. Ribeyro.

[1]) Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, I, S. 72.
[2]) Vergl. das „Cancioneiro geral.“ Stuttgart 1846. — Bellermann, l. c.
[3]) Schäfer, l. c. IV, S. 294—307.
[4]) Sismondi, l. c. II, S. 514—547.
[5]) Ibid. II, S. 549—551.

Saa de Miranda. roman, vorhanden ist. — Saa de Miranda unter Johann III. wird nicht mit Unrecht der portugiesische Theokrit und der erste classische Dichter der Nation genannt. Geboren zu Coimbra 1495, anfangs Professor der Rechte, dann auf Reisen, eignete er sich die schönen und edlen Formen der Italiener an, und von ihm an beginnt der Einfluss der italienischen auf die portugiesische Poesie; von ihm sind Sonette voll Tiefe und Zartheit, liebliche Eklogen, Cartas oder Briefe voll Romantik und Didactik, Hymnen voll Schwung und Dramen vorhanden, worin er Plautus und Terenz nachahmt; denn er ist auch ein Kenner der alten Literatur. Er starb 1558.[1]) — Ferreira. Antonio Ferreira, geboren zu Lissabon 1528, studierte die Rechte in Coimbra, und fasste schon als Jüngling den Vorsatz, nicht einen Vers in einer fremden Sprache, nicht einmal in der spanischen, zu schreiben; er heißt nicht mit Unrecht der portugiesische Horaz, indem er alles orientalische Element vermeidet und nach classischer Reinheit und Correctheit strebt. Seine Sonette sind classisch, seine Elegien und Eklogen voll tiefen Gefühles in feiner Form. Auch eine Tragödie schrieb er über Ignez de Castro, einen Lieblingsgegenstand der portugiesischen Dichter.[2])

Das sind die bedeutendsten Dichter vor Camoens. Solange die portugiesische Poesie sich in Nachahmungen der provençalischen bewegte, kamen natürlich auch Liebeshöfe. Liebeshöfe vor, und wurden auch Fragen, wie die, „ob der stille Gram (o cuydar) oder der laute Seufzer (o suspirar) einen tieferen Schmerz der Brust bekunden", in eigenen Gedichten behandelt. Der Portugiese liebte das Lied und von der Zeit Manuels heißt es: „Für die Traurigkeit fand sich in jenen Tagen keine Stätte, man hörte nirgends Klagen, alles erklang von Chören und Gesängen."[3])

Alle früheren Dichter übertraf aber an Schwung der Seele, an Glanz der Darstellung und an Begeisterung für die Größe seiner Nation Luis de Camoens. Camoens.

Dieser Dichter ist in Lisboa 1525 aus edlem Geschlechte geboren. Seine Eltern waren wenig begütert, seine Familie hatte aber einmal schon in früherer Zeit einen Dichter von Namen hervorgebracht. Camoens Erziehung war sorgfältig, vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre lebte er an der Universität Coimbra, wo er wahrscheinlich die Rechte, sicherer die classischen Werke des Alterthums studierte; denn seine Dichtungen zeigen Vertrautheit mit den Schönheiten der alten Literatur. Dann lebte Camoens am Hofe, wo er für eine Palastdame, Katharina de Atayde, eine glühende Zuneigung fasste; ihre Schönheit begeisterte ihn zu Liedern, wurde aber auch die Quelle seines Unglückes; denn sie war von hoher Familie und der Geliebte besaß wenig Glücksgüter. Ihre Familie trat Camoens Bewerbung entgegen und verfolgte ihn fortwährend; er wurde vom Hof nach Ribateyro verwiesen, wo er im Schmerze über sein Unglück seine Rimas und seine Komödien dichtete, und den Plan zur „Lusiade" entwarf. 1549 finden wir ihn in verschiedenen Gefechten im Kriege in Afrika, dann in einem Seetreffen in der Straße von Gibraltar, wo er an der Seite seines Vaters durch einen Schuss sein rechtes Auge verlor. Bald darauf starb sein Vater; in Lissabon fand der Dichter für seine Tapferkeit keinen Lohn, sein Vermögen gieng

[1]) Sismondi, l. c. II, S. 552—570.
[2]) Ibid. II, S. 562—574.
[3]) Schäfer, l. c. IV, S. 310.

zur Neige. Niemand nahm sich seiner an; mit dem Rufe: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben!“ verließ er seine Heimat, für die er dennoch die glühendste Liebe im Herzen bewahrte, und gieng mit einem Geschwader nach Ostindien in See.

Alle Schiffe giengen zugrunde bis auf jenes, welches Camoens nach Goa trug; hier nahm er theil an Kämpfen und Siegen, in denen seine Freunde fielen. 1556 kehrte er wieder nach Goa zurück, nachdem er auch an einer glücklichen Unternehmung gegen die Seeräuber des Rothen Meeres theilgenommen. Das Leben in Goa widerte ihn an ob der Sittenverderbnis, ob der Gebrechen der Regierung. Eine Satire: „Disparatas na India“, die damals erschien, ward vom verletzten Statthalter Camoens zugeschrieben und dieser nach Macao verbannt. Hier führte er nach seiner eigenen Äußerung in der einen Hand Bücher, in der anderen Eisen und Stahl, in der einen das Schwert, in der anderen die Feder. Seine Seele war verzehrt von der Sehnsucht nach der Geliebten und nach dem Vaterlande; seinen Trost suchte er in der Dichtung, im Preise der Helden seines Volkes. Heute noch wird in Macao eine Grotte als „Grotte des Camoens“ gezeigt, wo er täglich mehrere Stunden an der „Lusiade“ gearbeitet haben soll. Ein neuer Statthalter erlaubte ihm die Rückkehr nach Goa; doch auch auf der Rückkehr verfolgte ihn das Unglück: sein Schiff scheiterte bei der Mündung des Flusses Mekom und der Dichter rettete nichts, als sein von den Meereswellen durchnässtes Gedicht. 1561 erreichte er Goa, aber auch hier verfolgte ihn sein Missgeschick; sein Freund, der Statthalter, wurde abberufen und unter dem neuen Vicekönig ward der Dichter wegen Veruntreuung in Macao ins Gefängnis geworfen. Er rechtfertigte sich glänzend, allein als er die Freiheit erlangen sollte, ließ ihn ein Einwohner von Goa wegen einer kleinen Schuld von neuem verhaften. Einige Musenfreunde retteten ihn. Der Dichter lebte nun der Poesie oder nahm theil an kriegerischen Unternehmungen, wobei er die glänzendste Tapferkeit bewies.

Camoens in Ostindien, unglücklich

Da kam der härteste Schlag für ihn, die Nachricht vom Tode seiner Geliebten, — seine Hoffnung war gebrochen, er suchte nur noch das Vaterland zu erreichen, um die „Lusiade“, die er jetzt vollendet hatte, zu veröffentlichen. In Mozambique wurde er aber wieder verhaftet wegen eines geringen Betrages für die Überfahrt, und nur die Hochherzigkeit einiger Verehrer seiner Dichtung rettete ihn aus dem Elende. Endlich erreichte er 1569 Lisboa, aber auch hier kam eine Enttäuschung auf die andere: einmal herrschte in der Hauptstadt eine furchtbare Pest, jeder dachte nur an seine Rettung und niemand nahm sich des Dichters an. Als es ihm endlich gelang, sich dem jungen Könige vorzustellen, erhielt Camoens zwar die Bewilligung zum Druck seines Heldengedichtes, aber für seine Widmung keinen anderen Lohn, als einen Gnadengehalt von 25 Thalern mit der Verpflichtung, dem Hofe überallhin zu folgen. Die „Lusiade“ erschien 1572.[1]) Doch in der Umgebung des Königs wurde der Dichter als unchristlich und als unberufener Tadler der Regierung geläftert. Als der König seinen Zug nach Afrika unternahm, wurde nicht Camoens mitgenommen, um den Zug zu besingen, sondern ein unbedeutender Versemacher. Der Zug misslang 1578, der König fiel, alles kam

bis zum Ende.

---

[1]) Os Lusiadas. Poema epico de Luiz de Camoes. Beste Ausgabe in Paris 1817 in Folio und 1819 in Octav bei Didot. Den ersten schwachen Versuch einer Übersetzung einiger Gesänge machte Meinhard 1762 in den „Braunschweiger Anzeigen“. Die erste vollständige Übersetzung lieferte Heise, Hamburg 1806, eine gelungenere Kuhn und Winkler, Leipzig 1807, die beste J. J. Chr. Donner, Stuttgart 1833.

in Unordnung und Camoens in solche Noth, dass ein Sclave, den er aus Indien mitgebracht hatte, nachts in den Straßen bettelte, um dem Dichter am andern Tage eine ärmliche Nahrung zu verschaffen. Das Unglück des geliebten Königs schmetterte den Sänger nieder: „Gut, so will ich wenigstens mit ihm sterben",[1]) rief er bei der Nachricht von der Katastrophe von Alcacer. Camoens erkrankte: „Wer hat je gehört, dass auf einem so kleinen Schauplatze, wie eines armseligen Bettes, das Schicksal so sich zeigen würde", schrieb der Dichter vor seinem Tode. „Endlich werde ich das Leben enden, und alle werden sehen, wie ich meinem Vaterlande so ergeben war, dass ich nicht allein zufrieden bin, in ihm zu sterben, sondern mehr noch, mit ihm zu sterben." — Der treue Sclave starb und bald nach ihm sein Herr im tiefsten Elend im Hospital 1579. Man kennt weder den Monat, noch den Tag seines Todes, man begrub ihn ohne Denkstein und Inschrift.[2])

„Lusiade."

Doch ein unsterbliches Denkmal setzte sich der Dichter selber in seiner „Lusiade". Dieses Heldengedicht schildert in zehn Gesängen und 1102 Stanzen die Geschichte der Lusiaden oder Portugiesen, gießt allen Zauber der Poesie über die Großthaten der Nation, und gibt ihnen Unsterblichkeit im Liede. War der Dichter sein ganzes Leben verkannt und misshandelt, so hat die Nachwelt seine Leistung um so höher gestellt, und „jeder Portugiese findet sich und seine schönsten Wünsche, sein edelstes Streben in jedem Verse wieder, und alles ist Wahrheit, nicht Fabel, ist Geschichte, nicht Erfindung". Keine Nation hat eine ähnliche Darstellung ihrer Geschichte, und keinem Dichter ist es gelungen, den Sinn für Großthaten in seinem Volke durch seine Verse so zu steigern, wie Camoens: bei der Belagerung von Colombo auf Ceylon erfrischten sich die abgematteten Soldaten durch Absingen seiner Stanzen zu neuem, siegreichem Angriff.

Einheit des Planes.

Wie gibt aber der Dichter seinem Epos die nöthige Einheit, wenn er nicht einen Helden oder eine Großthat, sondern die Geschichte eines ganzen Volkes besingt? Und die Großthaten seiner Nation, nicht die eines einzelnen Helden sind ja der Vorwurf seines Gedichtes:

„Die Waffen und die Helden hoher Thaten,
Die, schiffend aus den schönen Abendlanden
Der Lusitanen, hinter Taprobanas Staaten
Noch unbeschiffte neue Meere fanden;
Sie, die in Fahr und Kämpfen so berathen,
Dass sie auf wilder Völker fernen Stranden
Ein neues Reich gestiftet, hoch zu prangen,
Wie das sich kaum je Menschen unterfangen;
Und jene Fürsten, in des Sieges Kränzen,
Die, Reich und Glauben mächtig auszubreiten,

---

1) Ao menos morro com ella.

2) Erst 1595 setzte ihm Gonzalo Coutinho die Inschrift:
Aqui jaz Ruiz de Camoes, principe dos poetas de seu tempo.
Viveu pobre e miseravelmente: e assi morreu Anno D. MDLXXIX.

Weithin der Afrikaner falsche Grenzen
Und Asien der Rache Schwerte weihten,
Und alle, die durch Ritterthaten glänzen
Und vom Gesetz des Todes sich befreiten,
Will ich mit tönendem Gesang verkünden,
Wenn würdig sich Natur und Kunst verbünden."

Die ganze Geschichte Portugals bis auf Camoens ist geknüpft an die kühne Fahrt Vasco de Gamas um das Kap der guten Hoffnung nach Kalikut, die am 8. Juli 1497 begann, am 24. April 1498 glücklich den indischen Hafen erreichte, und am 29. August 1499 mit dem siegreichen Einzug in Lissabon endete. Nachdem der Dichter sein Ziel ausgesprochen, dass im Lied die Thaten, die tausend Schlachten seines Volkes ertönen, und allenthalben sein lauter Ruhm erklingen solle, so schildert er in der neunzehnten Stanze des ersten Gesanges, wie die kühnen Seefahrer schon auf hohem Meere sich bewegen. Nun versammeln sich die Götter des Olymp, und eigenthümlich ist dem Dichter, dass er die ganze alte Mythologie (durch Virgil, den er nachahmt, zum Glauben an ihre Nothwendigkeit im Epos verleitet) vorbringt und doch das ganze Unternehmen unter den Schutz der Vorsehung, Marias und der Heiligen, stellt. Die Götter sind erstaunt über die Kühnheit des Unternehmens, Jupiter wünscht den Helden Sieg, Bacchus Untergang, denn er fürchtet, dass sie den Ruhm seines Zuges nach Indien schmälern. Venus aber sieht in ihnen die Nachkommen der alten Römer und hilft ihnen, wo ihnen Bacchus Gefahren bereitet. So ist der ganze Olymp für oder gegen die Helden in Bewegung und diese landen glücklich in Mozambique. Auf die Frage, was sie hier suchen, warum sie die Fahrt gewagt, antworteten die Helden:

Vasco de Gama.

Doppelte Götterlehre.

Mythologie und Christenthum.

„Wir Portugiesen aus dem Occidente,
Wir suchen Länder in dem Oriente!
Und manche Fluten haben wir durchreiset,
Aus Norden strebend nach des Südens Meeren,
Der Afrikaner Küste ganz umkreiset,
Geseh'n viel Länder und viel Himmelssphären;
Und einem König, welchen jeder preiset,
Gehorchen wir, ihn liebend zu verehren,
Nicht nur die Fahrt im Meer für ihn zu lenken,
Sie freudig selbst zum Acheron zu senken.
Um sein Geheiß in Werk und That zu stellen,
Des Indus Land im Morgen zu erspähen,
Durchschiffen wir für ihn die fernen Wellen,
In denen Ungeheuer nur zu sehen."

Bacchus reizt den Scheich gegen sie auf, und dieser sucht die Helden auch zu verderben, aber Venus, von deren Schönheit Camoens eine der glänzendsten Schilderungen entwirft, vereitelt alles feindselige Bestreben, und glücklich gelangen die kühnen Seefahrer zum König von Malinda, der sie gastfreundlich aufnimmt, und sich nach ihrer Heimat und ihrem Volke erkundigt.

Jetzt ergreift Gama das Wort und schildert dem König Europa, Portugal und seine Geschichte in musterhafter Erzählung, die nahezu ein Drittel des ganzen Gedichtes umfasst. Alles Ruhmvolle der früheren Zeit, alles Rührende und Ergreifende (wir erinnern nur an die herrliche Episode, welche die Geschichte der

Begeisterung für den Nationalruhm. Iñez schildert), aller Glanz der Schlachten und Helden ist hier zusammengedrängt. Dann kommt Gama an die großen Endeckungen und endlich an die eigene Fahrt und schildert den bewegten Abschied von Lissabon, wie jede Mutter um den lieben Sohn klagt, wie dort die Braut mit losem Haar um den süßen Bräutigam stöhnt, wie aber die Helden, ohne zu ihren Verwandten aufzublicken, damit der Jammer nicht auch ihr Herz umstricke, schnell zur Fahrt sich anschicken, nachdem sie zum Allmächtigen um Heil und Segen auf unbekannten Bahnen gefleht; und wie dann allmählich die Berge der Heimat ihren Blicken entschwinden und wie sie in Regionen dringen, die kein Geschlecht noch je gesehen, und wie sie beim Überschreiten der Grenze, welche die Erde in zwei Hälften theilt, die Glanzgestirne des Südens erblicken, und wie sie das stürmische Cap umsegeln, dessen Genius als Adamastor personificiert eine Rede hält, die zum Glänzendsten gehört, was der Dichter schrieb. Rede Adamastors. Adamastor nennt die Portugiesen das verwegene Volk, gefeiert vor allen, die Großes unternommen, da es wage, die Wunder zu ergründen, um welche weiter Fluten Hüllen schweben, und der Natur den Schleier ihrer Geheimnisse zu entreißen, und zählt ihnen die Gefahren auf, denen sie keck entgegengehen. Doch die Kühnen werden nicht entmuthigt, umschiffen Afrika und landen endlich in Malinda.

Am Beginn eines neuen Gesanges spricht wieder der Dichter, er preist Lusiaden. die würdigen, tapferen Kinder des Lusus, die Sieger über das unreine Volk der Mauren, weil sie ihr Leben opfern, um das Heil des Kreuzes in alle Welt zu tragen; ihnen hat der Himmel es gegeben, Großes für die Christenheit zu wagen, wenn ihrer auch nur wenige sind, weil der Herr den Demüthigen den Ruhm verleiht. Die Portugiesen stehen ihm hoch über den stolzen Alamannen — wir Deutschen hießen damals noch überall die stolzen — weil sie nicht gegen Petri Stuhl rebellisch streiten,[1]) hoch über den harten Briten und falschen Franzosen, hoch über Italia, das in Krieg und Fehden versenkt und von Der Dichter. Wollust trunken ist. Auch von sich selbst spricht der Dichter in diesem Gesange, wie das Glück ihn zu mancher Fahrt gezwungen, mit Schmach und Arbeit seinen Lauf erfüllte, wie er bald mit des Meeres Wuth gerungen, und dem Tode und Schlachtengewühl entgegensah; bald wollte ihn der Armut Drangsal schrecken, sein Brot von fremder Milde zu erflehen, bald glaubte er Hilfe und Hoffnung zu entdecken, um dann nur neue größere Nöthen zu bestehen; bald rettete er in wilder Meere Strecken sein Leben nur wie durch ein Wunder aus bitteren Todeswehen; kein Sängerlohn ward ihm verliehen, man vergaß ihn. Harte, unerhörte Arbeit ward ihm zutheil, statt des Lorbeerkranzes Ruhm und Prangen. Doch hat alle Noth seine Seele nicht gebeugt, er lebt doch den Musen, ihnen hat er es schon lange geschworen, nie Unwürdiges zu loben, nie zu schmeicheln, nie jene zu kränzen, die nur nach hoher Macht und hoher Würde ringen, um sich dann in schnödem Stolz zu brüsten, und ihrer Lust sonder Zwang zu dienen; nie jenen, die nur dem blinden Pöbel charakterlos fröhnen, und doch den Armen

[1]) Os Lusiadas. Canto setimo. Str. 4:

„Ihr seht der Deutschen stolze Herde weiden
Auf fetten Fluren, reichbegabten Auen,
Und gegen Petri Stuhl rebellisch streiten,
Und neuen Hirten, neuer Lehr' vertrauen,
Und immer fort mit wildem Krieg sie schreiten,
Und niemals der Verblendung Irrthum schauen,
Und fechten, nicht um Türken zu besiegen,
Nein, in des Glaubens Joch sich nicht zu schmiegen."

Hab und Gut entreißen; nur jenen will er Lob und Lieder weihen, die für Gott und König und unsterblichen Ruhm kämpfen.

Die Portugiesen schließen einen Bund mit dem König von Malinda, und erhalten einen treuen Lootsen, mit dem sie nach Indien fahren. Die Nachtwache auf dem Schiffe wird wieder durch Erzählung portugiesischer Großthaten erheitert. Auf Bacchus Betrieb werden die Winde entfesselt und drohen die empörten Wogen den Schiffen den Untergang, ein entsetzlicher Sturm wird geschildert, Vasco betet zu Christus und Maria, und Venus rettet die Helden! Das Meer wird ruhig, bald ruft der Pilote „Land!“ und man sieht Kalikut. Der Osten wird geschildert. Ein Maure aus der Berberei führt die Portugiesen zum Zamorin, von dem sie Bund und Handelsfreiheit begehren, und dem sie auf sein Befragen wieder von Portugal und seiner Geschichte erzählen. Der Zamorin befragt die Orakel, die ihm aber nur die künftige Größe der Portugiesen verkünden. Die Minister und die Mauren sind gegen die Abendländer, endlich aber gelingt es doch Gama, sein Ziel zu erreichen und die Anker zur Abfahrt zu lichten. Venus beschließt, ihre Lieblinge auf einem Eiland für alle ihre Mühen zu erquicken, und auf dieser Insel werden alle Naturschönheiten des Ostens geschildert, die mit Früchten bedeckten Bäume, der Schmelz der Blumen, der Gesang der Vögel, die Reinheit der Gewässer; und indem die Helden bei schäumenden Bechern sich erquicken, singt eine Sirene von den Portugiesen, die von Gama an bis auf die Zeit des Camoens unsterbliche Thaten vollbracht haben, von Portugals Achill, dem großen Pacheco, von Alphons von Albuquerque, dem gefeierten Sieger von Ormus, und anderen, die wir schon aus der Geschichte Ostindiens kennen. Ehe der Dichter diesen Gesang beginnt, ruft er noch einmal die Muse an und spricht im wehmüthigen Tone von sich selber: Selbstschilderung.

„Dich ruf ich an, Calliope, du hehre!
Zu diesem letzten Werk, daſs du hienieden
Des Liedes Lust mir mögest nur erhalten,
Die schon in meinem Busen will erkalten.
Die Jahre gehen abwärts und es schwindet
Der Sommer, bald dem Herbste Raum zu geben.
Die hohe Kraft, die hartes Schicksal bindet,
Vermag nicht mehr nach Herrlichem zu streben;
Den Geist, den Kummer, groß und viel, umwindet,
Wird Lethe bald mit ewigem Schlaf umweben,
Doch möcht' ich wohl vorher das Lied noch enden,
Das ich, o Göttin! meinem Volk will spenden.“

Dann zeigt die Sirene von dem Gipfel eines Berges dem Gama die Weltkugel, und alle kühnen Entdeckungen der Portugiesen bis Magalhaens; auch des Camoens Schicksal kündet sie ihm — bei Camboja am Flusse Mekom:

„Einst werden noch von ihm mit sanfter Weise
In seinen Auen die Lieder aufgenommen,
Die aus dem Schiffbruch, aus der Klippen Kreise,
Aus wildem Meer an dieses Land geschwommen,
Wenn der dem Hunger, der Gefahr der Reise,
Dem ungerechten Kerker ist entkommen,
Der mit der Leier lieblichem Erklingen
Mehr Ruhm als Glück sich künftig wird erringen.“

Der Dichter schließt sein unsterbliches Werk mit einer Mahnung an seinen König, dem er es auch gewidmet hat. Don Sebastian, „der edle Schild und Hort der Freiheit der Portugiesen, der zarte Zweig am Baum, den Christus liebt, soll ausziehen zu neuen großen Thaten; der Mauren böses Volk wird erbleichen, die Türken und Heiden werden sinken vor seinem Schwert." Camoens Weissagung gieng nicht in Erfüllung, der junge König ward 1578 erschlagen auf der Küste Afrikas, der Dichter mochte seinen König nicht überleben.[1]) Aber sein Gedicht überlebte ihn und wird das portugiesische Volk überleben, weil es geschmückt ist mit allem Zauber der Schönheit und erfüllt von den süßesten und hochherzigsten Gefühlen.

Aus Camoens Sonetten spricht oft ein ergreifendes Gefühl der Wehmuth; in den Cançaos ahmt er die Canzonen des Petrarca nach; seine Oden geben lyrischen Gesang in classischer Form; seine Eklogen enthalten die anmuthreichsten Verse, seine Dramen hingegen sind Jugendarbeiten. Als dramatischer Dichter stand hoch über ihm sein Zeitgenosse Gil Vicente, der Plautus von Portugal genannt, der Sohn eines Maulthiertreibers und einer Hebamme, ein geschickter Kenner des Rechts, das er in Lissabon studiert hatte, vor allem aber ein wahrhaft poetischer Geist, ein dramatisches Genie, dessen Blütezeit unter Joao III. fällt, der in seinen Stücken oft mitspielte. Erasmus lernte das Portugiesische, nur um seine Stücke lesen zu können, die sich ebenso durch Reichthum in der Erfindung, Wahrheit des Dialogs und Lebendigkeit der Handlung auszeichnen. Er starb 1557 arm und hinterließ Autos, Lustspiele, Tragikomödien und Possen (farsas), die namentlich voll sind von Laune und reich an gut gezeichneten Charakteren.[2])

Drama. Gil Vicente 1470 bis 1557.

Lobo. Die Portugiesen haben Vorliebe für das Hirtengedicht. Rodriguez Lobo ist ihnen hierin ein Meister, er gilt in seinem Buch über Philosophie auch als Muster philosophischer Darstellung und ciceronianischen Stiles. Die Sprache in seinen Hirtenromanen ist elegant, die Empfindungen sind zart; sein Heldengedicht auf Nunno Alvarez Pereira ist trotz einzelner Schönheiten doch nur Reimchronik. — Ein jüngerer Zeitgenosse des Camoens, Cortereal, schrieb in spanischer Sprache ein Heldengedicht auf die Schlacht bei Lepanto und in portugiesischer Sprache ein anderes, reich an Schönheiten ersten Ranges, über die Unglücksfälle des Manuel de Souza Sepulveda.

Cortereal.

Geschichte. Barros. Der erste Geschichtschreiber der Portugiesen, ihr Livius genannt, ist Joao de Barros, geboren 1496, am Hofe Emanuels erzogen, der ihn ob seines Erzählungstalentes ermunterte, die Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Morgenlande zu schildern. Ein langer Aufenthalt in Guinea und Brasilien und dann sein Amt als Generalagent oder Minister der Colonien gab ihm Anschauung fremder Volksthümlichkeiten und eröffnete ihm die Quellen.

[1]) Mit den Worten: „Ao menos morro com ella" („Wenigstens will ich mit ihm sterben") richtete er sich vom Krankenlager auf.

[2]) Sein Sohn Luis und seine Tochter Paula gaben seine Werke, die er selber immer nur schrieb und nie gedruckt sah, 1562 in Lissabon heraus: „Copilacam todas as obras de Gil Vicente". Neuere Ausgabe in Hamburg 1834 und Lissabon 1863.

Barros hatte den Plan, im portugiesischen Europa die ganze Geschichte seines Vaterlandes, im portugiesischen Afrika die Kriege in Fez und Marokko, im portugiesischen Amerika die Geschichte der Ansiedlung in Brasilien, im portugiesischen Asien die Geschichte der Auffindung des Weges dahin, wie der dortigen Eroberungen, zu schildern. Er hat nur diesen letzten Theil in seinem „Asien" 1552 bis 1571 in vier Dekaden oder vierzig Büchern vollendet. Sein Fleiß ist unermüdlich, seine Wahrheitsliebe lauter, wo sie nicht durch seine Vaterlandsliebe getrübt wird, seine Darstellung oft ergreifend. Die Reden, die er in Nachahmung des Livius einmischt, zeigen Wahrheit in Charakter und Empfindung. Couto hat sein Werk fortgesetzt. Übrigens hinterließen Männer der That wie Alfons von Albuquerque hin und wieder eigene Memoiren. — Bernardo de Brito 1569—1617 gelangte in seiner ausführlichen „Monarchia Lusitana" nur bis zur Entstehung der portugiesischen Monarchie,[1]) er ist mehr reich an Kenntnis der Quellen, als scharf in der Kritik derselben. Mehr gelesen ist heute noch seine Lobrede auf die Könige von Portugal.[2])

Asia Portugueza.

Brito.

Einen großen Namen als Staatsmann und Geschichtschreiber erwarb sich Damiao de Goës (geboren 1501 in Alemquer, gestorben 1573 in Lissabon). Er stammte aus einer uralten asturischen Familie, die mit Don Henrique nach Portugal kam. Erzogen am Hofe Manuels des Großen, wo er mit seinen Brüdern Fructos und Manuel Page war, kam er durch diesen früh in Berührung mit Kaiser Karl V. 1523 finden wir ihn im Auftrage König Joaos III. als Gesandten in den Niederlanden, dann in Polen, von wo er nach Antwerpen zurückkehrte, dann wieder in Dänemark, in Schweden bei Gustav Wasa. In Dänemark, in Schweden, in den Niederlanden, dann in Padua, in Rom, wo Paul III. Gefallen an ihm fand, trat er in innige Verbindung mit den großen Schriftstellern seiner Zeit, einem Erasmus, einem Olaus Wormius, einem Sadolet, einem Bembo. In seinen lateinischen Schriften theilte er Europa mit, was die Portugiesen Großes in Ostindien leisteten, welch ein herrlicher König Don Manuel war; in portugiesischer Sprache unterrichtete er seine Landsleute über das, was in Europa Wichtiges vorgieng. Durch seine Gattin Johanna de Hargen, aus der Familie der Arenberg, mit der er in glücklichster Ehe lebte, an die Niederlande gefesselt, spielte er eine Rolle in der Vertheidigung Löwens gegen einen Angriff der Franzosen. Später finden wir ihn als Guarda mor, Oberaufseher des Staatsarchivs, in Lissabon. Seine Schriften sind die beste Quelle für die Geschichte Portugals in dieser Zeit. — Jeronymo Osorio[3]), geboren 1506, gestorben 1580 als Bischof von Sylvez in Algarvien, schließt mit seiner

Goës.

Osorio.

[1]) Monarchia Lusitana composta por Frey Bernardo de Brito chronista geral e religioso da ordem de St. Bernardo 1597. Der erste Theil geht bis auf Christi Geburt, der zweite bis auf Heinrich von Burgund.

[2]) Elogios dos reis de Portugal. Lisboa 1693.

[3]) Historiae Hieronymi Osorii, Lusitani, Silvensis in Algarbiis episcopi. De rebus Emmanuelis Lusitaniae regis invictissimi, virtute et auspicio, annis XXVI domi forisque gestis libri duodecim. Colon. 1581. — In „Reineri Matthisii Batavi ad lectorem ode" ist der Inhalt dieses Werkes mit den Versen bezeichnet:

Vis Lusitanae gentis, in India,
Res scire gestas, bellaque Barbaris
Illata regnis et subactos
In Lybia regione Mauros;
Vis et repertas navibus insulas
Et scire mores juraque gentium,
Pugnax Iberus quas coegit
Ire suis famulas triumphis:
Doctos diserti lector Osorii
Evolve libros assidua manu,
Ex hoc amoeno fonte summa
Utilitas fluet ac voluptas.

Geschichte des Königs Emanuel die Reihe der großen Schriftsteller Portugals; die nachfolgenden sind nur Pygmäen.

Mit der Unabhängigkeit verlor sich auch der Seelenschwung der Nation, und er kehrte nicht wieder, als sich auch Portugal 1640 von Spanien losriss. Der Geist weht eben, wo er will.

Die portugiesische Literatur erhob sich nicht mehr zur alten Bedeutung; zwar an Schriftstellern fehlte es nicht, wohl aber an neuen Gedanken und großen Gefühlen.

Farya. Zunächst ist zu bemerken der Vielschreiber Manuel de Farya y Souza (1590—1649), der nicht weniger als sechs Hunderte von Sonetten herausgab, Eklogen, Dramen schrieb, an einer Geschichte Portugals arbeitete; der Mann war stolz darauf, jeden Tag seines Lebens zwölf Bogen, die Seite dreißig Zeilen stark, vollgeschrieben zu haben. Seine Geschichte Portugals[1]) zeichnet sich mehr durch Talent der Erzählung, als durch Gründlichkeit der Forschung aus; sein Commentar zu Camoens kennzeichnet sich durch unnützen Schwulst von Gelehrsamkeit und Mangel an wahrem Gefühl für das Schöne. Natürlich theilt unser Dichter die Vorliebe der Portugiesen für das Hirtengedicht, geht jedoch darin so weit, dass er glaubt, alle Leidenschaften, alle Thätigkeiten werden erst dann poetisch, wenn man ihnen die Form des Hirtengedichtes gebe.[2]) Merkwürdig ist, dass Farya, obschon mit ganzem Herzen ein Portugiese, doch das Spanische besser schrieb, als seine Muttersprache. — Anton Barbosa Bacellar (1610—1663) ist der Urheber der „Saudades“, der in der Einsamkeit ausgesprochenen Klagen Freyro. und Wünsche der Liebe. — Jacinto Freyro de Andrada zeigt Witz und Laune in burlesken Poesien z. B. in dem Gedicht auf die Liebe des Polyphem und der Galathea. Am meisten Ruhm erlangte er durch seine Biographie des Don Juan de Castro, des vierten Vicekönigs von Indien, welche bei den Portugiesen als ein Meisterstück reiner historischer Schreibart gilt.

Dichter der Colonien. Seit dem siebzehnten Jahrhundert gibt es Dichter in portugiesischer Sprache, die auf den Colonien geboren sind, doch hat keiner die Leistungen des Mutterlandes übertroffen. Francisco de Vasconcellos, der Dichter hübscher Sonette, stammt aus Madeira, Andrea Nunnez de Sylva, von welchem schwungvolle religiöse Dichtungen existieren, ward in Brasilien geboren und starb als Theatiner in Portugal.[3])

Drama. Das Drama kam nie mehr zu rechtem Leben, die Vereinigung mit Spanien und die Blüte der dramatischen Poesie in Spanien bewirkte, dass man in Lissabon spanische Stücke gab und dass talentvolle Portugiesen für das Theater in Madrid schrieben; man gab das Nationalschauspiel ganz auf. Seit Johann V. machte die Regierung Versuche, die Nation aus dem geistigen Akademien. Todesschlummer zu erwecken, man stiftete 1714 eine Akademie der Sprache, 1726 eine Akademie der Geschichte, seit 1792 gibt die königliche Akademie

[1]) Epitome de las historias Portuguezas. Madrid 1628.

[2]) Er schrieb Eclogas amorosas, E. maritimas, E. venatorias. E. genealogicas, E. criticas, E. monasticas, E. eremiticas, E. justificatorias, E. arbitrarias, E. phantasticas, E. rusticas.

[3]) Sismondi, l. c. II, S. 769.

der Wissenschaften Denkschriften heraus, allein von eminenten Leistungen kann nicht gesprochen werden.

Ein bedeutender Mann ist Franz Xavier de Meneses Graf von Ericeyra, 1693—1744. Er schrieb eine Henriqueide, ein Heldengedicht auf den Stifter der portugiesischen Monarchie und die Eroberung Portugals aus der Gewalt der Mauren in zwölf Gesängen. Das Gedicht ist nach den Regeln Boileaus gemacht, nicht ohne Schönheiten im Einzelnen und Wohlklang der Verse, allein ohne wahre poetische Glut, oft von tödtlicher Kälte. Von späteren Dichtern wollen wir noch kurz nennen den Dramatiker Pedro Antonio Correa Garzao, den man den zweiten portugiesischen Horaz wegen seiner Nachahmung der Silbenmaße dieses Dichters nennt; die Gräfin von Vimieiro, die Verfasserin des guten Trauerspieles „Osmia", das lange die einzige Tragödie der portugiesischen Bühne war; den Sonettendichter Manuel da Costa aus Brasilien, den Odendichter Francisco Manuel, geboren 1734, dann Antonio Diniz, den Nachahmer englischer Poesien, ferner da Cunha, in dessen Gedichte sanfte Schwärmerei und Innigkeit herrschen.

Meneses.

Vimieiro.

Cunha.

Sismonde Sismondi stellt am Schlusse seiner Literatur des südlichen Europa folgende interessante Vermuthung auf: „Vielleicht ist das Reich der portugiesischen Sprache im Begriff, in Europa zu enden. Das Reich der Portugiesen in Indien ist verschwunden; ihnen sind in diesen sonst zinsbaren Ländern nur noch zwei halbverödete Städte übrig, wo sie Handelscomptoire ohne Leben und Kraft unterhalten. Die großen afrikanischen Reiche Congo, Loango, Angora, Benin im Westen, Mombaza, Quiloa und Mozambique im Osten, wohin sie ihre Religion, ihre Gesetze und ihre Sprache verpflanzt hatten, haben ihnen nach und nach den Gehorsam entzogen und sich fast ganz von dem portugiesischen Reiche getrennt; aber das unermeßliche Brasilien bleibt ihnen noch. Unter dem schönsten Himmel und auf dem reichsten Boden haben sie eine Colonie gegründet, die an Ausdehnung ihr altes Vaterland zwölfmal übertrifft, sie haben gegenwärtig den Sitz ihrer Regierung, ihre Flotte und ihr Heer dorthin versetzt. Ereignisse, die durch nichts vorherzusehen waren, geben hier der Nation neue Jugend und neue Kraft, und vielleicht ist die Zeit nahe, wo Brasilien dem Camoens würdige Nachfolger in der portugiesischen Sprache geben wird." Möge diese Vermuthung sich bestätigen! Vielleicht geht aber auch dem Mutterlande einmal wieder ein besserer Stern auf! — Gott gibt Zeiten des Glückes wie des Unglückes und sendet die Geister aus, welche gebeugte Völker zu neuem Leben erwecken.

Sismondis Hoffnung.

Die Staaten Europas am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Fünfzig Jahre ungefähr dauert das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen und fast jedes Jahr brachte die Kunde neuer Länder und Inseln und Meere nach Europa, die Kunde von unbekannten Völkern, von seltsamen Thieren, von nützlichen Pflanzen, neue überraschende Ansichten über die Gestalt der Erde, über das Verhältnis des Festen zum Flüssigen, über bisher ungeahnte Wunder der Natur. Der Satz von der Kugelgestalt der Erde war jetzt unwiderleglich dargethan, das Bild unseres Welttheils wurde immer sicherer. Hatte man früher an die Truglehre von der Unfruchtbarkeit der versengten und unbewohnten Zonen geglaubt, so war jetzt der Blick in die Wunder der Tropenwelt eröffnet. Hatte man früher noch von einem Lebermeer, einer klebrigen See gesprochen, so war jetzt die Schiffbarkeit und Verbindung aller Meere dargethan. Die Gestalt der Continente, die Lage der Inseln, die Höhe der Gebirge, die Verschiedenheit der Klimate, die Wechsel der Winde waren jetzt bekannt; man wusste die Monsum- und Passatwinde zu benutzen, man lernte die Längengrade richtig bemessen und ward mit den Abweichungen der Magnetnadel, mit der Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche vertraut. Die Sagen von Menschen mit Schwänzen wie Affen, mit Ohren so groß, dass sie dieselben als Matratzen, als Mäntel, als Regenschirme gebrauchen könnten, von Menschen mit nur einem Fusse, mit nur einem Auge hörten auf, statt dessen hatte man neue eigenthümliche Staatseinrichtungen in Mexiko und in Peru kennen gelernt, und gefunden, dass unter jeder Zone, in jedem Klima dieselben Fragen, dieselben Aufgaben an den Menschen hinantreten, ob nun seine Farbe weiß oder kupferroth sei. Neue Thiere, Pflanzenstoffe, Arzneimittel kamen nach Europa. Amerika gab Europa den Truthahn, den Cacao, die Vanille, die Cochenille, die Kartoffel, den Mais, den Tabak, aber auch neue Krankheiten wie das gelbe Fieber. Die Nebel der Sage wichen vor der Anschauung; größer, schöner, als man sie je geträumt, stand die Schöpfung Gottes vor dem erstaunten Auge. Was Wunder, dass die Menschen jener Zeit von einem seligen Schauer über jede neue Entdeckung ergriffen waren, dass man in London des Columbus erfolg-

reiche Fahrt mehr für ein göttliches Wunder als für eine menschliche That hielt, dass Papst Leo X. vor Entzücken jeden neuen Bericht seinen Cardinälen bis tief in die Nacht hinein vorlas, dass man im Bewusstsein, die großen Meister des Alterthums im astronomischen und geographischen Wissen weit übertroffen zu haben, auf der Höhe aller Zeiten zu stehen vermeinte! „Schwache Geister", sagt einmal Humboldt sehr schön, „glauben in jeder Epoche wohlgefällig, dass die Menschheit auf dem Culminationspunkte intellectuellen Fortschrittes angelangt sei; sie vergessen, dass durch die innige Vertretung aller Naturerscheinungen in dem Maße, als man vorschreitet, das zu durchlaufende Feld eine größere Ausdehnung gewinnt, dass es von einem Gesichtskreise begrenzt ist, der unaufhörlich vor dem Forscher zurückweicht."[1])

Nicht der Zufall, nein, eine berechnete Fahrt hatte zur Entdeckung der Länder geführt. Welcher Triumph für den menschlichen Geist! Also stand die Natur wirklich mit dem Genius im Bunde und leistete, was er verhieß. Was war dem Geiste jetzt noch zu hoch, zu riesenhaft? Mit Stolz fühlte er, wie weit seine Kräfte reichen. Eine seltene Kühnheit bemächtigte sich der Köpfe, ein ungeheurer Umschwung in allen Dingen bereitete sich vor, man glaubte am Beginn eines neuen Weltjahres zu stehen; das Alte schwankte unter den Füßen.

Dazu kam der Umschwung in den politischen Verhältnissen. Die ganze Gestalt Europas gieng einer Veränderung entgegen. Die Verfassungen, in denen die Völker bisher sich bewegt, waren theils abgelebt, theils schwankend. An die Stelle des losen mittelalterlichen Staatsbaues tritt vielfach der streng einheitliche der neuen Zeit. Das Kaiserthum deutscher Nation erliegt nach einem letzten Versuch, es in seiner alten Kraft herzustellen; das deutsche Volk tritt von der Vorortsschaftsstelle unter den Völkern Europas auf einige Zeit zurück, andere Nationen, die Franzosen vor allen, steigen zu neuer Macht und Größe empor. Betrachten wir nun die einzelnen Völker an dem Wendepunkte aus der alten in die neue Zeit näher! —

Frankreich. — Ludwig XI. — Karl der Kühne.

Ludwig XI.[2]) erfuhr am 23. Juli 1461 zu Gemappe auf dem Gebiet des Herzogs von Burgund die Nachricht vom Tode Karls VII.[3]) Da er die Rechte seines Vaters nie geachtet, so fürchtete der neue König, man möchte die seinigen auch nicht achten und seinen jüngeren Bruder Karl auf den Thron erheben, darum wandte er sich — ein Anzeichen einer neuen Ordnung der Dinge — an die Städte, sie sollten ihre Mannschaft für ihn rüsten, zugleich an den Herzog von Burgund, er solle mit einem Heere ihm beistehen. Ludwigs Furcht war unbegründet, die Räthe der Krone wetteiferten in Huldigungen. Jetzt

Ludwig XI. 1461 bis 1483.

Regierungsantritt.

[1]) Humboldt, Kosmos, II. Stuttgart 1877.
[2]) Michelet, Histoire de France. VI, 3.
[3]) Vergl. oben S. 34.

begann der König den zu fürchten, welchen er zu Hilfe gerufen hatte: Philipp von Burgund hatte nämlich, um zugleich seine Macht zu zeigen, 100.000 Mann aufgeboten. Ludwig bat jetzt, der Herzog möge ihn nur mit einer kleinen Anzahl erlesener Herren begleiten und Philipp der Gute fügte sich der Laune und zog mit nur 4000 Rittern, aber mit der Pracht eines Kaisers, in Rheims ein, während Ludwigs Aufzug ärmlich aussah und ihn nichts auszeichnete als der scharfe Blick und die ironische Miene. Dort fand am 18. August 1461 die Feier der Krönung statt. Als erster Pair des Reiches setzte der Herzog von Burgund dem König die Krone auf, nachdem er ihn zuvor zum Ritter geschlagen.[1]) Wohlmeinend bat Philipp den König, allen Groll zu vergessen und die geschickten Räthe und Feldherren, welche dem Vater das Reich erhalten hätten, in ihren Ämtern zu belassen. Für Ludwig XI., der die Wohlthaten leicht, nie aber eine Beleidigung vergaß, war der Rath und wurde der Rathgeber unangenehm: er versprach kalt, eine Amnestie zu bewilligen mit Ausnahme von Sieben, die er aber nicht nannte. Auch beim Einzug in Paris Ende August fand zum Ärger des Königs der Herzog den glänzendsten Empfang und ward darum die erste Gelegenheit ergriffen, den lästigen Helfer zu verabschieden. Der gutmüthige Philipp hatte dieses falsche, arglistige und rachgierige Gemüth hinlänglich kennen gelernt und sagte damals einem Vertrauten: „Dieser Mann wird nicht lange im Frieden herrschen und erstaunliche Verwirrungen im Lande anrichten.“ [2])

Krönung. Philipp der Gute.

Ludwigs XI. Ziel.

Die „erstaunlichen Verwirrungen“ kamen bald, nicht bloß, dass Ludwig XI. die alten Diener seines Vaters aus den hohen Stellen verjagte und diese mit seinen Günstlingen, meist Leuten niederen Ranges, besetzte: sein Ziel war ein größeres, Änderung der ganzen Verfassung Frankreichs, Demüthigung der Großen mit Hilfe des Volkes, nicht um das Volk zu erheben, sondern die königliche Gewalt unabhängig zu machen. Der König wollte nicht mehr an den Rath der Großen gebunden sein, er wolle allein herrschen. „Das Ross des Königs“, sagt ein Zeitgenosse, „trug auch seinen ganzen Geheimrath.“ Ludwig XI. hörte alle Welt an, wollte aber allein die Entscheidung haben; der Nutzen war die Richtschnur seines Handelns, nicht die Gerechtigkeit, und dabei war seiner Natur immer der krumme Weg zum Ziel lieber als der gerade, List zog er dem Muth und Schlauheit der Kraft vor; er entschloss sich meist erst zur Schlacht, wenn alle Mittel der List und Bestechung umsonst versucht waren. Sein Wahlspruch war: „Wer nicht zu betrügen versteht, weiß nicht zu herrschen.“ Ludwig benützte das Volk gegen die Großen und umgekehrt die Großen gegen das Volk — und langsam und durch schmähliche Mittel erreichte er sein Ziel. Dabei war Ludwig unermüdlich thätig und wachsam; man sagte von ihm, er schlafe im Kriege nur mit einem Auge, im Frieden aber habe er Tag und Nacht beide offen.[3])

---

[1]) Duclerq ereifert sich dagegen: „Er war der erste König, der sich von einem Herzog zum Ritter schlagen ließ, denn die Kinder Frankreichs (les enfans de France) sind von der Taufe an Ritter.“

[2]) Barante, Hist. des ducs de Bourgogne. Bruxelles 1839, VI, 215—282.

[3]) Carné, Die Begründer der französischen Staatseinheit, S. 144—198. — Aug. Thierry sur l'histoire du Tiers-Etat, p. 65.

Zuerst äußerte das Volk seine Unzufriedenheit mit der neuen Regierung. Ludwig XI. hatte eine Verminderung der Steuern hoffen lassen, vermehrte aber dieselben, denn er brauchte für seine Politik vor allem Geld. Aufstände brachen aus in Rheims, Angers, Aurillac, Rouen und an andern Orten, sie wurden blutig niedergeschlagen. Die Großen konnten durch ihren Beitritt die Erhebung unwiderstehlich machen, darum wurden sie für den Augenblick gehätschelt: Karl, des Königs Bruder, bekam Berry; Karl, der Sohn des Herzogs von Burgund, wurde mit königlichen Ehren in allen Orten empfangen, erhielt einen Palast in Paris, einen Gehalt von 36.000 Franken und das Recht der Begnadigung. Es galt, seine Verbindung mit Franz II., Herzog der Bretagne, zu verhindern. Um den Papst auf seine Seite zu ziehen und die Krone von Neapel für Anjou und Frankreich zu erhalten, verzichtete Ludwig 1461 auf die gallicanischen Kirchenfreiheiten und lieferte das Original der pragmatischen Sanction an Rom aus, nannte sie einen Tempel der Frechheit der Prälaten Frankreichs. Als aber der Papst deshalb ihm doch nicht zuwillen war, ließ er sich den Widerstand des Parlamentes und des französischen Clerus für die Pragmatica gefallen, gestattete ihre fortwährende Ausübung, und die französische Kirche blieb bis zum Concordate Franz I. in einem schwankenden Zustand.[1]) — 1462 reiste der König nach dem Süden, stiftete in Bordeaux ein Parlament für das Gebiet fast des ganzen alten Aquitanien, erweiterte die Rechte der Stadt, bewilligte den Bürgern von Tours das Recht, den Maire auf ein Jahr und 24 Schöffen auf Lebenszeit zu wählen, erweiterte die Marktrechte von Lyon, hätschelte die Großen, denn es galt die Bevölkerung des Südens zu gewinnen. Schlau mischte sich der König in die inneren Wirren Aragoniens, beiden Theilen versprach er insgeheim Hilfe und brachte dadurch Roussillon und Cerdagne an Frankreich. — In gleich treuloser Weise unterhandelte er insgeheim mit beiden Parteien, welche damals im Kampfe der Rosen in England einander gegenüber standen, und hielt so einen Angriff Englands auf den Westen seines Reiches ab. — Die spanische Verwicklung führte 1463 zu einer Zusammenkunft an der Bidassoa mit Heinrich IV., König von Castilien. Gegen den Glanz der Castilianer in Edelsteinen, in Gold und Seide stach die Einfachheit und Nachlässigkeit Ludwigs XI. ab: er trug nur ein kurzes knappes Kleid von grauem Tuch, an seinem Käppchen hieng eine bleierne Schaumünze mit der heiligen Jungfrau; Eisen war der einzige Schmuck seiner Krieger.[2])

Steuerdruck. Aufstände. Pragmatica. Parlament in Bordeaux. Roussillon und Cerdagne. Ludwig IX. und Heinrich IV.

Kaum hielt Ludwig seine Macht für gesichert, so wagte er den ersten Schlag gegen Burgund: er nahm Karl dem Kühnen die Statthalterwürde über die Normandie und ertheilte sie nebst der über Maine, Touraine und Anjou dem Herzog von Bretagne; er verlangte die Erhebung der Salzsteuer auch in Burgund und dass er in dessen Städten Bürgerrecht ertheilen könne, zugleich nahm er die Lütticher gegen den Herzog in Schutz.

Burgund.

Der König hoffte, Zwiespalt zwischen dem Herzog und seinem Sohne zu erregen und dass Philipp infolge seiner letzten Krankheit geschwächt und nachgiebig sei, zudem hatte er dessen Rathgeber bestochen. Aber der Herzog blieb fest,

---

[1]) Henri Martin, Hist. de France, VI, p. 533—534.
[2]) Michelet, l. c. VI, 26.

sein Gesandter Chimai antwortete auf die Frage Ludwigs: „Ist denn Euer Herzog von anderem Metall als die übrigen Prinzen Frankreichs?" mit „Ja", denn: „Er hat Euch geschützt und gehalten gegen Euren Vater, was kein anderer Prinz sonst gethan hat." — Ludwig gab nach, erreichte aber auf der andern Seite durch seine Gewandtheit, dass ihm Philipp der Gute, gemäß des Vertrages von Arras die Städte an der Somme für 400.000 Goldthaler überließ. Philipps Sohn Karl hatte davon abgerathen und ein tödtlicher Hass lebte in seinem Herzen gegen den König von Frankreich, dem er fortan stets Verlegenheiten und Gefahren zu erwecken suchte. Im Zorn über die Zurückgabe der Städte an der Somme hatte er sogar mit seinem Vater gebrochen und gedroht, nie mehr an dessen Hof zurückzukehren, wenn nicht die Herren von Croi, welche zu dem Verkauf gerathen hatten, vom Hof entfernt würden; desungeachtet wurde das Angebot Ludwigs XI., er wolle Karl zwingen seinem Vater gehorsam zu sein, abgewiesen. — Ludwig fürchtete Karl und suchte darum mit allen Mitteln den Kreuzzug zu hintertreiben, welchen Philipp der Gute gelobt und der Papst betrieben hatte; denn wenn Philipp bei demselben zugrunde gieng, so wurde der gehasste Karl sein Nachfolger und für Ludwig ein gefährlicher Feind. Übrigens vermittelten die Stände Flanderns die Aussöhnung ihres geliebten Herzogs mit seinem leicht aufbrausenden Sohn. Es war die Zeit der bösen Söhne, aber Philipp dem Guten war es nicht wie Karl VII. beschieden, zu sterben, ohne sich mit seinem Nachfolger versöhnt zu haben. Karl kniete vor seinem Vater nieder, bat ihn um Verzeihung und Philipp umarmte ihn mit den Worten: „Sei mir ein guter Sohn und ich will dir ein guter Vater sein!"[1])

Die Picardie. — *Philipp und Karl von Burgund.* — *Aussöhnung.*

Ludwig begieng im Anfang seiner Regierung den Fehler, zu hastig und deutlich nach dem Ziele unbedingter Königsmacht zu streben, und die Großen verfolgten bald mit eifersüchtigem Argwohn seine Pläne, die in der That auf ihre Demüthigung oder Vernichtung ausgiengen. Er reizte die Parlamente, er wollte offenbar die Pairswürde ganz von sich abhängig machen. Namentlich wurde der Adel verletzt, als der König das alleinige Jagdrecht ansprach, während nach altem Recht jeder Edelmann auf seinem Gut jagen konnte.[2]) Dabei neckte der König unvorsichtig die Prinzen von Geblüt.[3])

Der König und die Großen. — *Jagdrecht.*

Sein Bündnis mit Franz Sforza, den er für das Ideal eines Herrschers hielt, beleidigte die Orleans, denn es nahm ihnen die Aussicht auf die Erbschaft Mailand, die sie von Valentina Visconti her ansprachen; sein Bund mit Aragonien machte ihm die Anjous zu Feinden — und durch ähnliche Gründe stieß er die ersten Geschlechter von sich. Die Unzufriedenheit ward allgemein, ein Ausbruch stand bevor. Ludwig sah sich nach Genossen um. Er unterhandelte mit Lüttich gegen Burgund, er schloss mit den Schweizern ein Schutz- und Trutzbündnis, er überließ an Sforza Savona und die Ansprüche Frankreichs an Genua; er unterhandelte mit England und versprach ihm eine Theilung Burgunds. Franz II. von der Bretagne, der sich noch immer Herzog von Gottes Gnaden schrieb und in Erinnerung an die alte frän-

Burgund und Bretagne.

[1]) „Soyez-moi bon fils et je vous serai bon père." Barante, l. c. VII, 8.
[2]) Tuer un homme était un cas plus graciable que de tuer un cerf ou un sanglier. Barante, l. c. VII, 53.
[3]) Henri Martin, l. c. VI, p. 549.

tische Unabhängigkeit Bretagnes alle königlichen Rechte selber ausüben wollte, machte er sich zum Feinde durch seinen Versuch, ihm das Münzrecht zu entziehen und die Steuern selber zu erheben; der Bretone schloss einen Bund mit Karl dem Kühnen gegen jedermann, und dieses Bündnis wurde bald der Stützpunkt der gesammten unzufriedenen Aristokratie gegen die nach Unabhängigkeit strebende Krone. Auf einer Versammlung der Großen zu Tours 1445 klagte der König gegen den Herzog der Bretagne, er sei durch unheilvollen Rath irregeleitet, ebenso verwegen in seinen Anschlägen, als schwach in seinen Mitteln, aber mit Hilfe der Großen gedenke er den Herzog zur Verzichtleistung auf diejenigen Rechte zu bestimmen, welche dem Ansehen der Krone Eintrag thun, er wenigstens gedenke seinen Eid zu halten. Viele Großen stimmten zu, nur der alte Herzog von Orleans tadelte die Regierung des Königs, wurde aber von diesem so heftig angefahren, dass er aus Kummer darüber starb. Er hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, den späteren König Ludwig XII.[1]

Versammlung in Tours.

Die Zustimmung der Großen war aber nur Heuchelei! Schon bestand unter ihnen eine geheime Verbindung, la ligue du bien public, der Bund fürs öffentliche Wohl genannt, denn so weit war doch schon der öffentliche Geist vorgeschritten, dass die Großen ihrem eigennützigen Streben den Mantel des Gemeinwohls umwarfen. Sie kamen unter dem Schleier des Geheimnisses, unter Verkleidung mit Erkennungszeichen und Losungsworten in der Kirche Notre-Dame zu Paris zusammen.[2]

La ligue du bien public.

Hunderte von Spionen durchstreiften fortwährend alle Versammlungen und doch bekam Ludwig XI. von dieser Verschwörung erst Anzeige, als sie ausbrach, als sein eigener Bruder, der Herzog Karl von Berry, ein sanfter Jüngling, im Frühjahr 1465 von den Verbündeten verlockt nach der Bretagne entfloh und seinen Namen zu der Anklageschrift gegen die Missbräuche in der Staatsverwaltung hergab: das Reich befinde sich in bedrängtem Zustande, das arme Volk verlange dringend nach Erleichterung. Vergebens erklärte der König dagegen, seine Feinde wollten das Volk nur aussaugen; hätte er ihnen Jahrgelder genug gegeben und ihnen gestattet, das Volk mit Füßen zu treten, so hätten sie nie das Wort „Gemeinwohl" in den Mund genommen. — Im Norden, im Westen, in der Mitte des Reichs wurde losgeschlagen. Alle großen Vasallen, Armagnaken und Burgunder, erhoben sich und ein französischer Geschichtschreiber sagt über diesen Aufstand: „Der französische Adel begann damals die lange Geschichte seiner unfruchtbaren Agitationen und Täuschungen. Bewunderungswürdig für den Krieg ausgestattet, ist ihm von dem Himmel der politische Geist ganz und gar versagt worden. Immer voll Begierde, die Macht auszubeuten, ohne sich jemals mit der Sorge zu befassen, ihre Ausübung zu regeln, war er unter Ludwig XI. ebenso wenig wie unter Maria von Medici und Anna von Österreich darauf bedacht, seinen Widerstand durch Heranziehung und Förderung eines großen öffentlichen Interesses zu rechtfertigen. Während die französische Aristokratie die Krone hätte schwächen können, ohne sie zu erniedrigen, indem sie durch ihren Einfluss dauernde Institutionen begründete, betrachtete sie ihre Arbeit immer als vollendet, sowie sie der Krone mit bewaffneter Hand Jahresgehalte und Statthaltereien abge-

Karl von Berry.

Der französische Adel.

---

[1] Barante, l. c. VII. 54—57.
[2] Ibid. VII, 57.

zwungen hatte, und wenn sie nicht auf allen Schlachtfeldern Europas heldenmüthig ihr Blut vergossen hätte, gäbe es für ihre Eigensucht ebensowenig eine Entschuldigung, wie für ihre Unvorsichtigkeit."[1]) — So war es auch jetzt. Zunächst beanspruchte man für Karl von Berry, da er zu dürftig ausgestattet sei, dass ihm der König die Normandie überlassen müsse, die wichtigste Provinz des Reiches.

Hatte Ludwig XI. bisher Fehler gemacht, so bewies er aber jetzt eine seltene Thatkraft und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel.

Der König. Comines sagt mit Recht von ihm: „Er war der klügste König, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, der demüthigste in Worten und Benehmen, und mehr als jeder andere bestrebt, jeden zu gewinnen, der ihm dienlich oder schädlich sein konnte: und er wurde nicht ungeduldig, wenn man ihn einmal abwies, sondern fuhr fort, reichlich zu versprechen und wirklich Geld und Güter hinzugeben, von denen er wusste, dass sie gern angenommen wurden. Und was diejenigen betrifft, die er in Zeiten des Glückes von sich gestoßen hatte, so kaufte er sie gern und theuer, wenn er ihrer bedurfte, und trug ihnen vergangene Sachen nicht nach."[2]) So auch hier. Es galt zunächst die Mitte des Reiches wieder zu
Paris. gewinnen. Paris war gleichbedeutend mit dem Besitze der Krone. Der König schmeichelte den Bürgern, führte die Weiber der reichen Kaufleute zum Tanze, entzückte sie durch seine witzigen Einfälle und, während er besonnen jedes Mittel gebrauchte, waren seine Gegner meist jung und voll Dünkel. Es gab Hin- und Herzüge, aber kein großer Feldherr benutzte die gewaltigen Mittel. Endlich brach
Stillstand zu Riom. der König gegen Bourbon und Nemours auf und in Riom wurde ein Waffenstillstand am 4. Juli 1465 mit ihnen abgeschlossen. In Eilmärschen brach Ludwig XI. dann wieder nach Paris auf, denn zwei feindliche Armeen, eine von der Bretagne, die andere unter Karl von Burgund, nahten der Hauptstadt: „Du hast es gewollt, mein Sohn," sagte der alte Philipp zu Karl, „jetzt kämpfe; weil du dein Schwert gezogen hast, so lege es nur mit Ehren nieder und ziehe den ruhmvollen Tod einer schimpflichen Flucht vor. Treffen dich Unfälle, so verspreche ich dir, an der Spitze von 100.000 Mann zu Hilfe
Montlheri. zu kommen."[3]) — Bei Montlheri kam es am 16. Juli 1465 zwischen den Burgundern und den Königlichen zum Zusammenstoss.[4]) Der linke Flügel der Burgunder wurde wie der linke Flügel der Franzosen geschlagen, die beiden rechten Flügel siegten. Die Burgunder verloren zwar mehr Mannschaft, aber Karl behauptete das Schlachtfeld und hielt sich für den Sieger, und von da an wuchs jene Zuversicht, die ihn später ins Verderben brachte. Die Hauptstadt ward sofort belagert, als der König nach der Normandie abgegangen war. Im Heer der Großen zählte man 100.000 Pferde. Paris schwankte einige Zeit, doch der König eilte herbei und es wurde behauptet, zumal die große Masse gegen die reiche Bürgerschaft, die mit den Verbündeten unterhandeln wollte, sich erhob. Es gab Scharmützel und Unterhandlungen. Die Verbündeten wurden uneins: Karl von Berry bedauerte, dass französisches Blut fließe, und willigte

---

[1]) Carné, l. c. S. 158—159. — Comines, Mém., ed. Michaud & Poujoulat, I, 2—5.

[2]) Comines, l. c. chapître I. 10.

[3]) Barante, l. c. VII, 55—57.

[4]) Ibid. VII, 86—96. — Comines, l. c. I, chap. 3—13.

ein, die Waffen niederzulegen, wenn man ihm die Normandie und Guyenne als eigenes Gebiet gebe; Karl der Kühne verlangte die Städte an der Somme, andere anderes. „Alle rupften an dem armen König," sagt ein französischer Geschichtschreiber, „sie betrachteten Frankreich und den öffentlichen Schatz als ein nach der Hetze den Hunden preisgegebenes Wild." — Ludwig willigte in alle Forderungen; war er doch entschlossen, kein Versprechen zu halten, hatte er doch von Sforza den Rath bekommen: sei nur das Heer der Liga einmal aufgelöst, so hätte er tausend Mittel, einen Prinzen gegen den anderen zu hetzen und alles, was er geopfert, wieder zu gewinnen.[1]) Niederlage der Krone.

So kam es zum Frieden von Honflans bei Charenton (5. October) und St.-Maur (29. October). Berry bekam in der That die Normandie, Karl die Städte an der Somme, der Herzog von Calabrien mehrere Städte und 100.000 Thaler bar, Nemours die Statthalterschaft über Isle de France, der Graf von St.-Pol die Würde des Connetable und andere anderes, bis aller Habgier gesättigt war. Darum wurde jetzt der Bund zum Gemeinwohl „der Bund zum Gemeinübel", ligue du mal public, genannt, die Niederlage der Krone war vollständig, die einheitliche Gewalt gebrochen.[2]) Zum Schlusse wurde dem König noch die Forderung aufgedrungen: um der Zerrüttung des Reiches und den Leiden des Volkes abzuhelfen, wird der König sechsunddreißig Notabeln die Vollmacht übertragen, die in der Regierung begangenen Fehler zu untersuchen und ihnen abzuhelfen. Ein französischer Geschichtschreiber sagt bei diesem Anlasse mit Recht: „Zwischen der Anarchie der Prinzen, welche vor den Augen des entrüsteten Volkes ihren Eigennutz nackt bloßstellten, und der monarchischen Einheit selbst mit all ihren Missbräuchen und all ihren Gefahren, konnte Frankreich jetzt in seiner Wahl nicht lange schwanken. Mit der Monarchie duldet es, aber lebt, mit der Anarchie geht es zugrunde."[3]) — Bewahrung des alten Zustandes war der Zweck einiger der Verbündeten gewesen, wie wenigstens der betagte Dunois, der Bastard von Orleans, zu den Parisern sagte: „Der König tastet all unsere Freiheiten an; er hat beschlossen all ihre Stützen zu vernichten, durch den Sturz der vornehmsten Großen des Königreiches, der Herzoge von Orleans, Burgund, Bretagne und Bourbon. Sind sie niedergeworfen, so kennt seine Tyrannei keine Grenzen mehr; es ist bereits bekannt, dass er die Stände seines Reiches nicht mehr versammeln will. Ist es euer Wille, ferner dem Adel sein Bestehen, der Geistlichkeit ihre Unabhängigkeit, der Bürgerschaft ihre Vorrechte, dem Volk seine Freiheit zu erhalten, kurz, seid ihr gesonnen die Sache des gemeinen Besten würdig zu schirmen, so öffnet den hier versammelten Fürsten die Hauptstadt." — Der gute Dunois mag es ehrlich gemeint haben, allein man war weit zurückgesunken: Lothringen und Burgund waren im Osten,

Friede. Ligue du mal publique. Dunois.

[1]) Henri Martin, l. c. VI, p. 566—572.
[2]) Der Wortlaut des Vertrags in der Ausgabe des Comines von Michaud, S. 23.
[3]) Henri Martin, l. c. VI, p. 572.

die Normandie und Bretagne im Norden und Westen unabhängige Staaten, darunter Burgund eine Macht ersten Ranges. In der Mitte und im Süden waren eine Reihe fast unabhängiger, mächtiger Vasallenstaaten, mit andern Worten, Frankreich war zertrümmert.

Ludwig lernt, Mit der Geduld und dem Fleiß einer Ameise begann Ludwig die Arbeit von neuem; er gehört nach der richtigen Bemerkung eines Franzosen zu jenen Leuten, die nichts vergessen und immer lernen, für die jeder Fehler eine Lehre enthält und keine Erfahrung umsonst ist. Ruhiger, umsichtiger spannte er sein Netz von neuem aus. Verschwiegen, dass er sagte, wenn seine Mütze eines von seinen Geheimnissen wüsste, würde er sie sogleich ins Feuer werfen, legte er seine Pläne mit einer Berechnung an, die ihr Ziel sicher erreichte, und rüstete sich erst zum Sprung, wenn er seiner Beute gewiss war.

sprengt den Bund der Gegner. Kaum waren die Verbündeten befriedigt, so wusste Ludwig ihren Bund zu spengen. Einen Theil seiner Feinde, wie den Herzog von Bourbon, fesselte er durch Wohlthaten dauernd an sich, den andern durch Stellen. Dammartin wurde sein Minister und sein kluger Rath für ihn von hohem Wert. Die Bürger hielt er durch Herablassung, die Beamten durch Verordnungen, wie, dass in Zukunft keiner, wenn er nicht ein Verbrechen begangen, seine Stelle verlieren sollte, auf seiner Seite; sei eine Stelle im Parlament erledigt, so solle der König nur einen von drei Bewerbern wählen können, die ihm das Parlament vorschlage; den Parisern stellte er ihre Innungen wieder her und gab ihnen eine militärische Organisation, bei einer Musterung zählte man 80.000 Bewaffnete. Die sechsunddreißig Notablen zur Reform des Staates berief der König, wie er versprochen, in der That nach Paris — aber er sorgte schon dafür, dass nichts Ernstliches geschehen konnte. Die Bürger mehrerer Städte wurden vom König geadelt oder ihnen gestattet, adelige Lehen zu besitzen.[1])

Karl und die Normandie. Kaum fühlte er sich einigermaßen gestärkt, so wagte der König wieder den ersten Schlag. Er galt seinem Bruder und hatte den Zweck, die Normandie wieder zu gewinnen. Karl von Berry war mit dem Herzog der Bretagne abgezogen. Ludwig wusste unter ihrem Gefolge Zwist zu erregen. Bei Rouen kam es zum Streit und die Bretonen nahmen, in der Überzeugung, sie hätten im Krieg des allgemeinen Wohles das allermeiste geleistet, einige feste Punkte in der Normandie weg. Rasch benutzte Ludwig XI. diesen Zwiespalt zwischen dem Herzog der Bretagne und dem Bruder Karl, überließ dem ersten, damit er ruhig bleibe, die königlichen Rechte im Herzogthume und 120.000 Goldstücke und zog mit seinem Heere vor Rouen. Karl vermochte keinen Widerstand zu leisten und am 21. Januar 1466 erklärte Ludwig durch ein Patent, dass er, um Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, die Normandie wieder mit der Krone verbunden habe, von welcher sie nie und nimmer getrennt werden könne. Karl fand Zuflucht in der Bretagne. Keiner seiner früheren Verbündeten waffnete sich, um ihn zu rächen.[2]) —

---

[1]) Comines, l. c. I, chap. 14—16

[2]) Barante, l. c. VII, 99—103.

Burgund. Karl der Kühne.

Wahrscheinlich hätte Burgund diesen Bruch des Vertrages nicht ungestraft hingehen lassen, wäre er damals nicht im Kampfe gelegen mit Lüttich und Dinant. Es war ein reiches, freiheitstrotziges Leben unter den Romanen und Deutschen, aus welchen die Unterthanen des Herzogs von Burgund bestanden. Comines nennt die Niederlande jener Zeit das Land der Verheißung. Ein seltener Reichthum war in den volkreichen Städten Brügge, Brüssel, Antwerpen, Ypern, Gent. Männer und Frauen machten großen Aufwand in Ausgaben und Kleidern, Gastgelage, Bäder und anderweitige Festlichkeiten waren üppiger als irgendwo. In Freiheitslust, in steten politischen Unruhen glichen diese Städte den Republiken Italiens im Mittelalter. Die Niederlande.

Mit dem mächtigen Lüttich war Burgund damals im Streit: 1465 zog er mit 28.000 Rittern gegen die Stadt und zwang sie, seine Oberhoheit anzuerkennen und ihm eine ungeheure Geldbuße zu zahlen. Indes hatte Ludwig die Normandie in Besitz genommen und eigentlich den Frieden gebrochen. Karl rüstete, aber doch kam es zunächst zu keinem Zug gegen Ludwig, sondern zu einem Krieg gegen Dinant, das sich unter den Schutz des Königs begeben hatte. Am 18. August begann der Angriff auf Dinant; die heldenmüthigste Tapferkeit war nutzlos dem massenhaften Geschütz gegenüber. Ein Theil der Vertheidiger verließ, als Bresche geschossen war, in der Nacht heimlich die Stadt, die anderen ergaben sich am 26. August auf Gnade und Ungnade. Die Stadt wurde geplündert, 800 Mann von der Widerstandspartei in der Maas ertränkt, Frauen und Kinder sodann verjagt und Dinant angezündet. Dinant war nicht mehr.[1] — Fürchterliche Rache für einige schimpfliche Beleidigungen! Die Lüttichér hätten Dinant retten können, wenn sie rascher gewesen wären, aber sie kamen zu spät und ließen sich dann durch das Unglück von Dinant einschüchtern, unterwarfen sich, stellten 300 Geiseln und zahlten 600.000 Gulden Entschädigung.[2] Lüttich. Dinant.

Dieser Erfolg steigerte Karls Stolz und Gewaltthätigkeit. Die Verbindung mit Margaretha, der Schwester Eduards IV. von England, gab seinen Plänen einen noch stolzeren Flug. 1467 starb sein Vater, Philipp der Gute, und hinterließ ihm einen Schatz von 400.000 Goldstücken, 72.000 Mark Silber, einen Hausrath, dessen Wert sich etwa auf zwei Millionen belief, und ein reiches freiheitliebendes Volk, unter welchem Ackerbau und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft blühten und Armut selten war, Festlichkeiten mit Glanz in Hülle und Fülle dagegen häufig. Wie fesseln uns heute noch die farbenreichen Gemälde, welche diese glänzenden Turniere und Volksfeste darstellen! Die Freude an der Arbeit und die Freude am Vergnügen waren gleich lebhaft in dem Lande Philipps des Guten.[3]) Die Producte seiner In- Karl der Kühne.

[1]) Barante, l. c. VII, 99—103.
[2]) Ibid. VII, 108—122. — Comines, l. c. II, chap. 1—2.
[3]) Barante, l. c. VII, 127—131.

dustrie wurden nicht bloß im ganzen Westen Europas gekauft, sondern auch auf eigenen Schiffen in die Levante geführt.

Ein tiefes Gefühl der Trauer gab sich kund bei dem Tode Philipps des Guten. Man ahnte, dass man bei einem Wendepunkt der Dinge angekommen sei, denn der neue Herrscher war eine ganz andere Natur, als der milde Philipp. Karl, mit dem Beinamen der Kühne (le hardi, the bold) oder der Verwegene,[1]) besaß zwar große persönliche Vorzüge, aber auch Eigenschaften, welche schwere Schicksale herbeiführen konnten.

Karl und Ludwig.

Geboren zu Dijon 1433, stand Karl damals in der Blüte seines Lebens, eine stolze, schöne, kräftige Gestalt mit schwarzen, feurigen Augen, würdevollem Gange, während doch seinem Wesen Anmuth und Freundlichkeit nicht fehlten. Karl war nicht ohne Bildung: er kannte die Geschichte der großen Helden der Vergangenheit, er hatte Sinn für Musik und componierte selber Lieder; er war arbeitsam, ein Freund der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person; er war nüchtern, mäßig, mied den Trunk und schlechte Frauen und duldete Ausschweifung auch bei seinem Gefolge nicht; sein eheliches Leben war makellos. In Waffenkünsten war er ein Meister, an Muth hat es ihm nie gefehlt, zu seinem Unglück war er nur zu oft verwegen: er stürzte sich in Gefahr, weil er sie liebte, und in Schwierigkeiten, weil er sie verachtete, und bei seinem hochfliegenden Ehrgeize fehlte ihm die nöthige Geduld zur Berechnung und Schlauheit, die einem kalten, listigen Feinde wie Ludwig gegenüber umso nöthiger gewesen wäre. Als offene, ritterliche Natur hatte der stolze Karl eine angeborne Abneigung gegen Ludwig, der wohl die List, aber nicht den Krieg liebte. Karl verachtete Ludwig, dieser hasste und fürchtete den Burgunder. Ludwig war geizig, Karl verschwenderisch, jener ein Staatsmann, dieser ein Ritter und Feldherr. Ludwig hatte den Muth kalter Überlegung, Karl den Stolz der Ehre, der ihn nach jedem Schlag immer wieder hob, aber auch zuletzt ins Verderben stürzte.[2])

Charakter.

So waren die Gegner, von deren Gebaren jetzt das Schicksal Frankreichs und der Niederlande abhieng. Karl hatte große Hilfsquellen in seinem Lande, aber der unabhängige Geist seiner Bevölkerung bereitete ihm auch große Schwierigkeiten. Gleich bei der Huldigung in Gent brach ein Aufstand aus und Karl musste alles bewilligen, was die Bürger forderten, und verließ die Stadt voll von Entwürfen der Rache. Erst im Herbst 1467 fühlte er sich in seinem Besitze sicher genug, um seinen Blick wieder nach außen zu werfen. Er näherte sich Karl von Berry wie dem Herzog der Bretagne und dem König von England. Ludwig XI. rüstete sich. Eine Erhebung von Lüttich gegen Karl, an welcher er geschürt hatte, machte ihm Luft. Er bot Karl an, die Lütticher preiszugeben, wenn der Burgunder den Bretonen und Karl von Berry preisgebe. Stolz wies der Herzog den Antrag ab: „Ich schlage mich in drei Tagen mit denen von Lüttich; verliere ich, so könnt ihr machen, wie ihr wollt; gewinne ich, so werdet ihr die Bretonen schon in Ruhe lassen.“ — Lüttich erlag: es musste seine eigene Verwaltung, seine Innungen preisgeben und eine ungeheure Kriegsentschädigung zahlen, sein Geschütz ausliefern, seine Mauern niederreißen, seine Gräben ausfüllen. Der Schrecken über diese Niederlage bewog andere Städte

Gent. Lüttich.

---

[1]) Le téméraire.

[2]) Barante, l. c. VII, 133.

wie Tournai, Gent, zu rascher Unterwerfung.[1]) Karl herrschte unbedingter, als einer seiner Vorfahren, und konnte jetzt, mit dem Herzog von der Bretagne vereint, welcher eine Reihe von Plätzen in seine Gewalt bekommen hatte, Ludwig angreifen.

Mit einem Meisterstreiche suchte jedoch Ludwig Hilfe bei seinem Volke und berief auf den 1. April 1468 die Reichsstände, darunter die Abgeordneten von königlichen Städten, nach Tours.[2]) Die Normandie, sagte er, könne und dürfe der König nie von seiner Krone trennen, und die Stände gaben ihm Recht; sie forderten ihn auf, seinen Bruder bloß mit Geld zu entschädigen, und boten ihm Gut und Blut an, wenn der Herzog der Bretagne die Städte der Normandie nicht herausgebe und seinen Bund mit England nicht löse. Damit hatte Ludwig erreicht, was er wollte. Sein Volk, das er zum Schiedsrichter zwischen sich und seinem Bruder gewählt, hatte versprochen, für seine Politik einzutreten. Die Stände in Tours.

Freilich kamen auch harte Reden vor über die unerschwinglichen Steuern, über die unsäglichen Plackereien und Schindereien, unter denen das arme Volk schmachte; allein Ludwig ließ jetzt das Gerücht verbreiten, die Truppen des Herzogs der Bretagne zeigten sich schon in der Nähe von Tours, und der Reichstag stob schon nach acht Tagen auseinander, ohne die inneren Angelegenheiten ernstlich behandeln zu können. Franz von Bretagne wurde gerade damals, durch die List Ludwigs und durch falsche Gerüchte getäuscht, bewogen, mit dem König einen besonderen Vertrag abzuschließen, und nun suchte dieser auch den Herzog von Burgund zu bewegen, Franz von Bretagne zu behandeln, wie dieser ihn behandelt habe, das heißt, ohne sein Mitwissen mit dem König sich zu vertragen, nur damit Karl von Berry preisgegeben sei. Allein der Burgunder traute nicht.[3])

Jetzt beschloss Ludwig XI., einen Meisterstreich auszuführen. Er war seiner Überlegenheit in List und Überredungsgabe dem Burgunder gegenüber so sicher, dass er diesen bei einer persönlichen Begegnung auf seine Seite zu ziehen hoffte; zugleich sollte seine Zuversicht das Vertrauen des Herzogs erwecken. Gegen die Warnung seiner Räthe kündigte Ludwig XI. dem Herzog einen Besuch in Peronne an,[4]) welcher ihm sogleich mit einem Eid auf Ehre und Gewissen sicheres Geleit verhieß. Man kam zusammen, umarmte sich und Ludwig legte zum Zeichen seines herzlichen Zutrauens Karl oft seine Hand auf die Schulter. Die Unterhandlungen begannen, Karl aber weigerte sich beharrlich, seine alten Bundesgenossen im Stiche zu lassen. Ludwig bestach die Räthe Karls und hoffte doch zu seinem Ziele zu kommen. Diesmal aber hatte der Schlaueste der Schlauen sich im eigenen Netze seiner Listen gefangen und vergessen, dass gerade im Augenblick eine Mine losgieng, die er gegen Karl angelegt hatte. Ludwig in Peronne.

[1]) Comines, l. c. II, chap. 2–6.
[2]) Barante. l. c. VII, 181—184.
[3]) Ibid. VII, 199.
[4]) Comines, l. c. II, chap. 7. — Barante, l. c. VII, 203—205.

Aufstand in Lüttich. Auf einmal kam am 10. October 1468 die unerwartete Nachricht, dass, durch Ludwigs Agenten aufgereizt, Lüttich aufgestanden sei, den Bischof gefangen gesetzt, seine treuesten Diener ermordet habe; schon hätten die Lüttticher Tongern eingenommen — wirklich waren sie am 9. October unter dem Rufe: „Es lebe der König von Frankreich" dort eingerückt. Karls Zorn kannte keine Grenzen. „Also diese Zusammenkunft", rief er, „war nur ein schändlicher Fallstrick, aber die Rache liegt jetzt in meinen Händen." [1]) — Die Thore wurden geschlossen, die Ausgänge streng bewacht, Ludwig war in der That ein Gefangener. Seiner Wohnung gegenüber war das Schloss, in welchem König Karl der Einfältige als Gefangener geendigt hatte. Die Burgunder riefen laut, die Kreuzspinne habe sich jetzt in ihrem Netz gefangen, man dürfe sie nicht mehr entkommen lassen. Gefangenschaft oder Tod stand Ludwig bevor, denn schon waren die Schriften bereit, die Karl von Berry meldeten, dass er zum König von Frankreich ausgerufen sei, und die Erbitterung Karls, den man in einemfort mit stürmischen Schritten in seinem Gemach auf- und abgehen hörte, schien sich mit jeder Minute zu steigern. Ludwig verlebte drei traurige Tage im Schlosse, doch auch hier wirkte seine Bestechung, 15.000 Goldthaler, die er unter die Diener des Herzogs vertheilen ließ. Damals gewann er auch Philipp von Comines, dem er später mit dem Gute Argenton dankte, „dass er ohne Furcht vor Gefahr ihn von allem benachrichtigt, was er zu seinem Wohl vermochte, und ihm geholfen habe, aus der Hand eines aufrührerischen Vasallen zu entkommen". — Comines trat in der That später in die Dienste Ludwigs und war nicht bloß lange als Staatsmann thätig, sondern ist auch der beste und treueste Schilderer dieser Ereignisse. Seine Sprache ist sanft und lieblich, von ungekünstelter Einfalt, seine Erzählung rein, ungeziert und neidlos, voll von staatsmännischem Ernst und Würde. Es gelang ihm, Karl zu besänftigen, und das Interesse gewann diesmal die Oberhand über die Leidenschaft, welche ihm bald Ermordung, bald ewige Gefangenschaft des Königs anrieth. Plötzlich trat Karl zornflammenden Auges in das Gemach des Königs: „Wollt Ihr den Vertrag unterschreiben, den ich mitbringe, und mit mir nach Lüttich ziehen, um die Empörer dieser Stadt zu bestrafen?" Der König bejahte die Frage, unterzeichnete und beschwor den Vertrag auf das sogenannte Kreuz Karls des Großen, worin ein Splitter vom heiligen Kreuze war; man glaubte, ein Meineid auf dieses Kreuz geschworen bringe binnen einem Jahr den Tod. — Ludwig war umso fügsamer, als er den Wink erhalten hatte, Krone und Leben hänge von seiner Nachgiebigkeit ab. Alle früher geschlossenen Verträge waren in diesem neu bestätiget und für des Königs Bruder als Entschädigung für die Normandie, die Champagne und Brie angewiesen. Erfülle der König seine Verpflichtungen nicht, so solle er alle Hoheitsrechte über das Land Burgund verlieren. Die Champagne war das Verbindungsglied zwischen den nördlichen und südlichen Besitzungen des Burgunders und darum wollte Karl den schwachen Bruder des Königs in diesem Gebiet als Statthalter wissen. Zugleich verzichtete Ludwig zu Gunsten des Burgunders auf alles Einkommen aus der Normandie. [2])

(Randnotizen: Ludwig IX. gefangen. — Comines. — Der Vertrag von Peronne. — Meineid Ludwigs XI.)

Es war ein für Ludwig schimpflicher, für die Kraft des Königthums vernichtender Vertrag! Aber am allerschimpflichsten für den König war die

---

[1]) Barante, l. c. VII, 207—221.
[2]) Comines, l. c. II, chap. 5—9.

Forderung, dass er mit gegen die Lütticher ziehen sollte, die er doch zum Aufstand aufgereizt hatte. Doch Ludwig wusste nicht, was Ehrgefühl sei.

Zug gegen Lüttich.

Er brach mit dem Herzog auf und antwortete auf den Ruf: „Es lebe der König!“ immer: „Es lebe der Herzog von Burgund!“ — Am 22. October 1468 stand das Heer vor Lüttich, das keine Befestigungswerke mehr besaß und auf einen Kampf zwischen dem König und dem Herzog gerechnet hatte. Von ihrem Beschützer und Anstifter, dem König, verrathen, boten die Lütticher Unterwerfung an. Aber Karl wollte Rache. In der Verzweiflung machten die Bürger einen Ausfall nach dem andern. Der König und der Herzog kamen dabei einmal in die höchste Gefahr. Der Herzog verlor den Kopf, Ludwig blieb besonnen und traf die besten Anordnungen im Kampfe. Als die Lütticher riefen: „Es lebe Frankreich!“ antwortete Ludwig mit dem Ruf: „Es lebe Burgund!“ Am 30. October zog das Heer in Lüttich ein, wie in eine offene Stadt, denn es war ein Sonntag, und nach zwei fürchterlichen Kampftagen hatten die Lütticher an eine sich von selbst ergebende Waffenruhe geglaubt. Viele waren in der Nacht vorher, am Widerstand verzweifelnd, abgezogen. Weiber, Greise, Priester hatten sich in die Kirche geflüchtet — aber kein Asyl schützte vor der Wuth der Burgunder. (Unglück dieser Stadt.) Das Blut floss in Strömen, und die nicht in der ersten Hitze dem Schwert erlagen, wurden haufenweise in der Maas ertränkt. Am 9. November 1468 ließ Karl Lüttich in Brand stecken und die Flüchtigen verfolgen. Lüttich sollte vom Erdboden verschwinden wie Dinant und Ludwig machte sich noch ein Verdienst daraus, Karl diesen Rath gegeben zu haben. Beim Abschied bestätigte Ludwig noch einmal alles, was er in Peronne geschworen hatte, und nahm von Lüttich ewige Schande mit in sein Reich. (Ludwigs Schande.) Nicht bloß seine Ehre war bemakelt, sondern auch der Glaube an seine Klugheit. Er berief das Parlament nach Senlis und befahl ihm kurzweg, den Vertrag von Peronne einzutragen. Er verbot bei Todesstrafe all seinen Unterthanen, beleidigende Worte gegen den Herzog von Burgund auszustoßen. Das war unnöthig, man spottete nicht über Burgund, sondern über den Fuchs, der von Isegrimm gefangen worden sei. Zuletzt ließ der König alle Elstern, Staare und Raben erwürgen, denen der Name Peronne auszusprechen gelehrt war. Ludwig XI. wagte diesmal nicht sich den spottsüchtigen Parisern zu zeigen, er begab sich sogleich nach dem Süden seines Reiches.[1])

Ludwigs Unverdrossenheit.

Unverdrossen fieng der König den zerstörten Bau wieder von neuem an, aber in anderer Weise. Solange der Bruder feindselig gegen ihn war, erreichte er sein Ziel nicht. Es galt darum jetzt vor allem, diesen zu gewinnen, d. h. da Karl von Berry in seiner Charakterschwäche sich immer von andern leiten ließ, seine Rathgeber zu bestechen, und bei diesem Versuch machte er die Entdeckung, dass der Cardinal Balue, ein schlechter, aber schlauer Priester, (Balue.) den Ludwig aus dem Nichts emporgehoben, den Vermittler machte zwischen Karl von Burgund und Karl von Berry.

Der König hatte dem Papst seinerzeit die Erhebung des Elenden zur Cardinalswürde abgedrungen und dieser hatte schmerzbewegt denjenigen, welche ihm über diese Entweihung des Purpurs Vorwürfe machten, geantwortet: „Ich

[1]) Comines, l. c. II, chap. 11—13. — Jean de Troies. ann. 1468.

kenne die Fehler dieses Priesters, allein ich war gezwungen, sie mit diesem Hute zuzudecken." — Ludwigs Rache war fürchterlich. Zwar tödten konnte er den Cardinal nicht, allein er ließ ihn in einen eisernen Käfig, acht Quadratschuh groß, zwölf Jahre einsperren, und der Bischof von Verdun, der mit in der Verbindung war, theilte auch sein Los. Jetzt kam der König schnell zum Ziele. Der Bruder verzichtete auf die Champagne, kurz auf alle Wohlthaten des letzten Vertrages, und erhielt dafür das Herzogthum Guyenne in einem Umfang, der fast das alte Aquitanien erreichte, und schwor dafür auf das heilige Kreuz, nie an einer Verbindung, nie an einer Verschwörung theilzunehmen und nie einzuwilligen, dass man den König gefangen nehme oder tödte, auch nie ohne Zustimmung des Königs sich mit der Tochter des Herzogs von Burgund zu vermählen. Karl der Kühne versprach nämlich seine einzige Tochter Maria jetzt Karl, bald anderen Fürsten, wenn er sie an seine Politik fesseln wollte, war übrigens entschlossen, sie keinem zu geben, sie war nur eine Lockspeise. — Damit nicht zufrieden, veranstaltete Ludwig eine Zusammenkunft mit seinem Bruder auf einer Brücke zu Ferault. „Öffne deine Augen," mahnte Ludwig, „die einzige Absicht der Bösewichter ist, das Königreich zugrunde zu richten, dessen einzige Hoffnung du bist, eine Krone zu zerbrechen, welche ganz in deine Hand kommen muss, wenn der Himmel mich abruft." — Damals war nämlich Ludwig noch kein Sohn geboren. Der schwankende Karl wurde hingerissen, die Brüder umarmten sich, Ludwig versprach, dem Bruder die Hand Isabellas von Castilien zu verschaffen, und Karl von Berry blieb wenigstens einige Zeit hindurch treu.[1])

Karl von Berry, Herzog von Guyenne.

Welcher Verdruss für Burgund über diese Versöhnung der Brüder! Um Karl zu versuchen, bot er ihm das goldene Vließ und noch einmal die Hand seiner Tochter an. Der Orden vom goldenen Vließ, l'ordre du toison d'or, war nämlich von Philipp dem Guten am 19. Jänner 1430 zur Feier seiner Vermählung mit der Prinzessin Isabella von Portugal zu Brügge gestiftet worden und sein Zweck war: Ehre des Ritterthums und Beschützung des katholischen Glaubens, die Tapferkeit der Argonauten sollte den Rittern Vorbild sein.[2])

Das goldene Vließ.

Ludwig XI. hatte dagegen 1469 einen Orden vom heil. Michael gestiftet, dessen Mitglieder, 36 an der Zahl, gegen das Haupt und gegen das Capitel des Ordens die Verpflichtung übernahmen, sie zu schützen, in ihren Rechten zu wahren, keinen Krieg ohne Genehmigung des Großmeisters zu beginnen und keinen fremden Orden zu tragen. Indem der neue Herzog von Guyenne den Orden abwies und auf den Heiratsantrag keine Antwort gab, erklärte er sein Verhältnis zu Burgund für gelöst und versetzte diesen in große Aufregung. Karl der Kühne trug jetzt öffentlich den Hosenbandorden am Knie und das rothe Kreuz von England auf der Brust. Aber die Hoffnung, die er auf eine Landung Eduards IV. von England in Guyenne und auf die Erhebung des Herzogs von Armagnac im Süden daselbst setzte, schlug fehl. In England brach eine Empörung aus, welche die Kräfte des Königs in Anspruch nahm, und die Erhebung Armagnacs wurde rasch niedergeworfen.[3])

Orden vom heiligen Michael.

---

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 47–48. — Comines, l. c. II, chap. 15.
[2]) Barante, l. c. IV, 211—212.
[3]) Vergl. oben S. 42—44.

Übrigens erhielt das Verhältnis des Herzogs von Guyenne zu seinem Bruder Ludwig XI. unerwartet eine neue Wendung, als letzterem am 30. Juli 1470 ein Sohn, Karl VIII., geboren wurde: dies musste den ersteren wieder in die Reihe der Gegner des Königs treiben. Wiederum bot Burgund dem Prinzen Karl die Hand seiner Tochter Maria an und diese Heirat wurde jetzt der Gegenstand der innigsten Wünsche des Prinzen. Die Sprache der beiden Höfe wurde so gereizt, dass ein Krieg unvermeidlich schien. Da wandte sich Ludwig wieder an sein Volk und fühlte auf einmal constitutionelle Bedenken gegen den Eid, den er in Peronne geschworen hatte. Die nach Tours berufenen Notablen erklärten: da Burgund sich mit dem Reichsfeind verbündet habe, so seien alle Besitzungen desselben dem König verfallen. Burgund wurde zur Verantwortung vorgeladen, und, als er nicht erschien, begann der Krieg in der Picardie.

Karl VIII.

Notabeln in Tours.

Aber der Aufstand, auf den der König hoffte, fand nicht statt und es ward deshalb 1471 ein Waffenstillstand geschlossen. Die Wirren in England hatten großen Einfluss auf die Stellung beider Parteien in Frankreich, und als Eduard IV. mit burgundischer Hilfe wieder den englischen Thron bestieg, fasste Karl der Kühne die Hoffnung, Frankreich zu zerstückeln.[1]) Der Herzog von Guyenne unterhandelte jetzt in allem Ernst um die Vermählung mit Maria, der Herzog der Bretagne war bereit, sich zu erheben. Alle Feinde Ludwigs erhoben ihr Haupt und Ludwig war so in Sorge, dass er öffentliche Gebete veranstalten ließ. Da starb zum Glück für den König Prinz Karl am 25. Mai 1472 zu Bordeaux. Die lange Dauer seiner Krankheit und das Vertrauen, das er sterbend zu seinem Bruder an den Tag legte, spricht gegen eine Vergiftung, an die man aber damals allgemein glaubte, und laut klagte der Herzog von Burgund Ludwig XI. des Brudermordes an. Der Franzose Anquetil schreibt: „Man kann nicht in Abrede stellen, dass die Lage Ludwigs XI. sehr beunruhigend war; aber der Himmel oder die Hölle stand ihm bei: der Himmel, wenn sein Bruder eines natürlichen Todes starb, die Hölle, wenn eines gewaltsamen." — Brantome[2]) erzählt von einem Gebet Ludwigs in der Marienkirche zu Cleri, bei welchem ihn sein Hofnarr belauschte: „O gute Frau und Herrin, sei meine Fürsprecherin bei Gott, dass er mir den Tod meines Bruders vergebe, den ich vergiften ließ. Aber, was konnte ich anderes thun, er hörte ja nicht auf, mein Königreich zu beunruhigen." Der Hofnarr habe während des Tisches sich eine Anspielung erlaubt auf das, was er erlauscht, sei aber bald darauf spurlos verschwunden. Guyenne wurde sogleich mit der französischen Krone vereinigt.

Tod Karls von Guyenne.

Ob Brudermord.

Der Zorn Burgunds über diesen Zuwachs der königlichen Macht kannte keine Grenzen, und er begann den Krieg, zunächst in der Picardie; er schwor, jede Festung oder Stadt in Asche zu legen. Sein Heer war glänzend und schien von gleicher Stimmung beseelt.

Nesle war die erste Stadt, die Widerstand leistete; die Besatzung nicht bloß, sondern auch die unschuldige Bevölkerung wurde erschlagen, die Häuser in

Nesle.

[1]) Comines, l. c. III, chap. 4.
[2]) Digression sur Louis XI. — Henri Martin, l. c. VI, p. 68—69.

Brand gesteckt. „Ich habe tüchtige Schlächter bei mir, die mir ein schönes Schauspiel geben," sagte der Herzog, als er hoch zu Ross in eine mit Leichen gefüllte Kirche zog, „solche Früchte trägt eben der Baum des Krieges." Von da an wurde Karl „le terrible", der Schreckliche genannt.[1]) Roie unterwarf sich auf die erste Mahnung. Von hier erließ Karl einen Aufruf an das französische Volk, worin er Ludwig XI. der Vergiftung seines Bruders anklagte: er machte aber wenig Eindruck, obwohl das Volk Ludwig nicht liebte. Die grausame Art der Kriegsführung war daran schuld. Um sich mit dem Herzog der Bretagne zu vereinigen, wandte sich Burgund jetzt gen Beauvais, dessen Bewohner aber ihre Wälle muthig vertheidigten. Selbst die Frauen vollbrachten Wunder der Tapferkeit: eine Johanna Hachette zeichnete sich durch Stärke und Kühnheit vor allen aus und entriss mit einer Hand einem Officier die Fahne, die er schon auf den Wällen aufpflanzte. Die Überrumplung scheiterte, in der Nacht kam Verstärkung. Eine regelmäßige Belagerung begann und nach acht Tagen war Bresche geschossen. Der Herzog trieb zum Sturm: der Graben sollte durch hineingeworfene Faschinen ausgefüllt werden. „Diese Sorge ist unnütz," sagte Karls unehelicher Bruder, der Bastard von Burgund, „unsere aufgeschichteten Leichname werden bald hinreichen, den Graben zu füllen." — Der Sturm scheiterte. Der Herzog ließ vor Beauvais seine besten Krieger und einen Theil seines Gepäckes. Ludwig XI. aber stiftete zu Beauvais ein Volksfest, in welchem die Frauen den Vortritt vor den Männern besaßen. Karl hatte viele Mannschaft vor Beauvais verloren und war der Schrecken des Volkes geworden, Ludwig hatte hingegen nur Vortheile gezogen und erlangte schließlich am 3. November 1472 einen Waffenstillstand von Karl, der später oft erneuert wurde.[2]) —

(Randnotizen: Le terrible. — Beauvais. — Jeanne Hachette.)

Karl der Kühne und Kaiser Friedrich III.

(Randnotiz: Wendung der Politik.)

Dieser Waffenstillstand bezeichnet eine Wendung in der Politik Karls von Burgund. Mit der Hast, mit welcher er sich bisher auf Frankreich geworfen hatte, um es zu beherrschen, warf er sich jetzt auf Deutschland, um ein großes Reich zu gründen, dessen Hauptader der Rhein sein sollte.

(Randnotiz: Burgund steigt rasch empor.)

Wie rasch war dieser Staat Burgund gewachsen! Im Jahre 1363 erhielt Philipp der Kühne von seinem Vater Johann das Herzogthum Burgund, 1369 wurde er durch Vermählung mit Margaretha von Flandern Herr der Freigrafschaft, Herr von Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln. Wir sahen früher,[3]) welch große Rolle schon sein Sohn Johann der Unerschrockene (1404—1419) in der Geschichte Frankreichs spielte. Philipp der Gute (1419—1467) vergrößerte die ererbte Macht nahezu um das Doppelte. 1428 erwarb er Namur, 1433 Hennegau, Holland, Seeland, Westfriesland, nachdem er 1450 durch Erbschaft Brabant und Limburg bekommen hatte, 1443 erlangte er durch Vergleich Luxemburg. So bildete

[1]) Jean de Troies, l. c. ann. 1472. — Barante, l. c. VIII, 65—91.
[2]) Comines, l. c. III, chap. 10.
[3]) Sein Bruder Anton erbte von der Schwester seiner Großmutter, Johanna, Brabant und Limburg.

sich ein mächtiger Staat zwischen Frankreich und Deutschland, ein Staat, der durch seine Eigenthümlichkeit mit beiden Nachbarländern in Streit gerathen musste; denn der Herzog von Burgund, der Herr von Nevers, Rethel und Artois und eines Theils von Flandern, war ein Vasall der französischen Krone; der Herr von Holland, Brabant, Hennegau und Graf von Burgund dagegen war ein Vasall des Reiches. Wenn die Krone in Frankreich mächtig, Gründe. wenn die Kaisermacht bedeutsamer gewesen wäre, so wäre der Fürst dieser Länder zu einem kleinen Herrn herabgedrückt worden, oder hätte Anlass zu einem Krieg auf Leben und Tod zwischen beiden Reichen gegeben. Allein die französische Krone war in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ebenso ohnmächtig als die Kaisermacht, und so konnten die Herzoge von Burgund an der Spitze der unzufriedenen französischen Großen den König von Frankreich bedrängen und dem deutschen Reiche gegenüber ihre Lehenspflicht verweigern. Sigismund wollte 1434 einen Krieg gegen Philipp den Guten führen und ihn zwingen, für die niederländischen Besitzungen dem Reiche Lehensdienste zu thun, aber Fürsten und Städte ließen ihn damals im Stich — und so wurden die Pläne der Herzoge von Burgund immer größer. Schon Philipp dachte an eine Königskrone und unterhandelte deshalb Burgund strebt nach der Reichskrone. 1446—1448 mit Kaiser Friedrich III.[1]) Elisabeth, die Tochter König Albrechts II., sollte sich mit Karl dem Kühnen vermählen und der Kaiser die burgundischen Besitzungen zu einem Königreiche erheben. Zu diesem Königreiche sollten aber noch gehören: Geldern, Jülich, Cleve, Lothringen, Bar, Berg, Ostfriesland; so wäre also das Königreich Lotharingien von 843 wieder erstanden. Allein diese Forderungen waren zu hoch, als dass Friedrich III. sie bewilligen konnte und eine Zustimmung der Kurfürsten zu erwarten war. 1463 erbot sich Friedrich, Philipps Besitzungen zu einem Königreich zu erheben und ihn zum Reichsstatthalter für die überrheinischen zum Reich gehörigen Länder zu ernennen, wenn Philipp sogleich Krieg beginne gegen Friedrich den Siegreichen von der Pfalz und seine Enkelin und einstige Erbin Maria von Burgund mit des Kaisers Sohn Maximilian verlobt werde. Allein jetzt hielt Philipp den Preis für zu hoch. Doch blieb das Streben nach einer Königskrone und nach einem Reiche, das sich vom Mittelmeere bis zum Ocean ausdehne und dessen Hauptader der Rhein wäre.

1469 nahm Philipps Sohn, Karl der Kühne, auf einmal Stellung am Oberrhein. — Das kam so: 1458 entwuchs Herzog Sigismund der Vormundschaft und ward eigener Herr von Tirol und den Vorlanden. Seinen Streit mit dem Cardinalerzbischof von Brixen, Nikolaus von Cusa, benutzten die Schweizer 1461,[2]) um den Habsburgern die letzten Besitzungen

[1]) Chmel, Monumenta Habsburg, I. 1—24. Wien 1854.

[2]) Jäger, Der Streit des Nikolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Österreich. 1861.

Sigmund und die Schweizer.

in der Schweiz zu entreißen. Sigismund war nicht glücklich: er muſste in einem Waffenstillstand den Eidgenossen 10.000 Gulden versprechen und bis zu deren Zahlung Waldshut und den österreichischen Schwarzwald als Pfand überlassen. Der Adel des Landes haſste die Schweizer und rieth Sigismund, das Pfand wieder einzulösen; da aber dieser kein Geld hatte, so wandte er sich an Ludwig XI. um ein Anleihen. Der König mochte die tapferen Schweizer lieber zu Freunden als zu Feinden haben, und wies arglistig auf den reichen Karl von Burgund hin, um diesen in Schwierigkeiten zu verwickeln. Karl von Burgund war der Antrag höchst willkommen, denn er glaubte nicht, daſs der verschwenderische Sigismund je das Pfand einlösen könne. Für 80.000 Gulden

Pfandlande.

wurden ihm die österreichischen Besitzungen im Sundgau und Elsaſs, die Waldstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Waldshut und der österreichische Schwarzwald nebst der Festung Breisach verpfändet,[1]) mit der Bedingung jedoch, daſs die Freiheiten und Rechte dieser Lande unverändert bleiben müßten.[2])

Der Adel frohlockte, weil er auf einen Heereszug Burgunds gegen die verhaſsten Eidgenossen hoffte; allein bald sollte er seinen Rath bereuen. Karl sandte nämlich in der Überzeugung, daſs das Land für immer ihm gehöre, einen herrischen Statthalter, welcher die neuerworbenen Landschaften an die strenge

Hagenbach.

burgundische Herrschaft gewöhnen sollte. Dies war der Ritter Peter von Hagenbach aus dem Dorfe Hagenbach im Sundgau, — als willfähriger Diener seines Herrn erprobt: als Philipp der Gute einmal in einer Krankheit darüber trauerte, daſs ihm die Ärzte das Haar ganz kurz abgeschnitten hätten, zwang Hagenbach jedermann in Gent, das Haar kurz zu tragen; bei der Belagerung von Dinant war Hagenbach der Befehlshaber des Geschützes. Auch jetzt war er der treue Vollstrecker des Willens seines Herrn, suchte den selbständigen Geist des Adels und der Städte zu brechen,[3]) hob die Zünfte auf, behandelte das Festhalten an alten Rechten und Gewohnheiten als Halsstarrigkeit und Empörung und ließ sogar einige hinrichten, die den Muth hatten, ihm zu widersprechen. Vor allem suchte er rücksichtslos die Casse seines Herrn zu füllen; am verhaſstesten war die Steuer

Der böse Pfennig.

eines Pfennigs für jede Maß Wein, die getrunken wurde, der sogenannte böse Pfennig.[4]) Klagen bei Karl wurden höhnisch abgewiesen. Der Herzog wollte ein unterwürfiges Volk in diesem Gebiete, welches ihm als Schlüssel zu Deutschland, der Schweiz und zu Hochburgund unschätzbar war. — Begreiflich, daſs die Schweizer nicht ohne Unruhe diesem Treiben zusahen. Die übrigen Orte übergaben Bern die Vollmacht, im Namen des Bundes zu handeln. Hagenbach dagegen äußerte, er werde dem Bären die Haut abziehen, sie werde einen guten Pelz geben; er selber werde bald zu Nydau, Lenzburg, Thun, Freiburg und Basel regieren.

---

[1]) Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg, III, S. 112—159.

[2]) Rosmann und Enns, Geschichte von Breisach, S. 245 ff.

[3]) Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, I, S. 279.

[4]) Ein altes Lied sagt:

„Den bösen Pfennig wollt er han,
Und fing viel newer Schatzung an.“

Zu dieser mächtigen Erweiterung Burgunds kam 1472 eine andere, das Herzogthum Geldern, nebst der Grafschaft Zütphen. Der alte Herzog Geldern. Arnold war im Streit mit seinem Sohne Adolf, dieser hielt seinen Vater Arnold Jahre hindurch gefangen. Papst und Kaiser forderten Karl den Kühnen auf, dem alten Manne zur Freiheit wieder zu verhelfen. Wem war dies lieber als dem Burgunder! Er zwang Adolf, den Vater freizugeben; er ließ ihn durch die Ritter vom goldenen Vließ zur ewigen Gefangenschaft verurtheilen und kaufte vom alten Arnold das Land ab, schlug den Widerstand Gelderns nieder und hatte so eine neue wichtige Stellung in Niederdeutschland gewonnen. — Von neuem wurde jetzt mit dem Kaiser über eine Vermählung Marias mit Maximilian und Erhebung Burgunds zum Königreich verhandelt. Zugleich bot aber Karl dem jungen Herzog Nikolaus von Lothringen Maria Lothringen. an. Dieser starb jedoch plötzlich am 13. August 1473, und mit ihm endete die männliche Nachkommenschaft von der Herzogin Isabeau, der Gemahlin König Renés, und jetzt gieng das Herzogthum an die andere Tochter Isabeaus, Jolantha von Anjou, die es ihrem zwanzigjährigen Sohn, Reinhard von Reinhard. Vaudemont, übertrug. Lothringen war wegen seiner Lage als Verbindungsglied zur Abrundung seiner Länder für Karl den Kühnen zu wichtig, als dass er nicht Ansprüche auf dasselbe machen sollte. Die früheren Herzoge schuldeten ihm bedeutende Summen und Karl ließ den jungen Herzog aufgreifen und nach Trier bringen.

Dort fand am 29. September 1473 die berühmte Zusammenkunft Karl und zwischen Karl und Kaiser Friedrich III. statt. Karl entwickelte kaiserliche Friedrich III. Pracht, er und sein Gefolge strotzten von Gold und Edelsteinen, während in Trier. der geldarme Kaiser ziemlich schmucklos auftrat; seine schönste Zierde beim Einzug war der zu seiner rechten Seite reitende, durch Anmuth und feine Sitte alles bezaubernde fünfzehnjährige Sohn Maximilian. Die Verhandlungen Verhandlungen. währten lange und wurden mit großem Eifer geführt. Karl forderte die Erhebung Burgunds zum Königreiche und hatte in Hoffnung, sein Ziel sicher zu erreichen, schon eine Königskrone und Scepter, Reichsapfel und Mantel mitgebracht, ferner dass ihm der Kaiser die Bisthümer Lüttich, Utrecht und Cambrai überlasse; auch Lothringen war sicher mit unter den Forderungen Karls. Friedrich III. hingegen verlangte die Verlobung Maximilians mit Maria von Burgund, ferner einen Kriegszug gegen den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen; denn der Kaiser gedachte das Herzogthum Schwaben wieder herzustellen und hier stand ihm der Pfalzgraf am allermeisten entgegen. Karl sollte seinen Bund mit Matthias Corvinus auflösen. Beide hegten die weitreichendsten Pläne bei dieser Zusammenkunft.[1]) Friedrich hoffte, vielleicht mit

[1]) Alle zur Schilderung dieser folgenreichen Zusammenkunft, die den Grund zu einer neuen Wendung der sämmtlichen Verhältnisse des Hauses Habsburg legte, noch vorhandenen Berichte und Actenstücke hat Chmel im ersten Bande der „Monumenta Habsburgica“

Karls Beihilfe Matthias von Ungarn zu besiegen und jeden Widerstand im Reich niederzuschlagen, und Karl der Kühne dachte wahrscheinlich sogar an die deutsche Krone. Am 4. November huldigte Karl dem Kaiser feierlich für alle Länder vom Reich und erhielt die Belehnung mit Geldern. Schon war der Tag der Krönung bestimmt und in der Marienkirche zu Trier der kaiserliche wie der königliche Thron hergerichtet, als der Kaiser am 25. November von Trier plötzlich nach Köln abreiste.

Bruch. Was war der Grund des Abbruchs der Verhandlung? Französische Schriftsteller sagen: Ludwig XI. habe dem Kaiser Misstrauen gegen Karl beigebracht und ihm nachgewiesen, dass er seine Tochter als Lockspeise mehreren schon hingehalten, sie aber keinem geben wolle; denn er habe geäußert: „Lieber werde ich

---

(Wien 1854) zusammengestellt. Daraus geht hervor, dass Karl der Kühne keine Vorstellung von der Abhängigkeit eines deutschen Reichsoberhauptes hatte, das in jeder irgend bedeutsamen Angelegenheit an die Einwilligung der Kurfürsten gebunden war; er meinte, es sei Mangel an gutem Willen, wenn der Kaiser ein Bedenken äußerte (LXXIII). Aus Chmels Sammlung geht auch hervor, dass schon Papst Pius II. die Erhebung Burgunds zu einem Königreich Philipp dem Guten für einen siegreichen Kreuzzug in Aussicht stellte (LXXII). Der erste Antrag, Maria mit Maximilian zu vermählen, wurde zehn Jahre früher gemacht: Philipp der Gute sollte für die Erhebung Burgunds als Feldhauptmann gegen Friedrich den Siegreichen den Krieg führen. Karl hatte noch weiter reichende Pläne: er wollte zuerst römischer König und nach Friedrichs III. Tode Kaiser werden. Maximilian sollte dann römischer König und nach seinem Tode Kaiser werden. Friedrich hielt ihm seine Bedenken entgegen. Da wollte Karl sich mit der Erhebung zum König von Burgund begnügen, zugleich Geldern als Reichslehen empfangen. Nur letzteres ward ihm am 6. November auf dem großen Platze der Stadt feierlich ertheilt. Der ostensible Zweck der Zusammenkunft in Trier war das Zustandekommen eines Türkenzuges.

Für die Sittengeschichte jener Zeit und Karls Prachtliebe ist Folgendes bezeichnend. Der Kaiser kam 29. September 1473 in Trier an in verdecktem Wagen mit einem Geleit von 2500 Pferden, der Erzbischof Johann von Trier war ihm mit 400 Pferden anderthalb Stunden weit entgegengezogen. Man führte den Kaiser zuerst in den Dom, wo das Tedeum gesungen wurde, dann in ein großes Gebäude auf dem Marktplatz, das eigens für ihn errichtet war. Karl kam am 5. October mit 5000 Kürassieren, 5000 leichten Reitern und 6000 Schützen, mit großem Gefolge, darunter die Ritter des goldenen Vließes. Er trug einen kurzen Mantel von klarem gezogenem Golde, bedeckt mit Edelsteinen, die auf vier Tonnen Goldes geschätzt wurden. Die Pferde seines Gefolges — darunter zwei Bischöfe, zwei Herzoge, viele Grafen — waren mit durchsichtigen Goldtüchern bedeckt und mit silbernen Schellen behängt, deren Schall mit dem Trompetenschall übereinstimmte. Der Kaiser war ihm entgegengeritten. Karl wollte absteigen, der Kaiser verhinderte es, der Burgunder nahm den Helm ab. Maximilian in einfach schwarzer Kleidung, auf braunem Hengst, fesselte aller Augen durch seine Schönheit, und sein geistreiches Gesicht (Maximilianus autem suavi et perliberali vultu excellenti et pro aetate capacissimo paternae fortunae ingenio). Obschon er im Kloster Maximin vor der Stadt wohnte, begleitete Karl den Kaiser in die Stadt. Am nächsten Tag machte er seinen Besuch beim Kaiser mit fünfzig Herren in goldstoffenen mit Perlen gestickten Kleidern. Der Kaiser gieng ihm etliche Stufen hinab entgegen. Karl pries sich glücklich, dass ein römischer Kaiser ihm zu Ehren und Gefallen einen so weiten Weg zurückgelegt habe. Friedrich III. entgegnete, die römischen Kaiser, besonders aus dem Hause Östreich, seien gewohnt, „mit ihrer Majestät gleich der Sonne jedermann nahe und fern, besonders aber die treuen Fürsten des Reiches, zu beleuchten und ihnen alle Liebe zu erzeigen". Karl verbeugte sich: „Er wolle die Mühe und Liebe stets im Gedächtnis bewahren und Treue halten, auch trachten, wie dies Band der Liebe ewig unzerrissen erhalten werde." —

Karl lud den Kaiser zu Gast und holte ihn mit glänzendem Gefolge ab, das mit Perlen und Edelsteinen überdeckt war. Er trug am Hals den Orden des goldenen

Franciscaner, als dass ich mir einen Schwiegersohn gebe."[1]) Nach deutschen Quellen habe Friedrich die Zustimmung der Fürsten zu Karls Königthum nicht erhalten können und sei, um nicht schamroth vor ihm dastehen zu müssen, auch in Besorgnis wegen der kühnen Pläne des Burgunders, plötzlich abgereist.[2]) Das Geschäft, ließ zwar der Kaiser sagen, sei nicht abgebrochen, nur verschoben, aber Karl gerieth in den wildesten Zorn und that im ersten Augenblick alles, was dem Kaiser zuwider war, denn er wollte sich rächen. Um ein Herzogthum Schwaben wieder bilden zu können, hatte der Kaiser Verzicht auf die Pfandschaft am Oberrhein gewünscht; gerade jetzt besuchte jedoch Karl zum erstenmale die Pfandlande und ließ sich in Breisach ohne allen Vorbehalt huldigen.[3]) Karl am Oberrhein, Nur Regengüsse verhinderten ihn, das freie Mühlhausen zu belagern. Hagenbach schaltete nach Karls Abzug gewaltthätiger als je in den oberen Landen. Kein Haus, keine Frau war vor ihm sicher, er nahm Söldner in Eidespflicht, „sei es zum Niederstechen oder Erhängen, zum Ertränken oder etwas anderem". Auf neue Klage über seinen Landvogt erklärte der Herzog: „Hagenbach thut den verdammten Deutschen schon recht, man muss sie in guter Meisterschaft erhalten. Ich will nicht einen Landvogt, der seinen Insassen zuliebe handelt, sondern der thut, was mir gefällig und lieb ist." — Auch die Schweizer machten vergebliche Vorstellungen: „Ich will den Bären von Bern erwürgen und mir einen Pelz aus seiner Haut machen." — Von Breisach reiste Karl nach Dijon. Hier in Dijon. sprach er zu den Ständen vom einstigen Königreich Burgund, welches die alten Könige von Frankreich zu einem Herzogthume heruntergesetzt hätten, und jagte mit solchen Worten nicht bloß seinem alten Gegner Ludwig XI., sondern auch den Schweizern, die er früher leicht hätte für sich gewinnen können, Sorge um seine Pläne ein.[4])

Und nun geschah, was früher unmöglich schien, Habsburg und die Eidgenossenschaft schlossen nicht bloß Frieden, sondern ein Bündnis. Zu Constanz

Vließes, am Arm den englischen Orden. Friedrich und Max trugen die Kette des Ordens der Mäßigkeit am Halse. Der Burgunder führte seine Gäste zuerst in die Kirche, die mit herrlichen Tapeten ausgeschlagen war, und in der die zwölf Apostel in Lebensgröße aus gediegenem Silber standen; am Eingang prangte eine goldene Lilie in Mannshöhe mit Edelsteinen bedeckt. Karls Kapelle musicierte beim Hochamt. Der Speisesaal war mit Tapeten ausgeschlagen, welche die Geschichte Trojas und des goldenen Vließes darstellten. Ein Credenztisch mit neunzehn Stufen war bis oben mit goldenem und silbernem Geschirr bedeckt, oben waren drei Einhörner aus klarem Gold, ein Fürstenthum wert. Karl nahm ein goldenes Becken, um dem Kaiser die Hände zu waschen, doch dieser gestattete es nicht; nun trat er vor Maximilian, der roth wurde und sich höflich weigerte. Karl und der Kaiser sahen sich an und „schöpften aus des Erzherzogs adelichem Wesen ein sonderbar Wohlgefallen". An achtzehn Tafeln wurden drei Gänge, jeder von zweiundvierzig Speisen, aufgetragen, auf lauter Geschirr aus Gold und Silber. Nach dem Speisen gieng man wieder zur Kirche, wo Vesper war und der Erzbischof den Segen spendete. Dass es an Turnieren und dabei an neuem Glanze nicht fehlte, ist selbstverständlich. Maximilian sah auch auf das Nützliche. „Karls Ordnung für die Soldtruppen" mit Maximilians Randbemerkungen ist im Staatsarchiv noch vorhanden. Chmel ließ es im genannten Bande abdrucken, S. 62—82.

[1]) J'aimerais mieux à me faire cordelier que de me donner un gendre.

[2]) Chmel, Monumenta. Dass er heimlich und unerwartet abgereist sei, ist ein nachträglich erfundenes Märchen. Noch in der Nacht vorher suchten die burgundischen Räthe, den Kaiser von der schon beschlossenen Reise zurückzuhalten. Die Verhandlungen waren abgebrochen.

[3]) Rosmann und Enns, Geschichte von Breisach. S. 254—255.

[4]) Barante, l. c.c VIII, 136.

wurde es am 3. April 1474 durch Vermittlung König Ludwigs, nach mehr als 159 Jahren nach der Schlacht am Morgarten, 88 Jahre seit Sigismunds Großvater bei Sempach gefallen war, unter dem Namen „ewige Richtung" abgeschlossen.[1] Die Städte der niederen Vereinigung, so hießen nämlich im Gegensatz zur oberen Vereinigung der Eidgenossenschaft die verbündeten Städte des heutigen Elsasses und badischen Oberlandes, brachten 80.000 Gulden auf, damit Erzherzog Sigismund die Pfandschaft kündigen könne. Die Pfandsumme wurde in der Münze zu Basel niedergelegt.

Ewige Richtung.

Karls Zorn.

Karl aber gerieth über die Kündigung in solchen Zorn, dass er die Herolde gefangen setzte, den Erzherzog einen Wortbrüchigen schalt, weil er die Pfandsumme nicht in Besançon niedergelegt habe, und ihm mit der ganzen Schwere seiner Macht drohte, wenn er es wage, die Pfandländer gewaltthätig wieder in Besitz zu nehmen. Sigismund machte, um den Schweizern sein volles Vertrauen zu zeigen, eine Wallfahrt nach Einsiedeln.

Aufstand in Breisach.

Die Bewohner der Pfandländer aber warteten nicht, bis Sigismund oder die Schweizer kamen, sie zu befreien, sondern sie erhoben sich, nachdem Hagenbach in Breisach am Charfreitag mit lombardischen Söldnern eingedrungen war und im Münster den Gottesdienst gestört und allerlei Unfug getrieben hatte, am Ostermontag den 11. April 1474, durch seine Unthaten und Vorsichtsmaßregeln gereizt, und verjagten die Lombarden. Hagenbach wurde in Breisach gefangen genommen und als Brecher des Landrechtes gefoltert und vor ein Gericht gestellt, an dem auch Schweizer theilnahmen. Das Criminalgericht, aus 27 Richtern bestehend, fand am 9. Mai 1474 zu Breisach unter offenem Himmel statt. Angeklagt wurde Hagenbach, er habe im verflossenen Jahre zu Thann vier rechtschaffene Bürger ohne richterlichen Spruch enthaupten lassen und damit gegen die Reichsgesetze gehandelt; er habe wider Recht Neuerungen eingeführt, Steuern auferlegt, Frauen und Jungfrauen misshandelt. Vergebens wurde von den ihm zugestandenen Vertheidigern eingewendet: als ehmaliger Landvogt des Herzogs von Burgund sei Hagenbach keinem andern Richter als diesem, seinem Herrn, über seine Amtswaltung Rechenschaft schuldig; allein man wusste schon, bei dem Herrn sei kein Recht zu suchen, der die Vergehen anbefohlen hatte. Der Landvogt wurde abends zum Tode verurtheilt: „Man solle ihm sein Haupt abschlagen, dass zwischen Haupt und Körper ein Wagen wohl möge hinfahren." Vom Richt-

Hagenbachs Ende.

[1] Preuves de Comines, ed. Lengles n. 214. — Der Wortlaut der ewigen Richtung ist: „Handel und Wandel ohne Auflegung neuer Zölle bleiben für immer gesichert; Streitigkeiten entscheiden die Bischöfe von Constanz oder Basel, oder einer dieser Städte nach der Auswahl des Klägers; beide Theile leisten einander um Sold Hilfe, wo ihnen dies ehrenhalb gebürlich sein mag; beide Parteien bleiben bei allen ihren Landen, Schlössern, Städten und Dörfern, die sie in vergangenen Zeiten zu ihrem Handel erobert und eingebracht haben, nun und hienach unangesprochen und unbekümmert; kein Theil soll zulassen, dass der andere Theil von seinem Gebiete aus geschädigt werde, oder den Feinden des andern Theils wissentlich Aufenthalt oder Hilfe gewähren; kein Theil nimmt Angehörige des andern in Bündnis, Burg- oder Landrecht u. s. w. auf, insofern sie sich nicht haushäblich bei ihm niederlassen; Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut sollen für immer der Eidsgenossen offene Häuser sein und alle Mannspersonen aus diesen vier Städten mit den Leuten auf dem Schwarzwald und denen, die zu der Herrschaft Rheinfelden gehören, sollen diese Richtung für sich und ihre Nachkommen beschwören; endlich ist damit alles, was sich in Kriegs- oder anderer Weise zwischen dem Erzherzog oder seinen Vorfahren und den Eidgenossen zugetragen hat, verglichen und aufgehoben."

platz geleiteten ihn die Richter zu Pferd unter Fackelschein vor das Thor, wo der Scharfrichter ihm das Haupt abschlug, nachdem ihn **Caspar Hurter**, der kaiserliche Herold, öffentlich verrufen, d. h. der ritterlichen Ehre, Würde und Hoheit, feierlich für unwürdig erklärt hatte.[1])

Dieser Act der Gerechtigkeit an seinem Landvogt reizte Karl den Kühnen, als wäre er selber misshandelt worden: er gelobte, Rache zu nehmen oder selber darum zu sterben, und man erwartete, dass er sich unmittelbar auf das ehemalige Pfandland, auf den Herzog Sigismund und die Schweizer stürzen werde. Die vier Städte: Breisach, Freiburg, Endingen und Neuenburg erneuerten ihren früheren Bund und schlossen sich inniger der niederen Vereinigung an. Ludwig XI., der gerne sah, wie sich Karl immer tiefer verwickelte und mit den Schweizern anband, schloss einen Vertrag mit diesen, Ludwig XI. und die Schweiz.
wonach sie im Krieg 6000 Streiter, den Mann zu 4½ Gulden monatlich, stellen sollten, während er den Eidgenossen 20.000 Gulden jährlich und weitere 20.000 Gulden vierteljährig versprach, wenn er im Falle eines Angriffes von Burgund ihnen nicht helfen könne.[2])

Der kleine Krieg begann sogleich. **Stephan Hagenbach**, ein Verwandter des Hingerichteten, fiel, alles mit Feuer und Schwert verheerend, in den Sundgau und in die Grafschaft **Pfirt** ein. Ein Angriff auf das einem Zweige des wirtembergischen Hauses gehörige **Mömpelgard** schlug fehl. Der Besitzer ließ sich dafür in die Verbindung gegen Burgund aufnehmen, welcher jetzt auch der **junge Herzog von Lothringen** beitrat, den Karl in Trier hatte freilassen müssen, dem er aber vier Festungen und eine Kriegsstraße durch sein Land abgenöthigt hatte.[3])

Zu Feldkirch in Vorarlberg bei Erzherzog Sigismund kamen die Gesandten aller eidgenössischen Orte sowie der niederen Vereinigung zusammen und beschlossen, hier am 12. October 1474 einen Einfall in die Franche Krieg gegen Burgund.
Comté. Am 25. October 1474 erließ Bern, auf kaiserliche Mahnung hin, im Namen aller eidgenössischen Orte die Kriegserklärung an den Herzog von Burgund. Sprachlos, vor Zorn knirschend, empfieng sie Karl. „O Bern, Bern“, rief er, als ihn der Zorn wieder zu Wort kommen ließ.[4])

Karl stand damals mit einem Heer vor Neuß im Erzbisthum Köln und Karl vor Neuß.
hoffte, sich dieses Landes zu bemächtigen, wie es ihm einst mit **Lüttich** gelungen war. Der Kurfürst von Köln, **Ruprecht von der Pfalz**, war nämlich seit 1466 im Streit mit seinem Domcapitel und seinen Landständen, welcher 1473 zur Wahl eines neuen Erzbischofes, **Hermanns von Hessen**, führte. **Ruprecht**

---

[1]) **Rosmann und Enns**, l. c. S. 270—275. — **Schreibers** historisches Taschenbuch. Freiburg, IV. Jahrg. — **Diebold-Schilling**, Der Burgunderkrieg. — **Barante**, l. c. VIII, 155—162. — Das Gericht bestand aus sechzehn Rittern, zehn Gesandten von der niederen Vereinigung, einem Berner und Solothurner.

[2]) **Barante**, l. c. VIII, 162—166.

[3]) Ibid. VIII, 182.

[4]) Ibid. VIII, 185—189.

rief nun Karl zum Schützer an, ward hingegen vom Kaiser mit der Acht belegt — und Karl kam mit einem Heer von 60.000 Mann und warf sich auf Neuß, in welches sich der neugewählte Erzbischof mit 1800 Bewaffneten geflüchtet hatte. Da ein Sturmversuch misslang, ward eine regelrechte Belagerung eingeleitet. Der Vorfall brachte das ganze Reich in Bewegung. Der Reichskrieg wurde am 27. August 1474 gegen Burgund beschlossen, im Frühjahr 1475 erschien der Kaiser selber vor Neuß. Karl gedachte, sich rasch des Bisthums zu bemächtigen, den Oberrhein zu besetzen, die Schweizer zu züchtigen, sich dann im Bunde mit dem König von England auf Frankreich zu werfen und, wäre Ludwigs XI. Macht gebrochen, die Provence an sich zu ziehen und dann in Italien einzuschreiten.[1]) Er fehlte, da er zu viele Ziele auf einmal verfolgte. Denn indes schlugen die Schweizer, Österreicher und Schwaben seine Niederländer, Burgunder und Lombarden am dreizehnten Wintermonat 1474 bei Héricourt, einem Städtchen in der Nähe von Mömpelgard, im Sturmlauf, die österreichische Reiterei vollendete die Niederlage. Die Schweizer riefen ihnen zu: „Hauet ein! ihr lieben Herren, wir wollen euch nicht verlassen.“ Die Beute war reich, namentlich an Lebensmitteln und Wein. Die Hauptleute ließen den Fässern die Böden einschlagen, um für den Nothfall kampffähige Leute zu haben; auch nahmen sie in den ersten Tagen des Januar seine feste Burg Illingen, verheerten sie die Franche Comté, nahmen Pontarlier und eroberten sie im April Granson und Orbe, Echallons und das Bergschloss Jougne. Karl fehlte, dass er von Neuß damals nicht abstand. Beinahe ein Jahr lag er vor der Stadt und verlor viele Mannschaft durch Kampf und Krankheiten und wurde dadurch verhindert, Eduard von England sein Wort zu halten, dem er versprochen hatte, „sein Königthum Frankreich mit Ausnahme der Picardie und Champagne und einiger anderen Gebiete zu erobern.“ — Ludwig XI. hatte hingegen dem Kaiser eine Theilung Burgunds vorgeschlagen, Friedrich III. aber witzig auf die Geschichte des Bären hingewiesen, dessen Fell man vertheilt habe, ehe er geschossen war.[2]) Eduard hatte, auf Karls Wort vertrauend, Schottland von Frankreich durch Vermählung einer seiner Töchter mit dem Kronprinzen von Schottland abgezogen, hatte das Volk für einen Nationalkrieg mit Frankreich entzündet und endlich von Ludwig Guyenne und die Normandie verlangt und den Krieg erklärt. Ludwig hatte ihm witzig, um seine Hauptfeinde, nämlich den König von England, Karl von Burgund und Franz von der Bretagne zu bezeichnen, unter begütigenden Worten drei Thiere, nämlich einen Wolf, einen Eber und einen Esel gesandt. Karl blieb vor Neuß stehen, obschon seine Lage mit jedem Tag ernster wurde. Der Herzog von Lothringen verheerte Luxemburg, die Schweizer die Freigrafschaft, die Franzosen das Land um Arras.

Karls Pläne. *Fehler.*

Friede mit dem Kaiser.

Endlich schloss der Burgunder Friede mit dem Kaiser, die Frage wegen Köln wurde der Entscheidung des Papstes überlassen. Karl hob die Belagerung von Neuß auf und versprach, nie mehr Ruprecht von Köln zu vertheidigen; dafür ward ihm der Ungehorsam gegen Kaiser und Reich verziehen. Maximilian ward mit Maria von Burgund verlobt. Ob Friedrich Karl insgeheim die Eroberung von Lothringen und Theilnahmslosigkeit im Krieg gegen die Schweizer

---

1) Barante, l. c. VIII, 214—223.
2) Ibid. VIII, 215—216.

bewilligte, ist Vermuthung. Wenigstens machte der Kaiser mit Karl Frieden, ohne den Oberrhein und Sigismund einzuschließen. Die Fürsten waren sehr unzufrieden.

Karl brach am 26. Juni 1475 von Neuß auf. Eduard IV. landete am 5. Juli in Calais mit 50.000 Mann und ließ Ludwig auffordern, ihm sein Königreich Frankreich zurückzugeben. Karl hatte ihm ein Heer versprochen, aber nach neun Tagen des Wartens sah Eduard kein Heer und Karl beinahe allein kommen. Karl schlug ihm vor, statt beide Heere zu vereinigen, solle jeder Theil für sich vorgehen, in Rheims wolle man sich zur Krönung treffen. Mit andern Worten, Karl wollte zuerst Lothringen erobern; er verwies die Engländer auf den Connetable St.-Pol, der sich aber den Engländern nicht anschloss, was Ludwig XI. lebhaft befürchtet hatte; wegen seiner steten Verrätherei trug er ihm einen unversöhnlichen Hass nach.[1]) Die Erbitterung der Engländer über Karl war groß, zumal sie fanden, Frankreich sei doch nicht so leicht zu erobern, und es an Proviant und Geld zu fehlen anfieng. Diese Stimmung benutzte Ludwig. Er bestach die Räthe Eduards, er bezahlte ihm selber 75.000 Thaler bar und versprach ihm ein Jahrgeld von 50.000 Thalern. Eduard versprach dafür das Königreich zu räumen und seine Tochter mit dem jungen Dauphin zu verheiraten. Das ist der Vertrag von Pequigny vom 3. August 1475. Eduard führte darin den Titel „König von Frankreich", die Engländer sahen das Jahrgeld als einen Tribut an. Ludwig kümmerte sich wenig um den Schein, im Wesen war der Vortheil auf seiner Seite.[2]) Der verschwenderische Eduard war vollständig abhängig vom König von Frankreich; sein für Ludwig so gefährliches Bündnis mit Burgund war gelöst. Beide Könige versprachen sich gegenseitige Hilfe gegen Rebellen und innere Feinde. Karl eilte zu Eduard, um den Abschluss des Vertrages zu hindern — es war zu spät. Grollend schied er von den Engländern. Eduard kehrte in sein Land heim.[3])

Eduard IV. in Frankreich. *Friede zu Pequigny.*

Jetzt schloss auch Karl einen Waffenstillstand zu Souleure auf neun Jahre mit Ludwig, und erhielt von ihm das Versprechen, dass er einen Angriff auf die Schweiz[4]) und das Land am Oberrhein nicht hindern werde. Beide opferten sich Freunde und Feinde.

Eines der bedeutendsten Opfer dieses Vertrages war der Connetable St.-Pol, den sowohl Ludwig wie Karl wegen seiner steten Verrräthereien unversöhnlich hassten. St.-Pol floh zum Burgunder, wurde aber an Ludwig ausgeliefert und wegen Hochverraths am 19. December 1475 auf dem Grêveplatz enthauptet. So fiel einer der großen Vasallen, die bisher immer sich unabhängig von der Krone zu machen versucht hatten, unter dem Schwerte des Henkers! Der mächtigste seiner Gegner aber hatte sich durch Ludwigs Arglist schon so verstrickt, dass der König von Frankreich ruhig zusehen konnte, wie das Netz sich über dem Opfer schloss. Vergebens hatte Matthias Corvinus Karl

St.-Pol.

---

[1]) Barante, l. c. VIII, 225—248.

[2]) Ibid. IX, 1—16.

[3]) Comines bemerkt: „In offener Schlacht seien in der Regel die Engländer die Sieger, in Verhandlungen und Verträgen aber gewännen stets die Franzosen.

[4]) Der Schweizer Anshelm meint: „Der König, obschon um Hilfe gebeten, enthielt sich des Krieges, um halb Geld zulegen, wie der Fuchs auf dem Raub saß er still und ließ sie auf ihre Wäg (Wagnis) und ihr Glück angesetzt jagen. Hieß dennoch ‚der heilig Ätti', ‚Künig Ludwig von Frankrich'."

vor Ludwig gewarnt, welcher denen, die er fürchte, eine Glocke anhänge, damit sie ohne Klang und Hall den Kopf nicht bewegen könnten: so suche er ihn jetzt in den Krieg mit einem ungezähmten Volk zu verwickeln, welches schon durch die Beschaffenheit seines Landes unüberwindlich sei und dessen Besiegung ihm auch keine Ehre bringen könnte.[1])

Lothringen. Karl erntete zunächst als Frucht von Ludwigs Verrätherei Lothringen. Nancy ergab sich 30. November 1475 unter Vorbehalt seiner Freiheiten und Rechtsame. Mit großer Pracht zog Karl in die Stadt ein, wo kurz darauf die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft, dem neuen Herzog Treue schworen. Gegen seine Gewohnheit trat Karl ihnen mit freundlichen Worten und hohen Versprechungen entgegen, denn der Besitz von Lothringen war als Brücke, welche die Niederlande mit dem eigentlichen Herzogthume Burgund verband, für ihn zu wichtig: „Eure Hauptstadt", sagte er, „ist mir theuer vor allen Plätzen der Welt; sie liegt im Mittelpunkte meiner Staaten, in ihr will ich den Hof halten und wohnen, in sie die obersten Gerichts-, Steuer- und Finanzstellen verlegen und einen Palast aufführen, der seinesgleichen nicht hat. Seid mir also treue und gute Unterthanen! Ihr wißt ja, daß ich ein gefürchteter Herr bin und Macht habe, euch zu schirmen gegen jedermann. Mit den Königen und Fürsten der Nachbarschaft lebe ich in Frieden, nicht aber mit den Schweizern; diese haben meinen Vetter, den Grafen von Romont, schwer beleidigt und geschädigt, dafür werde ich im nächsten Hornung Rache nehmen."[2]) (Karl in Nancy.)

Das war in der That eine offene Sprache. Besaß Karl Lothringen, so konnte er in der That von Holland bis Lyon auf eigenem Gebiet einherziehen und Nancy war für den langgedehnten Staat, in dem das alte Lotharingien wieder zu entstehen schien, eine viel geeignetere Residenz als Gent oder Brügge. Karls Pläne nahmen damals einen hohen Flug. Er unterhandelte insgeheim mit dem König René um Nachfolge in der Provence und um seine Rechte an Neapel. Sogar die deutsche Krone war abermals nicht außer dem Bereiche seiner kühnen Berechnung. —

Karl der Kühne im Kampfe mit den Schweizern.

Also die Schweizer hatten jetzt den Hauptstoß seiner Macht auszuhalten! Es ward ihnen bange, denn der König von Frankreich hatte sie schnöde im Stiche gelassen und der Kaiser hatte ja am 27. November einen Bundesvertrag mit Karl geschlossen. Sie sandten darum Unterhändler an den Kühnen, boten Zurückgabe aller Eroberungen gegen Frieden an und wären in ihrer Erbitterung über Ludwigs Treulosigkeit sogar bereit gewesen, einen Bund mit

---

[1]) Barante, l. c. IX, 17—21.
[2]) Ibid. IX, 21—23.

Karl zu schließen.[1]) „Ihr könnt nichts gewinnen im Kriege mit uns, denn unser Land ist arm und unfruchtbar. Die Sporen Eurer Ritter und die Zäume Eurer Pferde sind mehr wert an Geld, als man in unserem ganzen Lande aufbringen könnte." — Auch seine Getreuen riethen Karl, jetzt noch wenigstens ein Jahr zu warten und sein vor Neuß geschwächtes Heer zu ergänzen. Aber Karl konnte nicht rasten — er war in der That wie ein an- *Karls Bethörung.* geschossener Eber. „Rache, Rache sogleich an diesen Bauernlümmeln, welche seine Länder verwüstet, seine Festungen erobert hatten", war seine Losung. Seiner Forderung, den niederen Verein und den Herzog Sigismund von Österreich preiszugeben, konnten sich die Schweizer ehrenhalber nicht fügen. Und so rüsteten sie denn zum Kampfe.[2])

Zug gegen die Schweiz. Von Nancy brach Karl am 11. Januar 1476 mit 30.000 Mann auf nach der Freigrafschaft, um über den Jura in die Schweiz einzudringen! In Besançon stießen Verstärkungen und namentlich Artillerie zu ihm, so dass sein Heer jetzt 50.000—60.000 Bewaffnete zählte. Karl hatte hohe Zuversicht: er gedachte, nicht bloß zu siegen, sondern namentlich vor den Gesandten Italiens, die er in der Schweiz erwartete, seine Pracht, seinen Reichthum zur Schau zu stellen. Darum wurde ein ungeheurer Tross mitgeschleppt, Kanzlei und Kapelle, Silber und Schatzkammer, selbst kostbare Bücher und Handschriften — man denkt unwillkürlich an den Zug eines asiatischen Eroberers. Die Schweizer zogen ihre Besatzungen aus Yverdon, Orbe auf das östliche Ufer des Sees nach Granson zurück — und so kam es demnach zuerst zum Kampf um Granson. *Granson.* 800 Schweizer vertheidigten zuerst die Stadt, dann das Schloss, welches durch Geschütz, durch Mangel an Lebensmitteln bald in große Noth gerieth. 400 Berner sollten auf dem Neuenburger-See Vorräthe in den bedrängten Ort werfen, allein sie konnten nicht durchdringen. Erbittert darüber, dass er schon zehn Tage vor diesem Schlosse verloren habe, ließ der Herzog der Besatzung mit dem Galgen drohen, wenn sie ihn länger hier aufhalte. Die Antwort war fest: ohne Befehl der Eidgenossen dürfe die Burg nicht übergeben werden. Allein ein Burgunder, Rondchamp, welcher deutsch sprach, erregte durch eine Nachricht, die er mit seinem Ehrenworte versicherte, Zwiespalt unter den Vertheidigern: die Eidgenossen seien auseinander, Freiburg stehe in Flammen, Bern und Solothurn hätten sich ergeben, unsinnig wäre es, unter solchen Umständen sich länger halten zu wollen; Karl habe Gnade versprochen, man solle eilen, sie zu benützen, vielleicht in einer Stunde sei seine gute Laune vorüber. Die Misstrauischen, die Kühnen wurden überstimmt. Am 28. Hornung ergab sich die Besatzung unter Vorbehalt der Freiheit und der Wehr. Allein gebunden wurden die Vertheidiger vor Karl geführt, welcher von Rondchamps Vollmacht nichts wissen wollte und auf die Klagen der Geschädigten von Yverdon hörte, die Blutrache forderten und meinten, ein *Karls Rachgier.* Beispiel des Schreckens werde ihm schnell Städte und Schlösser öffnen, — und er verurtheilte die ganze Besatzung, etwa noch 450 Mann, zum Tode.[3]) Die Mehrzahl wurde entkleidet an die nächsten Bäume gehängt, die unter der Last brachen, die anderen an langen Stricken durch den See geschwemmt, bis sie todt waren.

[1]) Comines, l. c. V, chap. 1.
[2]) Barante, l. c. IX, 42—50.
[3]) Ibid. VIII, 51—67.

Keiner warf dem andern das Unglück vor, sie starben geduldig und männlich. „Ihr Todestag", sagt ein Schweizer mit Recht, „war der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glückes."

Denn am nämlichen Tage hatten sich 20.000 Eidgenossen bei Neuenburg gesammelt. Die Kunde von der Unthat zu Granson erregte unversöhnlichen Hass und man beschloss, gerade auf Karl loszugehen. Da er aber bei Granson eine vortreffliche Stellung hatte, rechts sich an den See, links sich an den Jura lehnte und zugleich durch Gräben und Schanzen gedeckt war, so beschloss man, ihn aus dieser seiner Stellung herauszulocken und griff die von Burgundern besetzte Burg Vauxmarcus an. Gegen den Rath seiner Freunde, des unfehlbaren Sieges gewiss, gab Karl früh am 2. März 1476 Befehl zum Vorrücken. „Frisch los auf die Bauernlümmel!" rief der Herzog, indem er die Schlachtreihen entlang ritt. „Beim heiligen Georg! sie sind unserer nicht wert und wir wollen ihnen zeigen, wer wir sind. Auf, edle Herren, Reiter und Fußknechte, thut eure Pflicht."[1])

Beim Kloster Balance kam es zum Zusammenstoß. Die Eidgenossen hatten unter Niklas von Scharnachthal und Hans von Hallwyl ein mehrere Glieder tiefes Viereck gebildet, in dessen Mitte die Banner standen, leichte Truppen deckten die Seiten vor Überflügelung; achtzehn Schuh lange Speere, deren Ende in den Boden gedrückt, deren Spitze auf die Höhe der Brust gerichtet war, starrten überall den Burgundern entgegen. (Gebet vor der Schlacht.) Die Schweizer erzählen, sie seien nach der Väter Sitte zuerst auf die Knie zum Gebet niedergefallen und der Feind habe, mit diesem frommen Gebrauch unbekannt, und im Wahn, sie wollten im Schrecken vor der Übermacht um Barmherzigkeit flehen, ein grimmiges Hohngelächter erhoben.[2]) Gewiss wurden die Burgunder, wenn sie diesen Wahn hegten, bald enttäuscht, denn an der kaltblütigen Unerschrockenheit der Schweizer brach jeder Versuch Karls, mit seinem Gewalthaufen ihre Linie zu durchbrechen; sein (Schlacht bei Granson 2. März 1476.) bester Feldherr, Ludwig von Chateaux-Guyon, der an der Spitze von 6000 Reitern die Schweizer in der Flanke fassen sollte, wurde in gleicher Weise einmal über das andere schrecklich zurückgeworfen und fand zuletzt mit mehreren anderen Führern den Tod. In diesem Augenblick vernahm man den Hall des Uristiers, des Horns von Uri, und der Kuh von Unterwalden, so nannte man zwei ungeheure Kriegshörner, welche Karl der Große den Waldstädten zum Geschenk gegeben haben soll.[3]) Es war das zweite Treffen der Eidgenossen, die Männer von Uri, Unterwalden und Luzern, die unerwartet auf einem Seitenwege den Burgundern in die Flanke kamen. Es war drei Uhr nachmittags und die Sonne, die am Morgen hinter Schneegewölk versteckt war, beleuchtete plötzlich die neu heranrückenden Scharen der Eidgenossen. „Was sind denn das für Leute?" fragte der Herzog. — „Das erst sind die wahren alten Eidgenossen vom hohen Gebirge, welche Österreich schlugen",[4]) antwortete Brandolf von

---

[1]) Marchons à ces vilains, encore que ce ne soient pas gens dignes de nous.

[2]) „Drum schwurend sie: IhrBöswicht, Ihr müst alle sterben, und ist da nienen kein Gnad!" schreibt Bullinger.

[3]) Johannes von Müller, Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, V, S. 1—40.

[4]) Bullinger, l. c.

Stein. Eben wollte Karl eine verstellte rückgängige Bewegung der Reiterei vornehmen, um die Eidgenossen besser fassen zu können, als dies dem Fußvolk als Zeichen der Flucht erschien. Ein panischer Schrecken kam über das burgundische Heer. In der Verwirrung vermengten sich Reiterei und Fußvolk und in einem Augenblicke löste sich alles in wilde Flucht auf, wie Rauch vor einem frischen Winde. Vergebens machte der Herzog den Versuch, mit entblößtem Schwert die Reihen zum Stehen zu bringen, er wurde in die Flucht mit fortgerissen und hielt erst in Nozeroi, weit von Granson, sich für sicher. Nach der Rückkehr von der Verfolgung knieten die Eidgenossen nieder zum Dankgebet, hierauf gab der Schultheiß von Bern den Helden des Tages den Ritterschlag. Flucht der Burgunder.

Kein Sieg war leichter erkauft, denn die Eidgenossen hatten nur fünfzig Todte und 300 Verwundete. Auch der Verlust der Burgunder war im ganzen gering, nur 1000 Mann, das Heer war mehr zersprengt, als geschlagen — aber kein Sieg wurde mit größerer Beute belohnt.

Alles Geschütz, über 400 große Stücke, Waffen aller Art, Pferde, Wagen, Vorräthe an Korn, Wein, Fleisch, fielen in die Hände der Eidgenossen. 400 mit Seide behängte Zelte standen im Lager nebeneinander, Karls Zelt glänzte vor allen, es war außen mit Gold und Perlen geziert und innen mit Sammet ausgeschlagen. Darin fand sich sein goldener Stuhl, sein mit Edelsteinen reich besetzter Herzogshut, sein Prachtschwert mit sieben großen Diamanten am Handgriff, der Rosenkranz seines Vaters mit Edelsteinen statt Kugeln und ganze Staffeleien von Silbergeschirr. Gold und Silber wurde unter den Siegern in vollen Hüten vertheilt, Silbergeschirr hielten sie für Zinn. Die gesammte Beute betrug nach unserem Geldwert wenigstens dreißig Millionen. Ein Schweizer fand den großen Diamanten, den Karl so hoch schätzte an Wert wie eine Provinz, hielt ihn anfangs für Glas und warf ihn weg und verkaufte ihn dann um einen Gulden; später kam er in die Hände der Genuesen, die ihn um 11.000 Ducaten an den Herzog Lodovico Moro von Mailand verkauften, von wo er um 20.000 Ducaten in die Krone des Papstes Julius II. kam. Ein zweiter Diamant, der Sauci, wurde anfangs auch gering geschätzt, aber schon 1492 zu Luzern um 5000 Gulden verkauft und ist jetzt in der Schatzkammer zu Paris. Ein dritter kam später um 47.000 Gulden an die Fugger, von da an Heinrich VIII., und durch Maria an Philipp II. und ist jetzt eine Zierde der Schatzkammer in Wien.[1] Beute. Diamanten.

Dass dieser ungeheure Reichthum große Gefahren für die Sitten in der Schweiz brachte, ist leicht begreiflich: auch die Führer der Eidgenossen sahen dies ein und am 18. März erließ die Tagsatzung eine neue strenge Kriegsordnung, wonach jeder seine Beute der Obrigkeit zu übergeben und denjenigen anzuzeigen habe, der etwas unterschlagen. Sitten.

Alles Freischarenwesen ist darin verboten, ebenso Zwietracht und Spiel; — den ganzen Ernst der Zeit bezeichnet das Verbot: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zuthun, wacker und männlich einhauen. Im Gefecht soll niemand gefangen Strenges Kriegsgesetz.

---

[1]) Barante, l. c. IX, 54—60,

genommen werden, sondern alles soviel möglich umgebracht werden. Will einer die Flucht nehmen, so darf ihn sein Nachbar tödten; entrinnt er aber und wird nachher ergriffen, so soll er sterben. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren. Keine Mühle soll zerstört werden." — Leider muss man den Eidgenossen nachsagen, dass sie die burgundische Besatzung in Granson, die sie noch an demselben Tag zur Übergabe zwangen, zum Tod rissen und also an Grausamkeit sich ihrem besiegten Gegner gleichstellten.

Freude Ludwigs XI. Niemand freute sich mehr über Karls Niederlage als Ludwig XI. Die Schweizer hatten eigentlich für ihn gesiegt, die burgundische Macht war gebrochen, ohne dass es ihn eine Anstrengung gekostet hatte.

Der König hatte sich nach Lyon begeben, um dem Gange der Ereignisse näher zu sein, und als er von seinen überall verbreiteten Spionen die Nachricht erhielt von Karls Niederlage, bedauerte er nur, dass nicht mehr Burgunder gefallen seien, machte in der Freude des Herzens eine Wallfahrt nach Velai und nahm zu gleicher Zeit zwei neue Maitressen.[1]) Den Sieg wusste er besser auszubeuten, als die Schweizer; er drängte sogleich den alten König René, jede Beziehung zu Burgund abzubrechen und ihm sein Besitzthum zu vermachen in dem Falle, dass sein Enkel, der Herzog von Calabrien, ohne Kinder sterbe, was bei seiner Kränklichkeit leicht vorauszusetzen war. Margaretha, des Königs Tochter, hatte so schwere Schicksalsschläge erfahren, dass ihr alle Herrlichkeit dieser Welt zuwider war und sie sich den Wünschen des Königs nicht widersetzte. Bei einem Besuch in der Provence nahm Ludwig XI. gerne Antheil an den Spielen und an der poetischen Kurzweil seines Oheims. Im Reiche König Renés gab es kein Waffengeräusch, nur dichterische Wettkämpfe, Tänze, Feste, ländliche Spiele. Seine Ritter waren Minnesänger, die Luft wiederhallte von Liedern. Die Provence war ein zweites Arkadien. So regierte der gute König René.[2])

König René.

Karl krank. Doch wenden wir uns zurück zum unglücklichen Herzog Karl! Er war ein gebrochener Mann: er wurde krank vor Schmerz und Schande, er ließ niemand vor sich, er kümmerte sich nicht mehr um sich selber, er ließ den Bart wachsen, sein Blut schien wie erstarrt; er, der früher vom Wein sich enthalten hatte, griff jetzt zu den stärksten Weinen, um sich nur zu erwärmen und seine traurigen Gedanken zu verscheuchen.[3]) Ein italienischer Arzt[4]) wusste ihn zu heilen und dem menschenscheuen und verschlossenen Manne wieder seinen gesunden Verstand zurückzugeben. Dann entfaltete Karl wieder eine fieberhafte Thätigkeit. Rache, Rache war sein einziger Ruf! Die zersprengten Soldaten sammelten sich allmählich. Ende Mai 1476 waren seine Rüstungen vollendet und er hatte wieder ein Heer um sich, so stark wie das bei Granson. Zu Lausanne musterte er sein Heer und mahnte es, die erlittene Schande an dem Bauernstolz der Eidgenossen zu rächen! was er erwerbe, was er

Neue Rüstungen.

[1]) Barante, l. c. IX, 68—69.
[2]) Histoire du roi René par Villeneuve. — René ist seitdem ein Liebling der Dichter.
[3]) Barante, l. c. IX, 73.
[4]) Angelo Catho war sein Name. Barante, l. c. IX, 74.

erobere, sollten seine Freunde haben! Häuser und Güter in Bern und Freiburg versprach er seinen Freunden durch Brief und Siegel. Mit dem Rufe: „Bei St. Georg, schnelle Rache!", zogen die Reihen an ihm vorüber.[1])

Die Eidgenossen hatten nicht erwartet, dass ihr geschlagener Feind so schnell wieder gerüstet sein könnte, und hatten sich still in ihre Berge zurückgezogen. Nur Bern hatte die Rüstungen des Herzogs überwacht und 1500 erlesene Krieger unter dem bewährten Führer Adrian von Bubenberg nach Murten entsendet, um diesen wichtigen Vorposten zu wahren. Dahin brach der Herzog auf und schloss am 9. Juni die Stadt ein. Am 18. Juni begann schon der erste Hauptsturm, am 20. Juni der zweite, beide wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Schweizer bewährten kalte Todesverachtung, jeder that schweigend und unerschrocken seine Pflicht. Von Murtens Rettung, hatte sie Adrian gemahnt, hänge die Rettung des Vaterlandes ab; ihre Tapferkeit sei die Vormauer aller Eidgenossen! Jeden, der von Übergabe rede, solle man niederstoßen, ihn selber nicht ausgenommen. An die Berner hatte er Botschaft geschickt, sie sollten sich im Rüsten nicht übereilen, sie in Murten würden nicht nachgeben, solange eine Ader in ihnen lebe.

Bern.

Kampf um Murten.

Die Berner aber waren nicht säumig, und die andern Eidgenossen folgten ihrem Rufe zum allgemeinen Landsturm.[2]) Aus Freiburg, Solothurn, Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Glarus strömte Tag und Nacht das Volk nach Bern zusammen. Nach Zürich sandte Waldmann dringende Botschaft, sich zu beeilen: eine versäumte Stunde bringe Murten in Feindeshand. Aber auch die Aufgebote von Basel und Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell, rückten heran, ferner von Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Rotweil. Oswald von Thierstein kam für Sigismund von Österreich und endlich mit 300 Reitern der junge von Karl verjagte Herzog Reinhard von Lothringen, um am Streit gegen seinen Feind theilzunehmen und dann mit Hilfe der Schweizer sein Land wieder zu gewinnen.

Samstag den 22. Juni 1476 brach die vereinte Masse, ungefähr 30.000 Fußknechte und 4000 Reiter stark, gegen das Lager des Herzogs auf. Die Kampfbegier war so ungestüm, dass viele das Morgenbrot verschmähten. Karl erwartete die Schlacht und hatte sein Heer geschickt aufgestellt, darum rieth Herder aus Straßburg, eine Wagenburg zu errichten und den Angriff des Feindes abzuwarten. Allein ihm ward erklärt: „Die Eidgenossen sind gewohnt, den Feind, wo und wie stark er auch sei, aufzusuchen und zu schlagen." So ward denn der Angriff geordnet. Die Führung der Vorhut übernahm Hans von Hallwyl aus Bern, die des Gewalthaufens Waldmann aus Zürich, die der Nachhut Hartenstein aus Luzern. Karl wünschte eine entscheidende Schlacht und

Stärke der Eidgenossen.

[1]) „Par Saint-Géorges! nous aurons vengeance." Barante, l. c. IX, 80.

[2]) In ihrem Ausschreiben heißt es: „Also gebieten wir Euch festiglich, bi üwern geschworenen Eiden, dass Ihr ein Summ ehrlicher Mannen von üch usziechen, in sämtlicher Läuterung (in der Weise): wo Vater oder Sun, Bruder oder gesippt Fründe sind, dass den (deren) etliche dahin kämend und stark Mannschaft, und auch mannliche Herzen und Gemüth habend, und dieselben mit Harnisch, Geschütz, Spis und ander Nothdurft für einen Monat ungefährlich versorgen."

Schlacht bei Murten 22. Juni 1476. hatte sein Heer trefflich aufgestellt, allein es regnete fortwährend und die Anführer der Schweizer hielten ihre Mannschaft im Murtener Wald, so schwer es auch war, den ungestümen Muth der Menge zu zügeln, weil sie hofften, der Herzog werde seine gute Stellung verlassen und sie angreifen. Aber diesmal war der Herzog bedächtig. Sechs Stunden standen die Burgunder schon in Schlachtordnung und der Feinde harrend im strömenden Regen. Die Bogensehnen wurden schlaff, die Pulverwagen nass. Karl glaubte, der Angriff sei auf den andern Tag verschoben, und gab seinen Truppen Befehl zum Rückzug ins Lager.

Hans von Hallwyl. Diesen Augenblick benutzte der kriegserfahrene Hans von Hallwyl und gab das Zeichen zur Schlacht. Die Eidgenossen knieten nieder und beteten. In diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken. „Auf, Brüder," rief der Feldherr, „Gott leuchtet uns zum Sieg! Frisch auf, im Namen Gottes! Und gedenke euer jeder an Weib und Kinder, dass er die errette mit männlicher That! Und ihr, junge Gesellen, habt ihr eure geliebten Töchter so lieb, so fahret tapfer an den Feind und lasset sie nicht den öden Walchen zu schänden!"[1]) Von allen Seiten rückten die Schweizer aus dem Walde auf die Burgunder los, die gerade auf dem Wege aus der früheren Schlachtstellung in eine neue waren. Ein schwerer Kampf begann. Das Heer Karls schlug sich mit größter Tapferkeit, das burgundische Geschütz that große Wirkung,[2]) bis es den Schweizern gelang, dasselbe zu unterlaufen und gegen die Burgunder selber zu richten. Dann begann der *Die Entscheidung.* Kampf gegen das auf einer Hochebene aufgestellte burgundische Hauptheer. Zugleich wagte Adrian von Bubenberg einen Ausfall aus Murten auf das Lager der Lombarden. Zweimal wurden die Schweizer zurückgeworfen, zweimal brach sich aber auch der Anprall von Karls Reiterei an den Speeren der Schweizer. Nun kamen aber die Eidgenossen den Burgundern in die Flanke und jetzt kam *Flucht.* Unordnung in die Reihen der letztern — und nach dem muthigsten Widerstand löste sich die ganze Schlachtordnung auf. Mit 3000 Reitern schlug sich Karl durch, mit nur dreißig Mann erreichte er Morges, nachdem er Tag und Nacht geritten. Auf dem Schlachtfelde, wie auch bei der Verfolgung waren die Schweizer erbarmungslos, keinem Bittenden wurde das Leben geschenkt! Viele, welche sich durch den eine Strecke weit mit Schilf bewachsenen See zu retten suchten, ertranken, oder wurden nach der Äußerung eines Zeitgenossen den Enten gleich auf Nachen ordentlich gejagt, mit Büchsen und Armbrüsten erschossen, oder mit Spießen erstochen. Nur einem Einzigen gelang es durch die Kraft seines Pferdes den See zu durchschwimmen und das Leben zu retten. Diesmal war Karls Heer nicht zersprengt, sondern vernichtet, 15.000 Mann waren erschlagen, darunter 1500 vom Adel. Der Gesammtverlust mit den Ertrunkenen ward auf 20.000 Mann gerechnet. Die Beute war nicht so reich, wie am Tage von Granson, aber doch immer noch bedeutend.[3]) Drei Tage blieben die Schweizer auf dem Schlachtfelde unter Siegesjubel.[4])

---

[1]) So gibt Bullinger seine Anrede.

[2]) Dies schildert Petermann Etterlin, der dabei war, in seiner Chronik.

[3]) „Ein Kinderspiel und Bettelwerk gegen das Gut, so zu Granson gewonnen ward." Etterlin.

[4]) Die Gebeine der Erschlagenen wurden später gesammelt und ein Beinhaus mit der Inschrift errichtet: „D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis, exercitus Moratum obsidens ab Helvetiis caesus hoc sui monumentum reliquit. Anno MCCCCLXXVI." Das Beinhaus stand als Siegesdenkmal bis 2. März 1798, wo bei der Besetzung der Schweiz durch die Franzosen ein Regiment Burgunder, das darin eine nationale Beleidigung sah, dasselbe zerstörte.

Waadt. — *Congress zu Freiburg.*

Während die Siegesglocken durch die ganze Schweiz hallten, suchten namentlich die Berner den Erfolg zu benutzen und Savoyen durch die Eroberung des Waadtlandes zu bestrafen. Waadt, Genf und einige Savoyische Bezirke wollte Bern an sich reißen. Ludwigs XI. geschickte Hand half Savoyen und zog es damals auf die Seite Frankreichs. Auf einem Friedenscongress zu Freiburg vom 25. Juni bis zum 4. August wurde bestimmt, dass Philibert von Savoyen den Schweizern 50.000 Gulden Kriegskosten zahle, diesen solle nach dem Recht der Eroberer ferner verbleiben: Murten, Granson, Grandcourt, Cudresin, Erlach, Älen, Orbe; das Waadtland hingegen verbleibe Savoyen. Ludwig XI. wurde freigestellt, Genf zu besetzen.[1]) Auf Bitten des Herzogs Reinhard von Lothringen, ihm zur Eroberung seines Landes behilflich zu sein, wurde beschlossen, dass mit Burgund kein Friede gemacht werden solle, in dem er nicht eingeschlossen wäre.[2])

Ludwig XI.

Ludwig XI. ließ in Freiburg den Wunsch ausdrücken, die Helden von Granson und Murten persönlich kennen zu lernen, um mit ihnen zu verhandeln, was weiter zu thun sei. So reisten denn die bedeutendsten Anführer, wie Hallwyl, Bubenberg, Waldmann, als Gesandte nach Plessis-les-Tours. Der Empfang war der schmeichelhafteste. Ludwig wurde nicht müde, die Helden zu bewundern und alle Einzelheiten der Schlacht sich wiederholen zu lassen. Ein Fest folgte dem andern.[3]) Jeder wurde reich beschenkt und eine große Geldsumme ihnen für die Eidgenossenschaft mitgegeben. Ludwig XI. wünschte Karls vollständige Vernichtung: 30.000 Schweizer, von denen er 25.000 besolden wollte, sollten gegen Burgund aufbrechen, während Ludwig mit ganzer Macht dasselbe von einer andern Seite angreifen würde.[4])

Karl nach der Niederlage.

Also von allen Seiten brach das Unglück über Karl herein, seit der Zauber seiner Unüberwindlichkeit gebrochen war! Auch die Kraft dieser stolzen Seele schien gebrochen zu sein; wie nach dem Tage von Granson wechselten wieder Ausbrüche der Leidenschaft mit Abspannung. Karl aß und trank nicht, saß tagelang in düsterem Schweigen versunken, krank an Leib und Seele, dann sprang er wieder auf, fluchte über Verrath und drohte mit den ärgsten Strafen. Endlich raffte er sich wieder auf zu fieberhafter Thätigkeit.

Seine Stände.

Zu Salines sprach er von der Kanzel der Hauptkirche zu den Ständen von Burgund von der Nothwendigkeit des Krieges, von Ehre und Pflicht, und verlangte schließlich die Aushebung von 40.000 Mann und den vierten Theil des Vermögens eines jeden. Allein die Stände mahnten an die bereits erlittenen Verluste, und dass das Mark des Landes ausgesogen sei, bewilligten nur 3000 Mann und zwar nur zur Vertheidigung des Landes und forderten den Herzog auf, schleunigst Frieden zu schließen. In Dijon sprachen sich die Stände gegen den unsinnigen Krieg noch viel entschiedener aus. Die Stände von Flandern

---

[1]) Johannes von Müller, l. c. V, S. 159.
[2]) Ibid. V, S. 85—90.
[3]) Füßli, Hanns Waldmann — Barante, l. c. IX, 105—109.
[4]) Barante, l. c. IX, 110—111.

erklärten zu Brüssel: wenn der Herzog von Schweizern und Deutschen angegriffen wäre, so würden alle aufbrechen, um ihn aus der Mitte seiner Feinde zu retten, bewilligten aber keinen Mann und keinen Heller zu einem Angriffskrieg und behielten seine Tochter Maria als Geisel. Die Erbitterung über seine strenge Regierung und steten Kriege waren allgemein. Mit der Furcht hörte der Gehorsam auf, und vergebens harrte Karl im Schlosse Rivière im Jura, wohin er sich wie ein verwundeter Löwe zurückgezogen hatte, auf die Ankunft neuer Regimenter und neuer Geldsummen. Statt Glück verheißender kam nur eine Unglücksbotschaft, dass ihm nämlich durch einen kühnen Handstreich auch das Herzogthum Lothringen entrissen sei.[1])

Lothringen.

Ludwigs Lockung, die Strenge des Burgunders und endlich die Theilnahme am Los des jungen Herzogs Reinhard, der bei Murten männlich gestritten hatte, machten die Lothringer zum Aufstande geneigt. Reinhard brachte ungefähr 8000 Mann Freischaren in der Schweiz und in den Städten des niederen Vereins zusammen und betrat am 25. September mit ihnen das Herzogthum. Allenthalben brachen Aufstände aus und am 6. October musste sich ihm auch die Hauptstadt Nancy ergeben. Das weckte Karl aus seiner Melancholie zu neuer Thatkraft. Lothringen war als Verbindungsglied des burgundischen Reiches zum Bestand zu wichtig, als dass er es ohne eine letzte Anstrengung aufgeben konnte.

Herzog Reinhard.

Rasch brach er auf, in Toul stieß eine Verstärkung aus dem Luxemburgischen zu ihm. Am 22. October schon begann er mit 10.000 Mann die Belagerung von Nancy.[2]) Herzog Reinhard war nicht mehr in der Stadt, er suchte auswärts Hilfe, nachdem ihm die Bürgerschaft versprochen, sich wenigstens zwei Monate zu halten. In Straßburg lieh er Geld und versetzte das Silbergeschirr seiner Mutter, in Bern sprach er um Hilfe „gegen den Hasser gemeiner deutscher Nation" und hob hervor, wie er bei Murten auch Gut und Blut für die Eidgenossen eingesetzt habe. Allein die Antwort lautete nicht nach Wunsch: man könne ohne Zustimmung der übrigen Orte nicht Hilfe leisten. Auf der Tagsatzung waren die Waldstädte dagegen, dass man sich in fremde Händel einmenge, während man ja mit Burgund um Frieden unterhandle. Ludwig stachelte insgeheim und Hans Waldmann in Zürich sprach offen und feurig für Unterstützung des Lothringers. Die Tagsatzung gestattete nur Werbung unter den Eidgenossen gegen 40.000 Gulden Kriegskosten, auf das Herzogthum angewiesen.[3])

Karl vor Nancy.

Die Schweiz.

Freischaaren.

Freischaren, Freibuben genannt, auch Freiheitsbuben, meldeten sich aber mehr, als man wollte, so rege war der Hass gegen Burgund, so stark die Kriegslust und Beutegier. In Basel sammelten sich gegen 10.000 Mann. Der Haufe wuchs auf dem Marsch durch das Elsass auf 15.000, Lothringer stießen 4000 hinzu und so war man, trotz der großen Kälte, im Gefühl der Überlegenheit heiteren Muthes. Reinhard wusste zu begeistern, er trug wie jeder andere jede Beschwerde und marschierte, die Hellebarde auf der Schulter, allen voran. In der Nacht des 4. Januar gab man der Besatzung in Nancy durch Feuerzeichen

[1]) Barante, l. c. IX, 112—116.
[2]) Johann von Müller, l. c. V, S. 99—124.
[3]) Petri, Geschichte Mühlhausens, S. 196.

Kunde, dass Hilfe nahe. Es war höchste Zeit. Pferde und Hunde waren in der Stadt schon verzehrt, Hunger und Krankheiten und Verluste im Kampfe hatten eine längere Vertheidigung zur Unmöglichkeit gemacht. Aber auch Karls Heer hatte viel gelitten: einige hundert Mann und viele Pferde waren erfroren, viele bei den Stürmen gefallen. Karl hatte keine Lebensmittel, kein Geld; alle Zufuhren waren abgefangen worden, kaum 3000 Mann waren noch kampffähig, und jetzt sollte er sich schlagen gegen 20.000 Mann, gegen die Schweizer, die ihn zweimal fliehen sahen! Seine treuen Anhänger riethen im Kriegsrath, er solle sich nach Luxemburg zurückziehen und dort sich verstärken und, wenn er sein Heer wieder hergestellt, wieder kommen und einen ehrenvollen Frieden schließen. In der That, aus Geldmangel hätte Reinhard sein Heer den Winter über nicht beisammen halten können. Campobasso, ein italienischer Bandenführer, allein rieth zur Schlacht, und doch war er ein Verräther an Karl und hatte Ludwig XI. schon längst versprochen, den Herzog im Treffen zu verlassen oder umzubringen, und Ludwig hatte in genauer Berechnung von Karls Charakter diesen selber gewarnt vor dem Verräther, Karl aber geantwortet: „Wenn Campobasso ein Verräther wäre, würde es mir mein guter Vetter nicht sagen!" und dem Italiener umsomehr Vertrauen geschenkt. Karl schloss jetzt den Kriegsrath mit den Worten: „Mein Vater und ich haben die Lothringer geschlagen — soll ich nun vor dem Knaben fliehen! Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns." Dieser stolzen Seele war nur mit dem Tod die Lust zum Kampfe zu nehmen.[1]) — In der That wurde in der Nacht Nancy angegriffen, der Sturm aber abgeschlagen.

Noth in Nancy.

Kriegsrath.

Campobasso.

Früh am Morgen des 5. Januar 1477 rüsteten beide Theile zur Entscheidung. Es war ein Sonntag und schneite stark. Die Schweizer knieten in den Schnee, ein alter Priester gab ihnen den Segen: „Der Gott Davids, der Gott der Schlachten, wird für euch streiten." Sie küssten den Boden. Herzog Reinhard stieg dann wieder zu Pferd: „Kinder, der Feind erwartet uns, wir müssen Rache nehmen." — Karl hatte sein Heer sehr geschickt aufgestellt, allein die Gegner wussten schon seinen ganzen Schlachtplan. Campobasso war in der letzten Nacht mit 540 Reitern zu ihnen übergegangen und hatte ihnen alle Stellungen verrathen. Die Eidgenossen ließen ihn aber nicht mit in die Schlacht ziehen, denn es sei von je bei ihnen löbliches und ehrliches Herkommen, keinen wortbrüchigen Mann in ihren Reihen zu dulden, denn sie könnten auch durch ihn verrathen werden.[2]) Mit traurigen Ahnungen stieg Karl zu Ross. Seine Helmzierde, ein goldener Löwe, fiel herab; „das ist ein Zeichen von Gott",[3]) sagte er, und gab einem Diener versiegelte Befehle, was nach seinem Tode zu thun sei, und stürzte dann vorwärts zur Schlacht. Eine Viertelstunde vor Nancy stand sein Fußvolk in der Mitte der Schlachtordnung, die Reiterei auf den Flügeln. Der Weg, auf dem die Schweizer anrücken sollten, war durch Geschütz bestrichen. Die Schweizer aber kamen nicht von der Seite her, wo die Stärke des Herzogs war, sondern thaten hier nur Scheinangriffe, während zwei Eidgenossen, Verbannte, die in burgundische Dienste getreten waren, sie jetzt auf einem Seitenweg von hinten auf einen Hügel führten, der das Schlachtfeld beherrschte. Ehe er sich's versah, war der Herzog umgangen. Seine Krieger schlugen

5. Jan. 1477.

Verrath.

Schlacht bei Nancy.

[1]) Barante, l. c. IX, 112—113.
[2]) Anshelm, l. c. I, S. 143.
[3]) Hoc est signum dei.

sich tapfer, konnten aber gegen die Übermacht die Reihen nicht behaupten, die Schlacht, die um Mittag begonnen hatte, war in kurzer Zeit beendet. Verrätherisch wurde der Ruf ausgestoßen: „Rette sich, wer kann", und alles gerieth in Verwirrung. Karl that, was ein tapferer Krieger, ein Feldherr, ein Fürst in einer so fürchterlichen Stunde nur thun konnte — das Haus Burgund ist mit Ehren gefallen. Von einem Kolbenschlag noch halb betäubt und nur durch einen Getreuen gerettet, der gleich darauf neben ihm erschlagen wurde, gab er noch den Befehl zum Rückzug nach Luxemburg. Aber nur Wenigen gelang es, dahin zu entkommen, denn die Schweizer gaben keine Gnade und Campobasso hatte sich auf der Rückzugslinie bei Bouxières aufgestellt und machte die Flüchtigen nieder oder jagte sie in den Fluss. Allenthalben erhob sich hinter den Fliehenden das erbitterte Landvolk. Die Zahl der bei Nancy Erschlagenen schwankt zwischen 4000 und 7000. Unter Siegesjubel zog Reinhard in seine Hauptstadt ein.[1])

Niederlage.

Lange wusste man nicht, was aus Karl von Burgund geworden sei: man fand seine Leiche nicht auf dem Schlachtfelde, man hörte nichts, wohin er geflüchtet sei. Endlich am 7. Januar führte ein römischer Page, ein Colonna, den Herzog an eine Stelle des Saxonbaches, wo er den Stolzen hatte fallen gesehen. In der That war hier seine Leiche, großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, von Füchsen angefressen. „Er ist's", riefen Karls Geistliche und sein Arzt laut weinend, da sie die Leiche an einigen Narben erkannten. Die Leiche wurde feierlich nach Nancy gebracht und ausgestellt. „Lieber Vetter," rief Herzog Reinhard, indem er die Hand des Entseelten erfasste und küsste, „Eure Seele wolle Gott zu sich nehmen; Ihr habt uns viel Übel und Schmerzen bereitet."[2]) — Unter großem Gepränge wurde Karl in der Georgskirche beigesetzt. Kaiser Karl V. ließ ihn 1550 nach Brügge abführen.

Karls Ende.

So endete das Haus Burgund. Hören wir noch bei diesem Anlasse, wie Comines den hochstrebenden Fürsten schildert: „Ich habe ihn gekannt als einen großen und ehrenwerten Fürsten: und einige Zeit hindurch war er von seinen Nachbarn mehr geachtet, als irgend ein Herr in der Christenheit. Ich kann nicht absehen, warum ihn Gottes Zorn getroffen, es sei denn darum, weil er seinem eigenen Verdienst und nicht der Gottheit alle Gnaden und Ehren beigemessen. Er hatte gute und tugendhafte Seiten. Kein Fürst trachtete mehr, Männer von hohem Rang zu schützen, zu leiten und zu lohnen. Seine Wohlthaten waren nicht allzubedeutend, weil er jedem etwas gönnen mochte. Keiner gab seinen Dienern freundlicher Gehör. Die ganze Zeit hindurch, wo ich ihn kannte, war er nicht grausam — kurz vor seinem Tode wurde er es, was ein Zeichen kurzer Dauer war. In Kleidung und in allem andern war er zu prachtliebend. Dürstend nach Ruhm hätte er gern jenen Fürsten der Vorwelt geglichen, von welchen nach ihrem Tode so viel Rede war, und war so kühnen Muthes als irgend ein Mann, der zu jener Zeit geherrscht. Nun ist's mit all seinen Gedanken zu Ende und alles ist ihm zur Schmach und zur Schande geworden; denn wer gewinnt, trägt immer die Ehre davon."[3]) Wie bei anderen außerordentlichen Menschen glaubte

Charakter.

---

[1]) Barante, l. c. IX, 123—124.

[2]) Ah cher cousin, Dieu veuille avoir votre âme! vous nous avez bien fait des maux et des douleurs.

[3]) Comines, l. c. V, chap. 9. — Rodt, Die Kriege Karls des Kühnen. Schaffhausen 1844, II. Bd. — Huguénin, Hist. de la guerre de Lorraine et du siège de Nancy. Metz 1837. — De Gingins, Mémoires de la Société de la

auch das Volk bei diesem rastlosen Kraftmenschen lange, Karl lebe noch „in verborgenem Schein, er würde sich schon wieder hervormachen.“

Aber auch für die Schweiz ward das Jahr 1476—1477 verhängnisvoll, nicht bloß für den Staat Burgund, der sich zwischen Deutschland und Frankreich gebildet hatte. Ein schweizerischer Geschichtschreiber gesteht, trotz seines Stolzes auf die Heldenthaten der Vorfahren: „Durch die Vernichtung der burgundischen Macht, welche als Gegengewicht Österreich und Frankreich in Schranken hielt, haben die Eidgenossen wesentlich zur Bildung der großen Monarchien, namentlich Frankreichs, beigetragen und dadurch, sowie die Sicherheit anderer kleiner Staaten, so auch ihre eigene für spätere Zeiten großen Gefahren ausgesetzt. Eine andere nachtheilige Folge dieses Krieges war die allgemeine Zügellosigkeit, die Entwöhnung von friedlichen Beschäftigungen und der täglich steigende Hang zum Reislaufen in der Eidgenossenschaft.“ — Die Schweiz.

Maximilian von Österreich und Maria von Burgund. Ludwig XI.

Auf seinem Schloss Plessis-les-Tours erhielt Ludwig am 10. Januar den zerhauenen Helm Karls des Kühnen und damit den sicheren Beweis vom Tode des verwegenen Gegners.[1]) In der Freude seines Herzens gab er ein großes Gastmahl. Comines erzählt von der Sorge, die jetzt seine Umgebung hatte, dass niemand mehr den bösen Geist Ludwigs XI. in Schranken halte. Bisher hatte Ludwig wie ein Fuchs gelauert, jetzt sprang er hastig wie eine Hyäne auf die Beute los. Zweierlei Wege standen ihm offen, Güte oder Gewalt, um sich der Besitzungen Karls des Kühnen von Burgund zu bemächtigen. Karl war ein Vasall der französischen Krone, Ludwig konnte einen Theil seiner Länder nach dem Lehensrecht, nach dem Aussterben des männlichen Stammes als erledigt, für die Krone zurückfordern. Comines rieth ihm, die Picardie zu besetzen, weil der Vertrag durch den Tod Karls erloschen sei, und das Herzogthum Burgund als eröffnetes Lehen, das wallonische Flandern ebenfalls nach dem Heimfallsrecht zu behandeln, die übrigen Länder aber zu besetzen als nächster Verwandter der Maria und diese zu bestimmen, sich mit dem Dauphin zu vermählen.[2]) Ludwig waren krumme Wege immer lieber Ludwig XI.

Suisse Romande, tom. 8. — Diebold Schilling, Der Burgunderkrieg 1743. — Zellweger, Über die Elsässische Pfandschaft, im Schweiz. Museum, Frauenfeld 1838, II, S. 103. — Schreiber, Historisches Taschenbuch, 1839—1840. — Witte, Der Mühlhauser Krieg. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, XI, S. 259—332. — Witte, Zur Entstehung der Burgunderkriege. Sigmunds von Österreich Beziehungen zu den Eidgenossen und zu Karl dem Kühnen, 1469—1474. Hagenau 1885. — Dändliker, Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege. Zürich 1876.

[1]) Schilling, Burgunderkrieg.

[2]) Comines, l. c. V, chap. 10—12.

Krumme Wege Ludwigs XI. als gerade und darum vermengte er auch jetzt in seiner Neigung zu tückischen Gewaltstreichen beide Methoden: zuerst sandte er in das Herzogthum Burgund die Aufforderung, ihm zu huldigen, denn es sei an die Krone zurückgefallen und der König wolle den Dauphin mit Maria von Burgund vermählen und ihre Rechte wie seine eigenen wahren.

An seine bisherigen Unterthanen wendete er sich mit der Aufforderung, ihm die Mittel zu bewilligen, dass er die Länder weiland Karls von Burgund mit der Krone vereinigen könne. Im Herzogthume Burgund erreichte der König schnell sein Ziel. Die Stände huldigten gegen Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten; auch die Grafschaft Burgund stellte sich am 19. Februar 1477 unter den Schutz des Königs, obschon sie eigentlich ein Lehen des deutschen Reiches war, weil der König versicherte, dass er die Rechte Marias, die sich unzweifelhaft mit dem Dauphin vermählen werde, zu wahren gesonnen sei. Zu gleicher Zeit rückte sein Heer in die Picardie ein. Abbeville, Saint-Quentin, Peronne und andere Städte öffneten die Thore und pflanzten die französische Fahne auf. Dieser Erfolg verleitete Ludwig, den Gedanken an die Vermählung Marias mit dem Dauphin gar nicht weiter zu verfolgen; er war entschlossen, weil ihm bisher alles so gut gelungen war, alle Besitzungen Karls des Kühnen einzuziehen und die deutschen Gebiete befreundeten oder anhänglichen Männern aus Deutschland zu verleihen, mit andern Worten: die Raubsucht trübte sein gesundes Urtheil, entriss ihm wieder den schönsten Theil der Beute und sollte für Frankreich schwere Folgen haben.

Maria von Burgund. Maria von Burgund war in der gefährlichsten Lage. Kaum hatte sie ihren Vater verloren, so brachen allenthalben die wildesten Aufstände aus und ein heimtückischer Feind nahte mit einem überlegenen Heere der Grenze, um der armen Waise mit Gewalt alles zu entreißen, da das burgundische Heer bei Murten und vor Nancy aufgerieben war. Je schwerer Karls Hand auf den Niederländern gelastet hatte, mit umso wilderem Trotze erhob sich jetzt die Bevölkerung. In Brügge, in Brüssel, in Antwerpen, in Gent kam es zu Aufständen, die burgundischen Steuereinnehmer wurden erschlagen, die Wiederherstellung der alten Privilegien und Freiheiten trotzig gefordert, gleichwie die Abschaffung des großen Rathes zu Mecheln.[1]

Aufstand.

Alle, welche an der Regierung theilgenommen hatten, waren ein Gegenstand des grimmigsten Hasses. Maria musste versprechen, alle französischen Beamten aus ihrem Rathe zu entfernen und sich bloß an den Rath der drei Stände von Flandern zu halten. In diesem Augenblicke sandte, von ihrer Stiefmutter und ihren Räthen verleitet, die noch in Geschäften wenig erfahrene Maria, die, in ihrem Herzeleid und von Gefahren aller Art umgeben, naturgemäß Hilfe bei ihrem nächsten Verwandten suchen musste, insgeheim Nachricht an Ludwig XI., bot einen Vergleich an, Verzicht auf die Verträge von Arras, St.-Maur und Peronne, Anerkennung der Gerichtsbarkeit des Parlaments von Paris und Huldigung für die Länder, die zur Krone Frankreich gehörten: sie halte sich nur an ihren geheimen Rath,

Angebot an Ludwig.

[1]) Comines, l. c. V, chap. 13—14.

der aus ihrer Stiefmutter, ihrem Vetter Ravenstein, aus dem Kanzler Hugonet und Imbercourt bestehe.[1]) Ludwig verlangte nicht bloß beide Burgund, die Städte an der Somme, 600.000 Gulden bar, sondern dass sie sich auch mit seinem Sohne verlobe und, wenn ihr derselbe zu jung wäre — verspreche, sich ohne des Königs Einwilligung nicht zu vermählen. Der Verhandlungen ungeachtet fuhr Ludwig XI. fort, einen Platz nach dem andern zu besetzen. Maria blieb nichts übrig, als sich ihrem Volk in die Arme zu werfen. Sie berief die Stände der Niederlande, von Flandern, Brabant, Hennegau und Holland, legte diesen den Thatbestand vor und verlangte Hilfe. 100.000 Mann wurden verheißen, Maria musste aber im sogenannten großen Privilegium fast auf alle Souveränitätsrechte verzichten. Jetzt sandten die Stände der Vierlande ebenfalls Boten an Ludwig XI., der aber ihre Vollmacht zu unterhandeln bestritt, da Maria sich nicht um sie kümmere, sondern sich nach der Meinung ihres geheimen Rathes entscheide, und übergab den Gesandten den Brief der Maria. Entrüstet kehrten die Gesandten zurück und beschwerten sich bitter über ihre Zweideutigkeit und legten ihr, als sie leugnete, in Gent ihren Brief vor. Maria fiel in Ohnmacht, das Volk aber hielt sich für verrathen und begann die Sturmglocke zu läuten. Hugonet und Imbercourt wurden gefoltert und als Landesverräther zum Tode verurtheilt. Maria selber eilte vergebens in Trauerkleidern und mit fliegendem Haare auf das Rathhaus, flehte die Richter um Gnade an, und bat um Mitleid mit den Verurtheilten. Unbarmherzig wurden diese am 3. April enthauptet. Maria selber war bis Ostern gleichsam in Haft. In Brügge hatte sie nicht weniger Roheiten auszustehen. Ludwig XI. hielt sich seiner Sache für vollkommen sicher. Im Besitz von Artois wandte er sich gegen Cambrai, welches ihm die Thore öffnete, während sein Liebling, der Barbier Olivier, ihm Tournai verschaffte. Dieses Verfahren hat im Herzen Marias eine unüberwindliche Abneigung gegen Frankreich erweckt. Ludwigs Habgier, die Hinrichtungen, die er anordnete, brachten endlich das Volk in Harnisch. Adolf von Geldern wurde an die Spitze eines Heeres gestellt mit Aussicht auf die Hand Marias, wenn er siege. Er wurde geschlagen und fiel am 28. Juni. Zwei Tage darauf errang der französische General Moui einen neuen Sieg über die Flanderer.

Seine Falschheit. — *Aufstand in Gent.* — *Noth Marias.*

Dies führte zu einer entscheidenden Wendung. Maria, hieß es, müsse sich verheiraten, nur ein tüchtiger Mann könne sie und das Land retten. An Freiern um die Hand der schönen und reichen Erbin fehlte es nicht. Es gab deren nicht weniger als zwölf, worunter der König Ferdinand von Neapel, Herzog Philibert von Savoyen, Georg von Clarence, der Bruder des Königs von England, und endlich Maximilian von Österreich. Der letztere besaß schon das Herz Marias und ihr schriftliches Versprechen.[2])

Freier.

Bei der Zusammenkunft in Trier[3]) hatte der schöne, ritterliche und doch bescheidene Max auf Karl von Burgund einen so tiefen Eindruck gemacht,

[1]) Comines, l. c. V, chap. 15—17.
[2]) Ibid. VI, chap. 3.
[3]) Lindner, Die Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III. mit Karl dem Kühnen im Jahre 1473 zu Trier. — Rausch, Die burgundische Heirat Maximilians I.

dass dieser trotz seines Hasses gegen den Vater doch voll Lob für den Sohn blieb und Marias Phantasie mit dessen Bild entzündete. Maximilian war auch der Liebe eines edlen Herzens in hohem Grade würdig: er war eine körperlich wie geistig mit seltenen Gaben ausgestattete Natur, ein Bild männlicher Schönheit, hochgewachsen, mit edler Stirne, großen blauen Augen, in goldenen Locken wallte sein Haar bis zur Schulter; — er war ein offenes, ehrliches Gemüth, leutselig, voll Vertrauen und Muth. Furcht kannte er nie, kein Wagnis schien ihm zu hoch: gieng er doch keck zu den Löwen in den Käfig und beherrschte sie durch seinen Blick, war er doch der kühnste Bergsteiger, der beste Jäger, der tüchtigste Kampfheld, sei es im Turnier, sei es auf dem Schlachtfeld. Vom Vater hatte Max den hellen Verstand, den Witz, das riesige Gedächtnis, von der portugiesischen Eleonore den Seelenschwung, die glänzende Phantasie, das Streben nach hohen Dingen, die Beweglichkeit der Natur. Geboren zu Wiener-Neustadt Gründonnerstag 22. März 1459 hatte der Erzherzog bei den damaligen Wirren in Österreich eine bewegte Jugend durchgemacht, war er als Knabe in der Burg zu Wien, als die „bösen Wiener“ diese beschossen. Langsam sich entwickelnd, galt er anfangs für einen blöden Knaben, bis im vierzehnten Jahr auf einmal seine Gaben sich wunderbar entwickelten und der eingeborne Genius sich über die Pedanterie seiner Lehrer erhob. Von da an wurde der Reichthum, wie die Vielseitigkeit seines Geistes von allen, die ihm näher traten, bewundert. War er doch bloß in Sprachen des Lateinischen, Französischen, Englischen, Italienischen, Ungarischen und Slavischen mächtig; Mathematik war seine Liebhaberei, wie Dichtkunst, Musik und Malerei, wie die Geschichte vergangener Zeiten, aus deren Helden ihm namentlich Karl der Große als Ideal vorschwebte. So sehr er fremder Länder und Völker, ihrer Sitten und Weisen kundig war, so eifrig hieng sein Herz an seiner Heimat und nach langer trüber Zeit schien in dem herrlichen Jüngling ein glückverheißender Stern für die Deutschen aufzugehen. Max war nicht bloß eingeweiht in die Hoffnungen und Strebungen der Ersten der Nation und als der Bringer einer bessern Zukunft von ihren Segenwünschen begleitet: auch beim gemeinen Volk war er soviel gekannt und besprochen, dass Leute beim ersten Anblick von ihm sagten: „Das ist ja Maximilian.“ Fern von des Vaters Sparsamkeit, hatte Max — und das machte ihn allenthalben beliebt — stets eine offene Hand, und auf einen Vorwurf der Verschwendung soll er Friedrich geantwortet haben: „Soviel die alten Geschichten besagen, haben die Fürsten von Österreich allezeit mehr durch Freigebigkeit als durch Sparen gewonnen. Ich bin einmal lieber ein Fürst freudiger Menschen, als ein angstvoller Zähler todter Geldsäcke. So lasse man es denn dabei, dass man sage: es sei uns gut zu dienen und bei uns könne man sich wohl erwärmen.“ — Freilich war diese Freigebigkeit auch oft die Quelle vieler Verlegenheiten und der Grund des Scheiterns vieler seiner

Maximilian.

Jugend.

Kunst und Wissen.

Charakter.

besten Pläne. Der scharfsinnige Beobachter Macchiavelli meint: „Die Tugenden, welche ihm alle Herzen gewinnen, sind Freigebigkeit und Gefälligkeit, untergraben aber oft sein Ansehen; wenn alle Bäume in Italien statt der Blätter Ducaten für ihn wachsen ließen, das würde ihm nicht genügen." Übrigens sagt er ferner zu seinem Lobe, dass er ein tüchtiger Feldherr sei, mit Strenge die Gerechtigkeit handhabe und doch jedem mild und herablassend Gehör bewillige. Macchiavellis Urtheil.

So beschaffen war der Jüngling, den Maria, als man von allen Seiten sie zur Heirat drängte, allen andern Bewerbern vorzog; der Sohn eines Kaisers und selber der Erbe reicher Länder, ein ritterlicher Degen, war er am geeignetsten, Maria und ihr Land in der Bedrängnis zu schützen — aber auch am gefährlichsten für Ludwig, der jetzt auf einmal wieder eifrigst die Vermählung mit dem Dauphin betrieb, obwohl dieser erst acht und Maria zwanzig Jahre zählte. Da hieß es aber in Marias Umgebung: „Wir müssen der Fürstin einen Mann und nicht ein Kind geben." Eine glänzende Gesandtschaft, der Kurfürst von Trier an der Spitze, kam im Namen des Kaisers nach Gent, legte die Acten der Verlobung und Marias Brief und Ring vor.[1] Freudig bekannte sich Maria dazu und erklärte sich bereit, dem Willen ihres Vaters und ihrem eigenen Versprechen nachzukommen. Die niederländischen Stände ertheilten zu Löwen einstimmig die Genehmigung zur Heirat. Am 26. April 1477 wurde Maria dem Stellvertreter Maximilians, Ludwig von Bayern, an die Hand getraut. Mit einem glänzenden Gefolge, das mit jedem Tage größer wurde, brach Maximilian von Wien über Frankfurt zur Brautfahrt auf. Glänzend war der Einzug in Gent, alles Volk rief: einen schöneren und edleren Fürsten habe man nie gesehen. „Willkommen sei mir das edelste deutsche Blut, das ich so sehr verlanget, und das ich nun mit Freuden bei mir sehe", rief Maria entzückt, als der Bräutigam in Schönheit und Heldenkraft prangend vor ihr stand. Am 20. August 1477 vollzog der päpstliche Legat Julian in Gent die Trauung. Es war eine welthistorische Ehe, sie hat auf die Schicksale Europas großen Einfluss ausgeübt. 16 Provinzen brachte die Herzogin dem Kaisersohne bei, 250 große Städte, 6300 große und 100.000 kleine Dörfer zählte man darinnen. Das Haus Habsburg hatte einen ungeheuren Machtzuwachs erlangt. Von da an ist die Eifersucht auf seine Macht von Seite Frankreichs Jahrhunderte hindurch die Ursache steter Kriege und nicht mit Unrecht sagte Ludwig XV. am Grabe Marias zu Brügge: „Hier sehen wir die Wiege aller unserer Kämpfe."[2] Die burgundische Heirat 20. Aug. 1477. Ihre Folgen.

[1] Münch, Maria von Burgund, 1432. — Delepierre, Chroniques des faits et gestes admirables de Max I. durant son mariage avec Marie de Bourgogne. Bruxelles 1839.

[2] Die Ereignisse von 1477 bei Comines, l. c. VI, chap. 1—3, 10—20. — Olivier de la Marche, l. c. II, 9. Max war überglücklich. Er schrieb 8. December an seinen Vertrauten Prüschenk: „Ich hab ein schöns, fromms, tugendhaftigs Weib, daß

Max und Ludwig XI. Noch waren es nicht acht Tage seit der Vermählung, als Maximilian den König Ludwig XI. aufforderte, seine Truppen aus den Ländern Marias zurückzuziehen. Maximilian wollte ihre Rechte mit den Waffen geltend machen, die Stände aber dachten an ein gütliches Abkommen mit Frankreich. So kam es zunächst 8. September 1477 zu einem Waffenstillstand, während dessen beide Gegner eifrig rüsteten.[1])

Im Frühjahr 1478 kam es wieder zum Krieg, da Ludwig XI. seine Eroberungen nicht herausgeben wollte. Eduard IV. neigte sich auf die deutsche England. Seite und die Stimmung im englischen Volk war für einen Krieg gegen Frankreich, aber der König war träg und ausschweifend und mochte die 50.000 Thaler nicht verlieren, die ihm Ludwig XI. jährlich für sein Wohlverhalten zahlte. Ludwig bestach seine Räthe und so ward denn Waffenstillstand, nicht bloß für die Lebenszeit der Könige, sondern auch für hundert Jahre nach ihrem Tode geschlossen. Ludwig ließ durch sein Parlament den Herzog von Burgund wegen Hochverraths nachträglich verurtheilen, seine Ländereien seien also dem König verfallen. Das nützte wenig, nur die Waffen konnten entscheiden. Die Erzherzoglichen erlangten Vortheil über die Franzosen bei St. Crispin und Chimay, die Franzosen dagegen verheerten Condé auf barbarische Weise; Arras war der Mittelpunkt, von dem sie ausgiengen. Die Erzherzoglichen siegten wieder bei Quesnoy. Mit 30.000 Mann rückte Maximilian vor Arras zu einem Hauptschlag. Den wagte Ludwig nicht zu bestehen, er bot Unterhandlungen an. Vertrag zu Brügge. So kam es zum Waffenstillstand zu Brügge, am 11. Juli 1478 auf Jahr und Tag abgeschlossen; Ludwig trat darin Cambray an das Reich wieder ab, verhieß alle Eroberungen in beiden Grafschaften Burgund und Hennegau binnen Monatsfrist wieder herauszugeben und seine Besatzung aus Dornik wieder zurückzuziehen, die übrigen Provinzen und Länder sollten bis zum Abschluss eines billigen Friedens in der Hand des gegenwärtigen Besitzers bleiben. Furcht vor dem Krieg mit dem Reich und vor den Eidgenossen, deren Gesandte, durch Max Ewiger Friede. gewonnen, 24. Januar 1478 zu Zürich den ewigen Frieden geschlossen hatten, worin sie für 150.000 Gulden Hochburgund zurückgaben und versprachen, ihren Leuten den Eintritt in französischen Dienst zu verbieten, machten Ludwig nachgiebig.

Die Friedensverhandlungen fanden in Boulogne statt. Sie waren vergebens, denn Ludwig wollte behalten und Maximilian wieder gewinnen, was 1479. Maria verloren hatte. So kam es denn 1479 wieder zum Kampfe, die Franzosen fielen in die Franche-Comté ein und nahmen eine Reihe von Plätzen, da Maximilian keine Hilfe senden konnte. Dole fiel durch Verrath, nachdem die Studenten in Stücke gehauen waren, und gieng nach entsetzlichen Greueln

---

ich mich begnügen kann und Gott danke. Sie ist von Leib klein und schneeweiß, ein braunes Haar, ein kleins Nasl, ein kleins Häuptl und Antlitz, braune und graue Augen gemischt, schön und lauter, nur das untere Häutel an den Augen ist etwas herabgesenkt, gleich als ob sie geschlafen hätte, doch ist es nicht wohl zu merken. Der Mund ist etwas hoch, doch rein und roth, sonst eine viel schönere Jungfrau, als ich all mein Tag bei einer gesehen hab, und fröhlich. Hätten wir hier Fried, wir säßen im Rosengarten." Kraus, Maximilians vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk. — Huber, Geschichte Österreichs, III, S. 283.

[1]) Barante, l. c. IX, 200—204. — Chmel, Monumenta Habsburgica, p. 457—472.

in Flammen auf. Die ganze Freigrafschaft mußste sich jetzt unterwerfen. Ludwig schmeichelte Besançon, welches ihm huldigte und dafür die Universität von Dole erhielt. Im Norden lagerte Maximilian mit 28.000 Mann vor Terouenne; Ludwig sandte Entsatz. So kam es am 7. August 1479 zur Schlacht beim Dorfe Guinegate,[1]) zur ersten größern Schlacht, die Maximilian leitete. Er errang einen glänzenden Sieg.[2]) Guinegate.

Zwar warf die überlegene französische Reiterei die erzherzogliche auseinander, allein Max stellte sich todtesmuthig an die Spitze seines Fußvolkes, das er in einem großen Viereck aufgestellt hatte, und durchbrach die französischen Reihen. 9000 Franzosen fielen, 4000 Erzherzogliche, sechs Stunden währte der Kampf. Lager und Geschütz der Franzosen fielen den Siegern in die Hände. Als Sieger ritt Maximilian unter dem Jubel des Volkes in Gent ein, sein Söhnlein Philipp auf dem Arm, das ihm Maria am 20. Juli 1478 geboren hatte. Die Stimmung des Volkes war gut, allein Ludwig wußste Schlingen zu legen. Er bestach den obersten Feldzeugmeister Koppenoll, der das Volk gegen den Erzherzog aufzuwiegeln verstand; eine Verlegenheit reihte sich dann an die andere. Die Städte wurden freiheitstrotziger als je und verlangten den Frieden. So wurde der Krieg schläfrig betrieben und 1481 ein Waffenstillstand zu Herzogenbusch abgeschlossen. Stillstand.

Auf einmal veränderte ein Todesfall die ganze Lage der Dinge. Maria von Burgund stürzte auf der Jagd vom Pferde und starb am 27. März 1482 infolge der Verletzung. Maximilians Schmerz war unsäglich: nie konnte er später seiner Gemahlin gedenken, ohne in Thränen und Seufzer auszubrechen. Zwei Kinder waren aus dieser kurzen und glücklichen Ehe am Leben, Philipp genannt der Schöne und Margaretha von Österreich, geboren den 10. Januar 1480. Es war ein um so schwererer Schlag für Maximilian, als die Flanderer sich weigerten, ihm die Vormundschaft über seine Kinder zu übertragen, obschon seine Gemahlin ihn in ihrem Testamente zum Vormund ihrer Kinder und zum Regenten ihrer Länder bestimmt hatte. Die stolzen Genter bemächtigten sich Philipps und Margarethas, stellten ihnen Vormünder auf, die sie in ihrem Namen erziehen sollten, und knüpften ohne Wissen Maximilians Friedensverhandlungen mit Frankreich an. Die Spinne Ludwig arbeitete im Hintergrunde des Netzes. Zu Arras wurde in der That am 23. December 1482 hinter des Erzherzogs Rücken ein Frieden geschlossen, nach welchem Margaretha mit dem Dauphin Karl verlobt und am Hofe Ludwigs XI. auf Frankreichs Kosten als Gemahlin des Dauphin erzogen werden sollte; Artois und Burgund, Macon, Auxerre, Charolais, Bar sur Marias Tod. Vergleich zu Arras.

[1]) Comines, l. c. VI, chap 6.

[2]) Barante, l. c. IX, 205—259. — Der Verrath in Dole bestand in Öffnung eines Thores bei Nacht; Leute aus der Schweiz, nach andern aus dem Elsass, sollen ihn verübt haben. Die Eidgenossen beschlossen auf der Tagsatzung zu Luzern, alle von Doles Besatzung Heimkehrenden durch den Henker zu foltern, alle Theilnehmer am Verrath mit Ehrlosigkeit auf Lebenszeit zu bestrafen, die Urheber mit Galgen und Rad hinrichten zu lassen. Vögelin-Escher, l. c. I, S. 422.

Seine sollten ihr Heiratsgut bilden und ihren Kindern aus der Ehe mit dem Dauphin bleiben. Sterbe Philipp ohne Erben, so sollten sämmtliche Niederlande auf Margaretha und deren Nachkommen übergehen. Die Vormundschaft über Philipp sollte in den Händen der Niederländer bleiben. So ward ohne Wissen und Willen des Vaters über das Schicksal der Kinder entschieden. Von den Unterthanen Marias verlassen, ohne jede Unterstützung von seinem Vater, der damals von Matthias Corvinus bedrängt war, musste Maximilian, wenn auch mit gebrochenem Herzen, seine Einwilligung zu dieser Abmachung geben. Margaretha ward feierlich nach Frankreich abgeführt und in Amboise mit dem Dauphin verlobt. Maximilian glich nach den Worten Oliviers dem heil. Eustach, dem ein Löwe seinen Sohn, ein Wolf seine Tochter geraubt hatte.[1] —

Ende Ludwigs XI.

Es war der letzte Erfolg, den Ludwig durch seine Schliche errang; doch sollte er seinen Triumph nicht lange genießen; denn der Tod, der so manchen seiner Gegner niedergeworfen hatte, streckte jetzt die Hand nach ihm selber aus. 1481 gab ihm ein Schlaganfall die erste Mahnung an sein Ende, und mit dem Verlust seiner Kräfte gieng das Gefühl der Sicherheit dahin, seine Zuversicht verloren; eine unsägliche Angst vor dem Sterben bemächtigte sich seiner. Ein französischer Geschichtschreiber sagt: „Es war ihm in zwanzig Jahren gelungen, die Großen niederzutreten und das Volk zu erniedrigen. Man müsste aber an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifeln, wenn sie ihm beschieden hätte, sein Leben in sanfter Ruhe zu beschließen. Mitten im Schimmer, der seine Krone umstrahlte, im Innern seines Palastes, unter dem Schwarm kriechender Diener verfolgte ihn ein Henker, unbarmherziger, als diejenigen, welche auf das leiseste Zeichen seine Blutbefehle vollzogen. Dieser Henker war sein Gewissen. Seine Qual zerriss und peinigte seine Seele durch das Bild der Vergangenheit und durch das Gespenst der Zukunft.“[2] — Claude de Seyssel hat ein schreckliches Gemälde vom Treiben Ludwigs in seinem Schlosse Plessis-les-Tours entworfen und aus Comines kann man für seine Angaben nur Bestätigung ziehen.[3] Ludwig fürchtete durch Meuchelmord zu fallen, wie Galeazzo Sforza. Darum waren um sein Schloss 10.000 Fußangeln und Fallen gelegt, zwischen denen eine lange Reihe von Galgen sich erhob, an welchen Leichname hiengen. Im Schlosse selbst herrschte schreckliches Schweigen, nur unterbrochen durch das Geschrei der Unglücklichen, die gefoltert wurden, oder des Königs selber, wenn ihn ein Wahnbild aus dem unruhigen Schlummer riss. Halb angekleidet sprang er dann aus dem Bett, rief nach den Wachen, — Schweizern und Schotten, weil er den Franzosen nicht traute. Täglich wechselte er Zimmer und Bediente. Ludwig fürchtete sich vor allen, alle fürchteten sich vor ihm, nur sein Arzt Cottier presste ihm schamlos Geld ab und erhielt sein Leben durch die Drohung: „Ich weiß wohl, dass ihr einmal zu guter Stunde Euch auch meiner werdet entledigen wollen; allein ich habe mich vorgesehen und schwöre Euch bei Gott, dass Ihr mich nicht drei Tage überlebet.“ — Des Königs Erholung bildete der Anblick von großen Ratten, die von Katzen verfolgt wurden. Hin und wieder, wenn er durch freundlichere

[1]) Comines, l. c. VI, chap. 9.
[2]) Henri Martin, l. c. VII, p. 150.
[3]) Comines, l. c. VI, chap. 17.

Bilder sich erholen wollte, ließ er durch Landleute und Schäfermädchen Tänze vor sich aufführen. Allein die armen Leute schauderten vor Schrecken, ihre Tänze waren erzwungen. Als kein Heilmittel mehr anschlagen wollte, suchte der König Hilfe bei der Religion. Wallfahrten wurden gelobt, Gebete wurden veranstaltet, Stiftungen gemacht, Reliquien von allen Enden der Welt herbezogen. Ein heiliger Mann, Franz von Paula,[1]) stand im Rufe, Wunder zu wirken. Ludwig ließ ihn aus Italien kommen: „Heiliger Mann," rief er, indem er vor ihm auf die Knie fiel, schluchzend „heilet mich um Gottes Barmherzigkeit willen, heilet mich." — „Ich habe weder die Macht, noch den Auftrag hiezu, ich kann nichts für das Heil Eures Leibes thun. Euer Seelenheil hängt von Euch ab und es ist hohe Zeit, dass Ihr Euch damit beschäftiget!" Und jetzt schwand dem König jede Hoffnung und Ludwig XI. bereitete sich zum Sterben. Er ließ seinen Sohn rufen und gab ihm den Rath, nicht seinem Beispiele zu folgen, nicht, wie er es gethan, die treuen Diener seines Vaters zu verfolgen und ohne den Rath der Großen, ohne die Einsicht der Fürsten seines Hauses zu regieren. Er mahnte ihn, die Gerechtigkeit zu achten und die Lasten des Volkes zu erleichtern.[2]) Da der Nachfolger ein unerfahrener Knabe war, denn der König hatte, in Erinnerung, wie er gegen seinen Vater gethan, die Ausbildung seines Sohnes absichtlich vernachlässigt, so beschied er seine Tochter Anna und ihren Gemahl Peter von Beaujeu und empfahl ihnen seinen Sohn: „Gefährdet die Ruhe der ersten Zeit seiner Regierung nicht, vermeidet fünf bis sechs Jahre lang jeden Krieg, selbst mit Maximilian." — Als er die Nähe des Todes fühlte, sandte er seinem Sohne die Siegel der Regierung, die Leibwache, die Großwürdenträger. Endlich am 30. August 1483 wurde Frankreich von diesem Ungeheuer befreit.[3])

Franz von Paula.

„Ludwig XI. war ein schlechter Mensch, aber ein guter Franzose", sagt Thierry. Ludwig hat in der That für die Macht Frankreichs vieles gethan, es bis an die Pyrenäen, bis an den Jura, bis an die Seealpen ausgedehnt, ihm die Picardie, Burgund, Provence, Anjou, Roussillon verschafft und die Ansprüche an Artois und die Franche-Comté begründet, er hat die Großen niedergeschlagen, die Städte gehoben. Allein er hat auch den Glauben an das Recht vernichtet, die Religion des Erfolges aufgestellt und Frankreichs Seele auf lange gebrochen. Die Ansicht wurde durch seine Erfolge geltend, dass die Politik mit den Gesetzen der gewöhnlichen Sittlichkeit oder den Vorschriften des Privatrechtes nichts zu thun habe.[4]) Er war ein gemeiner Mensch und liebte gemeine Umgebung: sein Vertrauter war ein Barbier, seinen Henker nannte er seinen Gevatter und Freund, einem Lakaien übertrug er eine Gesandtschaft. Menschen niedriger Gesinnung waren seine Minister. Die Zahl der Menschen, die er hinrichten ließ, berechnet man auf 4000. Er hatte Freude an den Qualen seiner Opfer. Grausamkeit, Liederlichkeit und Frömmelei giengen bei ihm Hand in Hand.

Endurtheil.

---

1) Comines, l. c. VI, chap. 8, 11.
2) Ibid. VI, chap. 9.
3) Ségur, Geschichte Ludwigs XI. S. 348—356.
4) Carné, l. c. S. 198.

Frankreich athmete bei der Nachricht von seinem Tode wieder auf, wie wenn es von einem Alp befreit wäre. Die Freude war ebenso allgemein als der Hass gegen die Werkzeuge seiner Regierung. Olivier der Barbier, den er zum Grafen von Meulan erhoben hatte, wurde zum Tode verurtheilt und am Galgen von Montfaucon aufgehängt, der Ankläger Doyat öffentlich ausgepeitscht, mit heißen Eisen ihm die Zunge durchbrannt und ein Ohr in Paris, das andere in Montferrand abgeschnitten. Der Arzt Cottier verlor seine Schlösser, Ländereien und musste 50.000 Thaler bezahlen. Die Entrüstung über die unerhörten Steuern machte sich in drohender Weise Luft: kein König dürfe einen Pfennig seinen Unterthanen auflegen ohne Zustimmung seines Volkes. Die Gefängnisse wurden geöffnet, viele Große erhielten theils ihre Freiheit, theils ihre Besitzungen wieder. —

Reaction.

Karl VIII. — Maximilian. — Anna von Bretagne.

Karl VIII.

Der neue König Karl VIII. (1484—1498) war erst vierzehn Jahre alt, und noch nicht imstande, zu regieren. Guicciardini schilderte ihn später mit den Worten: „Die Natur hatte ihm fast alle Vortheile des Leibes und der Seele verweigert. Er war schwach und ungesund von Haus aus, klein an Gestalt, häslich von Angesicht, nur die Augen hatten Feuer und Würde, waren aber im Verhältnis zu seinen übrigen Gliedern zu groß. Er war so ungebildet, dass er kaum recht lesen konnte, und dabei doch begierig, jedoch unfähig, zu herrschen, ohne alle Klugheit und eigenes Urtheil; seine Ruhmgier war nur Feuer des Temperamentes, seine Freigebigkeit nur Laune, seine Festigkeit nur Hartnäckigkeit, seine Güte nur Schwäche." Ludwig XI. hatte in der letzten Zeit für ihn noch ein Buch, „Le rosier des guerres", eine Sammlung sittlicher, politischer, militärischer Sprüche zusammensetzen lassen, welche der König selber während der Zeit seines Lebens immer verhöhnt hatte.[1])

So war die Natur und der Bildungsgang des jungen Königs, der, kaum er unabhängig war, am liebsten Ritterromane sich vorlesen ließ und am lebhaftesten die Sehnsucht aussprach, neue Dinge zu sehen und die Welt von sich reden zu machen. Nicht mit Unrecht war der sterbende König in Sorge um die Regierung und übertrug seiner Tochter Anna und ihrem Gemahl Peter von Beaujeu (später von Bourbon) die Aufsicht über den Jüngling und ließ den nächsten Prinzen von Geblüt und Gemahl seiner Tochter Johanna, Ludwig von Orleans, schwören, nie etwas gegen Karl VIII. zu unternehmen. In seiner Tochter Anna täuschte sich Ludwig XI. nicht, wenn er in seiner gewohnten bitteren Weise von ihr sagte: „Sie ist am wenigsten närrisch von allen Frauen der Welt; denn eine weise Frau gibt es nicht." Sie war klug, muthig, thatkräftig und besaß die Zähigkeit und Verstellungskunst ihres Hauses, sie beherrschte

Ludwig von Orleans.

[1]) Gedruckt 1522, im Auszug bei Duclos, Histoire de Louis XI.

ihren Mann und ihren Bruder. Ihr gefährlichster Nebenbuhler war ihr Schwager, der Herzog Ludwig von Orleans, damals einundzwanzig Jahre alt, von dem Weib, das ihn Ludwig zu heiraten gezwungen hatte, innig geliebt, ihr aber nicht treu. Kaum war die eiserne Hand, die ihn bisher beherrscht hatte, erkaltet, so stürzte er sich wie toll in den Strudel des Vergnügens.[1]) Das war schuld, dass die Gefahr für Annas Regierung im Anfange weniger bedenklich wurde.

Die öffentliche Meinung forderte die Einberufung der Stände und beide Parteien, Anna wie Orleans, wünschten die Stände zu benutzen, um die Regierung in ihre Gewalt zu bekommen. Am 25. Januar 1484 wurden die Stände in Tours eröffnet.[2]) Die Regierung erklärte, dass sie 6000 Schweizer entlassen habe, und stellte Verminderung der Steuern in Aussicht. Aber welch gräsliche Dinge kamen jetzt zu Tage! In Anjou, Maine waren allein mehr denn 500 Personen, bloß weil sie die Steuern nicht bezahlt hatten, hingerichtet worden. Was Wunder, wenn man den Satz durchsprach: die Fürsten seien der Völker wegen und nicht die Völker der Fürsten wegen da, die Fürsten müssten den Staat und nicht sich auf Kosten des Staates bereichern; das Königthum sei ein Amt und nicht ein Erbstück. Auf die Frage, wer die Regentschaft zu bestimmen habe, wurde geantwortet: die Stände, und nicht die Prinzen von Geblüt. Zuletzt wurde festgesetzt, dass in Abwesenheit des Königs der Herzog von Orleans im geheimen Rathe den Vorsitz habe. Weiters wurde verlangt, dass die Stände jedes zweite Jahr zusammenzukommen hätten. Zum Unglück für Frankreich führte man diesen Beschluss nicht durch, man griff zu einer allgemeinen Ständeversammlung nur in Zeiten der höchsten Noth, das Volk vergaß aber darauf, wenn die Zustände erträglich wurden. Die Regierung fürchtete die Generalstände und suchte sich mit Berufung der Provinzialstände die Nothwendigkeit fernzuhalten, sich über ihr Verfahren vor dem ganzen Reiche zu verantworten.[3])

Stände zu Tours.

Nach dem Beschluss der Stände hatte der Herzog von Orleans den Vorsitz im geheimen Rath, wenn der König selber verhindert wäre. Madame Anna ließ in einem solchen Falle einfach keine Sitzung halten und blieb also im Besitze der Gewalt, da ihr der König nicht zu widersprechen wagte. Das erbitterte wieder den Herzog von Orleans und nicht bloß die innere Geschichte Frankreichs, sondern auch die äußere, namentlich die Geschichte Maximilians, dreht sich einige Zeit um die Frage, wer eigentlich die Gewalt habe, Ludwig oder Madame Anna. Trotz seines Eides, sich nie mit diesem bösen Feinde Frankreichs zu verbinden, begab sich Orleans doch zu Herzog Franz II. nach der Bretagne. — Eine Verbindung mit Eduard IV. von England, mit Maximilian in den Niederlanden wurde von da eingeleitet. Um Orleans aus dieser gefährlichen Verbindung herauszureißen, ließ Anna am 30. Mai 1484 in

Orleans und Anna.

---

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 164 ff.

[2]) Das Journal dieser wichtigen Ständeversammlung ist von Bernier veröffentlicht in den „Documents inédits sur l'histoire de France". 1835.

[3]) Henri Martin, l. c. VII, p. 170—191.

Krönung. Rheims die Krönung des Königs vor sich gehen. Orleans musste dabei erscheinen, begleitete von da den König nach Paris, und wusste, durch sein Talent, Feste, Turniere u. dgl. anzuordnen, den jungen König so für sich zu gewinnen, dass dieser von „seinem schönen Vetter“ ganz entzückt war. Da nahm Madame Anna den König plötzlich mit sich fort nach Montargis und die Hoffnung Orleans', auf so unblutigem Wege zur Gewalt zu kommen, war wieder gescheitert. Orleans verband sich mit mehreren Prinzen, um durch Gewalt Madame Anna zu stürzen. Diese aber ergriff ebenfalls ihre Maßregeln und sandte dem aufständischen Flandern ein Heer gegen Maximilian zu Hilfe und so kommen wir wieder auf die Stellung Maximilians in den Niederlanden zurück.[1])

Die Niederlande. Die Flamländer waren gegen Max in seiner doppelten Eigenschaft als Vormund und Regent. Die Niederländer aber, soweit die Kabbeljaus Macht hatten, anerkannten ihn nach dem Tode Marias als Regenten und Vormund. Es war nämlich in diesen kleinen Staaten ein außerordentlich reges Parteileben. In Holland standen die Hoeks und die Kabbeljaus, in Utrecht die Lichtenberger und Lockhorsten, in Geldern die Heekeren und Bronkhorsten, in anderen Staaten andere Parteien sich entgegen. Hoeks und Kabbeljaus. Die Hoeks und Kabbeljaus bestanden seit Wilhelm V. Grafen von Holland und seinem Streit mit Margaretha. Die Kabbeljaus waren die Demokraten, die Hoeks die Aristokraten. Der erste Name bezeichnet, dass sie ihre Gegner verschlingen wollten wie der Kabbeljau die kleineren Fische auffrisst; die Hoeks (Angelhaken) wollten ihre Gegner überlisten oder fangen, wie man die Kabbeljau mit Haken fängt. Jene trugen graue, diese rothe Mützen. Wenn eine Partei die andere besiegte, so schnitt sie den Gefangenen oder Getödteten die Böden aus den Mützen und trug sie als Siegeszeichen wie die Indianer den Scalp. Das hieß man dem Gegner die Leber ausschneiden.

Holland, Seeland und Brabant huldigten Maximilian als Vormund. Lüttich wurde gezwungen, nachdem er den Eber der Ardennen, den Grafen von Arenberg, besiegt hatte, ihn ebenfalls als Schutzherrn anzuerkennen und ihm jährlich 32.000 Gulden zu zahlen. Dann begann Maximilian den Kampf gegen Utrecht, um den Bund der Hoeks zu sprengen. Utrecht. Nach schwerem Streit bezwungen, erschienen die Utrechter barfuß und mit Stricken um den Hals im Lager, baten fußfällig um Gnade und erhielten sie für Ersatz der Kriegskosten und Bau eines festen Schlosses für seine Mannschaft in der Stadt. Jetzt hatte Maximilian all seine Gegner außer in Lüttich bezwungen. Max.

Da kam von Frankreich her die Erklärung: er habe sich aller Feindseligkeit gegen die Flanderer zu enthalten und einen etwaigen Streit vor das Pariser Parlament zu bringen, denn Flandern sei ein Lehen Frankreichs. Zugleich wurden Gent. die Genter zu Thätlichkeiten gegen ihn aufgestachelt. Eine wilde Pöbelherrschaft, an deren Spitze besonders Koppenoll sich berüchtigt machte, hielt den jungen Erzherzog in ihrer Gewalt und trotzte allen Mahnungen Maximilians. Dieser zog gegen Gent, schlug einen Ausfall zurück, nahm bei Sluis vierzig Schiffe weg. Bald wurden aber die Genter der französischen Hilfe und Crevecoeurs

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 192.

müde, die Zünfte griffen zu den Waffen und vertrieben die Demagogen, verweigerten den Franzosen nicht bloß jegliche Entschädigung, sondern erklärten sie auch für vogelfrei.

Jetzt kam im Juni 1485 in Brügge ein Vergleich zustande: die Stände Flanderns anerkannten Maximilian als Vormund seines Sohnes, zahlten 700.000 Gulden Kriegskosten und überließen ihm das Vermögen der Häupter des Aufruhrs; Maximilian aber bestätigte ihre Freiheiten und gab das feierliche Versprechen, alles Vorgefallene zu vergessen, den jungen Philipp bis zu seiner Mündigkeit nicht aus den Niederlanden zu führen. Brügge.

Dann zog Maximilian in Gent ein und sah seinen Sohn wieder: bei der ersten Begegnung nach langer Trennung konnten beide vor Freude lange kein Wort finden, was das bewegliche Volk zu Thränen rührte. Auch die Lütticher baten jetzt um Frieden. Maximilian ließ den jungen Philipp nach Mecheln abführen und dort unter Aufsicht Adolfs von Ravenstein stellen. In diesem Gebiet war also Madame Anna mit ihrem Streben gescheitert. Ja, Maximilian war des Landes so sicher, daſs er die Niederlande damals verlassen konnte, um sich nach Aachen zu seinem vor Matthias Corvinus flüchtigen Vater zu begeben. Ja noch mehr: am 16. Februar 1486 wurde Maximilian in Frankfurt einstimmig zum römischen König gewählt. Kein deutscher Fürst machte ihm die Wahl streitig, er war allgemein beliebt und die edleren Geister der Nation hofften von dem thatkräftigen jungen König das Anbrechen einer besseren Zeit. Max und Philipp. Maximilian, König.

Orleans hatte nicht bloß mit dem Herzog der Bretagne einen Bund geschlossen, um Karl VIII. aus den Händen derer, die ihn gefangen hielten,[1]) zu befreien, er zog auch nach Paris, verlangte hier am 17. Januar 1485 vor dem Parlament die Befreiung des Königs aus den Händen der Madame Anna: der König solle nach Paris kommen, um hier frei mit seinem Rathe zu regieren; Madame Anna wolle ihn aber bis zu seinem zwanzigsten Jahre gefangen halten, schalte nach Willkür mit den Finanzen, verleihe nach Laune die ersten Stellen im Staat; nicht aus Eigensucht stelle er, der Herzog, diese Forderung, nur des Gemeinwohles wegen. Wenn Madame Anna sich zehn Meilen vom Hofe fern halte, so sei er, Ludwig von Orleans, bereit, vierzig Meilen sich vom König fern zu halten. Allein das Parlament antwortete nicht, wie der Herzog wollte: es habe sich nur mit Rechtssachen abzugeben, nicht sich in den Streit des Königs und der Prinzen zu mischen.[2]) Auch die Universität verweigerte ein Einschreiten bei Hofe. Plötzlich kam Befehl, den Herzog zu verhaften. Madame Anna kam am 5. Februar 1485 nach Paris und erklärte den Herzog aller seiner Stellen für enthoben. Orleans entfloh. Die Landschaften erhoben sich nicht, wie die Prinzen von Geblüt erwartet hatten; es kam zwar zu Orleans gegen Anna, muſs fliehen.

---

[1]) Pour delivrer le roi de ceux, qui le retenaient prisonnier.

[2]) Que la cour du Parlement était instituée afin d'administrer justice et non point afin d'avoir l'administration des guerres, des finances, ni du fait et gouvernement du roi et des princes.

einem Vergleich, Anna aber blieb bei der Gewalt. Verdrossen zog sich Ludwig auf seine Güter zurück.

Neue Allianz. Eine neue Verbindung gegen Anna bahnte sich jedoch bald wieder an: Franz von der Bretagne, Ludwig von Orleans, Richard III. von England, Maximilian.

England. Wie erwünscht wäre es Richard III. gewesen, wenn er durch Krieg und Sieg in Frankreich die Misstimmung in England hätte ablenken dürfen und seinen Thron hätte befestigen können! Aber Anna war eine echte Tochter Ludwigs XI., sie unterstützte Heinrich Tudor und sein Zug nach England gelang; Richard III. fiel 22. August 1485 bei Bosworth. Die Seele der Verbindung gegen sie war Landois, der Minister des Herzogs der Bretagne, schlau, aber viel gehasst. Anna stachelte nun die Unzufriedenen in der Bretagne zu einem Aufstande, welcher gelang. Der schwache Franz II. war durch die Bewegung so eingeschüchtert, dass er nachträglich zum Verfahren seiner Feinde, welche am 14. Juli seinen Minister Landois aufgehängt hatten, seine Zustimmung gab. Jetzt kam Verwirrung in die Thätigkeit der Großen, die einen unterwarfen sich, die anderen flüchteten.

Bretagne.

Max I. Nur ein Feind, Maximilian, stand noch aufrecht und dieser griff jetzt im Frühjahre 1486 an der Spitze von 16.000 Landsknechten Artois an. Terouenne ward am 9. Juni überrumpelt, Lens weggenommen.

Neuer Versuch. Diese Fortschritte ermuthigten wieder die französischen Prinzen. Am 13. December 1486 schlossen die Herzoge von Orleans, Bretagne, Bourbon, Lothringen, der König und die Königin von Navarra und die ersten Grafen des Reiches, einen Bund mit dem römischen König zum Zweck, die Verordnungen der Stände aufrecht zu erhalten und den König aus den Händen derer zu befreien, welche den Krieg gegen Maximilian herbeigeführt und die Großen aus ihren Stellen verdrängt hätten. Es war eine neue Auflage des Krieges für das gemeinsame Wohl (nouvelle guerre du bien public).

Bretagne. Die Bretagne hielt diesmal einmüthig zu ihrem Herzog, die Großen schworen, die Unabhängigkeit des Landes, „welches außer dem allmächtigen Gott nie einen Oberherrn gehabt habe", zu wahren, und beschworen zugleich die Nachfolge der Töchter des Herzogs; denn Franz hatte keine Söhne — seine älteste Tochter Anna war damals zehn Jahre alt. Zu gleicher Zeit bestand ein Complot, an dessen Spitze der Geschichtschreiber Comines und der Bischof von Montauban, Georg Amboise, waren, Karl VIII. seiner Schwester zu entführen; einmal außer ihren Händen würde er ganz für Orleans sein. Das Complot misslang, Comines und Amboise wurden gefangen gesetzt. Ludwig von Orleans entkam in die Bretagne. Anna begann den Krieg zuerst im Süden, wo die Großen bald unterworfen wurden; dann rückte ein Heer in die Bretagne ein; zugleich wusste Anna einen Theil der Barone dieses Landes auf ihre Seite zu bringen. In der Noth — schon war Vannes von den Franzosen genommen und wurden sie in Nantes belagert, — boten Franz II. und der Herzog von Orleans Anna zur Ehe dem Maximilian an und der römische

Bürgerkrieg.

Anna von Bretagne.

König ſandte ſogleich 1500 Krieger zu Schiff nach Nantes. Am 6. Auguſt hoben die Franzoſen die Belagerung auf. Der Winter kam, der Krieg wurde matter geführt, die Franzoſen hielten ſich nur in einigen Feſtungen der Bretagne. Zugleich gieng man mit Parlamentsbeſchlüſſen in Paris den Aufſtändiſchen zu Leib. 1488 begann der Kampf in der Bretagne von neuem, bei Saint-Aubin kam es am 27. Juli 1488 zur Schlacht. Die Bretonen wurden geſchlagen, der Herzog von Orleans, der Prinz von Oranien gefangen. Der Herzog unterwarf ſich in den demüthigſten Ausdrücken dem König, verhieß alle Fremden aus dem Lande zu weiſen und ſeine Erbtochter Anna nie zu vermählen ohne Zuſtimmung des Königs von Frankreich.[1]

Saint-Aubin.

Wenige Tage nach Abſchluſs des Friedens ſtarb Franz II. am 9. September 1488. Lange hatte Frankreich die weibliche Erbfolge verworfen und wollte jetzt die Bretagne an ſich ziehen. Die Bretonen aber traten für das Erbrecht Annas ein. So kam es in der Bretagne zu neuem Kampfe, unter dem das Land entſetzlich litt. Zwei Könige hatten allen Anlaſs, die Bretagne nicht franzöſiſch werden zu laſſen, Heinrich VII. von England und Maximilian: für England war die Bretagne immer ein offenes Thor, um nach Frankreich zu gelangen, Maximilian war die Hand der Erbtochter angeboten worden.

Die Bretagne.

Allein Heinrich VII. hatte Rückſichten der Dankbarkeit gegen das Königshaus in Frankreich und bot, ſtatt der kriegsluſtigen Stimmung ſeines Volkes nachzugeben, bloß ſeine Vermittlung an. Gegen Maximilian aber hatte die franzöſiſche Politik in Flandern einen Aufſtand angeſchürt, der ihn einige Zeit hindurch vollſtändig lähmte. Im Gefolge des letzten Krieges mit Frankreich lagen natürlich Handel und Wandel danieder. Die Städte ſeufzten über die Laſten, über die Höhe der Steuern, über Mord und Brand. Fremde Kaufleute verließen Gent und Brügge und wandten ſich nach Antwerpen. Die Stimmung wurde düſter. Die alten Aufrührer kehrten aus Frankreich in die Städte zurück und hetzten namentlich in Gent alles gegen Maximilian auf: es herrſche keine Gerechtigkeit in Flandern mehr, im Felde keine Kriegszucht; nur die Deutſchen bekämen Ämter und Würden und verſchlängen die ungeheuren Summen, die man dem König ſteuern müſſe. Im Januar 1488 ſchickten die Genter Geſandte an Maximilian, er ſolle Rechnung ablegen über die empfangenen Gelder. Maximilian ließ ſie nicht vor, brach aber ſogleich auf nach Flandern, um die Unruhen perſönlich zu ſtillen. Geſandte aus Brügge baten ihn unterwegs, in ihre Stadt zu kommen und bei ihnen das Feſt der Lichtmeſs zu begehen, es ſei alles ruhig bei ihnen und die Bürger hielten in Treue an ihm feſt. Gegen die Warnung ſeiner Räthe nahm Maximilian die Einladung an. Sein Hofnarr, Kunz von der Roſen, „der Edelſtein unter Kieſeln“, nahm beim Thor Abſchied von ihm, weil er ſich nicht gefangen geben wolle.[2]

Aufſtand in Flandern.

Lichtmeſs zu Brügge.

Am 10. Februar 1488 brach nun hier ein Aufſtand aus; 52 Zünfte ſtellten ſich in Waffen auf dem Markte auf: der König habe viel deutſches Volk in die Stadt gebracht, ſie auszuplündern, das müſſe fortgeſchafft werden. Vergebens eilte Max ſelber auf den Markt, um die Empörer zu beruhigen. Drohende

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 199.
[2]) Ibid. VII, p. 210 ff.

Gerüchte wurden verbreitet. Plötzlich wurde die große Glocke geläutet, das Banner von Flandern erhoben und die Aufständischen eilten vor das Schloss, um den König mit seinen Leuten umzubringen. Mit Mühe hielten die Besonnenen die Massen vom Königsmord ab, aber gefangen nahmen die Aufwiegler Maximilian und führten ihn in die Kranenburg, das Haus eines Gewürzkrämers, wo der König mit seinen Begleitern bei Nacht auf der bloßen Bank liegen und bei Tag einem Gitter gegenüber sitzen musste, durch welches geladene Handröhren auf ihn gerichtet waren. Wie freuten sich die Genter! sie ließen zuerst denen in Brügge sagen, sie sollten den König ja nicht entrinnen lassen; zuletzt brachen sie in Massen auf, um ihn abzuholen. Den Besonnenen in Brügge aber wurde bang vor den wilden Massen, denen sie die Thore verschlossen, nur 100 wurden eingelassen, aber diese entzündeten den Hass gegen Maximilian noch mehr. Max wurde der Vormundschaft für verlustig erklärt; man stürmte in sein Zimmer und schleppte die treuesten Räthe von seiner Seite, folterte sie auf dem Markt, um Geständnisse von ihnen abzupressen, und schlug ihnen den Kopf ab. Französische Sendlinge und venetianische forderten sie auf, den König umzubringen, denn ein todter Mensch beiße nicht.[1]) Die Lage wurde mit jeder Stunde gefährlicher. Maximilian aber verlor nie seine Standhaftigkeit und königliche Haltung: sein Leben und Tod stehe in ihrer Gewalt, mit seiner Person würden sie aber nicht alle Erzherzoge von Österreich hinrichten können, sie sollten das Ende bedenken! Man führte ihn in ein neues Gefängnis. Max verlangte, sie sollten sich nicht an seiner Person vergreifen, ihn nicht in die Hände der Franzosen oder Genter ausliefern, ihm zwölf seiner Hofleute zur Bedienung beigeben — es wurde zugestanden. Freche Forderungen aber, die sie an ihn stellten, wurden von ihm, ohne Scheu vor dem Tode, voll Hoheit zurückgewiesen. Es wird überliefert, dass der treue Kunz von der Rosen, als Franciscaner verkleidet, unter dem Vorwande, den König Beicht zu hören, zu ihm ins Gefängnis kam und ihn aufforderte, sich scheren zu lassen und im Gewande des Beichtigers zu entfliehen. Kunz wollte für ihn im Gefängnis bleiben, damit die Brügger statt des Königs einen Narren fänden. Allein Max erklärte, er habe den Bürgern geschworen, sich ohne ihr Wissen nicht aus der Stadt zu entfernen, und sei von ihnen versichert worden, seiner Person solle kein Leid widerfahren. Weinend trennte sich der Narr vom König, welcher für die Fläminger gar zu fromm und ebenso narrend sei wie zuvor. Maximilian blieb.

Max gefangen, zeigt sich fest,

Indes waren der Papst, der Kaiser, das Reich, die Freunde, der Sohn für die Befreiung Maximilians thätig. Innocenz VIII. that die drei Städte in Flandern sammt ihren Helfershelfern in den Bann und forderte die übrigen Stände und Städte der Niederlande bei gleicher Strafe auf, den römischen König zu befreien. Der Kaiser erließ an alle Stände des Reiches ein Aufgebot, schnell mit so viel Truppen, als sie aufbringen könnten, zu ihm nach Köln zu stoßen. Auf einem Fürstentag zu Würzburg wurde eine eilende Reichshilfe bewilliget.

wird frei.

Philipp von Cleve hatte Sluys erobert, dort das königliche Banner aufgepflanzt und begann von da den Krieg gegen Gent und Brügge. Der junge

Philipp von Cleve.

[1]) Uomo morto non fa più guerra.

Philipp hatte die Stände der niederländischen Provinzen nach Mecheln berufen und sie zur Befreiung seines Vaters aufgefordert, und diese die Freilassung des Königs verlangt.[1]) Von allen Seiten bedroht, willigten die Aufständischen in einen Vergleich, welcher in Gent abgeschlossen wurde: der König solle gegen Geiseln frei werden, aber alle fremden Krieger binnen drei Tagen aus dem Lande verweisen; er solle mit Frankreich einen beständigen Frieden eingehen, alle festen Plätze sollen bestimmten Personen im Namen Philipps übergeben werden; nur Eingeborene sollen Ämter erhalten, alle von den Ständen nicht gebilligten Mauten und Abgaben abgeschafft sein und jährlich eine Versammlung der Stände in Brabant, Flandern oder Hennegau stattfinden. Max solle 50.000 Gulden Kriegsentschädigung erhalten und während Philipps Minderjährigkeit jährlich 1000 Pfund flämisch, solle aber das Geschehene vergeben und vergessen und der Vormundschaft und Regentschaft entsagen, dieselbe den Ständen von Flandern überlassen, alle Titel und Wappen der Provinz ablegen. Der König von Frankreich und alle Stände der Niederlande sollten den Vertrag unterzeichnen. Die Bedingungen waren hart, die Demüthigung groß; dennoch unterschrieb Max am 16. Mai 1488 den Vertrag, — er fürchtete sonst an Gent oder Frankreich ausgeliefert zu werden. Nach sechzehnwöchentlicher Gefangenschaft wurde der König wieder frei. Auf offenem Markte baten ihn die Gesandten der Stände kniefällig wegen des angethanen Frevels um Vergeben und Vergessenheit. Maximilian erklärte sie dann als ledig ihrer Pflichten gegen ihn als Pflegevater und Regent, Philipp von Cleve blieb als Geisel zurück.[2])

Philipp der Schöne. *Vergleich.*

Maximilian eilte nach Mecheln, wo sein Vater racheschnaubend mit 40.000 Mann Reichstruppen stand, und bat ihn, um das Leben des jungen Philipp nicht zu gefährden und die Flanderer den Franzosen nicht in die Arme zu treiben, vom Rachekrieg abzustehen. Friedrich aber meinte, der Schimpf, der seiner und seines Sohnes und des Reiches Majestät angethan sei, dürfe nicht unbestraft bleiben. Ein Gericht, das er niedersetzte, erklärte Maximilian des Eides, den ihm ehrlose Leute wider Gott, Ehre und Recht abgezwungen, für entbunden und von Gottes und Rechtswegen befugt, die Aufrührer zu bestrafen, zumal lehnbare Städte und Klöster dem Reiche entwendet und der Krone Frankreich überlassen worden seien. Ein wilder Krieg begann jetzt, dem sich Max aber aus Gewissenhaftigkeit fern hielt.

Friedrich III. *Krieg.*

Gent ward bedroht, Deynse erstürmt, Ypern behauptete sich. Philipp von Cleve hielt seinen Eid und wurde die Seele des Widerstandes, besetzte Brüssel und suchte den jungen Erzherzog in seine Gewalt zu bekommen, ward aber dafür vom Kaiser in die Reichsacht gethan. Als Friedrich III., des Krieges müde, abzog, übergab er Albrecht dem Starken, Herzog von Sachsen, einem tüchtigen Führer und Fürsten von patriotischem Sinn, den Oberbefehl. Max gieng nach Holland. Lille, Douai, Orchies schlossen einen Handelsvertrag mit Frankreich. So schloss also das Jahr 1488 für Frankreich günstig, im Norden wie im Süden.

Albrecht der Starke.

---

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 211.

[2]) Hegewisch, Geschichte Maximilians I., S. 45 ff.

1489 begann der Krieg von neuem. Philipp von Cleve eilte nach Frankreich, um dort Hilfe zu holen. Allein die französischen Sendboten vermochten die Gemeinden von Hennegau nicht weiter zum Aufstande aufzureizen, die Citadelle von Namur nicht zu überraschen, Antwerpen blieb Maximilian treu, desgleichen Mecheln. Am 11. Februar gewann Maximilian St.-Omer und jetzt anerkannten die Städte Westflanderns Maximilian wieder als Vormund und Regenten. Jetzt zwang auch die öffentliche Stimme in England

Heinrich VII. Heinrich VII., aus seiner Unthätigkeit herauszutreten. Er schloss im Februar 1489 einen Vertrag mit Maximilian und einen Vertrag mit Anna von Bretagne für die Unabhängigkeit dieses Herzogthums, wofür ihm diese versprach, sich nicht ohne seine Genehmigung zu vermählen, und zwei Seeplätze überließ.

Bund gegen Frankreich. Auch Ferdinand und Isabella in Spanien traten jetzt für die Unabhängigkeit der Bretagne ein. Spanien begann damit sein Wort in die Angelegenheiten Europas einzulegen.[1]) 2000 Spanier landeten Mai 1489 im Morbihan, 6000 Engländer in Guerrand. Die Engländer in Calais halfen Maximilian, sich Ostendes zu bemächtigen.

Der Krieg dehnte sich jetzt über die Bretagne und über die Niederlande aus. Die Spanier waren für die Vermählung Annas mit Maximilian, England wollte sie mit einem Herzog Albert vermählen. In den Nieder-

Arschot landen nahm der Herzog Albrecht die Stadt Arschot. Die Bürger hatten zum Spott eine Sau mit Rocken und Spindel auf die Mauer gestellt: „Wenn diese Sau den Rocken würde abgesponnen haben, so solle der Herzog Arschot erobern." — Dieser Schimpf stachelte die Deutschen, sie erstürmten in der Nacht die Stadt und machten nieder, was mit Waffen in der Hand getroffen wurde. Löwen und Brüssel geriethen deshalb in solche Angst, dass sie um Gnade flehten. Die Genter wurden von den Deutschen geschlagen. Ein Versuch der Franzosen auf Nieuport misslang.

Reichstag zu Frankfurt 1489. Frankreich betrieb den Krieg in den Niederlanden jetzt lässig, um den Kampf in der Bretagne thatkräftiger zu führen, und sandte an den Reichstag nach Frankfurt um einen Frieden, denn dort klagte der Kaiser, dass ein Verlust von Reichslanden bevorstehe, und forderte eine Hilfe von 40.000 Mann. Die französische Krone musste sich also auf einen Krieg mit dem gesammten Reich

Friede. gefasst machen; das mochte sie doch nicht, und schloss darum am 22. Juli 1489 einen Frieden auf Grundlage des Vertrages von 1482 ab.[2]) Karl VIII. versprach, Flandern, Brabant wieder zum Gehorsam gegen Maximilian zu bewegen und Maximilians Verbündete in Frankreich zu begnadigen. Das Gleiche versprach Maximilian für die Anhänger Frankreichs in den Niederlanden, insbesondere sollte Philipp von Cleve vollständig begnadigt werden. Die Franzosen verhießen die Bretagne vollständig zu räumen unter der Bedingung,

---

[1]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 3—4.

[2]) Flassan, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, I, p. 251.

dass auch die Engländer vollständig abzögen; aller Streit zwischen Karl VIII. und Anna von Bretagne sollen binnen drei Monaten durch ein Schiedsgericht erledigt und alle streitigen Fragen zwischen Karl VIII. und Maximilian sollten binnen drei Monaten bei einer Zusammenkunft beider Könige geschlichtet, der Herzog von Orleans in Freiheit gesetzt werden.[1])

Dieser Frieden benahm den Flanderern alle Hoffnung auf ein Gelingen ihres Widerstandes: sie erkannten jetzt Max als Vormund und Regenten, alle Gefangenen wurden freigegeben, die Verwiesenen zurückgerufen. Gent, Brügge und Ypern baten demüthig um Gnade, zahlten 300.000 Gulden Entschädigung. An die Stelle der Kranenburg trat eine Kapelle. Der Vergleich zu Brügge ward für null und nichtig erklärt, die Freiheiten Flanderns aber wurden von neuem bestätigt, und vollständige Amnestie bewilligt. Flandern brauchte eine Reihe von Jahren, um sich wieder zu erholen. Dieselbe Macht, die es zum Kampf aufgereizt hatte, Frankreich, opferte es treulos, nachdem für ihre Zwecke ein Aufstand nicht mehr nöthig war. Flandern für Max I.

In der Bretagne währten die Unruhen fort. Engländer und Spanier blieben noch einige Zeit im Lande und der französische Hof gab die Hoffnung nicht auf, das Herzogthum doch noch an sich zu bringen. Da beschloss aber Anna von Bretagne ihre Hand Maximilian zu reichen. Maximilian hätte Frankreich den schwersten Schlag versetzt, wäre er selber nach der Bretagne gekommen, so aber sandte er in der Stille nur den Grafen von Nassau, der im Sommer 1490 an seiner Stelle per procurationem mit ihr getraut wurde. Max war damals an der Donau, um die Macht Österreichs wieder herzustellen. Folgen auch wir ihm dahin! — Bretagne. Anna.

Böhmen, Ungarn, Österreich 1470—1493.

Wir verließen Böhmen bei dem Tode Podiebrads.[2]) Am 27. Mai 1471 wurde der fünfzehnjährige Wladislaw, der älteste Sohn des Polenkönigs Kasimir IV., zum König gewählt und nahm die Krone unter der Bedingung an, dass er die Compactaten handhabe, dass er einen Erzbischof bestelle, der beiden Glaubensgenossen gerecht werde, dass er die Freiheiten der böhmischen Städte und Herren bestätige, dass er vom böhmischen Reiche nichts veräußere und keinem Ausländer ein Amt verleihe und mit Deutschland in Frieden bleibe. Böhmen. Wladislaw.

Am 16. August 1471 fand die Krönung in Prag statt: der junge König war der Gegenstand der schönsten Hoffnungen, seine Gutmüthigkeit gewann ihm namentlich die Herzen. Von seinem Lieblingswort dobre (gut) bekam er bald den Beinamen Král dobře, „König schon gut". Aber bald zeigte sich, dass Kral Dobre.

[1]) Die verschiedenen Verträge mit Anna von Bretagne — bei Flassan, l. c. I, p. 252 ff.

[2]) Vergl. oben S. 136.

er seiner Stellung nicht gewachsen sei, und die Enttäuschten benahmen sich oft verächtlich gegen „den hergelaufenen Polaken".

Matthias Corvinus. Matthias Corvinus war ein furchtbarer Gegner, gegen welchen Wladislaw keine Lorbeeren zu erringen vermochte. Nur der Angriff der Türken war schuld, dass der Ungarnkönig mehreremal Waffenstillstand mit den Böhmen schloss. 1478 wurde zwischen beiden Frieden unter der Bedingung gemacht: beide Könige führen den Titel eines Königs von Böhmen; Matthias behält Mähren und Schlesien, Wladislaw dagegen Böhmen; stirbt Matthias früher, so kann Wladislaw Mähren und Schlesien mit 400.000 Ducaten auslösen; stirbt Wladislaw früher, so kommt auch Böhmen unter die Herrschaft des Matthias.

missliebig in Ungarn. Während Matthias Corvinus um Böhmen Krieg führte, kam er in Gefahr, die ungarische Krone zu verlieren. Seine strenge Herrschaft, seine steten Geldforderungen, der unbeliebte Krieg gegen Böhmen erregten in Ungarn Verbitterung: 66 von den 75 Gespanschaften des Reiches wollten den zweiten Sohn des Polenkönigs Kasimir, gleichfalls Kasimir genannt, zum Herrscher. Johann Vitez, der Erzbischof von Gran, war die Seele der Verschwörung. Schon nahten 12.000 Polen der nördlichen Grenze des Reiches, aber Matthias erfuhr zu früh den Plan seiner Gegner, gewann den Reichstag durch Nachgiebigkeit und trieb die Polen mit Waffengewalt aus dem Lande.[1]) 1474 nahm Corvinus den Türken Sabacz weg. 1476 schlugen die Heldenbrüder Peter und Franz Doczy die Türken bei Végh-Szendrö aufs Haupt; 1479 schlug Paul Kinizsy, der ungarische Herkules, der sich durch seine Tapferkeit und Riesenstärke vom Müllerburschen bis zum Heerführer emporgearbeitet hatte, auf dem Brotfeld bei Karlsburg die Osmanen aufs Haupt — 30.000 Feinde fielen. Auf dem Schlachtfeld hielten die Sieger ein schauerliches Zechgelage, bei welchem sie die Leichen der Osmanen als Tische benützten, und Kinizsy, zuletzt trunken von Wein und Sieg, einen todten Türken mit den Zähnen aufhob und mit der Leiche im Kreise herumtanzte.

(Marginalien: Kasimir. — Türkenkrieg. — Paul Kinizsy.)

Friedrich III. Zwischen Ungarn und Polen kam es 1472—1474 zu einer Waffenruhe, und dann nach kurzem Kampf wieder zu einem Stillstand, der bis 1477 währen sollte. Zwischen Matthias Corvinus und Kaiser Friedrich jedoch kam es nie mehr zu einer aufrichtigen Versöhnung. Die Gründe des Hasses lagen zu tief. Friedrich hatte Wladislaw in Böhmen gegen Corvinus begünstiget, war seiner Werbung um die polnische Hedwig entgegengetreten und verweigerte ihm die eigene Tochter Kunigunde.[2])

Beatrix. 1476 vermählte sich Matthias Corvinus mit der schönen Beatrix, der Tochter des Königs von Neapel. Wie zum Trotz den Herrschern aus altem Geschlechte entfaltete der Emporkömmling bei der Krönung der neuen Königin

[1]) Dlugoss, l. c. lib. 13. — Bonfini, l. c. 5, Dec. 3, l. 2. — Feßler-Klein, l. c. III, S. 91 ff. — Caro, Geschichte von Polen, V. 1, S. 350 ff.

[2]) Monumenta Habsburgica. Actenstücke und Briefe zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I. Herausgegeben von Chmel, l. c. II S. 3—128. Wien 1855.

unerhörte Pracht: bloß der Schmuck des königlichen Rosses wurde auf 40.000 Goldgulden geschätzt. Beim Krönungsmahle wurden, die Becher abgerechnet, 980 goldene Trinkgeschirre verwendet. Dann gab der König 1477 seinen langgehegten Groll Raum und begann den Krieg gegen den Kaiser. Der Erzbischof Johann Peckenslaher von Gran (Vitez, sein Vorgänger, war 1472 dem Gram über Demüthigungen erlegen) war 1476, missvergnügt über den König, mit großen Schätzen aus Ungarn zum Kaiser entflohen und wurde von diesem gnädig aufgenommen und erhielt gegen ein Anlehen von 100.000 Goldgulden die Herrschaft Steier verpfändet. Am 10. Juni 1477 verlieh der Kaiser dem König Wladislaw feierlich die böhmischen Lehen und bewirtete ihn sammt seiner Begleitung in Wien aufs glänzendste. All das brachte den langgenährten Groll zum Überfließen. Am 13. Juni 1477 erklärte der König dem Kaiser den Krieg.[1]) Friedrich war nicht gerüstet; seine Freunde, die Könige von Böhmen und Polen, konnten ihm aus Geldnoth nicht helfen. Wie ein verderblicher Waldstrom brauste die Macht von Ungarn über das unglückliche Österreich. Klosterneuburg, Krieg mit
Tuln, Korneuburg, 40 größere und kleinere Städte und 70 Schlösser fielen Friedrich III.
in wenig Tagen, Stein und Krems wurden belagert, Wien am 14. August umzingelt. Viele vom Adel schlossen sich den Ungarn an und erklärten sich gegen den Landesfürsten. Jeden Abend sahen die Wiener eine Röthe am Himmel von verbrannten Dörfern.[2])

Friedrich flüchtete nach Linz, später nach Gmunden. Seine Lage Noth des
schien trostlos, doch sein Glaube an Österreichs Glück wurde nicht zuschanden. Kaisers.
Im gleichen Sommer, am 17. August 1477, gewann Maximilian die Hand der Maria von Burgund und trat das Haus Habsburg in dieser Ehe in eine neue Sphäre der Macht und großer Schicksale. Der Papst, die Venetianer, selbst die Gemahlin des Matthias, verwendeten sich für Friedrich und am
1. December wurde zu Gmunden ein Friede geschlossen, in welchem Friede zu
das Verhältnis des Kaisers zum König wie das des Vaters zum Sohn von Gmunden.
neuem bekräftigt wurde, der Kaiser dem Könige Lehensbriefe auf das Königreich Böhmen und die Kurwürde ertheilte, wofür der König dem Kaiser den gewöhnlichen Lehenseid leisten sollte.[3]) Der Kaiser versprach, in zwei Jahresraten 100.000 Ducaten zu bezahlen. Beatrix wirkte durch ihre Verwendung für ihre Familie: der Kaiser versprach nämlich, Galeazzo des Herzogthums Mailand zu entsetzen, den königlichen Prinzen Friedrich von Tarent damit zu belehnen und dann mit seiner Tochter Kunigunde zu vermählen.

Friedrichs Geldnoth während dieses Streites war so groß, dass er vom Abt von Zwettel 60 Gulden entlehnte, von der Stadt Steier 90 Ducaten, dass er reiche Bürgerstöchter, ohne sich viel um ihre Einwilligung zu kümmern, mit Dienern seines Hofes vermählte, um diese für treue Dienste zu belohnen.[4])

---

[1]) Katona, l. c. XVI, p. 80. Die Gegenerklärung des Kaisers, S. 96.
[2]) Bonfini, l. c. IV, 4. — Rauch, Rerum Austr. SS., II, p. 533.
[3]) Katona, l. c. XVII, p. 126.
[4]) Kurz, Österreich unter Friedrich IV. II, S. 129.

Österreich.

Die Zustände des Landes waren unter diesen Verhältnissen schrecklich. Lange dauerte auch der Friede mit Matthias Corvinus nicht. Als Friedrich seinem Liebling, dem Erzbischof von Gran, Johann Peckenschlager, der ihn von Zeit zu Zeit mit Geld versorgte, das Erzbisthum Salzburg verlieh, den bisherigen Träger dieser Würde, Bernhard Rohr, zur Abdankung drängte, wandten sich die Salzburger um Hilfe an den König von Ungarn, fielen Ungarn in die Steiermark ein, erstürmten Radkersburg, belagerten Graz, denn der Kaiser habe den Frieden gebrochen. Und von neuem wurden Österreich,

Neuer Krieg.

Steiermark und Kärnten der Schauplatz des Krieges und der Verheerung, und nur der Kampf gegen die Türken hinderte Matthias, anfangs mit größerer Macht aufzutreten. Mit Mühe erlangten die Kurfürsten am 10. Mai 1481 einen Waffenstillstand, der bis zum 25. Juni des gleichen Jahres währen sollte. Als aber Sultan Mohammed II. im Mai 1481 starb, und im Streit seiner Söhne Bajesid und Dschem um die Herrschaft Ungarn Ruhe gewann vor der osmanischen Macht, begann Matthias den Krieg wieder gegen Österreich, in

Elend in Österreich.

dem eine außerordentliche Verwilderung Platz griff. „Kein Jammer, kein Elend rührte die Menschen mehr," sagt der Geschichtschreiber Friedrichs III.,[1] „Weiber und Kinder fieng man zusammen und schleppte sie fort, um ihren Anverwandten ein Lösegeld zu erpressen. Dörfer anzuzünden, war für die ungarischen Truppen eine wahre Kriegslust; sie hatten sich in den Türkenkriegen an diese rauhe Sitte gewöhnt. Man muſs aber aufrichtig bekennen, daſs sich die salzburgischen Truppen und die kaiserlichen Soldaten gleichfalls nicht besser betrugen." — Darum nahm die Zahl der Feinde Friedrichs in Österreich so zu, daſs er sich in Wien nicht mehr für sicher hielt und sich nach Graz und von hier nach Linz und Innsbruck begab: er sah sein Wien nicht wieder. Von seinem Sohne Maximilian konnte er damals keine Hilfe erlangen, denn dieser war ohne Unterlaſs beschäftigt, die Länder seiner Gemahlin vor den Feinden zu schützen. Darum erfolgte in Österreich überall eine völlige Auflösung aller geselligen Bande, nur der Starke hatte Recht. Weil der Kaiser kein Geld hatte, mochte kein Söldner mehr in seinen Dienst treten. Die Österreicher nahmen selber ungarische Besatzungen in ihre Schlösser auf, nur um sicher zu sein.

So wurde denn König Matthias, als er im October 1482 mit einem Heere die Grenze überschritt, leicht der Hindernisse Meister. Zuerst ward Hainburg erobert, dann Wien umschlossen, wo die Noth bald einen hohen Grad erreichte, Bruck an der Leitha und Klosterneuburg fielen nach hartnäckiger Vertheidigung. In Wien stieg indes die Noth aufs höchste,[2]

Matthias in Wien.

dasselbe muſste sich ergeben und am 1. Juni 1485 zog Matthias als Sieger in die Hauptstadt ein. Friedrich soll sich damit getröstet haben: es sei gut, an dasjenige nicht zu denken, was unwiederbringlich verloren sei. Wiener-Neustadt wehrte sich bis 1487 und erhielt für seine heldenmüthige Tapferkeit eine ehrenvolle Capitulation. Nachdem er das Land unter der Enns erobert, berief der Ungarnkönig die Landstände nach Wien und ließ sich huldigen. Was half es, daſs der Kaiser bei Androhung seiner Ungnade allen verbot,

---

[1] Kurz, l. c. II, S. 266.

[2] Rauch, Rerum Austr. SS., III, 838.

sich in Wien zu stellen, und dass er versprach, in Bälde mit einer Reichsarmee zur Befreiung anzurücken.[1]) Er konnte nicht helfen, seine Hoffnung, Maximilian, war ferne! Nur die Tüchtigkeit des Landeshauptmannes Georg von Stahremberg verhinderte, dass die Ungarn nicht auch Oberösterreichs sich vollkommen bemächtigten. Oberösterreich.

Maximilian war noch die einzige Hoffnung der Bevölkerung. Nachdem er am 16. Februar 1486 einstimmig zum römischen König erwählt war,[2]) erließ er eine Mahnung an die Österreicher, ihren Muth nicht sinken zu lassen, bald werde er selber kommen und seine getreuen Erbländer vom Joch der Ungarn befreien.[3]) Natürlich bot jetzt Corvinus alle Kräfte auf, um noch die letzten Plätze in seine Gewalt zu bringen. Stein fiel, Krems aber blieb unüberwindlich. Maximilian selber wurde in Brügge längst gefangen gehalten.

Was des Kaisers Unglück erhöhte, war, dass seine Tochter Kunigunde, welche er nach Innsbruck geflüchtet und der Aufsicht Sigismunds anvertraut hatte, mit der leichtsinnigen Zustimmung des letztern, dem Herzog Albrecht von Bayern ohne Wissen des Vaters die Hand reichte. Albrecht hoffte mit ihrer Hand Tirol zu erwerben und Sigismund verschrieb ihm zur Ausstattung der Braut diese Grafschaft. So war also für Habsburg nicht bloß Niederösterreich verloren, wichtige Plätze in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten im Besitz des Feindes, sondern auch das wichtige Tirol verschenkt. Der Kaiser wollte sogleich einen Krieg gegen Bayern beginnen. Maximilian hielt ihn von dieser Unklugheit zurück. Kunigunde. Tirol.

Österreich ward schon ganz als herrenloses Erbe behandelt, der Böhmenkönig wollte auch an der Beute theil haben und lud die Landstände von Oberösterreich ein, sich unter seinen Schutz zu begeben. Das Reich, welches der Kaiser dringend um Hilfe angieng, leistete wenig und der Herzog Albrecht von Sachsen,[4]) welchem der Kaiser den Befehl über das Häuflein Reichstruppen übergab, vermochte wenig Fortschritte in der Eroberung des Landes zu machen und rieth dem Kaiser, lieber einen Frieden zu unterhandeln.

Man kam am 22. November 1487 überein, dass Matthias alles Eroberte behalten sollte, bis ihm der Kaiser den verlangten Kostenersatz würde geleistet haben. Würde Matthias vor Abschluss des Friedens sterben, so sollten alle seine Eroberungen ohne Lösegeld an den Kaiser zurückfallen, die alten Erbverträge sollten in Kraft bleiben und Friedrich den Titel eines Königs von Ungarn behalten dürfen. Der Waffenstillstand wurde mehrmals verlängert. Friedrich vermochte die 700.000 Goldgulden, die Matthias forderte, nicht aufzubringen und hinwiederum war der Kaiser beharrlich der Ansicht, Mat- Waffenstillstand.

---

[1]) Kurz, l. c. II, S. 278.

[2]) Von allen Kurfürsten, nur Böhmen war nicht vertreten. Man hatte es zur Wahl nicht eingeladen, angeblich aus Mangel an Zeit.

[3]) Hormayrs Taschenbuch, 1843, S. 328. — Chmel, Regesta, 7823.

[4]) Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte.

thias solle sich mit seinem Raub begnügen und alles Eroberte ohne Ersatz zurückgeben.

Erst der Tod befreite den Kaiser von seinem gewaltigen Gegner. Am Palmsonntag den 4. April 1490 verließ Matthias Corvinus unwohl die Stephanskirche zu Wien. Zwei Tage darauf, am 6. April starb er unter Schmerzen, die es ihm unmöglich machten, ein Wort auszusprechen, um seinen letzten Willen auszudrücken. Dieser große König Ungarns starb in seinem sechsundvierzigsten Jahre.

Tod Matthias'.

Mit Matthias fand auch die ungarische Herrschaft über Österreich ein Ende. Maximilian nahte, nicht bloß Österreich von Ungarn zu befreien, sondern auch die ungarische Krone zu erlangen, an die er nach den bisherigen Verträgen gerechten Anspruch hatte.[1]) In Schwaben wurden Truppen geworben, in Linz 6000 Mann gemustert. In Klosterneuburg wurde Halt gemacht, geheime Boten verkündeten den Wienern die Ankunft Maximilians. Darob freudige Bewegung; der Statthalter Zapolya hielt es für gerathen, sich zu entfernen, nachdem er 400 Kriegsknechte in die Burg verlegt. Am 19. August erschien Maximilian an den Thoren Wiens, welche das Volk alsbald unter Jubel öffnete. Schnell gieng es an die Belagerung der Burg, sie ward heftig beschossen, Maximilian beim ersten Sturm selber in die Schulter verwundet. Der Sturm am 29. August gelang jedoch vollständig, die Besatzung ergab sich der Gnade. Rasch nacheinander wurden die Ungarn auch aus den übrigen Orten Österreichs vertrieben. So kam dieses Land wieder an Habsburg.

Max naht.

Max gewinnt Österreich

und Tirol.

Am 7. April 1490 war **Tirol** an Maximilian übertragen worden. Die Erscheinung des Königs hatte die Tiroler für ihn gewonnen. Sigismunds Regierung war im Lande sehr angefeindet, man klagte, dass der Herzog alles verthue und liederlichen Leuten gebe; er war gutmüthig und schwach, wie die Vermachung des Landes an Kunigunde und Albrecht und der nachherige Widerruf dieser Verschreibung beweisen. Jetzt entsagte der Herzog der Regierung gegen einen Jahresgehalt von 52.000 Goldgulden und gegen das Recht, überall im Lande zu jagen und zu fischen. Max trat sogleich die Regierung an.[2]) Die Wittelsbacher wurden nachträglich gezwungen, alle Urkunden auszuliefern. Mit Freuden huldigten die Tiroler dem römischen König.

Seit der „Ewigen Richtung" war Ruhe in den Landen des Herzogs Sigismund. Nicht Krieg, sondern nur ritterliche Spiele und Jagd und die Pflege des

---

[1]) Sein Schreiben an die ungarischen Stände aus Innsbruck vom 19. April 1490 — bei **Schwandtner**, II, S. 453. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, II, S. 899.

[2]) P. **Ladurner**, Die Vögte von Matsch. Zeitalter Friedrichs III. — **Jäger**, Der Übergang Tirols von dem Erzherzog Sigismund an den römischen König Maximilian 1478—1490. Archiv für österreichische Geschichte, LI, S. 297—448. — Vergl. v. **Kraus**, Maximilians Beziehung zu Sigmund von Tirol, 1490—1496.

Schönen waren Sigismunds Freude.[1]) Er war die Gutmüthigkeit selber und Geben seine Lust. Als er nach Hagenbachs Sturz wieder in die Vorlande kam, konnten die Breisgauer nach dem harten Druck, den sie ausgestanden, vor Freude sich kaum fassen beim Anblick ihres Fürsten: sie giengen ihm mit dem Gesang entgegen:

„Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen.
Sigmund soll unser Trost sein,
Des wollen wir froh sein."

Des Herzogs Gutmüthigkeit gieng aber arg in Schwäche über; er wurde von Günstlingen missbraucht, ausgebeutet; sein Glaube an Geistererscheinungen wurde von einer Clique an seinem Hof benützt, um Schenkungen zu erhaschen. Zwei bayrische Herzoge, Albrecht von Bayern-München und Georg von Bayern-Landshut hielten es nicht unter ihrer Würde, seine Geldverlegenheiten zu benützen, um gegen Anleihen ungeheure Schenkungen von ihm herauszulocken und ihn gegen seine Verwandten aufzureizen, die ihn als seine Erben vergiften wollten. Von 1478—1483 ließ sich Herzog Albrecht von Sigismund 216.000 rheinische Goldgulden auf Nordtiroler Burgen und Gerichte und das Bergwerk in Schwaz verschreiben. Wahrscheinlich durch einen gefälschten Brief des Kaisers verleitet, vermählte dieser Neujahr 1487 seine Nichte Kunigunde an Albrecht und verschrieb ihm 1,000.000 Goldgulden auf Tirol und die Vorlande, die der Herzog behalten solle, bis ihm diese Summe von Sigmunds Verwandten erlegt sei. So schenkte er 1486 die Markgrafschaft Burgau um 52.000 Gulden und um 1487 die gesammten Vorlande, Vorarlberg ausgenommen; beide sollen ihn auch, um seine Verlegenheiten zu steigern, zu dem unglücklich verlaufenden Krieg gegen die Venetianer 1487 verleitet haben. — Der Verlust Tirols und Vorarlbergs und der Vorlande stand also für das Haus Habsburg bevor. Da wandte

Güte missbraucht.

---

[1]) „Besonders das Kunsthandwerk, das in jener Zeit von der eigentlichen Kunst nicht so scharf getrennt war wie heutzutage, hat unter ihm eine außerordentliche Blüte erreicht. Der Bau zahlreicher Schlösser, die nach Sigmunds Name bezeichnet wurden, und mehrere Kirchen boten der Architektur, der Plastik und der Malerei Gelegenheit, sich zu entfalten. Die großen Silbermünzen (die Vorbilder der späteren Thaler), die Sigmund, der erste deutsche Fürst, in seiner Münzstätte in Hall prägen ließ, besonders aber die in seiner Zeit geschnittenen Siegelstempel zeigen Correctheit der Zeichnung und Schönheit der Form. Die landesfürstliche Harnischschlägerei in Mühlau bei Innsbruck erfreute sich eines europäischen Rufes. Nicht bloß deutsche Fürsten, sondern auch die Könige von Neapel und Portugal bezogen von daher Harnische, was letzterer sogar als eine besondere Gunst betrachtete. Die schönsten Rüstungen, welche die Ambraser Sammlung aus dieser Zeit enthält, stammen aus Mühlau. Dass Goldschmiede und Emailleure am verschwenderischen und galanten Fürsten einen guten Kunden hatten, ist selbstverständlich. Auch den damaligen humanistischen Dichtern, mit denen besonders sein Secretär und späterer Rath Dr. Johann Fuchsmagen aus Hall einen regen Verkehr unterhielt, erwies er sich günstig, wofür diese seine zweite Heirat, seine Beziehungen zu Karl von Burgund oder einen Straßenbau besangen oder auch ihm poetische Bettelbriefe schickten. Aber auch ein „Reckenbuch", ein deutsches Heldenbuch, ließ er 1463 für sich abschreiben. Mit ihm wetteiferte in der Wertschätzung der Dichtkunst seine Gemahlin, die feingebildete Eleonore von Schottland, die selbst den französischen Roman „Pontus und Sidonia" ins Deutsche übersetzte und mit Holzschnitten verziert in Augsburg drucken ließ. Huber, l. c. III, S. 307—309. — Vergl. Schönherr, Die Kunstbestrebungen Erzherzogs Sigismunds von Tirol. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlung des allerhöchsten Kaiserhauses, I, S. 182—212. — Kirchlechner, Aus den Tagen Herzog Sigismunds des Münzreichen und K. Maximilians I. Linz 1884.

sich der Kaiser an einflussreiche Männer und Städte im Land, sie sollten am Haus Österreich doch festhalten. Es geschah. Ein Sturm von Klagen gegen die Räthe des Herzogs brach auf dem Landtag 1487 los. Sigismund gab nach, überließ den Ständen die Verwaltung, so dass er auch nicht die geringste Verfügung ohne sie treffen wollte, und sich auf ein Einkommen von 200 Gulden in der Woche beschränken ließ; er widerrief 1488 die Schenkung von 1,000.000 Goldgulden an Albrecht. Als der herrliche Maximilian 1490 im Lande erschien, verzichtete Sigismund auf die Regierung gegen einen Jahresgehalt von 52.000 Gulden und das Recht, in seinem Lande zu jagen und zu fischen. Maximilian brachte den Ausgleich mit Bayern auf gute Weise zustande.

Max I. rettet.

Eine wesentliche Wendung zum Bessern war damit eingetreten, ja es schien, als ob auch Ungarn dauernd mit Österreich und Tirol unter einem Herrscher vereint werden sollte. Maximilian forderte von den Ständen Ungarns die Krone.

Ungarn.

Matthias hatte nämlich keinen ehelichen, wohl aber einen natürlichen Sohn von einer schönen Schlesierin, Johannes Corvinus, der, wenn auch nicht mit großen Eigenschaften wie sein Vater begabt, doch ein Jüngling von gutem Kopf und Herzen war. Der Vater suchte ihm die Krone zu verschaffen,[1]) ernannte ihn zum Grafen, zum Herzog, um die Aufmerksamkeit der Nation auf ihn zu lenken, beschenkte ihn mit der Grafschaft Hunyadi, mit den Herzogthümern Munkacs und Liptau, mit großen Besitzungen in Schlesien, vermählte ihn per procurationem mit Blanca, der Schwester des Mailändischen Herzogs, Gian Galeazzo.[2]) Um ihm die Wahl nach seinem Tode zu sichern, ernannte der König einen seiner getreuesten Anhänger, Emerich Zapolya, zum Palatin und erwirkte zugleich das Gesetz, dass, wenn der König ohne einen gesetzlichen Leibeserben sterbe, der Palatin die erste Stimme bei der Königswahl habe, den Landtag zur Königswahl einberufen und Regent und Vormund sein solle, im Falle der Minderjährigkeit des Thronerben; der Palatin solle ferner zwischen dem Könige und der Nation der vermittelnde Schiedsrichter sein.[3]) So hoffte Matthias die Wahl seines Sohnes zu sichern, allein der Palatin, auf den er rechnete, starb noch vor ihm. Die Königin Beatrix wollte selber zur Nachfolgerin ernannt sein und war die größte Gegnerin ihres Stiefsohnes und, ehe die Ansprüche beider ausgeglichen waren, starb König Matthias und das Wehgeschrei, das er zwei Tage hindurch in der Burg zu Wien ausstieß, war vielleicht nicht bloß Folge körperlicher Schmerzen, sondern auch des Jammers darüber, dass er nicht mehr reden, nicht mehr schreiben, dass er nichts über die Thronfolge mehr anordnen konnte und voraus sah, wie seinem Sohne die Krone entzogen und der Wirrwarr in Ungarn groß werde. Den Adel hatte Matthias mit eiserner Hand niedergehalten; der Adel athmete jetzt wieder auf und hielt die Zeit für gekommen, seine Rechte und Freiheiten wieder zu erringen. Stephan Bathori, der Woiwode von Siebenbürgen, meinte: jetzt müsse man einen König wählen, dessen Schopf man in den Fäusten halten könne. Wer war hiezu geeigneter als Wladislaw von Böhmen, der Král dobře? Stephan Zapolya, oberster Befehlshaber des Reiches, wünschte die Krone, da sie aber jetzt nicht für ihn erreichbar, so wollte er sie um hohen

Johannes Corvinus.

Emerich Zapolya.

Beatrix.

Die Parteien in Ungarn.

Stephan Bathori.

[1]) Bonfini, l. c. IV, 8.

[2]) Corpus juris Hung., I, p. 233. — Szalay, l. c. III, S. 374–376.

[3]) Huber, Österreichische Geschichte, III, S. 294.

Preis auf ein möglichst unfähiges Haupt setzen.[1]) Einige Magnaten, wie Stephan Bathori, dachten an dessen Bruder Albert von Polen. Johann Corvinus hatte gleichfalls eine Partei für sich, aber es fehlte ihm der Muth entschlossenen Vorgehens, obschon er im Besitz der Hauptfestungen, der Krone und ungeheurer Schätze war. Klein war die Partei, die sich zu Maximilian hingeneigt fühlte. Maximilian. Beatrix suchte es dahin zu bringen, dass derjenige gewählt würde, der ihr die Hand reiche; am liebsten wäre ihr Maximilian gewesen, allein dieser war gebunden an Anna von Bretagne und nannte Beatrix in Briefen nur Mutter. Fortan war sie gegen ihn, wie gegen Johann Corvinus, sie warf sich Wladislaw in die Arme, der sich ihr als Gatte antrug.[2])

Am 15. Mai war Königswahl auf dem Rakosfelde. Die Abgeordneten der Thronbewerber wurden der Reihe nach angehört. Thron-candidaten. Für Johann Corvinus sprachen die unsterblichen Verdienste seines Vaters, die Dankbarkeit in den Herzen vieler, ferner seine persönlichen Eigenschaften und der Umstand, Johann Corvinus. dass er im Besitz der Krone, der vornehmsten Festungen und des königlichen Schatzes war. Für Maximilian[3]) wurde gemäß Übereinkunft von 1463 Maximilian. zwischen Friedrich und Matthias die Krone gefordert, und darauf hingewiesen, dass seine Heldentugenden im Kampfe gegen die Türken der Nation am meisten frommen würden. Die polnischen Gesandten sprachen von der Vereinigung beider Länder und von der Macht König Kasimirs. Die Böhmen priesen die liebenswürdigen Eigenschaften Wladislaws und gerade ihm neigten sich, weil er der schwächste Wladislaw II. war, die Wähler am meisten zu, doch wagten sie nicht, ihn sogleich auszurufen, weil Johann Corvinus doch eine große Partei für sich hatte. Darum wurden sechzig Vertreter gewählt, die zuletzt dem Zapolya die Wahl übertrugen. Die Mehrzahl des Adels verließ der Kostspieligkeit wegen bald den Landtag und jetzt hatte die Partei Wladislaws gewonnenes Spiel. Den Gesandten Maximilians wurde erklärt: Matthias habe gar kein Recht gehabt, über die Thronfolge zu verfügen; wer König sein solle, hänge von der freien Wahl der Nation ab! Dem Johann Corvinus wurde erklärt, weil er aus unehelicher Geburt stamme, könne er nicht König werden, in Rücksicht auf die Verdienste seines Vaters solle er aber der nächste nach dem König sein; für Auslieferung der Krone und der Kronschlösser solle er Bosnien, Kroatien, Slavonien und die Güter und Schätze seines Vaters für ewige Zeiten haben. Beatrix, die oft vergebens ihren Gemahl bestürmt hatte, er solle ihr die Nachfolge verschaffen, vergeudete ihre Schätze für Wladislaw.[4]) Zapolya sprach sich für ihn aus und seine Ankunft in Ungarn entschied.

So wurde denn am 15. Juli 1490 Wladislaw von Böhmen in Ofen 15. Juli 1490. zum König von Ungarn ausgerufen; seine Wahl schien den Kampf um die böhmischen Nebenländer zu verhüten, jeder Widerstand dagegen ward niedergeschlagen. Im ersten Jubel über die Wahl unterschrieb Wladislaw, was man von ihm verlangte, ein Inauguraldiplom, welches die königliche Würde beschränkte: alle Einrichtungen des vorigen Königs wurden abgeschafft, welche

---

[1]) Herberstein, Rerum Moscovit. Comment. Ann. 1537. — Szalay, l. c. III, 2, S. 4–5.

[2]) Vergl. die Stellen bei Szalay, l. c. III, 2, S. 8.

[3]) Die Instruction seiner Abgesandten — bei Lichnowsky, VIII.

[4]) Bonfini, l. c. IV, 9.

Inauguraldiplom. den Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten der Reichsstände widerstrebten; Ausländer sollten nie Besitz, Amt und Würde in Ungarn erlangen, der König nichts in Geld- und andern wichtigen Angelegenheiten ohne Zustimmung der Großen ändern können,[1]) mit andern Worten: Wladislaw war jetzt ein ohnmächtiger König von Ungarn, wie er ein ohnmächtiger König von Böhmen war.[2]) Am 18. September wurde er in Stuhlweißenburg mit großem Gepränge gekrönt, der erste König, der die Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden führte, zum Zeichen, dass er das Reich nach allen Seiten beschützen und vertheidigen wolle, — in Wahrheit hat keiner das Land schlechter beschützt.

Johann Corvinus beugte sich vor dem Willen der Mehrheit und trug dem König die Krone vor. Beatrix. Auch Beatrix erreichte ihr Ziel nicht, Wladislaw hatte keine Lust, und, um sie nicht zu reizen, vertröstete er sie[3]) und übertrug er die Bestimmung über die Vermählung mit ihr dem Landtag. Die Böhmen aber erklärten, ein Landesgesetz verbiete dem König, sich mit einer Witwe zu vermählen, und die Ungarn sprachen sich gegen Beatrix aus, weil ihre Ehe mit Matthias unfruchtbar gewesen und das Absterben des jetzigen Königshauses ohne Leibeserben die Ansprüche Maximilians begünstigen würde. In ihren Hoffnungen getäuscht, kehrte Beatrix nach Neapel zurück.

Max in Ungarn. Maximilian war entschlossen, seine Ansprüche an Ungarn mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und wies die Unterhandlungen, die Wladislaw anbot, zurück. Mehrere Magnaten schlugen sich auf seine Seite. Eisenstadt, Ödenburg, Güns, Steinamanger, Körmend mussten die Thore öffnen. Stuhlweißenburg, die Krönungsstadt, wurde erstürmt.[4])

Johann Vitez, Bischof von Vesprim, übergab die Festung. Maximilian legte sich schon den Namen eines Königs von Ungarn bei, da Meuterei. hemmte plötzlich ein Aufruhr unter seinen Söldnern den Siegeslauf: sie waren unzufrieden über die schlechte Zahlung des Soldes und über die Vertheilung der Beute. Die Böhmen waren ihnen bei der Plünderung Stuhlweißenburgs zuvorgekommen, sie verlangten jetzt einen Sturmsold und ihre Entlassung, da er nicht die Mittel hatte, sie zu befriedigen. Von 30.000 Ducaten hieng damals die Eroberung Ungarns ab, denn Wladislaw war auch von seinem Bruder Albert bedrängt, aber diese Summe war nicht beizuschaffen. Maximilian ließ eine Besatzung in Stuhlweißenburg und kehrte nach Österreich zurück, Hilfe Tag zu Nürnberg. von einem Reichstag zu Nürnberg erwartend. Allein die 18.000 Mann, welche der Kaiser gegen Ungarn verlangte, wurden nicht bewilligt. So gieng 1491 großentheils wieder verloren, was Maximilian 1490 jenseits der Leitha erstritten. Überdies ließ der König von Polen Maximilian erklären, dass er mit seiner ganzen Macht Wladislaw zu Hilfe kommen würde.

---

[1]) Corpus juris Hungar., I. p. 255. — Szalay, l. c. III, 2, S. 13–15.

[2]) Ein Ungar schrieb: „Die Oligarchen hatten jetzt einen König, nicht wie ihn das Land bedurfte, sondern wie sie einen haben wollten, träge, geduldig, als Fremder ihrer Sitten, Sprache und Rechte unkundig, einen König, welcher sie seine Oberherrschaft nie fühlen lassen sollte und unter welchem sie ungehindert hadern konnten." Szalay, l. c. III, 2, S. 150.

[3]) Maximilians Tagebuch in Hormayrs Archiv, 1810, S. 179.

[4]) Bonfini, l. c. V, 1.

Auch der Papst sprach für den Frieden, der zu Pressburg am 7. November 1491 dahin abgeschlossen wurde: die ungarische Krone solle Wladislaw bleiben und nach seinem Tode auf seine männlichen Nachkommen übergehen; sollte er jedoch kinderlos sterben, so gehe das Reich auf Maximilian und seine Nachkommen über. Wladislaw habe diesem Vertrag von Seite der Landstände Anerkennung zu verschaffen und in Zukunft solle jeder neue Bischof und höhere Staatsbeamte denselben mit seinem Eide bekräftigen. Maximilian behält den Titel eines Königs von Ungarn und bekommt noch 100.000 Gulden Kriegsentschädigung. Die Anhänger beider Parteien erhalten Amnestie. Die Könige versprechen sich gegenseitig Hilfe und Gleichstellung der Ungarn und Deutschen.[1]) Max I.

Wladislaw hatte einen schweren Stand, als er diesen Friedensschluss seinen Großen mittheilte: sie erklärten ihn für nachtheilig und schmachvoll; eher wolle man sterben, als einen solchen Frieden eingehen.[2]) Nach und nach gelang es, die Großen überhaupt zu beschwichtigen, ja sogar siebzig zur Unterschrift zu bewegen. Der König musste dafür verordnen, dass niemand ohne Zustimmung der Stände des Hochverraths für schuldig erklärt werden könne. So kläglich begann Wladislaw seine Regierung. Ein berühmter Geschichtschreiber Ungarns[3]) klagt deshalb über das unangenehme Gefühl, die Geschichte Ungarns unter Wladislaw fortsetzen zu müssen: bisher sei sie einem Strom vergleichbar gewesen, der lange majestätisch einhergeflossen, jetzt aber verliere sie sich in Moräste, die klare Flut höre auf zu fließen und der Wanderer eile mit Widerwillen an dem ekelhaften Gestade vorüber. — Wladislaw.

Anna von Bretagne und Karl VIII. — Maximilian I.

Während Maximilian Tirol gewann, Niederösterreich von den Magyaren befreite und als Eroberer in Ungarn eindrang, gieng für ihn seine Braut Anna und ihr Herzogthum Bretagne verloren. Anna von Bretagne.

Die Vermählung durch Procuration blieb nicht Geheimnis. Einer der Bewerber um ihre Hand, der Herzog Albert, kam dahinter und im Zorn über getäuschte Hoffnungen theilte er das Geheimnis Anna von Frankreich mit und überlieferte den Franzosen das Schloss Nantes. Karl VIII. zog am 4. April in die Hauptstadt ein. Heinrich VII. von England sandte keine Hilfe, Ferdinand und Isabella waren mit der Eroberung Granadas beschäftiget. Seit dem März 1491 nahm jetzt Anna den Titel einer römischen Königin an, aber er half ihr nichts, da ihr Gemahl an der Donau kämpfte. Indes war Annas Gegner, Karl VIII., selbständig und der Herzog von Orleans mit ihm ausgesöhnt worden. Karls Schwester Johanna, die ihren Karl VIII. Orleans.

[1]) Ursius Velius, Historiograph unter Ferdinand I., beschrieb den Krieg in Ungarn. Kollar gab 1762 sein Werk in Wien heraus. Vergl. Szalay, l. c. III, 2, S. 31.

[2]) Bonfini, l. c. V, 5. — Firnhaber gab 1849 im „Archiv für österreichische Geschichte“, III, S. 466 ff. sämmtliche auf diesen Frieden sich beziehende Urkunden heraus.

[3]) Majlath, Geschichte der Magyaren, II, S. 239.

Gemahl zärtlich liebte, ließ ihm keine Ruhe, Orleans freizugeben. Der Einfluss der Madame la grande nahm ab. Eines Tages ritt der König nach Barangon und ließ den Herzog von Orleans aus dem Gefängnis in Bourges zu sich kommen, der ihm weinend zu Füßen stürzte. Karl umarmte ihn, schlief mit ihm in einem Bett und ernannte ihn zum Herzog der Normandie. Ludwig blieb jetzt Karl getreu und eine allgemeine Versöhnung der Parteien kam zustande. Die Kosten derselben trug Maximilian. Der gewandte Dunois that jetzt alles, um die Verbindung Annas von Bretagne mit Maximilian zu lösen. Die Franzosen begannen Rennes zu belagern, wohin sich Anna mit dem Prinzen von Oranien und dem Rest der englischen, deutschen, spanischen Truppen zurückgezogen hatte. Die Soldaten meuterten, weil man ihnen den Sold nicht ausbezahlen konnte. Die Lage wurde immer ernster. Durch einen Vertrag vom 15. November wurde der Streit zwischen Karl VIII. und Anna von Bretagne an ein Schiedsgericht von vierundzwanzig übertragen. Rennes wurde dem Herzog von Orleans übergeben und Anna ein Jahresgehalt von 40.000 Thalern und die Freiheit zugesichert, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, wenn das Schiedsgericht sich gegen ihren Anspruch an die Bretagne aussprechen sollte.

Max I.

Noch mehr hoffte man jedoch von Anna zu erlangen. Orleans drang in sie, die ohne Erlaubnis ihres obersten Lehensherrn und unter einer in Frankreich nicht giltigen Form mit Maximilian eingegangene Verbindung zu lösen und einen anderen Gemahl zu wählen. Anna antwortete, dass sie keinen anderen als einen König oder den Sohn eines Königs zum Gemahl haben wolle. Nun wurde sie beim Wort genommen und ihr die Hand des Königs von Frankreich selber angeboten. Zwar war Karl seit seiner Kindheit mit der Tochter Maximilians, mit Margaretha von Österreich, verlobt, die Ehe aber, da Margaretha damals erst eilf Jahre zählte, noch nicht vollzogen. Man beschloss also, Maximilian seine Gattin zu nehmen und seine Tochter zurückzuschicken und für die Bretagne Artois und die Franche-Comté, die Aussteuer der Margaretha, zu opfern. Alle Räthe Annas, die lange widerstand, waren bestochen.[1]) Fliehen konnte sie nicht, und so gab sie halb in Ohnmacht, halb in Verzweiflung, zuletzt ihr Jawort. Am 18. November 1491 ward sie insgeheim, bloß in Gegenwart einiger Prinzen, mit Karl VIII. verlobt, am 16. December unter großen Festlichkeiten vermählt. Die Bretagne sollte für ewige Zeiten mit Frankreich vereint bleiben; sterbe der König vor Anna, so dürfe sie sich in zweiter Ehe nur mit dem Erben der Krone oder einem der nächsten Prinzen vermählen, welcher das Herzogthum nur als Lehen der Krone besitze und nur an die Krone wieder veräußern dürfe. So wurde die Bretagne mit ihrer kriegerischen Bevölkerung, mit ihren tüchtigen Seeleuten, mit ihren vortrefflichen Häfen, mit Frankreich vereinigt.[2]) Die Bretonen waren durch die langen Kämpfe so erschöpft und sehnsüchtig nach Frieden, dass sie

Karl gewinnt Anna

18. Nov. 1491.

[1]) Henri Martin, l. c. VII, p. 213—218.

[2]) Ibid. VII, p. 219—222. — Ehecontract in den „Preuves de Comines", II, chap. 278.

keine Einsprache gegen die Verbindung mit Frankreich thaten. Fortan blieben sie treue Unterthanen der französischen Krone.

Schmerz Maximilians.

Man denke sich den Schmerz Maximilians! Als König, als Bräutigam, als Vater war er tödtlich verletzt. Seine Braut war ihm entrissen, seine Tochter, welche neun Jahre am französischen Hofe gelebt hatte, wurde ihm zurückgeschickt. Auf dem Reichstag zu Mainz klagte er, dass kein Mensch auf der Welt, Jesus ausgenommen, so viel Schmach und Unrecht erlebt habe, als ihm von den Franzosen angethan worden. Aber das Reich schien kein Gefühl für die gekränkte Ehre seines Königs zu haben: eine große Hilfe sei nicht schnell aufzubringen, eine kleine nütze nicht viel. Zudem waren die Kräfte des Reiches beschäftiget. Herzog Albrecht von Bayern hatte dem Reich die freie Stadt Regensburg entzogen und zu einer bayrischen Stadt gemacht, er musste gezwungen werden, Regensburg an das Reich zurückzustellen. Heinrich VII. von England war säumig geblieben, solange die Unabhängigkeit der Bretagne noch zu retten war: jetzt erst, wo es zu spät war, fieng er an, sich zu regen und dem Parlament zu erklären, „er wolle sein Königreich Frankreich wieder erobern". Gerne bewilligte das Parlament die nöthigen Mittel. Aber Heinrich VII. war zu langsam. Ein englisches Heer landete erst im October 1492 in Calais. Die Engländer lagerten sich vor Boulogne, allein die Stadt war wohl vertheidigt.[1]) Die ersten Angriffe wurden tapfer zurückgewiesen. Von Spanien kam keine Hilfe. Für Roussillon und Cerdagne schlossen Ferdinand und Isabella sogar einen Bund mit Frankreich und versprachen, nie ihre Kinder mit den Kindern Maximilians oder Heinrichs VII. zu vermählen. Das entmuthigte die Engländer. Sie schlossen am 3. November 1492 gleichfalls Frieden mit Frankreich. Karl VIII. zahlte eine bedeutende Summe und der geldbedürftige Heinrich VII. zog ab.[2])

Regensburg. — Heinrich VII. — Spanien.

Max gegen Karl VIII.

So war also Maximilian nicht bloß vom Reich, sondern auch von seinen Verbündeten im Stich gelassen: dennoch wagte er den Kampf, so wenig er auch Krieger und Geld beisammen hatte. Arras ward erobert, Bapaume ward weggenommen und zu gleicher Zeit erhob sich ein Aufstand in der Freigrafschaft. Die Bewohner wollten nichts mehr von französischer Herrschaft wissen, seit Karl VIII. die Tochter Marias von Burgund verstieß. Jetzt wünschte der König von Frankreich Frieden. Zu Senlis kam derselbe am 23. Mai 1493 unter den Bedingungen zustande: Margaretha kehrt zu ihrem Vater zurück sammt der Mitgift, den Grafschaften Burgund, Artois und Charolais. Die Städte Hesdin, Aire und Bethune bleiben im Besitz Karls, bis Philipp zwanzig Jahre alt ist. Beide Theile gewähren den Anhängern des andern Theiles Amnestie.[3])

Franche Comté. — Friede zu Senlis.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte Margaretha jetzt zu ihrem Vater zurück. Maximilian hatte noch einige Zeit mit Unruhen in den Niederlanden zu kämpfen, es waren dies Nachzuckungen der großen Unruhen seit dem Tode Karls

[1]) Pauli, Geschichte von England, V, S. 558—559.
[2]) Prescott, l. c. II. S. 17. — Flassan, l. c. I, p. 254.
[3]) Comines, l. c. VII, chap. 4. — Flassan, l. c. I, p. 256—258.

Die Niederlande. des Kühnen. Noch einmal erhob sich Brügge. Karl von Geldern, aus seiner Gefangenschaft entlassen, erregte Unruhen. Koppenoll zeigte noch einmal seine Demagogenkünste, bis er von seinen eigenen Leuten nach vielen Folterqualen enthauptet wurde. Missjahr, Steuern, Krieg, Hungersnoth erregten in Nordholland den Aufstand der Käsebröter. Das Abbild von einem Stück schwarzen Brotes und grünem Käse auf der Fahne sollte die Noth des gemeinen Mannes bezeichnen. Im Jahre 1493 endeten all diese Parteikämpfe theils durch Maximilians Mühe und Geschick, theils durch die Umsicht seines Stellvertreters, des Herzogs Albrecht von Sachsen.

Käsebröter.

Maximilian hat durch sein Walten in den Niederlanden den alten Parteikämpfen ein Ende gemacht, er hat durch weise Verordnung die Seemacht der Niederlande gehoben; 1494 legte er die Vormundschaft nieder und übergab dem siebzehnjährigen Philipp die Regierung über die Niederlande als sein Erbtheil.

Philipp der Schöne. Philipp war das Regieren viel leichter gemacht, als seinem Vater: er war in den Niederlanden geboren und erzogen, er war der Sohn der geliebten Maria. Er heißt der Schöne und in der That schien die Heldenschönheit des Vaters und die Anmuth der Mutter auf ihn übergegangen zu sein. Wenn der schöne Kopf mit der gedankenreichen Stirne, mit den dichten goldenen Locken, die bis auf die Schulter herabwallten, wenn das große blaue, seelenvolle Auge an den Vater mahnten, so erinnerten der leichtgeschwellte Mund, die weiß-rothen Wangen an die Lieblichkeit der Mutter. Philipp durfte bei seinen Niederländern viel wagen. In einer Versammlung der Staaten in Gertruidenburg widerrief er das große Privilegium, das der Mutter abgedrungen war, und beschwor nur diejenigen Rechte, die zur Zeit des Todes Karls des Kühnen bestanden. Jene abgedrungenen Freiheiten waren missbraucht worden und der Grund steter Unruhen gewesen.[1])

Tod Friedrichs III. Maximilian hatte seit 1493 Deutschland zu regieren. Sein Vater Friedrich starb nämlich am 19. August dieses Jahres in Linz.

Der Geschichtschreiber desselben bemerkt[2]) über die letzten Lebenstage des alten Kaisers: die lange Reihe von Trübsalen, die ihn getroffen hatten, und das hohe Alter forderten eine stille Ruhe, der er sich auch in vollem Maße hingab. Schwer ließ es, den Kaiser in Linz zu sehen, noch schwerer, ihn sprechen zu können. Beten, Goldmachen und astronomische Träumereien machten sein Tagesgeschäft aus. Er pflegte mit dem rechten Fuß die Thüre zu öffnen und zu schließen, wodurch er sich ein bösartiges Geschwür zuzog, infolge dessen ihm der Fuß abgenommen werden musste. „Nun ist dem Kaiser und dem römischen Reich ein Fuß abgeschnitten!“[3]) — rief er aus, als er das abgesägte Glied betrachtete. Kaum hatte er angefangen sich zu erholen, so verdarb er sich durch den Genuss von Melonen! Kein Kaiser hat länger, keiner unglücklicher regiert. Bedächtigkeit, Eigensinn, Argwohn waren seine Gebrechen; Klugheit, Mäßigkeit, Friedensliebe,

---

1) Henri Martin, l. c. VII, p. 224—228.

2) Kurz, l. c. II, S. 204—205.

3) „Jam imperatori simul imperio alter pedum resectus est“. Grünbeck — herausgegeben von Chmel — im „Österreichischen Geschichtsforscher“, I, S. 76.

keuscher, frommer Sinn waren seine Vorzüge. Auch in der höchsten Noth verzagte er nicht und verlor er nicht den Gleichmuth.[1]) Zu den Keimen einer besseren Zukunft, die unter ihm gelegt wurden, gehört der Landfrieden, das Kammergericht und der schwäbische Bund. — Charakter.

Die Landsknechte.

Im Kampfe mit den Niederländern und gegen Frankreich stand Maximilian wenig Adel zur Verfügung. Schweizer, die Freunde Frankreichs, die Rebellen gegen Habsburg, in Dienst zu nehmen, gieng nicht an. Darum schuf Maximilian die „frommen Landsknechte" und führte damit eine neue Epoche kriegerischen Ruhmes für Deutschland herbei, welche dauerte, bis im dreißigjährigen Kriege die Nation im Bruderkampfe sich selbst zerfleischte. Zuerst brachte Maximilian Land- und Stadtvolk aus den österreichischen Erblanden gegen Sold unter seine Fähnlein zusammen und wappnete sie nach Schweizer art mit Schild, 18 Fuß langen Spießen und Schlachtschwert und nannte die neugeschaffene Truppe vom Lande Landsknechte, im Gegensatz zum Gebirge, woher die Schweizer kamen. Die Landsknechte. Name.

Es war eine Lieblingsschöpfung des sinnreichen Kaisers und der Geschichtschreiber des deutschen Kriegshandwerkes im Zeitalter der Reformation, Barthold, sagt nicht mit Unrecht:[2]) „Theuerdank, der im altherkömmlichen Scharfrennen seinen Meister nicht gefunden, dem kein Falkenierer gleichkam im Federspiel, welchen kein Gemsenjäger an Kühnheit und sicherem Blick übertraf, des Fertigkeit mit dem Stahl und Geschütz sowohl mit Feldschlangen und Hakenbüchsen jeder Kundige den Preis ließ; der erfahrenste Schneller, Bauverständige zu Krieg und Zier, Musiker und Historienliebhaber, Poetenfreund und unergründlicher Grübelei hold; — Kaiser Max, eine dem Auslande so unbegreifbare Natur, wie jeder deutsche ehrliche Mann ihn zu loben nicht satt werden konnte: der nahm denn mit so warmer Liebe sich seiner Schöpfung an, dass die Hoheit des erwähnten römischen Kaisers es nicht unter seiner Würde hielt, dann und wann, als Landsknecht mit dem Spieß, das breite Schwert an den Lenden schlotternd, sich auf freier Heerstraße zu Fuß blicken zu lassen. Die Einrichtung, welche Max der neuen Gruppe gab, fand bei der kriegerisch gesinnten Jugend außerordentlichen Beifall und bewährte sich auf vielen Schlachtfeldern: in Polen, Russland, Schweden, England, wie in Frankreich und Italien, haben deutsche Krieger die Geschicke der Welt entschieden." Max I. Einrichtung.

---

[1]) Schober — in seiner gelehrten Schrift: „Die Eroberung Niederösterreichs durch Matthias Corvinus in den Jahren 1482—1490." Wien 1879 — hebt klar hervor, wie Friedrich durch seine guten Eigenschaften die Erreichung des Zieles ermöglicht habe, um welches durch die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bald Slaven, bald Magyaren, schließlich erfolgreich die Habsburger gerungen haben, nämlich auf dem Boden, den jetzt die österreichisch-ungarische Monarchie einnimmt, einen Staat, ein gewaltiges Österreich zu gründen, theils als die Brücke nach dem Osten und Südosten Europas, theils als Vormauer gegen die daselbst entstehenden Gegensätze der Cultur Westeuropas.

[2]) Barthold, Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833, S. 11—12.

Werbung. Eine Conscription wie heute bestand damals nicht. Wenn der Kaiser ein Regiment Landsknechte benöthigte, schickte er irgend einem tüchtigen, wohlbekannten Kriegsmann einen Bestallungsbrief als Feldoberst, ein offenes Patent, ein Regiment zu errichten, einen Artikelbrief oder Rechtsbrauch des Regimentes und das nöthige Geld. Dieser sandte nun an seine Freunde und Waffengesellen unter Adel und Bürgern und bestimmte den Ort, wo man zusammenkommen sollte. Bei Volkszusammenkünften an Sonn- und Markttagen ward nun unter Trommelschlag das Werbepatent verkündet und müßiges Volk lief in Masse zu den Fahnen. Doch war man wählerisch in der Aufnahme: nicht bloß Wamms und Schuh, Blechhaube, Harnisch, gutes Schwert und Hellebarde, sondern auch Ehrenhaftigkeit und guter Leumund waren zur Aufnahme „in die Gemeine der frommen Landsknechte" nöthig, so dass meist nur Kinder wohlhabender Eltern der Werbetrommel folgen konnten. War nun der Kriegsgesell nach seiner Anmeldung in die Musterrolle des Hauptmanns aufgenommen, so erhielt er ein Stück Geld auf den Lauf am Sammelplatz. Hier war ein vornehmer erfahrener Kriegsheld als Musterherr. Die einzelnen Knechte mussten auf freiem Feld unter einer Pforte von Spießen, ähnlich dem römischen Joch, in bester Ausrüstung vorüberziehen. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Tadelhafter konnte durchkommen, die Knechte sollten gesund und wohlgemuth sein. Dann wurde Tauf- und Zuname, Geburtsort jedes Aufgenommenen eingeschrieben und die Höhe seines Soldes bestimmt und ihm eine Anweisung an den Pfennigmeister gegeben. Jedes **Fähnlein** sollte 400 Mann haben, darunter 100 **Übersolde**, adelige oder besonders erfahrene Kriegsleute, und 50 geschickte **Hakenschützen**.[1])

(Randnotiz: Aufnahme.)

Artikelbrief. War nun das Fähnlein beisammen, so ließ der Oberst zur Gemeinde schlagen, einen Ring bilden und nach einer Anrede den **Artikelbrief** verlesen. In diesem Brief war festgesetzt, dass man Gott und seine Heiligen nicht lästern, dem Kriegsherrn und den von ihm bestellten Hauptleuten treu dienen, Frauen, Greise, Priester, Kirchen ehren und beschirmen und für vier Gulden rheinisch den Monat zu dreißig Tagen dienen wolle; nach einer gewonnenen Schlacht sollte aber der laufende Feldmonat als beendigt angesehen werden. Flucht während der Schlacht wurde mit dem Tode bestraft. Untersagt war Spiel unter Kriegsknechten aus fremden Nationen, Fluchen, Schwören und Zutrinken, Zerstören von Mühlen, Backöfen und Pflügen. Der Landsknecht im kaiserlichen Heer trug auf dem Kleid ein rothes Kreuz und über dem Harnisch eine rothe Binde.

Eid. War der Artikelbrief verlesen, so schwor das Kriegsvolk den Eid in die Hand des **Schultheißen**; die Beamten wurden vorgestellt, der **Lieutenant**,

Stellen. der Stellvertreter des Obersten, der **Proviantmeister**, der **Quartiermeister** und der **Profoss**. Der **Fähndrich** musste schwören, Leib und Leben bei dem Fähnlein zu lassen, wenn er an der rechten Hand verwundet, das Fähnlein in der linken zu tragen, und wenn auch diese geschädigt, das Fähnlein in den Mund zu nehmen und fliegen zu lassen, wenn aber von dem Feind überrungen, sich eher darein zu wickeln, und Leib und Leben darin zu lassen, als es dem Feind zu übergeben. Diese Fähnlein waren aber gewaltige, hochflatternde Fahnen mit dem Doppeladler und in der That so weit, dass ein Mann sich hineinwickeln konnte.[2])

War dies geschehen, so zog jedes Fähnlein auf einen bestimmten Platz und wählte als **Lagergemeinde** — gleichsam in Nachahmung der alten deutschen

---

[1]) **Barthold**, l. c. S. 18—32.
[2]) Ibid. S 32—47.

Volksversammlungen — ihre eigenen Beamten durch Handmehr. Jede Gemeinde theilte sich dann in Rotten von zehn Spießen und wählte die Rottmeister. Der Obrist ist der Dictator der Soldatenrepublik und hat hundertfachen Monatssold und außerdem für sein Gefolge 200 Gulden. Der Hauptmann hat zehnfachen Monatssold und ebenfalls einen kleinen „Staat". Die Würde des Profossen hatte nichts Schimpfliches oder Gehässiges — er war gleichsam die lebendige Vehme und hatte allen Unfug niederzuhalten. War durch ein Vergehen die Ehre einer Abtheilung oder eines Regiments beschimpft, so wurde offenes Gericht gehalten und die Lagergemeinde bildete den Ring oder den Umstand. Eigenthümlich war das Recht mit den langen Spießen, wovon das Gassenlaufen oder das Spießruthenlaufen herkommt. Jeder war hier des anderen Strafe. Das Gericht war offen, die Richter wurden aus dem Regimente gewählt, der Schultheiß that die Umfrage und im Namen Gottes und des Kaisers ward dann Recht geübt. Der Profoss hatte wie der Angeklagte einen Fürsprecher. War die Schuld erwiesen und der Angeklagte zum Tode verurtheilt, so hatte er nur noch Frist zu beichten. Indessen bildeten die Knechte eine Gasse in drei Gliedern und es ward verkündet, in wessen Lücke der zu Richtende herauskomme, der müsse in seine Fußtapfen treten. Mit drei Streichen auf die Achsel ward der Verurtheilte zu seinem letzten Gang geweiht und in die Spieße hineingejagt. Sobald er verschieden war, kniete die rächende Versammlung nieder und betete für seine Seele.[1]) Beamte. Gericht.

Die Regimenter waren 4000 bis 10.000 Mann stark. Voran gieng der verlorene Haufe, oder die Läufer. Der helle Haufe war im geschlossenen Viereck aufgestellt, die Hakenschützen als Flügel zu den Seiten des Vierecks. Drei Glieder bildeten die äußerste dem Feinde zugewandte Linie, den Igel oder das Stachelschwein. Gieng es zur offenen Schlacht, so fiel das Fußvolk zuerst zum Gebete nieder, dann warf es etwas Staub hinter sich beim Aufstehen, als schüttle es alles Schlechte von sich und weihe sich dem Schlachtentode. Die Knechte senkten dann die Spieße, besonders Tapfere führten ein Duell aus angesichts des ganzen Regiments, aber nur biederen Gesellen war die Ehre des Zweikampfes gestattet. Tag, Stunde und Feld der Schlacht wurde meist offen dem Gegner angesagt. Den „guten Krieg führen" hieß, dem, der mit abgelegten Waffen sich ergab, Gnade und seinem Stand gemäße Behandlung gewähren. Wenn „der böse Krieg" (mala guerra) ausgerufen war, wurde jeder niedergestochen.[2]) Die Landsknechte gefielen sich nicht bloß in schmucker Rüstung, sondern auch in Kriegsliedern; der Tag gebar sie, der Tag nahm sie hin. Jeder ehrliche Kriegsmann handelte nach dem Grundsatz: Waffengewalt sei nur in gerechter Sache statthaft und in ehrlicher Nothwehr, nicht aber des Angriffes oder des Raubes halber. Schlacht.

Der Schauplatz, auf welchem diese Schöpfung Maximilians sich bewähren und nicht bloß den Südländern, sondern auch den Schweizern den Preis der Tapferkeit entreißen sollte, war Italien.

---

[1]) Barthold, l. c. S. 47—52.
[2]) Ibid. S. 56—72.

Italien vor 1494.

Das schöne Land Italien, nach dem wir jetzt uns wenden, war damals nur von Einheimischen beherrscht, reich getränkt mit Elementen der Cultur, der Sitz des Reichthums und hohen Lebensgenusses, die Heimat der Kunst und der Wissenschaft.

Kaiser. Die Kaisermacht bedeutete nichts mehr in Italien, sie war höchstens noch gut genug, um Titel zu verleihen. Das zeigte das Auftreten Karls IV., Sigismunds, Friedrichs III., das zeigt am besten das Aufkommen der Tyrannen; wären die Kaiser je stark genug gewesen, die kleinen Gewalthaber hätten nie Boden gewinnen oder behaupten können. Auch die politische Kraft der Kirche war seit dem unseligen Aufenthalt der Päpste in Avignon gebrochen.

Tyrannen. So gedieh denn die Tyrannis in Italien — wie einst im alten Griechenland — und trieb ihre reichen Blüten. Im Kampfe der Städte gegen die Kaiser wurde die Freiheit geboren, im Kampfe der Parteien in den Städten die Tyrannis. Italien wimmelt von kleinen Tyrannen. Mailand hat seine Viscontis und später seine Sforzas, Perugia seine Baglioni, Rimini seine Malatestas, Mirandola seine Pici, Siena seine Petrucci, Mantua seine Gonzagas, Ferrara seine Estes, Verona seine Scalas. Persönliche Überlegenheit über andere gehört immer dazu, eine Herrschaft zu begründen, und so sind denn diese Tyrannen meist persönlich tüchtige Naturen, Männer tapfer, beredt, klug, meist schon durch ihre äußere Erscheinung gewinnend. Die Ungesetzlichkeit ihrer Gewalt müssen sie durch Verdienst und Glanz überdecken: sie stellen die Ruhe her, machen den Familiengehässigkeiten ein Ende, sie lassen Canäle graben und Straßen ziehen, sie erregen Bewunderung durch Prachtbauten, sie beschützen Gelehrte, Maler, Bildhauer und Musiker.[1]) Aber immer bleibt doch das Gefühl, dass ihre Herrschaft ungesetzlich sei, und die Furcht vor Verschwörungen, daher versehen sie sich mit Spionen und üben genaue Aufsicht über Ankommende und Abreisende. Weil sie die Menge nicht reizen dürfen, wagen sie selten die Steuern zu erhöhen, haben geordneten Haushalt und stellen gerne ihren Reichthum zur Schau. Da die Herrschaft ungesetzlich erworben ist, so fehlt es auch an gesetzlicher Erbfolge und ist steter Streit in

[1]) Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. Basel 1860.

der Familie und haben sie meist unzufriedene Verwandte zu fürchten, und ist die Geschichte dieser kleinen Dynastien voll von Familiengreueln. „Sowie die Tyranneien entstehen, wachsen und sich befestigen, so wächst auch in ihrem Inneren verborgen der Stoff mit, welcher ihnen Verwirrung und Untergang bringen muss“,[1]) sagt darum Villani mit Recht. — Um ihrer Herrschaft eine theoretische Stütze zu geben, ziehen sie die Lehre vom altrömischen Imperium, ihre Gegner aber auch die Lehre vom Tyrannenmord herbei. Daher stete Angst vor Verschwörungen; gegen den Tyrannen ist ja Gewalt wie List gerecht, ihre Anwendung heilige, nothwendige That. Darum trägt jede Tyrannenregierung den Charakter der Arglist und Härte. Je bestrittener die Herrschaft ist, umso eifriger der Genuss derselben; je kleiner die Gewalt, umso willkürlicher und seltsamer oft ihre Anwendung. Pandolfo Petruccis von Siena Hauptvergnügen bestand darin, vom Monte Amiata Steinblöcke hinunter zu werfen, mochten sie treffen, wen sie wollten; in andern Staaten müssen die Bürger alle Ereignisse im Herrscherhause officiell mit peinlicher Genauigkeit mitempfinden. Der Fluch jeder geraubten Herrschaft ist Unruhe, die einzige Sicherheit, dass in der nächsten Umgebung keiner dem andern traue; nach außen sucht einer den andern zu verschlingen. So wird die Geschichte Italiens wieder höchst bewegt, bis nach langen Kämpfen als mächtigere Staaten Genua, Mailand, Venedig, Florenz, der Kirchenstaat und Neapel dastehen und sich ein Gleichgewichtssystem derart herausgebildet hat, dass in Oberitalien Mailand und Venedig, in Unteritalien der Kirchenstaat und Neapel sich die Wage hielten und Florenz Ober- und Unteritalien die Übermacht ertheilte, wenn es sich für eines derselben entschied. —

Neapel und Sicilien.

Karl von Anjou ist bekanntlich seines Königreiches, um welches er den edlen Konradin auf das Blutgerüst gesendet und so manche grausame That verübt hatte, nicht lange froh gewesen. Nicht bloß der Papst fühlte sich durch den Hochmuth und die Unbotmäßigkeit seines Vasallen bitter enttäuscht, sondern die Völker waren voll Ingrimm über den Druck und die blutige Härte seiner Regierung. Die Sicilianer pflanzten die Fahne des Aufruhrs auf, sobald ihnen der kühne Peter von Aragonien einen Schimmer von Hoffnung gab,[2]) Aragonien.
und in langem heldenmüthigem Kampf errangen sie ihre Unabhängigkeit von der Dynastie Anjou und dem Königreich Neapel. Die aragonische Dynastie blieb Herrin in Sicilien, Neapel dagegen blieb den Anjous.

Der heldenmüthige Peter von Aragonien erwehrte sich aller seiner Peter I.
Feinde (1282—1285). Sein ältester Sohn Alfons folgte ihm in Aragonien,

[1]) Mattheo Villani, l. c. VI, 1. — Burckhardt, l. c. S. 10.
[2]) Sicilianische Vesper 30. März 1282. Vergl. Bd. V, S. 736 ff. dieses Werkes.

Jakob I. sein zweiter, Jayme oder Jakob, in Sicilien, bis er nach dem Tode des Alfons 1291 den Thron Aragoniens bestieg, während sein jüngerer Bruder
Federigo II. 1296 bis 1337. Friedrich die Regierung Siciliens übernahm.[1]) Als Jayme (gestorben 1295) im Frieden auf die Insel verzichtete, riefen die Sicilianer den jüngeren Sohn Constanzes, Friedrich, zu ihrem König aus, welcher tapfer, umsichtig und beharrlich sich in Kämpfen ohne Zahl seiner Feinde erwehrte.[2]) Es ist die
Glanz Siciliens. glänzendste Zeit der Unabhängigkeit der Insel. Friedrich II. oder, wie er meist genannt wird, Friedrich III., wusste die Sicilianer zu den höchsten Anstrengungen zu begeistern. — Für die Verfassung, die unter Kaiser Friedrich II. ganz in modernem Sinne eingerichtet war,[3]) wurde dieses bedeutsam. Der König gestand öffentlich zu, dass er der Nation Außerordentliches verdanke
Verfassung. und nur in ihrem Sinne und mit ihrer Zustimmung regieren wolle.[4]) Die Geistlichkeit kam dabei weniger in Betracht, weil der Papst die Anjous unterstützte, auch die Städte nicht, an welche die Anjous öfter sich wendeten, um
Adel. eine Partei im Innern der Insel zu bilden, wohl aber der Adel, der den König hob und hielt und welchem dieser gerade deshalb große Zugeständnisse machen musste. Das Vorbild Aragoniens wirkte mit.

Der Adel hatte nicht bloß das Recht, sich mit Scharen gewaffneter Diener zu umgeben, sondern auch mit Männern aus den Ortschaften unter dem Namen
Schutzverwandte. der Schutzverwandten. Die höchsten Reichswürden, welche die normännischen Könige absichtlich oft an Leute geringer Herkunft verliehen hatten, kamen jetzt nur an Adelige. Stolz und fehdelustig war dieser Adel, Parteiung unter ihm konnte leicht das junge Reich erschüttern — nur die Macht von Friedrichs Per-
Beamte. sönlichkeit hielt ihn in Schranken. Nicht minder waren die Beamten, die ihre Macht missbrauchten und bestechlich waren, im Auge zu behalten. Friedrich suchte durch Verkleinerung der Amtskreise die Controle zu erleichern, und machte aus vielen königlichen Beamten Municipalbeamte, weil er überzeugt war, dass die Gemeinden ihre Beamten besser beaufsichtigten, als es ihm selber möglich war.
Städte. Nothgedrungen kam er darauf, in dem Städtewesen ein Gegengewicht gegen den Adel zu bilden; so wurde er der Schöpfer eines neuen städtisch-corporativen Lebens auf der Insel. Die Edelleute und ihre Schutzverwandten waren dagegen von städtischen Ämtern ausgeschlossen. Dass er dem Adel gestattete, Lehen durch Kauf, Schenkung, Tausch, Verpfändung oder im letzten Willen ohne königliche Zustimmung zu veräußern, konnte nur in der Absicht geschehen, durch Theilung der großen Güter die Widerstandskraft ihrer Besitzer zu brechen. Waren
Parlament. unter den normännischen Fürsten die Parlamente nur von Prälaten und Baronen besucht, so gewährte Friedrich den Städten das Recht, die Ständetage durch Deputierte zu beschicken. Das Vorbild Aragoniens mit seinen drei Ständen und Bänken (Bracci) war auch hier maßgebend.[5])

[1]) Vergl. Bd. V, S. 750 dieses Werkes.

[2]) Vergl. Bd. V, S. 521—524 dieses Werkes.

[3]) Vergl. Bd. V, S. 716—721, 756 dieses Werkes.

[4]) Eingehend ist darüber Gregorio, Considerationi sopra la storia di Sicilia, ein Auszug daraus bei Leo, l. c. V, S. 1—31.

[5]) Vergl Bd III, S. 796—798; Bd. V, S. 238—239, 269; Bd. VI, S. 531 ff., 534 ff., 656 f. dieses Werkes.

Peter II.
Ludwig.

Unter Friedrichs Nachfolgern zerfiel Sicilien wieder. Sein Sohn Peter II. (1337—1342) starb rasch hinweg. Peters Sohn Luigi (1342—1355) war unmündig, und die Reichsverweser vermochten sich dem Adel gegenüber umsoweniger unabhängig zu stellen, als man noch im Kriege mit Neapel war. Johanna I. bot in ihrer Bedrängnis 1347 Anerkennung und Frieden an unter der Bedingung, dass Ludwig jährlich dem heiligen Stuhl einen Lehenszins von 3000 Unzen Goldes bezahle, und im Falle von Kriegsnoth ihr mit fünfzehn Schiffen zu Hilfe komme, allein Papst Clemens VI. verwarf diesen Vertrag. So wurde denn der Adel immer unbändiger;

Adelswirtschaft.

gewisse hohe Ämter kamen in erblichen Besitz gewisser Familien. Die Großen rissen die königlichen Einkünfte an sich, sie prägten eigenes Geld, behandelten königliche Städte wie ihr Eigenthum, übten Kriegs- und Fehderecht, wie wenn niemand über ihnen wäre, und unterhandelten mit dem Ausland wie selbständige Fürsten. Kein König hinderte sie. Luigi starb schon 1355 und sein Bruder und Nachfolger

Federigo III. oder IV.

Federigo III. oder IV. (1355 bis 1377) hieß immer der Einfältige. Die Zerrüttung Siciliens gieng mit Riesenschritten voran. Städte wie Große boten dem König offen Trotz und man muss staunen, dass die Könige von Neapel das nahe Sicilien einer so schwachen Regierung nicht zu entreißen vermochten. Sterbend erklärte Friedrich seine Tochter

Maria.
Martin der Jüngere.

Maria zur Erbin des Reiches, das eigentlich in lauter Adelsherrschaften aufgelöst war, bis sich Maria 1391 mit Martin, dem Sohne des Herzogs von Montblanc und späteren Königs von Aragonien, vermählte. Martin wurde mit ihr gekrönt und die allgemeine Noth — plünderten doch afrikanische Seeräuber einmal um das andere auf der Insel, die in lauter Baronien aufgelöst war — war so groß, dass die öffentliche Meinung Martins Bestreben, die Zustände wie unter Friedrich II. wieder herzustellen, unterstützte. 1396 hielt er sein erstes

Parlamente.

Parlament zu Catania, 1398 sein zweites zu Syrakus, und trat kraftvoll als König auf, forderte die Rechte der Krone zurück und erhielt vieles wieder. Die Municipalitäten, die Beamtenhierarchie wurden wieder hergestellt,

Ordnung.

die Geistlichen gegen die Anmaßung der Beamten geschützt, die Münze geregelt. Nie mehr sollte in Zukunft ein König das Recht haben, ein Krongut ohne Zustimmung der drei Stände zu Eigen oder zu Lehen zu geben. Für die Civilliste wurden jährlich 12.000, für die bewaffnete Macht 43.000, für Festungen 15.000 Goldstücke bestimmt. Einige Zeit gieng es jetzt besser.

Martin der Ältere.

Aber neue Unordnungen kamen. 1402 starb Maria, nachdem sie ihren Gatten zum Erben eingesetzt hatte. Martin starb aber ohne legitime Kinder 1409 und jetzt folgte ihm sein Vater Martin, der im Jahre 1410 nach der Eroberung Sardiniens starb. Mit ihm endete das Haus der Grafen von Barcelona, welches über sechshundert Jahre in Catalonien und Aragonien regiert hatte.

Bianca.

Bisher hatte Bianca, Tochter Karls III. von Neapel, die zweite Frau und Witwe Martins des Jüngern, als Regentin im Auftrage Martins des Älteren geamtet. Mit Martins des Älteren Tod hörte jedoch ihre Vollmacht auf. Die

Parlament zu Taormina.

Verwirrung war groß. Da kamen in Taormina die Stände Siciliens zusammen, Prälaten, Barone und die Sindici mehrerer Städte. Dieses Parlament beschloss: da die Vollmachten Biancas erloschen, sollte ein oberster Staatsrath die Regierung übernehmen, bestehend aus zwei Baronen, einem Prälaten, sechs Abgeordneten Messinas und einem Abgeordneten jeder anderen Stadt, welche das Parlament beschickt habe. Die anderen Städte waren jedoch erbittert über die Anmaßung der Messinesen, namentlich Palermo, und der Großjustitiar Caprera behauptete, er sei der natürliche Verwalter des Reiches und Vertreter des ara-

gonischen Königshauses, da die Vollmacht der Königin erloschen sei. Aufgebracht über ihre Zurückweisung nahmen dagegen die Messinesen jetzt einen Legaten des Papstes Johann XXIII. auf, welcher behauptete, die Insel sei dem päpstlichen Stuhle anheimgefallen, da das aragonische Königshaus niemals den schuldigen Lehenszins bezahlt habe. Bald standen alle Parteien in Waffen gegeneinander und der Wirrwarr war größer als je. Alles, was das Parlament in Syrakus unter Martin angeordnet hatte, gieng während des sogenannten Interregnums vom Mai 1410 bis zum December 1412 wieder in die Brüche.

Anspruch des Papstes

Da traf die Nachricht ein, dass die Stände Aragoniens, Valencias und Cataloniens 1412 Ferdinand, den zweiten Sohn Johanns I. von Castilien und der Eleonore, der Tochter Peters IV. von Aragonien, zum Könige von Sicilien gewählt hätten.[1]) Der heilige Vincenz Ferreri[2]) verkündete diese Wahl dem Volke, und es nahm sie mit Jubel auf. Ferdinand, bei den Spaniern der Gerechte geheißen, wurde allenthalben auf der Insel als rechtmäßiger König anerkannt. Bald kamen Boten von ihm, welche Bianca die Vollmacht brachten, in seinem Namen die Regierung weiter zu führen. Die Ordnung vor 1410 wurde nun wieder hergestellt, aber die Aristokratie saß doch schon so fest, dass die Regierung großentheils von ihr abhieng. Ferdinand kam nie nach der Insel, er starb schon 1416. Ihm folgte sein Sohn Alfons der Großmüthige 1416—1458 in Sicilien und Aragonien. 1420 erschien er zum erstenmale in Sicilien und empfieng in Palermo den Eid der Treue — im gleichen Jahre stand er Johanna II. von Neapel bei, und schließlich wurde er 1443 Herr auch von Neapel und die aragonische Dynastie behandelte sofort Sicilien als Nebenland.[3])

Ferdinand der Gerechte.

Bianca Regentin.

Alfons der Großmüthige.

Die Bitte, der älteste Sohn des Königs möge während dessen Lebenszeit Regent von Sicilien sein, wurde nicht beachtet. Nach Alfons wurde Sicilien wieder von Aragonien aus regiert. Es stand anfangs unter mehreren Statthaltern, seit Kaiser Karl V. unter einem, seit 1488 war die Amtsdauer drei Jahre. In wichtigen Angelegenheiten musste er den großen Rath zu einer Besprechung einberufen, einmal jährlich die Hauptstädte der Insel bereisen. Die Entscheidung der wichtigeren Fragen hieng aber durchaus vom König ab, der Statthalter hatte zwar dem Anschein nach unbedingte Vollmacht, war aber durch geheime Anweisungen sehr beschränkt. Die Statthalter waren meist Ausländer, die Großbeamten allerdings aus den ersten Familien der Insel, aber sie hatten nur den Titel und den Glanz der Würde, die eigentlichen Geschäfte waren in den Händen von Vertrauten, die gleichfalls Ausländer waren.

Die Statthalter.

Neapel.

Mit Alfons sind wir zur Geschichte Neapels zurückgekehrt. Sie hat nicht mehr die Bedeutung, welche sie in der Zeit der Normannen und der Staufer besaß. Allerdings ist sie reich an Kämpfen und Ränken und individueller

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 705 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. VI, S. 523, 706 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. VI, S. 624 dieses Werkes.

Regung, aber kein neues höheres Leben entwickelte sich mehr, es ist ein fortwährender Verfall des früheren Baues, eine Auflösung in Baronien.

Über diese steten Kämpfe macht Leo [1]) die sinnige Bemerkung: „Ein unendlicher Wechsel, ein unendlicher Reichthum irdisch verständiger, kühner, blitzschneller Menschen; aber aller Wechsel ist nur ein formeller, er schließt keine Entwicklung neuer Motive ein; es ist dasselbe Schauspiel, das sich immer wieder seit Jahrhunderten, nur mit anderen Personen und in anderen Kleidern, zeigt; und aller Verstand und alle Kühnheit, wie sie auf diesem Boden gedeihen, haben nur in die Trümmer des alten Bauwerkes der Normannen und Staufer bequeme Wohnungen für den Einzelnen hineinzubrechen und auszubauen gesucht und gewusst, aber nichts auch nur entfernt ihm Vergleichbares neu geschaffen. Mit einer Art historischen Ekels wendet man seine Blicke von diesem Schwindel erzeugenden Schauspiel ab, bei welchem jede Form und jede Persönlichkeit nur die Bedeutung der einzelnen Woge des Wasserfalles hat: herabzustürzen, um einer ganz gleichen Platz zu machen, die ganz demselben Schicksal entgegeneilt.“ Charakter seiner Geschichte.

Die Herrscher der Dynastie Anjou bis auf Johanna II. [2]) wurden im vorigen Bande eingehend geschildert. Ihre Regierung war kein Glück für das Land. Wohlthuende, lebenskräftige Einrichtungen vermochten sie nicht zu schaffen.

Karl I. (1266—1285) ließ das Verwaltungssystem Friedrichs II., obschon er es als sultanisch getadelt hatte, dennoch bestehen, weil es ihm die Einkünfte sicherte, ja er ließ es aus bloßem Eigennutz noch strenger durchführen. — Alles Leben zog sich in Neapel zusammen, das er durch eine neue Citadelle, das Castelnuovo, sicherte; seine Franzosen, auf die er allein sich verlassen konnte, sogen das Volk aus, von dem sie bitter gehasst wurden. Seinen hochfliegenden Plänen auf den Orient machte der Aufstand der Sicilianer ein Ende, welcher für Neapel die Last eines lange dauernden erbitterten Krieges brachte. Sein Sohn Karl II. (1285—1309) fühlte, dass eine Regierung nicht bloß durch Gewalt sich halten lasse, und gab in der Noth des Kampfes 1285 eine Art Magna charta. [3]) Der Geistlichkeit waren ihre Rechte darin geschützt, desgleichen den Baronen und Rittermäßigen, sie sollten nicht über drei Monate unentgeltlich Kriegsdienste leisten, eigenen Gerichtsstand haben und von allen ihres Standes unwürdigen Verrichtungen enthoben sein. Von allen Unterthanen sollten keine Steuern, als die zu König Wilhelms II. Zeit eingesetzten, gefordert werden dürfen. Der Papst solle eine neue Steuerordnung entwerfen, bei der zwei Einwohner aus jeder Provinz mitwirken dürfen. Münzverbesserung, Heiratsfreiheit und manches andere ward zugestanden, auf Grundlage dessen ein rechtliches gesundes Staatsleben sich hätte entwickeln können, wären die Herrscher besser geartet gewesen und die Unterthanen nicht in südlicher Leidenschaftlichkeit und Unbotmäßigkeit befangen. So aber lebte man in steten Gewaltzuständen und gieng immer weiterer Zersplitterung des Staates entgegen. Karl I. Karl II. Constitution.

Wäre Aragonien mit Sicilien vereint geblieben, die Anjou wären erlegen;

[1]) Leo, Geschichte der italienischen Staaten, IV, S. 712; VII, S. 739.
[2]) Vergl. Bd. V, S. 740, 743, 748—753 dieses Werkes. Vergl. die Stammtafel der Anjou, Bd. VI, S. 436 dieses Werkes.
[3]) Constitutiones illustris Domini Caroli II. principis Salernitani.

daſs Jayme Sicilien preisgab, war ein großes Glück für sie. Öfter hielt sie nur der Papst aufrecht, der auch den Anspruch von Karls II. Sohn, Karl Martell, an den Thron von Ungarn schützte[1]) und Karl Martells Sohn, Karl Robert, auf dem Throne von Ungarn fest erhielt.[2]) Der Papst entschied ferner
Robert. am 1. August 1309, daſs der zweite Sohn Karl des Hinkenden, Robert, ihm auf dem Throne in Neapel folge (1309—1343); wir sahen ihn dafür auch bis zu seinem Tode die Sache der Welfen in Italien vertheidigen.[3]) Bis gegen Ende seines Lebens war er mit Plänen zur Eroberung Siciliens beschäftigt. Unter der
Johanna I. Regierung seiner Tochter Johanna[4]) (1343—1382) ist die Dynastie schon ganz in die Parteiung des neapolitanischen Adels hineingezogen und in Wollust versunken; schon Robert hatte durch seine öftere Abwesenheit und seine vielen Kriege die Unbändigkeit des Adels und der Beamten gefördert. List und Gewalt regierten alles.

Neapel. Wir sahen das Ende Johannas I.,[5]) des von ihr gerufenen Ludwigs I. von Anjou und seines Gegners, Karls III.[6]) Auf Karl folgte 1386—1414 sein Sohn Ladislaus, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Margaretha; wie ihm Ludwig II. von Anjou, 1385—1414, entgegengestellt wurde, sahen wir früher[7]), und welche Rolle Ladislaus im Streite der Päpste spielte, wie er sich mit dem Plane trug, ganz Italien zu erobern, dem aber 1414 der Tod schnell ein Ende machte.[8]) Er hinterließ keine legitimen Kinder, und so folgte
Johanna II. ihm seine Schwester Johanna II. Ihr Gegner, der reichbegabte Ludwig III. von Anjou, starb kinderlos 1434. Johanna II. hat in Launenhaftigkeit, in Neigung zu Liebeshändeln und in Schicksalswechseln manche Ähnlichkeit mit Johanna I.; früher die Gemahlin Wilhelms des Ehrgeizigen, Herzogs von Österreich, seit 1406 Witwe, trat sie die Regierung von Neapel an. Die Anmaßung ihres Günstlings Pandolf Alopo bewog die Barone, sie zur Ehe zu drängen; sie wählte Jakob von der Marche und der erste Schritt, den der neue von ihr zum Mitregenten ernannte Gemahl that, war, daſs er ihren Liebling enthaupten ließ und sie selbst in anständiger Haft hielt. 1416 entkam sie, ergriff wieder die Zügel der Regierung, zwang ihren Gemahl, sich mit dem Titel eines Prinzen von Tarent zu begnügen, und verjagte alle Franzosen aus dem Lande. 1419 setzte sie ihren Gemahl gefangen; nur die Einsprache Papst Martins V. machte ihn frei; angewidert durch die Zustände, zog er sich nach Besançon zurück, trat in den Franciscaner-Orden und starb im Jahre 1438. Von Ludwig III. von Anjou angegriffen, adoptierte Johanna II. 1420 Alfons, faſste aber bald Verdacht gegen diesen, er wolle sie nach Spanien bringen, widerrief und adoptierte 1423 Ludwig III. von Anjou und führte Krieg gegen Alfons, wobei die Genuesen und der Herzog von Mailand sie unterstützten. 1433 adoptierte sie Alfons von neuem, ernannte aber 1435 sterbend René von Anjou zu ihrem Erben.[9])

---

1) Vergl. Bd. VI, S. 433 dieses Werkes.
2) Vergl. Bd. VI, S. 115—118 dieses Werkes.
3) Art de vérifier les dates, III, p. 827.
4) Ibid. III, p. 829.
5) Ibid. III, p. 830—837.
6) Ibid. III, p. 838.
7) Ibid. III, p. 839—840.
8) Ibid. III, p. 841—842.
9) Sismondi, Histoire des Républiques italiennes. VIII, p. 271.

Es kam natürlich jetzt zum Krieg zwischen René und Alfons. René war gerade damals der Gefangene des Herzogs von Burgund und konnte darum den Neapolitanern, die ihn aufforderten, schnell gegen die verhassten Aragonesen in seinem Königreich aufzutreten, nur seine Gemahlin Isabella mit seinem Sohn Ludwig senden, die von den Neapolitanern mit Jubel empfangen wurde und mit Klugheit auftrat. 1438 kam René selber mit einer kleinen Flotte und zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Neapel ein. Er hatte viele gute Eigenschaften, er war tapfer und vereinte damit die Liebe zur Wissenschaft und Kunst, er war ein gründlicher Mathematiker und ein gelehrter Theolog, machte schöne Verse in der provençalischen Sprache und sammelte eifrig alle Werke der alten Troubadours. Aber sein Gegner besaß nicht minder glänzende Eigenschaften.[1] „Alfons", sagt ein Geschichtschreiber Siciliens, „hat den Namen des Hochherzigen, den ihm die Geschichte gibt, durch seine großen Thaten, durch seine Milde und Gerechtigkeit, durch seine unermüdliche Tapferkeit, durch seine Festigkeit in Mitte der Gefahr, durch seine Mäßigung im Glück gar wohl verdient. Mit den Tugenden eines Helden verband er eine tiefe Staatsklugheit, eine wohlwollende und freisinnige Seelenstimmung; man verließ selten seinen Hof, ohne das zu erlangen, um was man mit Grund bat; er begünstigte die Religion und bereicherte die Kirche mit Kunstwerken. Glänzend in seiner Hofhaltung, war er einfach in seinen Sitten, immer nüchtern, mäßig in Speise und Trank. Seine Rede war reich an Sinn und eigenthümlichen Gedanken, und seine Liebe zur Wissenschaft und der Schutz, den er ihr gewährte, war rühmenswert.[2]) Er war ein gründlicher Kenner der Theologie, Mathematik, Geschichte, des Rechts und bewandert in der Dichtung. Sein Liebling war Titus Livius; ihn und die Schriften Cäsars trug er immer auf den Feldzügen mit sich. Die Briefe des Seneca soll er selber ins Spanische übersetzt haben. Für die lateinische Übersetzung von Xenophons „Cyropädie" schenkte er dem Poggio 500 Goldstücke. — Alfons war René an Mitteln und Ausdauer überlegen. Als die Neapolitaner merkten, dass René wenig Geld besaß, erkaltete ihr Enthusiasmus bald, und als sein tüchtiger General Caldora starb, hielt er seine Sache schnell für verloren. 1442 bemächtigte sich der Aragonese durch Überraschung Neapels und René schiffte sich, im ersten Schreck, nach Florenz ein und suchte Trost bei Papst Eugen IV. Er kehrte nicht mehr nach Neapel zurück und starb in Aix in der Provence 1480.[3])

René le bon.

Alfons.

Renés Tod 1480.

Da war Alfons eine viel zähere Natur. 1435 war er gerade bei der Belagerung Gaëtas, in welchem die Lebensmittel auf die Neige giengen. Der Vertheidiger Franz Spinola trieb alle aus der Stadt, die nicht die Waffen tragen konnten. Man rieth Alfons, die Unglücklichen gegen die Festung zurückzutreiben. Er aber entgegnete: „Ich will lieber Gaëta nie bekommen, als Ursache am Tode so vieler Unschuldigen sein. Ich führe nicht Krieg gegen Weiber und Kinder", nahm die Vertriebenen wohlwollend in seinem Lager auf, ließ sie mit Speise und Trank erfrischen und ziehen, wohin sie wollten. Eine genuesische Flotte sollte Lebensmittel in die Stadt bringen. Alfons beschloss, ihr entgegen zu ziehen. An den Kampf zur See jedoch nicht gewöhnt, erlagen seine Krieger vor den Genuesen. Alfons selber verrichtete Wunder der Tapferkeit und sein Schiff

[1]) Art de vérifier les dates, III, p. 844–846.
[2]) Er heißt stets Alfonse le sage.
[3]) Sismondi, l. c. IX, p. 56.

Seeschlacht bei Gaëta. war überall zu sehen, wo die Gefahr am höchsten war. Eilf Stunden setzte er den Kampf fort; erst als sein Schiff im Sinken war, ergab er sich, 5. August 1435. Er wurde nach Savona und von da nach Mailand gebracht. Sein Geist bezauberte den Herzog Maria Philipp Visconti, namentlich seine Warnung: „Sehet Ihr nicht, daſs Ihr durch Förderung eines französischen Prinzen auf den Thron von Neapel nur die Eroberung Italiens durch Frankreich anbahnt? Eure Staaten sind den Franzosen am nächsten und werden, sobald die Pässe geöffnet sind, von ihnen überzogen werden." Diese Bemerkung machte solchen Eindruck auf den Herzog von Mailand, daſs dieser den König nebst allen gefangenen Aragonesen freiließ und ein Schutz- und Trutzbündnis mit Alfons zur Eroberung Neapels abschloſs.[1]) Alfons bekam 1436 Gaëta, 1442 Neapel in seine Gewalt. Er söhnte sich 1443 mit seinem beharrlichen Gegner Papst Eugen IV. aus. Sein Name stand in ganz Europa in hohem Ansehen. Als Friedrich III. Friedrich III. in Rom gekrönt wurde, wollte er Italien nicht verlassen, ohne diesem berühmten Fürsten einen Besuch gemacht zu haben. Als seine Diener einwendeten, zuerst müsse der König den Kaiser besuchen, entgegnete Friedrich: „Ich huldige nicht dem Rang, sondern dem Mann."

Alfons starb am 27. Juni 1458. Sein ehelicher Sohn war, siebenundzwanzig Jahre alt, bei der Belagerung von Neapel getödtet worden. Neapel vermachte er seinem unehelichen Sohne Ferdinand, Sicilien aber kam an seinen Bruder Johann sowie Aragonien, und die aragonische Linie fühlte es immer bitter, daſs ein Bastard ihr das mit aragonischen Kräften gewonnene Neapel entrissen habe.[2])

Keiner aus dieser aragonischen Nebenlinie (1458—1503) glich dem großen Ferdinand I. Alfons. Ferrante (1458—1494) war zwar thatkräftig, scharfblickend, beherzt, aber eine schreckliche Tyrannennatur. Einige Große riefen den Sohn Renés, Johann von Anjou. Johann von Anjou, gegen ihn auf den Thron. 1459 brach dieser von Genua auf, schlug Ferrante am Sarno bei Nola am 7. Juli 1460 derart aufs Haupt, daſs jener nur mit zwölf Reitern noch als Flüchtling in Neapel eintraf, und die Königin von Haus zu Haus um Unterstützung betteln muſste. Wäre Johann gleich auf Neapel gezogen, das ganze Königreich wäre ihm zutheil geworden. Ferrante selber sagte: „Hätten sie gethan, was sie sollten, am zweiten Tag wären sie in den Besitz des Königreichs, nie aber ich lebendig in ihre Gewalt gekommen."[3]) Durch Verräther verleitet, beschloſs Johann zuerst die Festungen des Königreichs, und dann erst die Hauptstadt zu erobern — und indes fand Ferrante Zeit, die Mittel zum Widerstand zu sammeln. Zwar wurde er noch einmal bei San Fabiano geschlagen, allein Pius II., der ihn mit Skanderbeg. dem Königreich belehnt hatte, rief Skanderbeg aus Albanien herbei und dieser errang am 18. August 1462 einen glänzenden Sieg bei Troja. 1463 war Ferrante wieder Herr des Königreichs und kehrte Johann, am Unternehmen verzweifelnd, in die Provence zurück; er starb 1470, seine Kinder waren vor ihm ins Grab gesunken. Die Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel vererbten sich an den Herzog von Maine, durch diesen an Ludwig XI. und durch diesen an Karl VIII.[4])

Ferrante der Sieger erwies sich unbarmherzig gegen seine Feinde; unter dem Vorwande einer Hochzeit lud er die Verdächtigen unter dem Adel ins

---

[1]) Sismondi, l. c. IX, p. 61—73, 195.
[2]) Ibid. X, p. 81—88
[3]) Ibid. X, p. 113, 122—127, 144—146.
[4]) Ibid. X, p. 152.

Schloss zu Neapel, ließ sie fesseln und zu Tod peitschen, oder auf andere Weise hinrichten. Seine Liebhaberei war eine Mumiensammlung von Feinden, alle in der Tracht, die sie bei Lebzeiten getragen. Andere seiner Gegner hielt er lebenslänglich in wohlverwahrten Kerkern. Kein Hof in Europa entfaltete mehr Pracht als der neapolitanische. Die Cassen waren gefüllt, allerdings auch durch Zwangsanleihen, Ämterverkauf, Brandschatzung der Geistlichen, Confiscationen und dadurch, dass die Regierung den Großhandel mit Korn und Öl allein in die Hand nahm. Für gleich grausam galt sein Sohn und Nachfolger Alfons II. (1494 bis 1495), dessen Bruder Federigo der einzige Gute dieser aragonischen Bastardlinie war. —

Der Kirchenstaat.

Der lange Aufenthalt der Päpste in Avignon, dann das Schisma hatten die Kraft der Regierung im Kirchenstaate geschwächt: eine Menge Fürstenhäuser, wie die Orsini, die Colonna, die Savelli, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza und Imola hatten sich zur Unabhängigkeit erhoben. In Rom selber war eine starke Partei den Päpsten feindselig und drang auf Säcularisation des Kirchenstaates. Laurentius Valla schrieb unter Nikolaus V. gegen die Annahme von der Schenkung des Kirchenstaates durch Constantin. Nikolaus V. und Pius II. hatten Verschwörungen in diesem Sinne zu bekämpfen. Kirchenstaat.

Und doch war Nikolaus V.[1]) ein Papst so wohlwollend und gelehrt, als je einer den heiligen Stuhl zierte; die Stadt Rom hat er mit Prachtbauten, mit Wohlthaten überschüttet, ihr durch den Frieden, den er herstellte, durch das Jubiläum, das er 1450 ausschrieb, neues Ansehen und erhöhten Wohlstand gegeben. Nikolaus V.

Der Sohn eines Chirurgen aus Sarzana, geboren 1397 und in Bologna gebildet, hat Thomas Parentucelli den schweren Pfad der Noth als Student durchwandert, ist aber seiner jugendlichen Begeisterung für die Wissenschaft sein ganzes Leben hindurch treu geblieben und hat eine so umfassende Kenntnis der alten und neuen Literatur erlangt, dass Äneas Sylvius von ihm sagt: „Was ihm unbekannt ist, liegt außerhalb der menschlichen Wissenschaft.“ — Mit dem Unterricht in den Häusern der Strozzi und Albizzi in Florenz sich abmühend, dann in Bologna studierend, bis er die Gunst des dortigen Erzbischofs Nikolaus Albergati gewann, kam er mit diesem nach Florenz und in Berührung mit dem großen Cosimo Medici, für den er die Bibliothek von San Marco ordnete, Bücher sammelte und abschrieb. Sein feiner, umfassender und lebhafter Geist, sein Witz, seine Liebenswürdigkeit, seine Gewandtheit in der Rede bewogen Eugen IV. ihn 1444 zum Erzbischof von Bologna, dann zum Legaten in Deutschland und 1446 zum Cardinal zu ernennen. Am 18. März 1447 ward der arme Gelehrte zum Papst gewählt und nannte sich in dank- Jugend. Charakter.

[1]) Ausführlich und anziehend ist dieser Papst behandelt in Pastors gründlichem Werk, I, S. 273—490.

barer Erinnerung an seinen früheren Gönner Nikolaus V. „Hätten wohl die Florentiner je geglaubt, dass ein armer Priester, der nur zum Glockenläuten gut genug war, Papst werden könne?“[1]) Aus Florenz kam jetzt eine Gesandtschaft von 120 Mann zu Pferd, um ihn zu beglückwünschen, Pietro Medici, der Sohn Cosimos, an der Spitze. Es regnete Huldigungen, doch der neue Papst ward nicht betäubt davon, sondern blieb ein einfacher, arbeitsamer Mann, jedermann zugänglich, liebenswürdig, freigebig, Feind aller leeren Förmlichkeiten. — „Gott hat einen Papst gewählt, nicht die Cardinäle“, sagte der Cardinal von Portugal auf die Frage nach dem Ausgang der Wahl.

Humanisten. Die Wissenschaft schien mit ihm auf den päpstlichen Stuhl gestiegen zu sein. Für die Kenner des classischen Alterthums kamen gute Tage, mehr denn tausend fanden Beschäftigung durch seinen Eifer für Handschriften und Alterthümer.

Der zweijährige Aufenthalt in Florenz fachte in seiner Seele das Feuer für Kunst und Wissenschaft an. Das Wissen blähte ihn aber nicht auf, er blieb immer bescheiden und zeigte ein edles Herz: er pflegte seinen alternden, kranken Gönner Albergati gleich einem Sohne. Seine Kenntnis des Griechischen und der Kirchenväter und seine Gewandtheit im Disputieren empfahlen ihn Eugen IV., der ihm nicht bloß ein Erzbisthum, sondern auch wichtige Gesandtschaften übertrug und ihn für seine Thätigkeit gegen den Kurfürstenbund 1446 zum Cardinal ernannte, ihm auch die päpstliche Würde prophezeit haben soll. Doch besaß Parentucelli nichts
Gestalt. von der ruhigen Majestät Eugens IV., er war beweglich, rasch, klein von Gestalt und blaß von Angesicht, sein Auge aber sprühte Feuer und seine Stimme war volltönend. In Dürftigkeit aufgewachsen, lebte Parentucelli auch als Papst sehr enthaltsam und mäßig; die hohe Würde machte ihn nicht stolz oder verschlossen, sein Wesen war immer heiter und freundlich, er schlug nicht gern eine Bitte ab; seine Freude war, wenn er helfen konnte: er stiftete das große Almosenhaus, in dem jeden Montag und Freitag 2000 Bedürftige Brot und Wein erhielten und alle Tage dreizehn Arme ein Mittagsmahl. Daneben gab er gern Geld aus für Bücher und Bauten, er war einer der ersten Bücherkenner seiner Zeit und für weltliche wie für kirchliche Literatur gleich begeistert. Sein Lieblingsschatz waren die Werke des heil. Augustinus. Die Kirche mit Werken des Geistes und der
Ziel. Kunst zu verherrlichen, schwebte ihm als schönstes Ziel vor. Einem alten Freunde, der ihm zu seiner Würde Glück zu wünschen kam, dem Buchhändler Vespasiano da Bisticci, sagte er:[2]) „Ich bitte Gott, er möge mir die Gnade geben, das auszuführen, was meine Seele erfüllt, nämlich den Frieden herzustellen und während meines Pontificates keine andere Waffe zu gebrauchen, als jene, welche mir Christus zu meiner Vertheidigung gegeben hat: sein heiliges Kreuz.“

Vor einem Krieg graute ihm, er verstand aber friedlich zu wirken, den Kirchenstaat, dessen Städte zerstört, dessen Straßen durch Räuber unsicher waren, dessen Bewohner im Elend umkamen, wieder in Ordnung zu bringen; das Papstthum war nach seiner Anschauung die Macht des Friedens, der Versöhnung.[3]) Den deutschen Gesandten, die ihn zu begrüßen kamen, sagte er: „Was mein Vor-

[1]) Muratori, l. c. SS., III, 2, 908 und XXV. — Pastor, l. c. I, S. 273 bis 289.
[2]) Pastor, l. c. I, S. 88—89.
[3]) Ibid. I, S. 291.

gänger mit der deutschen Nation vereinbart hat, will ich nicht nur billigen und bestätigen, sondern auch ausführen und halten. Allzuweit haben die römischen Päpste ihren Arm ausgestreckt und den übrigen Bischöfen fast keine Gewalt übriggelassen. Allzusehr haben auch die Baseler die Hände des apostolischen Stuhles gelähmt. Aber so musste es kommen. Wer seiner Unwürdiges beginnt, muss auch sich Unrechtes gefallen lassen; wer einen schief stehenden Baum aufrichten will, zieht ihn leicht auf die entgegengesetzte Seite. Es ist mein fester Vorsatz, die Bischöfe, welche zur Theilnahme an meinen Sorgen berufen sind, nicht in ihren Rechten zu beeinträchtigen; denn ich hoffe, meine Jurisdiction dadurch am besten zu erhalten, dass ich mir keine fremde anmaße." Anerkennung und Huldigung kam von allen Seiten. Das Rumpfconcil zu Basel löste sich 1449 auf, nachdem es auch ihn zum Papst gewählt, und der letzte Gegenpast Felix V. dankte ab, nachdem ihm Nikolaus den Titel eines Cardinals von Sta. Sabina, die Würde eines päpstlichen Legaten für Savoyen und die Diöcese Lausanne ertheilt hatte. Nach Zeiten des Sturmes kam eine Zeit der Ruhe, der Restauration und zugleich der Reform. Hochbegabte und begeisterte Männer, wie Nikolaus von Cusa,[1] Bessarion, wirkten im Sinne des Papstes, für sittliche Reform und geistige Erhebung.

Papst und Bischöfe. Felix V.

Die Antwort der Christenheit auf die versöhnende Haltung des Papstes war der neuerwachende Eifer für die Einheit der Kirche und der Zudrang von Millionen Wallfahrern nach Rom, als Nikolaus 1449 für das Jahr 1450 ein Jubiläum ankündigte.

Jubiläum 1450.

Aus allen Ländern Europas strömten die Pilger herbei: „Italiener und Ultramontane, Männer und Frauen, Reiche und Arme, Junge und Alte, Gesunde und Kranke. Dathus, der Geschichtschreiber Sienas, erzählt: „Man sah unzählige Scharen von Deutschen, Franzosen, Spaniern, Portugiesen, Griechen, Armeniern, Dalmatinern und Italienern nach Rom ziehen, welche in ihren Sprachen Hymnen sangen, von seltener Frömmigkeit erfüllt, als dem Zufluchtsort der Nationen." Ein anderer Zeitgenosse schreibt: „Nie hörte man von einer größeren Menge Christen, welche zum Jubiläum eilten, als diesesmal. Könige, Herzoge, Marchesen, Grafen und Ritter, kurz Leute aus allen Ständen der christlichen Welt, zogen täglich in solcher Menge nach Rom, dass sich Millionen in der Stadt befanden. Und dieses dauerte das ganze Jahr mit Ausnahme des Sommers wegen der Pest."[2] Für Sicherheit der Wege, für Zufuhr von Lebensmitteln war das Mögliche gethan worden, aber alle Maßregeln erwiesen sich vor dem riesigen Andrang als unzureichend.

Rom sollte jedoch nach der Anschauung des Papstes nicht bloß ein Centrum des Glaubens, sondern auch der europäischen Bildung sein, es sollte die erste Bibliothek der Welt bekommen. Der Papst war entschlossen, für die Wissenschaft das Mögliche zu thun.

Poggio.

Poggio hatte in seinem Gratulationsschreiben dem Papste aus der Seele gesprochen mit den Worten: „Sorge, dass viele Menschen sich finden, die Dir ähnlich sind, damit in diesem Zeitalter die freien Künste emporblühen, die durch

---

[1]) Über seine erfolgreiche Thätigkeit vergl. Pastor, l. c. I, S. 347—358, 362—367.
[2]) Stellen bei Pastor, l. c. S. 325—326.

die Schuld der Zeit fast erloschen und erstorben scheinen. Von Dir allein erwartet man, was so viele versäumt haben." Für die Gelehrten kamen jetzt schöne Tage; er berief viele, noch mehrere kamen aus eigenem Antrieb. *Rom. Musenhof.* Ein eigener Musenhof bildete sich in Rom: Poggio, Valla, Manetti, Alberti, Aurispa, Tortello, Decembrio und andere. Was Cosimo für Florenz, wurde der Papst für Rom, doch war es Cosimo leichter, denn er brauchte bloß auszuwählen; Florenz war reich an guten Köpfen, Rom dagegen damals arm; Nikolaus musste sie berufen und dabei von manchem absehen, z. B. von der Frivolität Poggios, von den Invectiven und der Schleuderigkeit Filelfos, von der negativen Richtung des Laurentius Valla; er ernannte ihn zum apostolischen Scriptor, den Tortello zum ersten Bibliothekar der Vaticana. Dem Papst lag besonders daran, dass ausgezeichnete griechische Schriftsteller durch lateinische *Übersetzungen.* Übersetzungen im Abendlande bekannt würden. Er bot 10.000 Goldstücke für eine Übersetzung des ganzen Homer, für die zehn Bücher des Strabo zahlte er 1000, für die Übersetzung des Polybius 500, für die Übersetzung des Thukydides 500 Goldscudi. Den Reichthum der Gabe erhöhte noch die heitere wohlwollende Art, mit welcher der Papst schenkte. Filelfus war in Rom, wagte aber nicht zu kommen, weil er bittere Reden gegen den Papst ausgestoßen hatte. Nikolaus V. ließ ihn holen, machte ihm bittere Vorwürfe, dass er in Rom sei und ihn nicht besuche, und gab ihm zum Schluss 500 Ducaten: „Messer Francesco, dieses Geld will ich Euch geben, damit Ihr die Auslagen für Eure Reise berichtigen könnt." Mit Recht sagte der Papst zu einem andern Gelehrten, der in Bescheidenheit ein Geschenk ablehnte: „Nimm an, du wirst nicht immer einen Nikolaus finden." Ein solcher Mäcen war wirklich selten. Immer hatte dieser Papst eine Tasche mit einigen hundert Goldgulden bei sich, um Geschenke machen zu können. Geben war seine Seligkeit. Alle Schriftsteller des griechischen Alterthums sollten nach seiner Absicht ins Lateinische übersetzt werden, Rom war eine große Übersetzungsfabrik geworden. Aristoteles, den man bisher nur durch die Araber kannte, wurde jetzt aus dem Griechischen übersetzt. Nicht gering war *Kirchliche Literatur.* der Eifer des Papstes für die kirchliche Literatur. Er bot 5000 Ducaten demjenigen, welcher das Evangelium des Matthäus ihm in der Ursprache bringen würde. Giannozzo Manetti musste des Eusebius „Evangelische Vorbereitung" ins Latein übersetzen, auch einzelne Werke des Gregor von Nazianz, des Gregor von Nyssa, des Cyrillus, Basilius; Georgios Trapezuntios ward die Übertragung der 80 Homilien des Joannes Chrysostomus über das Evangelium des Matthäus übertragen. Für die Ausführung anderer Aufträge war das Leben dieses edlen Papstes leider zu kurz.

Vatican und Bibliothek. So entstand die vaticanische Bibliothek, deren Bücherschatz auf 5000 Bände in der Regel berechnet wird. Nikolaus suchte ihn zu mehren; nach allen Gegenden sandte er Gelehrte aus, um Bücher zu kaufen oder abzuschreiben, namentlich nach dem griechischen Orient. Als er von einem vollständigen Livius hörte, der in Dänemark vorhanden sei, kam der Papst in freudige Aufregung und befahl, keine Kosten für eine Abschrift zu scheuen. Leider erwies sich diese Nachricht bald als irrig. Seine Erholung war der Aufenthalt in seiner schön geordneten Bücherei.[1])

Und wie für die Wissenschaft, so war dieser Papst für die Kunst begeistert, kein Papst vorher hat soviel gebaut wie er. Rom sollte schon durch

---

[1]) Pastor, l. c. I, S. 405—419.

seine Bauten als die Hauptstadt des christlichen Glaubens auf das Volk einen mächtigen Eindruck hervorbringen. Das Oberhaupt der Christenheit sollte sicher wohnen, seine Behausung seiner Würde entsprechen. Bauten.

„Hätten wir alles nach unseren Wünschen vollenden können," sagte Papst Nikolaus V. bei einem Rückblick auf sein Leben, „wahrlich unsere Nachfolger würden von allen christlichen Völkern mehr verehrt werden und sicherer vor äußeren und inneren Feinden in Rom wohnen. Also nicht aus Ehrgeiz und Prachtliebe, aus leerer Ruhmsucht und Begier, unsern Namen zu verewigen, haben wir dieses große Ganze von Gebäuden angefangen, sondern zur Erhöhung des Ansehens des apostolischen Stuhles bei der ganzen Christenheit, damit künftig die Päpste nicht mehr vertrieben, gefangen genommen, belagert oder sonst bedrängt werden möchten." [1] — Nicht Prachtliebe, nicht Haschen nach Nachruhm, sondern das Streben, das Ansehen des apostolischen Stuhls beim Volke zu erhöhen, leitete ihn bei seinen Entwürfen. Dies gestehen selbst protestantische Schriftsteller ein. Manetti zählt alle Bauwerke dieses Papstes auf und stellt als Ziel derselben hin, die Sicherheit gegen Angriffe, die Gesundheit, die Verschönerung und die Beförderung der religiösen Andacht, und darum hätten dem Papste fünf große Unternehmungen im Sinn gelegen: die Herstellung der Stadtmauern, Wasserleitungen und Brücken, die Restauration der vierzig sogenannten Stationskirchen, der Neubau des vaticanischen Borgo, des päpstlichen Palastes und der Peterskirche. Das waren große Aufgaben, die ungeheure Summen verschlangen. Auch gehörte dahin die Zuführung gesunden Wassers. Von all den riesigen Wasserleitungen des alten Rom war nur noch eine vorhanden und diese in beschädigtem Zustand, nämlich die Acqua Vergine; 1453 begann sie wieder unter dem Namen Fontana Trevi ihr Wasser zu spenden. Der Umbau der Peterskirche ist diesem Papst oft zum Vorwurf gemacht worden; die durch das Alter ehrwürdige war ja ein Zeuge gleichsam für den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum. Die Abtragung des alten Baues erregte auch bei vielen bittere Gefühle, er war aber in so gefährlichem Zustand, dass das nächste Erdbeben ihn umgeworfen haben würde. Nikolaus V. konnte die neue Peterskirche nur beginnen und Julius II. sie vollenden, aber nach einem noch größeren Plane. Aus allen Ländern wurden Baumeister und Künstler berufen, Großartigkeit des Entwurfes und Feinheit der Ausführung zeichnen seine Kunstschöpfungen aus. Mit den Malern Angelico da Fiesola und Giotto stand der Papst auf freundschaftlichem Fusse. Auch die Industrie zeigt große Fortschritte. Ein Zeitgenosse schreibt, nie seien so viele seidene Gewänder, Juwelen und Edelsteine in Rom gewesen. Aus Paris wurde Renaud de Maincourt berufen, um Teppiche mit Bildern zu weben und so die erste Teppichfabrik angelegt. Um das Erbgut des heiligen Petrus vor Angriffen zu schützen, wurden Burgen in den Hauptorten des Kirchenstaates errichtet, diese Städte zugleich durch schöne Kirchen und freie Plätze verschönert. Zweck. Zahl. Peterskirche. Industrie.

Als Ziel in diesem Thun bezeichnete der Papst vor den um sein Krankenbett versammelten Cardinälen: „Ich habe die heilige römische Kirche, welche ich von Kriegen zerstört und von Schulden erdrückt vorfand, so reformiert und so befestigt, dass ich ihr Schisma tilgte und ihre Städte und Schlösser wiedergewann. Ich habe sie nicht allein von ihren Schulden befreit, sondern zu ihrem Ziel.

[1] Pastor, l. c. I, S. 386—399.

Schutze prachtvolle Festungen, wie in Gualdo, Assisi, Fabriano, Civita Castellana, in Narni, Orvieto, Spoleto und Viterbo errichtet; ich habe sie mit herrlichen Bauten, mit den schönen Formen einer von Perlen und Edelsteinen schimmernden Kunst geschmückt, sie mit Büchern und Teppichen, mit goldenen und silbernen Geräthen, mit köstlichen Cultusgewändern überreich ausgestattet. Und all diese Schätze sammelte ich nicht durch Habsucht und Simonie, Geschenke und Geiz, vielmehr jede Art großmüthige Liberalität ward von mir geübt, in Bauwerken, in Ankauf zahlreicher Bücher, in fortgesetzter Abschrift lateinischer und griechischer Handschriften und in der Besoldung gelehrter Männer der Wissenschaft. Aus der göttlichen Gnade des Schöpfers und dem beständigen Frieden der Kirche während meines Pontificats ist mir alles dies zugeflossen."

Politik. Friede war seine Losung und sein Streben hatte Erfolg. Das **Schisma** hörte 1449 auf.[1]) **Bologna** anerkannte 1447 wieder die Oberhoheit der Kirche. Der Stadt **Rom** gab er die Selbstverwaltung wieder, nur römische Bürger sollten als Beamte der Stadt angestellt, nur zum Nutzen der Stadt ihre Zölle verwendet werden.[2]) Wohlhabenheit trat an die Stelle der früheren Verschuldung. Kirchen und Paläste erstanden, die Engelsburg wurde befestigt, die Mauern der Stadt ausgebessert.[3]) Unter den einzelnen Staaten Italiens suchte der Papst Frieden und eine Art Gleichgewicht zu erhalten. Rom hatte wieder das Schauspiel einer Kaiserkrönung, der letzten von allen, der friedlichsten, **Friedrichs** III. am 18. März 1452, nachdem der Papst am 16. März dessen Ehe mit **Eleonore von Portugal** eingesegnet hatte. Auf der Engelsbrücke schlug der Kaiser 300 Personen zu Rittern. Er wohnte friedlich beim Papst im Vatican.[4])

(Margin: Rom. — Friedrich III.)

Verschwörung. Und doch bildete sich 1453 eine Verschwörung, bei der es auf das Leben des Papstes und der Cardinäle, auf den Sturz der Priesterherrschaft, auf die Erneuerung des alten Cäsarismus abgesehen war. Sie hatte in der Eitelkeit eines gelehrten Schwärmers, des Ritters **Stefano Porcaro**,[5]) ihren Ursprung, den wahrscheinlich die Lorbeern des **Cola Rienzi** nicht schlafen ließen. Porcaro hatte Reisen durch Deutschland und Frankreich gemacht, war dann unter **Eugen IV.** Podestà in Bologna geworden und hatte nach dem Tode dieses Papstes zu den Bürgern in Rom davon gesprochen, wie es eine Schmach sei, daß die Enkel der Scipionen Unterthanen eines Priesters seien. **Nikolaus V.** verzieh dem Schwärmer, gab ihm eine hohe Stellung in der Campagna, verwies ihn aber nach Bologna,

(Margin: Porcaro.)

[1]) **Gregorovius**, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VII, S. 100—128.

[2]) Vergl. das zweite Buch von **Pastors** Päpsten.

[3]) **Dehio**, Die Bauprojecte Nikolaus IV. und L. B. **Alberti** in **Janitscheks** „Repertorium für Kunstwissenschaft", III, S. 241—257. Stuttgart 1880. — **Geiger**, Renaissance und Humanismus in Italien. Berlin 1882. — **Geymüller**, Die ursprünglichen Entwürfe für St. Peter in Rom. Wien-Paris 1875—1880. — Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Vier Vorträge. Stuttgart 1879. — **Müntz**, Les arts à la cour des papes pendant le XV et le XVIme siècle. Paris 1878. — **Voigt**, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus, 2. Aufl., 2 Bände. Berlin 1880—1881.

[4]) Eingehende Schilderung dieser letzten Krönung in Rom bei **Pastor**, l. c. I, S. 368—378.

[5]) **Gregorovius**, l. c. VII, S. 100—128, 155.

als er seine Bestrebungen fortsetzte, und ließ ihm monatlich 25 Goldgulden auszahlen, nur sollte er sich täglich beim Cardinallegaten Bessarion zeigen. Der eitle Porcaro ließ sich aber vom Plane, der Neubegründer der Republik und der zweite Vater Roms zu werden, nicht abbringen. In seiner Hoffnung bestärkten ihn die Verse des Petrarca:[1])

„Auf der Tarpeja Hügel wirst du sehen,
Mein Lied, den Ritter, den Italien ehret,
Sinnend für andere mehr, als für sich selber."

Da die Dichter oft des göttlichen Geistes voll sind, so meinte Porcaro, Petrarca prophezeie hier von ihm, weil er an Beredsamkeit, Gelehrsamkeit, an Volksgunst und an Freunden jedem anderen Römer überlegen sei.[2]) — Durch die vorsichtigsten Mittel erhielt er von Bologna aus Verbindungen mit seinen Freunden; auch gieng er mehreremale insgeheim nach Rom und kehrte jedesmal mit solcher Schnelligkeit wieder zurück, dass er noch rechtzeitig genug ankam, um sich dem Statthalter vorzustellen. Sobald er eine hinreichende Zahl von Anhängern gewonnen glaubte, beschloss er seinen Versuch zu wagen: er ließ durch seine Freunde ein prächtiges Mahl zurichten und alle Verschworenen dazu einladen, von denen jeder seine vertrautesten Freunde mitbringen sollte. Das Mahl fand statt; noch vor Ende desselben erschien Stephan selber in Goldstoff gekleidet, mit Halsketten und anderem Schmucke geziert, wodurch er ein Eindruck machendes Ansehen erhielt, unter den Gästen und ermahnte sie, mit festem Muth sich zum Unternehmen vorzubereiten:[3]) für ewig müsse die Stadt vom Joche der Geistlichen frei werden. Plan.
Die Verschworenen hofften, in der Schatzkammer des Papstes 1,000.000 Goldgulden zu finden. Porcaro rechnete auf 300 versteckte Söldner, auf Erhebung des Volkes, auf Zuzug von außen, auf den Muth seiner Genossen und sein Ansehen beim Volke. Am nächsten Tage (6. Januar 1453) sollte Feuer in den vaticanischen Stallungen ausbrechen und in der Verwirrung der Papst und die Cardinäle gefangen genommen und unter dem höheren Clerus tüchtig aufgeräumt werden. In der Nacht aber bekam die Regierung Nachricht und ließ die Häupter verhaften. Entdeckung. Statt muthig das Volk zur Freiheit aufzurufen, floh Porcaro durch eine Hinterthüre ins Haus seiner Schwester und versteckte sich in einem Kasten. Am 9. Januar wurde er gehenkt. „Seine Absicht mag gelobt, sein Verstand aber muss von jedem getadelt werden, denn solche Unternehmungen verursachen immer unausbleibliche Nachtheile, wenn auch ein Schimmer von Ruhm an ihnen haftet" — sagt der nüchterne Macchiavelli.[4])

Auf den Papst machte dieser Undank einen schmerzlichen Eindruck, er Nikolaus V. mochte nicht länger in Rom bleiben. Die Eroberung Constantinopels kam dazu, seinen Lebensabend zu verdüstern. Sein Aufruf zu einem Kreuzzug war ohne Erfolg: er konnte nur noch ein Schutz- und Trutzbündnis der großen Staaten Italiens gegen alle fremden Mächte auf fünfundzwanzig Jahre zustande bringen. Sterbend noch erklärte er den Cardinälen, wie er die Kirche frei und glanzvoll zu machen getrachtet habe, wie er die Mittel dazu nicht

[1]) Canzone „Spirto gentil".
[2]) Muratori, SS., XXV, 309—314.
[3]) Macchiavelli, Istorie Fiorentine, VI. p. 137. Milano 1853.
[4]) Ibid. VI, p. 137—138.

in Simonie und Habsucht gesammelt, sondern in der Gnade Gottes und im Frieden der Kirche gefunden habe (1455).

Ein Spanier aus Xativa bei Valencia, Alfonso Borgia,[1]) früher Professor in Lerida, dann Geheimschreiber Alfonsos von Aragon, durch Martin V. Bischof von Valencia, durch Eugen IV. Cardinal, der ein makelloses Leben
Calixt III. hinter sich hatte, wurde jetzt zum Papst gewählt,[2]) Calixt III. Obschon ein siebenundsiebzigjähriger Greis, hatte er noch jugendliches Feuer. Die Befreiung Europas von den Türken war die Leidenschaft seiner Seele, er verordnete, dreimal täglich die Glocken wider die Türken zu läuten, er rief die Völker in Waffen; aber Europa wollte nicht aufstehen, in Frankreich verbot man seine Bullen, der Kaiser war selber im Gedränge, nur Capistran und Hunyadi errangen den großen Sieg bei Belgrad 9. August 1456, der mit auf die Rechnung des Papstes geschrieben werden muss. All seine Geldmittel verwendete der Papst zum Baue einer Flotte: 16 Dreiruderer liefen 1456 aus Ostia aus. War Rom unter Nikolaus eine Bücherstadt geworden, so wurde es unter Calixt eine Waffenfabrik gegen die ganz Europa bedrohenden Türken; Professor Pastor bemerkt sehr richtig: „Das Papstthum allein begriff die Größe des Momentes; während rings umher alles von particularen Interessen beherrscht wurde, zeigte es sich von neuem als die universellste und conservativste Macht der Welt." [3]) Aber der Anführer entsprach keineswegs den Erwartungen, es wurde kein großer Schlag geführt, er eroberte nur einige kleine Inseln des Archipels.

Der Wille des Papstes war gut; was man ihm vorwarf, war die Schwäche gegen die Kinder seiner vier Schwestern, die er mit Stellen überhäufte, und denen er den Namen Borgia verlieh: sie waren alle schön, talentvoll und hochstrebend, aber auch wegen ihrer Macht bei den Römern gründlich verhasst. Als Calixt starb, mussten die „Catalanen" flüchten, wurden die Häuser der Borgias geplündert.[4])

Den Lebensgang des Äneas Sylvius haben wir früher kennen gelernt. Allen unerwartet, wurde er 19. August 1458 zum Papst gewählt, er selber
Pius II. 1458 bis 1464. brach in der Überraschung in Thränen aus. Pius II. nannte er sich. Als Cardinal war er beliebt, darum war in Rom die Freude groß über seine Wahl.[5]) Er war damals dreiundfünfzig Jahre alt, klein, schwächlich, nur am

---

[1]) Auch hatte er sich in kirchlichen Gesandtschaften Verdienste erworben.

[2]) Über die Wahl vergl. Pastor, l. c. I, S. 496—499. Vincenz Ferrer soll ihm, einem noch jungen Priester, prophezeit haben, dass er einst die höchste Würde der Christenheit bekleiden werde.

[3]) Pastor hat die eifrige Thätigkeit dieses Papstes gegen den Islam eingehend l. c. I, S. 512—514 geschildert. Selbst die Kleinodien der Schatzkammer verkaufte er zum Kampfe gegen die Türken, für Bücher und Künstler hatte er dagegen kein Geld; diese und Bettler versäumten auch nicht, ihn zu verlästern.

[4]) Muratori, SS., III, 2.

[5]) Gregorovius, l. c. VII, S. 156—210.

Blitze des Auges erkannte man das jugendliche Feuer seiner Seele. Er gelobte, den Kampf gegen den Todfeind der Christenheit, gegen die Türken, mit aller Kraft, desgleichen die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern zu fördern.[1]) Manches hatte er in seiner Jugend geschrieben, was ihm jetzt auf der Höhe des Lebens und der Welterfahrung als undurchführbar erschien, darum veröffentlichte er Retractationen, wie einst der heil. Augustin. Er hatte Irrthümer zu bereuen, aber kein Vergehen; er war immer eine heitere, für jede geistige Anregung offene, milde, freundliche Natur gewesen, er blieb es auch als Papst. Wie er immer ein ideales Ziel verfolgte, so jetzt insbesondere die Befreiung von Constantinopel. Die Gefahr, den Schwertern der Ungläubigen zu erliegen, war größer als in den Tagen Urbans II., aber keine Hunderttausende antworteten auf seine Aufforderung mit dem kampfentschlossenen Rufe: „Gott will es!"

Am 13. October 1458 lud er alle Fürsten der Christenheit nach Mantua zur Berathung eines europäischen Kreuzzuges ein. Am 18. Januar 1459 stiftete er den Ritterorden „Maria zu Bethlehem" mit dem Sitze in Lemnos, welches Cardinal Scarampo mit der päpstlichen Flotte erobert hatte. Am 22. Januar 1459 brach er nach Mantua auf, nachdem er den Cardinal von San Pietro in Vinculis, den uns schon bekannten Nikolaus von Cusa, zu seinem Stellvertreter ernannt hatte. Der Weg gieng über Siena, wo tausend Jugenderinnerungen auftauchten, und Florenz, wo Cosimo und das Volk ihn glänzend empfiengen; am 27. Mai 1459 traf er in Mantua ein, dessen Fürst, Lodovico Gonzaga, ihm kniend die Schlüssel überreichte. — Am 26. September eröffnete der Papst den Congress mit einer glänzenden Rede — aber keine Gesandte fremder Staaten waren da mit Vollmacht zum Abschluss des Bundes, kein Kaiser, der wie weiland Barbarossa einen Feldzug Christi zu unternehmen glühte. Kein Kaiser war weniger dazu angethan, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen, als Friedrich III. Frankreich, das einst Ströme von Blut für das heilige Land vergossen, stand jetzt unter dem eisernen Arm des tückischen Ludwig XI. Bei jedem wichtigen Schritt, z. B. dem Ausschreiben eines Zehnten zum Krieg wider die Türken, konnte Pius II. nur die Drohung der Berufung an ein allgemeines Concil hören. Was Wunder, wenn er, der einstige Secretär und Vertheidiger des Basler Concils, jetzt eine solche Appellation als Ketzerei und Majestätsverbrechen hinstellte.[2]) Der Congress war fruchtlos, enttäuscht und tiefgebeugt zog Pius II. Ende Januar 1460 von Siena ab. Schlimme Nachrichten trafen ihn aus Rom: 300 Jünglinge, viele aus vornehmen Häusern, durchzogen plündernd, mordend, Frauen misshandelnd, Rom; die Behörde hatte keine Macht, sie zog in Gefechten den kürzeren. Tiburtius hieß der Hauptmann dieser Bande. Die Barone in der Romagna regten sich. Der Papst kehrte unter Bedeckung von 500 Reitern, welche ihm der Herzog Sforza stellte, nach Rom zurück, das er wieder zu beruhigen wusste. Als König Tiburtius mit vierzehn Genossen sich keck wieder nach Rom wagte und das Volk zur Freiheit aufrief, wurde er gefangen genommen und

Congress zu Mantua.

Tiburtius.

[1]) Aeneam rejicite, Pium recipite — war jetzt seine Mahnung. Pudet erroris, poenitet male dictorum scriptorumque, vehementer poenitet, plus scripto quam facto nocuimus.

[2]) Bulle „Execrabilis et pristinis temporibus inauditus".

am 31. October gehenkt. Das ist das Ende seines Planes, als Tribun und Wiederhersteller der Freiheit aufzutreten.

In seinem großen Plane blieb dieser Papst unerschütterlich. Ihm fehlte nur ein Kaiser, ein mächtiger Arm, seine Pläne durchzuführen. Wie wenn der kriegstüchtige siegreiche Mohammed II. ein Christ wurde! er war ja der Sohn einer Christin. Wenn er übertrat, konnte er der Kaiser des gesammten Ostens und aller Griechen werden. Dann kam die große Zeit eines christlichen Weltreiches, und seiner wartete ein Ruhm und eine Macht ohnegleichen! In diesem Sinne schrieb Pius II. 1461 an den Sultan, der aber für diesen Ruf von oben keinen Sinn hatte. Da beschloss der Papst selber zu Felde zu ziehen. Mittel boten die Alaungruben, welche Juan de Castro damals in Tolfa eröffnete und die ein Jahreseinkommen von 80.000 Ducaten in Aussicht stellten. Dieser glückliche Fund galt als ein Beitrag Gottes zum Türkenkrieg. Den Cardinälen erklärte Pius II., dass er im Sommer 1463 von Ancona aufbrechen wolle, zwar könne er als Priester und alter Mann nicht das Schwert führen, aber wie Moses wolle er vom Herrn den Sieg erflehen. Am 19. Januar 1464 verließ er Rom, „das ihn nicht mehr lebend sehen werde", am 18. Juni erreichte er Ancona, aber erst am 12. August erschienen 20 Galeeren der Venetianer; keine andere Seemacht betheiligte sich.

Sendschreiben an Mohammed

Pius II. † 1464.

Am 15. August 1464 erlag Pius II. dem Fieber. Sterbend legte er den Cardinälen den Türkenkrieg ans Herz. — So endete dieser geistreiche und fromme Mann, der noch einmal an die Spitze einer die Welt bewegenden Idee sich stellen wollte, wie die großen Päpste früherer Zeiten. Seine nächsten Nachfolger stehen nicht auf dieser Höhe. Wie ganz Italien sich in Fürstenthümer gestaltet, so suchen auch sie ein Fürstenthum zu gründen — und die höhere Weihe des Statthalters Christi wird leider zu oft vermisst.

Italien war sich selber überlassen, von wilden Leidenschaften bewegt. Jeder trotzte auf eigene Kraft und kümmerte sich nicht ums Gesetz, überall galt Blutrache. Kein Kaiser schützte den Papst, der oft im Kampf aller gegen alle niemanden trauen konnte, als den nächsten Verwandten, daher der widerwärtige Nepotismus.

Nepotismus.

Auf der Synode zu Basel war die Frage, ob es nicht besser sei, die Kirche ganz von den Fesseln irdischer Herrschaft zu befreien, angeregt worden; ein Redner aber machte die richtige Bemerkung, Tugend ohne Kraft sei lächerlich, ohne den Kirchenstaat werde der Papst nichts anderes sein, als ein Diener der Könige und Fürsten. Die Päpste griffen daher nothgedrungen oft zu strengen Mitteln, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Paul II. (eigentlich Peter Barbo aus Venedig) 1464—1471 unterdrückte das durch fürchterliche Grausamkeiten sich auszeichnende Raubritterthum der Anguillara und suchte die Sitte der Blutrache zu unterdrücken. Missbräuchen in der päpstlichen Kanzlei trat er mit Kraft entgegen und die durch seine Strenge brotlos Gewordenen[1]) haben alles gethan, sein Andenken herabzusetzen; eine Ver-

Paul II. 1464 bis 1471.

[1]) Dies traf viele Poeten, Rhetoren und Humanisten, deren Lehrer Platina war, welcher sich durch seine Biographie des Papstes rächte. Gregorovius, l. c. VII, S. 217.

sammlung von Platonikern, die unter Platina in der Lehre wie im Leben offene Rückkehr zum Heidenthum bekundeten, unterdrückte er unerbittlich. Übrigens verwandte Paul II. große Summen auf Ausgrabung der Alterthümer.[1])

Der neue Papst war erst achtundvierzig Jahre alt, ein Sohn der Schwester Eugens IV., aus Venedig, ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, auf Befehl Eugens aber von gelehrten Männern streng erzogen; damals waren Geschichte, canonisches Recht und Sammlung von antiken Münzen und Gemmen und sonstigen Alterthümern im Schwung. 1440 war er schon Cardinal. Seine Freigebigkeit, Leutseligkeit und Milde machten ihn beliebt, seine Freunde rühmten seine Treue, an seiner Tafel herrschten Laune und Witz; seine Haltung war würdevoll; nie sah man einen schöneren Mann im Senate der Kirche. Seine Regierung war eine weise Mischung von Milde und Strenge. Kein Missethäter entgieng der Strafe, Todesstrafe wurde aber fast nie vollstreckt: ob es, meinte er, eine kleine Sache sei, das Leben zu nehmen einem so wunderbaren Werke Gottes, wie der Mensch sei, für den die Gesellschaft lange Jahre hindurch so viele Mühe aufgewendet? Oft musste er sich von Hilfeflehenden abwenden, um nicht gegen seine Überzeugung ihre Bitte zu gewähren; so schwer war es ihm, eine Bitte abzuschlagen. — Vielfach entstellt wurde sein Bild wegen seines Einschreitens gegen einige Humanisten. „Der auf geistlicher Grundlage erwachsenen echten Renaissance, welche die classischen Studien zwar mit Begeisterung umfasst, aber sie doch den christlichen Ideen und Lebenszielen unterordnet und segensvoll in ihrem Dienste verwertet, stand damals gleich stark eine andere Richtung entgegen, welche das formschöne Heidenthum an die Stelle der christlichen Centralsonne zu setzen bemüht war.“[2]) Einige Poeten und Humanisten hielten sich für die wichtigsten Personen der Welt und wollten von christlicher Wahrheit und christlichem Leben nichts wissen und das alte heidnische Rom herstellen. Sie versammelten sich im Hause eines vermöglichen Professors in Rom, des Julius Pomponius Laetus, eines unehelichen Abkömmlings einer vornehmen Familie, der durch seine Überschwenglichkeiten bekannt war, als Stoiker, als ein neuer Cato, ganz in antiker Weise lebte, die gegenwärtige Welt nur als Schein betrachtete, die christliche Religion verachtete und sich gegen ihre Diener in Spottreden ergieng, dabei aber begeistert die Classiker erklärte, und großen Anhang unter der Jugend hatte. Er bildete „eine römische Akademie“, von der attischen wollte er nichts wissen, wollte das Griechische nicht erlernen, um seiner classischen Aussprache des Latein keinen Abbruch zu thun. Die Mitglieder der Gesellschaft legten ihre christlichen Namen ab und altrömische an, betrachteten sich als antikes Priester-Collegium, ernannten Pomponius Laetus zu ihrem Pontifex maximus, sprachen es offen bei ihrer Feier des Geburtstages Roms aus, er solle der Anfang der Abschaffung des christlichen Glaubens sein. Man warf ihnen vor, sie seien nicht bloß Verehrer der alten Götter, sondern auch Nachahmer der alten widernatürlichen Laster; an der Stelle des Kirchenstaates wollten sie eine Republik nach antikem Muster setzen. Schwärmerische Demagogen traten in Verbindung mit dieser gelehrten Freimaurerei und es gährte unter der unbesonnenen Jugend.

Charakter.

Falsche Renaissance.

Pomponius Laetus.

Römische Akademie.

---

[1]) Eine umfassende Darstellung und gerechte Würdigung fand dieser Papst im zweiten Bande von Prof. Pastors „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zum Tode Sixtus IV.“ Freiburg 1889. S. 265—300.

[2]) Pastor, l. c. II, S. 288.

Verschwörung von 1468. Ein Gerede vom baldigen Tode des Papstes gieng 1468 durch Rom, der Papst wurde vor einer Verschwörung gewarnt. Verhaftungen fanden statt. Die sich am meisten schuldig wussten, bekamen Wind und entflohen. Mancher, darunter Platina, kamen in die Engelsburg und wurden verhört. Den mailändischen Gesandten, welche sich beim Papst selber erkundigten, schilderte er das glaubens- und sittenlose Leben vieler Akademiker, die Häresie derselben und die Verschwörung gegen seine eigene Person: sie leugneten Gott und die Unsterblichkeit der Seele, diese sterbe mit dem Körper und der Mensch könne darum allen Lüsten sich hingeben, nur solle er der weltlichen Strafgewalt ausweichen; sie schmähten Papst und Priester, nennten Moses, Christus und Mohammed Betrüger; einige dieser Freigeister wollten sich sogar mit den Türken in Verbindung setzen; er gedenke aber diese ganze Häresie auszureuten; er glaube, Podiebrad stehe mit ihnen in Verbindung; es helfe ja ein Häretiker dem anderen. In den Wohnungen der Angeklagten habe man schamlose Gedichte gefunden. Platina und Pomponius Laetus zeigten in der Untersuchung wenig Standhaftigkeit, schoben alle Schuld auf den nach Polen entflohenen Callimachus. Allerdings hätten sie über Gott und Menschen geklagt, dies reue sie. Platina und Pomponius Laetus suchten den Papst durch Lobbriefe wieder zu gewinnen und flehten ihn reuig um Gnade an. Paul II. meinte, diese Akademiker seien schlimmer als die Heiden, die doch noch an Gott glaubten, während jene ihn nur leugnen. Der Papst

Ende der Akademie. verbot, unsittliche heidnische Dichter in den Schulen zu erklären, und löste die Akademie auf. Selbst in den Katakomben fand de Rossi in neuerer Zeit noch heidnische Einkritzelungen jener frivolen Humanisten mit ihrer eigenhändigen Unterschrift. Als Platina nach seiner Entlassung aus der Haft trotz erbärmlicher Kriecherei keine Anstellung mehr erlangte, nahm er Rache dafür in seinen Lebensbeschreibungen der Päpste durch grobe Schmähungen. Begreiflich, dass den Papst das prahlerische Treiben dieser Männer anwiderte, dass er aber deshalb kein Feind der Wissenschaft und Bildung überhaupt war; ehrenhafte Gelehrte hat er vielmehr nach Rom berufen und großmüthig unterstützt. An der Einführung der Buchdruckerkunst, „dieser göttlichen Kunst", nahm er lebhaften Antheil. Seine eigene Kunst- und Antikensammlung enthielt die großartigsten Schätze des Alterthums; er war nicht bloß Kunstsammler, sondern der feinste Kunstkenner. Er war es auch, der den Plan fasste, den großen Obelisken auf den Petersplatz zu versetzen; er war es, der den Plan Nikolaus V. für den Neubau von St. Peter wieder aufnahm.

Für den Krieg gegen die Türken brachte er große Opfer; er unterstützte Matthias Corvinus und Skanderbeg mit namhaften Geldgeschenken, er kämpfte gegen den Staatsabsolutismus der Venetianer und Ludwigs XI. und umgab sich durchweg mit tüchtigen Männern. Eifrig war er gegen die wieder

Fraticellen. auftauchende Lehre der Fraticellen in Assissi und im Städtchen Poli bei Palestrina, die alle Päpste seit Johann XXII. für Ketzer erklärten und eine förmliche Widerkirche bildeten und der husitischen Ansicht huldigten, dass unwürdige Priester ihre Gewalt verlieren. — Auch in Deutschland gab es damals Schwärmer, welche solchen Lehren huldigten und auf einen gekrönten Messias hofften.[1])

Der Sohn eines armen Fischers aus Albizuola bei Savona, folgte

Sixtus IV. ihm der Franciscaner Cardinal Francesco della Rovere als Sixtus IV. (1471—1484) auf dem päpstlichen Stuhl. Anfangs war das Streben des

[1]) Pastor, l. c. II, S. 319—397.

Papstes, einen allgemeinen Krieg gegen die Ungläubigen zustande zu bringen, später wurde jede Rücksicht durch den Zug nach Begründung von Sonderherrschaften und durch die Begierde überwogen, seine Neffen auszustatten und in Fürstenthümer zu bringen, — und es waren diese Neffen, zu deren Gunsten nach Macchiavells Ausdruck Sixtus IV. sogar Dinge mit dem päpstlichen Ansehen zudeckte, die früher als Verirrungen angesehen wurden, unwürdige Menschen. Natürlich geriethen die Gegenden, die zu Fürstenthümern für die Neffen bestimmt waren, in unruhige Gährung. Als der staatskluge Lorenzo Medici seinen politischen Unternehmungen entgegentrat, begünstigte der Papst die Verschwörung der Pazzi und belegte Florenz mit dem Interdict, seit das Unternehmen misslang, und die Florentiner ließen das Interdict unbeachtet und appellierten an ein allgemeines Concilium! — Indes drohte auch Frankreich mit einem allgemeinen Concil und die Antwort des Papstes zeigte, welche Stellung jetzt „die Curie den mächtigeren Fürsten gegenüber einnahm und wie wenig Schutz die einzelnen Landeskirchen jetzt noch von Rom gegen die Anmaßungen der weltlichen Gewalt zu erwarten hatten". — 1483 gieng es dem Papste aus einem ähnlichem Anlass ebenso mit den Venetianern, er bannte den Dogen und belegte Stadt und Gebiet mit dem Interdict, und die Venetianer appellierten an eine allgemeine Kirchenversammlung, ließen Gottesdienst halten wie zuvor und verbannten jeden, der dem Papste gehorchte!

Nepotismus.

Um Preisgebung der Provinzen an Verwandte eines künftigen Papstes zu verhindern, verfassten die Cardinäle bei Sixtus' IV. Tod eine Wahlcapitulation, allein der neue Papst (Giovan Battista Cibo aus einer vornehmen Familie in Genua) Innocenz VIII. (1484—1492) hatte aus der Zeit, bevor er Priester geworden, Söhne und Töchter, und die Welt sah jetzt päpstliche Prinzen und Prinzessinen. Der neue Papst war ein Gelehrter, ohne damit zu prunken, demüthig, klug, friedliebend, ein Muster von Wohlwollen und Güte. Aber eben darin war auch seine Schwäche, seinen Günstlingen, seinem Sohne Cibo sah er alles nach: unter seinen Augen trieb dieser Wucher mit Begnadigungen von Räubern und Mördern; nur um Cibo zu bereichern, wurde eine Menge neuer Stellen geschaffen und verkauft.

Innocenz VIII.

Zu den rühmlichen Zeichen seiner Regierung gehört, dass er Frieden unter den christlichen Mächten zu stiften und sie zum Kampfe gegen die immer weiter vordringenden Türken zu vereinigen trachtete; dass er den König Ferdinand von Aragonien in seinem Kampfe gegen die Mauren unterstützte, dass er ihm nach der Einnahme von Granada den Titel katholische Majestät verlieh; dass er dem König Johann von Portugal eine Fahne übersandte, welche er dem neubekehrten König von Congo überreichen sollte; dass er den Markgrafen Leopold von Österreich heilig sprach; dass er Rom durch Bauten verschönte; dass er für Billigkeit der Lebensmittel sorgte. Von Unheil war es, dass er, in der Erbitterung gegen den Wortbruch des Königs Ferdinand von Neapel, dessen Königreich Karl VIII. von Frankreich übertrug. Die

Liebe zu seinen Kindern — er trat erst als Witwer in den geistlichen Stand — ließ ihn Verfügungen treffen, die der Würde und Macht des römischen Stuhles schadeten. Seinem Sohn Franceschetto gab er einige Städte in der Umgebung Roms, verschaffte ihm die Hand Magdalenas, der Tochter Lorenzos des Erlauchten, und erhob zum Dank dafür den noch nicht vierzehnjährigen Bruder Magdalenas zum Cardinal. Dem unehelichen Sohn seines Bruders übertrug er die Würde eines Cardinals und das Erzbisthum Benevent. „Unter den Päpsten, die den Namen Innocenz führen, ist er der unrühmlichste." [1]) Die päpstliche Politik soll nicht Familienpolitik, sondern nur den höchsten Zielen geweiht sein, soll wie die Glocke nur von ewigen und ernsten Dingen tönen.

Alexander VI. 1492 bis 1503. Noch Ärgeres kam, als Innocenz VIII. starb und Alexander VI. am 11. August 1492 den heiligen Stuhl bestieg: er soll die Stimmen erkauft haben, eine Art der Wahl, welche dem Geiste der Kirche am meisten zuwider ist. Er war eigentlich ein Spanier, Roderich Borgia, geboren zu Xativa 1431, vermählt und Vater mehrerer Kinder, ehe er die Weihen nahm; 1456 kam er nach Rom; er wurde Erzbischof von Valencia, er wurde mit dem Purpur und 1492 sogar mit der Tiara geschmückt. Wohlgesinnte erschraken, man fürchtete einen Papst, dem nichts heilig sein werde; er war hochbegabt, mit Scharfblick, Beredsamkeit, mit unverwüstlicher Arbeitskraft und raschem Gedächtnis ausgestattet; er hatte Sinn für Kunst und suchte die Wissenschaft zu heben; er sprach mit Gelehrten wie ein Mann der Wissenschaft. Er hatte die Gabe, die Menschen zu durchschauen und zu gewinnen. Jeder hatte Zutritt zu ihm, Rom erfreute sich einer schnellen Justiz. Aber entsetzliche Dinge reden ihm die Schriftsteller jener Zeit nach: [2]) meist grelle Erfindung der in jener Zeit tonangebenden Schmähsucht; dieselben Schriftsteller, welche am Morgen goldene Beweise der Güte des Papstes in die Tasche steckten, tauchten am Abend ihre Feder in das schärfste Gift der Verleumdung. Vieles ist nachweisbar falsch. [3]) Der viel geschmähten Lucretia

---

[1]) Niles — im „Katholischen Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte, 2. Aufl. von Kaulen, Bd. VI, S. 748—750.

[2]) Eine Hauptquelle scandalöser Angaben über diesen Papst ist das „Diarium" des Burchard von Straßburg, der 1483—1505 Ceremonienmeister am päpstlichen Hofe war. Was davon erschienen, ist von sehr bedenklicher Authenticität, keine reine Quelle, sondern von Scandalsucht geleitet. Sein Nachfolger nennt ihn: Non solum non humanus, sed super omnes bestias bestialissimus, inhumanissimus, invidiosissimus. Vergl. Bone — im „Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte, 2. Aufl. von Kaulen, I, S. 1523 bis 1524.

[3]) Die Vertheidigung dieses Papstes versuchte in neuerer Zeit der Franzose Ollivier: „Le pape Alexander VI. et les Borgia par le P. M. J. U. Ollivier des Pères Precheurs", Paris 1870, aber bis jetzt ist nur der erste Theil erschienen, welcher bis zur Wahl Borgias reicht. — Die Widersprüche alter und neuer Geschichtschreiber hinsichtlich Alexanders VI. hat Professor Dr. Valentin Nemec in Klagenfurt mit reicher Belesenheit einander gegenübergestellt — in: „Papst Alexander VI. Eine Rechtfertigung Alexanders VI. mit Benützung der älteren und neueren Forschungen." Linz 1879. Hier ist auch der „Saggio di Albero Genealogico" von Citadella abgedruckt. Nach dem hier gleichfalls mitgetheilten Stammbaum von Ollivier stammt Roderich Borgia im achten Glied von Sanchez, Grafen von Aybar ab, dem Bruder des Königs Sanchez von Aragon und Sohne Ramirez I. von Aragon.

Borgia widmet der wahrheitsliebende Muratori ein ehrenvolles Andenken; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, trug ihre Farben bis zu seinem Tode. Die historische Kritik hat ihr von Romanen und Theaterstücken besudeltes Bild gereinigt.[1]) Aber eines ist unleugbar, der Papst hat in maßloser Liebe zu seinen Kindern, bloß um diese mit Fürstenthümern auszustatten, Kirchengut verschleudert und statt kirchlicher Politik Familien-Politik getrieben. Sein geliebtester Sohn Giovanni, den er zum Herzog von Gandia ernannte, wurde auf geheimnisvolle Weise und, wie viele behaupteten, von dem zweiten, dem mit dämonischer Genialität begabten Cesare, ermordet. Dieser räumte schrecklich auf unter den Dynasten des Kirchenstaates, um sich ein Fürstenthum Romagna, vielleicht sogar um sich die Herrschaft über Italien zu erringen. Der Sohn des Papstes wurde die größte Gefahr für das Papstthum! Ob wahr ist oder nicht, was man dem Papste und seinem Sohne nachredete, — es war folgenschwer, dass man es damals allgemein glaubte. Familien-politik. Cesare Borgia.

Reumont, in der italienischen Geschichte dieser Zeit sehr bewandert, fasst sein Urtheil über Alexander VI. in die Worte zusammen: „Die Geschichten von Gift gehören in das Märchenreich. Doch war die eilfjährige Regierung dieses Papstes ein Unglück wegen ihrer durchaus weltlichen Tendenzen, wegen eines Nepotismus, wie er in ähnlicher Weise nie vorgekommen, wegen eines Mangels an sittlichem Bewusstsein, im öffentlichen wie im Privatleben, der auch an schlimmste Erfindungen glauben ließ und das Papstthum in Miscredit gebracht hat, als seine Autorität noch ungeschwächt erschien. Im Vergleich damit verschwinden die besseren Eigenschaften, welche Alexander VI. nicht fehlten. Seine Regierung, den Großen furchtbar, hat nie auf dem Volke gelastet; selbst, wo Auflehnung leicht gewesen wäre, hat sich keine Hand gegen ihn geregt. Hätte es an ihm gelegen, so würde im Jahre 1500 die drohende Türkengefahr viel kräftiger bekämpft worden sein. Da jedoch Lauheit und Uneinigkeit der Verbündeten ihn hemmten, verwandte er die Mittel zur Unterstützung seines Sohnes, der ihn vollständig beherrschte und in Schrecken hielt. Kirchliche Reformen mussten, seiner ganzen Richtung nach, ihm ferne liegen und er hat wohl nur einen Moment daran gedacht; eigentlich hatte er nur für Politik Sinn, und auch für diese nur in Bezug auf das Nächstliegende und den Augenblick; denn ein politisches System hat er nie gehabt, sondern ist in seinen wiederholten Wandlungen durch die Forderungen des Nepotismus bestimmt worden. Die Liebe zu den Seinigen blendete ihn völlig, während sie ihn in Abhängigkeit von ihnen brachte."[2]) — Charakter.

---

[1]) Gregorovius, Lucrezia Borgia, 2. Aufl.

[2]) „Katholischer Kirchenlexikon" von Wetzer und Welte, 2. Aufl. von Kaulen, I, S. 488—489.

Florenz. — Die Medici.

Florenz. Florenz ist nicht bloß die Stadt der Rosen, es ist auch die Stadt reichen Seelenlebens in Italien. Es hat die großen Dichter, die großen Künstler, die großen Staatsmänner, die großen Geschichtschreiber, mit einem Worte, es hat mehr große Männer hervorgebracht, als ganz Italien zusammen. Florenz ist die Stadt der Arbeit, und mit Stolz rühmen seine Sprecher es vor dem französischen Gesandten: „Was wir haben, haben wir durch uns; wir hatten keinen Freund in Italien, der uns etwas verschaffte, wir haben alles durch eigene Arbeit erworben." — Und so war es in der That. Florenz war eine Fabriks- und Handelsstadt: es bezog die Wolle aus dem Norden und schaffte sie als Tuch nach dem Osten; es bezog die Seide aus dem Osten und bearbeitete sie zu den schönsten Geweben für das Abendland. Die Florentiner hielten Bank in fast allen Königreichen Europas, liehen den Monarchen Geld zu ungeheuren Zinsen und hatten dafür Bergwerke und Zölle im Versatze. In Florenz selber waren um 1422[1]) nicht weniger als 72 Wechselbuden um den neuen Markt herum thätig und wurde die Summe des Barverkehres auf nicht weniger als zwei Millionen Goldgulden angeschlagen. Es ist die Heimat der Statistik Statistik. Wir wissen, dass es z. B. mit der Umgebung 170.000 Bewohner, 8000 bis 10.000 Schulkinder, und 600 Schüler hatte, die in lateinischer Grammatik und Logik, 1200, die in der Arithmetik unterrichtet wurden. — Die Wollmanufactur allein beschäftigte 200 Fabriken und 30.000 Arbeiter. — Außer Tüchern und Geweben fabricierte es Gold- und Silberstoffe, Damaste, Goldschnitzereien, Arbeiten in Marmor, Sandstein, Mosaiken. Nirgends herrschte mehr Bildung, heiterer Lebensgenuss und dabei doch mehr Arbeitsamkeit, als in Florenz. Es sind noch Testamente vorhanden, in welchen der Vater den Staat ersucht, den Sohn um 1000 Goldgulden zu strafen, wenn er kein Politisches Leben. regelmäßiges Gewerbe treibe.[2]) Dabei hat kein Staat Änderungen in seinem Verfassungsleben mit so regem, politischem Selbstbewusstsein durchgemacht, wie Florenz, und seine Geschichtschreiber haben die verschiedenen Entwicklungsstufen mit einer Schärfe und Klarheit dargestellt, dass sie den großen Geschichtschreibern Griechenlands und Roms nicht unwürdig zur Seite stehen. Burckhardt sagt darum nicht mit Unrecht: „Florenz durchlebt nicht nur mehr politische Formen und Schattierungen, sondern es gibt auch unverhältnismäßig mehr Rechenschaft davon, als andere freie Staaten Italiens und des Abendlandes überhaupt, es ist der vollständigste Spiegel von Verhältnisclassen und einzelner Menschen zu einem wandelbaren Allgemeinen."[3])

---

[1]) Burckhardt, l. c. S. 77—82.
[2]) Libri, Hist. des sciences Mathém., II, p. 163
[3]) Burckhardt, l. c. S. 74, 77, 82.

Unter diesem arbeitsamen Volke mit scharf beobachtendem und künstlerisch schaffendem Geist zugleich, unter diesem Volke von Fabrikanten, Kaufleuten, Kunstkennern und Künstlern errang eine Kaufmannsfamilie die größte Gewalt und sah man einen Bürger, der immer Handel trieb, mit der einen Hand die Waren aus der Levante verkaufen und mit der andern das Steuer des Staatsschiffes führen, Handelsreisende ausschicken und Gesandte fremder Staaten empfangen, den Arbeitern Beschäftigung, dem Volke öffentliche Spiele und Verbannten eine ruhige Freistätte gewähren, das Vaterland mit Prachtbauten schmücken und die eigene Familie mit den höchsten Befugnissen der Macht. Diese Familie sind die Medici. Die Medici.

Sie gehören bis hochhinauf zu den besseren Familien in Florenz. Den Grund der Macht legte Giovanni Medici durch sein Glück im Handel, durch seine Leutseligkeit, Mäßigung und Freisinnigkeit. Er wurde mit allen Ämtern der Republik beehrt, ohne dass er nach ihnen strebte. Als er 1428 starb, richtete er an seine beiden Söhne, Cosimo (geb. 1389) und Lorenzo (geb. 1394), die schönen Worte: „Nichts freut mich mehr als der Gedanke, dass nie jemand durch meine Handlungen verletzt worden ist, sondern dass ich einem jeden nach besten Kräften zu dienen gestrebt habe. Ich empfehle euch ein Gleiches. Nehmt nur die Staatsämter an, welche euch durch die Gesetze und die Gunst eurer Mitbürger übertragen werden, wenn ihr in Sicherheit leben wollt, denn die Ausübung der mit Gewalt erlangten erregt Hass und Streit." Giovanni.

Cosimo, das Haupt der Familie, blieb getreu den Mahnungen seines Vaters und gelangte so auf die rechtmäßigste Weise zur ersten Macht in der Republik bloß durch stillschweigenden Einfluss; die höchsten Staatsämter wurden ihm, oder solchen verliehen, die er empfahl. Er war Vater und nicht Beherrscher der Republik, schien geneigter ein Amt abzulehnen, als anzunehmen, machte von dem Vertrauen mit ungemeiner Mäßigung Gebrauch und schien, obschon alles nach seinem Willen geschah, doch nur einfacher Bürger von Florenz und Diener des Staates zu sein. Es fehlte nicht an scharfblickenden und glühenden Feinden, welche die Freiheit von ihm bedroht hielten, nicht an Gefahren, die ernst über seinem Haupte schwebten. Die am Ruder stehende Partei fühlte überall seine Macht, obschon er sich den Regierungsgeschäften ferne hielt und immer nur als Florentiner Bürger und wohlwollend und menschenfreundlich sich zeigte und seinen Freunden von jedem feindseligen Schritt gegen die Regierung abrieth. Seine Macht lag in seinem Vermögen, in seinem klug geleiteten Bankgeschäft. Er war in Constanz, wo „die ganze Welt versammelt war" beim Concil, der große Geldmann; er bereiste dann Deutschland und Frankreich, allenthalben wie eine Macht verehrt; in Florenz kettete er die Einzelnen an sich, indem er sie zu großen Handelsunternehmungen einlud und unterstützte oder aus dem Schuldbuch tilgte, so dass sie Staatsämter erlangen konnten, oder indem er dem Staatsschatze große Vorschüsse machte; die Armen sahen alle auf ihn als ihren Beschützer.[1]) Der Neid hasst in den Republiken jeden, der sich auszeichnet. Darum sollte auch Cosimo zur Unbedeutendheit herabgedrückt und zu diesem Zweck durch einen Staatsstreich Cosimo.

---

[1]) Vergl. die Rede des Nikolaus von Uzano in Macchiavelli, Istorie Fiorentine, IV, p. 90. Milano 1858.

entfernt werden. Sobald daher die Wahl der acht Prioren am 1. September 1433 der herrschenden Partei günstig war, ließ ihr Haupt Rinaldo degli Albizzi den Cosimo vor die Signoria laden. Er erschien unbefangen vor ihr, obschon ihm die Seinen abriethen und die Menge für ihn sich leicht und wahrscheinlich mit Erfolg geschlagen hätte; er zog es vor, dem Gesetze zu gehorchen. Als er aber im Palast erschien, wurde er unter dem Vorwande der Untreue während des Krieges mit Lucca verhaftet. Im Tumult versammelte sich die Partei der Albizzi auf dem großen Platz und wählte eine außerordentliche Commission oder Baglia von 200 Männern — zur Berathung über Cosimos Schicksal, dessen vertrautes Verhältnis zu Franz Sforza ihn verleitet habe, diesem während des Krieges mit Lucca Mittheilungen zu machen, die den Erfolg der florentinischen Unternehmungen verhinderten. Viele wollten, dass Cosimo verbannt, viele, dass er getödtet werde, manche schwiegen aus Mitleid für ihn oder aus Besorgnis für sich selbst, und diese Verschiedenheit der Meinungen ließ es zu keinem Schluss kommen.[1]) Indes hörte Cosimo im Thurm des Gefängnisses das Läuten der Glocken und den Lärm der Versammlung und stand in Sorge um sein Leben, namentlich fürchtete er, vergiftet zu werden. Er enthielt sich deshalb der Speise, so dass er in vier Tagen nichts als ein wenig Brot aß. Da sagte ihm der Ritter Maltavolti aus Siena, der ihn bewachen musste: „Du fürchtest vergiftet zu werden und stirbst deshalb vor Hunger; meine Ehre aber kränkst du, indem du mich einer solchen Niederträchtigkeit für fähig hältst. Ich will meine Hände nie mit dem Blute eines Menschen beflecken, der mir nichts gethan hat. Sei ohne Sorge, iss, erhalte dein Leben dem Vaterlande und deinen Freunden, deren du viele in und außer dem Palaste hast.“ — Cosimo umarmte den Hauptmann unter Thränen, der, um ihn zu beruhigen, von allen seinen Speisen mit ihm aß. Bald bekam er Gelegenheit, einem Diener eine Anweisung auf 1100 Goldstücke an seinen Verwalter zu senden: 100 sollten dem Diener gehören, wenn er auf geschickte Weise 1000 dem Gonfaloniere übergebe. Dieser ließ sich bestechen und trug bloß auf Verbannung Cosimos an, statt auf Hinrichtung, wie man aus der Anklage gegen ihn und Averardo hätte erwarten sollen: sie seien grausame und rohe Feinde, Urheber von Mord, Brandstiftungen und Verwüstungen, Leute, die, so teuflisch ihre Natur auch sei, durch die einzige Milde des Florentiner Volkes geduldet worden seien. Cosimo wurde auf zehn Jahre nach Padua, Averardo nach Neapel verbannt, Lorenzo Medici nach Venedig. Das ganze Geschlecht der Medici wurde in den Adelstand versetzt, um es dadurch von allen bürgerlichen Ämtern auszuschließen.

Die Albizzi. — Cosimo in Haft. — verbannt.

In der Nacht des 3. October wurde Cosimo unter starker Bedeckung aus der Stadt geführt, denn man fürchtete für sein Leben. Außer dem Gebiet von Florenz dagegen wurde er allenthalben wie ein Fürst empfangen. In Modena bekam er eine Ehrenwache, in Venedig stellte man ihm die Stadt und ihre Einkünfte zur Verfügung und erbat sich in wichtigen Fragen seinen Rath. Cosimo machte in Venedig ein großes Haus wie in Florenz und unterstützte Gelehrte und Künstler großmüthig wie früher. Die Fürsten Europas waren ihm schuldig, das Zutrauen, das er genoss, bewog noch immer die Reichen, ihm ihr Geld anzuvertrauen. Er war der erste Bankier Italiens und Europas, an ihn drängten sich die Könige und Fürsten und Städte, welche Geld bedurften. In Florenz aber fühlte man in Handel und Wandel den Abgang eines solchen Bürgers. „Florenz,“

in Venedig geehrt.

[1]) Macchiavelli, l. c. IV, p. 91—94.

sagt Macchiavelli,[1]) „war wie verwaist, jedermann war in Bestürzung und gleich groß war die Furcht derer, die gesiegt hatten, wie derer, die besiegt waren.“ Bei den Neuwahlen im August 1436 kamen lauter Anhänger des Cosimo ans Ruder. Jetzt wurden die bisherigen Signoren des Unterschleifs angeklagt, stellten sich aber nicht vor der Obrigkeit, sondern wollten sich zur Wehr setzen. Man rüstete beiderseits zum Kampf. Zu diesem kam es nicht, Papst Eugen IV. vermittelte. Cosimo wurde zurückberufen, die Mediceer in alle Ehren wieder eingesetzt. Ihre Gegner wanderten jetzt in die Verbannung.[2]) Rinaldo degli Albizzi schied aus Florenz mit der Betheuerung: „Ich lege wenig Wert darauf, in einer Stadt zu leben, wo die Gesetze weniger vermögen als die Menschen, denn das Vaterland ist wünschenswert, wo man seines Vermögens und seiner Freunde mit Sicherheit genießen kann, nicht das, wo jenes dir leicht genommen werden kann und deine Freunde in Besorgnis für ihr eigenes in deinen höchsten Nöthen dich verlassen. Auch war es weisen und guten Menschen immer weniger schmerzlich, die Leiden ihres Vaterlandes zu hören, als sie zu sehen, und sie halten es für ruhmvoller, ein ehrenwerter Rebell, als ein sclavischer Bürger zu sein.“[3]) Cosimo kehrt zurück

Während die Albizzi in die Verbannung zogen, kehrte Cosimo wie ein Sieger nach Florenz zurück unter lautem Jubel des Volkes, das ihn als Wohlthäter und Vater des Vaterlandes begrüßte. Das eine Jahr hatte Florenz und ihn geändert: er erschien seiner Vaterstadt unentbehrlich und er selber kehrte mit der Überzeugung heim, dass ihm fortan seine Stellung niemand streitig machen könne, wenn es ihm gelinge, sich eine höhere Wichtigkeit für ganz Italien zu geben;[4]) wenn Mailand und Venedig einander in Oberitalien in Schranken hielten, und wenn der Kirchenstaat und Neapel in Unteritalien, so gab Florenz Ober- oder Unteritalien, welchem es sich zuwandte, das Übergewicht, konnte es also den Frieden in Italien gebieten und hatte es in dieser Ruhe der andern Staaten die Gewähr des Friedens in seinem Innern, denn keine seiner Parteien konnte sich auf einen der vier anderen Staaten stützen. Cosimo war Staatsmann und verstand sich auf das Geldwesen, aber nicht auf den Krieg, in welchem aber Franz Sforza ein Meister war. Darum der Bund dieser beiden Männer, die Italien nach ihren Bedürfnissen ordneten. „Niemals ist in der Politik ein feinerer Verstand entwickelt worden, als damals unter dem Einfluss dieser beiden Männer, sie waren verbunden wie Geld und Gewalt.“[5]) und herrscht. Sforza und Cosimo.

Wer, wie Sismondi, Cosimo tadelt, dass er die sittlichen Grundlagen des Freistaates Florenz untergraben habe, der kennt die höheren Zwecke und die Thätigkeit dieser Männer nicht. „Florenz ist nur der Boden, auf welchem Cosimos Fußsohlen ruhen, damit er einen festen Stand habe; sein Haupt erhebt sich aber weit über diesen Raum hinaus, und wenn er auf diesem Boden dennoch, mit

---

1) Macchiavelli, l. c. IV, p. 63—94; VII, p. 145.
2) Ibid. III, p. 95.
3) Ibid. p. 95, Schluss des IV. Buches.
4) Leo, Geschichte der italienischen Staaten, IV, S. 321.
5) Ibid. IV, S. 322.

großen Aufopferungen, Kunst und Wissenschaft begünstigt, so geschieht dies nur ebensosehr in seinem individuellen Interesse, indem sein Geist selber dieser Erholung und dieses Reizes bedarf, als in dem seines politischen Systems, welches gute Köpfe und unternehmende Menschen, welche bürgerlichen Kreisen angehörten, so zu beschäftigen gebot, dass sie über der Lust dieser Beschäftigung die öffentlichen Verhältnisse und die Geltendmachung individueller Kraft in diesen vergaßen, und welches zugleich verlangte, dass die öffentliche Meinung, welche dadurch allein versöhnt und auf einen andern Gesichtspunkt verpflanzt werden konnte, gewonnen wurde."

Von da an war Cosimo eigentlich König von Florenz und doch nur Kaufmann und einfacher Bürger und überhäufte seine Vaterstadt mit Wohlthaten. Dabei übte er den größten Einfluss auf die Angelegenheiten Europas. Als der König von Neapel im Vereine mit den Venetianern Krieg gegen Florenz führen wollte, verhinderte es Cosimo einfach dadurch, dass er durch seine Banken ihnen die Geldmittel dazu entzog; durch seine Unterstützung wurde Eduard IV. König von England. Dabei war Cosimo der eifrigste Unterstützer von Kunst und Wissenschaft, verlieh den griechischen Gelehrten aufs Großmüthigste seinen Schutz und seine Unterstützung. Sein Haus war jedem Manne von Talent offen; er sandte Gelehrte aus, um wichtige Schriften zu sammeln und zu kaufen. Die Ausgrabung eines alten Kunstwerkes, die Entdeckung einer wichtigen Handschrift wurde in Florenz wie die Eroberung eines Königreiches gefeiert.

Classische Literatur.

Von ihm unterstützt, hat Poggi 1415 in St. Gallen, während seines Aufenthaltes bei der Kirchenversammlung in Constanz, eine vollständige Handschrift von Quintilian gefunden, dann die drei ersten Bücher der „Argonautica" des Valerius Flaccus, endlich in Frankreich und Deutschland mehrere Reden des Cicero und einige Lustspiele des Plautus, von denen man bisher nur acht kannte. Er war es, der den Lucretius, den Silius Italicus, den Columella wieder an das Tageslicht, der die Bucolica des Calpurnius und einen Theil des Petronius wieder nach Italien brachte. Als Aurispa 1423 mit 238 Handschriften der wichtigsten griechischen Schriftsteller in Venedig eintraf, war es Cosimo, der ihm sogleich aus der Geldverlegenheit half. — Alle Handelsagenten des Hauses mussten zugleich in den entferntesten Ländern nach alten Handschriften in jeder Sprache forschen und sie wo möglich anschaffen. So entstand in Florenz die herrliche Bibliotheca Mediceo-Laurentiana.

Bibliotheken.

Ein anderer Bürger von Florenz, Niccolo Niccoli, brachte in Nachahmung des Cosimo 800 Bände römischer, griechischer und orientalischer Werke zusammen. Nach seinem Tode kaufte sie Cosimo und übergab sie zur öffentlichen Benutzung dem Kloster des heil. Marcus, welches er mit ungeheuren Kosten selbst errichtet hatte. So wurde der Grund zur berühmten Bibliotheca Marciana gelegt. Zur Ordnung dieser Büchersammlung verwandte Cosimo den gelehrten und eifrigen, für alles Schöne und Große begeisterten Tomaso Calandrino, den wir oben als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl besteigen sahen, der die ersten Gelehrten der Zeit um sich sammelte, überall Manuscripte und alte Kunstwerke zusammenkaufen ließ und den Grund zur vaticanischen Bibliothek legte —

Nikolaus V.

sie umfasste bei seinem Tode 5000 Bände griechischer und römischer Werke. Cosimo ließ in Florenz öffentliche Lehranstalten für das Studium der griechischen Sprache und Literatur errichten. Er selber war ein Eiferer für platonische Philosophie und zum Gebrauche für ihn unternahm Ficino seine mühsame Übersetzung der Werke des Plato, wobei er bemerkt: „Midas geizte mit seinem Gelde nicht stärker, als Cosimo mit seiner Zeit.“

Cosimo starb 1. August 1464, fünfundsiebzig Jahre alt,[1]) von der Mehrzahl der Mitbürger tief betrauert und mit dem Titel „Vater des Vaterlandes“ beehrt. Trauer um Cosimo.

Machiavelli betont, dass jedermann beim Tode des Cosimo betrübt gewesen sei, auch die Feinde, die es aber ehrlich mit ihrem Vaterland meinten, weil sie fürchteten, dass es nach seinem Hingang in Verwirrung komme. „Er war der angesehenste und berühmteste Bürger unter den nicht Krieg führenden, den nicht bloß Florenz, sondern irgend eine Stadt, die wir kennen, besessen hat: denn nicht allein übertraf er all seine Zeitgenossen an Macht und Reichthümern, sondern auch an Freigebigkeit und Klugheit, denn zu den Eigenschaften, die ihn zum Ersten des Vaterlandes machten, gehörte auch die, alle anderen Menschen an Freigebigkeit und Pracht zu übertreffen. Nach seinem Tode zeigte es sich, dass nicht ein Bürger von irgend einiger Bedeutung in der Stadt war, dem nicht Cosimo große Summen Geldes geliehen hatte; und oft hat er, ohne darum gebeten zu sein, einen Edelmann unterstützt, wenn er von seiner Verlegenheit hörte. Seine Pracht zeigt sich in der Menge von Bauten, die er aufführen ließ: in Florenz die Klöster und Kirchen von San Marco und San Lorenzo, das Kloster von Verdiana, die Kirche der Minoriten in Mugello.[2]) In vielen anderen Kirchen ließ er glänzende Altäre und Kapellen errichten und schenkte kostbare Teppiche und allen Schmuck der Gottesverehrung. Dazu viele Privatbauten, in der Stadt ein Haus ganz bürgerlich, außerhalb vier Paläste, nicht bürgerlich, sondern königlich. In Jerusalem baute er ein Hospital für die armen und kranken Pilger.“ Er war also nicht bloß der reichste Mann, sondern er machte auch von seinem Reichthum den edelsten Gebrauch. Und doch beklagte er sich oft bei seinen Freunden,

[1]) Stammtafel der Familie Medici:

Giovanni, 1360—1428
- Cosimo, 1389—1464
  - Pietro, 1416—1472
    - Giuliano, 1453—1478
      - Giulio (Clemens VII.), unehelich † 1534.
    - Lorenzo, il Magnifico, 1448—1492
      - Giovanni (Leo X.), 1475—1521.
      - Giuliano, 1478—1516
        - Ippolito, unehelich, 1511—1535.
      - Pietro, 1471—1503
        - Lorenzo, 1492—1519.
          - Alessandro, unehelich (Herzog von Florenz), † 1537.
          - Katharina, Königin von Frankreich, 1519—1589.
  - Giovanni, † 1463.
- Lorenzo, 1394—1440
  - Pierfrancesco, † 1476
    - Lorenzo, † 1503
      - Pierfrancesco
        - Lorenzino (Herzog Alessandros Mörder), 1514—1547.
    - Giovanni, 1467—1498
      - Giovanni, 1498—1526, Anführer der schwarzen Banden
        - Cosimo I., 1537—1574.

[2]) Macchiavelli, l. c. VII, p. 146—148.

daſs er niemals ſoviel zur Ehre Gottes habe ausgeben können, daſs er ihn als Schuldner in ſeinen Büchern fände.

Bei königlicher Macht und Fülle überſchritt er doch klug nie die bürgerliche Beſcheidenheit, „denn", fährt Machiavelli fort, „in ſeinen Unterredungen, in ſeiner Dienerſchaft, in ſeinem Reiten und ſeiner ganzen Lebensart und in den Verwandtſchaften, die er anknüpfte, betrug er ſich immer jedem beſcheidenen Bürger gleich, denn er wuſste wohl, daſs die außerordentlichen Dinge, die ſich zu jeder Zeit zeigen und erſcheinen, den Menſchen viel mehr Neid einflößen, als diejenigen Dinge, die in der That beſtehen und mit Anſtand bedeckt bleiben. Seinen Söhnen ſuchte er daher keine fürſtlichen Bräute. Keiner übertraf ihn an Kenntnis und geſchickter Behandlung der Verhältniſſe. Daher vermochte er in einer ſo veränderlichen Stadt und unter einer ſo wankelmüthigen Bürgerſchaft einunddreißig Jahre die Macht zu behaupten. Von weitem her ſah er die Gefahren voraus und beugte ihnen vor. So überwand er nicht bloß den häuslichen und bürgerlichen Ehrgeiz, ſondern auch den mancher Fürſten mit ſo großem Glück, daſs jeder, der ſich mit ihm und ſeinem Vaterlande verband, ſeinem Feinde entweder widerſtehen oder ihn überwinden konnte, und daſs jeder, der ſich ihm entgegenſtellte, entweder Zeit und Geld oder gar die Regierung verlor. — Alle Schwierigkeiten in- und außerhalb der Stadt nahmen für ihn ein ruhmvolles Ende, für ſeine Feinde ein nachtheiliges, die bürgerlichen Zwiſtigkeiten befeſtigten ſeine Regierung in Florenz, die auswärtigen Kriege vergrößerten ſeine Macht und ſein Anſehen."

Geſtalt und Rede ſchildert Machiavelli: „Er war von gewöhnlicher Größe, ſein Geſicht olivenfarbig, ſeine Perſon ehrwürdig. Er war nicht gelehrt, aber ſehr beredt, voll von natürlicher Klugheit, deshalb war er dienſtfertig gegen ſeine Freunde, mildthätig gegen die Armen, im Umgang nützlich, in Entſchließungen vorſichtig, in der Ausführung raſch, in ſeinen Ausſprüchen ſcharfſinnig und ernſt. Meſſer Rinaldo degli Abizzi ließ ihm aus der Verbannung ſagen, die Henne brüte; Coſimo ließ ihm antworten, ſie könne nur ſchlecht brüten, weil ſie außer dem Neſt wäre. Andere Rebellen ließen ihn wiſſen, daſs ſie nicht ſchliefen, worauf er entgegnete, er glaube es gerne, denn er habe ſie im Schlafe geſtört." — So war dieſer ſeltene Mann.

Pietro Medici. Sein Sohn Pietro hatte zwar eine glänzende Erziehung genoſſen, beſaß aber nicht den geſchickten, umſichtigen Geiſt des Vaters. Kaum war dieſer todt, ſo verlor Pietro den beſcheidenen Ton und geberdete ſich wie ein Fürſt. Das reizte 1465 vornehme Familien, wie die Pitti, die Accaciuoli und andere, zu einer Verſchwörung, bei der es auf den Mord Pietros abgeſehen war: nur durch einen Zufall und durch die Geiſtesgegenwart ſeines Sohnes Lorenzo entgieng dieſer dem Verderben.

Gegner. Pietro de' Medici waltete 1464—1469 in Florenz. Neider und falſche Freunde des Vaters glaubten, daſs der gichtkranke Mann nicht imſtande ſein werde, die Macht des Vaters zu behaupten. Diotiſalvi Neroni, welchem der ſterbende Coſimo ſeinen Sohn empfohlen hatte, gab dieſem den böſen Rath, um der Unordnung in ſeinem Vermögen vorzubeugen, die ausſtehenden Capitalien einzufordern. Als nun Pietro dieſe Summen kündete, ſah man erſt, wie viele verſchuldet waren, eine Menge Bankerotte entſtanden und groß wurde der Haſs gegen den Geiz Pietros, ja viele hielten ſich von ihm übel behandelt, gerade als

ob er ihnen ihr Eigenthum genommen hätte. Mehrere Reiche verbanden sich sofort insgeheim mit Diotisalvi, um Peter zu stürzen — die Stadt müsse hinfüro durch die Obrigkeiten, nicht aber durch den Rathschluss einiger Weniger regiert werden. Im Ziel waren sie einig, aber nicht in der Wahl des Mittels. Als nach dem Tode des Franz Sforza sein Sohn Galeazzo um Erneuerung des bisherigen Vertrages und fernere Auszahlung von gewissen Summen bat, nahmen die Gegner dies als Anlass zum Bruch — man solle das Bündnis nicht erneuern, während Pietro diesen Bund mit Mailand als heilsam für die Republik und ganz Italien hinstellte. Sie meinten, dadurch sein Ansehen nach außen und damit seinen Geldcredit zu mindern, dadurch müsse er ruiniert werden, und man komme ohne Verbannung und Blutvergießen zur Freiheit. Mit Diotisalvi hielt Luca Pitti, dessen Name heute noch in dem Palazzo Pitti lebt, den er sich in Florenz erbaute und wozu er sich die Mittel durch Missbrauch seiner amtlichen Stellung verschaffte, und Niccolo Soderini. Sie unterhandelten um Unterstützung mit Venedig und Ferrara und wollten nur die nächsten Wahlen am 28. August abwarten. Da erfuhr aber Pietro all ihre Pläne durch einen Verräther. Er gab sich alle Mühe, seinen Anhängern Muth einzuflößen, so dass beide Parteien sich nahezu mit gleichen Kräften gegenüber standen. Deshalb beschlossen die Gegner, Pietro, der sich krank in Careggi befand, zu ermorden und Mannschaft aus Ferrara in die Stadt kommen zu lassen. Darauf eilte Pietro mit Bewaffneten in die Stadt. Auch die Gegenpartei sammelte sich. Als es aber zum Schlagen kommen sollte, zog sich Luca Pitti zurück, durch geheime Versprechungen gewonnen. Soderini mahnte ihn vergebens: „Der Entschluss, den du gefasst hast, wird unserem Vaterlande seine Freiheit kosten, dir die Regierung, mir das Vermögen, den übrigen ihr Vaterland.“ [1]) — Einer Abordnung von Bürgern, welche über die Unruhe in der Stadt klagten, so der auf dem Gewissen habe, welcher zuerst die Waffen ergriffen, hielt Pietro entgegen, der sei daran schuld, welcher dazu nöthige; er selber sei ein ruhiger, friedliebender Mann und wolle für sich nichts als Sicherheit. Die Wahlen fielen zu Gunsten der Medici aus, die Gegner flohen und die Flüchtigen wurden verbannt, einige Rädelsführer hingerichtet. Pitti verfiel in allgemeine Verachtung, selbst seine Verwandten grüßten ihn nicht mehr. Pietro aber leitete Florenz nach seinem Willen; nicht lange, schon 1472 erlag er der Krankheit und den Sorgen. „Man kannte ihn zu wenig,“ meint Macchiavelli, „wie gut und klug er war: zuerst verdunkelte ihn sein Vater, dann die Krankheit.“ [2])

Pitti.

Soderini.

Zum Glück für die Familie starb Pietro schon 1472 und waren seine zwei Söhne Lorenzo und Giuliano Träger vom Geiste Cosimos. Lorenzo hatte den Titel „il Magnifico“, der Durchlauchtige, oder der Großmüthige, Prächtige, und verdiente dieses Beiwort in jeder Bedeutung. [3]) Er war eine urkräftige Natur, mit Gemüth, Verstand, mit Phantasie, wie mit Thatkraft gleich sehr begabt, körperlich und geistig frisch und glänzend ausgebildet, früh an ernste Thätigkeit gewöhnt, ein Kenner der alten Literatur, dass er die Stelle eines Lehrers in derselben hätte bekleiden können, ein Dichter nicht

Lorenzo.

[1]) Macchiavelli, l. c. VII, p. 150 ff.
[2]) Ibid. VII, p. 158.
[3]) Reumont, Lorenzo de' Medici, il Magnifico.

ohne Glück und Ruf, und zugleich Meister in kaufmännischen Geschäften, und dabei von einem Zug tiefer Religiösität und Gottergebenheit geleitet. So war Lorenzo vierundzwanzig Jahre alt, als der Vater starb, und folgte ihm in seiner öffentlichen Stellung wie in einer Erbschaft nach. Weil er auf seiner jugendlichen Stirne schon den Stempel der Männlichkeit trug, kamen viele der angesehensten Bürger zu ihm, mit der Bitte, die Verwaltung der Republik in derselben Weise zu übernehmen, wie es früher sein Großvater und sein Vater gethan. Und im Geiste seines Großvaters regierte Lorenzo in der That bis zu seinem Tode 1492.

Das Vermögen der Familie vermehrte er durch glückliche Handelsoperationen; dasselbe war früher schon so groß, dass im Verlaufe von siebenunddreißig Jahren von der Familie bloß auf Werke der Mildthätigkeit 600.000 Goldgulden verwendet werden konnten; in allen Handelsplätzen Europas waren Banken der Medici, für die Alaunbergwerke im Römischen allein zahlten sie eine Jahresrente von 100.000 Gulden. Und wie von Cosimo, wurde von Lorenzo die Literatur gefördert. In seinem Hause wurde je am 7. November der Jahrestag der Geburt Platos gefeiert, und beim Versuche, die alten Dramen mit Musikbegleitung aufzuführen, die Oper erfunden. Er errichtete eine Schule der Antiken. Michel Angelo wurde von ihm gehoben und wohnte in seinem Hause. „Er war ein so großer Freund aller Überbleibsel des Alterthums," sagt Valori, „dass ihm nichts ein größeres Vergnügen gewährte. Diejenigen, welche sich ihm zu verpflichten wünschten, pflegten aus allen Theilen der Welt Medaillen und Münzen, Statuen und Büsten, und was sonst den Stempel des Alterthums trug und durch Kunst ausgezeichnet war, zu sammeln. Bei meiner Rückkehr aus Neapel beschenkte ich ihn mit den Figuren der Faustina und des Africanus in Marmor und einigen anderen Erzeugnissen der alten Kunst, und ich kann das Vergnügen, mit welchem er diese Sachen entgegennahm, kaum beschreiben." — Der Sammlung der Werke alter Kunst und der Möglichkeit, sie zu studieren, ist der plötzliche und erstaunliche Fortschritt, den die Kunst in jener Zeit nahm, zuzuschreiben — und Lorenzo war es, der jedes Talent willkommen hieß, es zur Thätigkeit ermunterte, seinen Fortschritt förderte und seine Leistungen belohnte; er hatte das Verständnis für jedes Genie, den Willen, es zu heben, und die Macht, es zu belohnen.

Oper.

Bei all dieser reichen und sonnigen Richtung seines Wesens fehlte es nicht an Schatten und Wolken in seinem Lebensgang. Er hatte viele Feinde und darunter, wie gesagt, Papst Sixtus IV., Ferdinand II., König von Neapel, und die mächtige Familie der Pazzi in Florenz. Franz Pazzi, leidenschaftlicher und empfindlicher als alle übrigen, mochte die Herrschaft des Lorenzo nicht ertragen und lebte deshalb in Rom und beschloss zu gewinnen, was ihm fehlte, oder zu verlieren, was er hatte. Riario, der Neffe des Papstes, verband sich mit ihm und Salviati, der Erzbischof von Pisa, der sehr ehrgeizig und von den Medici beleidigt war. Die Ermordung Lorenzos und seines Bruders Giuliano wurde beschlossen und zwar sollte das Verbrechen in der Kirche begangen werden, da der Plan, es bei einem Gastmahle auf einem Landgute zu begehen, fehlschlug. Das Zeichen zu der That sollte sein, wenn der Geistliche, welcher die Messe las, das Allerheiligste erheben würde. Julian wurde wirklich von den Mördern im Dom niedergestoßen, Lorenzo am Halse leicht verwundet, vertheidigte sich jedoch muthig, bis seine Freunde ihm zu Hilfe kamen und ihn in die Sacristei retteten. Zu gleicher

Die Verschwörung der Pazzi.

1478.

Zeit hatte der Erzbischof das Regierungsgebäude in Besitz zu nehmen versucht, hatte aber im Augenblicke der That Verwirrung gezeigt, den Bannerträger misstrauisch gemacht; die Signoren griffen zu den Waffen, die Umgebung des Erzbischofs wurde niedergehauen, er selbst zum Fenster hinaus gehenkt. Vergebens riefen die Pazzi das Volk zur Freiheit auf. Niemand schloss sich ihnen an, sie mussten fliehen, oder wurden erschlagen, gefangen oder hingerichtet.[1])

Eine misslungene Verschwörung befestigt nur die Gewalt, gegen welche sie gerichtet war. Lorenzo hatte zwar seinen hochbefähigten und allgemein beliebten Bruder Giuliano verloren, allein die Florentiner hatten sich bereit gezeigt, sein Leben mit Gefahr ihres eigenen zu vertheidigen. Im Krieg, der nun ausbrach und in welchem die Florentiner den Medici gegen den Papst und Neapel vertheidigten, fasste Lorenzo, weil der Streit doch eigentlich nur ihm galt, den Entschluss, heimlich Florenz zu verlassen, unverweilt nach Neapel zu gehen, sich Ferdinand, seinem geschworenen Feinde, in die Hände zu liefern, ihn entweder von der Unklugheit eines Krieges gegen Florenz zu überzeugen, oder sich für die Rettung seines Landes zu opfern. Lorenzo in Neapel.

Das war kühn und großmüthig zugleich und hatte den gewünschten Erfolg. Lorenzos Persönlichkeit machte großen Eindruck, seine Gründe schufen aus dem offenen Feinde einen Bundesgenossen und das Gelingen des kühnen Planes machte die Begeisterung des Volkes für Lorenzo noch größer, und als die Türken damals Otranto wegnahmen, wusste Lorenzo alle italienischen Mächte zur Wiedereroberung dieser Stadt zu vereinigen. Einigung, um die drohende Macht der Türken, um die drohenden Einfälle der Franzosen und Deutschen abzuhalten, Frieden in Italien durch Ausgleichung der widersprechenden Interessen, war das Ziel von Lorenzos Politik, und er hat es, so lang er lebte, vollständig erreicht und wurde dadurch zugleich der Schwerpunkt für Italien, in dem er das Vorwiegen jedes besonderen Staates zu verhindern wusste. Italien war ruhig, Florenz stolz und glücklich. „Wir haben keine Raubanfälle," schreibt ein Zeitgenosse, „keine nächtlichen Ruhestörungen, keine Meuchelmorde. Jeder kann seinem Gewerbe bei Tag und Nacht ruhig nachgehen. Spione und Angeber kennt man hier nicht. Die Anklage des einen vermag nicht die Sicherheit von vielen zu beruhigen, denn es ist ein Grundsatz Lorenzos, es sei besser, allen zu vertrauen als wenigen." Seine Politik.

So waltete der Perikles von Florenz. Der Sohn seines Bruders ist der spätere Papst Clemens VII. Der eigene Sohn, Giovanni, ist der Papst Leo X. Ein dritter Sohn, Giuliano, verband sich mit dem Königshause von Frankreich und erhielt den Titel eines Herzogs von Nemours. Sein Liebling scheint Giovanni gewesen zu sein, der schon im dreizehnten Jahre Cardinal wurde, aber durch Fleiß und gesittetes Betragen die außerordentliche Bevorzugung zu rechtfertigen suchte. Pietro, der in der Regierung folgte, hatte wenig vom Söhne. Pietro.

[1]) Macchiavelli, l. c. VIII, p. 165—171.

Geiste des Vaters, er war ein schöner, reichgebildeter Mann, der vortrefflich zu improvisieren wusste, aber kein Herrschergeist.

Es war ein heiteres, geistreiches, glänzendes Leben unter diesen drei Medici in Florenz, so viel Pracht und Fröhlichkeit und geistiges Genießen war selten beisammen. Das Haus des Lorenzo war die Schule und der Zufluchtsort des Genius. Lorenzo selber dichtete fromme Lieder wie Carnevalsscherze. Seine neulich aufgefundenen Briefe — er schrieb deren täglich fünfzehn bis zwanzig — zeigen, welch schöne, feine Prosa er schrieb. Er verstand sich trefflich auf Baukunst und Musik, Beschäftigung mit der platonischen Philosophie war bei ihm Herzenssache. Machiavelli bemerkt am Schlusse seiner „Florentinischen Geschichten": „Damit auch die florentinische Jugend sich mit dem Studium der Wissenschaften beschäf-
Universität Pisa. tigen könne, eröffnete er in der Stadt Pisa eine Universität, wohin er die vortrefflichsten Männer zog, die es damals in Italien gab. Dem Bruder Marianus von Chinazano vom Orden des heil. Augustin erbaute er, weil derselbe ein vortrefflicher Prediger war, ein Kloster in der Nähe von Florenz. Er war von dem Glücke und von Gott sehr geliebt, denn alle seine Unternehmungen hatten ein glückliches Ende und all seine Feinde ein unglückliches. Sein Ansehen stieg mit jedem Tage durch seine Klugheit; was er sprach, war eindringend und beredt, in seinen Entschließungen war er weise, in ihrer Ausführung rasch und muthig." [1] —

Venedig und Mailand.

Venedig. Mit Florenz wetteiferte damals Venedig an Schönheit, — es hieß das Schmuckkästchen der Welt — an Einfluss auf den europäischen Geldmarkt, an Macht. Ihm gehörten Istrien, die Küsten von Dalmatien und Illyrien, Candia und Negroponte, eine Reihe fester Plätze in Morea, auf dem Festlande Padua, Verona, Vicenza, Brescia, Bergamo, Ravenna; es hatte 190.000 bis 200.000 Einwohner, 3000 Navigli, 300 Navi, 45 Galeeren, 17.000 Seeleute, 16.000 Schiffszimmerleute, 1000 Adelige von 70 bis 4000 Ducaten Einkommen. Der Gesammtumlauf des baren Geldes wurde auf 10 Millionen Ducaten geschätzt. Die ererbte Unabhängigkeit zu wahren, die Macht des Staates wie das eigene Vermögen durch Hebung der Industrie, durch Auffindung neuer Absatzwege zu mehren, Macht zu gewinnen und das Leben zu genießen, war das Ziel des Venetianers. [2])

Mailand. Mailand hielt Venedig das Gleichgewicht in Oberitalien. Diese Stadt, die einst so sehr für Freiheit glühte und dieselbe gegen die Kaiser aus dem schwäbischen Hause mit so viel Heldenmuth vertheidigte, war die erste, sich einem Herrn zu unterwerfen. Innere Kämpfe führten dazu. An der Spitze des Adels stand der Erzbischof Leon Perego, die Sache des Volkes führte seit 1256
Torre. aus Ehrsucht Martino della Torre und wurde 1257 nach gänzlicher

---

[1]) Buser, Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich während der Jahre 1434 bis 1494 in ihrem Zusammenhang mit den allgemeinen Verhältnissen. Leipzig 1879.

[2]) Ein Rückblick auf Venedigs Geschichte im nächsten Abschnitt.

Niederlage der Aristokratie zum Oberhaupt und Herrn (Capitano e signore) erwählt. So schnell erlosch in Erinnerung an die Zügellosigkeit der früheren Parteikämpfe der Sinn für die Freiheit, dass mit einer Art Erbrecht fünf Torri einander in der höchsten Gewalt folgten. Dem Erzbischof Otto gelang es 1277 durch einen glänzenden Sieg die Torre aus Mailand, später auch aus den umliegenden Städten zu verdrängen, er ließ seinen Neffen Mattheo Visconti, den die Italiener den Großen nennen, als Statthalter und Visconti. Ältesten wählen, bei seinem Tod 1295 blieb dieser Beherrscher von Mailand. 1313 endete der Wetteifer beider Häuser mit dem Siege des Visconti (Vicecomites). Mailand hob sich unter ihm wieder zur alten Machtstellung an der Spitze der Lombardei, es zählte in 13.000 Häusern 200.000 Einwohner, konnte 40.000 Bewaffnete stellen. Mattheo ward von Adolf, Albrecht I. Mattheo. und Heinrich VII. als Reichsvicar anerkannt. 1322 setzte Ludwig der Bayer dessen Sohn Galeazzo ab und gab Mailand die republikanische Verfassung Galeazzo. unter einem deutschen Reichsstatthalter wieder, allein Azzo, der Sohn Ga- Azzo. leazzos I., stellte durch Kraft und Strenge die Macht der Familie wieder her und fortan gieng das Streben der Visconti nicht allein auf die Übermacht in der Lombardei, sondern auch die Oberherrschaft in ganz Italien. Sechs ausgezeichnete Häupter folgten in dieser Familie nacheinander. List, Treulosigkeit waren die Mittel ihrer Nachfolger, die Viper ihr Wappen, „jeder Fürst ist Kaiser und Papst in seinem Lande" — ihr Wahlspruch; sie waren gute Haushälter und geboten in der Regel über mehr Mittel als ihre Gegner, lohnten freigebig ihre Diener und fanden in der Regel Verräther unter ihren Gegnern; ein kriegerisches Genie hat die Familie nicht hervorgebracht. — Ein Makel haftete darum an ihrer Herrschaft: Robert von Neapel verwarf 1318 die Herausforderung zum Zweikampf durch Marco Visconti als seiner unwürdig; als eine Pisanerin einen Visconti zum Mann nahm, galt dies nach Dantes Worten den Zeitgenossen als Missheirat.

Auf Azzo folgte sein Oheim Lucchino, grausam, arglistig, aber Beschützer Lucchino. der Wissenschaften, dabei an Macht wachsend, die sich bei seinem Tode 1343 von Alessandria bis Brescia ausdehnte. Die beiden Söhne wurden durch den Bruder, den Erzbischof Johann, der 1353 sogar Genua unterwarf, verdrängt. Nach Johann. seinem Tode kamen die Söhne des Bruders Stephan, Mattheo II., Bar- Barnabo. nabo und Galeazzo II., zur Gewalt und theilten das Staatsgebiet, was Genua 1356 benützte, um sich wieder unabhängig zu machen. Der rohe Mattheo starb früh; Barnabo, ein Tyrann, so schrecklich als irgend einer der schlechtesten römischen Imperatoren, erkaufte von Karl IV. die Würde eines Reichsvicars. Universität Brescia. Galeazzo II. stiftete 1361 die Universität Brescia, um Bologna zu schwächen; er starb 1378. Sein Sohn, Johann Galeazzo, entwand sich den Johann Galeazzo. Ränken seines Oheims nur durch Verstellung, er that nämlich äußerst fromm, nur Priester und Fromme umgaben ihn, einen Rosenkranz in der Hand wanderte er von Kirche zu Kirche, so schützte er 1385 eine Wallfahrt nach Varese vor am Lago maggiore. Als er sich Mailand (6. Mai) näherte, kam ihm der Oheim mit

seinen beiden Söhnen entgegen und umarmte ihn. Johann Galeazzo rief zweien der Seinen in deutscher Sprache, damals der Militärsprache in ganz Europa zu, den Oheim gefangen zu nehmen, kein Mailänder rührte sich für ihn. Johann legte die Maske ab und herrschte, ließ den Oheim Barnabo wegen vieler Greuelthaten zum Tode verurtheilen und im Kerker hinrichten.[1]) 1389 vermählte er seine Tochter Valentina mit Ludwig von Orleans, 1395 erhielt er für 100.000 Gulden von Wenzel die Würde eines Herzogs und Reichsfürsten. Er gewann Bologna, einen Theil Toscanas, nur der Tod setzte 1402 seinem Streben, ein Königreich Italien, mit Florenz als Hauptstadt, zu gewinnen, ein Ziel. Er gründete die Certosa, den Dom zu Mailand, das Schloss zu Pavia. Während die Monarchen Europas von Feigheit und Verblendung betroffen schienen, besaß Johann Galeazzo einen unvergleichlichen Muth zu Unternehmungen, die weithin berechnet waren. Durch tiefe Staatsklugheit allen überlegen, gewissenlos über jedes Verbrechen, treulos ohne alle Scham, strebte er ganz Italien sich zu unterwerfen, und wäre ihm diese Eroberung gelungen, so hätte er ohne vielen Widerstand die Herrschaft über die Nachbarländer verbreitet.[2]) Nur der Muth der Florentiner und der tödtliche Hass Franz Carraras trat ihm entgegen, doch schienen ihre Kräfte erschöpft. Da half der Himmel. Die Pest brach in der Lombardei aus, der Herzog floh vor ihr nach Parma, aber auch hier erreichte sie ihn. Damals zeigte sich ein Komet. Johann Galeazzo rief: „Ich danke Gott für seine Gnade, dass er meinen Abruf durch ein Zeichen am Himmel verkündet." Der Tyrann starb am 3. September 1402. Von seinen drei Söhnen erhielt Johann Maria Mailand und den Herzogstitel, Philipp Maria Pavia, Gabriel Pisa. Alle drei waren noch unmündig und verloren Gebiete: der erste Bologna, Perugia, Assisi, der zweite wurde in Pavia gefangen genommen; der dritte verkaufte 1406 Pisa an die Florentiner. — Die einst so furchtbare Macht der Visconti schien vollkommen gebrochen.

Johann Maria entwickelte nach und nach eine ruchlose Wildheit des Charakters, seine Opfer ließ er von seinen Hunden zerfleischen. Da verschworen sich zwei Brüder Bauccio, ihn beim Kirchgang zu ermorden, und vollbrachten 1412 die That, nachdem sie zuvor noch zum Heiligen der Kirche gebetet. Philipp Maria konnte Leben und Herrschaft nur dadurch retten, dass er sich schnell mit der Witwe des eben verstorbenen Bandenführers Facino Cane vermählte: Beatrix Tenda brachte ihm einige Städte und viel Geld und damit konnte er die Söldner gewinnen; zum Danke dafür ließ er sie später der Untreue anklagen und unschuldig hinrichten. Dieser Visconti hatte einen geschickten Heerführer, Franz Bussoni, genannt Carmagnola, der ihn zum Herrn von Cremona, Bergamo, Brescia, ja sogar 1421 von Genua machte, später aber zu den Venetianern übergieng und ihn wieder um all diese Vortheile brachte. Der zweite Bandenführer, Guido Torelli der Große, blieb ihm treu; der dritte, Franz Sforza, gieng 1439 zu den Venetianern über, versöhnte sich 1441 wieder mit ihm, erhielt seine Tochter Blanca, gerieth 1445 nochmals mit ihm in Streit und söhnte sich 1447 wieder mit ihm aus. Im gleichen Jahre starb Philipp Maria, eine echte Tyrannennatur; nie konnte man sich auf sein Wort verlassen, was er heute versprach, nahm er morgen zurück, nur beständig in seinem Groll; der Geist der Rache blieb in seinem Herzen, aber er wusste ihn zu verhüllen.

Condottieri.

Der letzte Visconti.

[1]) Sismondi, Hist. des Républ. ital., VII, p. 257.
[2]) Muratori, SS., XVI, 498.

Im Kriege umsichtig, in der Schlacht beherzt, war Philipp Maria Visconti im Privatleben muthlos; er wagte viele Jahre Mailand gar nicht zu betreten; wer dem Castell nahte, wurde hundertfach beobachtet; wenn es donnerte, verbarg er sich im tiefsten Keller des Schlosses. Niemand durfte am Fenster des Schlosses stehen, damit nicht von außen gewinkt werde. Diese Angst war Folge des bösen Gewissens.

Ein glücklicher Bandenführer folgte ihm in der Herrschaft. Wir sind in die Zeit gekommen, da die Bürger der italienischen Städte nicht mehr selber die Waffen trugen, sondern durch Condottieri oder Bandenführer ihre Kriege führten.

Das Bandenwesen

Macaulay schildert[1]) diese Zeit in den schlagenden Zügen: „Als die Fürsten und Republikaner Italiens anfiengen, sich gemieteter Truppen zu bedienen, würde es das weiseste Verfahren für sie gewesen sein, verschiedene stehende Heere zu bilden. Unglücklicherweise geschah das nicht. Die Soldkrieger der Halbinsel galten, statt an den Dienst verschiedener Mächte gewiesen zu sein, als das gemeine Eigenthum aller. Die Verbindung zwischen dem Staat und seinen Vertheidigern wurde auf den einfachsten und nacktesten Handel reduciert. Der Abenteurer brachte sein Pferd, seine Waffen, seine Stärke und seine Erfahrung zu Markte. Ob der König von Neapel oder der Herzog von Mailand, der Papst oder die Signoria von Florenz den Handel abschloss, war ihm ein völlig gleichgiltiger Gegenstand. Er war für den höchsten Sold und die längste Mietzeit. War der Feldzug, auf den er contrahiert hatte, zu Ende, so stand weder Gesetz noch Ehrenscrupel entgegen, wenn er sofort seine Waffen gegen seinen letzten Herren kehrte. Der Soldat war gänzlich von dem Bürger und von dem Unterthanen geschieden. Die natürlichen Folgen blieben nicht aus. Der Führung durch Männer überlassen, welche weder diejenigen, die sie vertheidigten, liebten, noch diejenigen hassten, gegen die sie standen, welche oft durch stärkere Bande an die Armee, gegen welche sie kämpften, geknüpft waren, als an den Staat, welchem sie dienten, welche durch die Beendigung des Zwiespaltes verloren und durch seine Verlängerung gewannen, veränderte der Krieg vollständig seinen Charakter. Jedermann kam auf das Schlachtfeld, durchdrungen von dem Bewusstsein, dass er in wenig Tagen von der Macht, gegen die er jetzt gebraucht ward, den Sold beziehen und an der Seite seiner Feinde gegen seine Verbündeten kämpfen könne. Die stärksten Interessen und die stärksten Gefühle wirkten zusammen, die Feindschaft derer zu mildern, welche vor kurzem noch Waffenbrüder gewesen waren, und abermals wieder Waffenbrüder werden konnten. Ihr gemeinsamer Beruf war ein Einigungsband, das sich selbst dann nicht vergessen ließ, wenn sie im Dienste streitender Parteien standen. Daher kam es, dass mattere und unentschiedenere Operationen, als die Geschichte irgend aufzählt, Märsche und Rückmärsche, Plünderungszüge und Blokaden, unblutige Capitulationen und ebenso unblutige Gefechte, im Laufe von fast zwei Jahrhunderten die Kriegsgeschichte Italiens bilden. Mächtige Heere fechten vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Ein großer Sieg wird gewonnen. Tausende von Gefangenen werden gemacht und kaum ein Leben ist verloren gegangen. Eine regelmäßige Feldschlacht scheint in der That weniger gefährlich gewesen zu sein, als ein gewöhnlicher bürgerlicher Tumult."

macht die Kriege unblutig.

---

[1]) In seinem Essay über Macchiavelli.

Ursprung der Banden. Solch ein Condottiere war Sforza, nicht der Erfinder des italienischen Söldnerwesens, aber sein Vervollkommner. Das Söldnerwesen war in Italien schon alt, es kam schon auf, als die Unwirksamkeit des Fußvolkes der Reiterei gegenüber immer offenbarer wurde, denn die italienischen Städte konnten aus ihrer eigenen Bevölkerung nicht so große Reitercorps aufstellen. Je mehr die Waffen verfeinert wurden, umsoweniger hatten die Städter Neigung, in einen ungleichen Kampf sich einzulassen. Der Verlust an productiver Arbeit war für die italienischen Städte auf die Länge der Zeit unerträglich, zumal die Kriege meist in der Zeit der Kornernte und Weinlese geführt wurden. Die Bürger fügten sich deshalb lieber einer Steuererhöhung, wodurch Soldtruppen bestritten wurden, als dem Kriegsdienst. Man nahm Deutsche in Sold, auch Engländer.

Hawkwood. Der Name Sir John Hawkwood ist berühmt. Er war ursprünglich ein Schneider, wurde aber wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit von Eduard III. in den Ritterstand erhoben und nahm nach dem Frieden von Bretigny Dienste, bald bei den Pisanern, bald bei den Visconti, bald bei den Florentinern, bald bei dem Papst: ein Mann von ausgezeichnetem Scharfblick und ein Meister in der Kriegführung, aber zugleich der letzte Anführer fremder besoldeter Truppen in Italien. Die Italiener suchten der Fremden los zu werden. Alberico di Barbiano bildete 1379 eine nur aus Italienern bestehende Compagnie, welche ohne Rücksicht auf politische Parteiung einzig ihrem Befehlshaber verpflichtet waren. Aus seiner Schule giengen Jacopo Vermo, Facino Cane, Ottobone Terzo hervor. Die Kriegführung wurde Sache der Kunst, die Schonung des Menschenblutes[1]) war nicht sosehr aus der menschenfreundlichen Gesinnung, als aus der Habsucht der Bandenführer zu erklären, welche auf das Lösegeld der Gefangenen rechneten. Aus der Schule Alberichs stammen die beiden größten Condottieri des fünfzehnten Jahrhunderts, Braccio di Montone aus einem adeligen Geschlechte Perugias und Sforza Attendolo, der Sohn eines Köhlers aus dem Dorfe Cotignuola. Jener erlangte eine Art Fürstenthum in der Umgebung von Perugia, Sforzas Sohn wurde Herzog von Mailand. Beide waren stete Gegner.

Barbiano.

Jacomuzzo. Jacopo Sforza hatte zwanzig Geschwister und alle hatten etwas Kriegerisches, Knaben wie Mädchen. Im dreizehnten Jahre entfloh er aus der Heimat, trat in eine päpstliche Bande, kam allmählich empor und wurde volksbeliebt, zumal er die Bauern schonte, nicht Städte zu zerstören liebte und überhaupt gegen das ruchlose Leben der damaligen Soldaten war. Bei einem riesigen Gedächtnis kannte er alle Soldaten und ihre Pferde, und obschon er nie eine weitere Bildung erhielt, las er doch mit Eifer griechische und römische Schriftsteller. Seinem Sohne gab er drei Lehren mit in die Welt: rühre keines andern Weib an, schlage keinen von deinen Leuten, oder wenn es geschehen, schicke ihn weit fort, reite kein hartmäuliges Pferd und keines, das gerne die Eisen verliert.

Franz Sforza. Sein Sohn Franz Sforza war eine glänzende Erscheinung. Hochgewachsen, von ernsten Zügen, ruhig und leutselig, fürstlich im ganzen Benehmen, setzte er das Gewerbe des Vaters fort, der es vom Köhlerbuben bis zum Connetable des Königreiches Neapel, bis zum Bannerträger des römischen Stuhles gebracht hatte.

---

[1]) Uomo in terra non fa più guerra wurde Grundsatz.

Geboren 1401, kämpfte Franz schon 1417 an der Seite seines Vaters wie ein Held und ein wahrer Feldherr. Als 1424 der Vater starb, wurde Franz von der Königin Johanna II. von Neapel hochgeehrt. Sie war es, die ihm den Namen Sforza gab, dann trat er in die Dienste des Visconti, stritt bald für, bald gegen ihn. Zweiundzwanzig Schlachten hat er in seinem ganzen Leben gewonnen und ist nie besiegt worden. Zuletzt wurde er der Tochtermann Viscontis und von diesem zum General-Capitän für das Mailändische ernannt. Als der alte Herzog starb, sprachen Savoyen, Venedig, Neapel und der Herzog von Orleans sein Land an. Die Mailänder riefen jedoch die Republik aus, und Sforza wurde der Heerführer derselben, errang für sie Vortheile über Venedig, wurde ihnen verdächtig, verband sich dann mit Venedig gegen Mailand, belagerte diese Stadt und hungerte sie aus. Das Volk erzwang die Öffnung der Thore, rief ihn zum Herzog aus, trug ihn zu Pferd in den Dom hinein, ohne dass er absteigen konnte. Dann zwang er Venedig 1454, ferner Neapel, ihn als Herzog anzuerkennen. 1464 übertrug ihm Ludwig XI. seine Rechte an Genua, welches Sforza jetzt als seinen Signore anerkennen musste. Das Mailändische beherrschte Franz mit Mäßigung und Klugheit, man sagte von ihm, dass nie ein Usurpator ein besserer Souverän geworden sei. Er starb auf der Höhe des Glückes und Ruhmes 1466.[1]

wird Herzog von Mailand

und Genua.

Ihm folgte sein Sohn Galeazzo Maria Sforza, 1466—1476, ein schöner und auf seine Schönheit stolzer Mann, stolz auf seine Kunst, lateinisch zu sprechen, wie auf die zwei Millionen Goldstücke, die aufgehäuft in seinem Schatze lagen, aber ohne die weise Mäßigung des Vaters, bald ein Wüstling und Tyrann und darum allgemein gehasst. Von Begierde nach Ruhm und großen Thaten für das Vaterland entzündet, verschworen sich drei Mailänder, den Tyrannen in der Kirche niederzumachen. Die That gelang. Einer wurde aber dabei von den Begleitern des Herzogs niedergestoßen, der zweite bereute die That, der dritte, Olgiati,

Galeazzo Maria.

---

[1] Stammtafel zum Mailändischen Erbfolgekrieg:

Matthäus Visconti, Reichsvicar, † 1323.
(Stammvater der Visconti. vergl. S. 501.)

Johann Galeazzo Visconti, 1385—1402, erster Herzog von Mailand

Kinder:
- Valentina, † 1408, Gem.: Ludwig, Herzog von Orleans, † 1407
  - Karl, † 1465, Herzog von Orleans
    - Ludwig XII., † 1515, König von Frankreich.
  - Johann, † 1467, Graf von Angoulême
    - Karl, † 1496. Graf von Angoulême
      - Franz I., † 1547, König von Frankreich.
- Johann Maria, † 1412, Herzog von Mailand.
- Philipp Maria, † 1447, Herzog von Mailand
  - Blanca Maria (natürliche Tochter), † 1468 Erbin von Mailand, Gemahl: Franz Sforza, † 1466
    - Galeazzo Maria Sforza, ermordet 1476
      - Johann Galeazzo Sforza, † 1494, Gem.: Isabella von Neapel
        - Franz Sforza, 1490 gefangen, † 1511.
        - Bona Sforza, Gem.: Sigismund I. von Polen.
        - Angela Sforza, Gem.: Herkules von Este.
      - Blanca Maria, Gemahl: Maximilian, Kaiser.
    - Ludwig Maria Sforza, (Moro), 1494 Herzog, 1500 abgesetzt, † 1508, Gemahlin: Beatrice von Neapel
      - Maximilian Sforza, 1512 Herzog, 1515 vertrieben, † 1530.
      - Franz Sforza, 1521 letzter Herzog von Mailand, † 1535.

bewies auf der Folter und auf dem Schaffot den größten Heldenmuth und starb mit den Worten: „Der Tod ist bitter, der Ruhm ist ewig.“[1])

Johann Galeazzo Sforza.

Der Sohn des ermordeten Herzogs, Johann Galeazzo Maria Sforza, war erst acht Jahre alt, wurde aber als Herzog anerkannt. Für ihn regierte seine Mutter Bona und der kluge Minister Simonetta. Allein

Lodovico Moro

der Oheim Lodovico, von seiner Farbe Moro genannt,[2]) wollte Antheil an der Regierung, zwang Bona 1487 aus Mailand zu fliehen, ließ Simonetta hinrichten und ergriff für den jungen Herzog, den er jetzt unter seine Leitung nahm, die Regierung. Er war ein schlauer und auf seine Schlauheit stolzer Mann, der sich noch im Jahre 1496 rühmte: der Papst sei sein Kaplan, der Kaiser sein Condottiere, Venedig sein Kämmerer, der König von Frankreich sein Courier. Seine Regierung war im Inneren übrigens gut, seine Hofhaltung die glänzendste in Europa; Gelehrte, Dichter, Musiker, Künstler wurden herbeigezogen, den Glanz zu erhöhen. Seinen Neffen vermählte er mit Isabella, der Tochter des Alfons von Neapel, die aber ihren schlaffen Gemahl bald stachelte, selber zur Herrschaft zu greifen, und ihren Vater, die Usurpation Lodovicos nicht länger zu dulden. Sie war schön, muthig und besonnen: Ehre und Ansehen sei ihnen genommen, gleich Gefangenen seien sie von spähenden Augen gehütet.[3])

Lodovico fühlte den Boden unter sich schwanken, zumal das Volk von Mailand durch den Steuerdruck gegen ihn erbittert war; er fürchtete durch

reizt Karl VIII. zum Zug gegen Neapel.

den Neapolitaner gestürzt zu werden und forderte darum den jungen Karl VIII. von Frankreich auf, die Rechte des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen: sei er einmal im Besitze des Königreiches, so trenne ihn nur ein schmaler Strich von Griechenland, dessen Bewohner ihn als Befreier vom osmanischen Joche sehnsüchtig erwarteten, und dann winke ihm der Ruhm der Eroberung des heiligen Grabes. Neapolitanische Verbannte spornten den jungen König in gleichem Sinne. Sehnsüchtig nach unsterblichem Ruhm, der Schwierigkeiten nicht achtend, beschloss Karl VIII. einen Zug nach Neapel und Bündnis mit

---

1) Mors acerba, fama perpetua, stabit vetus memoria facti. Macchiavelli bemerkt zu diesem Attentate, das er eingehend behandelt: „Mögen indessen die Fürsten daraus lernen, auf solche Weise sich zu betragen und sich so viel Achtung und Liebe zu erwerben, dass niemand hoffen dürfe, sich zu retten, wenn er sie tödtet; die andern aber mögen erkennen, dass es ein eitler Gedanke sei, der uns eine trügliche Hoffnung einflößt, zu glauben, dass eine Volksmasse selbst dann, wenn sie unzufrieden ist, in unsere Gefahren uns folgen und begleiten werde.“ — Als den Urheber der Verschwörung stellt er den Lehrer der drei Jünglinge dar, welcher ihnen die Republik immer als die beste aller Verfassungen pries und dass alle großen Männer in Republiken und nicht unter Fürsten erzogen worden seien. — Opere complete di Niccolo Macchiavelli. Milano 1858, p. 163—165. Die Geständnisse des Olgiato sind in Corios „Istorie Milanesi“ zu finden.

2) Bei Guicciardini, l. c. III, heißt es: „Mauri cognomentum ipsi jam inde ab adolescentia, quod fusco esset colore, atque ex opinione, quae jam tum de ejus calliditate divulgabatur.“ Also Ludwig der Maure, nicht mit der Maulbeere, meint Havemann, Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515, Bd. I, 7.

3) Comines, l. c. V, chap. 3 und 5.

Sforza und betrieb auf einmal, obschon ganz Frankreich dagegen war, mit jugendlichem Eifer die Rüstung für Italien. Mit den spanischen Herrschern schloss er den Vertrag von Barcelona, durch den er gegen die Versicherung, dass Spanien auf keine Weise einem Feinde Frankreichs Schutz und Hilfe leihen wolle, Perpignan und Roussillon abtrat.[1]) So lockte denn, bloß um sich in der angemaßten Herrschaft zu behaupten, Lodovico Moro die Franzosen in sein Vaterland und grub der Unabhängigkeit Italiens das Grab und zog das Verderben für sich selber herbei.

Das Jahr 1492, der Wendepunkt in der Geschichte Italiens, gibt Sismondi in seinem großen Werke über die italienischen Freistaaten[2]) Anlass zu bemerken: „Bis dahin gab das italienische Volk allen andern Völkern, wenn auch nicht Gesetze, doch Lehren und Vorbilder. Allein gebildet, vermengte es alle andern Völker Europas unter dem Namen Barbaren und es nöthigte ihnen Achtung ab. Es hatte seine Herrschaft noch nicht über sie ausgedehnt, aber es stand auch noch nicht unter ihrem Joch. Zwar hatten sich einige fremde Fürsten auf den Thron von Neapel gesetzt, aber sie waren vorher Italiener geworden, einige Heere von jenseits der Alpen hatten die Halbinsel durchzogen, aber sie standen im Solde der Fürsten derselben. Der Anspruch, Italien zu unterjochen, war nie gemacht worden von einem der Fürsten, welche sie bekriegten, nie hatten seine Völker Furcht vor einer solchen Unterjochung gehegt oder gar eine solche Gefahr geahnt.

1492 ein Wendepunkt. Glück

„Vom Jahr 1494 an fangen jedoch die Nachbarvölker an, eifersüchtig auf Italiens Glück, oder gierig nach seiner Beute, sich in dieses reiche Land zu stürzen. Verheerende Armeen gehen von Frankreich aus, von der Schweiz, von Spanien, von Deutschland, und während eines halben Jahrhunderts lassen sie den Italienern keine Ruhe; Feuer und Eisen tragen sie bis auf die höchsten Gipfel der Apenninen und bis an die Ufer beider Meere; Pest und Hungersnoth folgen ihnen; das Elend, der Schmerz und der Tod bringen in die prachtvollsten Paläste, wie in die abgelegensten Hütten. Nie haben so viele Leiden auf der Menschheit gelastet, nie ist ein so großer Theil der Bevölkerung vom Kriege hingerafft worden. Die verschiedensten Beweggründe gaben den Kämpfenden die Waffen in die Hand, die Folgen ihrer Kämpfe waren aber immer dieselben. Jeder neue Einbruch zerstörte die Festungen, die Reichthümer Italiens und raffte seine Bevölkerung dahin. Seine verschiedenen Regierungen parteiten mit den Mächten des Auslandes, und vergaßen ihren eigenen Beruf, sie wussten noch nicht, dass sie ihren eigenen Bestand damit in Frage stellten, und wurden als Siegespreis vertheilt, ehe sie begriffen, dass Italien unterjocht werden könne."

und Unglück.

Nach einem Krieg, der nahezu ein halbes Jahrhundert dauerte, verlor Italien seine Unabhängigkeit, verfiel in Erschlaffung und Unthätigkeit. Mit den Gründen einer solchen Erscheinung sind viele schnell fertig: ein Volk, das seine Unabhängigkeit verlieren kann, verdiene seine Knechtschaft. Sismondi meint,[3]) wenn auch die Tugenden zum Bestehen einer Nation nöthig sind, so zeige doch

---

[1]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 15—17. — Flassan, l. c. I, p. 254—259.

[2]) Sismondi, Histoire des Républiques italiennes. Vol. XII, p. 2.

[3]) Ibid. XII, p. 6.

die Geschichte, dass sie allein zu ihrem Schutze nicht hinreichen, dass auch die weiseste Verfassung ein Menschenwerk sei und als solches die Keime des Verderbens in sich trage. Dass endlich wir allein unser Schicksal nicht bestimmen, dass unbegreifliche Mächte über uns walten, die der Name Zufall nicht erkläre. Er findet einen Hauptgrund des Verfalls in dem Umstand, dass die Staaten Italiens die Zahl ihrer Unterthanen zu vermehren strebten, aber nicht die ihrer Mitbürger.[1]) „Wenn man am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts alle die gezählt hätte, die in Italien an der Oberherrschaft Theil hatten, so hätte man wahrscheinlich gefunden, dass Venedig nur noch 2000 oder 3000 Bürger hatte, Genua 4000—5000, Florenz, Siena und Lucca zusammen 5000—6000, dass hingegen alle Republiken des Kirchenstaates, alle in der Lombardei und Neapel, ihre Freiheit verloren hatten: im ganzen genossen kaum 16.000—18.000 Italiener volle bürgerliche Rechte bei einer Bevölkerung von 18 Millionen. Eine gleiche Zählung hätte vielleicht 80.000 im vierzehnten Jahrhundert, 1,800.000 im dreizehnten Jahrhundert nachgewiesen. Die Freiheit, die im Anfang auf der breitesten Grundlage befestigt war, ruhte am Ende nur auf der Spitze einer Pyramide.“[2])

---

[1]) Sismondi, l. c. vol. XII, p. 16.
[2]) Ibid. XII, p. 18.

Der italienisch-französische Krieg.

Als einmal der Zug nach Neapel beschlossen war, geschah schnell das Nöthige, ein Heer und eine Flotte zusammenzubringen, und nahm Karl, seines Sieges zum voraus gewiss, den Titel eines Königs von Jerusalem und beiden Sicilien an.[1])

Rüstungen.

Jetzt rüstete auch Alfonso von Neapel eine Flotte, 35 Galeeren stark mit vielen Transportschiffen und 3000 Soldaten, nebst verbannten Genuesen, und fuhr von Neapel nach Norden, um einen Aufstand in Genua hervorzurufen. Allein schon hatten die Franzosen 2000 Schweizer in die Stadt geworfen und Ludwig von Orleans war zur Vertheidigung eingetroffen. Ein Aufstand war jetzt nicht mehr zu hoffen und die Flotte ankerte in Livorno. Eine Landmacht war unter Ferdinand, Herzog von Calabrien, gleichfalls nach Norden aufgebrochen, um in der Lombardei den Franzosen entgegenzutreten. Allein bei Cesena kam ihr der Vortrab des französischen Heeres, Ritter und Schweizer und 1000 italienische Lanzen unter d'Aubigny, entgegen und so scheiterte der Plan des Neapolitaners, den Krieg in die Lombardei zu spielen.[2]) Auch Alexanders VI. Bemühung, die Franzosen von Neapel fernzuhalten, war umsonst.

Aufbruch.

Karl VIII. hörte nicht auf des Gebot des Papstes, die Alpen nicht zu überschreiten, sondern brach von Grenoble aus am 2. September 1494 über den Mont Genèvre auf und erreichte am 3. September mit der Blüte französischer Jugend Piemont. Venedig antwortete auf die Mahnung des Papstes, sich mit

Venedig.

Neapel zu verbinden, mit dem Beschluss, neutral zu bleiben; denn es wäre nicht weise, die Kriegsglut von des Nachbars Haus zu wenden, um sie auf das eigene Dach zu leiten. Noch in Lyon lebte Karl, wie sein Schwager Orleans, nur dem Vergnügen. Das mühevoll zusammengebrachte Geld wurde hinausgeworfen, und die Gegner des Zuges, die Schwester Anna an der Spitze, machten noch einen Versuch, den König in Frankreich festzuhalten. Vergebens! Karl dürstete nach Ruhm und kaum hatte er die Grenze überschritten, so erschien er männlicher, fester, niedrigen Leidenschaften enthoben und sein schwacher Körper von einem kühnen Geist beseelt. Am 9. September zog er in Asti ein. Blanca von

---

[1]) Macchiavelli, Istorie Fiorentine. — Comines, l. c. VII, chap. 1—8.

[2]) Havemann, Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515. 2 Bde. Göttingen 1833—1835.

Savoyen borgte ihm ihre Ringe und geschnittenen Steine, die Karl für 12.000 Ducaten versetzte. Ähnliches geschah mit den Kleinodien, die ihm die Markgräfin von Montferrat borgte. Ein mailändischer Kaufmann schoss ihm 50.000 Ducaten vor, die Georgsbank zu Genua 100.000 Franken, aber gegen 50% Zinsen. Das ermuthigte, noch mehr eine Siegesnachricht, die ihm Orleans nach Asti brachte. Bei Rapallo, östlich von Genua, war der Aragonier Federigo mit 3000 Mann am 8. September von Orleans geschlagen worden.

Kampf bei Rapallo.

Nach Asti kam jetzt Lodovico, zu raschem Vorschreiten ermunternd: „Drei große Mächte gibt es in Italien: die eine davon ist Euer, Mailand; die andere rührt sich nicht, das ist Venedig; so bleibt Euch nur Neapel gegenüber. Eure Vorgänger haben uns unterworfen, als wir vereinigt dastanden; jetzt liegt es an Euch, das Reich weiter auszudehnen, als Euer Ahn, der große Karl, es gethan hat. Ist erst Neapel gewonnen, so wird der Feind des Glaubens leicht aus dem Osten vertrieben!" — Doch Karl verweilte einen Monat in Asti. Ein hitziges Fieber, nach Berichten von Zeitgenossen infolge seiner Ausschweifungen in Lyon, hielt ihn zurück, erst am 16. October brach er wieder auf. Seine Gesammtmacht belief sich auf 5000 Reiter und 20.000 Mann zu Fuß mit 36 großen Geschützen. Das Glück bei Rapallo hatte Venedig so geschreckt, dass es seine Schiffe am Eingange des adriatischen Meeres aufstellte, hatte in der Romagna die Colonnas zum Aufstande gegen den Papst ermuthigt, hatte Alfonso getrieben, Alexander VI. zu besuchen und zum treuen Festhalten am Bund aufzufordern. Bei Faenza standen sich d'Aubigny und Ferdinand von Calabrien einige Zeit unschlüssig gegenüber, die für den ganzen Verlauf des Krieges schwer wiegende Entscheidung der Waffen durch einen ernsten Angriff scheuend.

Karl in Asti,

in Pavia.

Indes traf Karl VIII. in Pavia herzlichen Empfang. Dort lag schwer erkrankt der eigentliche Herzog von Mailand, Johann Galeazzo. Seine Mutter war eine Schwester der Mutter Karls VIII., eine Tochter Ludwigs II. von Savoyen. Karl wurde nicht bloß von Mitleid ergriffen, als er den langsam dahinsterbenden Jüngling erblickte, der ihn unter Thränen bat, seines unmündigen Sohnes sich anzunehmen, als ihm des Kranken Gemahlin, die schöne Isabella, zu Füßen stürzte und ihn beschwor, die Macht des Hauses Aragon nicht mit einemmal zu vernichten — auch Argwohn gegen Lodovico, von dem man sagte, er habe den Herzog vergiftet, stieg in ihm auf. Kaum hatte der König Pavia verlassen, so kam die Nachricht, Johann Galeazzo sei todt und statt des fünfjährigen Francesco, des Sohnes des Verstorbenen, habe Lodovico sich als Herzog ausrufen lassen. Karl schwankte, ob er nicht sogleich gegen den neuen Herzog seine Macht wenden solle. Das gute Einverständnis mit ihm konnte nicht von langer Dauer sein.

Johann Galeazzo.

In Piacenza beschworen Lorenzo und Johann Medici den König, seinen Weg nicht durch die Abruzzen und die Mark Ancona, sondern durch Toscana nach Neapel einzuschlagen: Stadt und Gebiet sei für Frankreich entschieden, nur Pietro widersetze sich der Bürgerschaft.

So wurde denn gegen Florenz aufgebrochen, die ersten Schlösser erstürmt. Mit Schrecken bemerkten die Italiener die neue Art der Krieg-

führung, Mala-Guerra; wie ganz anders als bei ihren früheren Kämpfen, wo man oft einen Tag stritt und kein Mann erschlagen wurde! In Pontremoli kam Pietro Medici zu Karl und schloss in Furcht vor der Bürgerschaft mit ihm ein Bündnis, wonach er die Häfen von Pisa und Livorno einräumte, die aber nach der Eroberung von Neapel zurückgegeben werden sollten, und ein Anleihen von 200.000 Ducaten versprach. Statt ihn zu retten, führte jedoch dieser Vertrag gerade Pietros Sturz herbei. Er hatte die Bürgerschaft nicht darüber gefragt, seine Kleinmüthigkeit machte ihn verächtlich. Als er am 9. November nach Florenz zurückkehrte, erhob sich die Stadt unter dem Rufe „Freiheit!" Er und seine Brüder Johann und Julian wurden für Verräther und Rebellen an der Republik erklärt. Mit Mühe retteten sie sich nach Bologna, und von da nach Venedig, die Menge plünderte Palast und Gärten. So endigte nach sechzigjähriger Dauer die Herrschaft der Medici in Florenz.

Vertrag mit Pietro Medici.

Florenz.

Am gleichen Tag erhob sich Pisa, welches die Franzosen wie rettende Engel in seinen Mauern begrüßt hatte. Als Karl VIII. zur Messe gieng, drängten sich Männer und Frauen weinend um den König und riefen: „Freiheit, Freiheit!" Der König antwortete, er wolle nur Gerechtigkeit und sei zufrieden, wenn die Pisaner frei werden! Unendlicher Jubelruf hallte durch die Lüfte. Das Volk warf den großen Löwen zu Boden, der als Zeichen der Herrschaft von Florenz auf der Brücke stand. Die Beamten von Florenz entflohen. So ward Pisa seit 87 Jahren zum erstenmale wieder unabhängig.

Pisa.

In Pisa trat eine Gesandtschaft aus Florenz vor Karl, an ihrer Spitze Savonarola, der ihn als Gesandten Gottes begrüßte und ihm den Sieg hienieden und das Paradies im Jenseits verhieß, wenn er aller Orten Barmherzigkeit übe, namentlich in Florenz, und die Unschuld beschütze. Karl sprach in allgemeinen Worten seine gute Absicht aus und in Florenz stritt man, wie man mit ihm daran sei, doch war man darin einig, dass man nicht stark genug sei, sich der Macht Frankreichs zu widersetzen. Um aber nicht willenlos sich den Fremden hingeben zu müssen, rüstete man, füllte die Festungen ähnlichen Häuser mit Bewaffneten und befahl den Bauern der Umgegend, auf den ersten Ton der Sturmglocke in Waffen herbeizukommen. Man bot übrigens Karl freien Durchzug durch die Stadt an.

Savonarola.

Am 17. November 1494 ritt der König mit allem kriegerischen Prunk an der Spitze seines Heeres ein, die Lanze hoch haltend, während ein Kronbeamter ihm das blanke Schwert vortrug. In Waffen hielten die Franzosen auf den öffentlichen Plätzen. Im Palast der Medici, wo Karl abgestiegen war, wurde indes verhandelt. Karl erklärte, er sei mit der Lanze in der Hand und auf seinem Kriegsross in die Stadt eingezogen, er werde Pietro Medici zurückrufen und verlange von Florenz Kriegsbuße. Da sprang zornig Pietro Capponi hervor, riss dem Schreiber die Schrift mit den Forderungen aus der Hand und warf sie in kleinen Stücken zu Boden. „Ich lasse meine Trompeten blasen", rief Karl entrüstet; „Und wir läuten die Sturmglocke", entgegnete Capponi, und wollte sich entfernen.

Karl in Florenz.

Da gab Karl nach, opferte die Medici, Florenz dagegen gelobte, auf ewige Zeiten mit Frankreich im Bund zu stehen und bis zur Beendigung des

Vertrag. neapolitanischen Krieges Pisa und Livorno an Karl zu überlassen, ferner 120.000 Ducaten zu zahlen. Karl dagegen versprach, nach Eroberung Neapels alle Städte und Schlösser auf florentinischem Gebiet wieder zurückzugeben, nur bedang er sich Amnestie zu Gunsten der Pisaner aus. Am 26. November wurde auf Zureden Savonarolas von Karl der Vertrag beschworen. —

Savonarola. — Karl VIII. in Neapel.

Aber, wer war denn Savonarola, der als Gesandter Karl VIII. begrüßte, dessen Wort den Abschluss des Vertrages beförderte? — Ein einfacher Mönch, der in einer an Geist und Vermögen reichen, aber ganz in üppig heidnisches Leben aufgegangenen Stadt die merkwürdigste Veränderung hervorrief. Fra Savonarola. Girolamo Savonarola, ein Mann von kleiner und zierlicher Gestalt, bleichem Antlitz, „rehartig milden Augen", aber dennoch mit der Kraft der Leidenschaft begabt, war aus Padua und sollte wie sein Vater Naturforscher und Arzt werden. Als Jüngling glänzte er schon durch reiches Wissen und war der Stolz der Eltern. Da entwich er aber auf einmal aus der Heimat in ein Dominicanerkloster zu Bologna, von wo er seiner Mutter schrieb, er sei aus der Welt entflohen, um seine unsterbliche Seele zu retten. Vierzehn Jahre lebte er hier in der Stille des Klosters mit Studien, mit frommen Übungen, später mit Vorlesungen über Philosophie und über die heilige Schrift und mit Predigten beschäftiget, als ihn in seinem siebenunddreißigsten Jahre San Marco. der Befehl seiner Obern in das Kloster St. Marco in Florenz führte (1489). Dieses Kloster war der Sitz nicht bloß frommer und gelehrter, sondern auch kunstliebender Mönche. Hier lebte Fra Angelico von Fiesole und zauberte seine paradiesischen Gestalten auf Leinwand, auf Kalk, auf Holztafeln, auf Elfenbein. Eugen IV. gestand bei ihrem Anblick, als er 1438 zum Concil nach Florenz kam und in St. Marco abstieg, ein rührendes Gefühl ergreife ihn bei längerer Augenweide, nur ein Heiliger könne solche Bilder auf die Wand hinzaubern. In diesem Kloster gab Savonarola als Lector den Novizen Vorlesungen. Dann begann er auch zu predigen: zuerst erklärte er die Offenbarung Johannes unter einem Baum im Garten, bald wollten auch andere die Vorträge hören und man musste in die Klosterkirche gehen. Seine Vorträge fesselten derart, dass zuletzt der Dom nicht groß genug war, die Masse seiner Zuhörer zu fassen: man baute neue Gerüste in der Kirche, schon nach Mitternacht strömten die Leute in die heiligen Räume, um einen Platz zu bekommen, vier bis fünf Stunden lang harrten sie da, eine Kerze in der Hand, heilige Lieder singend, oder gemeinsam betend, bis Savonarola die Predigen. Kanzel bestieg. Und was sagte er ihnen nicht alles Harte, diesem Volke von Künstlern und Kunstverehrern! dass ihre Schönheit eitle Weltlust sei, dass

die Maler unanständige Bilder fertigen, während selbst der Heide Aristoteles davor warne, unzüchtige Bilder zu schaffen, weil die Seelen der Kinder dadurch verderbt werden! Das ganze Leben in Florenz schilderte er als eitel und nichtig, und trotz allem Geist und Witz als sinnlich und verworfen! Nicht bloß den Weltlichen sagte er die derbsten Wahrheiten, sondern noch mehr den Kirchenfürsten und Predigern: sie vernachlässigten ihre Pflicht, für das Seelenheil zu sorgen, und beschäftigten sich allzuviel mit heidnischer Literatur; dabei herrsche verwerflicher Aberglaube an Sterndeuterei! Statt der Vorsehung zu vertrauen, frage man die Wahrsager; statt die einfache Wahrheit des Evangeliums zu verkünden, halte man philosophisch klingende Reden. Der Gottesdienst sei unleugbar glänzend, und der Kopf schwindle vom Schmuck der Kirche, von den feierlichen Ceremonien, dem reichen Orgelklang und Chorgesang, allein all das sei leerer Schall, eitles Gepränge! Einst seien die Kelche von Holz, die Prälaten von Gold gewesen, jetzt aber seien die Kelche von Gold, die Prälaten jedoch von Holz! Er warnt Italien vor dem Zorne Gottes, den es nur durch Bekehrung abzuwenden vermöge, sonst werde es einem rohen Volke überliefert werden, dessen Stolz es sein werde, es zu quälen. Namentlich geht der Gedanke durch all seine Reden, dass eine Reformation der Kirche noth thue, und dass ein König vom Norden kommen werde über Italien, wie ein neuer Kyros. Der Eindruck dieser Reden war gewaltig. In der Handschrift, in welcher ein frommer Zuhörer die Predigten im Dome nachschrieb, ist zuweilen eine Lücke, weil der Schreiber vor Thränen nicht mehr fortfahren konnte. Oft brachen die Zuhörer in lautes Weinen aus, wenn er die Geheimnisse der Herzen enthüllte und die Nichtigkeit und Leerheit des üblichen Lebens und die Armut der Seele bei allem Reichthum an Genüssen schilderte. Viele wurden erweckt, Jünglinge hörten auf, leichtsinnig, und Jungfrauen, putzsüchtig zu sein, Väter lasen ihren Kindern die Legende der Heiligen vor, Künstler traten in den strengen Orden des Dominicus, Klöster, die von der alten Zucht abgewichen waren, baten um Vereinigung mit San Marco, um in neuer Strenge Ruhe und Zufriedenheit zu finden. Ein neues Leben begann in Florenz, eine neue Macht war erstanden.

Weissagung.

L o r e n z o M e d i c i fühlte ihre Bedeutung und suchte sich gut zu ihr zu stellen. — Als Savonarola 1490 zum Prior von San Marco gewählt wurde, sandte Lorenzo eine große Summe Goldstücke in den Almosenkasten des Klosters. Savonarola aber sandte das Gold zu den Armenpflegern, um es unter die Armen der Stadt zu vertheilen, und äußerte in der nächsten Predigt, ein guter Hund höre nicht auf zu bellen und das Haus seines Herrn zu vertheidigen, wenn ihm auch ein Räuber einen Knochen hinwerfe, sondern er schiebe ihn bei Seite. In den Medici sah er die Hauptursache der Entsittlichung von Florenz, sah er Räuber, welche dem Volke die Freiheit gestohlen hätten. Für ein geniales und muthiges Volk wie die Florentiner passe nicht die Regierung eines Fürsten oder einiger

Savonarola und die Medici.

Optimaten, sondern nur die Volksregierung; die beste Grundlage der Freiheit aber sei die Furcht Gottes, der Gemeinsinn, dass die Bürger ferner einander lieben und allen Hass vergessen und dass sie Gerechtigkeit üben. Als Lorenzo, von einem Fieber ergriffen, die Nähe des Todes fühlte, sandte er an Savonarola um Trost in der letzten Stunde: „Was muss ich thun, um die Gnade Gottes zu erlangen?" — „Du musst glauben, dass dir Gott deine Sünden vergeben könne und wolle." — „Ich glaube." — „Gib alles ungerecht Erworbene zurück; deinen Kindern bleibt noch genug, um als ehrsame Bürger leben zu können." — „Wohlan, ich will es thun." — „Dann gib Florenz die Freiheit wieder." [1]) Da kehrte sich Lorenzo um, ohne weitere Antwort zu geben, und der Mönch verließ ihn. Lorenzo starb am 8. April 1492.

Lorenzo.

Der Geist Savonarolas hatte nicht bloß die Macht der Medici, sondern auch ihres Anhanges untergraben. Als nach der Flucht Pietros die mediceische Partei unter der Form eines Wahlcollegiums von Zwanzig die Macht beizubehalten gedachte, berief er eine Volksversammlung in den Dom und bewirkte eine Änderung der Verfassung im demokratischen Sinne: 2000 Vollbürger sollten als souveränes Volk den großen Rath bilden, die Verwaltung bei einem engeren Rathe von Achtzig, bei den acht Prioren der Signoria mit dem Gonfaloniere sein, und alle höheren Ämter jeden Monat wechseln. „Gott allein will dein König sein, o Florenz! — Das Princip des weltlichen Staates ist Eigenliebe, des Gottesstaates die Liebe zu Gott und zum Nächsten." — Savonarola mischte sich nicht in die Einzelnheiten der Verwaltung, aber sein Geist leitete das Ganze. Jesus Christus galt als König von Florenz. In der äußeren Politik hielt man treu zu Frankreich.

Theokratie.

Fortschritte Karls VIII.

Nach zehn Tagen verließ Karl VIII. Florenz. In einem Aufruf an die christlichen Völker erklärte er sich von Gott berufen, der Herrschaft der Ungläubigen ein Ende zu machen; dazu müsse er aber sein rechtmäßiges Erbe Neapel und hiezu freien Weg durch das römische Gebiet haben. Nirgends Widerstand! Der Papst sagte mit Recht: „Karl braucht nur seine Fouriere vorauszuschicken mit der Kreide in der Hand, um die Quartiere an die Thüre zu schreiben." Der Winter war mild, das Heer in heiterer Stimmung; von einem Widerstand Ferdinands von Calabrien keine Spur; von seinen Verbündeten, den Fürsten der Romagna, fiel einer nach dem andern von ihm ab. Der Neapolitaner zog sich nach Rom zurück. Um Karl waren Leute genug, welche ihm riethen, den Papst feindselig zu behandeln, ein Concil zu berufen, ihn abzusetzen. Allein der König gieng nicht darauf ein: [2]) er hatte Achtung vor der Kirche und den regen Wunsch, so schnell als möglich nach Neapel zu kommen. Darum ließ er den Papst um Durchzug durch Rom bitten, damit er nicht gezwungen sei, gegen die heilige Stadt Gewalt zu gebrauchen. Alexander VI. wagte keinen Widerstand, wie ihn sonst die Päpste jedem entgegensetzten, der das Leben der Kirche angriff. Die Colonna hatten sich erhoben und die Fahne Frankreichs aufgepflanzt. Der Papst war rathlos.

Alexander VI.

[1]) So berichtet Pico von Mirandola. Vergl. Hase, Neue Propheten, S. 330—336.

[2]) Comines, l. c. VII, chap. 12. — Burchard, Diarium. — bei Eccard, l. c. II, p. 251—266.

Am 31. December 1494 zogen die Neapolitaner unter Ferdinand von Calabrien durch das Thor St. Sebastian ab, und die Franzosen rückten bei Fackelschein unter dem Jubel der Bevölkerung durch die Porta del Popolo ein. Karl trug die Krone auf dem Haupte und ritt in voller Rüstung ein. Der Zug dauerte sechs Stunden. Das Volk rief freudig: „Francia! Colonna!" Misstrauisch hielt sich der Papst in der Engelsburg. Am 11. Januar 1495 kam jedoch ein Vertrag zustande, wonach Alexander dem König zwar nicht den Besitz von Neapel als Lehensherr ertheilte, ihm aber als Sicherheitsplätze Terracina, Civita-Vecchia, Viterbo und Spoleto einräumte und den Bruder des Großherrn, Dschem, bis zur Rückkehr aus Neapel überlieferte.[1]) Karl nach Rom.

Dieser Dschem war der Sohn des Sultans Mohammed II. und war, durch seinen Bruder Bajesid II. von der Krone verdrängt, zuerst nach Ägypten geflohen, war dort als Sultan empfangen worden, hatte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, Mekka und Medina unternommen unter Verkleidung, um vor den Schlingen seiner Feinde sicher zu sein, und hatte dann in Ägypten sich in die Einsamkeit zurückgezogen.[2]) Vierundzwanzig Jahre alt, von vollendeter männlicher Schönheit, gewann Dschem nicht bloß durch sein gekränktes Recht an den Thron die Theilnahme vieler, sondern auch durch sein Talent zu dichten: er galt als einer der besten Poeten des Islam[3]) und genoss zugleich den Ruf eines Helden. Dschem und Bajesid.

---

[1]) Flassan, l. c. I, p. 262—263.

[2]) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, II, S. 32, 131, 254—270.

[3]) Dschem hatte eine dichterische Ader, schon als Knabe von zehn Jahren widmete er seinem Vater Mohammed II. das romantische Gedicht „Dschemschid und Chorschid". Seine Ghaselen, von Chorschid gesammelt, sind vom Hauch der Schwermuth angeweht. So singt er:

„Schau die Flut, sie peitscht die Steine, schau!
Meiner sich erbarmend flieht sie, schau!
Auf den Bergen weinen Wolken Thau!
Und dazwischen seufzen Donner, schau!
Schmerz zerriss der Morgendämmerung Grau!
Blut vergießt die Morgenröthe, schau!"

Berühmt ist sein Gedicht auf das Frankenland:

„Trink vom Becher Dschems, o Dschem! Dies ist Frengistan.
Was uns auf der Stirne steht, Wird uns angethan.
Zu der Kaaba wallt' ich hin Als ein Pilgersmann:
Durch Arabien, Türkenland, Und durch Karaman.
Gott sei Dank, dass ich gesund Kam nach Frengistan,
Denn nur wer sich wohl befindet, Herrschet als Sultan.
Achtzehn Schenken mit dem Glas Stehn auf dem Altan,
Achtzehn Knaben, jeder ist Sohn von einem Ban.
Ob er fröhlich lebe, frag' Bajesid, den Chan.
Wer da sagt, die Herrschaft währt, Lügt, bei Gott, fortan."

An seinen Bruder richtete er den Doppelvers:

„Dass du lachst im Rosenbeet Während Dschem in Glut vergeht,
Was ist die Ursach?"

Bajesid, der selber dichtete, gab die Antwort:

„Da das Los mir gab das Reich, Dass du dich nicht fügest gleich,
Was ist die Ursach?
Dass du „Ich bin Pilger" sagst Und Begier nach Kronen tragst,
Was ist die Ursach?"

Vergl. Hammer-Purgstall, Geschichte der Osmanischen Dichtkunst, I, S. 145—150.

1482 verließ er Kairo, um in Karamanien sich an die Spitze eines Aufstandes gegen Bajesid zu stellen. Als das Heer des Sultans gegen seine Anhänger vordrang, bot er Frieden an unter dem Beding, dass ihm die volle Oberherrlichkeit über mehrere Provinzen Asiens übertragen werde. Bajesid aber entgegnete: „Das Reich ist eine Braut, die nicht zwei Männern auf einmal gehören kann. Will mein Bruder sich in die Einsamkeit nach Jerusalem zurückziehen, so biete ich ihm einen Jahresgehalt von 200.000 Goldstücken an." — Entrüstet verwarf Dschem den Antrag: „Es ist nicht Gold, was ein Fürst braucht, sondern ein Reich." — Es kam zur Schlacht. Dschem verlor sie und erreichte mit Mühe Rhodus, wo die Ritter anfangs stolz darauf waren, dem Sohne ihres unversöhnlichen Feindes Schutz zu gewähren: sie wetteiferten in Großmuth und Ehrerbietung gegen den Flüchtling, welcher in der Freude darüber ihnen schriftlich zusicherte: wenn er in den Besitz der Regierung gelange, alle Häfen der Türkei ihren Schiffen zu öffnen, und jährlich 150.000 Goldstücke als Entschädigung für den Beistand und die Gastfreundschaft zu zahlen und 300 christlichen Sclaven die Freiheit zu geben.

Die Rhodiser.

Welche Gründe der Großmeister gehabt haben mag, bald anders zu handeln, ist dunkel. Gewiss ist nur: er schloss bald nachher einen Vertrag mit Bajesid II. dahin ab: Friede solle herrschen zwischen den Rittern und der Türkei; Dschem solle bis zu seinem Absterben in den Schlössern des Ordens als Gefangener bleiben, der Sultan aber bezahle dem Orden jährlich dafür die Summe von 45.000 Goldstücken. Dieser Verrath schändet das Andenken des Großmeisters d'Aubusson. Die Ritter mussten heucheln Europa und Dschem gegenüber. Jenes war für das Recht des Flüchtlings und erwartete von einem innern Kriege in der Türkei große Vortheile für die Christenheit; diesem sagten die Ritter, er müsse zuerst die Höfe Europas für einen Kreuzzug stimmen und dann von Ungarn aus an der verwundbarsten Seite das Reich seines Bruders angreifen. So entschloss sich Dschem gern zur Fahrt nach Europa. Am 1. September 1482 verließ er Rhodus, man ließ ihn in Sicilien jedoch nicht landen, weder um den Ätna näher zu betrachten, noch in Nizza frei, wo er die Reize der Landschaft genießen wollte. Es drängte ihn, schnell nach Venedig und Ungarn zu gelangen, man sagte ihm aber, der König von Frankreich müsse zuerst seine Einwilligung geben. Unter dem Vorwande, die Pest wüthe im Lande, führte man ihn in das feste Schloss Roussillon im Hochgebirge. Dschem war hier Gefangener und tröstete sich mit Dichtungen. Seine Jugend, Schönheit, sein Unglück rührten das Herz der Tochter des Schlossherrn von Sassenage, wohin man ihn später gebracht hatte. Ein Fluchtversuch scheiterte aber und ein abgelegenes Schloss an der Rhone wurde jetzt zum Gefängnis des Flüchtlings ersehen; von Schloss zu Schloss ward nun der Prinz gebracht und überall machte er Versuche, seine Flucht zu bewerkstelligen, und allenthalben misslangen sie; zuletzt aber forderten bald der Papst, bald der König von Frankreich, bald der Herzog von Savoyen die Freilassung des Prinzen und 1484 musste ihn der Großmeister nach Rom ausliefern.

Dschem gefangen,

in Rom,

Der Sohn des gewaltigen Feindes der Christenheit bekam jetzt Wohnung im Vatican und rührte durch die Schilderung seines Unglücks das Herz Innocenz VIII., welcher ihn mit Auszeichnungen überhäufte und das Mögliche that, die Fürsten Europas für ihn günstig zu stimmen. Aber Innocenz starb bald. Alexander VI. war ein ganz anderer Mann, und aus Furcht, Dschem möchte aus Rom entfliehen, wurde diesem die Engelsburg als Aufenthalt angewiesen.

Für Karl und seine Pläne im Osten konnte Dschem wichtig werden, darum verlangte er, dass der Gefangene ihm ausgeliefert werde. „Wollt Ihr dem König von Frankreich folgen?" fragte Alexander VI. — „Ja," antwortete Dschem stolz, „wenn ich als Fürst behandelt werde; sonst gilt es mir gleich, ob ich hier, ob ich anderswo eine Gefangenschaft dulde, welche in mir den höchsten Rang und in Euch die höchste Treue entehrt und vernichtet." — Karl VIII. richtete das Herz des Sultans durch Trostworte auf, behandelte ihn als Kaiser, erwies ihm die glänzendste Gastfreundschaft und nahm ihn mit sich gegen Neapel. Bajesid soll Alexander VI. 200.000 Goldstücke angeboten haben, wenn er seinem Bruder dazu verhelfe, dass er von den Leiden seines Daseins befreit werde und bald die Wonnen des Paradieses koste. Voll froher Hoffnung zog Dschem mit Karl, aber schon in Terracina ergriff ihn ein Fieber, in Neapel ereilte ihn 25. Februar 1495 der Tod.[1]) Seine Leiche wurde gegen eine hohe Summe an den Sultan ausgeliefert — der sie in Brusa bestatten ließ. Dort ruht Dschem nach seinen vielen Wanderungen unter einem prachtvollen Grabmal. bei Karl VIII. Tod Dschems.

Erst am 16. Januar fand eine Zusammenkunft zwischen Alexander VI. und Karl VIII. statt, im Garten des Castells. Der Papst umarmte den König, nachdem dieser dreimal das Knie vor ihm gebeugt hatte. Der König sprach: „Ich bin gekommen, Eurer Heiligkeit Gehorsam und Ehrfurcht zu leisten, wie dies meine Vorgänger, die Könige von Frankreich zu thun gewohnt waren." Der Präsident von Paris erläuterte dies dahin, dass der allerchristlichste König gekommen sei, den Papst als den Stellvertreter Christi und den Nachfolger des Apostelfürsten anzuerkennen und zu verehren.[2]) Am andern Tag las der Papst in St. Peter die heilige Messe und der König reichte ihm das Weihwasser. Am 25. Januar ritt der Papst mit dem König öffentlich durch Rom, um die Innigkeit ihrer Verbindung zu zeigen. Karl wünschte für Briçonnet und Philipp von Luxemburg die Cardinalswürde und der Papst ertheilte beiden den rothen Hut — verweigerte aber dem König selber standhaft die Belehnung mit Neapel. Alexander.

Karl VIII. hatte nahezu einen Monat in Rom verweilt und indessen hatte Auflösung das Reich seines Gegners ergriffen. Die Stimmung in ganz Neapel sprach sich gegen König Alfonso aufs feindseligste aus. Der König verlor darob allen Muth, man sprach von Rache des Himmels, die ihn endlich wegen seiner Tyrannei treffe; Angst schüttelte ihn aus dem Schlafe: er rief, er höre die Franzosen, und Bäume und Felsen riefen in einemfort: „Frankreich". Lebensmüde legte Alfons II. am 23. Januar 1495 die Krone nieder. Sein Sohn Ferdinand II. hatte eine reine Vergangenheit, voll freudiger Hoffnung hatte früher das Volk auf ihn geblickt: er war kriegserfahren und Freund der Kunst und Wissenschaft, mild und freigebig. Allein kein wahrer Jubel erscholl, als der neue König im vollen Schmuck durch die Straßen von Neapel ritt.[3]) Wirrwarr in Neapel. Alfonso II. Ferdinand II.

Das Haus Aragon sollte fallen! Der alte König verließ sein Reich und zog sich als Büßer in das Olivetanerkloster zu Messina zurück und suchte in

[1]) Comines, l. c. VII, p. 12. — Guicciardini, l. c. I, p. 80—82, 107. — Jovii hist. II, p. 50.
[2]) Burchard, Diarium. — Gregorovius, l. c. VII, S. 373—374.
[3]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 29—30.

strengem Fasten, in Geißelung, in Gebet vergebens Ruhe für seine Seele. Der junge König Ferdinand II. eilte an die Grenze, um die Franzosen aufzuhalten. Muth machte ihm anfangs die Hoffnung auf den Beistand Spaniens, denn die Gesandten Ferdinands und Isabellas traten in Velletri vor Karl VIII. und klagten über die Behandlung des Papstes, über die gewaltsame Besetzung der Festungen und Staaten der Kirche, über die Unternehmung gegen Neapel, welches ein päpstliches Lehen sei, und drohten mit Bruch, wenn Karl die Vermittlung nicht Spanien überlasse. Karl klagte bitter über die Treulosigkeit Ferdinands. Seine Umgebung sprach davon, dass er in den Franzosen andere Feinde kennen lernen würde, als in den Mauren von Granada. Die Verhandlungen wurden hitzig. „So muss denn der Ausgang Gott anheimgestellt werden und so müssen die Waffen entscheiden!" riefen die spanischen Gesandten und zerrissen die Friedensurkunde von Barcelona. Also Spanien gegen Frankreich![1]) Allein das rettete Ferdinand von Neapel nicht. Karl rückte schnell voran. Zwei kleine Plätze in der Campagna, Baronen von der aragonischen Partei gehörend, hatten Widerstand geleistet und waren mit Sturm genommen und alle Vertheidiger niedergemacht worden. Diese neue Art der Kriegführung wirkte lähmend auf die Italiener. Eine unheimliche Stimmung bemächtigte sich des Heeres. Die Neapolitaner verließen die Gebirgspässe, die so leicht zu vertheidigen waren. Ohne Widerstand rückten die Franzosen in San Germano ein. Ferdinand gedachte sich in Capua zu halten, da schrieb ihm seine Gemahlin, wenn er nicht schleunig nach Neapel komme, breche dort offener Aufruhr aus. Mit wenig Getreuen eilte Ferdinand in die Hauptstadt und stellte die Ordnung wieder her; als er aber nach Capua zurückkehrte, fand er die Thore geschlossen. Die Bürger erklärten ihm, unter keiner Bedingung dürfe er in die Stadt. Trivulcio hatte schon mit den Feinden unterhandelt. Die eigenen Soldaten hatten des Königs Schätze geplündert und das Schloss wurde schon zur Wohnung für den König von Frankreich hergerichtet. — Ferdinand hatte kein Heer mehr. Traurig eilte er nach Neapel zurück, schwor dort vergebens vor Adel und Bürgern, dass sein Herz immer zum Volk gehalten, dass seine Seele rein sei vom Blute der Unschuldigen, und klagte über Untreue. Niemand wagte die Waffen mehr für ihn zu tragen; alle entband er des Eides der Treue, um ihrem Glück nicht hinderlich zu sein. Schon wurde sein Palast geplündert. In Sorge, gefangen genommen zu werden, gieng Ferdinand II. am 21. Februar 1495 zu Schiff nach Ischia.[2])

Spanien droht. — *Bruch des Vertrages von Barcelona.* — *Ferdinand verlassen.*

Karl VIII. in Neapel.

Unter unermesslichem Jubel, dass man, nach den Worten eines Zuschauers, hätte meinen sollen, der König sei der Vater und Gründer der Stadt, ritt Karl VIII. am 22. Februar 1495 in Neapel ein.[3]) Das schöne Land huldigte ihm. Mühelos war ihm ein Königreich zutheil geworden, vier Monate und zwanzig Tage, nachdem er seine Heimat verlassen hatte. Der ganze Zug glich mehr einem Spazierritt, als einer Eroberung. Nur mit wenig Galeeren hielt Ferdinand noch das Meer; Karl aber befahl, im Süden Frankreichs eine Flotte auszurüsten, und sandte den Erzbischof von Durazzo

[1]) Sismondi, Histoire des Républiques italiennes, XII, p. 192—194.

[2]) Comines, l. c. VII, chap. 16. — Guicciardini, l. c. I, p. 89. — Havemann, l. c. I, S. 77—87.

[3]) Jovii Historia sui temporis, II, p. 55. — Giannone, Istoria di Napoli, XXIX, p. 1—2.

nach Griechenland, um einen Aufstand zu erregen. Und in der That erhoben sich die Epiroten, gährte es in Griechenland und in Kleinasien; in Thessalien allein standen 5000 Griechen unter den Waffen; Karl träumte, bald im Besitz von Jerusalem und Constantinopel zu sein. Der Sultan war in Sorgen und ließ eine große Flotte ausrüsten. — Gährung im Orient.

Die Liga zu Venedig.

Allein statt seinen Sieg zu vollenden und den Völkern des Ostens, die er zum Aufstand verlockt, wirksamen Beistand zu leisten, erschlaffte Karl in Neapel und lebte nur dem Vergnügen. Die Hoffnungen der Bevölkerung auf die neue Regierung waren bald verflogen. Die Franzosen schienen nur nach Neapel gekommen zu sein, um ihr Glück zu machen. Ämter und Ländereien wurden nur nach Gunst vertheilt oder um Geld hergegeben und, während Karl so den Boden unter seinen Füßen selbst unterhöhlte, erwachte Italien allmählich aus der Betäubung, in welche es das unerhörte Gelingen des französischen Heereszuges versetzt hatte.[1] Lodovico Moro, der die Franzosen ins Land gerufen, wurde zuerst ihr Feind. Er wusste, dass die Franzosen ihn weder liebten, noch achteten; er erhielt das Fürstenthum Tarent nicht, das sie ihm für seine Mitwirkung versprochen hatten; zudem musste er vernehmen, wie Ludwig von Orleans, welcher krank in Asti zurückgeblieben war, ihn als einen Thronräuber bezeichnete und auf Grund seines Erbrechtes von Valentina her, selber Mailand ansprach. Wie, wenn der Erfolg Karl verleitete, sich ganz Italien zu unterwerfen?[2] Nicht minder sorglich wurden die Venetianer. Karl hatte Siena besetzt, Pisa behalten — deutete das nicht auf einen tieferen Plan gegen ganz Italien? Wie froh waren Lodovico und die Signoria, dass Alexander VI. unmuthig war, dass Maximilian zu fürchten begann, Karl möge ihm die Kaiserkrone entreißen. Der wichtigste Bundesgenosse der Unzufriedenen wurde aber Ferdinand von Spanien. Zwar hatte er für Roussillon versprochen, nie für den König in Neapel die Waffen zu ergreifen, allein im gleichen Vertrag hatte Frankreich versprochen, nie den Gerechtsamen des heiligen Stuhles zu nahe zu treten. Hier war die Öffnung, durch die er dem Vertrag von Barcelona entschlüpfen konnte. Seine eigentliche Absicht war, Neapel für sich selber zu gewinnen, wenn die aragonische Nebenlinie dies Königreich nicht zu behaupten vermochte. So wurde Venedig durch die Verhältnisse der Sitz gemeinsamer Berathungen, die aber in der größten Stille gepflogen wurden. Comines, damals Gesandter Frankreichs in der Lagunenstadt, ahnte, dass etwas gegen Frankreich vorgehe, und warnte

Italien sammelt sich.

Lodovico Moro.

Ferdinand von Spanien.

Venedig.

[1] So Benedictus Veronensis — in Eccard. Corp. hist., II, p. 1583.
[2] Jovii hist., II, p. 55—56.

Karl, er möge sich Neapels durch treue Besatzungen versichern und schleunig nach Frankreich zurückkehren, ehe ihm die Gegner den Rückweg verschlössen. Seine Befürchtung war nur zu begründet. Am 31. März 1495 wurde zwischen der Signoria, dem Papst, Maximilian, Ferdinand von Aragonien und dem Herzog von Mailand ein Bund zum Zwecke abgeschlossen: 1. die Christenheit gegen den Großtürken zu schützen, 2. Italien gegen jeden Einfall zu vertheidigen, 3. ihre eigenen Staaten sich gegenseitig zu garantieren. Der Abschluss des Bundes ward durch ein großes Fest in Venedig und eine Schaufahrt auf dem Canal gefeiert. Die Spanier sollten nach dem Bundesplan von Sicilien aus Neapel angreifen, Venedig die Küstenstädte, Lodovico jedem Entsatzheer von Frankreich den Weg verlegen und Ludwig von Orleans aus Asti vertreiben; Maximilian sollte Frankreich von Deutschland aus, Ferdinand von Spanien aus durch einen Einfall bedrohen.[1]

Liga zu Venedig.

Wie aus einem Traume erwachte Karl VIII. plötzlich aus dem Taumel seines Vergnügens, da er die Nachricht vom Abschluss des Bundes erhielt. Die Lage war verzweifelt: wenn Florenz auch der Liga beitrat, dann gelangte kein Franzose mehr in seine Heimat. Die Raubsucht, die Genussucht der Franzosen, vor welchen selbst Klosterfrauen und Töchter edler Häuser keinen Schutz fanden, hatten das Volk von Neapel mit ingrimmigem Hass erfüllt und dem vertriebenen Königshause wieder zugewendet. Spanier und Venetianer drohten, bei einem etwa ausbrechenden Aufstande jetzt erst gefährlich zu werden. Die Pläne auf den Orient waren wie Seifenblasen vergangen und die Griechen hatten es schwer zu bereuen, dass sie den französischen Lockungen geglaubt. Karl musste froh sein, wenn er glücklich die Heimat wieder erreichte. Doch fasste er sich schnell in der Gefahr und bewährte sich wieder als Mann. Am 12. Mai 1495, nachdem er lange vergebens gewartet hatte, dass ihn der Papst kröne, zog Karl, den Reichsapfel in der Linken, das Scepter in der Rechten, die Krone auf dem Haupte, in die Kathedrale von Neapel, gleichsam um sein Recht an das Kaiserthum des Ostens vor aller Welt zu zeigen, zumal ihm Andreas Paläologus, der Neffe des letzten griechischen Kaisers, seine Ansprüche an das griechische Reich abgetreten hatte. Dann brach er am 20. Mai mit 3000 Schweizern und 2000 Gascognern, 800 Speerreitern, 200 Herren vom Adel und 100 zu Ross unter Trivulcio von Neapel nach dem Norden auf, um sich durchzuschlagen.[2]

Karl als Kaiser des Ostens.

Karls Heimkehr.

Alle übrigen Truppen blieben in Neapel. Als seinen Stellvertreter ließ Karl seinen Vetter Montpensier zurück, einen tapferen Ritter, aber der Aufgabe nicht gewachsen: er war faul und blieb bis Mittag im Bette liegen. Ein

[1]) Comines, l. c. VII, chap. 19—20. — Guicciardini, l. c. I, p. 109 ff. — Flassan, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, I, p. 266.

[2]) Comines, l. c. VII, chap. 17. — Stettler, Annalen der Schweiz, S. 321. — Havemann, l. c. I, S. 105—106.

sehr fähiger Mann war d'Aubigny, er wurde zum Connetable des Reiches ernannt und sollte Calabrien vertheidigen. Die Einkünfte Neapels sollte Etienne de Vesc verwalten, ein Mann von wenig Fähigkeit, aber umso größerer Raubsucht; übrigens war weder Geld in den Cassen, noch Lebensmittel in den Festungen mehr, so leichtsinnig hatte Karl gewirtschaftet. Durch das römische Gebiet zog Karl als Freund, traf aber in Rom den Papst nicht mehr, der sich nach Orvieto zurückgezogen hatte. Maximilian hatte ihm dazu gerathen.[1])

In größter Ordnung zogen die Franzosen am 1. Juni 1495 durch Rom, durch Siena, wo sechs Tage gerastet wurde und wo der sorgenvolle Comines endlich seinen König traf und zu schleunigstem Marsche ermahnte. Karl räumte Terracina und Civita-Vecchia; Toscana war in Bewegung, Pisa, Siena, Lucca hatten sich gegen Florenz verbündet. Welche Partei sollten die Franzosen ergreifen![2])

Savonarola kam im Namen von Florenz zum Könige und warf ihm seine Nachlässigkeit vor, die Kirche zu verbessern, seine Eide gegen Florenz zu halten und die Unordnungen seiner Leute zu unterdrücken; die französische Besatzung in Pisa hatte nämlich Partei für die Pisaner ergriffen. Der berühmte Prediger verhieß dem König Schutz bei der Rückkehr, wie beim Kommen, aber Gott werde ihn doch strafen, weil er seine Pflicht nicht erfüllt, und seine Hand werde schwer auf ihm lasten, wenn er sein Betragen nicht ändere. Die Florentiner boten 100.000 Goldstücke, 200 Reiter und 3000 Fußknechte an, wenn der König die Plätze auf dem Gebiete der Republik wieder zurückstelle. Karl war verblüfft und versprach, die Republik zu befriedigen.[3]) Savonarola. Florenz.

Indes hatte der Kampf im Norden schon begonnen. Ludwig von Orleans hatte sich nicht bloß in Asti behauptet, sondern auch von da aus in nächtlichem Überfall das wichtige Novara eingenommen. Beiderseits zog man Verstärkung an sich — für Karl umsomehr Grund, seinen Marsch zu beschleunigen. Als er Pisa erreichte, stürzten ihm nicht bloß Männer, sondern auch Weiber und Kinder zu Füßen und beschworen ihn unter Thränen, sie nicht der Rache von Florenz preiszugeben und sein königliches Wort nicht zu verunglimpfen. Nicht bloß Karl, auch seine Krieger wurden gerührt vom Jammer der Unglücklichen: sie drohten, wenn die Ehre nicht aufrecht erhalten würde; sie boten ihre Ketten und Ringe und ihren Sold an, wenn bloß das Geld der Grund wäre, den Florentinern nachzugeben. Karl ließ eine französische Besatzung in Pisa und bot den Florentinern eine Art Oberhoheit über die Stadt an, deren Freiheit und Sicherheit nach innen, wie nach außen gewahrt werden müsse.[4]) Pisa.

Dann giengs in Eilmärschen nordwärts. Wären die Verbündeten schneller gewesen, so hätte Karl nach Pisa zurückkehren müssen und wäre seine Lage sehr gefährlich geworden, so aber kamen die Franzosen ungefährdet durch die Pässe, freilich mit bewunderungswürdigen Anstrengungen. Die Geschützwagen mussten auseinander genommen, die Kanonen von den Soldaten geschleift werden. Am Taro standen die Feinde beim Dorf Fornovo in großer Überzahl, weithin in schönster Ordnung dehnten sich ihre Zelte aus. Gegen 30.000 Mann sollte mit 9000 gekämpft werden.[5]) Sorge kam über die Franzosen. Karl ließ um La journée de Fornoue.

---

[1]) Zurità, l. c. II, 3—5.

[2]) Comines, l. c. VIII, chap. 1—3.

[3]) Etudes sur Jerome Savonarola par Emmanuel Ceslas Bayonne. Paris 1879, p. 54 ff. — Comines, l. c. VIII, chap. 3

[4]) Comines, l. c. VIII, chap. 4. — Guicciardini, l. c. I, p. 124—142.

[5]) Comines, l. c. VIII, chap. 7—9.

Karl VIII. schlägt sich durch.

freien Durchzug bitten, er wurde abgeschlagen. Da rüstete man sich zum Kampfe der Verzweiflung. Am 6. Juli 1495 war eine wirre, wechselvolle Schlacht, die sich aber zuletzt vollkommen zu Gunsten der Franzosen entschied, weil die Venetianer der wilden Furie derselben und der Schweizer nicht Stand zu halten vermochten und ihre Reiterei, albanesische Stradioten, sich zu früh zur Plünderung des französischen Lagers zerstreute. Der Kampf dauerte nur eine Stunde, dennoch bedeckten 3500 Todte die Walstadt, darunter aber die Mehrzahl Verbündete. Karl selber hatte hohe Tapferkeit und Umsicht bewiesen und war einmal nur durch das rasche Andrängen französischer Ritter vom Tode gerettet worden. Die Friedensverhandlungen nach der Schlacht waren ohne Erfolg, man schloss nur Waffenruhe auf einen Tag ab, um die Todten zu bestatten. In der Nacht brachen die Franzosen in der Stille auf, durch die Wälder und Hohlwege, und erreichten so die lombardische Ebene unter unsäglichen Anstrengungen, die man aber freudig ertrug, da der König, wie der gemeine Krieger, sich jeder Anstrengung unterzog. So wurden König und Armee gerettet. Am 15. Juli erreichte man Asti und — das Ende der Entbehrungen. Karl schien dann in Turin alle Eroberungspläne, alle Gebote der Ehre, Neapel und die Hilfe, die er den dort zurückgelassenen Kampfesgenossen versprochen, zu vergessen und ganz nur Liebeständeleien zu leben [1]) — und doch war ihm selber die Gefahr noch nahe, denn das Heer der Verbündeten in Oberitalien war auf 50.000 Mann gestiegen. Ludwig von Orleans war schwer bedrängt in Novara: bloß 7500 Mann standen unter ihm und Fieber und Hunger räumten gewaltig in der Stadt auf.

Friede zu Vercelli.

Das machte zum Frieden geneigt und am 10. October 1495 kam derselbe zwischen Karl VIII. und Lodovico zustande. Danach blieb Genua, aber als Lehen Frankreichs, im Besitz des Herzogs von Mailand; dieser versprach dafür niemand in seinen Ansprüchen an Neapel als den König von Frankreich zu unterstützen, und diesem, wenn er sich nach Neapel begebe, in Person zu Land und zu Meer zu folgen und seine Ritter zur Verfügung zu stellen und den Franzosen den Durchzug durch sein Herzogthum nach Neapel zu gewähren. Er erlässt dem König die Schuld von 80.000 Goldstücken und zahlt an den Herzog von Orleans 50.000 Ducaten, dafür erhält er Novara zurück und der König verspricht, kein Unternehmen des Herzogs von Orleans gegen Mailand zu unterstützen. Lodovico mag im Bunde mit dem Papst, mit Venedig, mit Spanien, mit Maximilian bleiben, solange dieser Bund sich nicht gegen Frankreich oder Neapel richtet.[2])

Venedig.

Auch die Venetianer hoffte Comines zu einem Bund mit Frankreich zu bewegen. Auf die Mahnung, ihre Hilfstruppen aus Neapel zurückzurufen und die Städte, die sie besetzt, zurückzustellen, erklärte die Signoria jedoch: man sei nicht im Kriege mit Frankreich, man habe nur Ludwig retten wollen; der König möge mit Ferdinand von Neapel einen billigen Vertrag schließen, wonach ihm Ferdinand etwa einen Lehenszins von 50.000 Goldstücken jährlich erlege, Venedig

---

[1]) Comines, l. c. VIII, chap. 19—20. Am Schlusse erwähnt er, dass die Italiener von den Franzosen sagen: Qu' au venir les Français sont plus qu' hommes, mais qu'à leur retraite sont moins que femmes.

[2]) Godefroy, Vie de Charles VIII., p. 722.

werde jedoch die Städte in Apulien nicht herausgeben. Während der Unterhandlungen langten Schweizer in Menge an und Orleans gab sich alle Mühe, den Frieden unmöglich zu machen. Allein Karl wollte nach seinem Ritterzug nur genießen und eilte nach Frankreich zurück. Am 9. November 1495 traf er nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit wieder in Lyon ein. Da waren nun einzig Turniere und Liebesfeste, die bloß der Tod seines ältesten Söhnleins Rolando auf einige Zeit unterbrach. Kein Nothschrei seiner Krieger aus Neapel störte den leichtsinnigen König in seinem Vergnügen. Hätte er auch nur einen Theil der Summen, die er in Lyon verschleuderte, nach Neapel gesendet, es wäre seinen bedrängten Tapfern geholfen gewesen. — Karls VIII. Leichtsinn.

Der Kampf um Neapel. — Gonzalo von Cordova.

Kaum hatte Karl VIII. Neapel verlassen, so landete der vertriebene Ferdinand in Calabrien. Spanische Truppen unterstützten ihn, zwar nicht stark an Zahl — es waren ihrer nur 5000 — aber stark durch Kriegsübung und ihren ausgezeichneten Anführer, Gonzalo von Cordova, welcher in diesem Feldzug die Bewunderung Europas erregte.[1]) Krieg in Neapel.

Gonzalo Fernandez de Cordova oder Aguilar, geboren zu Montilla 1453, der zweite Sohn eines Mannes, der im Kampf gegen die Mauren sich hervorgethan, nahm im Bürgerkrieg mit seinem Bruder eifrig Partei für Isabella, deren Schutz und Gewogenheit er durch seine feinen Sitten, seine Gewandtheit in ritterlichen Übungen, seine makellose Treue und seine ausgezeichnete Tapferkeit gewann. Ob seiner Schönheit und verschwenderischen Pracht hatte Gonzalo am Hof den Namen Ritterfürst,[2]) aber von seinem älteren Bruder auch manche Vorwürfe über Verschwendung zu hören: „Du liebst mich," schrieb er ihm, „du aber kannst mir die Mittel nicht entziehen wollen, unserem Namen Ehre zu machen und mich auszuzeichnen." — Der Kampf gegen Granada war die Schule seiner Kriegskunst. Gonzalo war es, der den Vertrag der Übergabe abschloss. Als das Zelt der Königin verbrannte, schaffte Gonzalo aus dem Vermögen seiner Frau für sie so viele Kleidungsstücke und Geräthe her, dass Isabella meinte, das Feuer habe bei ihm größeren Schaden angerichtet, als bei ihr selbst; worauf Gonzalo erwiderte, das alles sei nur gering, um es einer so großen Königin anzubieten. Als Isabella ihre Tochter Juana, da diese nach Flandern abzog, an Bord der Flotte begleitete und auf der Heimfahrt das Boot kaum landen konnte, sprang Gonzalo, obschon in reiche Seidenstoffe und Sammet gekleidet, doch ins Wasser und trug die Königin auf seinen Armen unter dem Beifallsrufen der Zuschauer ans Land, damit sie nicht durch Berührung mit Matrosenhänden entweiht würde. In der Überzeugung von den großen Eigenschaften des Mannes, namentlich seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit in Auffindung von Hilfsmitteln, schlug ihn Isabella ihrem Gemahl zum Feldherrn im italienischen Kriege vor und der Erfolg rechtfertigte ihren Scharfblick. So gering auch die Macht und Geldmittel waren, welche Ferdinand seinem Feldherrn mitgab, so verstand dieser dennoch damit den Franzosen Neapel zu entreißen. Gonzalo von Cordova. Isabella.

[1]) Quintana, Espannoles célebres, I, p. 193—202.

[2]) Principe de los cavalleros.

Am 26. Mai 1495 landete Gonzalo zu Reggio in Calabrien. Die Bewohner eilten zahlreich zu den Fahnen ihres Königs, der mit Gonzalo kam. St. Agatha ward besetzt, eine Abtheilung Franzosen niedergehauen, Seminara öffnete seine Thore. Aber der französische Befehlshaber d'Aubigny war auch ein tüchtiger Feldherr: er raffte eilig zusammen, was er an Streitkräften fand, und rückte auf Seminara los. Dort kam es gegen den Rath Gonzalos,[1]) welcher die Mehrzahl seiner Spanier in Festungen hatte verlegen müssen und kein Vertrauen hatte in die Tapferkeit der Calabresen, zur Schlacht. Als die leichten spanischen Reiter, nach ihrer Art gegen die Mauren zu kämpfen, vor der schweren französischen Reiterei plötzlich Kehrt machten, um sich hinter dem Fußvolk zu neuem Angriff zu sammeln, hielt die calabresische Miliz dies für Flucht und eilte im ersten Schrecken bis auf den letzten Mann davon. König Ferdinand II. wurde nur gerettet, weil ein junger Edelmann sein Leben für ihn opferte. Auch Gonzalo wurde in die Flucht mit fortgerissen: es ist die einzige Schlacht, die er in seinem Leben verlor. Die Niederlage begründete aber gerade seinen Ruf, weil er den Kampf misrathen hatte: er galt fortan nicht bloß für kühn, sondern auch für vorsichtig. Die Franzosen versäumten es, den Sieg rasch auszubeuten, ihr Feldher war krank — und Ferdinand und Gonzalo waren nicht leicht zu entmuthigen.

Seminara.

Ferdinand schiffte sich sogleich ein, um vor der Nachricht von der Niederlage in Neapel einzutreffen, wo damals Karls Vicekönig, Montpensier, mit 6000 Franzosen stand, die Bevölkerung aber nur auf einen Anlass wartete, um sich gegen sie zu erheben, „denn diese Neapolitaner," sagt Guicciardini, „sind das unbeständigste Volk in ganz Italien". Ferdinand landete 7. Juli 1495, am Tage der Schlacht von Fornovo, eine Meile von Neapel. Montpensier zog ihm entgegen. Kaum war er ausgerückt, so wurde in Neapel die Sturmglocke geläutet. Montpensier eilte, die Stadt wieder zu gewinnen, in welcher aber Ferdinand schon von einer andern Seite wieder eingezogen und mit Freudenjubel empfangen war. Nach einem heftigen Straßenkampf sah sich Montpensier genöthigt zu unterhandeln:[2]) er versprach, die Festungen in Neapel zu räumen und sich in die Provence zurückzuziehen, wenn binnen dreißig Tagen kein Entsatz käme. Er hielt aber sein Wort nicht und schiffte sich mit 2000 der Seinen nach Salerno ein und begann von hier wieder den Feldzug. Einzelne französische Anführer hielten sich durch den Vertrag nicht für gebunden und führten auf eigene Faust den Kampf fort. Karl versprach zwar eine mächtige Armee zu senden, um seine Tapfern in Neapel zu unterstützen und zugleich den Herzog von Mailand zu züchtigen, welcher sein Versprechen nicht hielt, brach aber selber sein Wort.

Neapel.

Montpensier.

So vergieng der Sommer 1496 in Hin- und Herzügen, kleinen Kämpfen, und zuletzt sollte es bei Atella zum Entscheid kommen. Gonzalo, von Ferdinand dringend zur Hilfe entboten, eilte, alle Feinde vor sich niederwerfend, aus Calabrien gegen Atella und ward als Bringer des Sieges von Ferdinand glänzend empfangen. Von da an ward ihm allgemein der Titel „der große Feldherr" beigelegt.[3]) Mit seinem Adlerblick entdeckte und nahm er den Schlüssel der feindlichen Stellung und machte die Franzosen,

Atella.

El gran capitan.

[1]) Cronica del gran capitan, cap. 24.
[2]) Giovio, l. c. II, p. 87—90.
[3]) Quintana, l. c. vol. III, p. 210—212.

die schon durch die Entbehrungen niedergeschlagen waren, so muthlos, dass Montpensier am 21. Juli 1496 einen neuen Vertrag abschloss: wenn binnen dreißig Tagen kein Beistand komme, Atella und jeden von ihm besetzten Ort zu räumen, die Soldaten sollten mit allen kriegerischen Ehren nach Frankreich geschafft werden, die fremden Söldner in ihre Heimat zurückkehren dürfen, die Neapolitaner, welche binnen fünfzehn Tagen zu ihrer Unterthanenpflicht zurückkehrten, Verzeihung erhalten. Montpensier.

Comines nennt diesen Vertrag so schimpflich, dass ihm in der Geschichte nichts gleichkomme, außer dem Vertrag bei den caudinischen Pässen. Kein Entsatz kam, die Franzosen räumten die Festungen, die unter Montpensier standen. Mehrere französische Befehlshaber weigerten sich aber wiederum, den Vertrag anzuerkennen, und so brach auch Ferdinand denselben. Die Franzosen wurden nicht mit kriegerischen Ehren nach Frankreich gesendet, sondern nach Bajä oder Pozzuoli gebracht, wo die Mehrzahl dem Fieber erlag, Montpensier starb am 5. October. Von den Schweizern kamen nur wenige — und diese im beklagenswertesten Zustande — in ihre Heimat zurück.[1] Vertrag von Atella.

So endete diese glänzende Eroberung und dieses furchtbare Kriegsheer. Italien, hieß es von da an, ist das Grab der Franzosen. Aber auch der Sieger erlag bald der ansteckenden Krankheit. Ferdinand II. starb am 7. September 1496. Sein Oheim Don Federigo III. folgte ihm. In kurzer Zeit war er im Besitze auch der letzten Plätze. Federigo war ein milder, gütiger, geschickter Herr, gerecht, liebenswürdig, aber ohne die nöthige Stahlkraft für so bewegte Zeiten. Doch gieng es im Anfange gut, solange ihn Gonzalo stützte. Das Ansehen dieses Feldherrn war so gestiegen, dass die Soldaten ihm ohne Sold folgten und sich die Festungen ihm ohne Vertheidigung ergaben. Federigo III.

1497 rief ihn der Papst gegen einen biscayischen Freibeuter zu Hilfe, der sich in Ostia niedergelassen hatte und Rom die Lebensmittel abschnitt. Ihn angreifen und besiegen war bei Gonzalo eins. Er nahm Ostia mit Sturm und den Freibeuter gefangen, und zog im Triumph in Rom ein. Der Papst küsste den Retter auf die Stirne, überreichte ihm die goldene Rose und bewilligte ihm sein Gesuch, nämlich dass die Bewohner von Ostia, als Entschädigung für ihre Leiden, auf zehn Jahre von Steuern frei seien.[2] Gonzalo bei Ostia.

Im Toscanischen währte der Krieg fort. Karls Officiere hielten sich nicht an den Vertrag, welchen er mit Florenz abgeschlossen hatte: die Citadellen von Pisa übergaben sie an die Pisaner, Sarzana und Pietrasanta an die Genuesen und Lucchesen. Nur Livorno ward Florenz zurückgestellt. Florenz suchte nun, Pisa sich zu unterwerfen. Der Herzog von Mailand und Venedig unterstützten Pisa, um Florenz zu schwächen und zu zwingen, die Verbindung mit Frankreich aufzugeben. Florenz und Pisa.

Kaum hatte Karl VIII. Italien verlassen, so wurde ein anderer Herrscher, Maximilian I., in die Angelegenheiten der Halbinsel hinein-

[1] Comines, l. c. VIII, chap. 21.
[2] Prescott, l. c. — Quintana, l. c. vol. III, p. 219—220.

Maximilian I. gezogen: er wurde von Lodovico und dem Papst zu Hilfe gerufen. Der Mohr begab sich selbst nach Tirol und brachte dreimonatlichen Sold für 2000 Knechte mit. Maximilian kam, aber nicht mit der Macht wie frühere Herrscher Deutschlands. Am 20. September 1496 ward er in Genua
Livorno. feierlich empfangen, von wo er sich nach Livorno einschiffte, um durch die Einahme dieses wichtigen Platzes Florenz zum Gehorsam zu zwingen. Allein so tapfer auch die Deutschen und die mit ihnen Verbündeten stritten, sie vermochten den Platz nicht zu nehmen, da ein Sturm die Flotte zerstreute.[1]) Traurig zog Max nach Pisa und von da wieder nach Tirol. Was half es, dass er an der Grenze schwor, dass er einst noch mit dem Aufgebot des Reiches, nicht in leichter Jägertracht, nach Art eines Kaisers seinen Einzug in Italien halten werde, dass er klagte, wie gegen die Südländer nicht deutsche Treue und Redlichkeit helfe! „Das neidisch untreue Glück wurde nicht müde, das fromme edle Blut zu belästigen", sagt der alte Biograph des Kaisers.[2]) Venedig war gegen ihn, es wollte selber Pisa haben — und die Pisaner räumten ihm auch zuletzt ihre Burg ein. Karl VIII. machte nur noch einen Versuch auf Genua — er misslang durch die Vereinigung der Signoria mit
Stillstand. Lodovico. Dagegen wurde ein Waffenstillstand mit Spanien am 5. März 1497 abgeschlossen. Hier soll die Theilung Neapels schon zur Sprache gekommen sein. —

Ludwig XII. — Savonarola.

Karl VIII. begab sich 1498 nach dem Schlosse d'Amboise: am 7. April wollte er hier einem Ballspiel beiwohnen; indem er aber mit der Königin rasch durch einen dunklen Gang eilte, schlug er den Kopf an einer Thüre
Tod Karls VIII. an. Beim Ballspiel sank er plötzlich um, nach neun Stunden war er eine Leiche. Mit ihm endete die gerade Linie der Valois. Die Krone kam jetzt an
Ludwig XII. den bisherigen Herzog von Orleans, Ludwig XII. „Für einen König von Frankreich würde es sich nicht schicken, die Beleidigungen, die dem Herzog von Orleans angethan wurden, zu rächen", sagte der neue König hochherzig und schien nicht mehr zu wissen, wer in den letzten Zeiten seines Vorgängers Zwiespalt zwischen ihm und der Krone zu säen sich bemüht hatte. Der leichtfertige Herzog von Orleans war auf einmal ein ernster, arbeitsamer König, der Beschützer des Rechts und der Ordnung. Beleidigungen hatte er vergessen,

---

[1]) Weder Venetianer noch Mailänder halfen aufrichtig, weil keines dem andern den Platz gönnte. Der Herzog von Savoyen sollte kommen, kam aber nicht, ebenso der Markgraf von Montferrat und Ercole von Ferrara.

[2]) Grünbeck, Lebensbeschreibung Kaiser Friedrich III. und Maximilians I. Herausgegeben von Moser. Tübingen 1721, S. 72. — Über den ganzen Zug Camilli Gilini commentariolus de Maximiliani in Italiam adventu — bei Freher, SS. rerum germ. III. — Havemann, l. c. I, Cap. 13.

aber nicht Wohlthaten. George d'Amboise, der Erzbischof von Rouen, der für ihn gelitten hatte, wurde sein erster Minister und durch seine Verwendung Cardinal.[1])

Nur Eine litt unter seiner Erhöhung und zwar diejenige, welche ihn am meisten liebte, seine Gemahlin Johanna. Kein Kind war aus dieser Ehe vorhanden und die Königin-Witwe, Anna von Bretagne, kehrte in ihr Herzogthum zurück, das sie jetzt wieder mit voller Souveränität besaß. Ludwig XI. hatte einst den Herzog von Orleans gezwungen, sich mit seiner Tochter Johanna zu vermählen, die nicht schön, sogar verwachsen war, aber Geist und Herz besaß. Auf diesen Zwang berief sich jetzt Ludwig XII. und verlangte Scheidung, um durch Vermählung mit Anna von Bretagne den Besitz ihres Herzogthums der französischen Krone zu sichern. Anna ist zugleich die erste Königin-Witwe, welche schwarz als Trauerkleid trug, früher war die Trauerfarbe der Königin weiß, woher der Name Reine blanche für verwitwete Königin. Da Ludwig zugleich schwor, die Ehe nie vollzogen zu haben, so bestanden genügende Gründe für die Ehescheidung, zumal Johanna auch im Verzichten ihre Liebe bewies. Am 17. December 1498 wurde die Ehe geschieden. Johanna gieng in ein Kloster zu Bourges; in Übungen der Frömmigkeit und Werken der Liebe vergieng ihr Leben, das Volk widmete ihr eine rührende Anhänglichkeit und verehrte sie als Heilige. Als einige Höflinge dem Franciscaner Maillard wegen einer Predigt, in welcher er die neue Ehe des Königs einen Ehebruch nannte, mit Ertränken drohten, entgegnete dieser sogleich entschlossen: „Es ist mir gleichgiltig, ob ich zu Land oder zu Wasser ins Paradies komme.“ — Am 6. Januar 1499 vermählte sich Ludwig mit Anna.

Anna von Bretagne. *Reine blanche.* *Ludwig XII. und Anna.*

Kaum waren die wichtigsten Angelegenheiten im Innern geordnet, so rüstete sich Ludwig XII. zu einem Eroberungszug gegen Mailand und Neapel; da das Bündnis mit Florenz wichtig war, entsandte er alsbald ein Schreiben an Savonarola, worin er ihn um seinen Segen bat. Es traf den Propheten aber nicht mehr um Leben.

Mit dem Scheitern des französischen Planes in Italien sank auch der Reformplan Savonarolas. Er stand auf der Höhe seiner Macht, solange Karl VIII. in Neapel weilte. Florenz war damals streng und fromm, die Liebeslieder hörten auf, viele Wirtshäuser wurden geschlossen; Kinder sammelten um Weihnachten 1496 das Anathema und man gab ihnen Karten, Lauten, Schminke, falsche Haare, Ovids „Kunst zu lieben“, die Novellen von Boccaccio, aber auch nackte Bilder, oft von hohem Werte — und all diese Dinge, für die ein Fremder 20.000 Thaler bot, wurden auf einen großen Haufen am Marktplatz getragen und an Weihnachten 1496 in Gegenwart des Volkes und der Behörden feierlich verbrannt. Der Umschlag der Stimmung war ein vollständiger. Ein großer Theil der Bevölkerung schien aus dem geistreichen, aber öden, früheren Treiben plötzlich erwacht und entschlossen zu sein, zu den wahren Quellen des Lebens zurückzukehren.

Savonarola. *Macht Savonarolas.*

---

[1]) Comines, l. c. VIII, chap. 27.

Leo macht die scharfe Bemerkung: [1]) „Unter solchen Umständen geschieht es denn wohl, dass Menschen, welche die Natur mit energischem Gefühl, mit Leidenschaft begabt, deren Leben aber ihrem Verstande nur geringe Bildung verschafft hat, plötzlich auftreten wie Heilande; denn ihr ungeschicktes, oft in der Form abgeschmacktes, aber aus tiefster Seele gesprochenes Wort träufelt auf die in Interesselosigkeit und Öde Lechzenden herab, wie der Regen des Himmels auf die sonnverbrannten Felder des Hochsommers. Unter diese Gattung von Menschen gehörte Girolamo Savonarola, Dominicanermönch zu Florenz im Kloster zu San Marco. Geschmacklos zuweilen im höchsten Grade in seinen Bildern, ohne gründliche Gelehrsamkeit und tiefere Kenntnis der Wissenschaft der Theologie, wusste er doch dem Volke den Abgrund ergreifend zu schildern, der sich zwischen dessen Leben und einem wahrhaft christlichen geöffnet hatte; da schien es allen, als sei seine Predigt, seine Lehre die Brücke, die wieder hinüberführe, die allein erretten könne von unabwendbarem Verderben, und nur wenige, wie Macchiavelli, waren so gründlich sadducäischer Natur, dass sie in dem Spott über den faselnden Mönch Ersatz fanden für alles, wovon dieser mit Recht behauptete, dass es ihnen abgehe."

Savonarolas Wirken.

Aber es bildete sich auch eine starke feindselige Gegenpartei, besonders aus der reichen Jugend, die der Wüthenden oder Arrabiati, gegen die Piagnoni oder Wimmerer und Heuler, wie sie die zu strengem Leben Bekehrten nannten. Savonarola hatte sich auf das Feld der Politik begeben und musste auch die Gegenwirkung der öffentlichen Zustände Italiens empfinden; er war Parteihaupt und musste für seine Partei leiden. Er meinte es gut, ließ sich aber von seinen Ideen fortreißen.

Arrabiati und Piagnoni.

Auflehnung gegen Rom.

Seine Predigten haben heute noch einen Zauber für die Italiener, und doch sind sie nur gedruckt und empfindet der Leser nicht den Hauch der Überzeugung, wie einst der Zuhörer, und die magnetische Macht des Blickes. Der Florentiner Gino Capponi meint, als Prediger stehe er heute noch für die Italiener als der erste da, so wirksam sei seine Sprache, nicht infolge von Redekünsten und stürmischer Leidenschaft, sondern weil sie ernst, klar und durch das mächtig sei, was für ihn die einzige Wissenschaft war; er sei strenge, rede aber doch vertraulich, und es scheine, als wende er sich an jeden einzelnen Zuhörer und rede vertraulich mit ihm. Wenn er sehr bewegt sprach, durchdrangen Weinen und Schreckenslaute die Kirche. Pico von Mirandola erzählt, wie ihm in einem solchen Falle ein Schauer über den Körper gefahren und ihm die Haare zu Berge gestanden seien.

Art der Rede.

Wie jetzt die Acten vorliegen, war es nicht Alexander VI., der seinen Fall von Anfang an wollte, sondern die in ihrem Wohlleben und Machtbesitz gestörte Geldaristokratie, welche immerfort über das Treiben Savonarolas als eine Gefahr für den Staat und die Kirche beim Papste klagte und drohend sein Einschreiten verlangte, die Compagnacci (die schlechten Gesellen), die Arrabiati (die Wüthenden, nämlich über das fromme Leben), deren

Alexander VI.

Die Geldprotzen.

[1]) Leo, Geschichte der italienischen Staaten, V, S. 67, 92, 119—122; Univ. IV, S. 8, 10, 17.

Hass von eifersüchtigen Mönchen und Weltgeistlichen unterstützt wurde. In ähnlicher Weise erlag Gregor VII. denen, welche für Simonie, Concubinat und Lähmung der Kirche waren. Savonarola ahnte, was ihm von seinen Gegnern bevorstand: „Christus ist mein Leben," äußerte er oft, „sterben mein Gewinn." — Als Alexander VI. Papst wurde, ertönte durch ganz Italien der Ruf nach einer Reform der Kirche, und als Karl VIII. in Rom war, mahnten ihn nicht weniger als achtzehn Cardinäle, ihm den Process zu machen und eine neue Papstwahl zu veranstalten.[1]) Savonarola sprach immer davon, dass die Kirche sich erneuern müsse, und dass man allerdings das weltliche Schwert zu fürchten habe, aber nicht minder das geistliche Schwert mit seinen erschlichenen Bannungen. Auf wen konnte Alexander VI. dies anders deuten, als auf sich selbst! Beim ersten Schimmer von Hoffnung auf Befreiung Italiens von den Franzosen stellte sich der Papst an die Spitze der Liga von Venedig, Savonarola hielt aber Florenz beim Bunde mit Frankreich fest und hoffte eine Reform der Kirche von Karl VIII. Dem Gesandten, welchen der Papst nach Florenz schickte, um es vom Bunde mit Frankreich abzubringen, sagten die Arrabiati, Savonarola allein stehe dem im Weg, und baten ihn, die Abberufung des unbequemen Mannes zu veranlassen.

Reform.

Politische Stellung.

Am 21. Juli befahl der Papst, bei der Pflicht des Gehorsams, dem Prediger nach Rom zu kommen und ihm über seine Gesichte Mittheilung zu machen. Savonarola wies in seiner Antwort vom 31. Juli auf sein Werk hierüber, das er gerade drucken lasse,[2]) übrigens könne er jetzt — so sehnlich er auch die ewige Stadt zu sehen wünsche — nicht abreisen wegen Kränklichkeit, wegen seiner Feinde und weil er die Reform in Florenz vollenden müsse. Ein zweites Breve vom 8. September an den Prior von Sta. Croce — dort waren Franciscaner — klagte über die Irrlehre und die Überhebung Savonarolas, der sich für einen Gesandten Gottes erkläre, mit dem er in besonderem Verkehr stehe. In einer warmen Antwort bat der Angegriffene den Papst, nicht seinen Feinden zu glauben, und einen wahrhaftigen Richter zu senden, der in Florenz alles untersuche. Schlechte Bürger von Florenz, welche mit einigen Fürsten Italiens in Verbindung ständen, legten ihm Schlingen. Der heilige Vater möge der Wahrheit auf den Grund gehen und bis dahin sein Einschreiten verschieben, dem er übrigens gehorchen werde,[3]) wenn auch die Welt darüber zugrunde gehe. Er erwartete günstige Antwort, aber ein Breve vom 16. October kam, das ihm vorwarf, er störe den Frieden, und ihm verbot ferner zu predigen.

Berufung nach Rom.

Savonarola hörte auf zu predigen, sein Schüler Domenico von Pescia ersetzte ihn. Die damalige Signoria bat den Papst um Änderung, der aber erklärte, die Florentiner behandelten ihn, als hätte er den Ungläubigen das heilige Grab in die Hände gespielt.[4]) Jetzt befahl die Signoria am 11. Februar dem Prediger, seine Vorträge in der Kathedrale oder irgend einer anderen Kirche

Signoria.

---

[1]) Comines, l. c. VII, chap. 12; VIII, chap. 3, 26. — Capelli, Documents sur Savonarola et son temps. Modena 1869. — Bayonne, l. c. p. 69.

[2]) Compendium revelationum.

[3]) Bayonne, l. c. p. 85.

[4]) Ibid. p. 87.

wieder zu beginnen. Savonarola weigerte sich, bis der Papst entschieden habe, — er schrieb damals an seiner Abhandlung über die Einfalt des christlichen Lebens.[1]) Am 16. Februar erklärte er aber auf Mittheilung der Cardinäle von Neapel und Perugia, dass er die Fastenpredigten wieder halten werde. Der Papst hatte nämlich diesen gesagt, nur schlechte Menschen hätten ihn gegen Savonarola zu reizen gesucht. Am Ende der Fasten klagte jedoch Alexander VI. über die Irrlehre Savonarolas und seinen Ungehorsam gegenüber dem heiligen Stuhl. Die damalige Signoria suchte den Papst auf andere Gedanken zu bringen, — was gelang — denn Alexander bot dem Prediger die Würde eines Cardinals an, und als dieser sie ablehnte, sagte er: „Der Mönch ist offenbar ein bedeutender Mann, niemand soll mir mehr schlecht von ihm sprechen."

Savonarola gebannt.

Doch neue Anklagen, neue Zettelungen kamen. Es war ein Dominicaner, welcher dem Papst rieth, die Trennung des florentinischen Ordenszweiges aufzuheben und ihn der lombardischen Congregation wieder zu unterwerfen, dann ließe sich Savonarola leicht aus Florenz abberufen. Dies geschah durch Breve vom 7. November. Savonarola stellte dem Papste vor, wie bei der Ungleichheit der Sitten diese Wiedervereinigung mit den Lombarden nur Unsegen bringe, und bat nochmals um eine gerechte Untersuchung: falle sie gegen ihn aus, so wolle er vor allem Volke widerrufen. Der Papst beklagte sich beim Gesandten von Florenz, wie man es dulde, dass ihn dieser Prediger geringschätzig behandle. Die Republik ließ dem Papst sagen, der Prediger stifte unendlich viel Gutes. Doch der Anklagen kamen so viele, dass Alexander VI. am 13. Mai 1497 ihn excommunicierte. Franciscaner predigten in Florenz gegen Savonarola, der aber in Rom so warme Fürsprecher hatte, dass Alexander wünschte, der Überbringer des letzteren Breves möge es nicht abgegeben haben.

Giovanni Borgia

Den Papst traf damals ein schweres Leid, das ihn sogar für einige Zeit für die Reform Savonarolas günstig stimmte. Sein ältester Sohn Giovanni, Herzog von Gandia und Benevent und Befehlshaber aller päpstlichen Truppen, sollte eben seinen jüngeren Bruder, den Cardinal Cesare nach Neapel zur Krönung begleiten. Am 14. Juni 1497 speisten die Brüder auf dem Weinberg ihrer Mutter hart vor den Thoren von Rom zu Nacht, bestiegen dann mit einbrechendem Dunkel ihre Maulthiere, um sich zur Stadt zurückzubegeben. Auf einmal verabschiedete sich Giovanni von seinem Bruder und bog, nur von einem Diener und einem Vermummten begleitet, in eine Seitengasse ein. Hier gebot er dem Diener, eine Stunde auf ihn zu warten, und verlor sich im Dunkel. Nicht lange, so wurde der harrende Diener von Verkappten überfallen und mit vielen Wunden zu Boden geworfen. Als am andern Tag Giovanni nicht erschien, ließ der besorgte Vater durch ganz Rom Nachfrage halten. Ein Holzhändler erzählte, er habe, bei seinem Holze an der Tiber wachend, in der vergangenen Nacht zwei Männer sich dem Flusse nähern gesehen, dann sei auf ein von ihnen gegebenes Zeichen ein dritter zu Pferd mit einer Leiche vor sich gekommen, so dass Arme und Füße an den Seiten des Thieres herabhiengen.[2]) Vereint hätten dann die drei die Leiche in den Fluss geschleudert und sich schnell entfernt. Befragt, warum er nicht sogleich Anzeige gemacht, entgegnete der Holzhändler, er habe schon mehr als hundert Leichen bei Nacht in den Fluss werfen sehen und niemand habe danach gefragt. 300 Fischer wurden aufgeboten, am Abend fand

ermordet.

[1]) De simplicitate vitae christianae.
[2]) Burchardi, Diarium — bei Eccard, l. c. II, 2090—3093.

man die Leiche des Herzogs von Gandia: sie hatte neun Wunden, das Geld war noch in den kostbaren Kleidern, aus Raubsucht war er also nicht ermordet worden. Es gab in jener Zeit Leute genug, welche den Mord seinem Bruder zuschrieben — aber dies ist als unwahrscheinlich nachgewiesen.[1]) Der Mord und sein Anlass sind räthselhaft geblieben.

Maßlos war der Schmerz des Vaters, er nahm keine Nahrung zu sich, er wollte niemand sehen, er schluchzte und rief einmal über das andere: „Ich weiß, wer ihn umgebracht hat.“ — Am 19. Juli sagte er zu den Cardinälen:[2]) „Der Herzog von Gandia ist nicht mehr, sein Tod hat mich tief betrübt, denn ich liebte ihn sehr — mehr als das Papstthum, mehr als alles auf der Welt; wenn ich sieben Tiaren hätte, ich würde sie alle hingeben, könnte ich ihn dadurch wieder lebendig machen. Möge er seinem Mörder verzeihen. — Ich habe jetzt beschlossen, mich nicht weiter um meine Würde, noch um mich selber zu kümmern, ich will bloß an die Besserung der Kirche und meiner selber denken. Ich vertraue sie einem Ausschusse von sechs Cardinälen und zwei Auditoren der Rota an. In Zukunft sollen meine Brüder, die Cardinäle, in allen wichtigen Fragen mitstimmen, die Beschlüsse der Mehrheit sollen sorgfältig vollzogen werden und die Ämter sollen nur nach Verdienst verliehen werden.“ Ein edles Trostschreiben Savonarolas wurde dann verlesen, das mit den Worten begann: „Der Glaube ist für das menschliche Herz die einzige Quelle des Trostes.“ Dem Papst war es sehr leid, dass die Excommunication in Florenz verlesen worden war. Doch auf die Reformvorschläge der Cardinäle erwiderte Alexander VI.: sie beschränkten die Macht des Papstes zu sehr, und zum Gesandten von Florenz sagte er bald, Savonarola sei hartnäckig: man solle ihm ihn ausliefern. Indes gab der Bannstrahl den Gegnern des kühnen Redners den Muth zum feindseligsten Vorgehen. — Savonarola erklärte den Vorwurf des Ungehorsams für falsch, für dem Papst von Verleumdern abgedrungen — aus Rücksicht für die Kirche erschien er aber nicht mehr öffentlich. Seine Mitbrüder wie die Signoria schrieben für ihn an den Papst und hoben hervor, wie er vor seinen Feinden kaum am Fuße des Altars sicher sei, wie er vor diesen Gefahren, auch wegen der Pest, die damals Toscana verheerte, nicht nach Rom gehen könne. Indes hatte ein neues Ereignis die Spannung in der Stadt gesteigert.

Schmerz Alexanders VI.

Trostbrief Savonarolas.

Die Gegenpartei hoffte nur von der Rückkehr der Medici Heil für Florenz. Ein Plan zum Umsturz ward ausgeheckt: Pietro sollte mit Bewaffneten bei Nacht an den Thoren erscheinen und diese ihm in der Stille von seinen Anhängern geöffnet werden. Der Plan wurde verrathen. Man fragte in Sorge Savonarola. Dieser sah ruhig aus dem Buch auf, in welchem er gerade las, und sagte: „Seid ruhig, Pietro wird bis ans Thor kommen und dann umkehren.“ So geschah es in der That. Durch einen Platzregen aufgehalten, kam Pietro zu spät. Die Stadt war schon gerüstet. Pietro musste umkehren. Fünf seiner Anhänger in der Stadt wurden jedoch zum Tode verurtheilt und gegen ihre Berufung an das Volk, unter dem Vorwande, sie hätten als Hochverräther ihr Bürgerrecht verwirkt, enthauptet. Savonarola hat sich in ihren Process nicht gemengt, aber auch keinen Versuch gemacht, sie zu retten. Die Verwandten der Enthaupteten stellten fortan als Bluträcher Savonarola nach. Schon mussten seine

Contrerevolution.

[1]) Knöpfler, Der Tod des Herzogs von Gandia. Tübinger Quartalschrift, 1877, S. 438–476.

[2]) Bayonne, l. c. p. 111–113.

Anhänger bewaffnet sein Leben beschützen, schon wurde das Aas eines gefallenen Esels in der Nacht auf seine Kanzel gelegt und, als er am Morgen predigte und seinen Anhängern Muth einsprach, entstand ein Kampf in der Kirche und der Prediger musste im Kloster Schutz suchen.

Savonarola veranstaltete eine neue Andacht in seinem Kloster, seine Mönche sangen in Procession so süße Lieder, dass alles gerührt wurde.[1]) Am Weihnachtstag feierte er dann wieder das Messopfer, am Dreikönigtag 1498 kam die ganze Signoria in die Kirche von San Marco und forderte ihn auf, wieder die Fastenpredigten zu halten. Savonarola erklärte, da der Kirchenbann nicht in gesetzmäßiger Weise gegen ihn erlassen sei,[2]) so werde er wieder die Kanzel besteigen. Und in der That begann er am 11. Februar wieder zu predigen und ließ einen Monat darauf durch seine Freunde an verschiedene Fürsten schreiben: sie möchten sich der schwer bedrängten Kirche annehmen und ein allgemeines Concil veranlassen.

Hier ist der Punkt der Entscheidung. Der Engländer Newmann urtheilt:[3]) „Er war ein treuer Sohn des heiligen Dominicus an Willenskraft, Sittenstrenge, Entschlossenheit und Eifer für die Ehre des Hauses Gottes und die Herstellung der Kirchenzucht — aber seine Demuth hielt nicht gleichen Schritt mit seiner Unschuld, seiner Aufrichtigkeit und seinem Eifer. Er überschätzte sich selbst, er erhob sich gegen eine Macht, die niemand angreifen kann, ohne sich selbst zu schaden. Zum Bessern lässt sich nichts gestalten durch Ungehorsam; das war nicht der Weg, um ein Apostel zu werden für Florenz oder Rom."

Seine Vertheidiger sagen, sein ganzes Wesen war Gehorsam und Demuth. — Würden ein Philipp von Neri, würden sonst mehrere Päpste nachher so entschieden für ihn sich ausgesprochen haben? Kein Breve des Papstes war ihm selber mit Nachweis der Gründe und in gesetzmäßiger Form zugestellt worden. Er erklärte sich für verpflichtet wieder zu predigen:[4]) „Gott ist die Ursache aller Dinge, er leitet alles, die Menschen sind nur Werkzeuge in seiner Hand. Die Obrigkeiten hören auf, seine Werkzeuge zu sein, wenn sie aus Bosheit oder aus Bethörung handeln. Man darf ihnen in diesem letzteren Fall nicht gehorchen, denn sie sind da nicht von Gott geleitet, sondern von falschen Anklägern. Geradeso ist es mit dem Papst — er kann aus Bosheit irren, an und für sich — und indem er gegen sein Gewissen handelt, aber das dürfen wir nicht sagen, sondern müssen es Gott überlassen und vorweg annehmen, dass seine Absicht gut ist. Ich sage nun in meinem Falle: er ist im Irrthum, er ist offenbar getäuscht, denn er wirft mir Dinge vor, die falsch sind, Irrlehren. Man weiß ja, warum diese Lügner ihm falsch berichten — um die Reform in Florenz wieder rückgängig und allen Lastern Bahn zu machen. — Die Liebe ist das Weltgesetz. Jeder Mensch soll eher sterben, als dagegen freveln. — Sagt mir nun: soll der Hirte den Wolf auf die Schafe sich stürzen lassen oder soll er sein Leben daran setzen, sie zu retten? Gewiss, sie retten, es gibt keinen größeren Beweis der Liebe. Und soll ein solcher gebannt werden? Nie — eher derjenige, welcher gegen die Liebe

Savonarolas Vertheidigung.

1) Bayonne, l. c. p. 87 ff.
2) Servatis servandis.
3) Vermischte Schriften.
4) Bayonne, l. c. p. 136 ff.

handelt." — Also der große Prediger. Wo ist aber die Einheit und die Ordnung der Kirche, wenn es dem Urtheil des Predigers überlassen bleibt, den Befehl des Papstes vor seinen Zuhörern als nichtig zu erklären? „Meine Lehre", fuhr der Redner fort, „hat den Glauben und die Tugend in dieser Stadt, die ganz im finsteren Heidenthum stak, neu belebt. — Seit ich aber nicht mehr predigte, haben alle Laster neu ihr Haupt erhoben. Darum will ich nicht mehr meine Wirksamkeit unterbrechen, es wäre gegen das Gesetz der Bruderliebe. — Dient nun dieser Bannstrahl nicht dazu, das Böse zu ermuntern?" — Noch bewegter war die nächste Rede, unter Thränen verließ Savonarola die Kanzel und laut weinten die Zuhörer. Nach der heiligen Messe nahm Savonarola die Monstranz und zeigte sie dem Volk in und vor der Kirche: „Florentiner, ich beschwöre unseren dreieinigen Gott, dessen Sohn hier gegenwärtig ist, mir den Tod zu geben, wenn alles, was ich euch bis auf diesen Tag gesagt habe, nicht wahr ist, wenn der gegen mich geschleuderte Bann rechtlich und giltig ist", und hielt das heilige Sacrament längere Zeit hoch empor. Das Volk zitterte und staunte. Am Abend war große Procession und ein zweites Autodafé von schlechten Büchern, Schmachtlocken und dergleichen,[1]) am anderen Tage neuer Festzug auf den Hauptplatz, wo ein großes Kreuz aufgepflanzt wurde.

Die Bewegung wurde mit jedem Tag gewaltiger, sie überschritt alle Dämme. Die Arrabiati geberdeten sich wie rasend, ließen in Rom alle Federn springen. Am 26. Februar 1498 sandte der Papst an die Geistlichen der Kathedrale den Befehl, Savonarola nicht mehr dort predigen zu lassen, und an die Signoria die Drohung des Interdictes, wenn sie ihm den Prediger nicht ausliefere, den er, soferne er bereue, gut behandeln, sonst aber von allem Verkehr mit andern absperren wolle. Der venetianische Gesandte spottete in Rom über den Mangel an Vaterlandsliebe der Florentiner, die von ihrem Bund mit Frankreich und ihrem Savonarola nicht lassen könnten. Ein Franciscaner, Fra Mariano, tadelte in Rom vor allem Volk den Papst und die Cardinäle, dass sie diese Hydra aus Ferrara nicht ersticken wollten. Das Interdict und die dadurch bevorstehende Handelsstörung machte die Florentiner sorglich. Man beschloss, Savonarola zu bitten, nicht mehr zu predigen, um den Papst zufrieden zu stellen, ihn aber auszuliefern, sei gegen die Ehre der Republik. „Ihr habt Angst, euer Vermögen zu verlieren," sagt Savonarola, „gut! Wisset aber, ein Interdict wird von Gott kommen, durch das ihr um euer Vermögen und um euer Leben kommt. — Herr," schloss er, „ich bitte dich für meine Feinde, erleuchte ihr Herz und segne dieses Volk." — Es waren die letzten Worte Savonarolas auf der Kanzel.

Letzte Predigt.

Damit war aber der Papst nicht zufriedengestellt — er forderte die Auslieferung Savonarolas. Dieser hatte immer die Reform der Kirche gepredigt und war für Karl VIII. eingestanden. Gerade in dieser Zeit, 1497, stellte nun der König an die Sorbonne die Fragen: „Ist der Papst verbunden, alle zehn Jahre, gemäß den Beschlüssen von Basel und Constanz und infolge der großen Unordnung, die in der Kirche herrscht, ein Concil abzuhalten? — und wenn er sich weigert, haben einzelne Mitglieder der Kirche das Recht, eine Kirchenversammlung zu berufen? Wenn die andern Fürsten

Karl VIII.

[1]) Bruciamento della vanità.

sich weigern, darf der König von Frankreich eine derartige Berufung auf sich nehmen?" Am 11. Januar 1498 beantwortete die Sorbonne diese Fragen mit „Ja". Also ein Concil stand wie eine drohende Wolke am Horizonte Alexanders VI. Am 1. März redete Savonarola: „Das Breve nennt mich Sohn des Verderbens — und doch halte ich keine Lieblinge und Concubinen und predige nur Christus; ich habe keine Söhne, die sich mit Ruchlosigkeit beschäftigen, sondern meine Söhne im Geist beichten und communicieren und leben ehrbar; ich suche die Kirche zu erhöhen, ein anderer sie zu zerstören. Aber bald wird der Schlüssel angelegt, der alles eröffnet und der Stank von Rom wird die Welt erfüllen." — Es waren Worte bitter für den Papst, bitter für den Vater. Ein Brief Savonarolas vom 13. März 1498 unmittelbar an den Papst spricht gereizt, wie Alexander VI., statt ihn in seinem guten Wirken zu schützen, ihn im Gegentheil verfolge, und mahnt ihn, an seine Rettung zu denken. Zu gleicher Zeit wurden auf seine Anregung hin von seinen Freunden an Gesandte beim König von Ungarn, von England, von Spanien und Frankreich, beim Kaiser Briefe entworfen, worin auf die üble Lage der Kirche, auf die Nothwendigkeit, ein Concil zu berufen, hingewiesen war. Nach Burlamacchi wurde ein solcher Brief an den König von Frankreich im Mailändischen abgefangen und von Lodovico Moro, der Savonarola und die demokratische Bewegung fürchtete, insgeheim dem Papste mitgetheilt.[1]

Concil.

Domenico da Pescia.

Die Ereignisse giengen jetzt schnell. Man fasste Savonarola da, wo er am leichtesten zu verletzen war, am Wunderbaren. Sein treuer Schüler, Domenico da Pescia, sprach auf der Kanzel von der Prophetengabe und der Unschuld seines Lehrers, für die er durchs Feuer gehen wolle. Ein Franciscaner erbot sich, die Feuerprobe gegen ihn zu bestehen, aber auch alle Mönche von San Marco traten für ihren Prior ein. Die Signoria ließ das Gottesurtheil zu.

Die Sätze, welche die Dominicaner durch die Feuerprobe erhärten wollten, waren: die Kirche bedürfe einer Reformation, werde aber nach der Heimsuchung wieder grünen und die Ungläubigen zum Evangelium bekehrt werden; auch über Florenz werden Drangsale kommen, dasselbe aber dann von neuem erblühen. Der Kirchenbann gegen Savonarola sei ungiltig.

Bann.

Am 7. April 1498 mittags sollte auf dem Marktplatz zu Florenz das Gottesurtheil stattfinden. Zwei Scheiterhaufen, jeder 40 Schuh lang, waren neben einander errichtet, zwischen beiden ein Weg so breit, dass ein Mensch hindurch gehen konnte. Das ganze Volk war auf dem Platz versammelt und harrte in höchster Spannung des Ausganges. Reiter hielten die Ordnung aufrecht, die Gegner stellten sich nahe dem Gerüste auf. Zur bestimmten Stunde kam Fra Domenico im Vespermantel, sein Angesicht strahlte von Zuversicht. Hinter ihm kam Savonarola, das Allerheiligste tragend, Adelige begleiteten sie mit einer Fackel in der Hand. Beide Parteien nahmen Platz in der Loggia. Jetzt entstand aber Streit darüber, ob der Holzstoß mit der Hostie beschritten werden dürfe. Die

Gottesurtheil.

[1]) Villari, Documents, p. 274 ff. — Bayonne, l. c. p. 158—185.

Franciscaner forderten für Giuliana Rondinello, welcher gegen den Dominicaner Fra Domenico da Pescia die Feuerprobe bestehen wollte, immer neue Dinge und machten neue Schwierigkeiten, offenbar um die Sache hinzuziehen und den Act zu vereiteln. So stritt man bis Abend über das Kleid, in welchem beide die Feuerprobe bestehen, dann ob sie die heilige Hostie oder ein bloßes Kreuz in der Hand tragen sollten, — bis ein Platzregen kam und alles auseinander jagte.

Das Lächerliche ist der größte Feind des Erhabenen. Die große Masse, in ihrer Erwartung auf ein Gottesurtheil getäuscht, machte sich jetzt lustig über die Dominicaner, denn Savonarola hatte das Wunderbare vertreten. Schon auf dem Heimweg wurde er beschimpft, nicht ohne Lebensgefahr kam er in sein Kloster zurück, am nächsten Abend wurde in seiner Kirche bis nach Mitternacht gekämpft, endlich er selbst und Fra Domenico, nachdem er seinen Anhängern befohlen, die Waffen niederzulegen, auf Befehl der Signoria verhaftet, sein Anhänger Valori erschlagen, mit andern Worten, die Gegenpartei Savonarolas war am Ruder. Er war ihr verhasst als Gründer der Volksherrschaft und der Verbindung mit Frankreich, wegen welcher Florenz damals ganz Italien zum Ärgernis geworden war. Unter den Qualen der Folter gestand Savonarola, er habe nur nach Ruhm und Macht gestrebt, seine Offenbarungen habe er nicht aus göttlicher Eingebung, sondern aus Gründen der Vernunft geschöpft. Nachher aber widerrief er wieder dieses Geständnis, denn unter den Schrecken der Folter sei er seines Geistes nicht mächtig gewesen. Fra Domenico bewahrte auch unter den Qualen der Folter den Glauben an seinen Lehrer, während dieser wohl das Herz, aber nicht den Körper zu einem Märtyrer hatte, unter der Peinigung sich einen Lügner nannte und dann wieder diese Erklärung widerrief. Fra Domenico sah ruhig dem Tode entgegen, Savonarola war erschüttert. Begann er an sich selbst zu zweifeln, ob seine Offenbarungen von Gott seien? Machte er sich Vorwürfe darüber, dass er in der Kirche Unruhen erregt habe, ohne die Wunden heilen zu können? — Ein tiefgebeugtes Herz zeigt sich in den Betrachtungen, die er im Gefängnis schrieb:[1] „An wen soll ich Sünder mich wenden? An den Herrn, dessen Erbarmen unendlich ist; niemand kann sich selbst rühmen. — Befestige mich in deinem Geiste, o Herr, und dann erst kann ich den Ungerechten deine Wege zeigen. Mit heißer Sehnsucht möchte ich, dass alle Menschen gerettet würden, denn die Werke der Guten würden mir reichlich Trost geben. Darum bitte ich dich, dass du den Blick auf deine Kirche lenkest und sähest, wie der Ungläubigen mehr sind als der Christen und jeder aus dem Bauche seinen Gott gemacht hat. Sende deinen Geist aus, dann wird sich das Aussehen der Erde ändern. Die Hölle füllt sich, deine Kirche erliegt, erhebe dich denn — warum schläfst du, o Herr! — Da aber rief ich fröhlich aus: Ich vertraue nicht mehr den Menschen, sondern allein dem Herrn und werde mein Gelübde lösen im Angesicht des ganzen Volkes, weil der Tod der Frommen kostbar ist vor Gott.“ —

Enttäuschung.

Savonarola in Haft,

auf der Folter.

Ergebung.

Das Verhör reichte aber nicht aus, um Savonarola auf Grundlage desselben zum Tode zu verurtheilen. Darum ward er von neuem und schärfer gefoltert, aber auch jetzt kam man nicht zum erwünschten Ziel. Man musste darum das Protokoll fälschen, um seine Hinrichtung rechtfertigen zu können; so legte man ihm denn in den Mund, er habe alles gethan oder erheuchelt,

Fälschung des Protokolls.

[1]) Capponi, Geschichte der florentinischen Republik, II, S. 225.

um sich in den Augen der Menschen Ansehen zu verschaffen. Das dritte Verhör hatte namentlich den Zweck, zu ermitteln, wie weit die Verhandlungen wegen Zustandebringen eines Concils gediehen seien. Der Arme erklärte: „Das Concil hat mir niemand angerathen; mit den Fürsten Italiens habe ich darüber nicht verhandelt, weil ich sie alle für meine Feinde hielt; ich hoffte auf die fremden Fürsten; von den Cardinälen und Prälaten wusste ich, dass sie mir feindselig seien." — Nur mit Widerspruch einer Stimme wurde dann der berühmte Prediger und Fra Domenico und ein Mönch weniger lauteren Charakters, der mit seinem blinden Eifer der Partei des Reformators mehr geschadet als genützt hatte, verurtheilt, zuerst gehangen und dann verbrannt zu werden. Es war ein politisches Urtheil, es war der Beschluss der anfangs durch seine Demokratie verdrängten, jetzt aber zur Herrschaft gelangten Partei. Gegen einen mildernden Antrag, den Mönch in ein festes Schloss zu thun, damit er dort durch Schriftstellerei nützen könne, beschloss die Signoria seine Hinrichtung als die eines Ketzers und Volksaufwieglers.

Ende Savonarolas.

Am 23. Mai 1498, dem Tage vor Himmelfahrt, wurde Savonarola mit Domenico da Pescia und Sylvestro Maruffi, zwei seiner eifrigsten Anhänger aus dem Dominicaner-Orden, zum Galgen geführt, der auf einem Scheiterhaufen vor dem Volkspalast errichtet war. Das zuschauende Volk höhnte ihn: „Jetzt, Mönchlein, ist es Zeit, ein Wunder zu thun." Savonarola schwieg, auch seinen beiden Leidensgenossen hatte er geboten, schweigend zu dulden wie Christus. Fra Domenico bestieg heiter den Holzstoß, Savonarola war in der Mitte des Galgens und der letzte, an den der Henker Hand anlegte. Die Leichen wurden verbrannt, die Asche in den Arno gestreut, um seinen Anhängern keine Reliquien zu hinterlassen. Fra Bartolomeo aber gieng vom Richtplatz in die Zelle, wo das Bild Savonarolas war, und zog einen goldenen Streif um sein Haupt. Merkwürdig ist auch das Urtheil Machiavellis: „Das Volk von Florenz, welches doch nicht roh und unwissend ist, war von Fra Girolamo überzeugt, dass er mit Gott rede. Ich will nicht entscheiden, ob es wahr gewesen ist oder nicht, denn von einem so großen Menschen ziemt es sich, mit Ehrfurcht zu sprechen. Aber Unzählige glaubten es: ohne irgend etwas Wunderbares von ihm gesehen zu haben, war sein Leben, seine Ehre, sein Streben ihnen hinreichend, um an ihn zu glauben."

Urtheil des Machiavelli.

So endete Savonarola infolge einer Revolution. Seine Feinde jubelten. Schwächlinge stimmten in den Ton der Sieger ein und freuten sich, dass der Betrüger entlarvt sei, und nannten den Lehrer, den sie einst von Gott begnadet hielten, jetzt eine Höllenlegion von Teufeln. Manche hatten auf ein Wunder gehofft und schämten sich, an ihn geglaubt zu haben. Spottlieder auf den Propheten wurden auf den Straßen gesungen. Für seine treuen Anhänger kamen schwere Tage — einige wurden verbannt, andere zu ewiger Haft verurtheilt. Wer ein Freund des Frate war, durfte nur auf die Barmherzigkeit Gottes rechnen. Nardi erzählt, wie die Treue und die Tugend damals geächtet waren, wie das Laster kühn sein Haupt erhob, und wie es

Florentinische Zustände.

als das größte Verbrechen galt, an die Worte des Bruders geglaubt und auf die Verbesserung der Kirche gehofft zu haben.

„Der Brudersinn ist erloschen, die Liebe zu Gott ist dahin, jeder ist lau, der Glaube ist verschwunden. Man strebt nicht mehr das Gemeinwohl an, jeder liebt nur sich selbst. O Herr, habe Mitleid mit uns. Der Heilige ist todt. Du hast deinen Propheten zu dir genommen. O heil. Hieronymus, der du im Himmel triumphierst, eile uns zu Hilfe, denn der Wolf ist in den Schafstall gedrungen." [1])

Aber Savonarola hatte treue Herzen erweckt, die seinen Namen hochhielten und seine Schriften, so man jetzt in Florenz verbrannte, durch ganz Italien verbreiteten. Aus Florenz verbannt, priesen die Piagnoni allenthalben seine Tugenden, verbreiteten den Glauben an seine Unschuld und die Wahrheit seiner Gesichte. In vielen Klöstern wurde der 23. Mai als der Todestag eines Märtyrers gefeiert. In Florenz selber fand man die Stätte seiner Hinrichtung bis in unser Jahrhundert herauf mit Blumen bestreut. Das Verhör, welches die Regierung veröffentlichte, trug die Spuren der Fälschung an sich. Die drei Benedictiner, welche den Opfern bei der Hinrichtung Beistand geleistet hatten, erklärten sie für Heilige; der Beichtvater Savonarolas vertheidigte die Reinheit seines Strebens. Viele hatten Gesichte, in denen er ihnen erschien, ihnen das heilige Abendmahl wie sonst zu reichen. Der Papst musste bittere Vorwürfe hören, er entschuldigte sich zuletzt: „Eure Obern, eure Bischöfe haben mir ihn übergeben. Mein Legat war grausam, nicht ich" — und dabei seufzte er tief auf; ein andermal äußerte er, er wolle ihn in das Verzeichnis der Heiligen aufnehmen. Noch während seiner Regierung erschienen in Venedig mit Genehmigung des Patriarchen Schriften von und für Savonarola; Alexander VI. sprach nie ein Wort gegen sie. Seinem Legaten verbitterte der Gedanke, dass er den Florentinern die drei armen Mönche geopfert habe, die letzten Jahre seines Lebens. Mit Zustimmung des Papstes Julius II. nahm Raphael das Bild des Savonarola in der Disputa im Vatican unter die großen Kirchenlehrer auf. Der Papst selber gieng mit dem Gedanken um, ihn heilig zu sprechen. Leo X. hielt 1516 ein Hochamt im Kloster San Marco.

Die Piagnoni.

Alexander VI.

Julius II.

Savonarola hatte eine innige Neigung für die Kunst — er eröffnete in dem Kloster San Marco eine Malerschule. Die Schönheit erklärte er als Erhabenheit, Einfachheit und Klarheit, die Kunst als das Mittel, die Kenntnis des Wahren und Guten durch das Gefühl des Schönen zu verbreiten. Die Künstler hiengen sehr an ihm und ein edlerer Geist beseelte diejenigen, die sich von ihm anregen ließen.

Die Kunst.

Dahin gehörten der Baumeister Simon Cronaca,[2]) genannt Pollaniolo, die Maler Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi, Bartolomeo della Porta, die Bildhauer Baccio de Monte-Lupo, Robbia, Carniole. Der größte unter diesen Künstlern ist Michel Angelo, der in der Jugend Savonarolas Reden hörte und durch alle Wandlungen hindurch ein Piagnone blieb.[3]) Den Geist der Religion und der Freiheit behielt er sein ganzes Leben. Savonarolas Schriften waren neben Dante und der Bibel die Quelle, aus der er

Michel Angelo.

[1]) Bayonne, l. c.
[2]) Ibid. p. 244.
[3]) Über Michel Angelo Näheres unten.

immer neue Begeisterung schöpfte. Dieser Sinn erhielt ihn aufrecht und verlieh ihm Schwung, als andere Künstler zu entarten begannen. In seinen Briefen nennt er Savonarola den seraphischen Lehrer. Fra Baccia della Porta fertigte ein Bild Savonarolas, das sehr bewundert wurde. Auf Leinwand, auf Stein, auf Denkmünzen, in Bronze strebten diese Künstler das Bild des theuren Lehrers auf die Nachwelt zu bringen.

Comines. Schriftsteller haben mit der Feder sein Bild gezeichnet. Comines[1]) war im Auftrage Karls VIII. bei ihm, er nennt ihn einen Heiligen, und betheuert, daß er Dinge vorausgesagt habe, die ihm niemand sagen konnte, so den Tod des Macchiavelli. Dauphin, und die richtig eingetroffen seien. Macchiavelli ist keine religiöse Natur, kann sich aber doch der Macht Savonarolas kaum erwehren.[2]) Er schreibt seinen Tod dem Neid zu, der in Republiken jeden hervorragenden Mann verfolge — übrigens habe er versäumt, seine Anhänger zu einer schlagfertigen Macht zu organisieren, ohne welche nie eine neue Staatsordnung geschaffen werden könne; Guicciardini. sonst preist er seine Geisteskraft. — Guicciardini[3]) schildert Savonarolas Redegewalt, prophetischen Geist und sein Streben, ein Concil zur Verbesserung der Kirche einzuberufen, ausführlich. Seine Geständnisse auf der Folter erklärt Nardi. er für gefälscht. — Nardi betont in seiner Geschichte von Florenz,[4]) wie dieser Mönch die Liebe zu Gott und zum Nächsten zugleich mit der Liebe zur Freiheit zu erwecken vermochte. Von einem der Untersuchungsrichter hörte er, daß man von den Bekenntnissen manches zum Nutzen der Stadt hinzugethan, manches hinweg-Nerli. gelassen, also das Protokoll gefälscht habe! — Nerli dagegen tadelt die demokratische Theokratie des Mönches, der sich in weltliche Angelegenheiten nicht einBurchard. mischen sollte. — Burchard[5]) vereint, was man in Rom Böses über den Prediger glaubte und sagte, aber auch den Bericht der päpstlichen Beauftragten, die gegen ihn klagen, daß er die päpstliche Excommunication verachtet und andere sie zu verachten gelehrt und zur Kirchenspaltung gereizt habe. Gegen diese Anklage verBenivieni. theidigte ihn sein Freund, der florentinische Canonicus Benivieni,[6]) der in ihm den Herold Gottes sieht. — Gaspard in Venedig suchte 1516 nachzuweisen, Pico. daß die Excommunication ungiltig war. — Der jüngere Pico, Fürst von Mirandola, sechzehn Jahre lang der Freund und bis zum eigenen Tode der begeisterte Anhänger des Savonarola, vertheidigte seine Weissagungen und beschrieb sein Leben in feuriger Weise,[7]) — vergleicht er ihn doch mit Christus und Alexander VI. mit Hannas und Kaiphas, und schreibt seinem Helden Wunder zu. Burlamacchi. In ähnlichem Sinne schrieb Burlamacchi das Leben Savonarolas,[8]) er war 1499—1519 Dominicaner und starb im Rufe der Heiligkeit zu Lucca. — Die wichtigsten Quellen enthält die dreibändige Sammlung des Franzosen Quetif,[9]) und die Lebensbeschreibungen von Perrens und Pasquale Villari.[10]) In

[1]) Comines, l. c. VIII, chap. 2, 26. Homme de saincte vie.
[2]) Macchiavelli, Principe 6. Discorsi I, 12.
[3]) Della Istoria d'Italia, lib. IV, an verschiedenen Stellen.
[4]) Le Storie della città di Firenze di Jacopo Nardi.
[5]) Diarium — bei Eccard, l. c. II, p. 2087—2095.
[6]) Trattato in defensione et probatione della dottrina e prophetie predicate da Frate Hieronymo. Firenze 1496.
[7]) In der „Apologia" — bei Quetif, Vita H. Savonarolae, vol. II, p. 1. Paris 1674.
[8]) Bei Quetif, l. c. vol. II, p. 1
[9]) Ibid. III.
[10]) Viel Neues enthält zerstreut das „Archivio storico italiano".

Deutschland gilt seit Luther der Prophet von Florenz als Vorläufer der Reformation;[1]) so ist er auch abgebildet auf dem Lutherdenkmal zu Worms, neben Waldus, Wycliffe und Hus. Es hat jedoch keine Häresie auch durch die genaueste Prüfung in seinen Schriften gefunden werden können.[2]) Heilige, wie Philipp von Neri, sind für ihn eingetreten.[3]) Capponi sagt mit Recht:[4]) „Er war kein Vorläufer der deutschen Reformation, denn er dachte nie an eine Änderung des Glaubensbekenntnisses; er war nur ein Prediger, welcher Laster strafen wollte. An erhabener Empfindung kommt ihm keiner der Reformatoren gleich und diese blieb ihm auch inmitten seiner Kämpfe dieselbe, nämlich die eines katholischen Mönchs, dessen Seele groß und dessen Geist stark war." Wenn die Italiener ihm in Ferrara ein Denkmal setzten, weil er gegen das Papstthum als solches gewesen, so muss man lächeln. Die Leute hörten läuten, wissen aber nicht, wo. — Capponi.

Lodovico Moro verliert Mailand.

Ludwig XII. säumte trotz der Veränderung in Florenz nicht länger, seinem Titel eines Herzogs von Mailand Inhalt zu geben. Der Anspruch auf Mailand beruhte auf der Abstammung von Valentina Visconti, seiner Großmutter. Sie hatte außer einer beträchtlichen Aussteuer und der Grafschaft Asti ihrem Gemahl, Ludwig von Orleans, dem Bruder Karls VI.,[5]) die testamentarische Verfügung mitgebracht, dass, falls die männlichen Nachkommen ausstürben, ihre Nachkommen Mailand erwerben sollten. Allein Mailand war damals noch ein Lehen des Reiches und sein Besitz fiel nach dem Aussterben des Mannsstammes wieder dem Reiche anheim. Überdies wusste weder das französische noch das italienische Staatsrecht von einem Kunkellehen. Das mailändische Volk sah sich selber als den Verleiher der Herrschaft an und über dreißig Jahre waren die Sforzas im Besitze des Herzogthums; Franz Sforza war durch Vermählung mit Maria Visconti, der einzigen, allerdings unehelichen, Tochter des Maria Visconti, in den Besitz des Herzogthums gelangt. Ludwig XI., Karl VIII. hatten sich mit ihnen als rechtmäßigen Besitzern verbündet. Darauf verließ sich auch Lodovico Moro, überdies vertraute er auf die Macht seines Geldes und seine Schlauheit, die in jeder Noth einen Ausweg zu finden vermöge. „Ein Gott im Himmel", meinten seine Höflinge, „und ein Moro auf Erden."[6]) In seinem Geistesstolz ließ der Mohr im Schloss von Mailand ein Bild Italiens mit Hähnen und Hühnern malen, welche ein Mohr mit dem Besen hinaustreibt.

Ludwigs XII. Ansprüche an Neapel.

Ludwig der Mohr.

---

[1]) Von Maier und Rudelbach, in fließenden Versen von Lenau, in meisterhafter Schilderung von Hase, Neue Propheten, S. 97—144, 304—351.
[2]) Bayonne, l. c. p. 277 ff.
[3]) Ibid. p. 353 ff., der von Begeisterung für ihn überströmt.
[4]) Geschichte der florentinischen Republik, II, S. 229.
[5]) In ihrer Losung „Rien ne m'est plus, Plus ne m'est rien" liegt ihr Leben.
[6]) Christo in cielo, il Moro in terra. Nardi, Le Storie, I, p. 54.

Allein schon waren die Zettelungen seiner Feinde gefährlicher für ihn, als der Mohr glaubte. Die Venetianer hassten ihn, weil er ihren Plänen auf Pisa entgegentrat, und klagten bitter über den Undank des Nachbars, den sie Alexander VI. zweimal gerettet hätten. Papst Alexander VI., ganz nur auf die Erhebung seines Lieblinges Cesare Borgia bedacht, näherte sich dem König von Frankreich, verlieh dem Liebling desselben, Amboise, die Würde eines Cardinals, schied den König von der ihm verhassten Gemahlin Johanna, und willigte in seine Vermählung mit Anna von Bretagne.[1]) Dafür erhielt Cesare Borgia 1498 Valence und den Titel eines Herzogs von Valentinois und die schöne Tochter Albrets musste ihm die Hand reichen, nachdem der Papst seinen Liebling, auf dessen Erklärung im Cardinals-Collegium, er sei mit Gewalt zum geistlichen Stand gezwungen worden, des Purpurs entkleidet hatte.[2]) Ludwig XII. hatte sodann eine Abtheilung seiner Soldaten Cesare zur Verfügung gestellt.

Venedig. Mit Venedig hatte der König von Frankreich 9. Februar 1499 einen Bund zur Eroberung Mailands geschlossen: Venedig solle Stadt und Grafschaft Cremona sammt dem Gebiet auf dem rechten Ufer der Adda, die Ghiarra d'Adda, erhalten.[3]) Vergebens vertraute der Mohr auf die Bekämpfung Venedigs durch Sultan Bajesid II., vergebens auf die Hilfe Kaiser Maximilians I., denn dieser war damals im Kampfe gegen die Schweizer begriffen. Federigo, der König von Neapel, war selber zu sehr durch Frankreich bedroht und die Hilfsmittel seines Landes zu sehr durch den letzten Krieg erschöpft, als dass er dem Herzog von Mailand eine ausreichende Hilfe hätte senden können.

So war also der Mohr ganz auf sich gewiesen. Er hoffte auf die Festung Asti am Tanaro, Novara und Alessandria, dass sie den ersten Stoß der französischen Macht aushalten würden; indes werde die Zeit Rath bringen und Friede zwischen der Schweiz und dem Reich eintreten. Zu seinem Unglück entfremdete er sich den einzigen Mann, der ihn gegen Venedig hätte schützen können, Gonzaga, durch Verweigerung des rückständigen Soldes.[4]) Schneller waren die Zug gegen Mailand. Feinde da, als er glaubte. Im Juli 1499 giengen 30.000 Mann Franzosen, Schweizer, Deutsche, unter dem Grafen von Ligny, unter Jacopo Trivulcio und dem Schotten d'Aubigny über die Alpen.[5]) Eine Festung fiel schnell nach der andern vor dem Ungestüm der Kinder Frankreichs. Lodovicos Feldherren verloren den Kopf oder übten Verrath. Ein Unglücksbote nach dem andern sprengte in die Thore Mailands, dessen Bewohner zu meutern anfiengen. Der Herzog verlor die Haltung, er berief die Bürger, hob die schwersten Steuern auf, entschuldigte den geübten Druck mit der Nothwendigkeit; den Ertrag der Steuern habe er zur Verschönerung Mailands mit Kunstwerken und Prachtbauten verwendet; Mailand sei wohlhabend geworden wie keine Stadt Italiens, von Frankreich dagegen drohe jetzt Willkür und ewige Knechtschaft; begegne man dem Feind nur einige Zeit hindurch muthig, so werde Hilfe von Maximilian kommen. Allein stumm hörten die Bürger den Herzog an, kein ermuthigender Zuruf kam

---

1) Histoire de Louis XII. par Jean de Saint-Geldis, II, p. 139.
2) Burchardi, Diarium curiae Romanae — bei Eccard, l. c. II, 2096.
3) Bembo, Storia Veneziana, p. 94. — Havemann, l. c. II, Cap. 13.
4) Guicciardini, l. c. IV p. 278—288.
5) Havemann, l. c. II, S. 48—49.

über ihre Lippen. Als die Kunde von der Annäherung der Franzosen die Stadt erreichte, erhob sich die Masse. Landriano, des Herzogs Liebling, wurde ermordet, alles griff zu den Waffen. In der Angst sandte der Mohr seine beiden Söhne Massimiliano und Francesco mit dem Hausschatz, der auf 15.000 Pfund Goldes geschätzt wurde, nach Innsbruck,[1]) übergab Isabella von Aragon ihren bisher von ihm bewachten unmündigen Sohn Francesco, setzte die Borromäer, die ersten Nobili der Stadt, in ihre entrissenen Besitzungen wieder ein, stellte das Schloss in Mailand mit 3000 Mann unter die Obhut seines Lieblings Bernardino da Corte und verließ die Hauptstadt am 2. September 1499, in Begleitung weniger Reiter, nachdem er noch den Gesandten Venedigs mit den Worten angefahren hatte: „Ihr Venetianer schickt mir den König von Frankreich zum Frühstück auf den Hals, ihr werdet ihn dafür zum Mittagessen haben",[2]) — und begab sich über Como nach Tirol zu Maximilian. Kaum war er fort, so pflanzte einer seiner Anführer die französische Fahne auf und sandten die Mailänder den heranziehenden Franzosen die Schlüssel ihrer Thore entgegen. Auch Cremona, bereits von den Venetianern belagert, bot den Franzosen Unterwerfung an. Genua unterwarf sich ihnen ebenso schnell, und pflanzte voll Hass gegen die Sforzas die Lilien auf. Die Citadella von Mailand hätte sich drei Jahre halten können, so fest, so wohl versehen war sie; allein der Herzog, der früher überall Verrath geübt, sollte jetzt auch überall Verrath ernten. Gegen die Zusage einer bedeutenden Geldsumme übergab Bernardino ohne Schwertstreich, zwölf Tage nachdem sein Herr entflohen, die Festung an die Franzosen; — die Schmach dieses Verraths war aber so groß, dass der Verräther, wo er sich blicken ließ, vom Volk beschimpft wurde und bald dem Kummer erlag.[3])

Meuterei in Mailand.

Der Mohr flieht.

Verrath.

Die Franzosen in Mailand.

In zwanzig Tagen waren die Franzosen Herren vom ganzen Herzogthum geworden. Ludwig XII. eilte aus Lyon herbei, um seinen Triumph zu genießen, 4000 in Goldstoff und Seide gekleidete Kinder sangen ihm Loblieder, als er am 6. October 1499 in Mailand einzog.[4]) Das Volk jubelte ihm, als dem Befreier des Vaterlandes, entgegen. Er suchte die Herzen zu gewinnen, er hob die drückendsten Steuern auf — der Mohr soll 700.000 Ducaten jährlich eingenommen haben, — er verfolgte keinen Anhänger des flüchtigen Herzogs, er schmeichelte den Gelehrten und beschenkte sie reichlich, er gab dem Adel das Recht zurück, mit Hunden und Falken zu jagen; so schienen die Lilien für die Dauer an die Stelle des Wappens der Sforza getreten zu sein. Ludwig XII. machte sich deshalb schon am 9. November 1499 zur Rückkehr nach Frankreich auf, wo ihm Anna von Bretagne eine Tochter, Claudia, geboren hatte. Mit sich nahm er den jungen Francesco Maria Sforza, den Sohn des Giovanni. Mailand schien sicher zu sein.

Ludwig XII. in Mailand.

Doch es schien nur so; die Gegner des Herzogs hatten, um die Ankunft der Franzosen willkommen zu machen, verkündet: der König von Frankreich

[1]) Gerhardus de Roo, Annales Austriae. Oeniponti 1592, p. 412.

[2]) Vos, domini Veneti, mittitis mihi regem Franciae ad prandium; certifico firmiter, — vos eum habituros ad coenam.

[3]) Bembo, l. c. p. 97.

[4]) Burchardi, Diarium curiae Romanae, 2106.

sei reich genug, um alle Auflagen abzuschaffen, allein statt dessen blieben die wesentlichen Steuern immer noch bestehen. Jacopo Trivulcio, den Ludwig XII. bei seiner Abreise am 4. December 1499 zum Statthalter von Mailand eingesetzt hatte, war ein Parteihaupt der Guelfen, verfolgte die Gibellinen Enttäuschung des Volkes. mit Härte und trieb die Steuern vom Volk unerbittlich ein. Viele Mailänder klagten über die Frechheit der Franzosen gegen ihre Frauen und Töchter. Da ward das Andenken an die Unabhängigkeit Mailands in vielen wieder lebendig und manche wünschten den vertriebenen Herzog wieder zurück. Ein Kammerdiener und ein Chirurg brachten dem Mohren nach Innsbruck Kunde von dieser Umwandlung der Stimmung in seiner Hauptstadt. Er versprach Der Mohr kehrt zurück. zu kommen, warb in der Schweiz und in Deutschland 9000 Schweizer und 8000 Landsknechte, zu welchen italienische Lanzen stießen, und nahm im Januar einige Burgen an der Grenze weg.[1]) Bald stand er in Como. Auf die Kunde davon brach in Mailand ein Aufstand aus. Drei Tage und drei Nächte ward gekämpft, jung und alt rief „Moro"; 100.000 Männer standen in Waffen. Mit Mühe entkam Trivulcio aus der Stadt, mit Mühe Ligny aus Como; die Franzosen zogen ihre Kräfte bei Novara zusammen, unterwegs allenthalben vom aufständischen Volke angegriffen. Ludwig der Mohr aber zog am 6. Februar 1500 wieder in Mailand ein. Das Volk bezeugte eine ausgelassene Freude, vor der ihm jedoch in Erinnerung an den Wankelmuth desselben graute; er ließ seinen Bruder Ascanio daselbst zurück und begab sich über Pavia gegen Mortara. Dort oder bei Novara musste es zur Entscheidung kommen.[2])

Der König von Frankreich verlor auch keine Zeit; nicht bloß sandte er schnell seine Gewalthaufen über die Alpen, sondern auch seinen Minister George Amboise naht. d'Amboise mit unbedingten Vollmachten; zugleich unterhandelte er mit den Eidgenossen, die ihm gegen große Summen und die Abtretung von Bel-Die Schweizer. linzona und Livino — denn die Schweizer sahen Italien als Feld ihres Erwerbes an und wollten freien Zutritt dazu haben, — Hilfe zusagten, und wiesen die Abgeordneten Maximilians, welche den Franzosen entgegenarbeiten sollten, zurück. 10.000 Mann unter 45 Fahnen brachen sofort über die Alpen auf und den Franzosen zu Hilfe. Schon hatten diese Mortara verloren, Novara außer der Citadelle geräumt, der Mohr dasselbe besetzt, allein hier endeten auch die Erfolge des Herzogs. Seine Schweizer bekamen von der Tagsatzung aus Zürich Befehl, nicht gegen ihre Brüder in Frankreichs Heer zu kämpfen. 30.000 Schweizer standen nämlich in beiden Heeren einander gegenüber. Kämpften sie gegeneinander, so war allerdings die Macht der Schweiz gebrochen; — allein, dass die Schweizer des Herzogs diesen verließen und die Schweizer im Heere des Verrath. Königs dem letzteren treu blieben, war Folge französischer Bestechung. Auf einmal zog sich das französische Heer zu den Mauern Novaras auf eine Weise hin, dass der Herzog sich nur noch durch eine Schlacht Bahn nach Mailand brechen konnte. Lodovico rüstete zur Schlacht. Schon donnerten von beiden Seiten die Geschütze,

[1]) Gerhard de Roo, Ann. Austr., p. 412.
[2]) Jean d'Auton, Chroniques de Louis XII, publ. 1834 par P. L. Jacob (P. Lacroix), Paris 1834; er machte als Historiograph Ludwigs XII. den Zug mit.

da erklärten die Schweizer in seinem Heere, dass sie nicht gegen ihre Brüder kämpfen wollten, und kehrten eigenmächtig in die Stadt zurück, die andern Söldner folgten ihnen und die Franzosen schlossen Novara ein. Vergebens beschwor der Herzog seine Schweizer, ihn zu einem schirmenden Ort zu geleiten, bevor sie ihn gänzlich verließen: sie unterhandelten mit den Schweizern im französischen Heere, wie im tiefsten Frieden, verwarfen aber die Forderung des französischen Befehlshabers, ihnen den Herzog auszuliefern: finde man ihn in ihrer Mitte, so möge man ihn greifen! — Der Herzog musste sich als Schweizer verkleiden,[1]) seine Lombarden und Albanesen suchten durch das französische Heer zu entkommen, seine Burgunder verkehrten friedlich mit den Franzosen, seine Schweizer warfen endlich ihre Waffen weg und zogen ohne Kampf durch die französischen Reihen aus der Stadt. Schon waren 7000 Mann vorübergegangen und noch nicht der Herzog gefunden, als eine Belohnung von 200 Kronen dem verheißen wurde, der den Herzog anzeige, und Rudolf Turmann aus Uri verstohlen mit der Hand auf den Unglücklichen deutete. Da erkannte Bessay, Bailli von Dijon, trotz der niedergedrückten Schweizerkappe, den weiten scharlachenen Beinkleidern, der Pike und groben Kette den Herzog, schlug ihm mit dem flachen Schwert über den Rücken und führte ihn aus dem Haufen heraus als Gefangenen. Der Unglückliche, dem vor kurzem seine Höflinge noch geschmeichelt hatten, dass Venedig für ihn zahlen, Frankreich für ihn schlagen, das deutsche Reich für ihn werben müsse, ward jetzt als Gefangener nach Novara gebracht, um in Gram und Schmach in einer französischen Festung zu enden.

Entscheid bei Novara.

Die Schweizer verlassen den Herzog.

So wurde der schlaueste der damaligen Staatsmänner Italiens in den Schlingen des Verrathes gefangen. Was half es ihm, dass später Turmann nach Spruch seiner Landsgemeinde, weil er den Tugendruhm der Eidgenossen geschädigt, durch das Schwert hingerichtet wurde? Der Herzog wurde nach Loges gebracht und endigte dort in harter Gefangenschaft, wie zur Vergeltung dafür, dass er einst seinen Neffen wider Recht des Herzogthums beraubt und gefangen gehalten hatte. Sein Bruder, der Cardinal Ascanio, war entflohen, wurde aber von den Venetianern an Frankreich ausgeliefert; der Sohn Johann Galeazzos, den seine eigene Mutter Isabella jüngst den Franzosen übergeben, in der Hoffnung, sie würden seine Rechte an das Herzogthum am besten wahren, musste Mönch werden, um keinen Anspruch mehr an die Regierung erheben zu können. Die Söhne des Mohren, Maximilian und Franz, waren in Tirol. So verloren die Sforzas das Herzogthum Mailand.

Der Mohr gefangen.

Die Sforzas.

Aber die Mailänder! sie sandten an den Cardinal d'Amboise: er möge die arme Stadt seines Blickes würdigen und dem Volk verzeihen; habe Petrus seinen Herrn dreimal verleugnet und dennoch Gnade gefunden, so werde der Priester nicht strenger richten als der Heiland. 4000 Kinder im Bußgewand, das Kreuz in der Hand, giengen dem Bevollmächtigten des Königs entgegen, als er am 17. April 1500 in die Stadt einzog. Die Bürger riefen: „Francia! Francia!" Der Cardinal bewies sich gnädig, Mailand kam mit einer Buße von 300.000 Ducaten davon.[2]) Neu befestiget im Besitz des Herzogthums, dachte jedoch König Ludwig XII. sogleich an die Wiedereroberung Neapels. —

Die Mailänder.

---

[1]) Jean d'Auton, l. c. p. 104—110. — Stettler, l. c. S. 365.
[2]) Jean d'Auton, l. c. p. 118—123.

Die Schweiz. — Nikolaus von der Flüe. — Hans Waldmann.

Die glänzenden Siege gegen Karl von Burgund hoben die Eidgenossenschaft auf die Höhe kriegerischen Ruhmes, hatten aber für das innere Leben schwere Folgen. An die Stelle der alten Biederkeit und Einfachheit trat Erwerbsucht, lockeres und ungebundenes Leben, über dem Gewinn vergaß man die Ehre. Manche waren durch die burgundische Beute schnell sehr reich geworden, andere wollten es werden. Schon Comines sagt: „Die Schweizer haben sich an das Geld gewöhnt, früher war ihnen dasselbe, namentlich ungemünztes Gold, unbekannt; jetzt sind sie bereit, sich darob zu entzweien.“ — Das Reislaufen, der Kriegsdienst für fremde Herren war mehr und schneller einträglich, als Ackerbau und Gewerbe, darum lief die wehrhafte Jugend fremden Fahnen nach, meist Frankreichs. Schweizer rötheten mit ihrem Blute die Schlachtfelder Europas und entschieden mit ihren Schwertern und Lanzen das Schicksal der Throne. Aber wie Wenige erreichten das Ziel eines glücklichen, sorgenfreien Alters! Von den 1500, welche Karl VIII. in Neapel zurückließ, erreichten kaum hundert die Heimat und in welchem Zustand! („wie sterbend Hund,“ erzählt Anshelm), abgezehrt, durch eine ekelhafte Krankheit angesteckt, mit der sie ihre Angehörigen vergifteten. Die andern erlagen den Beschwerden, dem Hunger und Durst, dem Gift und Dolch, dem Elend jeder Art, oft auf der Straße. Nicht bekehrt durch diesen Anblick, durch die Warnung der Besseren, welche dem Soldienst als der Grundwurzel alles Übels und Unglücks zu steuern suchten, horchte die Jugend doch immer wieder auf den französischen Lockruf und der Verlust an Männern mag in jener Zeit in gewissen Kantonen so stark gewesen sein, als in Griechenland zur Zeit der Diadochenkämpfe. Ein Schreiben des Schultheißen von Solothurn aus dem Jahre 1498 klagt wenigstens: „Unser Stadt und Land ist ganz erößt (verödet) und leer, daß wir kaum so viel Mannsnamen darin habent, daß man einen Todten zu Kilchen müge tragen und lüten.“ — Diese Erwerbsucht und die damit verbundene Beschränktheit des Blickes war schuld, daſs die Schweiz, statt eine große Staatenrepublik im Herzen Europas zu gründen und eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen, ihre Kraft in fremdem Dienst verschwendete.

Folgen des Reislaufens.

Schon 1477 muſste Bern in Rücksicht auf das „tolle Leben“ ein Verbot der Winkelzusammenkünfte erlassen. Die Theilung der burgundischen Beute erregte Hader: die Städte, welche an Volk und Geld am meisten aufgeboten, verlangten Theilung der Beute nach dem Verhältnis der verwendeten Kräfte; die Länder dagegen forderten, daſs die Beute ohne Rücksicht auf größere oder geringere Leistung an alle Orte gleichmäßig vertheilt werde. Freiburg und Solothurn sollten in den Bund als wirkliche Orte aufgenommen werden, die Länder widersetzten sich. Die Städte suchten bei den Städten Schutz und die Länder verbündeten sich gleichfalls miteinander. So schien sich die Eidgenossenschaft in zwei feindselige

Bünde aufzulösen. Auf einer Tagsatzung zu Stanz, December 1481, überschütteten sich die Gesandten mit Vorwürfen und trennten sich in Zorn. Mancher meinte, der letzte Tag der Schweiz sei gekommen, den Österreich und Burgund nicht hätten herbeiführen können. Voll Entsetzen eilte in der Nacht noch der patriotische Pfarrer von Stanz hinauf in die Wildnis am Ranft, um den als Heiligen verehrten Niklaus von der Flüe zur Abwendung eines schlimmen Ausgangs herbeizuholen. Tagsatzung zu Stanz.

Oberhalb des Sarnersees in Obwalden, unfern des Dorfes Sachseln auf dem Gute Flueli, wurde dem Heinrich Löwenberger 21. März 1417 sein erster Sohn Nikolaus geboren, der frühe stillen Ernst und eine Sehnsucht nach dem Ewigen kundgab und stets durch Entsagung und strenges Fasten die Herrschaft über seine Sinnlichkeit zu behaupten wusste. Auf den Rath seiner Eltern nahm er Dorothea Wyßling zur Frau, mit der er viele Jahre in Treue und Frieden lebte. Als das Vaterland rief, zog er ins Feld, im alten Züricher Krieg und bei der Eroberung des Thurgaus 1460.[1]) Im Kampfe muthig, nach dem Siege mild, trat Klaus jeder Grausamkeit und Verheerung entgegen; so rettete er das Kloster Katharinenthal vor den Flammen. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn zur Stelle eines Landrathes und Richters, die oft angebotene Würde eines Ammannes lehnte er ab. Er liebte weltliche Geschäfte nicht, sein Hang galt dem Übersinnlichen. Wenn die Seinen schliefen, erhob er sich zum Gebet, oft verließ er im Dunkel der Nacht sein Haus, um in einer Kirche seinem Drang nach Verkehr mit Gott zu genügen, am Morgen aber war er wieder bei der Arbeit. In seinem fünfzigsten Jahre verließ er mit Einwilligung seiner Frau, die ihm fünf Söhne und fünf Töchter geboren hatte, sein Haus, um auf seiner eigenen Alpe, im Klüster, als Einsiedler zu leben. Wegen der Störung durch Besucher zog er sich dann in den Ranft, eine Felskluft bei der Mündung des Melchthales, zurück, wo ihm die Landgemeinde 1468 eine eigene Kapelle und Klause erbaute. Gegen den Vorwurf, dass er hätte bei Frau und Kindern und bei seiner Arbeit in Stall und Feld bleiben sollen, ist mit Recht an Campe und Basedow erinnert worden, die über den Rheinfall zu Schaffhausen weinten, weil er die Schiffahrt unterbreche, und den Erfinder des Spinnrades höher schätzten, als Homer, Sophokles und Klopstock.[2]) Lessing sagt: „Es hat zu allen Zeiten und in allen Ländern priviligierte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegeneilten und anderen ihre Empfindungen zwar nicht mittheilten, aber doch davon erzählen konnten." Klaus von der Flüe.

Nichts erregte größeres Staunen bei seinen Zeitgenossen als seine Enthaltung von aller Nahrung, in nichts beobachteten sie ihn genauer und nichts ist historisch mehr beglaubigt, als gerade dieser Umstand, über welchen immer die Physiologen den Kopf schütteln; denn er ist unerklärlich, aber er ist historisch bezeugt.[3]) Herzog Sigismund ließ den Bruder Klaus lange durch seinen Leibarzt beobachten und auch dieser hat seine ununterbrochene Enthaltsamkeit bezeugt. Der Einsiedler wollte damit kein Aufsehen erregen, er sprach nicht gerne davon. Er suchte überhaupt nicht sich selber, sondern sein tägliches Gebet war: „Nimm mich Herr ganz mir und gib mich ganz dir." Der Kern seiner Lehre war:

---

[1]) Leben und Geschichte des seligen Nikolaus von der Flüe, von Chorherrn Weißenbach. — Businger, Bruder Klaus und sein Zeitalter.

[2]) Gelzer, Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte. Basel 1840. S. 214.

[3]) Johannes von Müller, l. c. V, S. 244—256.

Stufen des Christen. „Glaube und halte an Gott kräftiglich! Denn im Glauben steht die Hoffnung, in der Hoffnung die Liebe, in der Liebe die Empfindung (des Göttlichen), in der Empfindung die Überwindung, in ihr die Belohnung, in der Belohnung die Krönung, in dieser die ewigen Dinge.“ Sein Asketenthum war ein heiteres, getragen von der Überzeugung der Liebe Gottes und der Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Urquell alles Lichtes. Wie in Israel zu den Propheten, so wallfahrtete man von allen Gauen Deutschlands, nicht bloß der Schweiz, um seine liebliche göttliche Lehre zu erhalten. Ein sächsischer Edelmann, Hans von Waldheim, schildert ihn: „Bruder Klaus ist ein feiner Mann in meinem Alter, in seinen besten Tagen, bei fünfzig Jahren. Er hat braun Haar und hat noch kein grau Haar. Er hat ein wohlgestaltetes, wohlgefärbtes, dürres Angesicht und ist ein gerader dürrer Mann von einer lieblichen guten deutschen Sprache.“ Unzählige suchten bei ihm Rath in Angelegenheiten des Herzens und Gewissens, wie in politischen Dingen. Die Stadt Constanz z. B. flehte ihn um Vermittlung und Fürsprache bei den Eidgenossen an. Bisweilen flüchtete er vor dem Zudrang der Menge in die Einsamkeit des Waldes, um sich selber und Gott wieder zu finden. Die Eidgenossen mahnte er oft, der Gerechtigkeit mehr beizustehen, offene Sünden abzuthun, den Zaun nicht weiter als billig zu machen, fremde Bündnisse und Einmischung in Fremdes sei bedenklich, Eigennutz, Neid und Zwietracht bringe ihnen den Untergang.

Niklaus allein vermochte den Hader der Tagsatzung zu beschwichtigen, der Vaterlandsliebe zum Sieg über die erbitterten Leidenschaften zu verhelfen und die Schweiz vor einem inneren Kriege zu bewahren. In einer Stunde war alles ausgeglichen und Freudengeläute hallte durch die Schweiz wie nach dem Sieg über die Burgunder. Die Frucht seiner Vermittlung war das Stanzer Verkommnis. Stanzer Verkommnis vom 30. December 1481. Es wehrt der inneren Zerrüttung: kein eidgenössischer Ort oder dessen Angehörige solle den andern oder dessen Angehörige überziehen oder schädigen, die übrigen Orte sollen dem Geschädigten beistehen, niemand solle eigenmächtig gefährliche Verhandlungen oder Anträge machen; die Orte sollen einander helfen, Ungehorsame der Obrigkeit gehorsam zu machen. Alle fünf Jahre sollen die eidgenössischen Bünde wieder beschworen werden. Eroberungen an Land und Leuten, Rechten und Zöllen, sollen unter die acht Orte gleichmäßig, bewegliche Beute dagegen unter die Orte und die Zugewandten nach der Zahl der Leute, welche jedes gestellt, vertheilt werden. Beide Sonderbünde wurden aufgehoben, Freiburg und Solothurn in den Bund der acht alten Orte aufgenommen. — Am 21. März 1487 endete Klaus von der Flüe sein dem Wohle anderer und der eigenen Vervollkommnung geweihtes Leben.[1]) — „Sein Altar ist ewig in den Ge-

[1]) Der schweizerische Geschichtschreiber Gelzer, l. c. S. 227, bemerkt: „Was Viele in der Künstlichkeit unseres Lebens schmerzlich und oft lange umsonst suchen, die Versöhnung des inneren Lebens mit dem äußeren — hat Bruder Klaus, seinem inneren Rufe getreu, überraschend gelöst. Jetzt in der Einsiedlerhütte, in Waldes Einsamkeit, in durchwachten Nächten einsam mit sich und Gott; jetzt unter Freunden und den Seinigen, als Hausvater vorher und Krieger und Richter, dann der Lehrer und Freund seines Volkes, sein Friedensstifter, nichts begehrend, vieles gewährend, — so hat er in der Vielgestalt des Lebens die Harmonie desselben in sich und über sich gefunden.“

müthern derer, die ihn fassen," sagt der Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes von Müller.

Welch wilde Kräfte in den einzelnen Kantonen gährten und wie sehr Sitte und Besitzstand schwankten, zeigte die Art und Weise, wie der geniale Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann, gefällt wurde, in welchem der Stoff zu einem Staatsmann nach großem Maßstabe stak. Hans Waldmann.

Hans Waldmann ist der Sohn armer Eltern aus Blickenstorf im Canton Zug. Sein Dorf verbrannte im Krieg, zwei seiner Verwandten fielen an der Birs. Als Knabe von acht oder neun Jahren kam er nach Zürich und lernte das Rothgerber-Handwerk. Diese Beschäftigung sagte ihm, der zu Höherem berufen war, nicht zu; er war — wie Tschudi sagt, „in der Jugend gar arm, liederlich und unhäuslich", dass ihm nach Anshelm „niemand eines Pfennigs Wert vertraute". Die ungezügelte Kraft tobte sich in Raufereien aus, in einheimischen und ausländischen Reislaufereien; er machte den Gerichten viel zu schaffen, zweimal wurde er vom Rath mit Verhaft bestraft. Dennoch erwarb ihm seine Schönheit, seine Gewandtheit im Umgang mit Hohen und Niederen, seine Kraft, sein Muth, seine Geistesgegenwart, sein Scharfblick, seine schöne Schrift Ansehen beim Volk und die Liebe der Frauen. „Alle zartent ihm (thaten ihm zart)", sagt Anshelm, „und achteten ihn für den hübschesten Eidgenossen." — Bullinger nennt ihn „schön, angenehm, sinnreich, wohlberedt, freundlich, adeliger Sitten und tapfer von der Hand." — Um vier Gulden hatte sich Waldmann 1452 in das Bürgerrecht eingekauft, rasch stieg er in Zürich empor, seit er 1464 die Witwe des Amtmanns heiratete; er wurde sein Nachfolger, reich durch den Eisenhandel, Herr des Schlosses Dübelstein, 1473 Zunftmeister, 1474 wurde er aber wegen Messerzückens vom Kriegsrath in eine Geldbuße verfällt, seiner wilden Leidenschaft war er also noch nicht Meister. Jugend. Heirat.

Die Bahn zur eigentlichen Macht bahnte sich Waldmann aber erst im Burgunderkrieg; er erntete Ruhm bei Hericourt, in der Waadt; vor Granson erhielt er als Anführer der Züricher den Ritterorden; bei Murten führte er den eidgenössischen Gewalthaufen und theilte den Ruhm des Sieges mit Hallwyl. Ihm verdankte Renatus von Lothringen den Zuzug der Schweizer und den Sieg bei Nancy, und nannte, ihn umarmend, Bruder. Fortan galt er als einer der besten Feldherren und Staatsmänner der Eidgenossenschaft, sein Wort zündete und entschied in den Verhandlungen. Waldmann wurde mit Adrian von Bubenberg und Hans Imhof zu König Ludwig XI. gesendet, als dieser mit den Helden der Burgunderkriege über die Freigrafschaft zu verhandeln verlangte. Da der französische Befehlshaber die Abgesandten von oben herab behandeln wollte, sagte Waldmann sogleich: „Da man uns so ring schätzt, so wird man uns finden, ehe dann man wähnt" und schrieb nach Hause: „Die Franzosen haben mit semlicher Behendigkeit schon manches Land in Kummer bracht und thun es noch täglich, dass ich für min Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen, dann wir leider hand. — Lieber losst uns Dütsche beliben, die welsch Zung ist untreu." — Umso klüger war der König: er ertheilte Waldmann einen lebenslänglichen Gehalt von 600 Gulden. Auch Österreich, auch Mailand wandte sich an ihn, gab ihm Geld für sich und um andere zu erkaufen; durch seine Hand giengen die Gnadenbezeugungen, er wurde reich, man schätzte ihn bald zu 30.000 Gulden. Er hatte die Mittel, den Armen zu helfen, seiner Stadt Kriegsruhm. Bei Ludwig XI.

Reichthum. und geistlichen und weltlichen Herren Geld ohne Zinsen zu leihen, große Bauten wie die beiden Thürme des Münsters aufzuführen. Sein Ansehen wie seine Macht stiegen, er wurde 1480 Oberzunftmeister, 1483 erlangte er die höchste Würde,

Bürgermeister. er wurde Bürgermeister von Zürich.

Dies war aber auch der Wendepunkt in seinem Leben. Bisher hatten nur verdiente Männer aus altadeligen Familien diese Stelle bekleidet, jetzt wurden diese durch einen Emporkömmling verdunkelt. Ein Göldli hatte sich Hoffnung gemacht — kam auch 1484 wieder an die Stelle, musste aber 1485 nochmals vor Waldmann weichen. Von da an unversöhnlicher Hass zwischen den Göldli und Waldmann. Der Altbürgermeister wurde auf Waldmanns Betrieb von Tagsatzungen und Gesandtschaften ausgeschlossen, ein Vetter von ihm aus dem Rath verstoßen und um Geld gebüßt, aber auch allen Adeligen gieng Waldmann bald auf den Leib: dreizehn Rathsherren bildeten damals mit den dreizehn Zunftmeistern den kleinen Rath und konnten aus allen Zünften freigewählt werden, aber es war Übung, sie aus der Constafel, der Zunft des Adels, zu wählen.

Gegen den Adel. Waldmann erwirkte nun, um die Macht des Stadtjunkerthums zu brechen, dass hinfür aus der Constafel nur sechs Mitglieder in den großen Rath kommen und keine Mitglieder der Constafel in andere Zünfte eintreten konnten, um etwa dort Zunftmeister zu werden und so in den großen Rath zu gelangen. Dem Bunde des Adels gegenüber gründete er einen Trink- und Speiseverein von Dreizehn, der täglich mittags und abends im „Schnecken" zusammenenkam, es waren außer Waldmann, seinem Stiefsohn und dem Stadtschreiber lauter Zunftmeister, also

Demokratie. Leute aus dem Handwerkerstande, gefügige, ergebene Werkzeuge. Hier wurden alle öffentlichen Angelegenheiten zum voraus besprochen und von hier aus die

Clubherrschaft. Rathssitzungen gelenkt. Ein Club regierte also Stadt und Staat, der Adel grollte und schalt, war aber ohnmächtig. „Waldmann that alle yn."

Politik. Sein Ziel war, Zürich nach außen mächtig zu machen, im Inneren wohlgeordnet. Der Bauer solle beim Pflug, der Handwerker bei seinem Handwerk, der Geistliche in der Seelsorge bleiben, jeder Stand seine Grenze genau bestimmt haben. Das Bürgerrecht solle nur solchen geschenkt werden, welche der Stadt im Kriege Dienste geleistet haben, sowie berühmten Meistern einer Kunst oder eines Handwerkes, anderen solle es nur gegen Einkauf ertheilt werden, für drei Gulden den Angehörigen der Stadt, um höheren Preis den Fremden. Wer in fremden

Polizeistaat. Kriegsdienst geht, muss sein Bürgerrecht aufgeben, nach der Rückkehr kann er sich wieder einkaufen. Das Handwerk soll gegen Hausierer geschützt werden, die Handwerker aus den Dörfern in die Stadt ziehen, die Landleute ihre Bedürfnisse von dorther beziehen und ihre Waren dahin auf den Markt bringen. Damit der Getreidebau keinen Abbruch erleide, wurde verboten, Weinreben da zu pflanzen, wo bisher keine gewesen waren; es wurde verboten, Feld in unangebaute Viehweide zu verwandeln, man dürfe nur Güter erwerben, die man selbst bebauen oder verpachten wolle. Um den Wald zu schonen, wurde verboten, junge Tannen zur Einfriedung der Grundstücke zu verwenden. Der Landmann solle nicht auswandern; habe er nicht genug Grund und Boden, um eine Familie zu erhalten, so solle er sich an seinen Amtmann wenden und mit diesem vor dem Rath erscheinen, damit dieser seinem Mangel abhelfe oder die Auswanderung gestatte.

Gestreng. Der Aufwand in Kleidern, bei Hochzeiten und Kindstaufen wurde beschränkt, desgleichen das tolle Treiben des Söldner- und Wirtshauslebens, dass Leute aus benachbarten Orten zu Trinkgelagen zusammenkommen. Auf fremde Weine wurde eine hohe Steuer gelegt, Raufereien strenge bestraft. Der Salzhandel ward Eigen-

thum der Regierung. — „Alle, die aus der Stadt reisen und steuern, sollen sich auch aus ihr besalzen.“ — Die Steuern wurden strenge eingetrieben. Für Fälle künftigen Krieges wurden auf dem Land in jeder Vogtei, in der Stadt auf jeder Zunft, in Reisbüchsen Beiträge gesammelt. Für die Gesundheit wurde durch strenge Reinlichkeit und durch Berufung eines berühmten Arztes aufs beste gesorgt, in Zürich strenge Brotschau gehalten. Die Rechtspflege wurde energisch gehandhabt, empfindliche Leibes- und Freiheitsstrafen häufiger angewandt als die früher üblichen Geldbußen. Das zeitraubende Jagen des Hoch- und Rothwildes wurde untersagt, das Fischen beschränkt, Ungehorsam und Unfleiß bestraft. Der Bauer sollte nicht Krämer, nicht Jäger sein wollen. Das Land solle gut bebaut, das Handwerk und der Handel in der Stadt in Blüte sein, die Regierung, das heißt Waldmann, alles leiten. „Ich bin Papst, Kaiser und König“, pflegte er oft sich zu brüsten.

Also ganz der Polizeistaat des achtzehnten Jahrhunderts, alles für, nichts durch das Volk, die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand. Waldmann meinte immer, man müsse dem Landmann nicht die Wahrheit darthun, sondern was nothdürftig sei, d. i. nicht den Bauern überzeugen, sondern leiten. Eine solche Regierung vertrug aber das Mittelalter nicht, so wenig unter Waldmann als unter Kaiser Friedrich II., wenn auch manche Anordnung höchst wohlthätig war. Überdies befolgte Waldmann in seinem Leben die sittlichen Grundsätze selber nicht, für deren Übertretung er so strenge Strafen anordnete: er glaubte, weil er im Großen das Beste wollte, seinen persönlichen Gelüsten schon Freiheit gestatten und für sich eine Ausnahme machen zu dürfen. Keiner kleidete sich prächtiger, speiste leckerer und stellte mehr den Frauen nach. Dabei war Waldmann unversöhnlich, wenn sein Stolz gekränkt wurde. Ein geringer Mann, namens Kraut, hatte den Bürgermeister gelästert: er wurde dafür des Nachts auf den See geführt und gebunden in demselben versenkt. Frischhans Theiling, der Führer der Luzerner in der Schlacht bei Giornico, hatte zu Solothurn im Wirtshaus den Waldmann einen Verräther und Mörder genannt. Dafür wurde er, als er in Handelsgeschäften nach Zürich kam, verhaftet. Alle Vorstellungen der Luzerner Gesandten waren vergeblich: „Euer Frischhans muss sterben, und wenn er so groß als ein Kirchthurm wäre.“ Theiling wurde enthauptet. Wenn später die Züricher zur Tagsatzung in Luzern einrückten, öffnete seine untröstliche Witwe das Fenster und rief: „Ihr habt meinen unglücklichen Ehemann wider Gott, Ehre und Recht ums Lebens gebracht.“ — Manche meinten, Waldmann halte ihnen die österreichischen Pensionen zurück, und klagten, er maße sich an, der Eidgenossen Herr zu sein. Im Stolze seiner Kraft merkte Waldmann nicht, dass bereits der Boden unter ihm schwanke. Zu seinen Feinden zählte wegen Eingriffen in seine Rechte bald auch der Clerus. Der Adel war unversöhnlich, der Unmuth des Landvolkes war im Steigen. Das benutzten die Göldli, die auf Rache lauerten; sie billigten dem Scheine nach all seine Vorschläge, und suchten, ihn zu harten und gewaltsamen Maßregeln zu reizen, um eine Katastrophe herbeizuführen.

Stolz.

Frischhans Theiling.

Herrschsucht.

Verhasst.

Dieses gelang mit dem sogenannten **Hundemandat**. Einige Bauern am See hatten nämlich einen Hirsch aufgejagt und wurden verrathen. Göldli stellte den Antrag, die großen Hunde auf der Landschaft, da sie besonders in den Weinbergen vielen Schaden anrichteten, todtschlagen zu lassen. Unbesonnen willigte Waldmann ein. Zwei Räthe zogen mit dem Wasenmeister aus. Schon waren 80 Hunde erschlagen trotz des Jammergeschreies von Männern, Weibern und

Hundemandat.

Kindern. In Mettmenstetten aber standen 600 Bauern, jeder mit seinem Hunde am Strick, und widersetzten sich bewaffnet und boten Recht — und der Befehl wurde nicht weiter vollzogen. Jetzt stieg die Auflehnung, man wollte Leib und Blut daran setzen, „um von dieser Knechtschaft zu genesen". Wie zum Hohn gegen Waldmanns Sittenmandate wurde der Rath zur Fastnacht in Meilen geladen. Abstellung der Neuerungen war die Losung um den See. Waldmann wollte nur die einzelnen Abordnungen der Gemeinden empfangen. Darauf erschien aber 4. März 1489 der ganze See gerüstet vor der Stadt. Die Bürger standen bewaffnet auf den Mauern. Die Boten der sieben Orte erschienen als Vermittler. Waldmann muſste nachgeben. Den Aufständischen wurde Amnestie versprochen und daſs der Rath die neuen Verordnungen einer weiteren Berathung in Hinsicht auf die Wünsche der Landleute unterziehen wolle. Befriedigt zog das Landvolk nach Hause. Als die Urkunde der Vermittlung dies zugestehen sollte, wuſste es Waldmann durchzubringen, daſs von demüthiger Abbitte der Landleute um ihres Unrechtes willen darin stand, und wie die Regierung, sobald sie Zeit finde, die angezeigten Beschwerden untersuchen werde. Es war also eine Fälschung des Ausspruchs der Vermittler. Als ob jetzt alles zu Ende wäre, übernahm Waldmann mit seinen Gesellen eine Erholungsreise nach Baden. — Seinen Gegnern drohte er, der Aufruhr habe einen älteren Vater als sein Mandat, er werde ihm schon auf die Spur kommen.

Aufstand 1489.

Neuer Aufruhr.

Aber diese Feinde in Zürich waren mit Erfolg thätig. Bald muſsten die Bauern am See von der Verfälschung der Vermittlungsurkunde, bald traten ihre Vertrauensmänner vor den großen Rath: „Ihr habt uns lästerlich angelogen, ihr müſst die Briefe herausgeben, daſs wir sie zu Pulver verbrennen." — An die Verordneten der sieben Orte wurde Botschaft gesendet und ein Landsturm nach Küsnacht auf den 9. März verabredet.

In Eile und auf Umwegen kehrte Waldmann heim, in der Stadt herrschte Entrüstung über den gespannten Zustand. Sein Liebling, der Stadtknecht Schneevogel, wurde am 31. März auf offener Straße erschlagen, weil er sich gegen die Unzufriedenen drohend geäußert hatte. Seine Freunde riethen Waldmann dringend, sich für einige Zeit aus Zürich zu entfernen, bis die ärgste Hitze verraucht sei: — er aber wollte bleiben, den Bürgern von Zunft zu Zunft Rechenschaft geben, dann den großen Rath versammeln, um die eidgenössischen Gesandten anzuhören. Schon hatte er drei Zünfte für sich umgestimmt — da ertönte die Rathhausglocke, niemand wuſste, wer den Befehl dazu gegeben. Waldmann eilte auf das Rathhaus — die übrigen Zünfte warteten lange auf ihn, dann giengen sie auseinander. Die Gesandten hielten im Rathe einen Vortrag und anerboten Vermittlung. Indes sammelte sich viel Volk vor dem Rathhaus. Lazarus Göldli schürte, man müsse sich mit den Leuten am See, die 6000 Mann stark heranzögen, aussöhnen, das solle ein Ausschuſs der Regierung und der Bürgerschaft besorgen. Der Lärm wurde immer größer: „Waldmann, dein Regiment, deine Hoffart ist vorbei." Man hörte nicht auf die Gesandten und suchte die Rathsthüre zu sprengen, ein allgemeines Gemetzel wäre dann erfolgt. Die Gesandten stemmen sich gegen die Thüre und der Schultheiß von Luzern öffnet das Fenster und redet zur Menge, die sich aber nicht beschwichtigen lassen will, vielmehr droht: „Die Vögel sind droben beisammen, wir wollen das Nest ausnehmen." Vergebens erinnerte Waldmann die Gesandten an seine Verdienste um Stadt und Land, an die Pflicht der Eidgenossen, den Bürgermeister und die Verfassung von Zürich zu schützen. Die Gesandten wurden durch das Toben des wüthenden

Schultheiß Seiler.

Haufens erschreckt oder sie hielten es insgeheim mit Waldmanns Gegnern. „Wenn denn einige gefangen werden müssen," redete Seiler die Leute weiter an, „so ist unser Begehr, dass sie auf das Rathhaus gelegt werden." — „Nein," ertönte es von unten, „in den Schelmenthurm, in den Wellenberg!" — Der Schultheiß: „Dann begehren wir die Schlüssel dazu." — „Nein, wir behalten die Schlüssel, verhindert uns nicht länger an unserem Recht." — „Nun denn, liebe Eidgenossen, thut ihnen keine Gewalt und Schmach und Muthwillen an und handelt nur rechtlich mit ihnen!" — „Ja, nur den Waldmann heraus." — „Wen wollt ihr noch?" — Nun wurden unter Geschrei und Widerspruch einige andere genannt. Dann der Schultheiß zum Rath zurückkehrend: „Da es nicht anders möglich ist, so müssen wir Waldmann und einige Rathsherren gefangen fordern, wir wollen sie in den Wellenberg führen und sicherlich ihnen nichts wider Recht widerfahren lassen." — Gefasst stand Waldmann auf, löste sein Schwert von der Seite und schritt zwischen dem Landammann Reding und dem Schultheiß Seiler unerschrocken hinaus zwischen einer Gasse von Spießen, vom Pöbel beschimpft, aber schweigend, bis zum Schiff, das ihn auf den Wellenberg führte. Seine Freunde folgten in ähnlicher Weise. Im Wellenberg blieben die Vermittler zwei Stunden bei ihm und versicherten ihn ihres Schutzes und besetzten den Thurm mit Wachen und umgaben ihn mit Schiffen. *Waldmann gefangen.*

Aber Waldmanns Feinde in der Stadt waren regsamer als die eidgenössischen Gesandten; sie verbreiteten Gerüchte, die eine Siedhitze des Hasses gegen ihn erregten — er stehe in Verbindung mit dem Kaiser, dem er Stadt und Land überantworten wolle und wofür er zum Lohn Graf von Kyburg werden solle. In seinem Hause seien viele Waffen, schon nahe ein österreichisches Heer, um ihm die Einnahme der Stadt zu erleichtern, schon habe Waldmann das Geschütz im Zeughaus unbrauchbar gemacht, den Thorwächtern befohlen, auf ein gewisses Zeichen jedermann einzulassen, viele Häuser dem Feinde als Opfer bezeichnet; man habe einen Zettel bei ihm gefunden, auf welchem sechzig Bürger zur Hinrichtung aufgezeichnet seien. „Danke Gott, dass Waldmann gefangen ist," wurde mancher geängstigt, „du bist auch auf dem Zettel verzeichnet." *Gerüchte.*

Die Angst macht die Menschen rücksichtslos und grausam. Die Gemeinde versammelte sich 1. April in der Wasserkirche und wählte eine Zwischenregierung von sechzig Männern, meist erklärten Feinden Waldmanns, die von der Härte und Roheit den Namen der hörnerne Rath erhielt, fünf der Verschwörung gegen den Bürgermeister waren dabei, Lazarus Göldli war der Hauptmann. Mit den 8000 Aufständischen vom See ward ein Vergleich geschlossen: „Bewacht ihr die Stadt von außen, wir von innen, eure Sache ist die unsrige, unsere die eurige." — Wein und Brot wurde gereicht, das genügte aber den Aufständischen nicht, auch Bretzeln, Feigen, Lebkuchen, Gesottenes und Gebratenes musste den Bauern geliefert werden, die Mittel gab Waldmanns Haus, welches geplündert wurde. „Waldmann muss sterben," war beiderseits die Losung, „und wenn er so groß wäre wie ein Haus." Abgeordnete von Stadt und Land fuhren in den Wellenberg, um Waldmann zu verhören. Er ward gefoltert, vierzig Stunden lang, bis zur Erschöpfung; ein zentnerschwerer Stein ward an ihn gehängt — aber nie zeugte er wider sich selbst. Als man ihn wegen Verrätherei an den Kaiser peinigte, verlangte er, dass er sich vor allen Eidgenossen und vor der ganzen Gemeinde gegen solche Anklagen vertheidigen dürfe. Vergebens rechnete er auf ein Ehrgefühl der eidgenössischen Gesandten. Als man ihn Samstag abends neun Uhr noch einmal auf die Folter legen wollte, bat er um Gottes Willen, *Der hörnerne Rath.* *Verhör. Folterung.*

man möge es genug sein lassen, jeder Biedermann gebe am Samstag Feierabend, so möge man auch ihm Ruhe gönnen. Wenn man ihn auch diesen Abend durch Martern tödte, so habe er doch keines der Dinge gethan, die man ihm vorwerfe. Am 5. April ward er in das finstere Mörderloch geworfen. Thränen entstürzten seinem Auge: „Habe ich das um Zürich verdient?" Er ahnte sein Schicksal, bat um ewiges Gefängnis, legte sein goldenes Ritterzeichen von sich und nahm keine Speise mehr zu sich.

Lüge. Indes versammelte sich der hörnerne Rath zum Bluturtheil bei verschlossenen Thüren. Um seine Verurtheilung sicher zu erwirken, griffen seine Gegner zu einem niederträchtigen Mittel. Ein Mann klopfte in Hast an den Rathsaal, wie athemlos und schweißtriefend — am Brunnen zu Stampfenbach soll er sein Hemd genetzt haben — und meldete, der Kaiser sei im Anzug, um Waldmann zu befreien, Eglisau brenne, kein Alter, Stand und Geschlecht werde geschont. Allsbald wurde Todesurtheil. Waldmann zum Tod verurtheilt. „Welches Todes muss ich sterben?" fragte Waldmann, als der Priester zu ihm eintrat. — „Herr, man wird das Haupt von Euch nehmen!" — „Nun sei Gott gelobt, da will ich gerne sterben." Die Beichte dauerte drei Stunden. Die Todesglocke ertönte. Ein Schiff holte ihn ab, um sich selber war Waldmann ruhig, um das Los seiner Freunde blutete ihm das Herz. Auf dem Fischmarkt ward ihm das Urtheil verlesen — nichts Todeswürdiges war ihm bewiesen, es hieß nur, es sei auf ihn gefunden. „Es Letzte Worte. wäre mir leicht, all das zu widerlegen" — hub Waldmann an. Der Beichtiger erinnerte ihn an sein Versprechen, zu schweigen und alles Gott zu opfern. — „So will ich schweigen im Namen Gottes und meine Schmach und mein Elend willig tragen. Er verzeihe mir und meinen Widersachern!" — Auf der Hegenauer Matte sollte er sterben — die Städter sahen von der Mauer zu, das Landvolk stand um das Schaffot, das Waldmann stolzen, aufrechten Ganges bestieg. „Verzeihe mir jedermann, wie ich ihm verzeihe! Wer mit mir ein Vaterunser beten will, der hebe seine Hand empor." — Tausende von Händen sah Waldmann sich erheben. „Des dank euch Gott treulich!" rief er. Dann legte er sein seidenes Oberkleid ab und betete: „O Jesu, tilge meine Sünden um dieses unverschuldeten Todes willen." — Viele weinten. Bullinger meint: hätte er gesprochen, er wäre gerettet worden. Aber sein Geist hatte schon den Saum der Ewigkeit berührt: „Biderbe Leute, bittet jetzt Gott treulich für mich, wie ich es für euch thue. Liebes Zürich, wolle Gott, dass dir kein Leid widerfahre." — Er zeichnete mit dem Fuß ein Kreuz, kniete in dessen Mitte voll Anstand und Muth und empfieng den tödtlichen Streich.

Kaum war sein Haupt gefallen, so wurde verkündet, der Kaiser sei nicht über den Rhein gefallen, Eglisau brenne nicht, die Zuschauer sollten darum zufrieden und ruhig nach Hause gehen! — Also Justizmord. Waldmann wurde nach seinem Wunsch in Frauenmünster begraben, 157 Jahre später fand man seinen Leichnam noch frisch und unverwest. Sein Vermögen wurde unter die Bauern und Zünfte vertheilt. Was soll man sagen, wenn der Vermittler von Luzern um ein Stück von seinem Silbergeschirr, aber um billigen Preis, bat!

Im Waldmannischen Brief (Mai 1489) wurden manche der finanziellen und gewerblichen Beschwerden behoben und der Bevölkerung am See ihre Rechte bestätigt. Manches Gute aber blieb, was Waldmann eingeführt. Das Urtheil über dieses Gegenbild Karls des Kühnen, aber auf kleinem Boden, ist seit Johannes von Müller meist günstig.

Überhaupt waren die Zustände der Schweiz derart, dass Eigensucht ihr Band unfehlbar zerreißen musste, wenn nicht eine große Gefahr von außen der Einigung neue Kraft gab. Diese Gefahr von außen war der große Schwabenkrieg von 1499, seine Folge war, dass die Schweiz alle Verbindung mit dem Reich auflöste. — Den Anlass dazu gab theils die Errichtung des schwäbischen Bundes 1488, theils die Reichsreform unter Maximilian. Die Schweizer glaubten nicht, dass der Bund nur die öffentliche Sicherheit befördern und einen rechtlichen Zustand herstellen wolle, sie meinten vielmehr, die geheime Absicht desselben sei gegen die Eidgenossenschaft gerichtet, und suchten deshalb einzelne Reichsstädte vom Beitritt abzuhalten. Das weckte wieder den alten Hass des oberdeutschen Adels gegen die Bauernrepublik. — Schwabenkrieg.

Das Fehmgericht. — Versuch, dem Reich eine bessere Verfassung zu geben.

Eine Entscheidung brachte der Reichstag zu Worms 1495. Die Staatsformen in ganz Europa änderten sich damals; Frankreich, Spanien waren an Macht außerordentlich gestiegen. In Deutschland war die Überzeugung allgemein, dass man an einem Wendepunkte der Dinge stehe, dass das Reich in seiner Machtstellung anderen Völkern gegenüber sinke, wenn seine Verfassung nicht geändert werde. Reichstag zu Worms.

Es fehlte im Rechtswesen — das zeigt die Macht, welche die westfälischen Gerichte oder die Fehmgerichte im fünfzehnten Jahrhundert durch ganz Deutschland ausübten; luden sie doch den Kaiser Friedrich III. und seinen Kanzler und sein Kammergericht zweimal vor ihren Freistuhl,[1] „damit er daselbst seinen Leib und die höchste Ehre verantworte bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden“. — Sonst galt der Kaiser als höchste Quelle des Rechtes und über ihm stand keinerlei Richter. Das Fehmgericht.

Damit kommen wir an das Fehmgericht, das, an sich eine großartige und ehrwürdige Erscheinung in der deutschen Geschichte und aus urdeutschen Rechtsanschauungen erwachsen, im vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhundert ein schreckliches Heilmittel für ein schreckliches Übel, erst durch die Reichsreform unter Maximilian I. sein Ende gefunden hat.

Sage und Dichtung haben im vorigen und noch im Anfange dieses Jahrhunderts die heilige Fehme, „welche die stille und die bewegte Welt durchkreuzte“, mit allen Reizen des Schauerlichen ausgeschmückt. Nach ihnen versammelten sich die Richter vermummt bei Nacht im Dunkel des Waldes, oder im unterirdischen Gewölbe einer Burg, und setzten sich schweigend um eine schwarzbehangene Tafel. Mit verbundenen Augen wurde der Angeklagte vorgeführt, der Ankläger erhärtete Märchen.

[1]) Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte, Excurs XVI, S. 240—244.

seine Aussage mit einem Schwur. Lautete der Spruch auf Tod, so riefen die Vermummten ein dreifaches Wehe, worauf der Frohne den Blutspruch sogleich vollzog. Im Dunkel der Nacht verschwanden die Richter und verhallte das Klagegeschrei des Opfers.

Scharfsinnige Untersuchungen, dann die Eröffnung vieler Quellen [1]) haben dieses Phantasiebild zerstreut und nachgewiesen, dass die Freischöffen nie bei Nacht, sondern bei hellem Tag richteten, nie in unterirdischen Gewölben, sondern unter Gottes freiem Himmel, dass die Richter nie vermummt waren, sondern dass es für eine große Ehre galt, ein Freischöffe zu sein, dass sie die Vorgeladenen nie im Gefängnisse schmachten ließen, sondern dass an einem Tag die ganze Frage entschieden wurde, Lossprechung oder Hinrichtung, dass diese nicht durch das Schwert oder den Dolch, sondern mit dem Strick am nächsten Baum, am nämlichten Tag vollzogen wurde, dass man nie, um Geständnisse zu erpressen, die Folter anwendete, sondern sich auf das Geständnis und den Eid freier Männer verließ.[2])

Das Fehmgericht ist das Gerichtsverfahren, das einst allen deutschen Stämmen gemeinsam war, in Westfalen und Engern aber unter besonders günstigen Umständen sich länger erhalten hat. Karl der Große, heißt es, habe auf den Rath des Papstes Leo diese Gerichte eingesetzt, um die überwundenen Sachsen im Gehorsam und in der neuen Religion festzuhalten. Nach alter Anschauung gieng Gericht und Recht vom Volk aus. Karl der Große ließ auch die alten Volksgerichte im wesentlichen fortbestehen, nur bezeichnete sein Sendbote (missus) ein für allemal eine Reihe von besonders achtbaren Freien, gottesfürchtigen und unbescholtenen Männern, als Schöffen, welche bei Gericht erscheinen mussten und im Gau unter dem Vorsitz des kaiserlichen Grafen mit Berathung der Freien des gesammten Umstandes richteten. Der Process war Anklageprocess, öffentlich unter freiem Himmel.[3]) Über diesen Gau- oder Grafschaftsgerichten standen die Provinzgerichte unter dem kaiserlichen Sendgrafen, bei denen alle Grafen mit einigen Schöffen erscheinen mussten. Hier wurde über Sachen erkannt, bei welchen der Graf Recht verweigert oder verzögert hatte, oder bei denen er des Beklagten nicht hatte habhaft werden können, hier wurden Weisthümer, Nachweisungen des bestehenden Rechtes, gegeben, Gesetze erwogen und angenommen. An die Stelle des Sendboten trat später der Herzog.[4])

Karl der Große.

[1]) Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Tübingen 1845, Excurs I, S. 113—117 verzeichnet die reiche Literatur, unter der in neuerer Zeit besonders wichtig sind: Paul Wigand, Das Femgericht Westphalens. Hamm 1825. — Troß, Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geschichte des Femgerichts. Hamm 1826. — Usener, Die Frei- und heimlichen Gerichte Westphalens. Frankfurt 1832. — Freiberg, Der Vehmgerichtsprocess Caspars des Törringers. — Thiersch, Die Vervemung des Herzogs Heinrich des Reichen von Bayern. Ein vollständiger Vemproceß. Essen 1835. — Voigt, Die westphälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen. Königsberg 1836. — Kampschulte, Zur Geschichte des Mittelalters. Bonn 1864.

[2]) Wächter, l. c. S. 7—9.

[3]) Ibid. S. 12.

[4]) Ibid. S. 12.

Es war das alte Volksgericht, welches Karl nur neu organisiert und unter das Reichsoberhaupt gestellt hatte. Die Karolingische Verfassung verfiel jedoch im Laufe der Zeit, aus den ehemaligen kaiserlichen Beamten wurden Landesherren, welche die Volksgerichte in Hofgerichte, die Freien in Vogteipflichtige oder gar in Hörige umzuwandeln strebten. Der Widerstand war lange, zäh, zuletzt siegte aber in den meisten deutschen Ländern das Fürstengericht über das Reichsgericht.

Westfalen und Engern.

Nur in Westfalen und Engern behauptete sich vieles vom Alten. Das Volk hat dort ausgeprägten Rechtssinn, hängt zäh am Herkömmlichen, an ererbten Rechten und Freiheiten fest. Hier behaupteten sich freie Grundbesitzer in größerer Anzahl als sonst; die Bischöfe, unter denen das Land stand, waren nicht wie die Dynasten in anderen Gebieten bestrebt, das Alte zu eigenem Nutzen zu zertrümmern. Es blieb also hier freie Gemeindeverfassung unter Kaiser und Reich. Ein kaiserlicher Beamter leitete als Freigraf,[1]) die Schöffen hießen Freischöffen,[2]) der Gerichtsbezirk Freigrafschaft,[3]) die Mahlstätte Freistuhl;[4]) hier wurde über die Besitzer der Freistuhlsgüter und deren Angehörige Gericht gehalten. So gab es also in Westfalen zweierlei Gerichte, landesherrliche und kaiserliche oder alte freie Volksgerichte. Die landesherrlichen entfernten sich immer mehr von den alten Gerichtsformen, die kaiserlichen hielten diese umso strenger fest und genossen darum auch ein größeres Ansehen und dehnten ihre Befugnis auch weiter aus, über das Reich, bei allen Verbrechen gegen die zehn Gebote Gottes und das heilige Evangelium. Wo bei den landesherrlichen Richtern nicht Schutz und Recht war, da sollten die kaiserlichen aushelfen: sie hatten in ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte Anspruch auf Unterstützung im ganzen Reich. Wahrscheinlich haben, in der kaiserlosen schrecklichen Zeit, wo Rechtsunsicherheit und Selbsthilfe an der Tagesordnung war, manche Recht bei den kaiserlichen Gerichten in Westfalen gesucht. Aber der Kaiser war machtlos, die Landesherren miteinander in Fehde, die Raubritter trotzten jeder Ordnung auf ihren Burgen — wie sollte da ein Verbrecher, der sich nicht stellte, erreicht, wie ein Strafbeschluss vollstreckt werden, wie nur ohne Gefahr des Lebens oder der Verwundung eine Vorladung dem Verbrecher sicher zugestellt werden? Es gab keine Polizei, überall war Raub und Mord an der Tagesordnung.

Recht in kaiserloser Zeit.

Wie die entsetzliche Noth zu einem entsetzlichen Heilmittel in Österreich, zum Geräun führte,[5]) so in den kaiserlichen Gerichten Westfalens zum heimlichen Verfahren.[6]) Dieses war nicht nöthig gegen denjenigen,

[1]) Comes liberorum.
[2]) Scabini liberorum.
[3]) Comitia liberorum.
[4]) Sedes libera.
[5]) Vergl. Bd. VI, S. 662 dieses Werkes.
[6]) „Höchst natürlich war es nun, dass bei solchen Umständen in einzelnen Wackeren

welcher vor Gericht erschien, denn über diesen wurde offen in den bestehenden Formen gerichtet, sondern nur bei dem, welcher die Ladung nicht achtete. Die Heimlichkeit bestand auch nicht darin, dass im Dunkel der Nacht oder in einem unterirdischen Gewölbe die Richter zusammentraten, sondern dass nur Eingeweihte, nur Wissende,[1]) nur Schöffen anwesend waren; das Gericht fand bei Tag und unter freiem Himmel statt, es verwandelte sich bloß das offene Gericht oder offenbare Ding in ein heimliches oder Stillgericht, in eine heimliche oder beschlossene Acht, d. h. es wurde allen Uneingeweihten bei Todesstrafe geboten, sich zu entfernen.

„Wenn dennoch ein Uneingeweihter zu bleiben wagte und das Gericht ‚belusterte', der hätte verwettet die höchste Wette — der Freigraf soll aufstehen und den Mann bei seinem christlichen Namen benennen und ihm die Hände vorn zusammenbinden und eine Weide um seinen Hals binden und ihn an den nächsten Baum thun, und dazu die Freischöffen rufen und heischen, dass sie ihm dabei Hilfe leisten" — so heißt es in der Fehmurkunde.

Also nur Eingeweihte konnten dem heimlichen Gerichte[2]) als Richter oder Zuhörer beiwohnen. Eine Anklage und ein Trotz gegen die Vorladung musste vorausgegangen sein. Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein, entweder in seinem Namen oder im Namen eines verletzten Wissenden oder Nichtwissenden. Darauf wurde entschieden, ob das Verbrechen eine Vehmwroge, d. h. ein vor die Fehme gehöriges Verbrechen sei — dahin gehörten alle Vergehen, die nach der strengen Ansicht des Mittelalters mit dem Tode bestraft wurden — auch Diebstahl und alle Verbrechen gegen die Religion —; und war diese entschieden, so wurde der Nichtwissende vor das offene, der Wissende vor das heimliche Ding geladen. Die Frist war sechs Wochen und drei Tage. Die Ladung wurde schriftlich ausgefertigt, vom Freigrafen besiegelt und durch den Frohnboten besorgt. Für den Nichtwissenden galt in der Regel nur eine Frist, der Wissende aber wurde dreimal geladen und erhielt drei Fristen, das erstemal durch zwei, das zweitemal durch vier, das drittemal durch sechs Freischöffen. Erschien der Nichtwissende nicht, so verwandelte sich das offene Gericht in ein heimliches.[3])

Ankläger. *Vehmwroge.* *Frist.* *Ladung.*

---

der Gedanke kommen konnte, auf ein Mittel zu sinnen, um einem solchen Zustande entgegen zu wirken und wenigstens die Wirksamkeit ihres Gesetzes so zu kräftigen, dass seinen Urtheilen auch sichere Vollstreckung werden möchte. Da aber die Gerichte unfähig waren durch offenes Einschreiten dem Unwesen zu steuern — so blieb als einziger Weg nur übrig, in der Heimlichkeit Kraft zu suchen und durch sie zu erwirken, was durch offene Gewalt sich nicht erreichen ließ." Wächter, l. c. S. 20. — P. Wigand, Das Femgericht Westphalens, S. 478 — nimmt eine förmliche Vereinigung der Freischöffen zu einem heimlichen Verfahren an.

[1]) Sciti, Vemenoti.

[2]) Für das heimliche Gericht wurde nach und nach der Ausdruck Vehme (Vehmgericht, Femgericht, Vemgericht, Fämgericht, Fähmgericht) üblich. Der Name bedeutet ursprünglich Ding (= Gericht), daher verfehmt werden = gerichtet werden, daher Vemer = Richter, Vehmstätte = Richtstätte, daher Vemgenossen, Vemschöppen. — Thiersch leitete das Wort von Vimen = Weide ab, weil ein Weidenstrick zum Henken neben dem entblößten Schwert, worauf der Ankläger seinen Eid schwor, auf dem schwarzbehangenen Tische lag. Fehmgericht wäre also so viel als Strickgericht, Hänggericht. Dann würde man aber schwerlich immer „die heilige Fehme" — das heilige Strickgericht gesagt haben. Die Ableitung von fama ist gleich wenig stichhaltig. Vergl. Excurs III, bei Wächter, l. c. S. 145—148.

[3]) Wächter, l. c. Excurs V, S. 151—185.

Wußte man nicht genau, in welchem Orte des Landes der Verbrecher verweile, so wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt und auf Kreuzstraßen gegen Osten, Westen, Süden und Norden aufgesteckt und zu jedem Briefe eine Königsmünze gelegt. War zu erwarten, dass der Geladene den Boten misshandle, so brauchte der Bote bloß an das Thor des Schlosses oder der Stadt zu gehen, wo der Verbrecher hauste, und aus dem Rennbaum oder Riegel drei Stücke zu hauen und zu behalten [1]) zum Zeugnis, und den Ladungsbrief in die Kerben zu stecken und dem Burgwächter zu sagen, sie hätten einen Königsbrief in den Grindel gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle dem, der in der Burg sei, sagen, dass er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl bei den höchsten Rechten und des Kaisers Bann. [2])

Erschien der Angeklagte und gestand er die angeschuldigte That, so hatte er sich selbst gerichtet, das Todesurtheil wurde gesprochen und er alsbald an dem nächsten Baum aufgeknüpft. [3]) Leugnete er — das Geständnis erzwingen durch Folter war hier nicht im Gebrauch — so musste er sich von dem Flecken reinwaschen — was durch einen Reinigungseid gelang, wenn es ein Freischöffe war. Er konnte aber vom Ankläger überboten werden, wenn dieser mit einem Eid auf seiner Anklage beharrte und zwei Eidhelfer unter den anwesenden Schöffen fand. Der Angeklagte konnte ihn überbieten, wenn er sechs Eidhelfer fand. Dagegen konnte der Ankläger nur mit dreizehn Eidhelfern seine Anklage begründen. Brachte aber der Angeklagte zwanzig Eidhelfer für sich auf, so war er unbedingt frei. Eidhelfer.

Erschien der Angeklagte nicht, so wartete man auf ihn bis drei Uhr nachmittags. Dann wurde er vom Freigrafen viermal bei Namen und Zunamen aufgerufen und gefragt, ob niemand da sei, der ihn verantworten wolle zu seinen Rechten und seiner höchsten Ehre. War niemand da, so forderte der Kläger, wenn er nicht eine Frist von zwei Tagen gestatten wollte, Vollgericht. Er musste nun seine Anklage knieend, mit zwei Fingern auf dem gezückten Schwert, beschwören, und fanden sich sechs Schöffen, die überzeugt waren, dass sein Eid rein und nicht mein sei, so war der Angeklagte verloren. Verfahren gegen Abwesende.

Die Verfehmung ward alsdann vom Freigrafen über den Schuldigen also ausgesprochen:

„Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat, und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöppen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten im Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und höchste Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und untheilhaftig alles Rechtes, und verführe ihn und vervehme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein." — „Hierauf soll er nehmen den Strick von Weiden Verfehmung.

---

1) Wächter, l. c. Excurs X. S. 201—208.
2) Ibid. S. 21—24; Excurs X, S. 151—184.
3) Ibid. Excurs XI, S. 208—218.

geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Mund speien, gleich als ob man den Vervehmten sofort in der Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, sobald sie den vervehmten Mann bekommen, daſs sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft."

Das Urtheil wurde dem Ankläger schriftlich mitgetheilt, mit der Ermahnung an alle Freischöffen, ihm bei der Vollziehung behilflich zu sein — sie muſsten den Schuldigen, wo sie ihn trafen, richten, d. h. an den nächsten Baum aufhängen, und zum Zeichen, daſs er von der heiligen Fehme gerichtet sei, ein Messer neben ihn in den Baum stecken. Es gab aber geheime Zeichen, an denen sich die Freischöffen erkannten. Das „Vehmweisthum" erklärt die Zeichen, welche gleich bei

Geheime Losung.

der Aufnahme vorkamen, und sagt über die geheime Losung:[1]) „Der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupt die heimliche Vehme Strick, Stein, Gras, Grein und kläret ihnen das auf, wie vorgeschrieben ist. Dann sagt er ihnen das Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat, zu wissen, Reinir dor Feweri; dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöppengruß also: daſs der ankommende Schöppe seine rechte Hand auf seine linke Schulter legt und spricht:

'Eck grüt ju, lewe Man!
Wat fang ji hi an?'[2])

Danach legt er seine rechte Hand auf des anderen Schöppen linke Schulter, und der andere thut desgleichen und dieser spricht:

'Allet Glück kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin.'"[3])

Dem Freischöffen, der zur Hilfe aufgerufen wurde, muſste des Freigrafen Brief oder Siegel gezeigt oder von drei Freischöffen eidlich betheuert werden, daſs der Mann verfehmt sei. Jeder Schöffe konnte verpflichtet werden, das Todes-

Nachrichter.

urtheil zu vollziehen, d. h. nachzurichten. Das Nachrichten war damals keine Schande, in manchen Städten vollzog es damals der nächste Agnat. Den Verfehmten, und wäre es der eigene Bruder, zur Vorsicht oder zur Flucht zu verwarnen, galt für Verrath an der heiligen Fehme und wurde unnachsichtlich mit dem Strange bestraft. Desgleichen stand auf dem Verrath der geheimen Losung unnachsichtlich der Tod. Das alte Rechtsbuch der Fehme sagt darüber: „Wäre es, daſs ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um den Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verurtheilten missethätigen Dieb."[4])

---

[1]) Wächter, l. c. Excurs XII, S. 218—220.
[2]) „Ich grüße Euch, lieber Mann! Was fanget Ihr hier an?"
[3]) „Alles Glück kehre ein, wo die Freyenschöffen sein."
[4]) Wächter, l. c. Excurs XII, S. 218—220.

Begreiflich, dass dieses Verfahren einen heilsamen Schrecken erweckte, dass bei der damaligen Rechtsunsicherheit von Bedrückten von allen Seiten die kaiserlichen Gerichte in Westfalen um Recht angegangen wurden; dass aber auch die Freigerichte sich durch Schöffen aus Deutschland verstärken mussten. So ward es zum Grundsatze, dass jeder Deutsche von gutem Rufe, wenn er nur nicht hörig oder von hörigen Eltern geboren war, Freischöffe werden konnte, aber vor einem Stuhle in Westfalen musste er sich dazu melden, in Westfalen musste er zum Schöffen gemacht werden. Nur auf der rothen Erde konnte ein Fehmgericht abgehalten werden. Der Name rothe Erde bezeichnet, dass nur dieses Land die vom Kaiser verliehene Blutgerichtsbarkeit bewahrt habe.[1]) Die Fehmrichter sahen eifersüchtig darauf, dass kein neues Fehmgericht außer Westfalen entstand, dass die Malstätten die nämlichen blieben, unter einer alten Eiche, einem Hollunderstrauch, einer Linde, einem Hagedorn. Das Alterthümliche, der Name Karls des Großen, die Heimlichkeit des Gerichts, die Sicherheit des Vollzugs, das Bedürfnis gab der Sache ein allgemeines Ansehen. Man berechnete im fünfzehnten Jahrhundert die Zahl der Freischöffen in Deutschland auf 100.000. Freistädten war daran gelegen, wenigstens einige Schöffen in ihrem Rathe zu haben. Ein Freischöffe konnte unter Umständen allein Schutz gewähren. Selbst Reichsfürsten, ja sogar Kaiser reisten nach Westfalen, sich unter die Schöffen aufnehmen zu lassen, so Kaiser Sigismund im Jahr 1429.

Competenz.

Die Aufnahme war ernst und feierlich. Der Aufzunehmende legte kniend den Eid ab:[2]) „Ich gelobe bei der heiligen Ehe (Gesetz), dass ich die Vehme will wahren, hüten und halten vor Sonne und Mond, vor Wasser und Feuer, vor aller Creatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann und Weib, vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, außer vor dem, der ein Freischöffe ist; dass ich alles, was vor die Vehme gehört, vor diesen oder einen anderen Freistuhl bringen und dies nicht lassen will um Lieb noch Leid, weder um Silber noch Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen hat." — Also Geheimnis und Tod für Verrath, und die Strafe wird unnachsichtlich vollzogen; der Arm der heiligen Fehme reicht von der Ostsee bis zu den Alpen! Der Ton der Ladebriefe lautete streng: „Du kommst oder du kommst nicht, dennoch wird das Gericht seinen Fortgang haben; du mögest dich vor dem schweren Gericht hüten, will ich dir getreulich rathen." Niemand als der, an welchen die Vorladung gerichtet war, durfte sie lesen. Die Fehmurkunden tragen die Worte auf dem Umschlag: „Diesen Brief soll niemand öffnen, niemand lesen oder hören lesen, er sei denn ein echter, rechter Freischöffe der heimlich beschlossenen Acht des deutschen Reiches."[3]) Die Angst vor der Fehme war so groß, dass manche ihrer Briefe unentsiegelt in Archiven gefunden wurden. Niemand wagte

Schöffeneid.

Warnungsformel.

---

[1]) Berk leitet den Namen vom röthlichen Erdreich her, das in manchen Gegenden Westfalens sich findet. Möser denkt an das rothe Feld im herzoglich sächsischen Schild, andere an rohe Erde, für im Freien. Vergl. Wächter, l. c. S. 178—179.

[2]) Kampschulte, Zur Geschichte des Mittelalters, S. 69.

[3]) Wächter, l. c. Excurs XII, S. 218—220.

in ihr Geheimnis zu bringen. Man traute sich kaum öffentlich von ihr zu sprechen. Sie nahm das Recht über alle Angehörigen des deutschen Reiches in Anspruch, nur Geistliche, Juden, Weiber und Kinder galten für frei. „Kein Privileg gegen die Freistühle ist so alt und kräftig, als dass es ihre Rechte schwächen und mindern könnte. Es gebürt dem Kaiser, niemand zu befreien und zu begnaden zur Schwächung der Rechte der Freistühle." Als Kaiser Sigismund 1431 sich des Herzogs von Bayern annahm, schrieb ihm der westfälische Freischöffe, der römische König sei wohl oberster Richter der heimlichen Acht, aber wenn er eine Fehmfrage in eigener Person richten wolle, so gebüre ihm, sie zu richten an einem Freistuhl und nicht an einer anderen Stätte; so habe es Kaiser Karl nach göttlicher Eingebung angeordnet.

Exempte Personen.

Nur in einem Falle konnte auch außerhalb Westfalens gerichtet werden: wenn nämlich drei Freischöffen einen Verbrecher auf der That ertappten, die ein Todesverbrechen war. Dann hatten sie die Pflicht, ihn sogleich an den nächsten Baum zu hängen. Die Fehmurkunde bezeichnet den Umstand: „Mit habender Hand, mit blickendem Schein,[1]) mit gichtigem Mund."[2])

Habende Hand.

Die Zeit, wann das heimliche Gericht entstand, läſst sich nur im allgemeinen feststellen: in den Jahren der großen Verwirrung der kaiserlosen Zeit. Die Sage führt die Ordnung der Fehme auf den gerechten Erzbischof Engelbert von Köln,[3]) den Heiligen, zurück. Ihr höchstes Ansehen besaß sie 1420—1460. Kaufleute aus Burgund suchten gegen Anwohner der preußischen Ostsee Schutz in Westfalen.[4]) 1410 luden sie den Rheingrafen vor, 1429 den Herzog Heinrich von Bayern, 1439 den Herzog Heinrich von Großglogau, 1448 den Kurfürsten von der Pfalz, 1454 den Herzog Wilhelm von Sachsen. Vergebens schlossen 1396 die niedersächsischen Städte eine Verbindung gegen sie, 1426 die Hansestädte, 1461 die Fürsten und Städte am Oberrhein, und suchte 1438 der Reichstag zu Nürnberg ihre Wirksamkeit auf Westfalen zu beschränken. Die Fehmgerichte trotzten sogar dem Kirchenbanne.

Es liegt in der menschlichen Natur, dass auch diese Einrichtung entartete, die einige Zeit hindurch der einzige Schutz des Rechtes gewesen. Die Macht war zu groß, als dass sie nicht zum Missbrauch reizte; der auswärtigen Schöffen waren zu viele, als dass man vor der Aufnahme aller Charakter genau prüfen konnte; sie waren fern von der rothen Erde und missbrauchten ihre Stellung zur Erpressung. Der Grundsatz von der handhaften That wurde arg zu empörenden Gewaltthaten missbraucht. Die Freigrafen in Westfalen verloren ihre Besonnenheit und beschlossen Strafen, die nicht vollzogen werden konnten; so sollten 1476 alle männlichen Personen von Benshausen in Hessen vom vierzehnten Jahre an gehenkt werden. Einst geachtet, war die Fehme jetzt allgemein gehasst; einst eine letzte Waffe gegen übermüthige Verhöhner

Verfall der Fehme.

---

[1]) Evidentia facti.
[2]) Bekenntnis.
[3]) Vergl. Bd. V. S. 476, 490, 495 dieses Werkes.
[4]) Kampschulte, l. c. S. 68–72.

des Rechtes, ein Rettungsmittel, war sie jetzt eine Geißel. Ihre Boten wurden in Säcke genäht und ins Wasser geworfen. Nikolaus V. sprach den Bann über die Fehme aus.[1])

Eine neue Ordnung des Gerichtswesens sah darum Maximilian als seine Aufgabe an.

Die Unsicherheit damaliger Rechtszustände bewies neben dem Fehmgericht das übliche Faustrecht. Es beruht auf anderer Grundlage als das altgermanische Fehderecht. Den alten Germanen erschien das Rechtsverhältnis als ein Friedensverhältnis. Wer einen andern böswillig verletzte, brach den Frieden,[2]) — der Staat trat zunächst nicht vermittelnd ein, sondern überließ es dem Verletzten und dessen Familie, sich Recht und Genugthuung zu verschaffen — er konnte mit seinen Genossen gegen den Friedensbrecher Fehde (faida) erheben. Fühlte er sich jedoch zu schwach zur Fehde, so wandte er sich an das Volksgericht und dieses sorgte für die Stellung des Verbrechers vor Gericht und zwang ihn zur Genugthuung.[3]) Doch nicht jede Rechtsverletzung berechtigte zur Fehde, nur dolose Verbrechen.[4]) Auch war das Fehderecht sehr beschränkt: jeder war in seinem Hause und in seiner Wehr vor aller Vergewaltigung sicher. Der Staatsverband war damals locker. Je mehr er erstarkte, umsomehr wurde das Fehderecht beschränkt. Der König hatte das Recht, den Königsfrieden zu ertheilen und die Fehde zu hemmen. Schwere Vergehen galten nach und nach für begangen, nicht bloß gegen die Einzelnen, sondern gegen die Gesammtheit, und die Obrigkeit habe das Schwert der Gerechtigkeit darum in der Hand, um sie zu strafen mit dem Tode. Das Fehderecht war nur gegen denjenigen erlaubt, gegen welchen die Gerichte nicht Recht zu verschaffen imstande waren; wem der Staat nicht zu seinem Rechte verhelfen konnte, dem war Selbsthilfe erlaubt. Gegen jeden Verbrecher sollte man aber zunächst durch Anklage vor dem Richter sein Recht suchen, und erst wenn dieser kein Recht verschaffen konnte, war die Fehde als Nothmittel erlaubt, sonst galt sie als Landesfriedensbruch, welcher mit dem Tode durch den Strick bestraft wurde.

Faustrecht.

Fehderecht.

Der Landfriede von 1235 sagt: „Was auch jemandem widerfahre — daß er dies nicht räche! Er klage es seinem Richter! es sei denn, daß er sich zur Noth muß wehren seines Leibes und seines Gutes. Wer seine Klage anbringt, wird ihm nicht gerichtet, und muß er durch Noth seinen Feinden widersagen — das soll er thun beim Tage, und von dem Tag bis an den vierten Tag soll er ihm keinen Schaden thun, weder an Leib noch an Gut; so hat er drei Tage Frieden."[5]) — Wer die Form der Ansage (diffidatio) nicht gehörig

Landfriede.

---

1) Datt, De pace publica, p. 738. — Wächter, l. c. Excurs XV, S. 237—240.

2) Vergl. Wächter, Beiträge zur deutschen Geschichte, S. 41—58.

3) Die in einem Sühnegeld — Compositio — bestand.

4) Bei Verletzung durch Nachlässigkeit trat die Compositio ein, es heißt Componat, cessante faida, quia nolendo fecit.

5) Wächter, l. c. S. 52.

Bruch. einhielt, galt als Landfriedensbrecher. Die Fehde musste durch einen Brief angesagt werden, den ein Bote in das Haus des zu Befehdenden trug. Verletzte dieser den Boten, so war er ehrlos. Der Brief musste den Gegner und den Grund der Absage nennen und verwahrte in der Regel die Ehre des Absagers wegen aller Folgen.[1]) — So lautet ein Fehdebrief an die Stadt Speier: „Wisset
Ansage. Bürgermeister und Rath der Stadt Speier, daß ich, Winrich von Fischnich, Euer Feind sein will wegen der Ansprach, die ich an Euch zu machen han; und fiel da Unrath vor, wie sich das machen möcht: so will ich meine Ehre gegen Euch und die Euren bewahrt han durch diesen meinen offenen besiegelten Brief."[2]) Einen besonderen Frieden hatten Geistliche, Kindbetterinnen, Kranke, Pilger, Kaufleute, Ackerbauer und Weingärtner, d. h. Widerstandsunfähige. Der Feldbau sollte geschützt, das außerhalb des Hauses befindliche Feldgeräth durfte nicht weggenommen, heilige Gegenstände, Kirchen, Kirchhöfe durften nicht entweiht werden. Wer dawider handelte, war Landesfriedensbrecher, seine Strafe der Strick. Dagegen galt Hausrecht und Hausfriede nicht mehr, der Befehdete konnte in seinem Hause,
Gottesfriede. in seiner Burg mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Der Gottesfriede,[3]) der von Frankreich sich über Deutschland ausbreitete, verbot die Fehde von Mittwoch Abend bis Montag Früh und an den Festtagen. Wer dagegen handelte, kam in den Kirchenbann, und wenn er sich binnen einer bestimmten Zeit aus demselben nicht löste, in die Reichsacht.

Rudolf von Habsburg. Diese Gesetze waren gut, aber wer sollte ihnen in der Zeit der Wirren Geltung verschaffen! Rudolf von Habsburg verstand dies, er ließ auf einem Zuge nach Thüringen 29 ritterliche Landfriedensbrecher aufhängen und 66 Raubburgen zerstören, auf einem Zuge bei Calw fünf Burgen brechen. Aber unter späteren Kaisern war der Wirrwarr umso größer. Friedrich III. sagt selber:
Grund. „Das Reich war voll Unrath, Gewaltigkeit, unehrlichem Angriff, Mord und Brand, davon es gar schändlich gemindert ward; viel Unterthanen groß Noth, Verderbnis und Schäden täglich erlitten!" Nauclerus, der Kanzler der Universität Tübingen, sagt von der Ritterschaft Schwabens: „Sie bauen Burgen auf Bergen und in Wäldern, leben von ihren Renten; fehlt es an diesen, so scheuen sie sich nicht, irgend eine Gelegenheit zum Raub zu ergreifen." — Ein
Zunahme des Fehdewesens. Fremder schreibt: „Ganz Deutschland ist eine Räuberhöhle, unter dem Adel ist der am berühmtesten, der sich am besten auf das Rauben versteht." Die Städte, die Bauern, Handel und Ackerbau litten unsäglich. Ein Markgraf von Brandenburg rühmte sich, dass er in seinem Leben 170 Dörfer verbrannt habe. „Reiten und Rauben im Lande machte keine Schande", war Sprichwort. Aus den nichtigsten Gründen ward oft Fehde angesagt: von einem Herrn von Praunheim z. B. der Stadt Frankfurt, weil eine Frankfurterin auf einem Ball seinem Vetter einen Tanz versagt und mit einem andern getanzt hatte. Die Fehdelust drang in immer tiefere Kreise. Ein Koch, der dem Grafen von Solms einen Hammel geschlachtet und sich dabei ins Bein gestochen hatte, aber keine Entschädigung dafür bekam, kündete dem Grafen dafür Fehde an. Die Schuhknechte in Leipzig kündeten 1471 den Studenten Fehde an. Begreiflich, dass Maximilian I. auf ein Gesetz zur Wahrung des Landfriedens drang, wenn die Nation nicht unrettbar verwildern sollte.

---

[1]) Wächter, l. c. S. 52.
[2]) Ibid. S. 56—58.
[3]) Pax oder treuga Dei, vergl. Bd. IV, S. 102, 411, 523, 540 dieses Werkes.

Zunächst war es der Kurfürst von Mainz, Berthold, ein Graf von Henneberg, welcher Deutschland eine ständische Reichsverfassung zu geben versuchte. Auf dem Reichstag zu Mainz 1495 brachte er drei Einrichtungen in Vorschlag: den Reichsrath, das Kammergericht und den gemeinen Pfennig, die Reichssteuer. Berthold von Mainz. Reichsregiment.

Der Reichsrath sollte aus sechzehn Mitgliedern bestehen: dem Vorsitzenden, welchen der König ernennt, den sechs Abgeordneten der Kurfürsten (Böhmen war nicht eingerechnet) und zehn von den übrigen Landen; diese Sechzehn sollten die eigentliche Reichsregierung führen. Das Kammergericht, in gleicher Weise bestellt, sollte als höchstes Reichsgericht entscheiden. Die Reichssteuer sollte von allen Angehörigen des Reiches bezahlt werden, derart, dass, wer 1000 Gulden besäße, jährlich einen Gulden, wer 500, jährlich einen halben Gulden erlegte: von den minder Besitzenden sollten vierundzwanzig zusammen, Männer und Weiber, kurz alle über fünfzehn Jahre jährlich einen Gulden erlegen, desgleichen jede Judenperson. Der Vorschlag gieng von der Nothwendigkeit des Landfriedens aus: dem Faustrecht war kein Ende zu machen ohne ein stehendes Reichsgericht und eine stehende Macht, welche die Urtheile des letzteren zur Geltung brachte. Das Reichsgericht sollte deshalb in einer bestimmten Stadt unveränderlich gehalten werden, alle Reichsunmittelbaren vor demselben geklagt und in allen Fällen an dasselbe appelliert werden können. Der Reichsrath sollte über die Verwaltung der Gerechtigkeit wachen, Aufruhr dämpfen, für Wiedereroberung der verlorenen Reichslande sorgen und den Widerstand gegen die Feinde des Reiches leiten. — Als solche wurden bezeichnet Türken und Franzosen. Im Unmuth gegen die letzteren war man einig. Max meinte: „Sie singen höher, als genotiert ist, sie lesen anders, als geschrieben ist, sie reden anders, als ihnen im Herzen ist"; — „sehe man dem Beginnen der Franzosen länger zu, so werde das heilige römische Reich der deutschen Nation entzogen, niemand bei seiner Ehre, seinen Würden und Freiheiten gelassen werden." — Berthold meinte sogar, wenn man sich nicht einige, so werde eines Tages ein Fremder kommen und die Deutschen mit eiserner Ruthe regieren. — Aber umsoweniger war Maximilian über das Reichsregiment mit dem Antragsteller eines Sinnes, denn Berthold wollte ein aristokratisch-ständisches Regiment, bei dem der König eine Nulle war; Max aber wollte die Königsgewalt verstärken — und mit Recht, denn dem König huldigten die Großen noch zur Noth, aber schwerlich einem Verein von Abgeordneten. Berthold wollte die Kurfürsten zu Trägern der Reichsgewalt machen, Max den König. — Lang und eifrig ward verhandelt, zuletzt ließ man den Reichsrath fallen und nahm den Landfrieden, das Kammergericht und den gemeinen Pfennig an. Reichssteuer. Reichsgericht. Reichsheer. Reichsfeinde.

Mit dem Reichskammergerichte und der Kreiseintheilung war der heimlichen Fehme der Todesstoß gegeben. — Zwar fand 1512 in Trier beim Reichstage der Antrag, sie aufzuheben, nicht allgemeine Zustimmung — aber sie hatte ihre Bedeutung verloren. Ein Freistuhl nach dem andern gieng ein. Die berühmtesten waren die Stühle von Dortmund und Arnsberg gewesen. Ihre Rechtssprüche hörten auf, Geltung zu haben außer Westfalen, im Lande selber sanken sie zu Polizei und Rügegerichten herab und erkannten über Feldfrevel, Schimpfreden, Raufereien. 1811 wurde das letzte Freigericht in Gemen Ende der Fehme.

im Münsterlande abgehalten, 1835 starb der letzte echte Freigraf. Die letzten Schöffen kannten noch all die alten Formen, konnten aber nicht bewogen werden, das Geheimnis der Losung mitzutheilen, es ist mit ihnen ins Grab gesunken.

Die Losung.

Landfrieden.

Am 7. August 1495 wurde der ewige Landfriede verkündet, der alle offene Fehde im Reiche bei Strafe der Reichsacht untersagte und dem Reiche nach steten Zerrüttungen Ruhe und Frieden verschaffte. Das Reichskammergericht trat zwei Monate später ins Leben; erster Kammerrichter war Graf Eitelfritz von Zollern, als Sitz des Gerichtes war Frankfurt erkoren. Als Ersatz für das Reichsregiment verhieß Maximilian, mit Übereinstimmung der Fürsten etliche redliche und verständige Männer als Hofräthe bei seiner Person anzustellen, die mit ihm über Ordnung und Recht berathen und wachen sollten. Schließlich beschloss man, jährlich am 1. Februar sollte die Reichsversammlung zusammentreten und über die Vollziehung des Landfriedens und die Urtheile des Kammergerichts wachen, über die Art und Verwendung der Reichssteuer verfügen. —

Reichskammergericht.

Hofräthe.

Wirtemberg.

Eberhard der Bärtige.

Das sind die wichtigen Beschlüsse des Reichstages von 1495. Während desselben wurde die Grafschaft Wirtemberg zum Herzogthum erhoben, Eberhard der Bärtige hieß fortan Herzog von Wirtemberg und Teck. Es ist derselbe, der, als bei einem Gastmahle die Fürsten die Vorzüge ihrer Länder rühmten, die edle Antwort gab: „Ich darf ganz allein in meinem Land über Feld, durch die Heide und durch den dichten Wald gehen und, wenn mir einer meiner Unterthanen begegnet, so kann ich ihn heißen niedersitzen, um sicher in seinem Schoße zu ruhen.“ Er war ein tüchtiger Regent, der Beschützer von Kunst und Wissenschaft. —

Der Schwabenkrieg.

Eidgenossen und Reich.

Die Tagsatzung in Zürich wurde von diesem Beschlusse verständigt und die Eidgenossen, „als Gehorsame des Reiches und Liebhaber der Gerechtigkeit“ aufgefordert, sich demselben zu unterziehen. Sie lehnten es ab: die Freiheit von fremden Gerichten und Steuern gehöre zu ihren alten, von den Kaisern bestätigten Freiheiten; sie fürchteten, Max könnte das Reichsgericht zur Vergrößerung Österreichs auf ihre Unkosten benützen.

Auf dem Reichstag zu Lindau 1496 sagte Berthold von Mainz zu den Abgeordneten der Eidgenossen: „Schicket euch in die Sachen, denn der Weg ist gefunden, euch einen Herrn zu geben, und das werde ich mit der Feder in meiner Hand zuwege bringen“, erhielt aber die derbe Antwort: „Was Ihr droht, ist vormals anderen misslungen, die es mit Hellebarden versuchten, welche mehr zu fürchten sind als Gänsekiele.“ — Frankreich schürte zum Widerstand und die Schweizer neigten sich wieder mehr Frankreich zu. Als Maximilian drohte, er werde einer der Vordersten sein, wenn man den Krieg beginne, warnte der

Bürgermeister Konrad Schwend von Zürich: ja nicht unter den vordersten zu sein, denn das Volk sei grob und unwissend und würde nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen. Schon 1497 sah man auf beiden Seiten dem Kriege entgegen; die wechselseitige Abneigung machte sich in Schimpfwörtern Luft, man nannte die Schweiz einen Kuhstall, die Eidgenossen Kuhmäuler: in Freiburg im Breisgau hieng man den eidgenössischen Boten am Gerichtstag heimlich Kuhschwänze an den Rockschoß.[1]) Die Schweizer aber spotteten über die Herren- und Fürstenknechte. Spannung.

Als 1498 Constanz nach langem Schwanken in den schwäbischen Bund eintrat und dagegen die Eidgenossen mit den Graubündtnern ein Schutz- und Trutzbündnis abschlossen, da griff man plötzlich beiderseits zu den Waffen. Die Graubündtner waren mit der Regierung in Innsbruck im Streite um Grenzen, Zölle und herrschaftliche Rechte. Im Streit um das bischöfliche Schloss Mariaberg wurde zuerst zum Schwert gegriffen und jetzt rief die tirolische Regierung den schwäbischen Bund zu Hilfe und die Graubündtner die Eidgenossen, und auf einmal loderte die Flamme des Krieges vom Engadin bis Basel. Der Schwabenkrieg.

Öffentlich klagte am 22. April 1499 Maximilian wider der Schweizer undeutsche Gesinnung; darin heißt es: „Anfänglich haben sich etliche Oerter in der Eidgenossenschaft, namentlich die von Uri, Schwyz und Unterwalden, wider ihr erst Eid und alt Herkommen, wider ihr recht natürlich Herren und Landfürsten, die Herzogen zu Oesterreich, als Grafen der alt und edlen Fürstenthumen Habspurg und Kyburg, wider Gott, Ehre und Recht und alle Billigkeit us eigenem bösem muthwilligen Fürnehmen in Vergessung Gottes, ihres Glimpfes, Ehr und Eidpflicht — sich ufgeworfen, zusammengethan und mit geschworen unredlichen unchristlichen Eiden sich mit einander verbunden, auch also nachmals andere ihrer Umsäßer und Anstoßer zu ihnen in solliche Ungehorsame und Verpflichtung gewaltiglich genöthiget. — Haben an solchen Handlungen nicht genug gehabt, sondern jetzt uf ein neu fürgenommen und bedacht, ihren Fuß wyter in das heilige Rych und tütsche Nation zu setzen . . .“ Es ergibt sich auch aus diesem Manifest, wie unrichtig die Ansicht ist, als wären die Schweizer ursprünglich Reichsfreie gewesen, welche die Habsburger in Eigenleute hätten umwandeln wollen. Max über die Schweizergeschichte.

Die Landsknechte dürsteten danach, sich im Kampfe mit den Schweizern zu messen, verhöhnten sie durch Nachahmung des Kuhgebrülls und meinten, sie wollten im Schweizerland räuchern und brennen, dass der Herrgott vor Hitze die Füße an sich ziehen müsse. Die Schweizer blieben in Roheiten nicht zurück und als Zeichen ihrer Erbitterung kann der Befehl gelten, dass kein Gefangener gemacht und alles niedergehauen werde. Sie siegten 12. Februar bei Luciensteig und Driesen über die Vorarlberger, dass die Vorarlberger sich ergaben und Feldkirch eingeschlossen wurde — und am 20. Februar bei Hard am Bodensee über die Schwaben, denen sie 3000 Mann erschlugen, und unternahmen im gleichen Monat einen verheerenden Feldzug ins Hegau, plünderten und brannten schonungslos Dörfer und Schlösser, erbrachen Kirchen, schändeten Heiligthümer. Überhaupt zeigte sich in diesem Kriege eine widerwärtige Roheit. Am 10. März nahmen die Eidgenossen Schloss Gottlieben und Reichenau, am 22. März fielen sie verheerend in den Sundgau ein und warfen ihre Gegner bei Rheinach. Die Schweizer siegen.

[1]) Anshelm, Bernische Chronik, II, S. 117.

In Paris rieb man sich über diesen Zwist unter Brüdern, der aber doch die Kräfte des Reiches lähmte, freudig die Hände: wenn die Schweiz sich vom deutschen Verband losriss, so blieb sie in französischen Schlingen verstrickt. Ludwig XII. verhieß jedem der zehn Orte jährlich 2000 Livres und der ganzen Eidgenossenschaft, wenn er ihr im Krieg nicht beispringen könne, vierteljährig 21.000 Livres, überdies Geschütze und kostenfreien Unterhalt von zwei Studenten aus jedem Ort auf der Universität Paris. Dafür versprachen die Eidgenossen treue Unterstützung in jedem Krieg gegen monatliche Bezahlung von viereinhalb Gulden für jeden Gerüsteten. Der Bund ward am 21. April 1499 auf zehn Jahre abgeschlossen.[1])

Bund mit Frankreich.

Nun stürzten sich die Schweizer freudig in den Kampf und die Deutschen erlitten meist Niederlagen; so 11. April 1499 bei Schwaderloch, so 20. April beim Berg Lenzengast, wo 3000 Schwaben und Tiroler erschlagen wurden und 1300 in der Ill ertranken. Zu gleicher Zeit wurde ein zweiter Zug ins Hegau ausgeführt, Thiengen wurde genommen; die Besatzung musste in bloßem Hemd, einen Stab in der einen und ein Stück Brot in der andern Hand, ausziehen. Stühlingen, Blumenfeld wurden verbrannt, wie Thiengen.[2]) In Blumenfeld wurde den Bewohnern erlaubt, mit ihrer Habe, soviel jeder tragen könne, abzuziehen, der Besatzung das Leben geschenkt, den Befehlshaber Roseneck ausgenommen. Als aber seine Gemahlin, den Gatten als ihre beste Habe tragend, außer dem Thore erschien, wurde ihm das Leben geschenkt; ja einer, der die wackere Frau ihres Geschmeides berauben wollte, wurde mit Mühe vom Galgen losgebeten. — Am 21. Mai wurde ein dritter Zug ins Hegau unternommen und dann Stockach vier Tage lang beschossen, am 22. Mai 1499 wurden die Tiroler auf der Malserhaide geschlagen.

Da kam der Kaiser selber mit dem sogenannten Geldrischen Haufen, 5000 erprobten Knechten. Max führte den Krieg von Constanz aus. Zugleich fielen Sundgauer und Breisgauer in die Schweiz ein, die Eidgenossen bis in das Etschthal.

Ein Zug der Kaiserlichen in das Engadin war aber ohne Erfolg. Wilibald Pirkheimer, der Führer des Zuzugs von Nürnberg, schildert die Schrecken eines Zuges über das Wormser Joch, den er leitete. Im Juli 1499 zog Max aus Constanz aus mit 20.000 Mann; aber Zwiespalt brach im Heere aus, die einen wollten nicht weiter ziehen, bis auch die andern Reichscontingente eingetroffen wären, so dass Maximilian zornig mit dem Rufe: „Es ist gefährlich, mit Schweizern gegen die Schweizer zu kämpfen“ — seinen Handschuh zur Erde warf und fortritt und das Heer thatenlos nach Constanz zurückkehrte. Ein großer Erfolg ward nicht mehr errungen, im Gegentheil, ein Heer unter Graf Heinrich von Fürstenberg durch die Verschuldung dieses Führers bei Dornach überrascht: das Lager glich einem Jahrmarkt, keine Wachen waren ausgestellt, viele badeten, andere zechten. Da einer die Annäherung der Eidgenossen meldete, wurde er als Lügner gehenkt. Die Feinde kamen ungestört so nahe, dass sie die Ge-

Dornach.

[1]) Johannes von Müller (Glutz-Blozheim), l. c. V, 2, S. 63–158.
[2]) Anshelm, l. c. II, S. 425.

spräche im Lager erlauschen konnten. Nach dreistündigem Gefecht war ein glänzender Sieg errungen. Fürstenberg mit 4000 fiel. Obschon seine Verwandten 1000 Gulden für die Leiche boten, lieferten die Schweizer sie nicht aus, denn die Edlen müssten bei den Bauern liegen.[1] Fürstenberg.

Maximilian war tief betrübt, als er in Lindau die Nachricht erhielt; er schloss sich in seine Wohnung ein; doch bald erhob sich seine Seele wieder im Glauben an sein gutes Recht und am Abend trat er zum Fenster und sprach von der Sterne Natur und Beschaffenheit zu seinen Freunden.

In Basel ward Friede geschlossen am 22. September 1499. Die Österreicher erhielten die sechs Gerichte im Prätigau, die Schweizer aber, nachdem sie noch 1501 Basel und Schaffhausen in die Eidgenossenschaft aufgenommen hatten, Befreiung vom Reichsgericht und von Reichssteuern. Alles Eroberte ward zurückgegeben. Friede zu Basel.

Der Schweiz war der Friede so nöthig als Süddeutschland. Der Ackerbau lag danieder, im Engadin z. B. waren die Zustände grauenhaft. Pirkheimer traf in einer verwüsteten Gegend eine Schar ausgemergelter Kinder, die auf einer Wiese ihren Hunger mit Kräutern zu stillen suchten. Auf seine Frage antwortete ein altes Weib: „Die Väter dieser Unglücklichen hat das Schwert, ihre Mütter Seuche und Hunger, ihre Wohnungen und Habe der Feind und das Feuer gefressen. Nur wir Elenden sind noch übrig, um diese armen Kinder wie das Vieh auf die Weide zu treiben und mit Gras zu füttern. Vor wenigen Tagen waren ihrer noch einmal so viele, sie starben vor Hunger und Elend, und auch diese da werden bald zu ihren Vätern gehen, glücklicher durch einen frühen Tod als durch ein längeres Leben.“ Elend in der Schweiz;

Der Krieg war furchtbar, der Frieden verhängnisvoll: 20.000 Mann wurden erschlagen, an 2000 Städte, Schlösser und Dörfer verbrannt. Im Frieden wurde anerkannt, dass die Beschlüsse des Reichstages zu Worms, 1495, für die Eidgenossen nicht gelten, also riss sich die Schweiz vom Reiche los, ward dieses um ein schönes Land voll tapferer, thatkräftiger, freiheitliebender Männer ärmer. sie reißt sich vom Reich los.

Infolge dieses Krieges gieng also Basel für das deutsche Reich verloren und trat 9. Juni 1501 in den eidgenössischen Bund ein. Es verdankte außer seiner natürlichen Lage der Kirche sein Aufblühen; unter der Reihe seiner Bischöfe ragte Hetto hervor, der Freund Karls des Großen. — Die Handwerker bildeten Innungen, den Rath ernannte der Bischof aus den Rittern und zu zwei Dritteln aus patricischen Bürgergeschlechtern. Der Adel spaltete sich im dreizehnten Jahrhundert in die Partei der Psittiche (= Papageien) und der Sterne (des neuen Adels) und schwächte sich so. Im vierzehnten Jahrhundert erwarben sich die Handwerker mehr Geltung, der Rath wurde um die Hälfte vergrößert. Diese Bewegung war zugleich antiösterreichisch. Äneas Sylvius, der beim Concil sich länger in Basel aufhielt, schildert die Stadt als reich, die Privathäuser als stattlich innen wie außen, bei den meisten finde sich ein Garten, Brunnen und Hof, die Fenster von Glas, die Wände mit hölzernem Täfelwerk verziert. Für Basel.

---

[1]) Historia belli Suitensis, II.

den Sommer und Winter habe der Adel zwei besondere Versammlungshäuser, von denen die Bürger ausgeschlossen seien, außer wenn sie durch Rang und Reichthum
Universität 1460. hervorragten. Als Papst Pius II. gewährte er ihr 1460 eine Universität, an der bald ein Geiler, ein Sebastian Brandt, ein Reuchlin, ein Erasmus lehrten. Der Adel hielt zu Kaiser und Reich, die demokratische Partei neigte den Eidgenossen zu. Mit Mühe wurde während des Schwabenkrieges die Neutralität beobachtet. Der Adel zog aus, die Bürger waren auf deutschem Boden nicht sicher. So baten diese bei den Eidgenossen um Aufnahme, deren Abgeordnete am Tage Kaiser Heinrichs den Bürgern vor dem Rathhaus den Eid abnahmen. Eine Frau saß mit der Kunkel am offenen Thor Wache, zum Zeichen, wie sicher sich Basel von da an halte.[1])

Staat und Völker. Der Schweizer Gelzer bemerkt:[2]) „Die schweizerischen Hochlande finden ihre natürliche Bestimmung nur als Glied, als Vormauer des deutschen Reiches; doch versteht es sich als selbständiges Glied und im Innern mit republikanischer Organisation, nur nicht in unnatürlicher separatistischer Entfremdung von seinem nationalen Stamme. — In der Geschichte jeder kleineren oder größeren Gemeinschaft treten Perioden ein, wo das allgemein zusammenhaltende Band erschlafft, wo der Trieb, welcher die Einzelnen zusammenführte, erstirbt, wo das Bewusstsein eines wahrhaften Zusammengehörens zurücktritt. Ein großes Ganzes, das sich behaupten will, läſst den engeren individuellen Verbindungen Raum zur Entwicklung ihres eigenthümlichen Lebensgehaltes.
Österreich. So umfasst bekanntlich das österreichische Kaiserthum — noch mehr als das ehemalige römisch-deutsche — ganz verschiedene nationale Individualitäten, die es in ihrer Verschiedenheit bis zu einem Punkte gewähren läſst, ohne daſs darüber der zusammenhaltende Mittelpunkt verloren geht. Das schwierige, ja das eigentlich politische Problem aller Zeiten ist nur dies, im Großen die rechte Bahn zwischen den Irrwegen des Despotismus und der Anarchie zu finden; drohend geht jener dem Princip der Ordnung, diese dem Princip der Freiheit zur Seite.“ —

Der Kampf um Neapel.

Neapel. Nachdem Ludwig XII. Mailand erobert hatte, streckte er seine starke
Friedrich III. Hand nach Neapel aus. Wie sollte der unglückliche König Friedrich von Neapel sich gegen ihn wehren? — sein Land war durch Krieg erschöpft, seine Unterthanen nicht zuverlässig! In seiner Hilflosigkeit bot er dem König von Frankreich eine Steuer, einige Festungen an, wandte sich, da ihm Alexander VI. feindselig, Venedig im Krieg mit den Türken zu einem Bund gegen Frankreich abgeneigt, Maximilians Hilfe fern war, sogar an den Großtürken

[1]) Ochs, Geschichte von Basel. — Gelzer, Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, S. 181—195.
[2]) Gelzer, l. c. S. 162.

Ferdinand der Katholische. Theilungsplan. Vertrag von Granada.

Bajesid selber um Hilfe, gab jedoch gerade dadurch seinen Gegnern Vorwand zum Angriff. Zu seinen Feinden zählte diesmal auch sein bisheriger Schützer, der Aragonese. Da Ferdinand vergebens um Bundesgenossen gegen Frankreichs Eroberungsgier geworben und Ludwigs Entschluss unerschütterlich fand, Friedrich aber für verloren hielt, überdies immerdar die Krone von Neapel als seine eigene rechtmäßige Erbschaft ansah, gedachte er wenigstens von der Beute ein Stück zu nehmen und schlug dem König von Frankreich eine Theilung vor; denn Frankreich allein im Besitze Neapels zu lassen, schien ihm für sein Sicilien gefährlich, zumal die Erneuerung der alten anjouischen Ansprüche an das Königreich beider Sicilien zu gewärtigen war. Die spanischen Anträge fanden in Paris ein geneigtes Ohr. So kam es am 11. November 1500 in Granada zu einem Vertrag, in welchem ein schmählicher Rechtsbruch unter dem Eifer für die christliche Sache sich verbarg: der Krieg sei ein großes Unglück und der Großtürke bedränge jeden Tag mehr die Christenheit; desungeachtet habe Friedrich von Neapel von Bajesid II. Hilfe begehrt. Darum hätten im Freundschaftsbund die beiden Könige gegen diese unerhörte Gefahr kein anderes Mittel gefunden, als Neapel zu theilen, und zwar solle Ludwig XII. den Norden, die Terra di Lavoro und Abruzzo mit der Hauptstadt und dem Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem erhalten, Ferdinand den Süden, Apulien und Calabrien, mit dem Titel eines Herzogs dieser Landschaften; die Duana, das Hutgeld, solle von spanischen Beamten eingesammelt und unter beide gleich getheilt werden; überhaupt solle das Einkommen aus den beiderseitigen Gebieten für beide gleich sein, der Vertrag geheim und die Lehensoberherrlichkeit des römischen Stuhles vorbehalten bleiben. Frankreich entsagt allen Ansprüchen an Roussillon und Cerdagne, Spanien an Montpellier.

Gonzalo von Cordova kämpft gegen die Mauren und die Türken.

Ferdinand ließ in Malaga eine Flotte von 60 Segeln ausrüsten, mit 5000 Mann zu Fuß und 600 Reitern. Zum Führer ward Gonzalo von Cordova wieder bestimmt und sein Ruhm trieb die Blüte des spanischen Adels unter seine Fahne, zumal man glaubte, das Unternehmen gelte den Türken. Die Thaten des letzten Feldzuges hatten Gonzalo zum Liebling der Nation gemacht; vom dankbaren Friedrich zum Herzog von Sant' Angelo ernannt und 1498 in seine Heimat zurückgekehrt, that er gleich wieder das meiste in der Besiegung eines Aufstandes der Mauren in den Alpuxarras[1]) und hatte doch die Achtung der Besiegten so sehr gewonnen, dass sie seiner Menschlichkeit und Großmuth ihr Schicksal anvertrauten: er vermittelte und erwirkte ihnen Amnestie. Jetzt fuhr Gonzalo nach Sicilien und von da nach kurzem Aufenthalt vereint mit den Venetianern gen Morea. Die türkische Flotte floh eilig nach Constantinopel, Spanier und Venetianer rückten vor die Festung St. Georg auf Kephalonia.[2]) Der Platz war von Natur und durch Kunst wunderbar fest und

---

[1]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 114—170. — Quintana, l. c. I, p. 232 ff.

[2]) Quintana, l. c. I, p. 229—230.

mit dem äußersten Heldenmuth vertheidigt, erlag aber doch der Minierkunst Navarros und der von Gonzalos Umsicht geleiteten Tapferkeit der Spanier. So kam die Insel wieder in den Besitz Venedigs, das schon für all seine Besitzungen zitterte, und wurde das adriatische Meer wieder frei. Ferdinand von Spanien aber erlangte den Ruhm eines Vorkämpfers der Christenheit und seinen sieggekrönten Feldherrn schrieb Venedig in das goldene Buch und verlieh ihm glänzende Geschenke. Anfangs Januar 1501 kehrte Gonzalo nach Syrakus zurück.

Die Franzosen gegen Neapel. Indes waren die französischen Rüstungen vollendet. Am 25. Mai 1501 brach das Heer unter d'Aubigny aus der Lombardei, strenge Kriegszucht beachtend, nach dem Süden auf: 1000 Hommes d'armes, 4000 Schweizer, 6000 französische Fußsoldaten mit 36 Geschützen; zugleich verließ eine Kriegsflotte unter Ravenstein Genua und steuerte nach Neapel. Noch immer hoffte Friedrich III. bei Spanien Hilfe zu finden. Da traten aber der französische und spanische Gesandte mit Klagen über seine Verbindung mit Bajesid II. vor das Consistorium und baten um Bestätigung des Vertrages von Granada und am 25. Juli 1501 erklärte der Papst als Oberlehensherr Friedrich der Regierung für unwürdig und belehnte Ludwig XII. als König von Neapel und Jerusalem mit dem Norden des Reiches und Ferdinand als Herzog von Apulien und Calabrien mit dem Süden; dafür sollte jeder der beiden Könige dem heiligen Stuhl jährlich 4000 Unzen Goldes und je das dritte Jahr einen Zelter übersenden.[1]) Nun wusste Friedrich, woran er mit Ferdinand war.

Friedrich III. abgesetzt.

Als ihm aber Gonzalo den Verzicht auf das Herzogthum Sant' Angelo schickte, nahm er dieselbe nicht an, sondern bestätigte die Schenkung aufs neue: er wünsche nur, es wäre ihm möglich, die Schenkung noch zu vergrößern, er wisse das Verdienst auch bei seinen Feinden zu schätzen.

Trotz so mächtiger Feinde versuchte Friedrich Widerstand zu leisten. Capua. Zwar die Pässe bei San Germano blieben unbesetzt, aber Capua leistete Widerstand; — am 24. Juli 1501 ward es nach mehrtägigem Kampfe im Sturm genommen. Das Morden war schrecklich, 8000 Menschen wurden erschlagen, die Beute war reich. Als auch das feste Gaëta in die Gewalt der Franzosen gerieth und in wenig Wochen Calabrien und Apulien, mit Ausnahme von Tarent und Manfredonia, in den Besitz der Spanier kamen, erschien jeder Widerstand als fruchtlos und gedachte Friedrich durch freiwillige Unterwerfung allem weiteren Blutvergießen vorzubeugen. Er überließ den Franzosen das im Vertrage von Granada ihnen zuerkannte Gebiet und behielt sich nur die Insel Ende Friedrichs III. Ischia vor. Mit den Worten: „Ich habe genug gesehen, dass kein Bestand in der Welt ist", verließ er in der Frühe des 2. August Neapel, mit ihm flüchteten Beatrix, die Witwe des Matthias Corvinus, und Isabella, einst Herzogin von Mailand. Sein einziger Sohn Ferdinand war in Tarent eingeschlossen. Lieber unterhandelte er mit Ludwig XII. als mit Ferdinand, den er ob seiner Treulosigkeit tödtlich hasste. Bald überließ sich Friedrich vollständig der Großmuth des Königs von Frankreich, der ihm das Herzogthum Anjou mit

[1]) Dumont, Corps diplom., III, p. 445—460.

reichlichem Einkommen anwies. Dort starb der letzte König der aragonischen Nebenlinie 1504. Sein Sohn Ferdinand vertheidigte sich lange in Tarent gegen die Spanier; endlich versprach er, die Festung zu übergeben, wenn binnen zwei Monaten keine Hilfe komme, wofür ihm Gonzalo die Freiheit zusicherte, sich an jeden beliebigen Ort zu begeben. Die Hilfe kam nicht, Ferdinand übergab 1. März 1502 Tarent, — wurde aber auf ein Schiff und nach Spanien gebracht, wo er in glänzender Haft endete. Gonzalo handelte zwar nach dem Befehle seines Königs, allein er brach sein feierlich gegebenes Wort, und ein spanischer Geschichtschreiber sagt mit Recht: „Sage man, was man wolle, dies bleibt ein schmählicher Flecken im Leben des Gonzalo, der weder abgewaschen noch entschuldigt wird durch den Antheil, den der König von Spanien daran gehabt haben mag, und es wäre um vieles besser für seinen Biographen, wenn er dieses Blatt seiner Geschichte nicht zu schreiben brauchte.“ [1])

Tarent. Bruch des Vertrags.

Umso heller strahlte Gonzalos Ruhm bald darauf im Kampfe gegen die Franzosen, denn die Sieger entzweiten sich schnell über die Theilung der Beute. Im Vertrage von Granada waren den Franzosen die Abruzzen und die Terra di Lavoro, den Spaniern Apulien und Calabrien zuerkannt, aber keine Bestimmungen getroffen über das Principato, die Capitanata und Basilicata. Jede Partei sprach jetzt diese Landschaften als Ergänzung ihres Theiles an, insbesondere klagte Ludwig, er sei übervortheilt, der spanische Antheil sei viel fruchtbarer und reicher als der französische. Die Franzosen besetzten mehrere Orte der Basilicata und Capitanata. Gonzalo unterhandelte anfangs, denn die Franzosen waren in der Mehrzahl, er selber noch nicht hinlänglich gerüstet. Indes sandte Ludwig XII. Verstärkung und im Juli 1502 seinem Generale den Befehl, den Spaniern augenblicklich den Krieg zu erklären, wenn sie sich weigerten, binnen 24 Stunden die Capitanata zu räumen. So erneuerte sich denn der alte Streit zwischen Anjou und Aragon.

Streit zwischen Spaniern und Franzosen.

Gonzalo erklärte zwar, er werde die Capitanata, die seinem Herrn von rechtswegen zugehöre, mit Gottes Hilfe gegen jeden vertheidigen, musste sich aber bis Barletta am Ende Apuliens zurückziehen, denn ihm gebrach es an der nöthigen Mannschaft, an Kleidung und Geld.[2]) Der Platz war gut gewählt, er konnte zur See sich verstärken und zurückziehen. Ludwig XII. hielt sich darum des Sieges schon so sicher, dass er von Asti, wohin er sich, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, begeben hatte, nach Frankreich zurückkehrte. Allein Gonzalos Scharfblick, Raschheit und kühner Heldenmuth sollten seine stolzen Hoffnungen vereiteln. Anfangs ließ er sich aus Barletta nicht herauslocken und gestattete seinen streitlustigen Spaniern nur Einzelkämpfe. Einmal fand ein Wettkampf von eilf zu eilf statt ob der Behauptung der Franzosen, die Spanier ständen ihnen zwar gleich im Kampf zu Fuß, aber weit nach im Kampfe zu Pferd. Das Turnier fand am 20. September 1502 auf dem Felde von Arani statt und währte von zehn Uhr bis Sonnenuntergang angesichts unzähliger Zuschauer. Ein Franzose blieb todt auf dem Platze, zwei wurden gefangen, alle ver-

Barletta. Wettkampf.

[1]) Quintana, l. c. I, p. 235 ff.
[2]) Ibid. I, p. 240 ff.

wundet: sie bekannten jetzt: die Spanier wären ebenso geschickte Reiter wie sie. Unter den Franzosen hatte sich Bayard, „der Ritter ohne Furcht und Tadel", am meisten ausgezeichnet, unter den Spaniern Paredes.[1]) Als der Spanier Sotomayor behauptete, Bayard habe ihn während der Gefangenschaft unritterlich behandelt, wurde er von diesem zum Zweikampfe gefordert und in der Hitze des Gefechtes erstochen. — Bald benutzte Gonzalo einen Fehler des Feindes zu einem gelungenen Handstreich, und kaum waren Lebensmittel, Geld und Verstärkungen eingetroffen, so ergriff er die Offensive, nahm Rubo, Castellaneta, schlug Aubigny bei Seminara. Freilich murrten seine Spanier oft und klagten mitunter; „wenn aber Gonzalo unter sie trat und sie sahen seine ruhige Stirn, sein majestätisches Antlitz, die Würde, die auf seinen schönen Zügen vorherrschte, und die Zuversicht und Heiterkeit, die er immer zeigte; wenn sie hörten, mit welcher Entschiedenheit er ihnen versicherte, sie würden allernächstens Sieger sein und im Überflusse leben, so beruhigten sich alle."[2]) — Ein Seesieg des Spaniers Lezcano über die Franzosen bei Otranto und die Ankunft von 2000 deutschen Landsknechten halfen zur Wendung. Nach einem starken Marsch am 17. April 1503, bei welchem Gonzalo die von der Anstrengung Erschöpften oft selbst vom Boden aufrichtete und den vor Hitze Verschmachtenden selber Wasser reichte, machte er bei Cerignola, nicht weit vom alten Cannä, Halt. Hier griff ihn Nemours am anderen Tage an. Gonzalos Umsicht, die kalte Todesverachtung seiner Deutschen und Spanier, die tollkühne Tapferkeit der Franzosen verhalfen ihm zu einem glänzenden Siege. 4000 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, während er selber nur den Verlust einiger hundert zu beklagen hatte. Unter den Todten war der feindliche Feldherr Nemours. Was vom Schlachtfeld entkam, floh nach Gaëta. Cerignola, Canosa, Melfi ergaben sich den Spaniern.[3])

Gonzalos Siege. *Cerignola.*

Am 16. Mai 1503 hielt Gonzalo mit fast königlicher Pracht seinen Einzug in Neapel. Mit demselben Anflug von Begeisterung, womit sie in kurzer Frist nacheinander sieben Königen gehuldigt hatten, empfiengen die Bewohner der Hauptstadt die Sieger, so dass ein Spanier über diese Sclaverei der Gesinnung empört ausruft: „Wenn es irgend eine Nation gibt, die zugleich Mitleid und Verachtung verdient, so ist es gewiss diese."[4]) Noch waren die beiden Castelle in Neapel, mit Besatzung und allem Nöthigen wohl versehen, im Besitz der Franzosen. Navarro legte beim Castellnuovo eine mächtige Mine so geschickt, dass sie die Mauern an unzähligen Stellen zerriss und die Spanier und die Deutschen, allerdings mit unerhörtem Muth, die Festung im Sturm nehmen konnten; die Beute war riesig. Als einige, die leer ausgiengen, sich bei Gonzalo beklagten, rief dieser: „Geht in mein Haus und nehmt alles, was ihr findet; meine Freigebigkeit soll euch für euer schlechtes Glück entschädigen." Sie nahmen ihn beim Wort und plünderten seinen Palast von der Dachkammer bis zum Keller vollständig aus. Wenige Tage darauf wurde auch das Castell del Uovo in gleicher Weise genommen. Die Franzosen hielten sich nur noch in Gaëta.

Neapel.

Kurz vor der Schlacht von Cerignola schien der Abschluss eines eigenthümlichen Friedens nahe, dessen Verständnis eine kurze Erwähnung der

[1]) Le bon chevalier sans peur et sans reproche.
[2]) Quintana, l. c. I, p. 253.
[3]) Prescott, l. c. II, S. 275—283.
[4]) Quintana, l. c. I, p. 260.

Familienverhältnisse des spanischen Königshauses erfordert. Ferdinand und Isabella hatten einen Sohn und vier Töchter: Juan geboren 1478, Isabella geboren 1470, Juana geboren 1479, Maria geboren 1482, Donna Catalina geboren 1485. Isabella vermählte sich 1490 mit Alonso, dem Sohne Joaos IV. von Portugal, der aber schon nach wenigen Monaten starb; und in zweiter Ehe 1497 mit Emanuel dem Großen. Der Kronprinz vermählte sich 1497 mit Margaretha, der Tochter Kaiser Maximilians, und Juana 1496 mit dessen Sohn Philipp dem Schönen; Katharina 1496 mit Arthur, dem Prinzen von Wales und Sohn König Heinrichs VII.; Maria wurde 1500 die zweite Gemahlin Emanuels des Großen. Die Vermählung des Kronprinzen mit Margaretha fand am 3. April 1497 statt; am 4. October 1497 erlag dieser hoffnungsvolle Infant aber schon einem Fieber und die junge Margaretha war also zum zweitenmale Witwe. Die Thronfolge kam nun an Isabella, die aber am 23. August nach der Geburt eines Sohnes starb. Miguel, so hieß das Knäblein, war demnach der voraussichtliche Erbe Portugals und Spaniens und der Begründer der Einheit der ganzen Halbinsel; als solchen erkannten ihn denn auch die Cortes von Aragon, Castilien und Portugal, doch der Prinz starb um 1500. Jetzt kam das Recht der Thronfolge an Juana, die Gemahlin Philipps des Schönen; sie gebar zwei Söhne: 24. Februar 1500 zu Gent Karl V., den großen Kaiser, 1503 Ferdinand, später als Kaiser der erste dieses Namens, und vier Töchter, Eleonore, Königin von Portugal und Frankreich, Elisabeth 1518 an Christian II. von Dänemark vermählt, Maria, mit Ludwig II. von Ungarn getraut, und Katharina, Gemahlin König Johanns III. von Portugal.[1])

Kinder Isabellas. *Juanas.*

1501 reisten Philipp und Juana nach Spanien; auf dem Wege durch Frankreich von Ludwig XII. mit verschwenderischer Pracht und Gastfreundschaft aufgenommen, schlossen sie zu Blois einen Vertrag ab, welcher die künftige Vermählung Karls V. mit Claudia, der ältesten Tochter Ludwigs XII., festsetzte. Am 22. Mai 1502 empfiengen Philipp und Juana den Eid der Treue von den Cortes zu Toledo und am 27. October zu Saragossa. Juana blieb zunächst in Spanien. Philipp schloss aber auf der Rückkehr in die Niederlande den 5. April 1503 einen Vertrag, wonach Karl V. und Claudia einst als König und Königin ganz Neapel besitzen und bis zur Vollziehung der Heirat dieses Reich zur Hälfte von Ludwig XII., zur Hälfte von Philipp regiert werden sollte.[2]) Ludwig hemmte infolge dessen die Einschiffung frischer Truppen und Philipp erließ an Gonzalo die Weisung, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Gonzalo aber erklärte sogleich, er führe den Krieg mit all seinen Kräften fort, bis er von Ferdinand Gegenbefehl erhalte, und schlug die Franzosen bei Cerignola aufs Haupt.

Vertrag von Blois, *von Lyon.*

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 89—91.
[2]) Ibid. II, S. 271.

Französische Rüstungen. Ludwig hielt sich für betrogen, und das französische Volk, seine Entrüstung theilend, bewilligte ihm gerne die Mittel zur Rache. Drei große Heere wurden ausgerüstet: eines sollte Neapel erobern, ein anderes in Spanien einfallen, das dritte Roussillon durchziehen und Salsas einnehmen.

Der alternde Ferdinand musste selber zu Felde ziehen, doch kam es an der spanisch-französischen Grenze zu keinen großen Schlachten: bald wurde ein Waffenstillstand für die Erbstaaten beider Könige geschlossen, nur Italien blieb als Kampfplatz offen.[1]) Dahin sandte denn auch Ludwig gegen 30.000 Mann mit de la Trémouille, darunter 8000 Schweizer. In der Nähe von Rom hielt aber dieses Heer plötzlich in seinem Marsche inne, denn Alexander VI. war 18. August 1503 plötzlich gestorben und d'Amboise wollte einen Druck auf die Wahl ausüben, um selber Papst zu werden. Das Wahlcollegium war aber empört über diese Beschränkung der Freiheit und wählte 22. September Pius III., der jedoch schon nach einem Monate starb.[2]) Jetzt wurde gerade derjenige gewählt, welcher am meisten beigetragen hatte, den französischen Plan zu vereiteln, und der hochbefähigte Julian de la Rovere bestieg als Julius II. den päpstlichen Stuhl. Der französische Minister wurde also nicht Papst, dagegen war die beste Zeit für den Feldzug versäumt.

Tod Alexanders VI.

Julius II.

Damals stand Gonzalo vor Gaëta; vor dem heranziehenden Heere zog er sich jetzt hinter den Garigliano zurück, dieser trennte beide Armeen. Die Lage der Spanier — ungefähr in den Sümpfen des alten Minturnä, wo Marius vor seinen Feinden sich geborgen haben soll — war niedriger und feuchter als die der Franzosen auf dem rechten Ufer des Flusses, ihre Entbehrungen und Leiden unsäglich — die Lebensmittel giengen aus, Krankheiten nahmen überhand —, dennoch blieb Gonzalo für alle Bitten der Seinen unbeugsam: „Wir müssen für den endlichen Sieg diese Stellung behaupten; seid versichert, dass ich lieber drei Schritte vorwärts thun will, wenn sie mich auch zum Tode führen, als einen zurück, um noch hundert Jahre zu leben." — Auch die Franzosen litten empfindlich, sie waren nicht so abgehärtet wie die Spanier, und die Ruhe ward ihnen unerträglich. In einzelnen Kämpfen wetteiferten beide Nationen um den Preis des Heldenmuths. Kaum hatte jedoch Gonzalo die erwarteten Verstärkungen erhalten, so setzte er in der Nacht des 28. December 1503 über den Fluss, rollte das französische Heer in seiner Stellung auf und brachte ihm auf dessen Rückzug — genannt die Flucht am Garigliano — solche Verluste bei, dass die Franzosen allen Muth verloren und das feste Gaëta mit all seinen großen Vorräthen am 3. Januar 1504 übergaben.[3]) Der Sieger bewährte sich für die Leiden der Überwundenen so theilnahmsvoll, er pries die Tapferkeit der Gedemüthigten in so tröstlicher Weise, dass ihn die Franzosen von da an le gentil capitaine et gentil cavalier nannten. Neapel war zum drittenmal für Frankreich verloren, ein bedeutendes Heer war wiederum nutzlos geopfert! Der Hof in Paris legte Trauer an. Umso größer war die Freude der Spanier, zumal

La rota del Garellano.

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 299—301.
[2]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VIII, S. 3—16.
[3]) Prescott, l. c. II, S. 318—339.

Gonzalo seine Tapfern zu belohnen verstand. Der große Feldherr machte Geschenke wie ein König und mürrisch bemerkte Ferdinand: „Was habe ich davon, dass mir Gonzalo ein Königreich erobert hat, wenn er alles verschenkt, ehe es in meine Hände kommt!“ [1])

Nicht bloß Neapel war für Ludwig XII. verloren, er fürchtete auch für Mailand, und in der That richteten alle Unzufriedenen durch ganz Italien ihr Auge hoffnungsvoll auf Gonzalo. Darum bot Frankreich einen Waffenstillstand auf drei Jahre an. Der Vertrag, welcher die Handelsverbindung und den Verkehr mit Spanien wieder herstellte, kam am 25. Februar 1504 zustande. Neapel war jetzt gesichert, Spaniens Einfluss in Italien war überwiegend.

Waffenstillstand.

Nur einer trachtete die Ruhe zu stören, Cesare Borgia. Der Tod Alexanders VI. durchriss seinen Plan, ein Fürstenthum in der Romagna zu gründen, für den er so viel Kühnheit, List und wilde Grausamkeit und die Schätze seines Vaters aufgewendet hatte. „Aut Caesar aut nihil“ war sein Wahlspruch, und selten hat jemand mit mehr Geist im Bunde mit mehr Tücke und Verwegenheit für einen Plan gearbeitet. Er war ein Ungeheuer von Fähigkeiten und Verbrechen, und Macchiavelli schildert den außerordentlichen Mann mit einer Theilnahme, die er nur noch Savonarola widmet, im Gefühle, diese beiden Menschen vereint zu einem Menschen, der Seelenadel Savonarolas und die Thatkraft Cesare Borgias, hätten Italien von den Fremden befreien können. Julius II. zwang Cesare, den Kirchenstaat zu verlassen; er erbat und erhielt sicheres Geleit zu Gonzalo gegen das Versprechen, sich ruhig zu verhalten. Er brach bald sein Wort und war nahe daran, einen neuen Krieg zu entzünden und Gonzalo seine Söldner abwendig zu machen. Da ward er auf Befehl Ferdinands verhaftet und nach einer Festung in Spanien gebracht. Von dort gelang es ihm nach zwei Jahren nach Navarra zu entfliehen, wo er in einem Gefechte bei Mendavia gefallen ist.[2]) —

Cesare Borgia.

Tod Isabellas. — Philipp der Schöne.

Die ganze Stellung der kriegführenden Mächte änderte sich übrigens durch den Tod der Königin Isabella 26. November 1504.[3])

Diese herrliche Frau, welcher Spanien seine Einigung, die Eroberung Granadas, die Entdeckung Amerikas und die Erwerbung Neapels verdankt, hatte in ihrem Testamente die Thronfolge in Castilien für Johanna als besitzende Königin

Das Testament Isabellas.

[1]) Quintana, l. c. I, p. 273—278.

[2]) Gregorovius, l. c. VIII, S. 16—30.

[3]) Peter Martyr schreibt über ihren Tod: „Die Welt hat ihre schönste Zier verloren, ein Verlust, der nicht allein von Spanien zu beklagen ist, das sie so lange auf der Laufbahn des Ruhmes vorwärts geleitet hat, sondern von jedem Volke der Christenheit, denn sie war der Spiegel jeglicher Tugend, der Schild des Unschuldigen und ein rächendes Schwert für den Bösewicht. Ich kenne niemanden ihres Geschlechtes, sowohl in alten als in neuen Zeiten, die meinem Urtheil nach wert ist, mit dieser unvergleichlichen Frau zusammengestellt zu werden.“

und Erzherzog Philipp ihren Gemahl bestimmt; da aber Johanna schon 1503 Spuren von Trübsinn und Geistesstörung zeigte, bestimmte sie im Falle ihrer Abwesenheit oder Unfähigkeit, in Rücksicht auf des Königs reiche Erfahrung und glorreiche Eigenschaften, Ferdinand zum alleinigen Regenten Castiliens bis zur *Regentschaft Castiliens.* Volljährigkeit Karls.[1]) Demgemäß wurde Ferdinand nach ihrem Tode als Regent Castiliens unter Trompetenschall ausgerufen. Damit waren aber namentlich die castilischen Edlen unzufrieden: sie hofften ein fröhlicheres Leben von der heiteren *Philipp der Schöne.* Sinnesart Philipps als von der Kargheit des ernsten alten Cataloniers und drangen darum brieflich in den ersteren, die ungetheilte Oberherrschaft in Castilien geltend zu machen.[2]) Mit jedem Tage mehrte sich Philipps Anhang, er verhieß nicht bloß zu kommen, sondern forderte auch Gonzalo auf, ihm Neapel als Zubehör von Castilien, mit dessen Kräften es auch erobert wäre — Gonzalo selbst war ein Castilianer — zu sichern; — zugleich unterhandelte er mit Ludwig XII.

Um sich an seinem Schwiegersohne zu rächen, griff jetzt Ferdinand zu einer Maßregel, welche das Werk von seinem und Isabellas Leben, die Einigung Spaniens, aufzulösen drohte: er bat — kaum war die edle Isabella be- *Germaine de Foix.* stattet — um die Hand der achtzehn Jahre alten und schönen Germaine de Foix, der Tochter der Schwester Ludwigs XII., und erhielt sie, da Frankreich von dieser Verbindung eine Theilung der ihm so verhängnisvollen Macht *Vertrag von Blois 1505.* Spaniens erwartete. Den Nachkommen dieser Ehe sollte nach dem Vertrag von Blois vom 12. October 1505 der Besitz Neapels gesichert sein; im Falle die Ehe keine Nachkommenschaft erzielte, sollte die Hälfte von Neapel an Frankreich zurückfallen. Ferdinand versprach ferner, an Ludwig XII. für seine Auslagen im neapolitanischen Kriege eine Million Ducaten zu bezahlen und die Mitglieder der Anjouischen Partei in Neapel in ihre Ehren und Güter wieder einzusetzen.[3]) Am 18. März 1506 fand die Vermählung statt, sie verletzte das Gefühl der Castilianer. Als Philipp und Juana sechs Wochen später mit 3000 Landsknechten landeten, war der Abfall von Ferdinand allgemein, die Städte schlossen ihm die Thore. Ferdinand musste vor dem Sturm des Unwillens sein Haupt beugen und auf die Regentschaft verzichten zu Gunsten Philipps und Juanas (27. Juni 1506), er behielt sich nur die Großmeisterschaft der Kriegerorden vor. In Valladolid huldigten die Cortes Juana als Eigenthümerin des Reiches und Philipp als ihrem Gemahl und Karl als Thronfolger. Philipp ergriff die Zügel der Regierung, denn Juana war unheilbarem Trübsinn verfallen.

Ferdinand in Neapel. Ferdinand begab sich in seine Erbländer und machte sich von da nach Neapel auf. Zwar hatte ihm Gonzalo in den Wirren die musterhafteste Treue bewahrt und geschrieben: „Wenn auch Eure Hoheit alles bis auf ein Pferd ver- *Gonzalo.* loren hätte und in der äußersten Bedrängnis sich befände und es läge dagegen

---

[1]) Prescott, l. c. II S. 363.
[2]) Mariana, l. c. II, 28, 12.
[3]) Seyssel, Hist. de Louis XII., p. 223—229. — Dumont, l. c. IV, p. 40, 72—74.

in meiner Hand alle Macht und Gewalt der Welt und alle Freiheit, die ich mir wünschen könnte: so würde ich doch in allen meinen Lebenstagen keinen anderen für meinen König und Herrn erachten und anerkennen als Eure Hoheit, solange Ihr mich als Euren Diener und Vasallen behalten wollt." Allein Ferdinand hörte auf böse Einflüsterungen. „Engherzig von Charakter und durch das Alter und Umstände noch schwieriger geworden, hieng er, im Gefühl, die Dienste des großen Feldherrn nicht würdig belohnt zu haben, seinem Argwohn nach, um der Pflicht der Dankbarkeit überhoben zu sein", meint ein Spanier mit Recht. Auf der einen Seite versprach er Gonzalo die Großmeisterwürde von Santjago, um ihn zu schneller Abreise zu bewegen, auf der anderen Seite trug er sich mit dem Plan, ihn in Neapel verhaften zu lassen, als der große Feldherr nicht sogleich abreisen konnte. Wie staunte Ferdinand, als ihm Gonzalo auf seiner Heimreise in der Nähe von Genua begegnete mit dem heiteren Vertrauen der Unschuld! Von so viel Treue und Größe überwältigt, überhäufte er ihn mit Lob und nahm ihn mit sich nach Neapel und richtete sich hier ganz nach Gonzalos Rathschlägen, der alles für andere, nichts für sich erbat.

In Neapel erhielt Ferdinand die Nachricht vom Tode seines Schwiegersohnes. Philipp der Schöne starb am 25. September 1506 infolge einer Erhitzung beim Ballspiel und der Ungeschicklichkeit seiner Ärzte, die versäumten, ihm zur Ader zu lassen, achtundzwanzig Jahre alt, ein Regent von hellem Geist, edlem Gefühl, nur dass er sich zu oft den Antrieben des Augenblickes hingab. „Es gibt unter den jungen Männern niemand, der schöner ist," schreibt Peter Martyr über ihn, „unter den Fürsten keinen, der gnädiger, keinen, der geistreicher und lebendiger ist."[1]

Philipp der Schöne.

Ein Regentschaftsrath aus sieben Mitgliedern, Ximenes an der Spitze, übernahm bis zu Ferdinands Rückkehr die Regierung, denn die unglückliche Juana, die dem kranken Gemahl nie vom Bett gewichen war, blieb seit seinem Tode stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule und wollte sich von der Leiche nicht trennen. Sie begleitete Philipp bis Granada, reiste aber nur bei Nacht, „denn eine Witwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren habe, dürfe sich nie mehr dem Tageslichte aussetzen", und hütete die Leiche mit der Eifersucht der Liebe — 47 Jahre hindurch bis zu ihrem Tod. Die Fenster ihrer Wohnung in Tordesillas giengen gerade auf das Grab ihres Gemahls.

Ferdinand verließ am 4. Juni 1507 Neapel, Gonzalo nahm er mit sich. Die ganze Stadt war am Hafen und kein Auge blieb trocken, als der große Feldherr sich einschiffte. Einmal schien es, als ob Ferdinand großmüthig zu sein wisse, er schenkte ihm das Herzogthum Sessa;[2] er erklärte dabei, Gonzalos Verdienste seien zu groß, als dass sie belohnt werden könnten. Allein er war eine durch und durch argwöhnische Natur und hielt Neapel nicht für sicher, wenn Gonzalo in Italien bleibe, und schlug dem Papst und den Venetianern die Bitte ab, ihnen denselben als Feldherrn zum Krieg gegen die Türken zu überlassen. In Savona traf Ferdinand am 24. Juni mit Ludwig XII. zusammen, der eigentliche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war jedoch

In Savona.

[1] Opus epist. ep. 285.

[2] Die merkwürdige, an Lob überströmende Urkunde der Verleihung, im Anhang zum I. Bd. von Quintana, l. c. I, p. 337—339.

Gonzalo. Die Gegner, welche er so oft geschlagen, wurden nicht müde, bald seinen Heldenmuth, bald seinen erfinderischen Geist, bald seine Standhaftigkeit, Selbstverleugnung, seinen edlen Sinn zu preisen. Ludwig XII. umarmte den Mann, der ihm ein Königreich entrissen, hieng ihm eine wertvolle Kette um den Hals und pries Ferdinand glücklich, einen solchen Feldherrn zu besitzen! [1])

Gonzalos Ende. Es war der letzte schöne Tag im Leben Gonzalos! Kaum war Ferdinand in Valencia gelandet, so nahm er eine klägliche Rache für die Sorgen, welche die Größe des Helden seinem argwöhnischen Sinn eingeflößt hatte: er behandelte ihn mit schneidender Kälte, er ertheilte ihm die versprochene Großmeisterwürde nicht. Gonzalos Tage verflossen in Bitterkeit und Gram und die Kränkung zehrte sein Herz auf. „Drei Dinge", sagte er, „habe er zu bereuen: den Bruch des Eides bei der Übergabe von Tarent, die Verhaftung Cesare Borgias und ein drittes, das er nicht nennen wolle" — man meinte, dass er Neapel nicht an Philipp überlieferte. Als Gonzalo am 2. December 1515 starb, erinnerten 200 dem Feinde abgenommene Fahnen und zwei königliche Flaggen, an seiner Bahre aufgestellt, an die große Zahl seiner Siege.[2]) —

Der Kirchenstaat.

Am Schlusse dieses Abschnittes einige Bemerkungen über den Kirchenstaat, welche zum Verständnisse des Folgenden nothwendig sind. Wie dieser Staat entstand, wie der große Papst Innocenz III. ihn neu begründete, ward in den früheren Bänden gezeigt, und wie die Päpste den Städten mehr Rechte gaben als die Kaiser, aber auch wie den Päpsten im Kampfe mit dem Kaiserthum die meisten ihrer Rechte wieder verloren giengen. Rudolf von Habsburg gewährte Gregor in Lausanne 1273 den vollen Besitz aller kirchenstaatlichen Länder, aber die Berufung der Anjous wandelte dieses gute Verhältnis um — in den Städten Tyrannen. kamen Tyrannen auf und der Kirchenstaat ward zerstückelt, Faustrecht und Anarchie herrschten. Wir sahen dann den großen Albornoz 1353—1368 den Kirchenstaat neu begründen, aber auch wie, durch den Druck und die Willkür der Franzosen gereizt, seit 1376 Städte und Flecken sich für Republiken erklärten und die verjagten Zwingherren zurückriefen. So kam wieder die alte Zerrissenheit und das alte Faustrecht. In Rom bekämpften einander die Orsini und Colonna, in Florenz und Imola walteten die Manfredi, in Forli die Ordelaffi, in Pesaro die Sforza, in Cesena die Malatesta, in Camerino die Varano, in Ferrara die Este, in Urbino die Montefeltro.

Der Stoß, der 1494 von Frankreich ausgieng, erschütterte alle italienischen Staaten und änderte, die Lagunenstadt ausgenommen, ihre Verfassungen. Der Kirchenstaat kam in Gefahr, ein Erbeigenthum der Familie Borgia zu werden. Daran war die Liebe Alexanders VI. zu seinen Kindern schuld und seine Schwäche gegenüber seinem zweiten Sohne, Cesare; sie zeigen, wie kläglich die Geschichte des Papstthums aussähe, wäre nicht das Cölibat Gesetz, hätten die Päpste immer für ihre Prinzen und Prinzessinnen zu sorgen gehabt. Alexander VI. ernannte seine Tochter Lucretia zur Regentin von Spoleto, seinen Sohn Johann 1497 zum Erbherzog von Benevent, und nach dessen Ermordung den zweiten Sohn

---

1) Quintana, l. c. I, p. 296—298.
2) Ibid. I, p. 313.

Cesare zum Herzog der Romagna und der Marken, wahrscheinlich wäre er bei längerem Leben zum König dieses Gebietes ernannt worden und wäre wahrscheinlich bald die Papstwahl selber von ihm abgehangen und wäre es um die Freiheit der Kirche geschehen gewesen. Cesare war ein ungemein begabter Mann: die Art, wie er mit den Baronen verfuhr, die einen gegen die andern gebrauchte und zuletzt alle vernichtete, die Orsini gegen die Colonna ins Feld führte und dann die Macht der Orsini brach, vor keiner Treulosigkeit, vor keinem Verrath, vor keinem Morde zurückbebte, erschien Macchiavelli[1]) bewundernswert. Am meisten aber, wie er mit Messer Ramiro d'Orco verfuhr, der ihm rasch und grausam in den unterworfenen Städten Ruhe und Ordnung nach seinem Willen hergestellt hatte. Damit der Hass seiner Maßregeln nicht auf ihn zurückfalle, ließ Cesare den Ramiro eines Morgens in zwei Stücken auf den öffentlichen Platz legen mit einem Holzblock und einem blutigen Beile zur Seite. „Das Volk," sagt Macchiavelli, „war bestürzt und befriedigt." Cesare Borgia.

Sicher schien Cesares Macht begründet — da stieß der Tod des Papstes alles um, weil Cesare zu gleicher Zeit schwer erkrankte, ob nun beide zu gleicher Zeit an Gift oder an der Malaria erkrankt waren. — Alles hatte Cesare vorgesehen, nur nicht, dass er krank sei beim Tode des Papstes. Die Macht entschwand seinen Händen, er musste die von ihm abhängenden sechs spanischen Cardinäle nach dem Tode des Übergangspapstes Pius III. sogar für den bittersten Feind, für Julius II. stimmen lassen und dieser verstand es, ihn fortzuschaffen. „Die edle Seele dieses Papstes glühte nur für große und für ganz Italien durchdringende Pläne."[2]) Sollte der Papst unabhängig, so musste er wieder Herr des Kirchenstaates sein. Darum brach Julius II. alsbald auf, unterwarf Perugia und gewann Bologna. Hatte Alexander VI. alles gethan für seine Famlie, so that Julius II. alles für den Kirchenstaat; er selber lebte ärmlich, er that nichts für Nepoten, aber die Selbständigkeit der Kirche gieng ihm über alles. Julius II.

[1]) Im „Principe", cap. 7.

[2]) Ranke, Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535. Leipzig 1833, S. 322.

Julius II. — Die Liga zu Cambray. — Die heilige Liga.

Nach zehnjährigem Kriege schien Italien endlich der Ruhe genießen zu können, denn Frankreich und Spanien, die beiden Hauptgegner, von denen der eine im Nordwesten, der andere im Süden Stellung gefasst hatte, waren jetzt befreundet. Aber dennoch sollte der Friede nicht von Dauer sein und ein Krieg beginnen, der nicht bloß den Herrschern, sondern der den Völkern Italiens Gefahr brachte.

Franz I. und Claudia. Damit kam es so. Die Verbindung Karls V. mit Claudia erschien vielen Franzosen für den Bestand des Königthums gefährlich, denn Karl, der ohnehin so mächtige Karl, wäre dadurch Herr der Bretagne und der eigenthümlichen Besitzungen des Hauses Orleans, also der mächtigste Fürst des Landes geworden. So eifrig auch die Königin Anna für diesen Plan war, so wusste man doch Ludwig XII. während einer schweren Krankheit diese Verbindung als gegen den Nutzen des Reiches und wider seinen Krönungseid darzustellen und er gab nach, als die Stände des Reiches in Tours ihn als Vater des Volkes am 10. Mai 1506 anflehten, seine Tochter dem Thronerben Franz zu verloben.[1]) Die Verlobung des jungen Paares fand dann am Himmelfahrtstage 1506 durch den Cardinal d'Amboise statt.

Diese Kündigung verletzte Maximilian nicht weniger als Philipp. Der Tod des letzteren, der mit allen Feinden Frankreichs sich verbinden wollte, Ludwig XII. um für diesen Hohn Rache zu nehmen, befreite Ludwig XII. allerdings von vielen Verlegenheiten, aber die Spannung mit Maximilian ward umso größer, als dieser auch in der Weigerung Venedigs, ihm und seinem Heere auf dem Wege zur Kaiserkrönung den Durchzug zu gewähren, nur französische Verhetzung Genua. sah. Als in Genua 1506 ein Aufstand des Volkes gegen den Adel ausbrach, forderte Ludwig XII. streng die Wiederherstellung des Adels in seine Güter und Schlösser; und als sie an den Papst und Maximilian um Hilfe sandten, kam er schnell mit einem Heere von Franzosen und Schweizern, bezwang die Genuesen, zog 28. April 1507 in königlicher Pracht als Sieger, das blanke Schwert in der Hand, in Genua ein, ließ die Freiheitsurkunden wie das alte Wappen der Stadt und den Reichsadler vernichten und auf die Münzen der Genuesen die Lilien prägen.[2]) Maximilian klagte auf dem Reichstag zu Constanz, dass

---

[1]) Wahrscheinlich entstanden die Schreiben der Städte, welche die Zusammenberufung der Stände in dieser Angelegenheit forderten, nicht ohne Zuthun des Königs.

[2]) Dieser Zug wider Genua ausführlich bei Jean d'Auton — und in Guicciardini, l. c. lib. VII.

der König von Frankreich zum Spotte Deutschlands den päpstlichen Stuhl unter seine Gewalt zu bringen, die Krone in Rom zu erwerben und die Stände des Reiches für immer zu unterjochen trachte; er forderte 10.000 Mann zu Ross und 20.000 zu Fuß, das sei nicht zu viel, denn es fänden sich 60.000 reisige Pferde und eine Million Fußknechte in den deutschen Landen. Noch einmal flammte das Gefühl für die Ehre des Reiches auf, die Stände bewilligten Geld, 8000 Reiter, 22.000 Mann zu Fuß, um Maximilian nach Italien zu geleiten. Die Stände in Tirol bewilligten 5000 Mann zur Romfahrt. Reichstag zu Constanz.

Max hatte die Deutschen zu begeistern verstanden, indem er sie an ihren alten Kriegsruhm und ihren bisherigen Vorrang unter den Völkern Europas erinnerte, um welchen sie jetzt der König von Frankreich bringen wolle, da er ihnen das Kaiserthum zu entreißen gedenke; er zählte die Opfer auf, die er selber gebracht, die Kränkungen, so er für die Nation erduldet hatte. Seit lange war kein Reichstag einmüthiger, feuriger — gern hörte er davon, dass der Kaiser in Rom die Krone holen wolle, dass er die Belehnung Ludwigs mit Mailand zurücknehme, da die Grundbedingung, unter der sie geschehen, die Vermählung seines Enkels Karl mit Claudia, nicht erfüllt sei! Aber die französischen Agenten wussten diese Stimmung wieder abzukühlen: sie wandten sich insgeheim an die einzelnen Fürsten, machten ihnen Sorge vor dem Ehrgeiz und den weitreichenden Plänen Maximilians, während ihr König gar keinen Ehrgeiz hege. Auf einmal trat der Reichstag mit dem Anspruch auf, selber die Heerführer für Italien zu ernennen und zu bestimmen, was mit dem eroberten Lande zu geschehen habe.[1]) Davon wollte selbstverständlich Maximilian nichts wissen, steigerte aber dadurch das von den Franzosen erregte Misstrauen! Im August gieng der Reichstag auseinander. Zu Sammelplätzen der Mannschaft bestimmte Maximilian Trient, Besançon und Krain — Fremde wurden nach Kräften ferngehalten, er wollte sein Geheimnis für sich behalten. Ehe er in Italien eindrang, unterhandelte er noch mit Venedig und theilte ihm den Vertrag von Blois mit, um es von Frankreich abzuziehen. Frankreich dagegen bot der Republik an, gemeinsam mit ihr Italien zu vertheidigen, wenn sie den Deutschen den Durchzug verweigere. Nach langen Berathungen gewährleisteten die Venetianer den Franzosen Mailand, wogegen ihnen ihre Besitzungen in Italien zugesichert wurden, und erklärten Maximilian, dass sie seinem Heer den Durchmarsch verwehren und den Franzosen zu Hilfe kommen würden, wenn er das Gebiet von Mailand von einer andern Seite aus angreifen würde. Übrigens wünschten sie mit ihm und dem Reich im besten Einvernehmen zu bleiben. Kaiser Max. Venedig.

Maximilian war durch diese Antwort schwer verletzt.[2]) Auch sonst spürte er die Maulwurfsgänge der französischen Politik. Die Florentiner sandten statt der 500.000 Goldstücke, welche er als Beisteuer zur Romfahrt von ihnen verlangt hatte, bloß Macchiavelli[3]) nach Innsbruck, um diese Summe, wenn überhaupt etwas zu liefern durch die Umstände geboten sei, möglichst herabzumindern. Auch andere wollten nichts beitragen, nur die alte Gibellinenstadt Siena zahlte 6000 Ducaten. Ludwig XII. that alles, um die deutschen Kräfte zu theilen: er schickte Hilfe zu einem Aufstand in Geldern, er sandte Trivulcio zu den Venetianern mit 400 Lanzen und 4000 Mann zu Fuß, er Macchiavelli.

[1]) Guicciardini, l. c. VII, p. 483. Venetianer Ausgabe von 1738. — Janssen, Reichscorrespondenz, II, S. 700—741.

[2]) Bembo, l. c. II, 7, p. 18.

[3]) Macchiavelli, Legazione, VII, p. 165—171.

vermehrte seine Mannschaft im Mailändischen; er suchte den Papst sich günstig zu stimmen, dass er jeden Versuch, ihm Bologna wieder zu entreißen, zu verhindern gebot.

Max in Trient. Von der Grenze Burgunds eilte Maximilian im Jänner 1508 nach Trient. Da gieng er 8. Februar, das entblößte Schwert in der Hand, zur Kirche. Der Legat des Papstes, Matthäus Lang, Bischof zu Gurk, meldete dem Volk, dass Max nach Rom ziehe, um die Kaiserkrone zu holen. Vom gleichen Tage an führte er den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" und Julius II. erklärte sich mit diesem Benehmen vollkommen einverstanden, es sei ebenso gut, als ob er ihm die Krone mit eigener Hand aufgesetzt hätte. Von da an heißt Maximilian erwählter römischer Kaiser. Das Recht auf die Kaiserwürde war also schon durch die Wahl zum König erworben, der Papst habe also nicht das Recht, die Kaiserwürde von Deutschland zu trennen und sie etwa dem König von Frankreich zu verleihen. Der Vorgang hatte die Folge, dass fortan die deutschen Könige nach der Krönung in Aachen sogleich den Kaisertitel annahmen. Nur Karl V. ließ sich noch vom Papste krönen und zwar in Bologna. Julius II. machte keine Einwendung. In der Nacht brach Maximilian auf mit 1500 Reitern und 4000 Tiroler Fußknechten, der Markgraf von Brandenburg mit 500 Reitern und 2000 Mann zu Fuß gen Roveredo, von wo er aber schnell vor der Übermacht wieder umkehrte. Der Krieg hatte keinen glücklichen Fortgang, da nur die Tiroler den Kaiser lebhaft unterstützten.[1])

Da kam die Nachricht, dass die Schweizer in Masse Frankreich zuliefen, und Max eilte nach Ulm, um den schwäbischen Bund in Bewegung zu setzen, um die Stände des Reiches zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Zugleich brach auch der Krieg in Geldern aus und Maximilian sah sich genöthigt, am 6. Juni 1508 mit Venedig einen Waffenstillstand auf drei Jahre zu schließen. Ludwig XII. zürnte, dass Venedig ihn nicht in denselben mit eingeschlossen habe.

Marguérite d'Autriche. In Cambray wusste eine geschickte Hand Ludwig XII. und Maximilian zum Bunde zu vereinigen. Es war Margaretha von Österreich,[2]) Gräfin von Burgund, die Tochter Maximilians und Marias, die einst bestimmt war den Thron Spaniens zu besteigen, dann vermählt mit dem Kronprinzen Spaniens, später mit Herzog Philibert von Savoyen und nach zwei Jahren auch hier Witwe; jetzt regierte sie die Niederlande: mit Geist und Thatkraft erzog sie die Kinder ihres Bruders, beschützte — selbst Dichterin — Kunst und Wissenschaft. Damals leitete sie die Verhandlungen wegen Geldern und Cambray, die aber bald eine weitere Ausdehnung bekamen, und viele

[1]) Romanin, Storia di Venezia, V, p. 184 ff. — Egger, Geschichte Tirols, II, S. 32.

[2]) Marguérite d'Autriche par Altmeyer. Bruxelles 1839.

verletzten Interessen verbanden sich in eine Gewitterwolke, die sich über die Lagunenstadt entlud.

Liga von Cambray. Die Liga von Cambray[1]) wurde am 10. December 1508 zwischen Ludwig XII. und Kaiser Maximilian I. durch Margaretha, Maximilians Tochter und Witwe des Herzogs von Savoyen, und durch den Cardinal d'Amboise abgeschlossen. Der Zweck des Vertrages war, den Papst bei einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zu unterstützen, vorher aber diejenigen Gebiete von Venedig zurückzuerobern, welche dieser Staat der Kirche und andern Mächten zur Verhinderung ihrer frommen Absicht geraubt habe, und zwar sollten Ravenna, Cervia, Faenza, Rimini für die Kirche, Padua, Vicenza und Verona für das Reich, Friaul, Roveredo, Treviso für das Haus Österreich, Brescia, Cremona, Ghiara d'Adda, Bergamo und Crema für Frankreich, als den Nachfolger des Herzogs Ludwig von Mailand, und endlich Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli, Mola und Pulignano für Ferdinand von Spanien als König von Neapel erobert werden. Werde der König von Ungarn beitreten, so solle er die altungarischen Besitzungen in Dalmatien und Kroatien wieder bekommen, und in gleichem Falle der Herzog von Savoyen Cypern, und die Häuser von Este und Gonzaga alle ihnen von der Republik entrissenen Besitzungen. Der König von Frankreich solle den Kampf 1. April des nächsten Jahres beginnen und Kaiser Maximilian vierzig Tage später gegen Venedig ziehen, der heilige Vater den Bannfluch über die Republik aussprechen und, wie Ferdinand, seine Truppen gegen die Inselstadt senden. Keine der den Vertrag unterschreibenden Mächte solle ohne die Beistimmung aller mit Venedig Frieden schließen, weder Ludwig noch Maximilian Ferdinand während dieses Krieges in seiner Regentschaft über Castilien beunruhigen, und endlich der Kaiser auf Ludwig XII. und seinen Thronfolger gegen 1000 Pfund Goldes die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand übertragen.

Zweck. Kriegsplan.

Venedig erfährt den Plan. Das Bündnis sollte geheim bleiben, und Ludwig XII. erklärte dem Gesandten Venedigs sogar keck, es sei in Cambray nichts zum Nachtheil der Republik beschlossen worden. Der Papst versprach der Republik, gegen Zurückgabe von Rimini sich vom Vertrage von Cambray loszusagen, und so erfuhr man in Venedig die Vertragspunkte. Desungeachtet blieb die Signoria fest: die Söldner des Papstes seien ein Spott für tapfere Soldaten, der Bann habe im Laufe der Zeiten seine Spitze und Schärfe verloren, Ferdinand sei wider seinen Willen beim Bündnis, der Papst sei unzuverlässig und der Kaiser habe kein Geld; es sei leicht, Ludwig von Maximilian zu trennen; was man einmal gewonnen, dürfe man nicht lassen, das sei Princip der Regierung seit der ältesten Zeit gewesen; wer einmal nachgebe, der beuge sich für immer; die Menge der Gegner verspreche keine Einheit und Gott werde die Perle Europas, die Stadt, welche solange ein Bollwerk der Christenheit gegen die Ungläubigen gewesen,

---

[1]) Flassan, Hist. générale et raisonnée de la diplomatie française, I, p. 279—285.

nicht verlassen — der Geist gebe in den Kämpfen der Völker den Ausschlag und nicht die rohe Gewalt. Von diesen Gedanken geleitet bot in hochherziger Größe Venedig dem heranziehenden Sturme Trotz; Hohe und Niedere, Nobili und Popolaren beseelte ein Gefühl der Vaterlandsliebe. Man suchte zunächst durch Unterhandlung die Gegner zu trennen, sandte Stella mit Bitten und Klagen an Maximilian, der aber den Gesandten unter bittern Worten über die Schalkheit und Untreue der Venetianer in Memmingen keiner Audienz würdigte. Doch dies entmuthigte die Republik nicht, so wenig als andere Unglücksfälle, dass z. B. ein Geldschiff untergieng, ein Pulvermagazin in die Luft sprang, zwölf Galeeren verbrannten.[1])

Venedigs Muth.

Kampf mit Frankreich 1509.

Zunächst rüstete sich Venedig zum Kampfe gegen Frankreich, dessen Heer, 3000 Reiter und 6000 Fußgänger stark, am 15. April 1509 bei Casano unter Chaumont die Adda überschritt. Am 27. April wurde der Bann gegen die Republik ausgesprochen, am 9. Mai kam König Ludwig mit einem Heere von 8000 Schweizern und 12.000 Franzosen selber über die Adda. Das Heer der Venetianer zählte 13.000 Fußgänger und 10.000 Reiter, an seiner Spitze standen als Oberbefehlshaber Graf Pitigliano, neben ihm Alviano, jener ein Fabius Cunctator, dieser ein Feind aller Zögerung, ein kühner Soldat, der sich durch eigene Tüchtigkeit vom gemeinen Krieger bis zum Feldherrn emporgeschwungen hatte. Am 14. Mai kam es bei Vaila zu einer großen Schlacht, in welcher die Venetianer trotz heldenmüthiger Tapferkeit eine fürchterliche Niederlage erlitten, Alviano gefangen wurde und Pitigliano nach Zurücklassung alles Geschützes mit Mühe einen Theil des Heeres nach Mestre rettete. Alles Land bis Verona, selbst diese Stadt musste preisgegeben werden; Stadt auf Stadt fiel vor den Franzosen. Venedig musste seine Städte auf dem Festlande der Huldigung entbinden und sie anweisen, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Man rüstete sich in Venedig auf eine Belagerung, viele wollten verzweifeln, das Volk zeigte eine bittere Stimmung. Ein Gesetz ergieng, dass kein Bürger bei Todesstrafe sich bewaffnet zeige. 7000 Franzosen und Lombarden wurden aus der Stadt ausgewiesen. Ein dreitägiges Bußfest und Fasten ward angeordnet; jeder, der nicht durch Krankheit gehindert sei, solle sich in einer der 72 Pfarren zum Tische des Herrn melden — und 72.000 Menschen nahmen das Abendmahl. Die Lagunen wurden befestigt.[2])

Schlacht bei Vaila oder Agnadello.

Bußfest.

Indes hatte Ludwig XII. in fünfzehn Tagen all die Besitzungen erobert, die ihm nach dem Vertrag von Cambray zustanden, und damit ein Jahreseinkommen von 5000 Pfund Goldes. Ferdinand nahm die Städte an der neapolitanischen Küste; Alfons von Este nahm Polesina, der Markgraf von Mantua Asola. Der Herzog von Urbino nahm sämmtliche Schlösser im Gebiet von Faenza.

Maximilian.

Nun nahte Maximilian im Juni 1509 mit 15.000 Lanzknechten, doch zog er nicht nach Peschiera, wo eine Zusammenkunft mit Ludwig stattfinden sollte, sondern wandte sich plötzlich nach Friaul; Fiume und Triest pflanzten die österreichische Fahne auf. Cadore wurde genommen. Da fasste

[1]) Guicciardini, l. c. VIII, p. 498—504. — Romanin, l. c. V, p. 189 ff.
[2]) Guicciardini, l. c. VIII, p. 517—525. — Bembo, Storia Veneziana, VIII, p. 186.

Opfer Venedigs.

die Signoria den Entschluss, Ferdinand die Küstenstädte zu übergeben, die Romagna dem heiligen Vater anzubieten, und wie ein erfahrener Seemann bei heftigem Sturm, die entbehrlichsten Güter über Bord zu werfen; später werde man schon wieder Gelegenheit haben, das Aufgegebene zu gewinnen.[1])

Pisa.

In dieser Zeit ergab sich auch Pisa unter milden Bedingungen, worunter namentlich die einer vollkommenen Amnestie, an Florenz.[2]) In Trauerkleidern erschienen sechs Gesandte der Venetianer vor Julius II. und baten um Aufhebung des Interdicts. Zu gleicher Zeit ward aber durch Andrea Gritti das früher aufgegebene Padua den Deutschen wieder entrissen (17. Juli 1509),

Padua.

und gegen Maximilian und sein bedeutendes Heer und gewaltige Artillerie muthig vertheidigt. Als am 12. September eine Bresche von vierzig Schritten geschossen war, sollte der Sturm beginnen, unterblieb aber wegen des Hochmuths der französischen Ritter, die nicht mit den deutschen Landsknechten stürmen wollten.

Bayard.

Bayard sagte im Kriegsrathe: „Der Kaiser will, dass wir mit seinen Knechten stürmen; ich bin ein armer Teufel, aber ich fühle, dass ich ein Edelmann heiße! Denkt denn der Kaiser, dass unser Adel mit seinen Knechten, groben, ungeschlachten Handwerkern, Schustern und Bäckern, die wenig auf Ehre geben, sich derselben Gefahr unterziehen soll! Seinen Grafen und Rittern wollen wir gerne den Weg zeigen, und nach uns mögen die Knechte kommen.“ Zugleich litt das Belagerungsheer sehr durch den Herbstregen und der Kaiser musste voll Un-

Max I.

willen und Scham über das Misslingen am 9. October 1509 die Belagerung von Padua aufgeben. Er kehrte nach Deutschland zurück.[3]) Sein Heer löste sich auf wegen Geldmangels, die gemachten Eroberungen giengen bald wieder verloren.

Reichstag zu Augsburg 1510.

Der Reichstag zu Augsburg (Februar 1510), von welchem Maximilian reichliche Unterstützung zum Krieg erwartete, war aber schwer dahin zu bringen, denn es waltete die Meinung ob, der Bund zu Cambray sei insgeheim wider alles Gemeinwesen gerichtet, auch fühlte man in Deutschland schwer die Folgen der Unterbrechung des Handels mit Venedig. Ein französischer Gesandter, Heliano, suchte den Reichstag durch eine Rede gefügig zu machen, in welcher er den Hochmuth der Venetianer geißelte, sie als Feinde des Adels, Verächter der Fürsten und eigentliche Pest der Christenheit bezeichnete; allein der Reichstag bewilligte dessen ungeachtet gegen „diese Verächter des deutschen Namens“ nur 6000 Fußknechte und 1800 Reiter. Maximilian glühte für die Größe des Reiches, die Stände jedoch schienen den Sinn für die Ehre desselben verloren zu haben. Der Krieg wurde indessen in Friaul und um Vicenza mit großer Grausamkeit, aber ohne irgend einen entscheidenden Erfolg für den Kaiser oder für Venedig fortgeführt. Einige Zeit schien es, als ob auch Ungarn gegen Venedig eintreten wolle, aber dem König fehlte es an Geld und dem Adel an Opferwilligkeit.[4]) —

---

[1]) Guicciardini, l. c. VIII, p. 536–540. — Schönherr, Der Krieg K. Maximilians I. mit Venedig 1509. Wien 1876.

[2]) Guicciardini, l. c. VIII, p. 541–552. — Les Mémoires de Bayard, chap. 23.

[3]) Gloria, Padova dopo la lega stretta in Cambrai. Padova 1863.

[4]) Fraknoi, Ungarn und die Liga von Cambray. Budapest 1883.

Papst Julius II.

Julius II. Eine neue Wendung des Kampfes trat jetzt durch Papst Julius II. ein: ihm war Venedig genug gedemüthiget, er fürchtete Frankreichs Herrschaft in Italien; sein Ziel war nicht bloß die Freiheit des römischen Stuhles, sondern die Vertreibung der Fremden aus Italien; um den Papst sollten sich die kleinen Staaten Italiens scharen, der Kirchenstaat die erste Stelle haben unter den Mächten der Halbinsel. Julius II., einer der größten Männer dieser Zeit, hat mit ebensoviel Klugheit, als Standhaftigkeit, mit geistlichen wie mit weltlichen Waffen, dieses Ziel verfolgt. Keine Niederlage konnte ihn entmuthigen, weder Krankheit noch Alter ihn säumig machen, er war hochbetagt und sein Haar gebleicht, allein das Feuer der Jugend glühte unter dem Schnee des Alters.

Es war keine leichte Sache, eine ganz neue Stellung der kriegführenden Mächte zur italienischen Frage zu schaffen, und doch gelang es dem Papste. Er näherte sich den Venetianern,[1]) sie gaben sämmtliche der Kirche geraubten Städte zurück, sie verzichteten auf die Oberherrschaft über das adriatische Meer — bisher verlangten sie nämlich, dass alle Schiffe vor den ihrigen die Flaggen senken sollten — sie flehten in Rom feierlich seine Gnade an: dafür löste Julius sie am 24. Februar 1510 vom Kirchenbann und verzieh ihnen alle erlittenen Kränkungen. Italien jubelte dem Papste zu, Dichter forderten ihn auf, das schöne Land von den Barbaren zu befreien. „Der Papst", hieß es, „ist die letzte Hoffnung Italiens, ein zweiter Mars." Dann suchte Julius II. den jungen König von England, Heinrich VIII., zu gewinnen und mit Ferdinand von Aragonien in Verbindung zu bringen.[2])

Aussöhnung mit Venedig.

Gewinnt die Schweizer. Am meisten aber lag ihm daran, die Schweizer auf seine Seite zu ziehen. Diese waren damals gereizt gegen Frankreich, weil der König ihnen eine Erhöhung ihres Jahresgehaltes abgeschlagen und in der Aufregung des Zornes von erbärmlichen Kühbauern gesprochen hatte, die erst durch seine Vorfahren Gold und Silber gewonnen hätten und jetzt es wagten, dem König von Frankreich Gesetze vorzuschreiben. Diese Worte kamen Ludwig XII. theuer zu stehen, zumal ein feuriger Katholik, Matthias Schinner, diese Missstimmung der Bergleute auszunutzen verstand. Der Bund mit Frankreich wurde nicht mehr erneuert, dagegen ein Bund auf fünf Jahre zum Schutze des heiligen Stuhles geschlossen; die Schweizer suchten sich jetzt an Frankreich zu rächen, der Papst hingegen nannte die Schweizer „die frommen und treuen Söhne des apostolischen Stuhles". Nicht als ob das Bündnis mit dem Papst nicht viele Gegner gehabt hätte, aber sein Urheber, der Bischof von Sitten, war ein ungemein begabter und angesehener Mann. Armer Eltern Kind aus Müllibach in Oberwallis, war Matthias Schinner von einem greisen Priester, der seine große Befähigung erkannte, für ein höheres Streben entflammt worden. Auf den Schulen zu Zürich, zu Como sich auszeichnend, darbend, um die alten Schriftsteller sich kaufen und

Matthias Schinner.

[1]) „Wenn Venedig nicht da wäre, so müsste man es erschaffen" — rief in diesen Tagen Julius II. aus. Dagegen berichtete Trevisano dem Dogen: „Der Papst ist sehr klug und ein großer Staatsmann; er will der Herr des Spieles der Welt sein."

[2]) Brosch, Julius II., S. 154 ff. und 338 ff.

in ihren Geist eindringen zu können, dann als Pfarrer in Wallis durch seine feurige Beredsamkeit und strenge Sitten im Ansehen steigend, wurde Schinner 1500 zum Bischof von Sitten gewählt, 1511 zum Cardinal ernannt und hatte von da auf die großen Ereignisse durch seinen Scharfblick, seinen Muth, seine unermüdliche Thätigkeit, seine unwiderstehliche Beredsamkeit den mächtigsten Einfluss. Ein treuer Anhänger des heiligen Stuhles, ein entschiedener Feind des Bundes mit Frankreich, mit Maximilian I. seit dem Tage zu Constanz befreundet, vom Landvolk angebetet, von seinen Gegnern ob seines Scharfsinns und seiner Thatkraft wie ein Dämon gefürchtet, wusste der lange hagere Mann in Luzern 14. März 1510 das Bündnis der Eidgenossen mit Julius II. zum Abschluss zu bringen. Der Papst bestätigte die alten Freiheiten der Schweizer, versprach ihnen auch andere geistliche zu ertheilen, sofern sie nichts verlangten, dessen Verweigerung Ehre und Recht gebieten; er versprach, sie in alle Friedensverträge und Bündnisse einzuschließen und mit dem geistlichen Schwert gegen ungerechte Schädigung zu schützen, jedem der zwölf Orte jährlich 1000 rheinische Gulden zu zahlen. Die Eidgenossen versprachen dagegen kein Bündnis abzuschließen, das mittelbar oder unmittelbar dem römischen Stuhle Schaden bringen könnte, und den Ihrigen nicht zu gestatten, jemanden zuzulaufen zum Schaden des römischen Stuhles, dagegen dem Papst auf sein Begehren 6000 Mann oder auch mehr zu bewilligen, die aber nicht auf dem Meer verwendet werden dürften, und deren Befehlshaber die Eidgenossen selber aufstellen wollten.[1]

Bund des Papstes mit den Schweizern.

Bruch mit Frankreich.

Nachdem auch Ferdinand von Aragonien durch die Belehnung mit Neapel vollständig gewonnen war,[2] brach Papst Julius II. offen mit Frankreich. Vorwand war der Schutz, den Ludwig XII. einem aufständischen Vasallen des römischen Stuhles, dem Herzog Alfons von Este, gewährte. Der Herzog von Urbino, ein Neffe des Papstes, rückte in das Herzogthum Ferrara ein. Eine venetianische Flotte erschien vor Genua und rief es zur Freiheit auf. 10.000 Schweizer zogen über Bellinzona ins Mailändische. Allein dieser erste Versuch war ohne Glück. Genua erhob sich nicht, die Schweizer trafen die verheißene Reiterei der Venetianer nicht und zogen sich (vielleicht wirkte auch Bestechung dabei) ohne Schlacht wieder über die Alpen zurück. Von Chiasso, bis wohin sie kamen, heißt dieser Zug der Chiasser Zug. Nur Modena ward durch den Herzog von Urbino und Vicenza durch die Venetianer gewonnen.

Chiasser Zug.

Die französischen Bischöfe in Tours.

Der König von Frankreich unternahm jetzt noch einen andern Krieg gegen den Papst: er berief die Bischöfe seines Reichs auf den 14. September 1510 nach Tours und brachte hier seine Klagen gegen Julius II. vor, und diese stimmten zu, dass er mit ruhigem Gewissen zu seiner und seiner Bundesgenossen Vertheidigung den Papst bekriegen dürfe, und, wenn der Papst sich weigere, gegen den König gerecht zu sein, so möge dieser ein allgemeines Concil berufen. Das hieß also Julius II. mit Absetzung drohen.[3]

---

[1] Johannes von Müller, l. c. V, 2, S. 208 ff.

[2] Durch Bulle vom 3. Juli 1510 hob Julius II. die Theilungsbulle Alexanders VI. auf. Raynaldi Annales eccl. 1510, § 15. — Mariana, l. c. XXIX, 23.

[3] Raynaldi Ann. 1510, § 22. — Guicciardini, l. c. IX, p. 646 ff.

Der Papst kriegerisch.

Der Papst antwortete mit einer Bannbulle, in welcher er zunächst den Herzog von Ferrara und alle Franzosen, die ihn unterstützten, von der Kirche ausschloss. Julius II. eilte nach Bologna, er trieb die Venetianer zu raschem Handeln, er gieng selber zur Belagerung von Mirandola, nicht beirrt durch den Widerspruch seiner Cardinäle, nicht geschreckt durch die Gefahren des Kampfes, durch die Kugeln, die in sein Zelt einschlugen, nicht gerührt durch die Bitten seiner Räthe, dass er der Christenheit kein Ärgernis gebe.[1]) Der Papst, hieß es, habe die Schlüssel des heil. Petrus in die Tiber geworfen, um sich von nun an nur des Schwertes des Apostels Paulus zu bedienen. — Nur wie durch ein Wunder entgieng Julius II. einem Hinterhalt, den ihm Bayard[2]) legte, und der Gefangenschaft; seine Geistesgegenwart vollendete die Rettung. Mirandola musste sich ergeben am 20. Januar 1511. Auf einer Leiter in der Sturmlücke kam der Papst in die Stadt.

Da führte Ludwig XII. den Krieg mit mehr Kraftaufwand, zumal seine Geistlichen erklärt hatten: weil der heilige Vater nur als Fürst, nicht als Statthalter Christi bekämpft werde, so müsse der Bann, falls er zu diesem Mittel greife, als nichtssagend angesehen werden. Kaiser Maximilian schwankte. Karl von Geldern war in seinem Widerstand insgeheim immer gegen den Kaiser von Frankreich unterstützt und das wandte diesen von Frankreich ab. Überdies war der deutsche Clerus nicht so fügsam wie der französische. Das wusste Julius II. wohl und wies ein Angebot zu Unterhandlungen entschieden zurück.[3]) Nur die Waffen konnten entscheiden. Trivulcio nahm Bologna weg 1511, unterstützt durch eine Partei der Bürger, und warf sich dann auf das päpstliche Heer unter dem Herzog von Urbino und trieb es auseinander. Auf dem Weg nach

Concil zu Pisa.

Rom erfuhr Julius II., dass ein Concil nach Pisa auf den 1. September 1511 ausgeschrieben sei, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformieren; fünf Cardinäle[4]) waren vom Papst abgefallen und ließen sich von Frankreich gegen die Kirche gebrauchen.[5]) Mit Ludwig XII. hielt es noch Maximilian I., welcher dem Jakob Wimpfeling den Auftrag gab, eine Schrift gegen die Anmaßung der Päpste und für die Unabhängigkeit der deutschen Kirche zu schreiben. Das kriegerische Auftreten des Papstes hatte großen Anstoß erregt.

Der französische Feldherr Chaumont starb vor Kummer darüber, dass er nicht vermocht hatte, Mirandola zu retten, und doch in der Nähe stand.

Bologna.

Trivulcio aber gelang es, dem Papst Bologna zu entreißen, welches sein Liebling Cardinal Adilolfi allerdings schlecht hütete, ob aus Unfähigkeit oder Verrath, ist nicht mehr zu ermitteln. Des letzteren zieh ihn wenigstens des Papstes Neffe, der Herzog von Urbino, welcher im Zorn den Cardinal auf der Straße tödtete. Laut schluchzte darüber der Papst: sein Neffe hätte einen Cardinal erschlagen und ein Cardinal, auf den er alles Vertrauen setzte, hätte ihn verrathen. Zugleich traf ihn die Nachricht vom Abfall der fünf Cardinäle, vom

---

[1]) Raynaldi Ann. 1511. § 44. — Guicciardini, l. c. IX, p. 617—624.

[2]) Mémoires du chevalier Bayard, chap. 53.

[3]) Freher, l. c. II, p. 541. Der Unterhändler war der Bischof von Gurk.

[4]) Es waren Briçonnet, Sanseverino, Francesco Borgia, René de Brie, Bernardino Carvajal.

[5]) Ludwig XII. hasste diesen Papst unsäglich. Thuanus, l. c. I, 6.

drohenden Concil zu Pisa, das ihn absetzen wollte, wie er selbst einst die Absetzung Alexanders durch ein Concil bei Karl VIII. beantragt hatte. Wahrscheinlich infolge all dieser Erschütterungen und des großen Seelenschmerzes stürzte der Papst in Rom am 17. August zusammen, man hielt ihn für todt und auf die Kunde davon forderte ein Pompeo Colonna auf dem Capitol das Volk zur Freiheit auf. Aber der Papst kam aus tiefer Ohnmacht wieder zu sich — eine kleine Erfrischung und diese titanische Natur erhob sich in alter Kraft zur Erreichung ihres immer streng festgehaltenen Zieles — Wiederherstellung des Kirchenstaates und Vertreibung der Franzosen aus Italien.

Aus dem Concil in Pisa ist übrigens nie etwas Rechtes geworden.[1]) Als am 1. November 1511 die erste Sitzung, mit Genehmigung der Behörden von Florenz, zustande kommen sollte, waren nur vier Cardinäle, einige Bischöfe und Äbte aus Frankreich da, dagegen kein einziger Bischof aus Deutschland; die Geistlichen Pisas hatten die Stadt verlassen, die Kirchen waren geschlossen, die Hauptkirche musste erst mit Gewalt geöffnet werden und die Stimmung des Volkes sprach sich so drohend aus, dass das Concil sich nach Mailand flüchtete, wo es am 4. Januar 1512 wieder eine Sitzung und am 21. April seine letzte hielt, in welcher es Julius II. suspendierte. Aber auch in Mailand äußerte sich die Stimmung des Volkes trotz der französischen Besatzung so drohend gegen die Versammlung, dass die Prälaten sich nach Lyon zurückzogen, wo sie, jedoch ohne Erfolg, das Concil fortsetzen wollten. Concil zu Pisa. Concil zu Mailand.

Umso zahlreicher war das lateranensische, jedoch nicht von allen Theologen als allgemein anerkannte Concil, welches Julius II. am 18. Juli 1511 nach Rom ausschrieb und welches am 10. Mai 1512 seine erste Sitzung hielt. Fünfzehn Cardinäle, achtzig Bischöfe waren anwesend und schon in der dritten Sitzung erklärte der Bischof von Gurk, dass der Kaiser sich von allem lossage, was in Pisa geschehen, dagegen die Versammlung in Rom anerkenne. — Matthäus Lang, Bischof von Gurk, war der gewiegteste Diplomat Maximilians und ein unbestechlicher auf einem Congress in Mantua. Venedig, Frankreich, selbst der Papst suchten ihn durch glänzende Angebote für sich zu gewinnen, und durch ihn Maximilian für sich zu stimmen. Vergebens! Lang forderte im Namen seines Herrn von Venedig die Herausgabe aller Besitzungen in Oberitalien, mit Ausnahme von Padua und Treviso, die es gegen jährliche 100.000 Ducaten vom Reich zu Lehen nehmen müsse, außerdem 200.000 Ducaten bar. Als Venedig nicht nachgab, brach Lang die Unterhandlungen ab. Das ist der Congress von Mantua. — In den folgenden Sitzungen des Concils zu Rom wurden die Vertheidiger der pragmatischen Sanction vorgefordert, am 17. December 1513 sagten sich selbst die Abgesandten Ludwigs XII. von Pisa los. Auf dieser Versammlung wurden die Leihhäuser gebilliget und zuerkannt, dass sie geringe Regiekosten fordern dürften. Am 16. März 1517 war die letzte Sitzung. — zu Rom.

---

[1]) Raynaldi Ann. 1511, §§ 1, 9, 42. — Guicciardini, l. c. IX, p. 647—648.

Die heilige Liga.

War demnach der Versuch, Julius II. durch eine Kirchenversammlung zu stürzen, ein Schlag ins Wasser und kehrte der Pfeil sich gegen den Schützen Ludwig XII., so vernahm die Welt bald vom Abschluss eines Gegenbundes, [Heilige Liga.] der heiligen Liga nämlich, zwischen Venedig, Spanien und dem heiligen Stuhl. Der Beitritt Heinrichs VIII. von England zu derselben ward angekündigt.[1]) Zugleich schleuderte Julius II. das Interdict gegen die Republik Florenz, weil sie auf ihrem Gebiet in der von ihr abhängigen Stadt Pisa den Zusammentritt einer schismatischen Versammlung gestattet hatte. Von allen Seiten her zogen sich jetzt Sturmwolken gegen Frankreich zusammen.

Heinrich VIII. von England schloss am 16. November 1511 mit Ferdinand dem Katholischen einen geheimen Vertrag zu gemeinsamen Angriff auf Guyenne und Ferdinand rief sein Heer aus Nordafrika nach Neapel zurück, um den Papst zu unterstützen. Die drohende Stimmung in der Schweiz verhinderte den König von Frankreich, die Offensive zu ergreifen. Erbittert darüber, dass Ludwig XII. jeden Verkehr mit den Cantonen und Mailand verboten hatte, aus welchem die Schweizer sonst Getreide, Wein und Öl bezogen, unternahmen diese, 16.000 Mann stark, 1511 einen neuen Zug über die Alpen und drangen bis in die Vorstädte von Mailand, mussten aber, als die Venetianer nicht, wie verheißen, ihnen zu Hilfe kamen, weil sie keine Reiterei und kein grobes Geschütz besaßen, und auch keinen dem französischen [Die Schweizer.] Heerführer gewachsenen Feldherrn, sich wieder in ihre Heimat zurückziehen. Dagegen rückte ein päpstlich-spanisches Heer unter Ramon de Cardona, dem Vicekönig von Neapel, am 26. Januar 1512 vor Bologna. Der Besitz dieser Stadt war zu wichtig, als dass nicht Frankreich seine letzte Kraft für sie auf- [Gaston de Foix.] bieten sollte. Gaston de Foix, damals Befehlshaber der Franzosen in Italien, bekam Befehl, Bologna zu retten, das Bundesheer zu vernichten, das pisanische Concil nach Rom zu führen, Neapel zu erobern, dessen Besitz ihm dann mit der Hand der Tochter des Königs, Renata, zugedacht war.

Gaston war der Bruder Germaines, der Königin von Spanien, damals erst dreiundzwanzig Jahre alt, ein Bild männlicher Schönheit, tapfer, scharfblickend, dürstend nach unsterblichem Ruhm. Seine Feldherrn-Laufbahn dauerte zwar nur zwei Monate, hat ihn aber seinem Vaterlande unvergesslich gemacht: von der Schnelligkeit seiner Bewegungen und der Schläge, die er austheilte, heißt er „der Wetterstrahl Italiens".[2]) Trotz des schrecklichen Winterwetters drang Gaston zu Fuß seinen Kriegern voran bis Bologna und schlich, dem Feinde unbemerkt, am [Bologna.] 5. Februar morgens in diese Stadt. „Gaston", meint Michelet, „hat bewiesen, dass die Franzosen die besten Fußsoldaten Europas und darum das kriegstüchtigste Volk sind, und hat das Wort des Marschalls von Sachsen erhärtet: man gewinne die Schlachten nicht mit den Händen, sondern mit den Füßen." Don

---

[1]) Monumenta Habsburgica. Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karls V. von Lanz. Einleitung zum I. Bde. Wien 1857, S. 122 ff.

[2]) Le foudre d'Italie.

Ramon de Cardona musste jetzt die Belagerung aufgeben und zog sich nach Imola zurück. Kaum hatten die Spanier ihr Lager abgebrochen, so warf sich Gaston nach einem sinnreichen Plane im Eilmarsch auf Brescia; am 3. Februar hatte nämlich eine Abtheilung Venetianer sich der Stadt, in welcher Franzosen und Deutsche standen, genähert und die Bevölkerung alsbald mit dem Rufe „Es lebe der heil. Marcus!" sich erhoben und nach heftigem Kampfe die Deutschen und Franzosen gezwungen, in der Citadelle Schutz zu suchen. Es war zu fürchten, dass dieser Unfall die Schweizer zu einem neuen Zug nach Mailand reize, darum eilte Gaston, Brescia wieder zu bezwingen. Unterwegs bei Mugnano vernichtete er eine Abtheilung Venetianer und am 17. Februar stand er schon vor Brescia. Nachdem er die Bewohner unter Zusicherung des Lebens und des Besitzes vergebens zur Öffnung der Thore aufgefordert hatte, begann am 18. Februar die Erstürmung. Deutsche und Franzosen wetteiferten in Todesverachtung. Brescia ward genommen, in der Erbitterung aber fielen auch über 10.000 Städter. Im Straßenkampf hatten die Brescianer Steine und heißes Wasser auf die Stürmenden geschüttet, darum die Erbitterung; sieben Tage ward geplündert und über drei Millionen Thaler soll die Beute betragen haben. Der Ruhm des jungen Siegers flog durch Europa, er hatte den ersten Theil seiner Aufgabe glänzend gelöst. Brescia.

Aber auch die Gegner schlossen sich enger aneinander an. Heinrich VIII. verlangte und erhielt am 14. Februar 1512 von seinem Parlament Mittel zum Krieg gegen Frankreich, Ferdinand von Aragonien rüstete sich zur Besetzung Navarras und zur Eroberung Guyennes. Maximilian I. trat zur heiligen Liga über und schickte den deutschen Landsknechten, welche unter Gaston standen, den Befehl, in die Heimat zurückzukehren.[1]) — Heinrich VIII. Maximilian.

Umsomehr wollte Ludwig XII. jetzt einige rasche Schläge austheilen, geistig wie mit den Waffen. Er wandte sich an die öffentliche Meinung in Schriften von Lemaire, er ließ den Papst in Schauspielen verhöhnen; eine Münze, die er damals prägen ließ, trug die Inschrift: „Perdam Babylonis nomen." Verstärkung ward nach Italien entsendet und Gaston der Befehl ertheilt, den Kirchenstaat zu besetzen, solange bis wieder ein rechtmäßiger Papst auf dem heiligen Stuhle throne. Gaston brach mit 1600 Lanzen und 18.000 Mann zu Fuß nach der Romagna auf. Ramon de Cardona hatte jedoch den Befehl, eine Schlacht zu vermeiden, den Krieg hinzuziehen, bis Ferdinand mit Heinrich VIII. in Guyenne eingefallen und der König von Frankreich dadurch gezwungen wäre, seine Kräfte zu theilen. Immer zog er sich zurück,[2]) die Kriegslust der Seinen zügelnd und sein Lager stets so wählend, dass er nur mit großem Verluste anzugreifen war.

Da wollte Gaston den Gegner — es war im Frühjahr 1512 — dadurch zur Schlacht zwingen, dass er sich zur Belagerung Ravennas anschickte.[3]) Der Verlust dieser Stadt, wo seine Magazine sich befanden, war für Cardona soviel wie eine Niederlage. Darum zog er sich jetzt in das Flachland herab, indes die Franzosen und Deutschen, nachdem sie Bresche geschossen, einen Sturmversuch machten. Bei Ravenna musste es also zur Entscheidung kommen. Der Mangel Schlacht bei Ravenna.

---

[1]) Guicciardini, l. c. X. — Nach Nardi war die Zahl der Todten 14.000. — Mémoires du chevalier Bayard, chap. 50. — Muratori, Annali d'Italia, 1512.

[2]) Rymer, Foedera et convent, XII, p. 310—311. — Rapin de Thoyras, lib. XV, tom. V. — Lanz, l. c. S. 125.

[3]) Guicciardini, l. c. X, p. 707 ff.

im Lager der Franzosen war groß: eine einzige Flasche Wein und etwas Brot konnte für den Kriegsrath aufgebracht werden. Der Sturm auf die Stadt am 9. April war misslungen, der Rückzug konnte gefährlich werden. Darum verlangten alle Hauptleute die Schlacht und schworen, mit Gaston zu leben und zu sterben. Aber auch der Vicekönig wollte sich jetzt schlagen, ohne Zweifel hatte er Kunde vom Befehl des Kaisers und erwartete, dass die Deutschen vom französischen Heere sich zurückziehen. Er bat Gaston zu einer Besprechung und fragte, ob es genehm sei, sich im offenen Kampfe miteinander zu messen. Als Gaston dies bejahte, zerbrachen beide Anführer die weißen Stäbchen, welche sie zum Zeichen des Friedens mitgenommen hatten, und sprengten zu den Ihren zurück. Es war am 11. April, Ostertag, die Sonne war blutroth aufgegangen. Auf die Frage, was dies bedeute, hatte ein Ritter Gaston geantwortet: „Es muss heute ein hohes Haupt fallen, entweder Ihr oder Don Ramon!" Doch Gastons Augen funkelten vor Lust und Siegeshoffnung; er legte keinen Harnisch an zu Ehren seiner Geliebten, war aber durch seine glänzende Pferdebecke und seinen Helmbusch allen kenntlich und einer der ersten im Handgemenge. Jakob von Embs, derselbe, welcher den Befehl zum Abzug der Seinen verheimlichte, weil er es für unehrenhaft hielt, jetzt in der Stunde der Noth die bisherigen Verbündeten im Stiche zu lassen, ließ seine Landsknechte einen Ring bilden und rief: „Wir geloben, am nächsten Samstag bei Wasser und Brot zu fasten, wenn uns Gott heute den Sieg verleiht!" [1]) Der Fluss Ronco trennte die Heere, Gaston überschritt denselben. Aber die Spanier und Päpstlichen verließen ihr wohlbefestigtes Lager nicht, denn sie hofften, die Franzosen bei einem Sturmversuche zurückzuwerfen. Halbmondförmig stellte Gaston ihnen gegenüber seine Mannen auf. Die Deutschen hatten zwei Stunden hindurch unbeweglich ein fürchterliches Geschützfeuer auszuhalten, schlossen aber immer wieder ruhig ihre Glieder, bis ein Theil des französischen Geschützes so aufgestellt war, dass es das spanische Lager der Länge nach bestrich. Die Spanier zu Fuß lagen im Lager auf dem Boden und wurden wenig beschädigt, umso ärger litt die spanische und englische Reiterei: Köpfe und Helme flogen in der Luft. Keine Vorstellung wollte bei dem Heerführer frommen: er erwartete nur von seinen spanischen Knechten den Sieg, wenn auch das ganze übrige spanische Heer vernichtet werde.

Offener Kampf. *Jakob von Embs.*

Colonnas Fehler.

Da rief Colonna: „Sollen wir alle durch eines Mannes Hartnäckigkeit hier umkommen?" [2]) und sprengte wider Befehl über den Graben auf die Franzosen los. Die spanischen Ritter unter dem Ruf „San Jago!" ihm nach. Ein mörderischer Reiterkampf entspann sich alsbald, wild hin und her wogend, bis Spanier und Italiener wichen. Jetzt kam auch das spanische Fußvolk über den Graben und ein gräslicher Kampf mit Schwert und Spieß, mit Dolch und Morgensternen, begann. Schwer litten die Deutschen, Jakob von Embs fiel im Zweikampf, als ob er im Gefühl, dass er den Befehl seines Kaisers übertreten, den Tod gesucht hätte. Fabian von Schlabernborf, der stärkste und schönste Mann, mochte nimmer leben, seit Jakob von Embs gefallen, suchte und fand den Tod, nachdem er Wunder der Tapferkeit vollbracht hatte. Da kam aber auch die französische Reiterei dem spanischen Fußvolk in Seite und Rücken und bald lösten sich die Glieder. Die Spanier wandten sich zur Flucht. Die Deutschen knieten nieder und dankten Gott. Gaston zog den Helm ab, trocknete sich den

---

1) Mémoires de Bayard, chap. 52. — Barthold, l. c. S. 124–142.
2) Mémoires de Bayard, chap. 54.

Schweiß und dankte den Deutschen für ihre Tapferkeit. Der Sieg war errungen. „Nun, Schwätzer, bin ich gefallen?" fragte Gaston den Chimay. „Herr, noch ist's nicht aus!" antwortete dieser.

Da kam die Meldung, 2000 Spanier zögen in schönster Ordnung vom Schlachtfelde ab. Ihren Rückzug zu stören, sprengte Gaston mit dreißig Reitern diesen nach. Doch sein Pferd strauchelte; wie Gaston aus dem Sattel sprang, wurde er von den Spaniern umringt. Vergebens rief Lautrec: „Schont seiner, um Gotteswillen, es ist der Bruder eurer Königin!" — Zwanzig Speerstiche durchbohrten den Leib des jugendlichen Helden. „Sein Andenken", sagt Guicciardini, „wird leben, solange die Welt dauern wird; so jung noch, war er doch schon bedeckt mit unsterblichem Ruhme und war schon ein großer Feldherr, noch ehe er erst recht ein Soldat gewesen war." — 10.000 Mann hatte die Schlacht gekostet, die um acht Uhr morgens begann und um vier Uhr nachmittags endete. Zwei Drittheile davon hatten die Spanier und Päpstlichen verloren; Giovanni Medici, der päpstliche Legat, und Navarro waren gefangen, aber wegen Gastons Tod war der Verlust der Franzosen dennoch größer. Die Siegesfreude verstummte, als die Nachricht von seinem Unglück sich durch die Geschwader verbreitete. Als Leiche zog er am andern Tag in Ravenna ein, achtzehn eroberte Fahnen wurden ihm vorangetragen. „Möchten meine Feinde ähnliche Siege erwerben, sie wären bald unrettbar verloren!" rief Ludwig XII., als er die Trauerkunde erhielt.[1]) (Gastons Tod.)

Bestürzung herrschte in Rom. Die Cardinäle drangen in den Papst, Frieden zu schließen, aber Julius II. blieb fest.[2]) Bald erfuhr er vom traurigen Zustande des französischen Heeres. Julian Medici hob durch seine Nachrichten seinen Muth. Heinrich VIII. von England kündigte Ludwig XII. den Frieden, weil er den Krieg führe gegen den römischen Stuhl und den katholischen König. Ferdinand rüstete sich zum Einfall in Biscaya. Auch der Kaiser rüstete zum Kampf.[3]) Die wichtigsten Bundesgenossen aber wurden jetzt für den Papst die Schweizer.[4]) (Julius II.)

Bei ihnen hieß es, man müsse dem König von Frankreich zeigen, dass, wer das Schwert zu handhaben verstehe, auch wisse, wo das Gold zu suchen sei. Mit dem Laufgeld von nur einem Gulden brachen die Männer auf, 18.000 durch das Etschthal nach Verona, wo sie gelobten, aus Italien nicht eher zu weichen, als bis kein Franzose mehr im Lande zu treffen sei. In Villafranca stießen 7000 Venetianer mit vielem Geschütz zu ihnen. La Palisse, seit Gastons Tode Statthalter von Mailand, durch den Abzug der Landsknechte geschwächt, wagte nicht, im offenen Felde den Feinden zu widerstehen, sondern warf nur Besatzungen in die haltbarsten Plätze und wich von Stellung zu Stellung zurück bis nach Pavia. Hinter den abziehenden Franzosen erhoben sich überall Bürger und Bauern mit dem Rufe: „Es lebe Maximilian Sforza!" Nur bei Pavia, wo die Franzosen (Die Schweizer.) (Rückzug der Franzosen.)

---

[1]) Guicciardini, l. c. X, p. 717 spricht nur von 10.000 Todten, während fast alle Geschichtschreiber 18—20.000 annehmen. Barthold, Georg von Frundsberg, S. 136—146.

[2]) „Ich setze 100.000 Ducaten und meine Krone daran, sagte er zu den Gesandten Spaniens und Venedigs, um die Franzosen aus Italien zu jagen."

[3]) Lanz, l. c. S. 124—125.

[4]) Guicciardini, l. c. X, p. 725—729.

sich anfangs halten wollten, bald aber eingeschlossen zu werden fürchteten, kam es zu einem bedeutenden Gefecht, weshalb der ganze Zug in den Chroniken der Paviazug genannt wird. Die Franzosen zogen sich in einemfort zurück bis an den Fuß der Alpen. Auch Alessandria öffnete den Schweizern die Thore. Nur die Schlösser zu Mailand, Cremona, Novara, Locarno und Lugano blieben den Franzosen. Brescia wurde von den Venetianern zur Übergabe gezwungen.[1] Auch in Genua entstand ein Aufruhr, die Republik wurde wieder hergestellt, ein Fregoso zum Dogen gewählt, die Franzosen hielten sich nur mehr in einem der Forts. — Bologna und die ganze Romagna kamen wieder unter die Herrschaft Julius II. Der Herzog von Ferrara musste ihn demüthig um Verzeihung bitten. Der Papst nahm Parma und Piacenza für den Kirchenstaat in Anspruch, dessen nördliche Grenze der Po sei. Aber auch die Schweizer dachten an Vergrößerung; sie nahmen Locarno und Lugano und unter dem Vorwand alter Ansprüche des Bisthums Chur die Landschaften Chiavenna und Veltlin — mit andern Worten, die Schweizer wollten freien Zugang zu Italien haben, um über dessen Schicksale mit zu entscheiden.[2]

[Randnotizen: Paviazug. — Genua. — Theilung der Beute. — Chiavenna und Veltlin.]

Was sollte aber aus dem Herzogthume Mailand werden? Ferdinand und Maximilian wünschten dasselbe ihrem Enkel Karl zuzuwenden, der Papst und die Schweizer aber waren für Maximilian, den Sohn des vertriebenen Lodovico Moro: der Papst, weil er keinen Fremden in Italien als Herrscher sehen wollte, und die Schweizer, weil sie einen schwachen Fürsten in ihrer Nähe wünschten, der ihre Hilfe und Freundschaft nicht entbehren könnte. Am 29. December 1512 kam der einundzwanzigjährige Maximilian, unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung, vor die Thore Mailands und die Schweizer übergaben ihm in einer silbernen Schale die Schlüssel der Stadt; aber der Lohn, den sie dafür verlangten, war kein geringer: er musste versprechen, 200.000 Ducaten in acht Jahreszahlungen, ferner eine jährliche Pension von 40.000 Ducaten zu bezahlen, in die Abtretung von Lugano, Locarno und Chiavenna willigen und den Schweizern Zollfreiheit bis an die Thore von Mailand gewähren. Dagegen verhießen die Eidgenossen, ihn und seine Nachkommen zu beschützen und ihm auf Begehren gegen Sold Truppen zu stellen. Zwischen dem Papst und den Schweizern waren damals die Beziehungen sehr innig. Der Papst nannte die Eidgenossen Beschützer der Freiheit der christlichen Kirche, verlieh ihnen zwei Banner mit dem Wappen der Kirche und lud sie ein, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um an den wichtigsten Berathungen theilzunehmen.

[Randnotizen: Mailand. — Massimiliano Sforza. — Vertrag mit den Schweizern.]

Genua wurde wieder ein Freistaat, Florenz aber hörte im gleichen Jahre auf, einer zu sein.

[Randnotiz: Florenz.]

Es hatte Pisa unterworfen, dort die Zusammenkunft des dem Papste feindseligen Concils gestattet, sich also der Feindschaft der heiligen Liga ausgesetzt, aber doch die Franzosen in nichts kräftig unterstützt. Niemand wusste ihm Dank für

[1] Mémoires de Bayard, chap. 55.
[2] Guicciardini, l. c. X, p. 730—731.

dieses schwache Verhalten. 1512 forderte Julius II. die Florentiner auf, den Gonfaloniere Soderini abzusetzen, sich dem heiligen Bund gegen die Franzosen anzuschließen und alle Verbannten zurückzurufen, dann wolle er wieder ihr Freund werden. Das Ansinnen ward abgeschlagen. Auf dem Congress zu Mantua, wo die Sieger damals die Schicksale Italiens entschieden, verlangte Julian von Medici, der dritte Sohn Lorenzos des Prächtigen, die Wiedereinsetzung seiner Familie zu Florenz.[1]) Ramon de Cardona nahte mit seinem Heere der Stadt und verlangte die Entfernung Soderinis und die Wiederaufnahme der Medici, jedoch nicht als Fürsten, sondern als Bürger. Man wies die Forderung wieder ab, weil die Medici in fremden Sitten aufgewachsen seien und nur der Verbannung und der gegen sie geübten Strenge gedenken möchten, höchstens wolle man in ihre Rückkehr willigen, wenn Soderini an der Spitze des Staates und die Regierung unverändert bleibe. Julius II. Soderini.

Allein man gab nicht mit den Waffen in der Hand diesem Beschlusse Nachdruck. Prato wurde von den Florentinern schlecht vertheidigt und am 30. August von den Spaniern mit leichter Mühe eingenommen und grausam behandelt; über 2000 Menschen verloren das Leben bei der Plünderung. Die Schreckensnachricht wirkte in Florenz, wo es den Bürgern an kriegerischem Muth fehlte, gewaltig.[2]) Die Signoria war kopflos, fünfundzwanzig Jünglinge aus den reichsten Geschlechtern, welche in der Rückkehr der Medici das Heil des Staates sahen und doch auch Soderini retten wollten, drangen in den Regierungspalast, drohten Soderini mit dem Tode, wenn er nicht abdanke, versicherten ihn aber seiner Rettung, wenn er sich ihren Wünschen bequeme. Sie schafften ihn in der That glücklich aus dem Gebiete der Republick nach Ancona, von wo er nach Ragusa floh; durch das Volk ließen sie nachträglich den Gonfaloniere für abgesetzt erklären und Cardona melden, die Republik habe sich seinem Wunsche gefügt. Aber so leicht kamen die Florentiner jetzt nicht weg, sie mussten 80.000 Goldstücke für das spanische Heer, 40.000 für den Kaiser, 20.000 für Cardona bezahlen und eine spanische Besatzung aufnehmen. Am 2. September 1512 hielt der sanfte und einnehmende Julian von Medici seinen Einzug in die Stadt. Bald war die Verfassung verändert, jedes seit 1494 gegebene Gesetz abgethan, das Volk entwaffnet, eine Oligarchie trat an die Stelle der Demokratie, und die Medici sorgten dafür, dass keiner von den ehemaligen Anhängern Savonarolas in den Rath kam.[3]) Prato. Die Rückkehr der Medici.

Frankreich musste all das geschehen lassen, denn seine Kräfte waren damals im Südwesten in Anspruch genommen. Ein englisches Geschwader mit 10.000 Mann an Bord kam am 8. Juli zu Passage in Guipuscoa an, um Ferdinand von Aragonien bei dessen Marsch gen Guyenne behilflich zu sein. Ferdinand hatte vom König von Navarra freien Durchzug durch sein Gebiet und die Besetzung von sechs seiner Hauptfestungen verlangt, als Bürgschaft für ruhiges Verhalten, Frankreich aber schon am 17. Juli in einem Vertrag zu Blois Hilfe versprochen. Der König des kleinen Landes war kein Held, aber mild, liebenswürdig, gesellig, vergnügungslustig, dabei den Wissenschaften zugethan: er wusste in der Überraschung, als das spanische Heer die Grenze überschritt, nichts Besseres zu thun, als nach Frankreich zu entfliehen. Muthiger war seine Gattin Katharina:[4]) „Wäre ich König und du Königin gewesen," rief sie Jean d'Albret zu, „so England. Spanien. Navarra. Jean d'Albret.

[1]) Guicciardini, l. c. XI, p. 741.
[2]) Capponi, Geschichte der florentinischen Republik, II, S. 273—286.
[3]) Ibid. II, S. 280—282.
[4]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 509—514.

würden wir noch jetzt in Navarra regieren!" Schnell besetzten die Spanier Ober-Navarra; als sie gegen Unter-Navarra kamen, forderten sie die Engländer zum Beistand auf, denn ein französisches Heer unter Longueville nahte. Allein der Marquis Dorset, der Befehlshaber der Engländer, klagte darüber, dass die Spanier Englands Hilfe nur gebrauchen wollten, um für sich Eroberungen zu machen, und dass es jetzt zu spät sei zu einem Unternehmen auf Guyenne, und schiffte seine ganze Mannschaft wieder ein. Die Spanier zogen sich vor den Franzosen glücklich durch den Pass von Roncesvaux zurück und besetzten Pampeluna, wo sie einige Zeit vergebens von den Franzosen belagert wurden. Am 1. April 1513 wurde zwischen Spanien und Frankreich ein Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, in welchem Ludwig XII. den König von Navarra opferte, dem es bis zu seinem Tod 1517 nicht mehr vergönnt wurde, in sein kleines Reich zurückzukehren.[1]) —

Dorset. Still-stand. Navarra.

Leo X. — Die Schweizer.

Da starb Julius II. am 21. Februar 1513, der Träger der heiligen Liga, die jetzt vollkommen zerbröckelte. Armer Eltern Kind aus Savona, war er nur durch seinen Geist und Willen emporgekommen; scharfsinnig, hochherzig, war er unbeugsam in seinen Plänen für Italien.

Leo X. An seine Stelle trat der Cardinal-Legat Johann Medici, unter dem Namen Leo X., erst sechsunddreißig Jahre alt, mild, schön, friedsam, für Kunst und Wissenschaft begeistert. Die Wahl seiner Secretäre, des Peter Bembo aus Venedig und Jakob Sadolet aus Modena, der ersten Gelehrten und Schriftsteller Italiens, deutete an, dass Wissenschaft und Kunst vom neuen Papste vieles zu hoffen hätten. Die ganze Christenheit bezeigte Freude über die Wahl. Leo X. war friedlicher Natur; er nahm wohlwollend den Herzog von Ferrara auf, er empfieng gnädig den Botschafter des Königs von Frankreich, der im Namen seines Herrn feierlich das Concil von Pisa verleugnete. Italien für immer aus den Händen der Fremden zu befreien, war das Streben Julius II. Den Franzosen hatte er verjagt, aber der Spanier redete herrischer als der Franzose; das war der Kummer seiner letzten Tage, der Anlass zu einem neuen Kampf. Mailand wieder zu gewinnen, schloss Ludwig XII. zu Fuentarabia den Waffenstillstand mit Ferdinand I. April 1513 und versprach durch Vertrag vom 23. März, den Venetianern alles wieder erobern zu helfen, was sie vor der Liga von Cambray in der Lombardei und Mark Treviso besessen hatten, wofür sie ihm mit 10.000 Knechten und 2300 Reitern gegen jedermann zu Hilfe ziehen sollten, der Frankreich an der Besitznahme Astis, Genuas und Mailands hindere.[2])

Bembo. Sadolet. Bund gegen Mailand.

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 516–526.
[2]) Vergl. Lanz, l. c. S. 128—129.

Ludwig XII. handelte schnell, um vor einer befürchteten Landung
Heinrichs VIII. die Dinge in Italien entschieden zu sehen: 16.000 Mann,
darunter 8000 Landsknechte aus Geldern und Westfalen, stiegen im Mai bei
Susa über die Alpen. Die Venetianer nahten der Adda, die Spanier unter
Raimund von Cardona zogen sich zurück. Massimiliano Sforza schien Noth Sforzas.
verloren, die Mailänder waren wieder einmal französisch gesinnt, Sacromo
Visconti, der das noch immer von einer französischen Besatzung vertheidigte
Schloss von Mailand belagerte, wurde ein Verräther am Herzog und lieferte
selber Lebensmittel in das Schloss. In Genua brach eine Bewegung zu Gunsten
der Franzosen aus. Nur der Papst und die Schweizer retteten diesmal den Herzog, Die Schweizer.
gegen den alle Städte seines Gebietes die französische Fahne erhoben, außer Novara
und Como, wo seine Schweizer standen — 4000 Mann im Ganzen.
Mit Mühe hatte sich der Herzog vor den Meuchelmördern nach Novara gerettet.
Sein geschickter Unterhändler Morone erwirkte von Leo X. eine Geldhilfe von
42.000 Ducaten; jetzt konnte er sich um neue Verstärkung an die Eidgenossen
wenden. Greise wie Jünglinge eilten über die Alpen, der Hass gegen Ludwig XII.
trieb, wie das Gefühl der verpfändeten Ehre. Schon war der Herzog von den
Franzosen unter demselben Trivulcio, der seinen Vater gefangen genommen
hatte, in demselben Novara eingeschlossen.[1] Aber die Schweizer verhandelten Novara.
diesmal nicht mit den Franzosen, sie wehrten sich männlich, machten kühne Ausfälle,
ließen sogar im Trotz auf ihren Muth die Thore offen, ja rissen sogar
einen Theil der Stadtmauer ein und ließen den Franzosen durch einen Herold
andeuten, sie möchten ihr Pulver auf eine bessere Zeit versparen. Schon war
eine große Bresche geschossen, die Noth aufs Höchste gestiegen und rüsteten sich
die Schweizer auf den Sturm, während der Herzog in Thränen zerfloss — da
schwieg auf einmal das französische Geschütz, die Kunde vom Annahen neuer
Schweizerhaufen war eingetroffen[2] und, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen,
zogen die Franzosen gegen Trecaste ab. Ohne Hindernis kamen die Schweizer Trecaste.
nach Novara und brachten die Nachricht, dass auch ein dritter Haufe schon auf
dem Zug über die Alpen sei. Da aber auch Verstärkung für die Franzosen herankam,
so beschlossen die Schweizer, besonders auf den Rath des Jakob von Jakob von Uri.
Uri, noch in der Nacht zum Kampfe auszuziehen. Trivulcio glaubte, dass die
Eidgenossen zum Kampfe erst die Ankunft des dritten Haufens abwarten wollten, Trivulcio.
und diese Zuversicht ward verhängnisvoll für sein Heer, das auf einem von Gehölz
und Canälen durchzogenen Boden ungeordnet lagerte. 10.000 Schweizer
brachen, den Herzog in ihrer Mitte, den 6. Juni 1513 um Mitternacht von
Novara auf, überrumpelten die Vorposten und drangen ins französische Lager.
Eine schreckliche Verwirrung, ein entsetzliches Gemetzel begann, man hörte das
Wimmern der Stürzenden, ohne bei der sternenlosen Nacht sie zu sehen. Langsam
sammelte sich die Reiterei, schnell waren die Landsknechte geordnet, ihr Geschütz
riss ganze Reihen der Schweizer nieder. Als die Sonne aufgieng, beleuchtete sie
ein tausendfältiges Bild des Todes. Wie ein Berg von Stahl starrten den
Schweizern die Reihen der Feinde entgegen — da stürzten sie mit tollkühner
Tapferkeit auf das Geschütz los. Landsknechte und Schweizer kämpften gegeneinander
um den Preis der Tapferkeit, in wildem Hass, mit Streitäxten und

[1] Guicciardini, l. c. XI, p. 783—788. — Fleurange — bei Michaud, l. c. V, p. 34—38. — Stumpf, l. c. S. 461. — Stettler, l. c. S. 488—489. — Glutz-Blozheim, l. c. Buch IV, Absatz 2, S. 297—350.

[2] Sie hatten ihren Weg über den Gotthard genommen.

Hellebarden, mit Dolchen und Beilmessern. Die französischen Ritter sahen dem Kampfe unthätig zu, Sforza floh vor Schreck mit seinen Reitern nach Novara zurück. Lange schwankte der Kampf unentschieden hin und her, bis es den Schweizern gelang, das Geschütz zu erobern und gegen die Franzosen zu kehren. Jetzt löste sich die Ordnung des französischen Fußvolkes, auch die Reiter flohen, es war kein Halt mehr bis zu den Alpen. Zwei Stunden hatte die eigentliche Schlacht gewährt, 1500 Schweizer, 3000 Landsknechte und Franzosen waren erschlagen.[1] Hätten die Schweizer Reiterei gehabt, das ganze französische Heer wäre vernichtet worden, nur Ermüdung hemmte am Verfolgen. Die Beute war groß, der Sieg glänzend. Die Sieger knieten nieder und dankten dem Allmächtigen, der Herzog weinte vor Freude.

Sieg bei Trecaste.

Alles fiel jetzt wieder von den Franzosen ab, auch Genua, die Venetianer zogen sich zurück. Mailand kaufte sich um 2000 Pfund Goldes von der Strafe für seine Untreue los. 4000 Eidgenossen blieben zum Schutze des Herzogs im Lande.

So war denn mit einer Schlacht die Lombardei verloren und stand zugleich eine Landung der Engländer im Norden und ein Angriff von Deutschland aus im Osten zu erwarten. Maximilian war außerordentlich regsam, er hoffte diesmal Burgund wieder zu gewinnen.[2] Nach seinem Plan sollten die Völker von Österreich den Kampf gegen Venedig fortführen, die aus Oberdeutschland, vereint mit den Eidgenossen, Burgund erobern, während er selber mit Heinrich VIII. den Norden Frankreichs zu überziehen gedachte.

Kaiser Max I.

Quessant.

Der Kampf mit England begann mit einer Seeschlacht bei Quessant 10. August, bei welcher der französische Admiral sein Schiff mit dem feindlichen Admiralsschiff in die Luft sprengte. Heinrich VIII. zog von Calais aus vor das feste Terouenne mit 40.000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern. Dort stieß 9. August Maximilian mit seinen Deutschen und Niederländern zu ihm. Ein französisches Heer, das zum Entsatze in Amiens stand, bekam Befehl, Proviant in die bedrängte Stadt zu bringen. So kam es am 17. August 1515 zur Schlacht bei Guinegate. Max erinnerte die Deutschen, dass sie unter ihm schon einmal an der gleichen Stelle gesiegt hätten; dann nahm er den Helm ab, zeigte das graue Haar: doch die Jahre sollten ihn nicht abhalten, ihnen zu zeigen, dass der Muth noch jung sei, und werde er der erste sein, der die Lanze gegen den Feind einlege. Max I. sprengte an der Spitze von 4000 Reitern das Heer der Franzosen auseinander; was nicht floh, wurde gefangen, wie Bayard, Imbercourt, La Palisse, oder getödtet.[3] Das ist die Sporenschlacht,[4] die den Fall von Terouenne entschied; die Besatzung ergab sich am 22. August. Die Franzosen zogen sich hinter die Somme zurück. Tournai musste sich Heinrich VIII. am 24. September nach kurzer Belagerung ergeben. Zu gleicher Zeit erfuhr Heinrich, dass sein Lord Howard die Schotten, welche unter

Guinegate.

La journée des éperons.

---

[1] Unter den Führern hatten sich Niklaus Konrad, Benedict von Weingarten, Erni Winkelried und Keller von Bülach besonders hervorgethan, wie Gemeine gekämpft und durch Ermahnungen die Scharen beisammen gehalten.

[2] Monumenta Habsburgica. II. Einleitung von Lanz, l. c. S. 132—133.

[3] Ehrenspiegel, 1298. — Fleurange — bei Michaud, l. c. V, p. 39—41.

[4] Et parceque les esperons servirent plus que l'espée, fut nommée la journée des esperons. Martin du Bellay — bei Michaud, l. c. V, p. 117.

Jakob IV. in Northumberland eingefallen waren, bei Flodden aufs Haupt geschlagen habe. Unter den Todten war der König selber. Margaretha verabredete in Tournai die Vermählung seiner Schwester Maria mit Karl V., und dass im Jahre 1514 ein Angriff auf Frankreich auch von Spanien aus geschehen solle; sie war seit dem Tode Julius II. die eigentliche Seele der Liga. Flodden.

Zwischen dem 27. August und 13. September fand unter Führung des Herzogs Ulrich von Wirtemberg der Zug in das Herzogthum Burgund statt. Die Schweizer nahmen mit Eifer daran Theil: 16.000 Mann hatte die Tagsatzung bewilligt, viele Freiwillige schlossen sich an. Geschütze, 1000 Lanzen aus der Freigrafschaft, viele Ritter aus dem Reich brachte der Herzog Ulrich. Der Zug gieng gerade auf Dijon los. Darin stand hinter wenig starken Werken mit 1000 Lanzen und 6000 Mann zu Fuß de la Tremouille. Bald war Bresche geschossen, einem Sturm konnte die Stadt nicht widerstehen — die Gefahr war groß für Frankreich. Da half Tremouilles List: er bestach einige Führer der Schweizer mit Geld, andere mit der Vorstellung, sie könnten das Schicksal Europas entscheiden. Und ohne dass die Schweizer fragten, ob er Vollmachten habe, schloss Tremouille mit ihnen Frieden im Namen seines Königs, mit dem Papst, mit dem Reich, mit Mailand, und versprach 400.000 Kronen der Eidgenossenschaft, und gab 20.000 sogleich als Abschlag. Dann kehrten die Schweizer heim und die Deutschen mussten auch umkehren. Zug gegen Burgund. Dijon. Tremouille. Die Schweizer.

Der Friede war trügerisch, die Schweizer waren gefoppt. Ludwig XII. erklärte, Tremouille habe gar keine Vollmachten gehabt, zu unterhandeln; dieser schrieb dem König vertraulich, nur durch diese Täuschung habe er Dijon retten können. — Die Erbitterung über diesen Frieden, über die Kronenfresser, die ihn geschlossen, war groß in der Schweiz — aber was half sie! — die günstige Stunde war unbenützt vorübergegangen. Unruhen brachen aus über den Menschenhandel. „Der Landmann," sagt ein Schweizer,[1]) „sah sein stilles Glück immer mehr schwinden. Seine Söhne, durch den Glanz, den Gewinn, die Ausgelassenheit des Kriegslebens angezogen, eilten scharenweise zu den Fahnen und, wenn sie je wieder nach Hause kehrten, so fand er an ihnen keine Gehilfen seiner Arbeit, sondern an Müßiggang und Ausschweifung gewöhnte Kriegsleute. Geld und Lebensmittel musste er bei jedem neuen Zuge mitgeben, aber weder von dem Mitgegebenen, noch von dem Gewonnenen kehrte etwas in seine Hütte zurück; denn auch der reichste Erwerb war von den meisten, noch ehe sie die Heimat erreichten, verschleudert, und der Landmann, den noch überdies die Erhaltung zahlreicher Witwen und Waisen der in dem Kriege Gefallenen drückte, versank immer tiefer in Armut. Sah er in den Städten Pracht und Üppigkeit, so glaubte er, dass nur der Städtler Vortheile aus dem Menschenhandel ziehe; wurde ihm selbst ein Genuss zutheil, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, dass diese flüchtige Lust mit dem Blute seiner Söhne erkauft sei." Falscher Frieden. Unruhen in der Schweiz.

Die Waffen ruhten jetzt einige Zeit, dafür wurde umso eifriger unterhandelt. Anna von Bretagne starb 16. November 1514 und Ludwig XII. gab die Hoffnung nicht auf, in einer neuen Ehe einen Sohn zu erzielen, der nach ihm die Krone trage. Margaretha, dann ihre Nichte Eleonora kamen in Vorschlag. Eine plötzliche Wendung in der englischen Politik brachte Maria, Wendung der englischen Politik.

[1]) Vögelin, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Dritte Auflage, umgearbeitet von Escher. Zürich 1856, II. Bd., S. 42—43.

Ludwigs XII. dritte Ehe. die Schwester Heinrichs VIII., auf den französischen Thron. 11. October 1514 wurde die sechzehnjährige Prinzessin mit Ludwig XII. vermählt. England und Frankreich schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis. Tournai blieb den Engländern; Ludwig XII. versprach, Heinrich VIII. zwölf Jahre hindurch 100.000 Kronen zu entrichten.[1]) Die Festlichkeiten, die veränderte Lebens- Tod Ludwigs XII. weise untergruben jedoch Ludwigs XII. Gesundheit, er erlag 1. Januar 1515 einem Fieber.

Die Trauer über den Tod war aufrichtig. Ludwig hatte ein Herz für das Le bon roi Louis. Volk, das ihn im Ernst le père du peuple nannte, er erhob keine Steuern, die nicht bewilligt waren, und sorgte für geordnete und sparsame Verwendung.[2]) „Ich will lieber meine Höflinge über meine Sparsamkeit lachen, als mein Volk über meine Verschwendung weinen sehen", war sein Wahlspruch; sein Wahrzeichen eine Bienenkönigin mit der Umschrift: „Non utitur aculeo rex, cui paremus." Als man ihm beim Antritt der Regierung einige bezeichnete, die ihn bei Karl VIII. angeschwärzt hatten, erwiderte er hochherzig: „Es ist des Königs von Frankreich unwürdig, die Feinde zu verfolgen, die der Herzog von Orleans gehabt hat." Ein schönes Denkmal seiner Regierung bildet die Sammlung seiner Gesetze,[3]) die er zur Einführung einer einfacheren und geordneteren Rechtspflege veranstalten ließ. Er selber gab nie ein Gesetz ohne den Rath einsichtsvoller Männer und ohne die Zustimmung des Parlamentes. —

Franz I. — Marignano.

Franz I. Franz I., Graf von Angoulême und Herzog von Valois, der Urenkel des Herzogs Ludwig von Orleans und der Valentine Visconti, geboren zu Cognac 1494, welcher jetzt den Thron bestieg und am 25. Januar in Rheims gekrönt wurde, war von der Natur viel reicher ausgestattet als sein Vorgänger. Ein Bild männlicher Schönheit, „so wohl gestaltet und beredt, wie ihn das ganze Reich der Welschen nicht besaß", voll Anmuth und Majestät zugleich, besaß Franz I. eine leichte Fassungsgabe, ein starkes Gedächtnis,[4]) eine farben- Charakter. reiche Phantasie, einen regen Geist, ein Herz voll lebhafter Wallungen. Nicht für den Thron bestimmt, hatte Franz eine freie Erziehung genossen, liebte er Kunst und Wissenschaft und dichtete selber nicht ohne Ruhm; in allen Waffenkünsten geübt, mit dem Muthe des Temperamentes begabt, früh kühne Jagden liebend, schonte er sein eigenes Blut nicht in der Stunde der Gefahr. Das Lesen vieler Ritterromane in seiner Jugend hatte sein Herz mit einer brennenden Sehnsucht nach Heldenruhm erfüllt. Wenn er von kriegerischen Großthaten hörte, konnte er Thränen vergießen.

---

[1]) Lanz, l. c. S. 134—138 und 148—149.
[2]) Henri Martin, l. c. VII. p. 429—433.
[3]) Coûtumes et statuts particuliers de la plupart des baillages, sénéchaussées et prévotées du royaume de France.
[4]) Michelet, Renaissance, chap. XIV.

So geartet war Franz von Angoulême, ein König, der durch seine Leutseligkeit das Volk, durch seine Neigung zu Pracht und Glanz die Großen, durch seine Liebe für Kunst und Wissenschaft die Gelehrten entzückte — Franz I. heißt der Vater der Wissenschaft.[1]) Schlimme Beigaben seiner Natur, — die er von der genuss- und herrschsüchtigen Mutter, Louise von Savoyen, geerbt hatte, waren der Hang zur Verschwendung, zu ungezügelter Genussucht, die Abneigung gegen beharrliche Thätigkeit, — sie gewannen leider zuletzt das Übergewicht über die edlen Eigenschaften und knickten die Hoffnungen, die Frankreich auf ihn als den Bringer einer guten und großen Zeit gesetzt hatte. Der Mann, der als Jüngling alles mit Enthusiasmus erfüllte und für Heldenruhm glühte, gieng im Schlamm der Wollust,[2]) Falschheit und Eigensucht unter.

Franz I. nahm sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand an und war entschlossen, die Schande von Novara und Guinegate auszumerzen. Sich zu decken, schloss er am 28. März mit Karl V. einen Bundesvertrag, nach welchem dieser mit Renata, der jüngeren Schwester der Königin Claudia, sich dereinst vermählen sollte,[3]) gieng er 5. April mit Heinrich VIII. ein Schutz- und Trutzbündnis auf Lebenszeit ein, erneuerte er 27. Juni das Bündnis mit Venedig. Der Doge von Genua, Octavian Fregoso, versprach, beim Annahen der Franzosen die Pässe Liguriens zu öffnen, den Titel eines Dogen mit dem eines Statthalters von Genua im Namen des Königs von Frankreich zu vertauschen. Vergebens waren die Unterhandlungen mit den Schweizern, mit Ferdinand von Aragonien, mit Leo X. Die Schweizer antworteten auf des Königs Begehren nach Wiederherstellung der früheren Verbindungen mit der Forderung, er solle zuerst den Vertrag von Dijon erfüllen.[4]) Ferdinand verweigerte die Verlängerung des Waffenstillstandes von Orthez, wenn nicht Mailand eingeschlossen sei. Leo X. versprach bloß neutral zu bleiben. Ferdinand und Maximilian verhießen den Schweizern Unterstützung.

Plan auf Mailand.

Bündnisse.

Genua.

Indes hatte Franz I. eine Armee bei Lyon zusammengezogen — 24.000 Landsknechte, darunter 6000 aus Geldern, die sogenannte schwarze Schar, 10.000 Biscayer und Gascogner unter Navarro, der in französische Dienste eingetreten war, seit Cardona auf ihn die Niederlage von Ravenna schob und Ferdinand ihn nicht aus der Gefangenschaft loskaufen wollte, 10.000 andere französische Söldner, 2500 Geharnischte zu Ross, darunter Bayard, Imbercourt, La Palisse, 70 Kanonen und 300 leichte Feldschlangen.[5]) Während 20.000 Schweizer die Ausgänge der Pässe über den Montcenis und Montgenèvre bewachten, bahnte sich — vielleicht da, wo einst auch Hannibal den Übergang gewagt hatte — der König den Weg über Embrun, Barcelonette, Argentiere auf Coni, auf einem für unübersteiglich gehaltenen Wege, — Felsen mussten gesprengt, Brücken über Abgründe geworfen werden. Dieser kühne Übergang eines so furchtbaren Heeres überraschte die Gegner. Prospero Colonna wurde mit den

Zug über die Alpen.

Überraschung.

1) Le père des lettres.
2) Henri Martin, l. c. VII, p. 434—439.
3) Lanz — in den Monumenta Habsburgica, S. 156—162.
4) Ibid. p. 163. — Actenstücke und Briefe Kaiser Karl V. S. 7—9.
5) Dieses Heer war also das stärkste und geübteste, das Frankreich je aufgestellt hatte.

Vorposten in Villafranca gefangen genommen, das päpstliche Heer zog sich ins Modenesische zurück, die Spanier unter Cardona wurden durch die Venetianer unter Alviano an der Etsch festgehalten und konnten sich mit den Schweizern nicht vereinigen.

Die Schweizer. Diese waren im Augenblicke von allen verlassen und zum Unglück unter sich uneinig, zumal französische Lockung und Bestechungen wirkten.[1]) Am 18. August zog sich das ganze Heer von Rivoli zurück, ohne eine Schlacht gewagt zu haben, immer von französischer Reiterei umschwärmt, viele zogen der Heimat zu, der Gewalthaufe nach Gallerate und von da nach Monza, um Verstärkung abzuwarten. Ungehindert überschritten die Franzosen den Tessin. Indes kam ein dritter Auszug über die Alpen, während wieder eine Partei in Vercelli um Frieden

Unterhandlungen. unterhandelte: die Eidgenossen übergeben dem König das Herzogthum Mailand, dieser gibt dem Massimiliano Sforza das Herzogthum Nemours, einen Jahresgehalt von 12.000 Franken und eine Prinzessin aus königlichem Geblüt, und den Schweizern die 400.000 Kronen des Vertrages von Dijon, nebst 300.000 Kronen Kriegskosten; Schweiz und Frankreich bleiben zu Schutz und Trutz verbunden. In Gallerate ward dieser Friede zwar am 18. September unterschrieben, aber von einem großen Theil des Heeres zu Monza verworfen, denn sonst werfe man den Schweizern vor, sie hätten den Vater verrathen, den Sohn verkauft, Treue und Ehre verletzt und den Bundesgenossen Spanien preisgegeben. Dies und das Geld, das der Cardinal Schinner mitgebracht, wirkte; am 8. September brachen die Schweizer gen Mailand auf, wo die Anhänger der Franzosen verjagt wurden, und Trivulcio fand Widerstand, als er der Stadt nahte.[2])

Marignano. Da zogen sich die Franzosen gegen Marignano und befestigten dort mit großer Kunst ihr Lager. Gegen diese furchtbare Stellung und das doppelt so starke französische Heer brachen am 13. September etwa 24.000 Schweizer auf — unter fortwährendem Hadern, ob man nicht den Angriff verschieben solle. Bei Sonnenuntergang war man in der Nähe des Feindes. Werner Steiner, der Befehlshaber der Vorhut, hob drei Erdschollen auf, warf sie über die Häupter der Krieger und rief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Fromme, treue und liebe Eidgenossen! Hier soll unser Kirchhof sein, seid mannlich und unverzagt, vergesset die Heimat, denkt nur auf Lob und Ehre, die wir heute mit Gottes Hilfe erringen wollen; lasset uns darum zu ihm beten!" — Nach kurzem Gebet erhoben sich die Schweizer mit bewunderswerter Todes-

Erste Schlacht. verachtung zum Angriff. Der Ansturm der französischen Reiterei ward zersprengt, die Landsknechte wurden aufgerieben, das französische Geschütz riss ganze Reihen nieder, aber immer schloss sich wieder die Linie der Eidgenossen und schritt unaufhaltsam voran und das erste französische Treffen wurde geworfen. Eben gieng die Sonne unter, als sie den Angriff auf das zweite begannen — er war viel blutiger, entsetzlicher als der erste, auch Bayard floh. Franz ordnete mit Umsicht und unerschrocken den Rückzug in den hintersten Theil des Lagers beim schwachen Schimmer des Mondes; nur seine starke Rüstung hielt die vielen Hiebe und Stiche ab. Eine Stunde vor Mitternacht gieng der Mond unter und machte

[1]) Monumenta Habsburgica. Lanz, l. c. S. 165. Die Worte des Vertrages zu Dijon, dass das Herzogthum Mailand zu der Eidgenossen Handel dienen und bleiben solle, hatten den Verdacht erregt, dass die Schweizer es zum Unterthanenlande machen wollten.

[2]) Glutz-Blozheim, l. c. IV. Buch, 4. Abschnitt, S. 375—441.

dem Kampfe ein Ende. Jeder mußste stehen bleiben, wo er gerade stand, Freunde und Feinde untereinander. Franz schlief einige Stunden auf der Laffete einer Kanone; sein Leibtrompeter blies in einemfort und die im ganzen Heere bekannten Töne riefen einige Tausend in seine Nähe, seine Feldherren ordneten die Reihen. Die Töne der Hörner und Trompeten unterbrachen die Stille der Nacht, wie das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden. Der Cardinal Schinner hielt mit einigen Führern bei einem großen Feuer Kriegsrath, da richteten die Franzosen ihre Schüsse auf das Feuer und der Kriegsrath stob auseinander.

In der Frühe des 13. September erneuerten die Schweizer den Angriff, aber sie fanden die Franzosen hinter einem Graben sicherer aufgestellt, ihr Geschütz übte eine schreckliche Wirkung. Desungeachtet drangen die Schweizer vor, das große Viereck in der Mitte befehligte Röust, Bürgermeister von Zürich. Es war ein gräſsliches Schlachten, die schwarzen Banden wurden aufgerieben, ein Angriff der französischen Reiterei nach dem andern prallte ab, der Graben wurde überschritten, mit Mühe hielt sich noch das französische Mitteltreffen; es war gegen Mittag. Da verkündeten Staubwolken und der Ruf San Marco, daſs das venetianische Heer den Franzosen zu Hilfe komme; zugleich strömte das Wasser des Lambro in die Reihen der Eidgenossen: Trivulcio hatte die Dämme durchstechen lassen. Jetzt mußste der Gewalthaufe umkehren, er that es langsam, fest und stolz, die Verwundeten mit sich tragend, wenig verfolgt, denn der Connetable von Bourbon rieth dem König, die Eidgenossen, die er wieder für Frankreich gewinnen könne, nicht zur Rache zu reizen.[1]) Die Verluste waren beiderseits groß, 12.000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, darunter 7000 Schweizer. Der alte Trivulcio meinte, 18 Schlachten, denen er beigewohnt, seien ein Kinderspiel gewesen gegen diesen Riesenkampf. Franz I. ehrte Bayards Tapferkeit, indem er auf dem Schlachtfelde sich von ihm zum Ritter schlagen ließ.

Zweite Schlacht.

Hilfe der Venetianer.

Rückzug der Schweizer.

Bedeckt mit Blut und Staub und Wunden und Heldenruhm, in zerrissenem Gewand, an Zahl sehr gemindert, vieler ihrer besten Führer beraubt, zogen die Eidgenossen wieder in Mailand ein. Die aus den Urkantonen und Zürich wollten die Stadt vertheidigen, viele aber waren von den Schrecken der Schlacht und von Heimweh ergriffen, das unheimliche, verderbliche Italien zu verlassen. Die Lagergemeinde beschloſs, beim Herzog auszuhalten, wenn er den Sold bezahle, und rückte in kriegerischer Ordnung vor das Schloſs. Morone erklärte aber, der Herzog habe kein Geld. Da legten die Eidgenossen 1500 Mann aus allen Kantonen ins Schloſs zum Schutze des Herzogs, die anderen kehrten heim. Schinner floh mit Franz Sforza, dem jüngeren Bruder des Herzogs, nach Innsbruck zu Maximilian. 16.000 Franzosen rückten in Mailand ein und lagerten sich vor dem Schlosse, das von den Schweizern aufs tapferste vertheidigt wurde.

Heimkehr.

Aber der Herzog Massimiliano war feig und charakterlos; er fürchtete, durch eine der Minen, welche der geschickte Navarro legte, sammt dem Schlosse und den Schweizern in die Luft zu fliegen. Vergebens widersetzten sich die Schweizer und Morone und der päpstliche Legat seinen Unterhandlungen:[2])

Sforza.

---

[1]) Auf diesem Rückzug gieng das berühmte Hifthorn, der Stier von Uri, verloren. Manche vergaßen Leben und Heimat, nur um die Feldzeichen nicht dem Feind zu überlassen. Moriz Gerber von Appenzell riſs die Fahne von der Stange, barg sie im Busen und starb.

[2]) Der Herzog Massimiliano war ganz das Gegenstück zu seinem thatkräftigen, scharfblickenden Vater. Die Berner Hauptleute schrieben von ihm schon am 8. August nach

Vertrag. er schloss mit den Franzosen einen Vertrag ab, wonach er Mailand und Cremona übergab und auf alle Ansprüche an das Herzogthum verzichtete; dagegen sicherte ihm Franz anständigen Aufenthalt in Frankreich und hundert Thaler täglich. Als Sforza den Vertrag unterzeichnete, meinte er, nur so entkomme er der Knechtschaft der Schweizer, den Erpressungen des Kaisers, den Betrügereien der Spanier. Er lebte bis 1530 in Paris und starb wenig beachtet.

Der Schmerz über die Verluste von Marignano rief Unruhen in der Schweiz hervor, Beschlüsse gegen Pensionen von Frankreich und das Reislaufen überhaupt; als aber das erste Feuer des Unmuths verraucht war, hatten die Freunde und Lockungen des Königs dennoch wieder Erfolg. In Genf wurde am

Vertrag zu Genf. 12. November Frieden und sogar Bündnis mit Frankreich von zehn Kantonen verabredet; Schinner wurde auf Lebenszeit verbannt, er starb 1522 in Rom. Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen nahmen den Vertrag von Genf nicht an.

Franz in Mailand. Indes hatte Franz I. am 14. October prachtvollen Einzug in Mailand gehalten, war Cardona rasch vor ihm nach Neapel zurückgekehrt und hatte Leo X. zu Viterbo Frieden mit Frankreich geschlossen, auf Parma und Piacenza

Friede mit Leo X. verzichtet, die jetzt wieder zu Mailand geschlagen wurden, dagegen gewährleistete der König den Medici die Herrschaft in Florenz und dem Papste den Kirchenstaat 13. October. Am 10. December kamen Leo X. und Franz I. in

In Bologna. Bologna zusammen. Der Papst wirkte hier für den europäischen Frieden. Franz hatte vor, alsbald gegen Neapel zu ziehen, Leo rieth ihm davon ab, da dies nur eine Landung der Engländer in Frankreich zur Folge hätte, denn Heinrich VIII. habe aus Eifersucht über die Erfolge der Franzosen sich mit Spanien und dem Kaiser wieder verbündet, Ferdinand sei dem Tode nahe und sein Erbe Karl zur Unterhandlung bereit. Der Herzog von Ferrara bekam wieder Modena und Reggio, dafür erhielt Lorenzo von Medici das Herzogthum Urbino. In kirchlichen Dingen opferte Franz die pragmatische Sanction, schloss dagegen am 14. December in Bologna

Concordat. das Concordat ab, welches dem Papste in Frankreich die Annaten und dem Könige die Wahl der Bischöfe und Äbte zusicherte.

Max gegen Mailand. Als Statthalter ließ Franz den Karl von Bourbon in Mailand: dieser hatte 1516 einen Angriff Maximilians abzuwehren, dem 15.000 Eidgenossen aus den fünf Orten unter Jakob Stapfer aus Zürich zuzogen. Von Verona gieng der Zug ins Mailändische — Lodi ward genommen, in Mailand regte sich eine kaiserliche Partei. Allein indes kamen unter Jakob von Stein 13.000 Schweizer aus den acht Orten einen Tag vor dem Kaiser nach Mailand und

Hause: „Der Herzog schatzt Alles klein: dann er thut nüt denn schlafen den ganzen Tag, dienet Gott wenig, lost kein Meß, lebt, als ob er sein Leben von ihm selber hätte; die Nacht thut er nüt dann stechen und jubiliren und thut, als ob er Vögeli gefangen habe, und führt gar ein unordentlich unfürstlich Wesen; darum die Nothdurf erfordert, ihm einen anderen Rock anzulegen. — Dann wer Gott nit vor Augen hat, nimmt nimmer gut Alter, noch End.“

Schweizer sollten nun gegen Schweizer kämpfen. Der günstige Augenblick war schon vorüber, französische Lockungen wirkten unter den Schweizern im Heer des Kaisers, ganze Scharen liefen davon. Max bangte vor dem Schicksal Lodovico Moros — er kehrte nach Verona zurück, sein Heer löste sich auf, die nacheilenden Feinde nahmen Brescia weg. In Italien hatte Maximilian I. offenbar kein Glück. Heimkehr.

Von neuem erhob sich jetzt der Streit der französischen und gegenfranzösischen Partei in der Schweiz, er legte sich erst als die acht Orte auf den Frieden zu Genf verzichteten. Am 29. November 1516 kam zu Freiburg der ewige Frieden mit den Eidgenossen zustande, alle Gefangenen wurden ohne Lösegeld freigelassen, Franz zahlte 400.000 Sonnenkronen für den Zug nach Dijon, 300.000 für Italien, willigte in die Abtretung von Lugano, Locarno, Mendrisio und Maithal an die dreizehn Orte, von Bellinzona an die Urcantone, von Veltlin und Chiavenna an die drei Bünde Rhätiens, gewährte allen Mailändern Amnestie, jedem Canton ein Jahrgeld von 2000 Livres und 100 Franken für einen Studierenden in Paris, und den Kaufleuten Zollfreiheit.[1] Dieser Friede sollte ewig währen, er blieb auch bis 1798 die Grundlage aller Verträge mit Frankreich.[2] Von diesem Frieden haben die Schweizer nur noch als Söldlinge fremder Fürsten, aber nicht mehr als Nation einen Krieg geführt bis 1798. Ihr Höhepunkt war offenbar die Tagsatzung zu Baden 1512, wo die Gesandten der ersten Staaten um ihren Bund warben und sie gegen Abtretung von einigen tessinischen Thälern und eine große Geldsumme Massimiliano Sforza zum Herzog von Mailand ernannten. Als sie siegeln wollten, hörten sie wie geistermäßig einen dreimaligen Schlag auf den Tisch.[3] Sie erschraken — aber sie siegelten. Später deutete man die drei Schläge auf die zwei Schlachttage bei Novara und den Tag von Marignano, Gott habe warnungsweise den Eidgenossen verkündet, was Bündnisse mit fremden Fürsten ihnen schadeten. — Ewiger Friede zu Freiburg.

Tod Ferdinands von Aragonien. — Ximenez.

Der Tod Ferdinands von Aragonien gab Italien eine kurze Zeit der Ruhe. Ferdinand starb, vierundsechzig Jahre alt, am 23. Januar 1516 im Dorfe Madrigalejo; „auf einem elenden Grundstücke schloss der Gebieter so vieler Länder seine Augen"; im Schatze war kaum so viel Geld vorhanden, um die Kosten des einfachen Begräbnisses zu decken. „In Spanien", sagt Voltaire von ihm, die verschiedenen Urtheile zusammenfassend, „nannte man ihn den Weisen und Klugen, in Italien den Frommen, in Frankreich und England den Treulosen." — Doch waren die Könige dieses Landes nicht minder treulos. Es war eben die Zeit, in Tod Ferdinands. Charakter.

[1] Johannes von Müller (Glutz-Blozheim), l. c. Bd. V, 2, S. 440—441.

[2] 1515 wurden Mühlhausen im Elsass ein zugewandter Ort, 1519 Rottweil am Neckar. Dagegen scheiterte 1510 der Versuch, Constanz dem eidgenössischen Bund einzuverleiben.

[3] So erzählt Bullinger.

der Macchiavelli den Grundsatz aufstellte: „Ein weiser Fürst wird und soll seine Verpflichtungen nicht halten, wenn diese zu seinem Nachtheile und die Ursachen, welche ihn veranlassten, sie einzugehen, nicht mehr vorhanden sind.“ — Derselbe Schriftsteller bemerkte von ihm: „Nichts erwirkt einem Fürsten so viele Achtung, als große Unternehmungen. Unser Zeitalter hat hievon ein glänzendes Beispiel in Ferdinand von Aragonien geliefert. Wir dürfen ihn einen neuen König nennen, da er sich von einem schwachen zum ausgezeichnetsten Herrscher in der Christenheit erhoben hat; und wenn wir seine mannigfachen Thaten wohl erwägen, müssen wir alle als groß und einige als wahrhaft ruhmvoll erkennen.“ [1]) — Ein Zeitgenosse schildert Ferdinand als von mittlerer Größe, sein Auge war glänzend, sein Mund fein, seine Stirne hoch, sein Haar flatternd und kastanienbraun, sein Benehmen höflich, seine Haltung würdig: niemand konnte seine Gedanken aus einer Veränderung seines Gesichtes lesen.

Ferdinand von Österreich.

Die letzten Sorgen des Königs galten seinem Enkel Ferdinand, der unter seinen Augen aufgewachsen, der ihm lieb geworden war. Man brachte ihn mit Mühe davon ab, Ferdinand die Regentschaft, die Großmeisterwürde der drei Orden zu vermachen, um nicht Zwiespalt zwischen den Brüdern zu erregen. „Dann wird Ferdinand sehr arm sein“, sagte der König mit Thränen im Auge. „Nein,“ entgegnete einer der Räthe, „er wird die Gunst seines Bruders besitzen und das ist das beste Vermächtnis für ihn.“ Endlich ernannte der Sterbende Ximenes zum Regenten mit den Worten: „Er ist ein braver Mann mit ehrlichen Gesinnungen, er hat für keine lästigen Verwandten und Freunde zu sorgen, er verdankt alles der Königin Isabella und mir; da er stets dem Vortheile unserer Familie treu und ergeben war, so glaube ich, dass er es immer so bleiben werde.“ — Damit kommen wir an einen der großen Spanier dieser Zeit, an Ximenes.

Ximenes Regent.

Er ist geboren 1436 zu Torrelaguna und stammt aus einer alten, dem niederen castilianischen Adel angehörigen Familie, die den Beinamen de Cisneros führte. Von seinen Eltern früh zum geistlichen Stande bestimmt, widmete sich Gonzalez — oder, wie er seit seinem Eintritt in den Ordensstand sich nannte, Franz — Ximenes in Alcala und Salamanca der alten Literatur, dem Studium des Rechtes und der heiligen Schrift,[2]) lebte dann 1459—1465, mit Studien und Processen vor den geistlichen Gerichten beschäftigt, in Rom, wo er Aufmerksamkeit erregte und von wo er mit der Anwartschaft auf die erste erledigte Pfründe in der Diöcese Toledo zurückkehrte. Der Erzbischof wollte davon nichts wissen und, da er die erste erledigte Stelle schon einem andern zugedacht hatte, Ximenes zwingen, seine Ansprüche aufzugeben. Wo es aber ein Recht gegen Gewalt zu vertheidigen galt, war Ximenes unbeugsam, — lieber blieb er sechs Jahre in Haft — und zuletzt musste der Erzbischof ihm doch die Stelle verleihen. Ximenes war nun von 1480 an als Kaplan in Siguenza mit dem Studium der heiligen Schrift in der Ursprache beschäftigt, seit 1483 mit der Administration des Bisthums, legte aber in Sehnsucht nach der Ruhe eines den Studien und dem Gebet geweihten Lebens 1484 all seine Ämter nieder und gieng in das neu gegründete Kloster de los Reyes in Toledo, weil hier die Ordensregel des heil. Franciscus in all ihrer Strenge beobachtet wurde. Aber auch hier hatte er bald keine Ruhe, denn der Ruf seines strengen, heiligen Lebens zog ihm die Menge zu, die nur

Lebensgang.

[1]) Prescott, Ferdinand und Isabella, II, S. 530—557.

[2]) Hefele, Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Zweite Auflage. Tübingen 1851, S. 9—17.

bei ihm beichten wollte, nur bei ihm Rath und Trost suchte. Er erbat und erhielt von seinen Obern Versetzung nach Castannar: hier baute er sich in schöner, stiller Natur in einem mächtigen Kastanienwald eine neue Hütte und lebte hier von Kräutern und Wasser — nur dem Studium der Schrift und der eigenen Vervollkommnung — die glücklichsten Tage seines Lebens. In gleichem Ernste lebte Ximenes dann als Guardian im einsamen Salzeda, als die Ernennung des Beichtvaters der Königin zum Bischof solch außerordentliche Gaben auf einmal aus dem Schatten des Klosters zog und ihm einen großartigen Wirkungskreis anwies. Isabella wollte wieder einen strengen Gewissensrath und der große Mendoza, der einen Blick in die Tiefe der Seele des Mönches geworfen, empfahl ihr Ximenes und so erschien unter den glänzenden Erscheinungen auf dem glatten Boden des Hofes, wie eine Gestalt aus den strengsten Zeiten der Kirche, wie einer der Väter der Wüste, der einfache, ernste Mönch, dem man aber bald nachrühmte, dass er an Weisheit dem Augustinus, an Glaubenseifer dem Ambrosius und an Enthaltsamkeit dem Hieronymus gleiche. Ximenes nahm die Stelle nur an unter der Bedingung, dass er in seinem Kloster und nach der Strenge seines Ordens auch fortan leben könne. Er blieb ein strenger Mönch, er reiste, als ihm kurz darauf das Vertrauen seiner Brüder die Würde eines Provincials übertrug, zu Fuß durch die verschiedenen Gegenden seiner Provinz und erbettelte, was er auf der Reise nöthig hatte. Die spanischen Klöster bedurften überhaupt einer Reform, die Königin wünschte sie, Ximenes vollzog sie mit ebensoviel Eifer und Klugheit — wenn es ihm auch eine Fülle von Hass und Verunglimpfung eintrug.[1] Die Verehrung der Königin für den außerordentlichen Mann stieg mit jedem Tag: 1495 überreichte sie ihm, nachdem sie über allerlei gesprochen, eine Bulle: „Schauet einmal, was der heilige Vater mit diesem Schreiben will"; er öffnete und las: „An unseren ehrwürdigen Bruder, Franz Ximenes von Cisneros, erwählten Erzbischof von Toledo", — denn sie hatte nach dem Tode des großen Cardinals Mendoza ohne Wissen ihres Beichtvaters seine Wahl zum Erzbischof von Toledo gegen die Bitten ihres Gemahls, der seinem unehelichen Sohne diese Stelle verschaffen wollte, betrieben und durchgesetzt. „Das ist nicht für mich", rief Ximenes erbleichend und eilte aus dem Palast und aus der Stadt. Die Granden, welche ihm die Königin zu Pferde nachsandte, trafen ihn drei Meilen von der Stadt, wie er in der Hitze zu Fuß nach dem Kloster Ocanna eilte. Erst ein unbedingter Befehl des Papstes erwirkte die Annahme der Würde und den Verzicht des Ximenes auf seinen Lieblingswunsch, in der Stille eines Klosters seine Tage zu verbringen,[2] — er war damals neunundfünfzig Jahre alt.

Beichtvater Isabellas.

Reform der Klöster.

Erzbischof von Toledo.

Ximenes ist der großartigste aller Erzbischöfe von Toledo in einfachem Leben, im Eifer für die Wissenschaft und für die Verbreitung des Glaubens.[3] Anfangs lebte er wie früher als Mönch, er schlief auf einem Brett, ein Scheit Holz als Kopfkissen, er trug ein rauhes Tuch um den Leib; erst ein Befehl des Papstes, dass er sich äußerlich in Kleidung, Gefolge und in allem, was der Wohlstand erheische, der Würde seines Standes gemäß zu benehmen habe, bewirkte, dass Ximenes die herkömmliche Pracht wenigstens äußerlich entfaltete,

---

1) Hefele, l. c. S. 27—31.
2) Ibid. S. 31—36.
3) Ibid. S. 36—51.

obschon er unter dem seidenen Gewand das grobe Kleid auch fortan trug, das er eigenhändig auszubessern pflegte, und bei verschwenderisch besetzter Tafel nur von Kräutern und Wasser lebte. Mit aller Kraft, streng und unerbittlich setzte jetzt Ximenes die Reform des Clerus durch und schuf einen tüchtigen Priesterstand — allerdings unter harten Kämpfen; mehr als 1000 Mönche wanderten lieber in die Berberei aus, als dass sie an ein strenges Leben sich gewöhnen wollten. Nur würdige Männer wurden befördert, keine Empfehlung von mächtiger Seite schlug beim gerechten Erzbischofe an.

Reform.

Ximenes hatte so viel Einkommen wie ein König und so wenig Bedürfnisse wie ein Mönch; den Überschuss seines Vermögens verwendete er in großartiger Weise für Wissenschaft und Kunst, für die Vergrößerung und für den Ruhm Spaniens. Hier sind am meisten zu rühmen seine Polyglotte, die Stiftung der Universität Alcala und die Eroberung Orans.

Eifer für die Wissenschaft.

Hieß Salamanca mit seinen 7000 Studierenden das spanische Athen, so wurde Alcala bald das erste Wunder der Welt genannt. Schon 1497 fasste Ximenes den Plan zur Stiftung; Alcala aber, das alte Complutum, wählte er zur Freistätte der Wissenschaft, wegen der gesunden Luft, der Stille an den schönen Ufern des Henares. 1500 legte er den Grundstein des Baues, an dessen Zustandekommen man ihn oft thätig sah, das Richtscheit in der Hand und die Arbeiter zur Thätigkeit anspornend. Der Bau war ebenso fest, als prachtvoll; es hieß, nie habe Toledo einen Erzbischof von mehr Erbauung gehabt. Die Königin Isabella, die Päpste Alexander VI., Leo X., gewährten der neuen Hochschule ausgedehnte Privilegien. Am 26. Juli ward sie eröffnet, sie bestand zunächst aus dem Collegium des heil. Ildephons mit 33 Mitgliedern und 12 Priestern, den Convicten zum heil. Eugen und Isidor, in welchen 42 junge Philologen drei Jahre lang freie Verpflegung genossen mit 6 Professoren der Philologie, zwei Collegien für Philosophie mit 8 Professoren und 108 Freiplätzen für Studenten; das Collegium des heil. Hieronymus war für 30 Zöglinge bestimmt, wovon 10 die lateinische, 10 die griechische, 10 die hebräische Sprache lernen sollten. So glich denn Alcala den englischen Universitäten heutigen Tages. Der Lehrstühle waren 42, darunter 4 für Medicin, 1 für Anatomie, 1 für Chirurgie, 4 für griechische und hebräische Sprache, 8 für Philosophie; die Zahl der Studierenden stieg bald auf 7000. Das Einkommen der Universität belief sich im Anfang auf 14.000, später auf 30.000 Ducaten. Um den Eifer der Professoren wach zu halten, bestimmte der Stifter, dass ihr Gehalt sich nach der Zahl der Zuhörer richte und dass jeder Professor nach vier Jahren wieder wählbar sei. Ximenes wohnte selber oft den Vorlesungen bei. Häufige Disputationen hielten den Geist der Jugend wach. Die ersten Lehrer wurden aus Salamanca und Paris berufen, das Hebräische lehrten bekehrte Juden. Als Franz I. während seiner Gefangenschaft die Universität besuchte, rief er staunend aus: „Euer Ximenes hat da ein Werk ausgeführt, welches ich zu vollbringen nicht gewagt hätte. Die Pariser Universität, der Stolz meines Landes, ist das Werk vieler Könige, Ximenes aber hat allein Ähnliches gegründet.“ — 1513 besuchte König Ferdinand die Universität; als seine Leibwache die Scepter, welche die Pedellen vor dem Rector trugen, wegnehmen wollten, da im Angesichte der Majestät kein Unterthan einen Scepter führen dürfe, wehrte es ihnen der König: „Hier ist der Sitz der Musen

Universität Alcala.

Collegien.

Dotierung.

Besuch Franz I.,

Ferdinands.

und diejenigen, welche in ihre Geheimnisse eingeweiht sind, haben Fug und Recht hier zu regieren."[1])

Ein nicht minder ruhmvolles Unternehmen war die Herausgabe der „Polyglotte" oder der Bibel in mehreren Sprachen. Ximenes, immer ein Eiferer für das Bibelstudium — lernte er doch noch in Siguenza das Hebräische und Chaldäische — suchte als Erzbischof die biblischen Studien durch eine Ausgabe der heiligen Schrift zu beleben, welche der verloren gegangenen „Hexapla" des Origenes würdig an die Seite treten könnte: jeder Theologe, meinte er, sollte aus den Quellen des Urtextes selber das ins ewige Leben fließende Wasser schöpfen. Darum vereinte Ximenes griechische, jüdische und spanische Gelehrte um sich, deren Eifer er aufs glänzendste belohnte und durch die Mahnung an die Kürze des Lebens stachelte („Eilet, sonst verliert ihr euch oder mich"), kaufte wichtige alte Handschriften um jeden Preis — zahlte er doch 4000 Goldkronen einmal für sieben Handschriften — Leo X. sandte ihm die wichtigen Handschriften der Vaticana —, berief geschickte Buchdrucker aus Deutschland. Das ganze Werk soll ihn 50.000 Ducaten gekostet haben. 1502 begann die Arbeit, 1514 erschien das Neue Testament,[2]) 1517 waren auch die fünf Bände des Alten Testamentes vollendet. Der „Pentateuch" ist in hebräischer, chaldäischer, griechischer Sprache mit drei verschiedenen lateinischen Übersetzungen gedruckt. Wie war Ximenes erfreut, als ihm am 10. Juli 1517 der letzte Druckbogen des gesammten Werkes zu Gesicht kam, welches auf das Bibelstudium in ganz Europa den größten Einfluss ausüben sollte! von allen Handlungen seiner Verwaltung habe keine noch so mühsame mehr Anspruch auf Glückwünsche. Der Amerikaner Prescott bezeichnet mit Recht das Werk als ein edles Denkmal der Frömmigkeit, der Gelehrsamkeit und der Freigebigkeit, welches den Gründer desselben zum Danke der gesammten christlichen Welt berechtige.[3]) Polyglotte.

Nur der Tod verhinderte Ximenes, in ähnlicher Weise eine Ausgabe des ganzen Aristoteles zu veranstalten. Um schlechte Schriften aus den Familien durch gute zu verdrängen, ließ Ximenes viele treffliche Erbauungsbücher, Lebensbeschreibungen von Heiligen drucken; auch ließ er volksthümliche Schriften über den Ackerbau verfassen, um eine rationelle Landwirtschaft und allgemeinen Wohlstand zu verbreiten. Auch die gothische oder mozarabische Liturgie ist durch ihn gerettet worden. Bezeichnend für den Geist des Ximenes ist dabei, dass die Sparsamkeit an sich selbst es ihm möglich machte, Gefangene loszukaufen, täglich viele Arme zu speisen, arme Mädchen auszusteuern, vier Spitäler, acht Klöster und zwölf Kirchen zu stiften. Volksbücher.

Aber auch der Geist der Conquista lebte im Mönch und ein tüchtiges Feldherrntalent. Lange suchte Ximenes die Könige von Spanien, Portugal und England zu einem Kreuzzug gegen Jerusalem zu vereinigen — ein Plan, der an den damaligen Kriegsereignissen scheiterte. Dann trieb er Ferdinand beständig zur Eroberung der Nordküste von Afrika, 1505 ward durch seine Unterstützung der große Seehafen Mazarquivir, ein altes Seeräubernest in Afrika, erobert. Als 1507 durch einen Unfall die spanische Besatzung in Ge- Plan zum Kreuzzug.

[1]) Hefele, l. c. S. 94—112. — Prescott, l. c. II, S. 481—486.

[2]) Hefele, l. c. S. 43—47. — Welte, Historisch-kritische Einleitung ins Alte Testament, I, S. 128—132. — Hug, Einleitung in das Neue Testament, III. Aufl., I. Bd.

[3]) Prescott, l. c. II, S. 486—491.

Krieg gegen Oran. fahr kam, rieth Ximenes zu einem Zug gegen das dem genannten Platze nahe gelegene feste Oran. Als Ferdinand wegen Mangels an Geldmitteln ablehnte, erwiderte der Cardinal, er sei bereit, jede nöthige Summe zu leihen, die alleinige Sorge für das Unternehmen zu tragen und sie persönlich zu leiten. Da willigte Ferdinand ein und mit derselben Emsigkeit, wie für die Feststellung des Bibeltextes, sorgte der Erzbischof jetzt für die Sammlung eines Heeres, der nöthigen Schiffe und Vorräthe, und bewährte die unentbehrlichen Eigenschaften eines wahren Feldherrn, unbezwingbaren Muth und erfinderische Klugheit.

Landung. Mit 4000 Reitern und 10.000 Mann zu Fuß schiffte sich Ximenes am 16. Mai 1509 ein, landete am 17. bei Mazarquivir, durchritt im hochpriesterlichen Gewand, aber mit einem Schwert umgürtet, die Reihen, mahnte Anrede. an den Ruhm und die Pflichten des heiligen Krieges: „Seit Jahren hörtet ihr, dass die spanischen Ufer von euren Feinden verwüstet, eure Kinder in Sclaverei geschleppt, eure Weiber und Töchter geschändet und Greuel aller Art verübt worden sind. Schon lange habt ihr nach Rache gedürstet, alle Hausmütter Spaniens haben uns ausziehen gesehen und am Fuße der Altäre unser Unternehmen dem Höchsten empfohlen. Dafür erwarten sie jetzt auch unsere triumphierende Rückkehr und schließen schon in Gedanken ihre aus der Sclaverei befreiten Kinder in ihre Arme. Der Tag, auf den ihr solange gewartet, ist da; hier ist die verhasste Gegend, hier der übermüthige Feind. Ich selbst will mit euch in die Schlacht gehen — für die göttliche Religion.“ — Stürmisch verlangte das Heer die Schlacht — aber auch, dass der greise Bischof des allgemeinen Besten wegen die Gefahr meide. Sogleich ward der Befehl zum Vorrücken gegeben; an der Sierra sah man wie eine dunkle Wolke das Heer des Feindes; sein erster Angriff auf die emporsteigenden Spanier war furchtbar, wurde aber muthig abgeschlagen und, als das spanische Geschütz ihn in der Seite fasste, wurde die Flucht allgemein. Besiegte und Sieger eilten gen Oran, das schon von den spanischen Schiffen beschossen, dessen Mauern jetzt von den Spaniern erstiegen wurden, als die Schiffstruppen Oran erstürmt. mit dem Landheer sich vereinten. Unter dem Rufe „San Jago und Ximenes!“ wurde Oran erstürmt und ein glänzender, aber auch blutiger Sieg errungen. 4000 Mauren fielen in der Schlacht, 8000 wurden gefangen. Oran war ein reicher Handelsplatz, darum die Beute groß. Als Ximenes am andern Morgen in die eroberte Stadt einzog, begrüßte ihn das siegestrunkene Heer mit dem Rufe: „Heil dir, du Besieger der Barbaren!“ — worauf aber Ximenes mit den Worten des Psalmisten antwortete: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gebürt die Ehre.“ Freudig schlug sein Herz, als er 300 Christensclaven die Freiheit schenken, als er die Moscheen zu christlichen Kirchen einweihen konnte. Wie gerne hätte Ximenes seine Eroberung über die ganze Nordküste Afrikas ausge-Navarro. dehnt! allein Navarro, der unter ihm befehligte, äußerte laut, zwei Generale seien zuviel in einem Heere, der Cardinal solle sich mit den errungenen Lorbeern begnügen und das Kriegführen denen überlassen, welchen es zukomme. Aus einem aufgefangenen Briefe Ferdinands sah Ximenes, dass dem König sein Tod gelegen käme, um den Stuhl von Toledo seinem natürlichen Sohne zu verleihen. Deshalb kehrte der Sieger schon am 22. Mai nach Spanien zurück, aus der Beute nahm er nur einige arabische Handschriften mit für seine Lieblingsschöpfung, die Universität Alcala. Der Anstoß, den er gegeben, wirkte übrigens fort: Navarro schlug im Januar 1510 den König von Bugia in zwei Schlachten und nahm

seine Hauptstadt. Algier, Tunis und Tlemecen unterwarfen sich, Tripolis ergab sich am 26. Juli 1510 nach verzweifelter Vertheidigung.[1]) Andere Eroberungen.

In dem Kampfe der Parteien nach Isabellens Tod spielte Ximenes eine große und edle Rolle, das Wohl seiner Heimat war sein einziges Ziel. Er vermittelte zwischen Ferdinand und Philipp, er gab dem letzteren die weisesten Rathschläge und war die festeste Stütze Ferdinands nach dem Tode Philipps, überzeugt, dass die spanischen Granden nichts als ihren eigenen Vortheil suchten, wenn auch das Reich darüber zugrunde gehe, dass sie den König Ferdinand hassten, weil er ihre Selbstsucht durchschaue und ihrer Habgier in den Weg trete. Zum Danke erwirkte Ferdinand 1507 von Julius II. die Ernennung des Erzbischofs zum Cardinal und Großinquisitor von Castilien. Hier ist der Anlass, einige Bemerkungen über die spanische Inquisition beizufügen. Ximenes Cardinal.

Die spanische Inquisition ist Staatsanstalt und nicht mit der allgemeinen kirchlichen Inquisition zu verwechseln.[2]) Diese als Aufsuchung und Bestrafung der Häretiker durch kirchliche — später auch bürgerliche — Nachtheile ist uralt: in den Zeiten der Apostel wurde der hartnäckig Irrende aus der Gemeinde ausgeschlossen. Als die Kaiser christlich wurden und als Schützer und als weltlicher Arm der Kirche galten, war eine abweichende Lehre auch zugleich politischer Gegensatz und darum nach römischem Recht mit bürgerlichen Strafen belegt. Anwendung blutiger Strafen wurde von den größten Lehrern der Kirche missbilligt, die entgegengesetzte Ansicht siegte jedoch, die Irrlehrer erschienen als Majestätsverbrecher: Verfälschung der Lehre sei viel schlimmer als Fälschung des Geldes.[3]) Inquisition.

Als zur Zeit Innocenz III. die Kirche, von allen Seiten durch die Irrlehrer angegriffen, in die Gefahr gerieth, so wurden nach der Besiegung des Albigenser-Aufstandes[4]) besondere Ketzergerichte auf einer Synode zu Toulouse beschlossen, hartnäckige Irrlehrer wurden mit dem Kirchenbanne belegt, für ehrlos und zu öffentlichen Ämtern für unfähig erklärt. Mit dem Ausschlusse aus der Kirche verfielen sie den schweren Strafen, welche das bürgerliche Gesetz auf die Irrlehre legte. Von Frankreich verbreiteten sich diese Ketzergerichte über Italien, Spanien; gerne wurden, namentlich seit Gregor IX., die Dominicaner zur Inquisition gebraucht, zumal der neue Orden entstanden war, um die Irrgläubigen durch die Predigt zu bekehren. 1248 übertrug Innocenz IV. den Dominicanern das Amt der Inquisition, welches früher bloß Sache der Bischöfe gewesen war.[5]) Dominicaner.

Die spanische Inquisition dagegen entstand aus dem Kampf zwischen germanischem und semitischem Blute und Wesen. Die Juden — schon in römi- Juden.

[1]) Prescott, l. c. II, S. 467—477. — Hefele, l. c. S. 368—398.

[2]) Hefele, l. c. S. 350—368. — Theophilus Philalethes, Die kirchliche und politische Inquisition. Wien 1875.

[3]) Thomas Aquin. Secunda IIae, quaest. 11, art. 3.

[4]) Vergl. Bd. V, S. 421, 465—466 dieses Werkes.

[5]) Hefele, l. c. S. 249—254.

scher Zeit sehr zahlreich in Spanien — standen zur Zeit der Westgothen in Verbindung mit den Saracenen in Afrika und gedachten in Spanien ein neues Reich Israel zu errichten. König Egiza entdeckte die Verschwörung und verurtheilte die Schuldigen zur Sclaverei. Als die Westgothen den Arabern erlagen, wozu Juden und Judenchristen die Hand geboten hatten, gewannen die Juden Ansehen und Reichthum und freie Bewegung, sie traten mit den Schulen am Euphrat und Tigris in Verband; sie nahmen die arabische Bildung in sich auf, wir finden sie in hohen Stellungen. Eine reiche Nachblüte hebräischer Literatur begann in Spanien. Es entstand eine eigene Schule der Sprachforscher in Granada. Auch die hebräische Dichtung hatte einen Nachsommer, an welchem allerdings der arabische Einfluss unverkennbar ist.

Neuhebräische Literatur. Der Endreim kam auf und wurde unentbehrlich, wie Wort- und Lautanklänge. Salomo ben Gabirol (1035—1064) bekundet in seinen Gedichten den kühnen Flug einer glühenden Phantasie; seine „Königskrone", welche die Eigenschaften Gottes und die Herrlichkeit der Welt besingt, wurde in den Gottesdienst eingeführt. Abu Harun Moses ben Esra aus Granada (um 1138) war auch in seinen weltlichen Liedern ein Dichter in der vollen Bedeutung des Wortes. Abul Hassan Juda Halevi (1080—1150), der Meister der neuhebräischen Poesie, zeichnete sich durch Wärme, Ursprünglichkeit, reinen Geschmack und Glanz der Sprache aus; seine Lieder verbreiteten sich schnell über die Gemeinden Frankreichs, Deutschlands und Italiens. Juda ben Salomon Alcharisi (1200 bis 1250), der Meister in Handhabung der hebräischen Sprache, wetteiferte in seiner Übersetzung der Makamen des Hariri sogar mit dem Formenreichthum der arabischen Sprache.[1] Aben Esra (1100—1175) glänzte durch Scharfsinn in Erklärung der Bücher des Alten Testamentes. Der große Talmudkenner Moses

Maimonides. Maimonides (1135—1204) schrieb ein religions-philosophisches Werk „Der Führer der Irrenden", das heute noch eines großen Ruhmes sich erfreut. Das

Benjamin von Tudela. Reisewerk des Benjamin von Tudela (1159—1173) hatte einen großen Namen durch ganz Europa.

Sprachforschung und Dichtung gieng bei diesen andalusischen Juden Hand in Hand, ihre Schriften sind im reinsten Hebräisch abgefasst. Die ersten Anfänge ihrer Dichtung reichen übrigens bis ins zehnte Jahrhundert zurück. Ein Jude Chisdai, aus der Familie Schafrut, Leibarzt und Minister (911—916) Abderrahmans III., begünstigte die ersten Versuche. Noch eifriger wirkte Samuel ha-Nagid aus Cordova, achtundzwanzig Jahre hindurch (bis 1055) Vorsteher von Granada, als Meister und Gönner hebräischer Dichter. Als eigentliche Größen dieser neuhebräischen Dichtung werden übrigens in der Regel vier, nämlich Gabirol, Moses ben Esra, Abraham ben Esra und Jehuda ha-Levi genannt. Charisi gilt nur als Reformator der schon gesunkenen Dichtung. Er selber sagt in der achtzehnten Makame des Diwan: „Nachdem dahingeschieden Salomon, — der Herrscher auf dem Thron, — und Abraham, der Fürstensohn; nachdem auch heimgegangen Jehuda, der Führer im Streit, — und Moses, den zum Seher Gott geweiht: ward verstopft der Prophezeiung Quelle, — und schwand des Liedes Welle; — der Dichtkunst Ruhm und Ehre waren — dahin-

[1] Vergl. Bd. V, S. 217 dieses Werkes.

gefahren; und Gottes Engel that nicht mehr sich offenbaren. — Hinfort stand keiner auf, der im Gesang — empor sich schwang — zu jener Sänger hohem Rang." — Salomo Ibn Gabirol stammt aus Malaga und ist gebildet in Saragossa, verfasste noch nicht zwanzig Jahre alt, eine hebräische Grammatik in Versen. Als Dichter steht er am größten da in der „Krone", die poetisch schön, erhaben und vollkommen bibelgerecht ist.[1]) — Moses Ibn Esra[2]) hat den Beinamen Hasallach oder der Bußprediger, weil das Gefühl der Demuth und Zerknirschung insbesondere in seinen Dichtungen sich ausspricht, z. B. in seinem berühmten „Nachtgebet",[3]) doch zeigt er auch in weltlichen Dichtungen großes Geschick. — Abraham ben Meir Ibn Esra, meist nur Ibn oder Abn Esra genannt, der berühmte Bibelerklärer, stammt aus Toledo und hat in seinem kritischen Talent und in der Art seines Dichtens Verwandtschaft mit Lessing, dennoch war er im großen und ganzen ein Anhänger der Tradition. Infolge eines Gelübdes begann er in seinem fünfundsechzigsten Jahre seinen Commentar zum Pentateuch und vollendete ihn 1167 in Rom, wohin er, aus seinem Vaterlande verbannt, geflohen war. Gottergeben fertigte er noch auf seinem Sterbebette in Rhodus die Strophe: Aben Esra.

„Mein Geist schaut fröhlich auf zu Gottes Thron!
Er gab viel Gutes mir und nicht als Lohn,
In Huld hat seinen Pfad er mir enthüllt,
Ließ leben mich, bis sich mein Wunsch erfüllt.
Und muss ich nun des Leibs Verfall auch schauen,
Gott ist mein Hort, mein Schirm und mein Vertrauen."

Ibn Esra kannte die Literatur der Araber (Ismaeliten), der Hellenen, doch schwerlich die der Christen. Hätte er auch nur die Hymnen verstanden, die er in Rom singen hörte, er hätte den Edomiten die religiöse Poesie nicht absprechen und über den Gesang der verschiedenen Völker schreiben können:

„Das Lied aus des Ismaeliten[4]) Mund
Besingt der süßen Liebe holden Bund;
Edom[5]) singt nur von Kämpfen und von Kriegen,
Von blut'gen Heldenthaten, Rachesiegen.
An Geist und Witz ist Hellas Muse groß,
Und Räthsel kommen aus der Inder Schoß.
Doch Lieder, die zu Gottes Ruhm erklingen,
Vermag nur Israel allein zu singen."

Der schwunghafteste der neuhebräischen Dichter ist Jehuda Halevi.[6]) Er war ein angesehener Arzt in Cordova, in unabhängigen Verhältnissen, die er aber verließ, um Jerusalem zu sehen. In Ägypten, in Damaskus waren seine Dichtungen beliebt und fand er bei seinen Stammesbrüdern die glänzendste Auf- Halevi.

[1]) Sie ist von Dukes — „Ehrensäulen und Denksteine", Wien 1837 — in Prosa von Stein, Frankfurt a. M. 1838, und Sachs — „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien", Berlin 1845 — in gebundener Rede mit Reim übersetzt. Auch von Kämpf, Bd. I, S. 177 ff. in seinem Werke: „Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter aus dem eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Poesie des Mittelalters." Prag 1858.

[2]) Von Dukes. Altona 1839.

[3]) Übersetzt von Kämpf, l. c. I, S. 200—203.

[4]) Ismaeliten = Araber.

[5]) Die romanischen Völker.

[6]) Geiger, Diwan des Castiliers Abul Hassan Juda ha-Levi. Breslau 1851.

nahme. In Jerusalem, dem Ziele seiner frommen Sehnsucht, fand er den Tod. Er ist der positivste der neuhebräischen Dichter, er warnt vor dem Studium der griechischen Philosophie: sie bringe nur Blumen hervor und keine Ähren; man komme mit ödem Herzen von ihr zurück, wenn man ihren Wortschwall endlich satt habe. Vielleicht eine Frucht seiner Reife ist das Buch „Khusari“ — ein Dialog zwischen dem Chazarenchan in der Krim, welcher nach Prüfung verschiedener Religionen ein Jude wurde,[1] und seinem Bekehrer, dessen Ziel ist, die von verschiedener Seite her gemachten Einwürfe gegen die Wahrheit der jüdischen Religion zu widerlegen und nachzuweisen, dass die religiöse Erkenntnis unabhängig von Beweis und frostiger Reflexion, die Sache der Offenbarung von Seite Gottes und des Glaubens von Seite des Menschen sei.[2])

Charisi. Die Makamen sind der Ruhm des Charisi.[3]) Die näheren Lebensumstände kennen wir nicht, nur dass er zuerst die Makamen des Hariri ins Hebräische übersetzte, ehe er einige Makamen machte, dass er in Spanien und in Frankreich die Kenntnis der arabischen Literatur verbreitete. Er ist der Gründer der unterhaltenden Literatur unter den Juden. Auf einer Reise in den Orient berührte er Alexandrien, verweilte 1218 in Jerusalem, von dem er aber kein freudiges Bild entwirft, dann in Damaskus, gegen dessen Musensöhne er aber zu Felde zieht. Auch in Griechenland hielt er sich auf, von da scheint er nach Toledo zurückgekehrt zu sein. In seinem „Diwan“ erzählt er: „So habe ich befriedigt das Verlangen — der Edlen Andalusiens, die mich angegangen, — die erhabene Dichtung des Ismaeliten (des Arabers Hariri) — zugänglich zu machen den Israeliten. — Darauf verließ ich Hof und Haus — und zog weit in die Welt hinaus, — bestieg ein Schiff, durchflog das Meer, — nach Osten hin, von Westen her. — Und da begann ich einzusehen — wie unverzeihlich mein Vergehen, — dass ich statt eines kühnen Selbstversuches — gewählt die Übertragung eines fremden Buches, — als wären des Herren lebendige Worte — nicht mehr zu finden an unserem Orte. — Der Fremden Weinberg eilte ich zu wahren — doch meinen eigenen ließ ich fahren. — Drum habe ich nun dies neue Werk errichtet — und in der heiligen Sprache es gedichtet; — es wird die matten Geister neu beleben, — wird müden Körpern frische Kräfte geben; — es zerfällt in fünfzig Geschichten, — die alle gefüllt sind mit Gedichten — von tiefem Sinn und hohem Schwunge — gesprochen mit Prophetenzunge.“[4]) — So hatten die Juden sich an den Arabern wieder emporgearbeitet und spielten eine Rolle unter den Mauren. Als Ärzte, Astronomen, Finanzbeamte waren Juden auch an christlichen Höfen Spaniens in Ansehen.

Judenchristen. Die Päpste schützen die Juden. Aber niemals legten die Gothen oder christlichen Spanier ihr Misstrauen gegen die Juden ab, sie sahen in ihnen immer die gefährlichsten Feinde des christlichen Glaubens. Oftmals waren es einzig die Päpste, welche die Juden vor Verfolgungen in Schutz nahmen. Nicht so sehr die eigentlichen Juden jedoch, als die Judenchristen, oder Maranos, waren der Gegen-

---

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 139, 178, 189; Bd. V, S. 626 dieses Werkes.

[2]) „Das Buch Kusari“ des Jehuda ha-Levi, nach dem hebräischen Texte des Jehuda Ibn Tibbon herausgegeben, übersetzt und mit einem Commentar, sowie mit einer allgemeinen Einleitung versehen von Dr. David Cassel. Leipzig 1869.

[3]) Kämpf hat sie im Original und in der Übersetzung herausgegeben.

[4]) Kämpf, l. c. I, S. XV.

stand des Verdachtes. Insgeheim eifrige Juden, waren sie zum Schein Christen, kamen in die höchsten Ämter, sogar auf Bischofstühle, heirateten in die ersten Familien. Gegen diese, welche die spanische Nationalität bedrohten, nicht gegen die eigentlichen Juden, richtete sich die Inquisition; sie bildeten ein Volk im Volke, sie suchten 1473 die Festung Gibraltar in ihre Gewalt zu bringen.[1]) Es handelte sich um Sein oder Nichtsein des christlichen Spaniens.[2]) Maranos.

„Sie waren", sagte ein Zeitgenosse, „ein außerordentlich kluges und ehrgeiziges Volk, das sich die einträglichsten städtischen Ämter anzueignen wusste, und zogen es vor, ihren Unterhalt durch den Handel zu erwerben, der ihnen ungeheuer viel einbrachte, als durch Händearbeit und Handwerkskünste. Sie betrachteten sich als in den Händen der Ägypter, die zu betrügen und zu bestehlen ein Verdienst wäre. Durch ihre schändlichen Kunstgriffe sammelten sie sich große Reichthümer und durch diese gelang es ihnen, oft in adelige Familien zu heiraten."

Die Vorstellung der drohenden Gefahr bewog Isabella 1478, von Sixtus IV. die Einführung der Inquisition zu erbitten. Um durch milde Maßregeln zu wirken, ließ der Cardinal Mendoza ein volksthümlich gehaltenes Büchlein über die Pflichten der Christen verbreiten und wurde eine friedliche Mission durch Predigten und Unterredungen unter den Verdächtigen veranstaltet. Die Antwort war die anonyme Gegenschrift eines Juden mit beißenden Bemerkungen über die christliche Religion. Da ließ Isabella die Inquisition ins Leben treten. Am 2. Januar 1481 erschien der erste Erlass in Sevilla, welcher die Kennzeichen des geheimen Judaismus und die Weisung gab, die desselben verdächtigen Individuen anzuzeigen. Dies ist der Anfang der eigentlichen spanischen Staats-Inquisition, deren Diener Staatsbeamte waren und ihre Bestallung vom Fürsten erhielten. Spanische Inquisition.

Ranke[3]) bezeichnet sie — und nach ihm Gams, Hergenröther und Knöpfle — als einen königlichen, aber mit geistlichen Waffen ausgerüsteten, Gerichtshof, durch welchen der Staat erst vollkommen abgeschlossen wurde. Der Fürst bekam ein Gericht in die Hände, welchem sich kein Grande, kein Erzbischof entziehen durfte. Wie das Gericht auf der Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheil der königlichen Gewalt. Es gehört zu jenen Spolien der geistlichen Macht, durch welche diese Regierung mächtig geworden, wie die Verwaltung der Großmeisterthümer, die Besetzung der Bisthümer; — seinem Sinn und Zweck nach ist es vor allem ein politisches Institut. Der Papst hat ein Interesse, ihm in den Weg zu treten, und thut es, so oft er kann. Der König aber hat ein Interesse, es in steter Aufnahme zu erhalten. Staatspolizei.

Der Papst beschwerte sich denn auch schnell über die Inquisitoren, ihre ungerechtfertigte Strenge, drang auf Schonung der Reuigen, auf Verzeihung, wenn auch die Gnadenfrist verstrichen sei, dass man sie namentlich im Besitze

---

1) Hefele, l. c. S. 257—266.
2) Pastor, Geschichte der Päpste, II, S. 541.
3) Ranke, Fürsten und Völker.

ihres Vermögens belasse, und nahm Appellationen von den Verfolgten an. Die Päpste unterstützten das Streben der Cortes, öffentliche Garantien gegen Missbrauch zu erlangen.[1]) Thomas Torquemada war der erste Groß-Inquisitor. Der Inquisitionsrath, welcher ihm zur Seite stand, war aus Staatsbeamten, darunter auch Laien, zusammengesetzt. Bald ward dem Tribunal ein reicherer Stoff gewährt: die Untersuchung führte zur Überzeugung von eifrigen Bestrebungen der Juden, die alten Christen wie die Neubekehrten — die Maranos[2]) — zu ihrem Glauben hinüberzuziehen; ganz Spanien sollte jüdisch und Toledo am Frohnleichnamstag 1485 besetzt werden. Die Entdeckung des Planes mit Toledo sprach für den Antrag der Inquisitoren, alle Juden aus Spanien zu verjagen, denn nur so könne man der Proselytenmacherei ein Ende machen. Die Juden bekamen Wind von dem Antrag und boten Ferdinand und Isabella 30.000 Ducaten für Schonung an. Die Regierung war damals wegen des Maurenkrieges sehr in Geldnoth und geneigt, auf den Antrag einzugehen. Torquemada aber rief: „Judas Ischarioth hat seinen Meister für dreißig Silberlinge verkauft. Eure Majestät wollen ihn von neuem gegen 30.000 verkaufen; hier ist er, nehmt ihn und verhandelt ihn." — Dies wirkte. Am 30. März 1492 unterzeichneten die Herrscher zu Granada den Befehl an alle ungetauften Juden, mit dem Ende des nächsten Juli das Reich zu verlassen; auf Rückkehr nach dieser Zeit war Todesstrafe gesetzt; ihr Vermögen konnten sie in Wechseln oder Waren, aber nicht in Gold und Silber, mit sich nehmen.

Die Päpste gegen die Inquisition.

Vertreibung der Juden.

Es war eine harte Maßregel, aber, meint de Maistre,[3]) gewaltsamen Angriffen gegen den Staatskörper kann man nicht anders zuvorkommen und sie abwehren als durch ebenmäßig gewaltsame Mittel. Als Grund der Maßregel war im Erlass die Hartnäckigkeit bezeichnet, womit die Juden in offenem Trotz gegen alle gesetzlichen Verbote bei dem Versuche beharrten, die Christen zu ihrem Glauben zu bekehren. 30.000 Familien opferten lieber die theure Heimat als den Glauben der Väter und wanderten aus — die spanische Regierung stellte Schiffe — nach England (wo heute noch in den Synagogen ein Theil der Gebete in spanischer Sprache hergesagt wird), nach Frankreich, nach Afrika, nach Neapel, nach der Levante, wo sie ein Jahrhundert lang noch spanisch redeten. Ihre Rabbiner lehrten sie, die Verfolgung als Prüfung ihres Glaubens zu ertragen.[4]) Viele giengen auf dem Wege zugrunde, viele blieben im Lande und ließen sich taufen, viele blieben aber insgeheim Juden.

Auswanderung.

Reinheit des Glaubens, Reinheit des Blutes war die durch seine Geschichte begründete Leidenschaft des Spaniers; sie führte bald einen zweiten Schlag gegen die Mauren. Bei der Unterwerfung Granadas ward den Mauren

---

[1]) Hefele, l. c. S. 276—286. — Jost, Geschichte des Judenthums, III, S. 81.
[2]) Von Maranu atha = unser Herr kommt.
[3]) Lettre à un gentilhomme Russe sur l'inquisition espagnole. Lyon 1837. — Briefe über die spanische Inquisition, 8, 10. Hefele, l. c. S. 218.
[4]) Prescott, l. c. I, S. 517—532.

die freie Übung ihrer Religion und das Leben nach ihren Gesetzen zugesichert. Gewaltsame Mittel zur Bekehrung der Mauren verschmähten die Herrscher, sahen es aber gerne, wenn sie durch Unterricht und Belehrung gewonnen wurden, und errichteten deshalb ein Bisthum in Granada; der erste Bischof war Hernando de Talavera, der durch Unterricht, durch Werke der Wohlthätigkeit, durch eine engelgleiche Sittenreinheit viele Mauren gewann. Die Regierung unterstützte die Bekehrung, sie erließ 1499 ein Gesetz, dass kein Maure seinen Sohn wegen Übertritts zum Christenthum enterben dürfe, dass die bekehrten maurischen Mädchen aus Staatsgütern ausgesteuert werden sollten.[1]

Mission unter den Mauren.

Ximenes ward 1494 nach Granada berufen, um an dem Werke der Bekehrung theilzunehmen. Sein Eifer war glühend, sein Erfolg glänzend: mit seiner Kenntnis der orientalischen Sprachen und Literatur, mit seinem Geist, mit seiner Freigebigkeit wandte er sich namentlich an die Gelehrten und Priester, gewann viele der angesehensten und in kurzem traten 4000 Mauren über: Ximenes bekam den Namen Alfagui Campanero, der Glockenbischof, weil nun in Granada der Klang der Glocken wieder gehört wurde.[2]

Ximenes in Granada.

Jetzt regte sich aber der Eifer der Altgläubigen; sie suchten Bekehrungen zu verhindern und Hass gegen die christliche Religion zu verbreiten. Ximenes ließ einige der heftigsten Schreier einsperren, überschritt aber in der Glut seines Eifers den Vertrag, indem er auch den Gefangenen durch seine Kaplane zusetzen, indem er einen Haufen religiöser Schriften der Araber auf offenem Platze verbrennen ließ;[3] er wollte ganz Granada bekehren und hielt Säumnis für Versündigung und vergaß, dass man die Menschen an der Hand, aber nicht an den Haaren in die Kirche führen müsse. Ein geringfügiger Anlass führte 1499 einen Aufstand in Granada herbei; der Hausmeister des Ximenes und ein Alguazil wurden erschlagen, er selber durch die Masse in seinem Hause bedroht: er dachte nicht an seine Sicherheit und sehnte sich für seinen Glauben zu sterben. Mit Mühe ward die erregte Menge beschwichtigt und zur Niederlegung der Waffen bewogen. Die Regierung stellte jetzt den Aufständischen die Wahl, die Strafe für Aufruhr zu bestehen oder zum Christenthum überzutreten. 50.000 traten über, die andern verkauften ihre Güter und wanderten nach der Berberei aus. So ward Granada eine christliche Stadt und Talavera, so sehr er im Anfange anders über die Art der Bekehrung dachte, sagte doch: „Ximenes hat größere Siege errungen als Ferdinand und Isabella, denn diese haben nur den Boden, er aber die Seelen von Granada erobert.“[4]

Aufstand in Granada.

Granada christlich.

Diese Vorgänge in Granada erregten jedoch in den wilden Gegenden der Alpuxarras solche Entrüstung, dass ihre kriegerischen Bewohner die Fahne des Aufstandes erhoben, sich der Engpässe und Festungen des Gebietes bemächtigten und Streifzüge gegen die Christen unternahmen. 1500—1502 währte der Krieg; die Spanier erlitten anfangs bedeutende Verluste, König Ferdinand musste selber zu Felde ziehen und die Festung Lanjaron im Sturm nehmen. Kaum

Aufstand in den Alpuxarras.

[1]) Hefele, Ximenes, S. 52—55.
[2]) Prescott, l. c. II. S. 132.
[3]) Hefele, l. c. S. 56.
[4]) Ibid. S. 56—64.

war aber dieser Aufstand in einem Gebiete unterdrückt, so brach er in einem anderen, in der Sierra Vermeja, umso heftiger aus. Nach schweren Kämpfen, in welchen beide Theile mit höchstem Heldenmuthe stritten, sahen die Mauren die Erfolglosigkeit des Widerstandes ein und streckten die Waffen. Ferdinand ließ

Vertreibung der Mauren.

ihnen die Wahl zwischen Taufe und Auswanderung: die Mehrzahl ließ sich taufen, die Auswanderer erhielten gegen eine geringe Steuer sicheres Geleit und Überfahrt auf königlichen Schiffen in die Berberei. Im ganzen Königreich Granada gab es

Moriskos.

jetzt keinen Mauren mehr, sondern nur Moriskos oder bekehrte Mauren. Um sie vor Rückfall zu bewahren, wurde ihnen 20. Juli 1501 aller Umgang mit den Mauren im übrigen Spanien, welche ihren alten Glauben ungehindert be-

Pragmatica.

kannten, verboten. Am 12. Februar 1502 erschien aber die Pragmatica oder der Befehl, dass alle Mauren Spaniens sich zu bekehren oder auszuwandern hätten.[1] Deza, der zweite Groß-Inquisitor, soll die Herrscher dazu bewogen haben. Nur wenige wanderten aus. Der Spanier rühmte sich, nach Jahrhunderten schwerer Kämpfe sein Land vom Unglauben gereinigt zu haben. Eine Richtung der spanischen Geschichte war zum Abschluss gekommen.

Ximenes Inquisitor.

Ximenes war der dritte Groß-Inquisitor: er sorgte in der vernünftigsten Weise für den christlichen Unterricht der Neubekehrten, er that alles, die Processe zu vermindern, falsche Ankläger gefangen zu setzen und falsche Zeugen zu entlarven. Die Inquisitionsbeamten wurden streng beaufsichtigt, unwürdige entlassen oder schwer bestraft. Sein Versuch aber, nur Geistliche in den Ober-Inquisitionsrath zu bringen und das Gericht dadurch zu mildern, scheiterte an dem Willen Ferdinands, der Inquisition ihren staatlichen Charakter zu lassen.

Anklagen der Inquisition.

Nach den üblichen Darstellungen war die Inquisition ein wahrer Moloch, der unzählige Unschuldige verschlang, bloß weil sie einer extrem katholischen Richtung nicht huldigen mochten. Auch der sonst wahrheitsliebende Amerikaner Prescott klagt,[2] dass Anklagen anderer von der Kanzel herab den Gläubigen zur Pflicht gemacht wurden, dass alle Anklagen mit oder ohne Namensunterschrift angenommen wurden, dass der Angeklagte geheimnisvoll verschwand, dass er im Gefängnis der Inquisition, jeder aufrichtenden Theilnahme und Stütze beraubt, lange Zeit selbst in Unkenntnis der Anklage gelassen wurde und, wenn er sie endlich bekam, nie die Namen der Zeugen erfuhr; dass er sich nie mit seinem Sachwalter besprechen konnte, dass das ganze Verfahren ein ungerechtes war, dass man ihn greulichen Foltern unterwarf, um Geständnisse zu erpressen, und die Quälung wiederholte, bis seine Hartnäckigkeit gebrochen war, dass die Behandlung der Gefangenen eine schmähliche war wie das ganze Verfahren des Gerichtshofes, welcher die listigsten Künste angewendet habe, um das arme Opfer unrettbar zu verstricken, da die Verurtheilung des Angeklagten mit dem Vortheile der Richter in Verbindung stand, und dass noch qualvoller als der Tod für den Verurtheilten das Bewusstsein war, dass er einen mit Schande gebrandmarkten Namen seiner in ewiges Verderben gestürzten Familie zurücklasse.

Llorente.

Diese Darstellung stützt sich auf Llorente und bedarf gar sehr der Berichtigung. Llorente, geboren 1756, 1774 Priester, 1789 Secretär der Inquisition, hätte eine wahre Darstellung der Inquisition geben können; allein er war ein schlechter Priester, ein schlechter Spanier, eine käufliche Seele; ein Werkzeug

---

[1]) Llorente, Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, I, p. 335 ff. — Hefele, l. c. S. 64—71.

[2]) Prescott, Ferdinand und Isabella, I, S. 281—288.

Godoys, half er diesem die Freiheiten der Basken rauben; nach Godoys Sturz Werkzeug der Franzosen, vollzog er das Gesetz wegen Aufhebung der Klöster und wurde schließlich einer Unterschlagung von eilf Millionen Realen angeklagt. Im Auftrage König Josefs, und später als Hochverräther verbannt, schrieb er in Paris seine Geschichte der Inquisition,[1]) die von absichtlichen und unabsichtlichen Unwahrheiten und Unrichtigkeiten wimmelt und in Zahlenangaben höchst leichtfertig ist.[2]) Schon die Grundanschauung ist eine verfehlte, dass die Inquisition ein Sieg der geistlichen über die Staatsgewalt sei, während das Umgekehrte der Fall ist.[3])

Das Inquisitionstribunal erließ zunächst eine Aufforderung: wer sich des Abfalls vom reinen Glauben bewusst sei, möge sich freiwillig stellen und Buße thun, er solle dann in Gnaden entlassen werden. Da sah man denn meist viele herbeieilen und sich des Rückfalls in das Judenthum für schuldig erklären und nach der Bekehrung ihre Irrthümer abschwören. Knaben unter vierzehn, Mädchen unter zwölf Jahren wurden nicht angenommen. Es war Verordnung, niemanden wegen unbedeutender Dinge,. selbst wegen Gotteslästerungen, die er im Zorne ausgesprochen, zu belangen. Man war weit entfernt, dem nächsten besten Ankläger zu glauben. Kein Gericht war durch so viele Einschränkungen im Recht, zu verhaften, gebunden, immer musten Theologen und Juristen einverstanden sein. Überwiesene falsche Zeugen wurden öffentlich mit dem Tode bestraft. Dem Gericht war befohlen, den Angeklagten liebreich zu behandeln, ihn sitzen zu lassen; nur wenn die Anklage verlesen werde, solle er stehen. Für die Armen muste der Anwalt vom Staate bezahlt werden; überdies muste für die unter fünfundzwanzig Jahren aus den ehrenwerten Leuten der Stadt ein Procurator gewählt werden, welcher dem ganzen Verlauf des Processes, namentlich der dreimaligen Verlesung des Protokolls beiwohnte, um das Niedergeschriebene mit den Aussagen zu vergleichen. Die höchste Vorsicht wurde in Fällung des Urtheils beobachtet, ein jedes kam an ein Collegium von Qualificatoren, sodann an den Groß-Inquisitor zur Durchsicht. Der Angeklagte hatte das Recht, die Richter eines Provincialtribunals zu verwerfen. Man nannte dem Angeklagten zwar die Zeugen nicht, um sie vor den Verfolgungen der oft reichen und mächtigen Schuldigen zu schützen, aber der Angeklagte hatte auch das Recht, diejenigen Personen zu nennen, die er für seine Feinde hielt, und ihr Zeugnis gegen ihn dadurch unwirksam zu machen; des- Verfahren der Inquisition.

1) Histoire critique de l'inquisition d'Espagne.

2) Hefele, l. c. S. 339–348.

3) So beurtheilt sie Spittler — in der Vorrede zu Reuß, Sammlung der Instructionen des spanischen Inquisitionsgerichts. Hannover 1788; so Ranke — in seinen „Fürsten und Völkern Südeuropas", I, S. 241—245. — So Guizot: „L'inquisition fut d'abord plus politique que religieuse et destinée à maintenir l'ordre plutôt qu' à défendre la foi. Cours d'histoire moderne. Vme leçon." — Lenormant sagt von der spanischen Inquisition geradezu: „Sie war nichts weiter als eine sehr gut bediente Polizei, vor der durchaus kein Ansehen der Person half." Hefele, l. c. S. 282—285. — Pastor nennt sie l. c. II, S. 545 ein gemischtes Institut mit vorwiegend kirchlichem Charakter; hiefür spreche auch die Auslieferung der Verbrecher an die weltliche Gewalt. Wäre die spanische Inquisition ein Staatsinstitut, ein königlicher Gerichtshof gewesen, so würde diese Auslieferung als völlig sinnlos erscheinen. Es war aber gerade der kirchliche Charakter der Inquisition, welcher es mit sich brachte, dass ihre Richter die Vollziehung von Todesurtheilen ablehnten und dieser Charakter veranlasste auch jene Formalität der Bitte an den Staat, dass mit dem Schuldigen mild verfahren werden möchte, eine Formalität die überall bei den kirchlichen Glaubensgerichten im Gebrauch war und von dem kanonischen Recht gefordert wurde.

gleichen konnte er Entlastungszeugen für sich namhaft machen, welche von den Inquisitoren verhört werden mussten. Wurde der Beweis der Schuld nicht hinlänglich erbracht, so musste der Angeklagte freigegeben werden. Gestand er, so verwandelte sich von diesem Augenblicke an das Verbrechen in Sühne und die Strafe in Buße; man besserte ihn und gab ihn der Familie zurück. Bei den Autos da Fé oder Glaubenshandlungen (actus fidei) wurden oft viele Hunderte nach abgethaner Büßung feierlich freigesprochen und nicht ein einziger hingerichtet. Nur wenige Processe endeten mit dem Tode des Schuldigen und bei der Zahl der Hinrichtungen muss mit in Betracht gezogen werden, dass nicht bloß Irrlehrer und Irrgläubige vor das Inquisitionsgericht kamen, sondern Verbrecher aller Art, Sodomiten, Leute, die in Vielweiberei lebten, Verführer, Wucherer, Räuber, Mörder, Schmuggler, Verfertiger von Liebestränken, trügerische Scheinheilige, Kirchenräuber.[1])

All dies muss die üblichen Ansichten über Inquisition sehr beschränken. Das Strafrecht jener Zeit war überhaupt hart und blutig, und ein berühmter Rechtsgelehrter meint,[2]) Spanien sei mit seiner Inquisition viel besser daran gewesen, als die Deutschen mit ihren Hexenprocessen. Das Inquisitionsverfahren hatte manches mit der napoleonischen Strafprocess-Ordnung gemein, nur fehlte die öffentliche Beweisaufnahme. Außer in Spanien ward sie auch in Sicilien eingeführt, Neapel und Mailand widerstanden ihrer Einführung mit Erfolg.[3])

Die Entstehung der Inquisition erklären und eine richtige Darstellung derselben geben, heißt aber nicht sie loben oder empfehlen. Glaubenszwang ist immer verwerflich. Sie hängt aufs innigste mit der spanischen Geschichte zusammen und ist nur aus den Glaubens- und Rassenkämpfen zu erklären; sie hob sich mit dem absoluten Königthum und fiel mit ihm. Übrigens war sie national und von den Spaniern als oberstes Mittel zum Schutze des heiligen Glaubens gepriesen.

Regentschaft. Ximenes' Stellung als Regent nach dem Tode Ferdinands war sehr schwierig. Karl war in den Niederlanden, wie der junge Ferdinand in Spanien, noch ganz unselbständig und von seiner Umgebung geleitet, der spanische Adel war auf seine Vorrechte eifersüchtig und suchte Zwiespalt zwischen Karl und Ferdinand und zwischen diesen Prinzen und dem Regenten zu stiften. Ximenes wahrte die Rechte Karls gegen Ferdinand, welcher Aragonien ansprach, wie gegen den Adel, der ihn nicht als König ausrufen lassen wollte, bevor er in Spanien eingetroffen sei und seine Freiheiten beschworen habe, und wahrte die Rechte Spaniens gegen die niederländischen Minister, die nur Gold aus dem Lande ziehen wollten.[4]) Der Erzbischof verlegte den Sitz der Regierung
Madrid Residenz. nach Madrid und dieses blieb fortan die Hauptstadt des Landes. Karl wünschte, obschon bei Lebzeiten seiner unglücklichen Mutter ihm nur der Titel

[1]) Hefele, l. c. S. 304—320.
[2]) Zöpfl, Peinliche Gerichtsordnung Karls V. Heidelberg 1842.
[3]) Hefele, l. c. S. 293—294. — Soldan, Geschichte der Hexenprocesse. Stuttgart 1843.
[4]) Prescott, l. c. II, S. 558—565. — Hefele, l. c. S. 441—489.

eines Regenten gebürte, als König in Castilien und Aragonien ausgerufen zu werden, und Ximenes setzte es trotz des Widerspruches des Adels durch: Karl ward am 30. Mai 1516 in Madrid als König ausgerufen. Sollen sich die spanischen Granden von einem ihnen feindseligen Mönche aus niederem Hause misshandeln lassen? — hieß es, und drei Granden erhoben sich zum Kampf. Ximenes waffnete die Bürgerschaften, schlug den Aufstand schnell nieder, zeigte sich aber großmüthig gegen die Besiegten. Er brachte Ordnung in die Staatseinnahmen, er jagte die Müßiggänger aus den Ämtern, er vermehrte die Flotte mit 23 Kriegsschiffen und schützte die Küsten gegen die Seeräuber der Berberei, er schlug 25. März 1516 einen Einfall der Franzosen in Navarra zurück, er verbesserte das Los der Eingebornen auf Hispaniola, er brachte endlich in den Leiden der geisteskranken Johanna eine sichtliche Linderung hervor.

Für all das war Undank der Lohn. Niederländer und Spanier klagten bei Karl gleichmäßig über den Ehrgeiz des Cardinals. Karl trieb es, von seinem Königreich Besitz zu nehmen. Um die Niederlande während seiner Abwesenheit sicherzustellen, schloss er 13. August 1516 mit Franz I. den Frieden zu Noyon ab; danach übertrug Franz I. seine Ansprüche an das Königreich Neapel an seine Tochter Louise, mit der sich Karl, sobald sie zwölf Jahre alt wäre, zu vermählen versprach; Karl sollte indes im Besitze Neapels bleiben, an den König von Frankreich aber bis zu seiner Vermählung jährlich 100.000 Goldstücke entrichten. Binnen acht Monaten sollte Karl ferner die Königin von Navarra nach Billigkeit befriedigen. Der Schein war auf Seite des Königs von Frankreich, der wahre Vortheil dieses Friedens auf Seite Karls.[1]

Karl V.

Friede zu Noyon.

Am 17. September landete Karl in Villaviciosa in Asturien. Schon fieberkrank, reiste ihm Ximenes entgegen, die Höflinge fürchteten den Einfluss dieses großen Geistes auf den jungen König und hielten diesen im Norden zurück und bewogen ihn zuletzt zur Absendung eines kalten Briefes, worin ihm Karl den Ort einer Zusammenkunft bezeichnete, um seine Rathschläge zu hören, nachher möge sich Ximenes in seinen Sprengel begeben, um vom Himmel jene Belohnungen zu erflehen, die der Himmel allein angemessen belohnen könne.[2] Dieser Brief soll die Ursache des Todes gewesen sein, allein Ximenes bekam ihn nicht mehr zu Gesicht, er lag schon in den letzten Zügen und starb am 8. November 1517 mit der Versicherung, dass er nie absichtlich jemanden Unrecht gethan habe, und dass er sich weder von Zuneigung noch Furcht habe beherrschen lassen. Den größten Theil seines Vermögens hatte er seiner Lieblingsschöpfung, der Universität Alcala, vermacht. Ximenes ist eine der Größen Spaniens; „nur die Schlechten freuten sich bei seinem Tode, weil er ein Schrecken der Sünder war". Er ist nebst Dunstan[3]) der einzige Minister, den seine Zeitgenossen als Heiligen verehrten, und dem das Volk die Macht zuschrieb, Wunder zu wirken.

Ximines' Tod.

---

[1]) Flassan, l. c. I, p. 313—315. — Dumont, Corps diplom., IV, p. 224—228. — Henri Martin, l. c. VII, p. 457—461.

[2]) Prescott, l. c, II, S. 540—544. — Hefele, l. c. S. 499—534.

[3]) Vergl. über ihn Bd. IV, S. 355, 360 dieses Werkes.

Karl in Spanien. Der junge König sollte nur zu bald fühlen, dass die starke Hand des Ximenes seiner Regierung fehle. Laut äußerte sich die Unzufriedenheit über seine Räthe, als der zwanzigjährige Wilhelm Croy an die Stelle des großen Todten als Erzbischof von Toledo gelangte. Als Karl misstrauisch seinen Bruder Ferdinand nach Brüssel sandte, hieß es, der nächste Thronerbe dürfe nicht aus dem Reiche entfernt werden, so lange Karl selber keine Kinder habe. Als die Cortes von Castilien zu Valladolid auf den 4. Februar 1518 zur Huldigung berufen wurden, bestanden sie darauf, dass keine Fremden in die Sitzungen zugelassen werden und die Huldigung überhaupt nicht geleistet werden könne, bevor Karl nicht die Rechte und Freiheiten des Reiches beschworen.

Karl beschwor am 7. Februar am Hochaltar diese Rechte und erhielt dann 600.000 Ducaten, in drei Jahren zahlbar, bewilligt, musste aber dabei hören: „Vor allen Dingen wünschen wir dem Könige in Erinnerung zu bringen, dass wir ihm huldigen, weil wir eine weise und gerechte Regierung von ihm erwarten. Denn der König ist der besoldete Diener seiner Unterthanen, die ihm Ehre und Gut gewähren und ihr Leben für ihn einsetzen, auf dass er für sie wache und sorge und ihre Rechte beschütze.“[1]) — Noch schroffer bewiesen sich die Cortes von Aragonien: sie drohten abzureisen, als sie einem Bevollmächtigten Karls huldigen sollten. — Karl musste selber nach Barcelona gehen; mit Mühe erhielt er 200.000 Scudi zur Bezahlung alter Kronschulden und die Rechte des Königs zugestanden, wobei man aber seine Mutter als eigentliche Herrscherin betrachtete. Hier erhielt er die Nachricht vom Tode seines Großvaters von einem Aufstande in Österreich und von Verhandlungen über die Kaiserwahl. —

Tod Maximilians. Der letzte Ritter.

In der That hatte Maximilian am 11. Januar 1519 in Wels seine bewegte Laufbahn beschlossen. Der Lieblingsplan, ein Kreuzzug an der Spitze eines deutschen Heeres, war ihm in der letzten Zeit wieder lebhaft vor die Seele getreten, aber gescheitert, desgleichen sein Wunsch, den Enkel Karl noch bei seinen Lebzeiten zum römischen Kaiser gewählt zu sehen. Vom Plan, die Kaiserkrone Ferdinand zuzuwenden, da Karl ohnehin ein Herr reicher Länder sei, hatte ihn der Cardinal Schinner abgebracht! Österreichs Macht müsse zum Wohle der Christenheit auf einem Haupte vereinigt bleiben. In Todesahnung verließ der Kaiser Augsburg, seinen Sarg führte er seit Jahren immer mit sich. Maximilians Ende. Als er die Nähe des Todes fühlte, ließ er sich nicht mehr kaiserliche Majestät, sondern schlechthin Max nennen, und verlangte nach dem geistreichen Karthäuser Resch: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit zeigen!“[2])

---

[1]) Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts. Göttingen 1850, S, 162—165.
[2]) Grünbeck, Lebensbeschreibung Maximilians I.

Max heißt mit Recht der letzte Ritter. Damit kommen wir an das Ende einer der glänzendsten Richtungen des mittelalterlichen Lebens, an den Untergang des Ritterthums oder an eine Wandlung desselben, denn wäre es gänzlich untergegangen, so wäre das Leben Europas nicht wert, dass der Geschichtschreiber sich weiter um dasselbe kümmerte. Die ritterliche Gesellschaft machte einer neuen Platz, gieng aber nicht völlig unter. Der letzte Ritter.

Löher stellt in dieser Hinsicht richtig die Frage: „Lebt nicht noch etwas von ihren Ideen, ihren Ehrgesetzen, ihren Rangstufen unter uns fort? Sprosst sie nicht noch in frischer Kraft und Fülle in unserer Literatur? Was anders ist der Grund, als dass jene Ritterwelt ein ideales Streben hoch und empor hielt? So roh und unbeholfen sie auftritt, so tief selbst die Männer, welche die Ritterwürde schmückte, unter ihren Idealen blieben, — über ihrem wilden Gewoge, ihrem endlosen Waffengeklirr stand doch das eine gewaltige Vaterlandsgefühl, das durch keine Sophisterei sich beirren ließ, stand doch die religiöse Begeisterung, standen doch als ewig und zwingend gedacht die Ideen des Rechts, der Ehre und der hohen reinen Liebe. Wo aber einmal über einem Zeitalter leuchtende Ideen standen, da strömt von ihnen auf diese Stelle in der Geschichte ein Glanz und Schimmer aus, den keine der folgenden Zeitwogen wieder verdunkelt."[1]) Gibt es noch Ritter.

Diese hohen Ideen waren es ja, die Maximilian sein ganzes Leben hindurch leiteten, für sie setzte er so oft sein Leben ein. Er war, wie es in Veldecks „Eneid" vom Ritter heißt — Maximilian ein Ritter.

Ein Eckstein der Ehren,
Ein Spiegel der Herren.

Er entsprach ganz der Forderung, welche der Ritter de la Tour in seinem Heldenbilde stellt: „Keiner darf zur Ritterwürde erhoben werden, von dem man nicht weiß, ob er für das gemeine Beste und das Wohl des Reiches wohlgesinnt, ob er tüchtig und erfahren in Kriegssachen, ob er geneigt ist, alle Uneinigkeiten im Volke gütlich beizulegen, ob er bereitwillig ist, alle Hindernisse des gemeinen Wohles, die er entdeckt, wegzuräumen! — Er entsprach auch vollkommen der anderen Forderung: er war in der Gesellschaft edelmüthig, freigebig, leutselig und gefällig. In Übung und Gebrauch der Waffen that es ihm keiner zuvor, er war der erste Turnierheld seiner Zeit. Grünbeck[2]) erzählt von ihm: „Von Jugend auf übte er sich im Speergefecht aufs eifrigste, so geschickt schwang er die Lanze, dass er unter Einheimischen wie Fremden seinesgleichen nicht fand, überhaupt war er ein Meister in allen alten Waffenkünsten und Erfinder in neuen."

Maximilian heißt der letzte Ritter. Er war getragen von der Idee des Ritterthums. Dieses erlag vor dem Geschütz und vor der neuen Kriegsweise und vor dem neuen Staatswesen. Maximilian I., selber indem es vor seinem Absterben noch einmal in seinem Glanze auflebte, hat durch sein Landsknechtswesen und seinen Eifer für die Anwendung der Geschütze viel dazu beigetragen, eine neue Zeit herbeizuführen. Dass die Ideen des Ritterthums in Maximilian I.

---

[1]) Jakobäa von Bayern. I, S. 181.

[2]) Historia Friderici IV. et Maximiliani I. Ausgabe von Chmel — im „Österreichischen Geschichtsforscher", I, S. 90.

seiner Jugendzeit sein Herz leiteten, zeigt der „Theuerdank“, die Geschichte seiner Bewerbung um Maria von Burgund.

Theuerdank.

Theuerdank[1]) ist Maximilian I., der sein ganzes Leben hindurch an theuerlichen, d. h. kühnen, abenteuerlichen und ruhmvollen Thaten großes Gefallen gefunden hat.[2]) Der eigentliche Urheber des Gedichtes ist Max selber, die jetzige Form gab ihm sein vertrauter Rath Melchior Pfinzing aus Nürnberg. Die Bilder dazu fertigten Dürer und Schäufelin. Das Buch, das 1517 erschien, erregte in ganz Europa das größte Aufsehen. Es hat heute noch hohen Wert für die Geschichte des herrlichen Helden, wenn auch seine Allegorien dem Geschmacke unserer Zeit nicht mehr entsprechen. Um seine Brautfahrt sind die Gefahren seines Lebens gereiht, die er theils in seiner unternehmenden und tollkühnen Jugendzeit, theils in seinem bedächtigeren, aber an Unfall reichen Mannesalter, theils in seinem durch Neid und Cabale seiner Feinde oft getrübten Alter bestanden hat; er will zeigen, wie in allen Anfechtungen des Lebens ein rüstiges Gemüth und ein festes Vertrauen auf Gott zum gewünschten Ziele führt. Der „Weißkunig“ enthält die Vorgeschichte zum „Theuerdank“ — das Leben des alten Kaisers Friedrichs III., worin die Anfänge seines Sohnes Maximilian verflochten sind, — und ist nach Angabe des Kaisers von Max Treitzsauerwein, einem Tiroler, geschrieben.[3])

„Weißkunig.“

Politik.

Dass Max aber mehr als abenteuernder Ritter war, dass er einen scharfen politischen Blick hatte, zeigen jetzt die politischen Verhandlungen,[4]) zeigen seine Briefe.[5]) Welche Rolle würde das Haus Habsburg gespielt haben, hätte er größere Geldmittel besessen! Was er als Ordner des Staates anstrebte, zeigen seine Reformen in Österreich, er ist auch hier der Mann des Übergangs aus dem Mittelalter in die Neuzeit.[6]) An Bildung, an Eifer für Kunst und Wissenschaft ragte er hoch über die Fürsten seiner Zeit empor. Er hatte ein riesiges Gedächtnis, selbst wenn er zu Felde lag, las er die besten Dichter, er liebte den Umgang mit Gelehrten. Sein Zeitalter verglich man mit dem des Augustus; durch ihn wurde das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache belebt. Er selber war vieler Sprachen kundig, in einem Kriege hatte er mit sieben Hauptleuten in sieben verschiedenen Sprachen zu reden. Im Eifer für Geschichte sandte er den Manlius (Mennel) von Freiburg, den Suntheim von Ravensburg durch Deutschland, Frankreich und Italien, um Geschichtswerke auszuforschen. Stabius, ein Gelehrter der Wiener Hochschule, war sein steter Begleiter auf Reisen. Max behandelte die Gelehrten wie Freunde; er ließ sich gerne

Liebe zur Wissenschaft.

---

[1]) Scherz übersetzte den Namen mit gloriae memor. Camus mit grand penseur.

[2]) Vergl. die Ausgabe des „Teuerdank“ von Karl Haltaus. Quedlinburg 1836, S. 34, 96, 104—110.

[3]) Die Holzschnitte sind von Burgkmayer. — Liliencron, Der Weißkunig Kaiser Max I., in Raumers „Historischem Taschenbuch“. Leipzig 1873. S. 321—358.

[4]) Vergl. die „Monumenta Habsburgica“, Einleitung S. 132 ff.

[5]) Kraus, Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk Freiherrn zu Stettenberg. — Gachard, Compte rendu des Séances II S., t. II und III, enthält Briefe zwischen 1478—1508. — Le Glay gab 1838 die „Correspondance de l'empereur Maximilien I. et de Marguerite“ 1507—1519 in zwei Bänden heraus. — Kervyn de Lettenhove — in den „Mémoires de Jean Dadizeele“ — 18 Briefe aus den Jahren 1477—1480.

[6]) Vergl. Luschin von Ebengreuth, Geschichte des alten Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns. Weimar 1879. S. 273—289.

von jedem belehren, der mehr wusste als er, sie hingegen lernten schon aus den Fragen, die der geistreiche Mann an sie that. Cuspinian, Pirkheimer, Peutinger mussten auf Manuscripte ausgehen. Ohne Maximilian wäre die berühmte römische Reisekarte, die von Peutinger den Namen hat, wahrscheinlich verloren. Max meinte, ein Fürst, der sich um die Geschichte seiner Vorfahren nicht kümmere, sei hassenswert und kein Freund des Gemeinwohls. Hervorragende Dichter wurden durch Geschenke und Krönung von ihm ausgezeichnet. Mit den ersten Künstlern seiner Zeit, einem Dürer, Kraft, Vischer lebte er in vertraulichem Verkehr. Peutinge-rische Tafel.

Max heißt mit Recht „der Vater der Wissenschaften und Künste". Es gab keinen Zweig des Wissens, zu dem er nicht Neigung und Befähigung hatte und in dem er sich nicht mit Glück versuchte. Von seinem Eifer sagt sein Zeitgenosse Tritheim, er wisse niemand, der eine größere Wissbegierde besäße, eine ernstere Liebe zu den mannigfaltigsten Studien, eine herzlichere Freude an dem Aufblühen der Wissenschaften und Künste, der ein wärmerer Freund und Förderer aller Gelehrten wäre. Es war nicht Vielwisserei, in der er glänzen wollte: es ist der innere Reichthum der eigenen Natur, der ihn zu allen Wissenschaften trieb. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", sagt der Dichter. Dabei war das hohe Ziel, nach dem er strebte, die Welt zu erkennen, Gottes Geist darin zu erfassen, um dadurch für Volk und Vaterland, für Kirche und Staat nützlich zu wirken! Vielseitigkeit.

Sein Liebling war die Universität Wien; hier lehrten große Mathematiker und Astronomen: Johann von Gmunden, Georg Peuerbach und Johann Müller, Regiomontanus genannt, die beiden letzteren lasen zugleich über lateinische Dichter und Prosaiker. Bernhard Perger verfasste eine in Ansehen stehende lateinische Sprachlehre; schon 1457 wurden in Wien griechische Classiker erklärt. Konrad Celtes wurde als Humanist 1497 durch ein eigenes Schreiben des Kaisers nach Wien berufen; er hat die Werke der Hroswitha und Günthers „Ligurinus" gerettet und zuerst an einer deutschen Universität Weltgeschichte im Zusammenhang und Reichsgeschichte erklärt. Um das Studium der classischen Dichter zu beleben, gründete der Kaiser auf seinen Rath 1501 ein Dichtercolleg; Celtes selber gründete für Pflege der schönen Künste und Wissenschaften eine Donaugesellschaft, eine Hofakademie, zu der auch Slaven, Magyaren und Italiener gehörten. Die Universität Wien genoss damals einen Ruf höher als die Pariser und hatte mehr Professoren und Studenten. Der Franzose Froissart staunt über das geistig rege Leben der Wiener Studenten und über den ungezwungenen und traulichen Verkehr des Kaisers mit hervorragenden Männern der Wissenschaft.[1]) Über die Kunstleistungen, zu denen Maximilian die Anregung gab, wird weiter unten die Rede sein. Universität Wien. Celtes.

So war Maximilian I., wie der alte Sebastian Frank[2]) sagt, „ein Mann von tugent geziert, thetigs leibs, in ritterlichen sachen geübt, kundig, kühnmüthig, holdselig, ratweis, der mit klugen fürsichtigen anschlägen und auch in aller ritterschaft seinen raethen und rittern vorging, auch von solcher gotsforcht und andacht, daß sein gantz hoffgesindt ein Exempel ab jm hab genummen." Es bezeichnet sein für Freundschaft empfängliches Herz, dass er in seinem Testamente Charakter Maximilians.

---

[1]) Aschbach, Geschichte der Universität Wien 1865—1877, II, S. 73, 421—433. — Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität Wien. — Janssen, l. c. I, S. 135—138.
[2]) Frank, Chronica, Zeytbuch, 1531, S. 251.

bat, so oft man ein Gedächtnisamt für ihn halte, sollte man auch seines geliebten Dietrichstein gedenken, gleichsam als wollte er gemeinsam mit seinem Freunde an der Himmelsleiter emporsteigen. —

Dietrichstein.

Kaiserwahl. — Karl V.

Bewerber.

Sofort war ein wahres Wettlaufen um die deutsche Krone. Franz I., Heinrich VIII., Ludwig von Ungarn, Joachim von Brandenburg und Karl bewarben sich mit allen Kräften um die höchste weltliche Würde in der Christenheit; ganz Europa war in Spannung.

Am meisten strengte sich der König von Frankreich an; ihn verblendete das Bild Karl des Großen, der Traum einer Herrschaft über Europa durch Vereinigung der Franzosen und Deutschen. Auch der junge Heinrich VIII. fühlte sich tüchtig, als Kaiser eine Rolle zu spielen, und sein Minister Wolsey hoffte Papst zu werden. „Drei Millionen Goldthaler opfere ich, um Kaiser zu werden", sagte Franz. „Bin ich gewählt, so schwöre ich, dass ich in drei Jahren todt oder in Constantinopel bin."[1]) — Ihre Agenten kamen mit vollen Geldsäcken und die Kurfürsten verkauften, Sachsen ausgenommen, ihre Stimmen: der von Trier war von Anfang für Franz, der von Mainz, von der Pfalz, von Brandenburg wurden um ungeheure Summen erkauft. Franz schien gewonnen zu haben.

Franz I.

Aber die habsburgische Partei war auch nicht müßig und durch Maximilians Tochter Margaretha, welche Karl als Statthalterin in den Niederlanden gelassen hatte, noch viel geschickter geleitet und wurde überdies vom Nationalgefühl unterstützt. Kaiser Max pflegte zu sagen: „Der König von Spanien ist ein König der Menschen, weil die Spanier ihm nur in vernünftigen und billigen Dingen gehorchen; der König von England ist ein König der Engel, die alles Gebotene willig verrichten; der König von Frankreich ist ein König der Esel, da sie alles tragen, was er ihnen auferlegt; ich selbst bin ein König der Könige, da mir die Deutschen nur gehorchen, wenn es ihnen gefällt." Man fürchtete in Deutschland den französischen Absolutismus. Franz von Sickingen, der an der Spitze des niederen Adels stand, sprach sich gegen Franz aus, und er war eine Macht. Als Ulrich von Wirtemberg, welcher als Söldling Frankreichs galt, für seinen Angriff auf den schwäbischen Bund aus dem Lande vertrieben wurde, sah man dies für eine Niederlage Frankreichs an. Das schwäbische Bundesheer stellte sich in der Nähe von Frankfurt auf, um die Freiheit der Wahl zu sichern, d. h. nur gegen ein französisches Heer, mit dem Franz rasch Deutschland überziehen wollte. Im Volke, das seine Liebe zu Maximilian auf Karl übertrug, sprach man davon, jene Kurfürsten aufzuhängen, welche für den Franzosen stimmen würden. Allen Wechslern im Gebiete des schwäbischen Bundes ward verboten, für Franz I. Geschäfte zu machen. Als Franz merkte, dass sein Plan scheitere, wollte er wenigstens Karl nicht gewählt wissen und ließ für die Wahl des Brandenburgers oder Sachsen arbeiten.[2]) Es war zu spät; zudem war jener wenig geachtet, dieser, Friedrich

Margaretha. Sickingen. Ulrich. Stimmung im Reich.

[1]) Bonnivet war für Franz thätig mit 400.000 Goldthalern. „Saoulez le de toutes choses," schrieb Franz an ihn hinsichtlich des Brandenburgers. 3 Millionen Goldthaler ist nach heutigem Gelde 160 Millionen Francs.

[2]) Mignet, Une election à l'empire. — Janssen, l. c. I, S. 580 ff. — Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I, S. 210 ff.

der Weise, zu klug, um nicht einzusehen, dass zum Kaiserthum eine größere Hausmacht nöthig sei, als ihm damals zu Gebote stand; er schlug die Wahl nicht bloß aus, er wirkte auch für Karl als Erzherzog von Österreich und deutschen Fürsten. Seine Stimme entschied, am 18. Juni 1519 wurde Karl V.[1]) mit allen Stimmen gewählt, aber nur gegen Annahme einer Wahlcapitulation, worin er versprach, dass er keine fremden Truppen ins Land bringe, Fremden keine Anstellung gebe, die deutsche Sprache als Geschäftssprache gebrauche, in Deutschland sich aufhalte, nichts unternehme, um die Krone in seinem Hause erblich zu machen, und in allen wichtigen Angelegenheiten sich an den Rath der Kurfürsten halte. Berthold von Mainz, obschon längst todt, schien endlich mit seinem Verfassungsplan sein Ziel erreicht zu haben. Wahlcapitulation.

Es war ein junges Haupt, das man jetzt mit der ersten Krone der Christenheit schmückte. Karl war erst neunzehn Jahre alt — eine schmächtige Gestalt mittlerer Größe, mit seelenvollem, großem, fast träumerischem Auge, blondem Haar, länglichtem, weißem, freundlichem Antlitz mit der habsburgischen Lippe, mit feiner und großer Stirne; eine langsam sich entwickelnde, aber vielverheißende Natur, zaudernd, lange überlegend, aber dann zäh in der Durchführung des reif erwogenen Planes. Gieng es zur Schlacht, so zitterte Karl am ganzen Körper, wenn man ihm die Rüstung anlegte; war er aber einmal im Kampfe, so stand er hinter keinem in Kühnheit und Todesverachtung zurück. Karl war Meister in allen Künsten der Jagd, des Turniers, des Kampfes — der Herr von Croy war hierin sein Lehrer; aber Margaretha hatte auch für eine umfassende geistige Bildung gesorgt — der edle Adrian von Utrecht war sein Erzieher, — Karl V. verstand außer dem Latein fünf lebende Sprachen: „So viel Sprachen, so viel Seelen hat ein Mensch", war sein Wahlspruch, er war wohl bewandert in der Geschichte, er liebte Künste und Wissenschaften. — Sein Jugendleben zeigt Züge von Herz und Großmuth; als sein Spielkamerad Bossut auf der Jagd durch einen Hirsch niedergestoßen wurde, saugte ihm Karl die Wunde sogleich aus, obschon die Wunde durch ein Hirschgeweih nach der Ansicht der Zeit für vergiftet galt. Der träumerische, verschlossene Jüngling hatte nicht weniger Ehrgeiz als Franz I., aber unendlich mehr Pflichtgefühl und Arbeitslust. Anfangs trug sein Schild die Devise „Nondum" (= noch nicht), dann „Plus ultra" (= immer weiter). Auch Karl dürstete nach dem Ruhme unsterblicher Thaten: Vertreibung der Türken, Eroberung Jerusalems war der geheime Wunsch seiner Seele. Für Franz war das Vergnügen Hauptsache, für Karl Nebensache, jener war eine glänzendere Erscheinung, dieser ein tieferes Wesen. Ein scharfer Beobachter, der Venetianer Contarini, schilderte Karl 1525: „Der Kaiser ist ein tief religiöser Mann, durchaus gerecht, frei von jedem Laster, in keiner Weise dem Vergnügen ergeben, wie gemeiniglich Leute seines Alters, noch hat er Gefallen an irgendwelchen Späßen. Er ist ein Mann von wenig Worten und be- Charakter. Karl V. Franz I.

[1]) Die Franzosen nennen ihn Charles quint statt Charles cinq.

scheidenem Wesen. Er erhebt sich nicht sehr im Glücke, noch läſst er sich niederbeugen im Unglück. Freilich ist er empfänglicher für Traurigkeit, als für Heiterkeit, gemäß der Beschaffenheit seines Charakters, den ich zur Schwermuth geneigt finde."

Die Spanier sahen die Wahl ungern: das Kaiserthum sei ein leerer Schatten, dem Karl nicht nachjagen solle, sonst vernachlässige er Spanien, das herrlichste seiner Reiche. Karl war anderer Ansicht und schiffte sich, kaum ihm die in Corunna versammelten Stände das nöthige Reisegeld bewilligt hatten, am 20. Mai 1520 ein, die Oberstatthalterschaft seinem Lehrer Adrian von Utrecht überlassend. Die feindselige Haltung des Königs von Frankreich trieb zur Eile. Franz I. war tief verletzt durch die Wahl, obschon er früher erklärt hatte, es solle diese gemeinsame Werbung wie die um eine Dame nichts an der Freundschaft ändern: Franz rüstete nicht bloß, sondern suchte auch England auf seine Seite zu ziehen. Karl kam ihm zuvor und landete am 26. Mai unerwartet in Dover. Dieses Zeichen von Vertrauen schmeichelte Heinrich VIII., er versprach, sich nicht mit den Feinden Karls zu verbinden und ihn in Flandern zu besuchen, wenn er von der verabredeten Zusammenkunft mit Franz zurückkomme. Franz hatte Wolsey vierzehn Stimmen bei der nächsten Papstwahl versprochen, Karl versprach auch, ihn zu unterstützen, und Wolsey war fortan für Karl, dessen Einfluſs er für mächtiger hielt. Die Zusammenkunft Heinrichs VIII. mit Franz I. fand an der Grenze ihres Gebietes zwischen Ardres und Guines unter Entfaltung einer unerhörten Pracht statt. Von den golddurchwirkten Tüchern, mit denen die französischen Zelte bedeckt waren, heißt die Conferenz Le camp du drap d'or. Der Zeitgenosse Martin du Bellai sagt, der Aufwand in Kleidern und Pferden sei so außerordentlich gewesen, daſs viele ihre Wälder, Wiesen und Mühlen auf dem Leib trugen. Vierzehn Tage — 7. bis 21. Juni 1520 — dauerten die Feste und Turniere, bei denen sich beide Könige in Zurschaustellung ihrer ritterlichen Künste überboten.[1])

Marginalien: Karl nach Deutschland. — Franz I. — Heinrich VIII. — Le camp du drap d'or.

Franz hatte dennoch sein Geld ins Wasser geworfen, denn in Gravelingen gewann Karl den König von England durch den Vorschlag, er solle der Schiedsrichter zwischen ihm und Franz sein, so vollständig, daſs Karl den König von Frankreich nur den ersten Schlag führen lassen durfte, um Heinrich VIII. vollständig auf seiner Seite zu haben. Heinrich schmeichelte es außerordentlich, der Schiedsrichter Europas zu heißen, er führte fortan die Devise „Qui je défends est maître."

Der Kurfürst von Trier hatte gegen die Wahl Karls gesprochen, weil sie einen europäischen Krieg herbeiführe. Aber noch ein anderer Sturm stand bevor, der religiöse. Als der junge Kaiser zum Reichstag nach Worms abzog, sollte er auch über die Reformation Martin Luthers entscheiden.

---

[1]) Mémoires de Martin du Bellay — bei Michaud, l. c. V, p. 132.

Die Reformation.

Novalis, den Schleiermacher einen göttlichen Jüngling nennt, sagt einmal: „Es waren schöne Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte. Ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses christlichen Reiches. Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. — Wie wohlthätig, wie angemessen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller andern menschlichen Kräfte, die harmonische Entwickelung aller Anlagen, die ungeheure Größe, welche einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften des Lebens und der Künste erreichten, und der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen und irdischen Waren in dem Umkreise von Europa bis in das fernste Indien hinaus."

Wir nahen jetzt der Zeit, wo die religiöse Einheit Europas bricht, wie die politische schon längst gebrochen war. Statt des einen allgemeinen anerkannten Glaubens, vertheilt sich jetzt Europa nach Glaubensmeinungen, und mit der Spaltung wächst ein maßloser Hass empor, der zuletzt zum Schwerte greift und die christliche Welt mit Strömen von Blut überschüttet. Nachdem dann die Kräfte im Kampf ermattet sind, tritt ein neues Staatensystem an die Stelle des alten, die Gestalt Europas ist verändert. Statt der früheren Einheit unter dem Kaiser und Papst, wird jetzt ein politisches Gleichgewichtssystem der Staaten angestrebt. In Europa aber ist die Kirche ärmer geworden um Millionen und Millionen von Gläubigen.

Eigenthümlich! der Herd der neuen Bewegung ist dasselbe Deutschland geworden, welches seit den Tagen des heil. Bonifacius mit so vieler Liebe an der Kirche hieng, und Völker germanischer Zunge sind es namentlich, welche mit der Kirche brechen. Und wie hiengen nicht diese Germanen an der Kirche! Wie glücklich waren sie in der neuen Lehre, wie reich beschenkten sie Klöster und Bisthümer! Welch stolze Tempel erbauten sie ihr zu Ehren! Wie viel Blut vergossen sie nicht, um diese Lehren auch bei andern Völkern zur Geltung zu bringen, um das heilige Grab zu erobern, um den Papst zu schützen und ihm auch äußerlich eine freie unabhängige Stellung zu verschaffen! Welch ein

warmer Ton weht in den Schriften ihrer bedeutendsten Geister, vom Verfasser des „Heliand“ an bis zu den Mystikern des fünfzehnten Jahrhunderts, für die Kirche, der sie jetzt auf einmal mit Hohn den Rücken kehren!

Solche Dinge kommen nicht augenblicklich, sind meist lange vorher vorbereitet. Gewiss ist der lange Kampf zwischen den Staufern und der Kirche, zwischen Ludwig dem Bayer und den Päpsten in Avignon, die Lehre des Hus von Wirksamkeit gewesen; oppositionelle Elemente waren in Menge angehäuft. Die ganze Volksliteratur des fünfzehnten Jahrhunderts ist vom Geiste der Abneigung gegen die Kirche durchweht. Aber all dies hätte nicht hingereicht, die alte Verbindung zu lösen, wären nicht alte Schäden, schreiender als je, damals hervorgetreten! Die Kirche ist die Trägerin einziger, unsterblicher Wahrheiten. Aber alles, was in die Hände der Menschen kommt, kann auch missbraucht werden. Ein göttlicher Wein fließt durch bleierne Röhren. In Anstalten wie die Kirche gibt es Zeiten des Aufschwunges und der Erschlaffung. Je größer eine Gemeinschaft ist, umso länger können Zeiten der Größe und des Verfalles andauern, und damals sind die Züge des Verfalls zahlreicher denn je gewesen. Zwei Jahrhunderte ohne irgend einen großen Papst, wie ein Gregor I. und VII., wie ein Nikolaus II., ein Innocenz III., dagegen Päpste, welche bloß für ihre Familien sorgten. Ein Ordensleben ohne Regel und Feuer, häufig matte Disciplin, Bischöfe, die auf ihren Sitzen eingeschlafen sind, eine Wissenschaft ohne Geist und Kraft und statt uneigennütziger Begeisterung und Aufopferung vielfach schmutzige Gewinnsucht, die das Heilige missbraucht! Statt Wahrheit Heuchelei, heimliches Verleugnen, was man öffentlich bekennt, statt Einfachheit Genussucht, statt Demuth hochfahrender Stolz! Die Kirche war reich, aber der Reichthum war ihr Unglück. Sie hatte in Deutschland wohl ein Drittel des gesammten Grundbesitzes, aber gerade dieser Besitz lähmte sie: „Die überflüssige Nahrung stärkt nicht, sondern schwächt die Kräfte des Organismus. Die Säfte stocken und dennoch verlangt der überreizte Magen immer mehr und mehr.“ — Mit den Kirchenwürden war reiches Einkommen, war Ehre verbunden und diese wurden angestrebt, nicht die kirchliche Würde. In Zeiten der Noth drängen sich zu Stellen nur Männer, denen es Ernst ist um die Sache, in Zeiten des Glückes aber Naturen, denen es bloß um die Beigaben zu thun ist. Darum sind Zeiten der Gefahr immer Zeiten des Glanzes der Kirche gewesen und auf Zeiten des Glanzes kamen immer wieder Zeiten der Entartung. In der Noth kamen die rechten Männer an die Spitze und der Glanz ihrer Tugenden gewann der Kirche die Liebe der Menschheit, mit der Liebe Schenkung und Machtstellung und mit der Macht und dem Reichthume wieder die Gefahr, dass Heuchler sich in die höchsten Würden drängen — dann wurde sie wieder verfolgt, beraubt, und gewann in der Verfolgung wieder neuen Glanz, lernte von den Gegnern und trat erweitert und vertieft aus jeder Gefahr hervor.

Das ist der Gang der Kirchengeschichte durch die Jahrhunderte. Wäre sie nicht die Trägerin göttlicher Wahrheiten, wäre sie wie andere Lehren, so hätte die Kirche einmal eine Zeit des Aufschwunges gehabt, wäre dann versunken und versumpft, um sich nie wieder zu erheben! So aber trat die Kirche aus jedem Kampf, den sie ob der Schwäche ihrer Söhne bestehen musste, stärker und ruhmvoller hervor und so gilt wahrhaft von ihr das Wort des Dichters: „Was stets und aller Orten sich immer jung erweist, ist in gebundenen Worten ein ungebundener Geist." — Die Kirche hat den Kampf mit dem Heidenthume, seinen Geistesschätzen und seiner Weltmacht bestanden; sie hat sich der beengenden Umklammerung des Arianismus erwehrt, sie ist nicht den Stürmen der Völkerwanderung erlegen, sie hat den Islam glänzend aufgehen und erbleichen gesehen, sie hat sich dem Sturme, der im dreizehnten Jahrhunderte über sie heranbrauste, nicht gebeugt. Ein Sturm, nicht minder gewaltig, als alle bisherigen, tobt im sechzehnten Jahrhundert gegen sie heran, und ein protestantischer Engländer, Macaulay, meint: „Erwägen wir die furchtbare Gewalt der Stürme, welche die katholische Kirche überstanden hat, so lässt sich schwer begreifen, auf welchem Wege ihr je beizukommen wäre."

In Deutschland waren übrigens nicht bloß alle Stoffe, die zu einer Revolution führen, in kirchlichen, sondern auch in politischen Dingen vorhanden: neue Ansichten, große Veränderungen, Unsicherheit des Besitzes, Missstimmung in ganzen Gesellschaftsclassen: es war eine Spannung der Geister auf kommende Dinge, mit der diejenige, welche uns vom Jahre 1848 noch erinnerlich ist, oder die 1789 Frankreich in Athem hielt, kaum verglichen werden kann! Man fühlte, dass man an einem Wendepunkte der Dinge stehe. Das Alte schwankte unter den Füßen und über das Neue, das an seine Stelle treten sollte, war man unklar. Die besseren Geister wünschten Verstärkung der Centralgewalt bei Freiheit im einzelnen, Festhalten an der überlieferten Wahrheit, aber Hebung der Missbräuche, die sich daran knüpften, und ungehinderte Bewegung im einzelnen, Versöhnung von Glauben und Wissen, von Autorität und Freiheit. Die Reformation hat ihren 28. Februar, hat ihre Märztage, ihre Julikämpfe, wie das Jahr Achtundvierzig, und ihre Enttäuschungen, wie die neuere Zeit — natürlich auch ihre Vorspiele. Länger als vor der Revolution sprach man vor der Reformation, dass sie eine Nothwendigkeit sei. Auf einmal war sie da, aber ganz anders, als man sie erwartet hatte! —

Die Vorspiele der Reformation. — Der Humanismus in Italien.

Der Sinn für die Schriften, für die Kunst des classischen Alterthums erwachte zuerst wieder in Italien. Dort war die Kenntnis der Alten nie vollständig erloschen, die italienische Sprache erleichterte ihr Studium, die Denkmäler wie das römische Recht legten es nahe. Livius, Sallust, einige Schriften Ciceros und Senecas, Virgil und Lucan, Horaz und Ovid, Terenz und Plinius sind in Italien immer in Klöstern gelesen worden. Welche Verehrung zeigt nicht Dante für seinen Führer Virgil! Einzelne Geister hatten immer ein Gefühl für die Vorzüge der großen Alten. Aber ein allgemeiner Eifer erwachte erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert: es war das Gefühl, als ob man eine neue Welt des Schönen entdecke. Obschon das Heidenthum der Kirche längst erlegen war, erstand es auf einmal wieder aus seinem Grabe und wirkte auf Kunst, Literatur und Leben. Die es erkannten, schienen von seiner Schönheit wie berauscht und eher alles zu sein als Christen, vielmehr Todfeinde des Kirchenthums.[1])

Petrarca. Der eigentliche Urheber dieser Richtung ist Petrarca. Wir haben ihn schon kennen gelernt,[2]) seine Wanderungen, seine Begeisterung, seine Eitelkeit, seine Widersprüche. Er ist der Bahnbrecher der Epoche des Humanismus. Der Sinn für Harmonie war ihm wie angeboren, seine Stimme schon tönte süß, dass man nicht satt werden konnte ihn zu hören. Keiner hat wohllautendere Verse geschrieben, keiner ein feineres Ohr gehabt für die Musik der lateinischen Sprache. Als er Ciceros Reden las, erschien ihm alles andere

Idee des Humanismus. rauh und übeltönend, in Virgil tauchte ihm eine neue Welt der Harmonie, der Schönheit und Weisheit auf. Die Menschheit schien ihm abgerückt von der rechten Bahn. Der Scholastik gegenüber, meinte er, müsse man den freien Menschen wieder geltend machen, Wort und Schrift solle wieder der unmittelbare Ausdruck der Seele werden,[3]) keine Gelehrsamkeit habe einen Wert, deren Endziel nicht mit dem menschlichen Leben zusammenfalle. Die Wissenschaft müsse die Dienerin der Tugend sein, Tugend und Wahrheit sei die Kunst, welcher er sich befleißige. Man müsse das Reinmenschliche hervorheben, wie es Hellenen und Römer gethan. Den Philosophen, die über den Urgrund aller Dinge klügelten, den Theologen gegenüber, die Dialektiker wären, nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein wollten, stellt er seine Lehre des gesunden Menschenverstandes auf: es walte Einer über den Sternen, wie über den Menschen, aus seiner gerechten Hand hätten wir unser Schicksal zu er-

[1]) Vergl. Pastor, Geschichte der Päpste, I. Die literarische Renaissance in Italien und die Kirche, S. 1 ff.

[2]) Vergl. Bd. V, S. 372; Bd VI, S. 38, 57, 240, 348, 391, 410, 423, 425, 615 ff. dieses Werkes.

[3]) Georg Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859, S. 23, 36.

warten. Petrarca hat alle Wissenschaften in seiner Zeit angegriffen. Die Scholastik ist ihm ein wüster Schlackenhaufen ohne ein einziges Goldkörnchen von Wahrheit, die Universitäten sind ihm Nester dünkelvoller Unwissenheit, die Ärzte nennt er Charlatans, die Astrologen gewinnsüchtige Betrüger. Der Gebrauch des Rechts werde durch die Nichtsnutzigkeit der Menschen geschändet, man müsse zum Rechte zurückkehren, welches die alten Philosophen gelehrt hätten. Er betrachtete sich allen gegenüber als einen Sokrates, der das Treiben der Sophisten enthülle. Gegen die Verehrer des Aristoteles, an dem sich keine Spur von Wohlredenheit finde, weist er auf Plato hin, in dessen Schriften ein göttlicher Redestrom flute. Kampf gegen die Universitäten.

Ganz eigenthümlich ist sein Verhältnis zur Kirche.[1]) Um ihren Glauben hat er sich wenig gekümmert, obschon er ihre Weihen und eine Pfründe hatte. Wie so viele in jener Zeit des Verfalls, eifert er gegen das verkommene Leben der Priester und Mönche, übt aber selbst keine Enthaltsamkeit! Er unterscheidet zwischen der neueren Theologie und der Lehre Christi, findet aber aus der letzteren nur das, was seiner subjectiven Richtung entspricht. Unter allen Kirchenvätern fesseln ihn nur die thränenfeuchten Bekenntnisse des heil. Augustinus, den Sieg über seine Genussucht und seine Eitelkeit vermochte er aber nicht zu erringen, wie der große Bischof von Hippo. Nur einmal spricht er sich für die Lehre Christi aus, als ihm ein Mitglied einer geheimen Gesellschaft von Freigeistern, die sich Averroisten nannten,[2]) über alle positive Religion spottet und Paulus und Augustinus Fabelmacher nennt — Petrarca packte den Schmäher am Kleid und warf ihn zur Thüre hinaus. Den Frieden seines Inneren im Glauben hat aber Petrarca niemals gefunden, er gesteht in seinen Selbstbekenntnissen die Zerrissenheit seiner Seele. Er fühlt an Cicero den Widerspruch zwischen Wort und That, die selbstgefällige Gesinnungslosigkeit darum so gut heraus, weil er hierin eine dem Arpinaten verwandte Natur ist. Er preist das einfache stoische Leben, fühlt sich aber nicht behaglich, wenn er nicht zwei Pferde und mehrere Diener hat. Er preist die Einsamkeit, hält sich aber sehr gern an Höfen auf und zieht ruhelos von Stadt zu Stadt, um den Weihrauch des Lobes einzuschlürfen. Er schreibt wie ein Cicero über den Wert der Freundschaft, am liebsten aber hat er diejenigen, welche ihn unbedingt loben und wie eine Sonne bewundern, die bedürfnislos allem Licht und Leben verleiht. Dantes Licht thut seinen Augen wehe, er beneidet ihn um seinen Ruhm, wenn er auch sagt, er verachte nur dessen unverständige Verehrer, die ihn auf Straßen und in Tabernen loben; er sei selbst auf Virgil nicht neidisch. Seine Eitelkeit wächst mit seinem Alter, jedes Jahr wird er ruhmrediger, aber auch unzufriedener mit sich, zerfallener in sich selbst. Aus den Schriften der Alten hat er die Sehnsucht nach dem Nachruhm eingesogen. Später kommt er zum Geständnis, das Verlangen nach der Unsterblichkeit des Namens sei die schwerste Krankheit, die er nicht mehr bändigen könne, denn sie habe sein ganzes Leben zu einem Leben des Scheins gemacht und der Heuchelei, die ihn sich anders darstellen ließ, als er sei, die ihm unerträglich werde, der er sich nicht mehr entwinden könne. Er macht sein Ich — hierin ein Vorbild der Neuzeit und ihres Weltschmerzes — zum Bild, zum Maßstab

Petrarca und die Kirche. Averroisten. Widersprüche. Neid. Eitelkeit. Nachruhm. Weltschmerz.

[1]) Voigt, l. c. S. 49 ff. — Koerting, Petrarcas Leben und Werke, S. 542—592.
[2]) Vergl. über sie Renan, Averroès, p. 322—435.

der Welt, er ist ein großer Wort- und Gedankenkünstler, aber nicht der Prophet einer reinigenden, heiligenden Wahrheit.

Petrarca, das Ideal der Humanisten, hat das Verdienst, zur Sammlung, d. h. zur Rettung, zum Verständnis der Schriften des classischen Alterthums mächtig angeregt zu haben. Er selber gab sich unsägliche Mühe, um Ciceros Werke vollständig wieder zustande zu bringen. Seine Schüler setzten seine Thätigkeit fort.

Boccaccio. Giovanni Boccaccio,[1] der feurigste Verehrer Petrarcas, ist durch ihn zum Studium der Classiker angeregt, wie er von ihrer Schönheit bezaubert und von Begier nach unsterblichem Nachruhm geleitet; er steht hinter seinem Lehrer in geistiger Durchdringung des Alterthums zurück; seine Arbeit geht nämlich mehr in die Breite als in die Tiefe, man hat ihn den Sclaven der Kleinigkeitskrämerei genannt;[2] er übertrifft aber seinen Lehrer in der Kenntnis des Griechischen. Er ist der erste unter den Italienern, welcher den Homer las, er nahm einen Griechen in sein Haus auf, um ihn verstehen zu lernen; dann ist der Gedanke, die alten Handschriften miteinander zu vergleichen und eine aus der andern zu verbessern, sein Verdienst. Die Gesichtspunkte sind ihm von Petrarca gegeben, nur nimmt er nicht wie dieser den alten Autoren gegenüber eine selbständig kritisierende Stellung ein, sondern häuft die abweichenden Ansichten respectvoll aneinander. Der Kirche gehört er nicht mehr an, er ist ein Heide.

Akademie in Florenz. In einem Saale des Augustinerklosters von San Spirito zu Florenz bildete sich die erste Akademie in platonischem Sinne. Luigi Marsigli, Provincial des Ordens der Augustiner, war der Leiter; zu den Mitgliedern zählten Coluccio Salutato, Roberto de Rossi, Niccolo Niccoli, Manetti und andere. Auf einer Tafel an einer Säule war jedesmal der Gegenstand der Discussion verzeichnet.[3]

Marsigli. Von Marsigli heißt es, dass er die Gabe des Wortes in hohem Grade besaß und die Weisheit Ciceros, Virgils und Senecas in seinen Citaten vereinte. — Salutato. Salutato diente der Curie als Secretär unter den Päpsten Urban V. und Gregor XI. und ward 1375 in seinem fünfundvierzigsten Jahre Staatskanzler in Florenz, welche Stelle er sechsunddreißig Jahre hindurch unbestechlich verwaltete. Petrarca war 1374, Boccaccio 1375 gestorben, jetzt ward dafür Sorge getragen, dass das Heldengedicht auf Scipio, „Die göttliche Afrika", nicht verloren gieng, sondern für Florenz erkauft wurde. Im Streit zwischen der Republik wider Gregor XI. giengen aus der Feder dieses Staatskanzlers Streitschriften mit bitteren Ausfällen gegen die Curie hervor. Seine amtlichen und halbamtlichen Sendschreiben erlangten durch ihre Gediegenheit einen hohen Ruf. Giangaleazzo Visconti betheuerte, sie hätten ihm mehr geschadet, als tausend florentinische Reiter. Die anderen Staaten wollten nun auch gelehrte Kanzler haben. Salutato schrieb

[1] Sein Leben Bd. VI, S. 89, 148, 235, 348, 427, 431 f. dieses Werkes.
[2] Voigt, l. c. S. 106. — Landau, Giovanni Boccaccio. Stuttgart 1877.
[3] Capponi, l. c. Bd. II. — Voigt, l. c. S. 114 ff.

ein lateinisches Epos über die Kriege des Pyrrhus, Abhandlungen de verecundia, de fato, de religione et fuga saeculi, Eclogen und Elegien; er war Kritiker und verglich Handschriften von Augustin und Seneca, er sprach letzterem die unter seinem Namen gehenden Tragödien ab. Als Salutato 1406 starb, wurde seine Leiche auf Staatskosten bestattet, nachdem sie feierlich mit dem Lorbeer des Dichters bekrönt war und alle Zünfte ihr Banner über ihr gesenkt hatten.[1])

Die Beschäftigung mit den classischen Studien war also gleichsam von Seite der Republik geadelt. Viele wollten jetzt lernen, aber der Bücher, der Lehrer waren wenige. So begann denn die Zeit der humanistischen Wanderprediger. Giovanni Malpaghino, lange Zeit Secretär Petrarcas und Ordner seiner Briefe, durchzog Italien und verkündete das Evangelium der Humanisten und entzündete zum Betrieb der schönen Wissenschaften, zur Nachahmung Ciceros. Ebenso that Gasparino da Barzizza, bis ihm 1418 Filippo Maria Visconti als seinem Unterthan gebot, in Mailand zu bleiben und hier eine Schule zu begründen; er ist der Anreger zur leicht und elegant hinfließenden Briefform. — Als zwei Gesandte im Namen des Kaisers zu Constantinopel, Manuel Chrysoloras und Demetrios Kydonios, in Venedig erschienen, um die Hilfe des Abendlandes gegen die Türken zu erbitten, kamen sogleich Florentiner zu ihnen, um bei ihnen zu lernen, sie nach Constantinopel zu begleiten. Chrysoloras kam 1396 mit einem Gehalt von 150 Goldgulden, der später auf 250 vermehrt wurde, nach Florenz, dessen beste Männer bald zu seinen Füßen saßen. Fortan galt, wer nicht griechisch verstand, nur als Halbgelehrter. Chrysoloras starb 1415 während des Concils zu Constanz. Griechische Gelehrte kamen nun immer mehr nach Italien und junge Italiener zogen nach Byzanz, um griechische Bildung zu erlangen und griechische Bücher heimzubringen. Ein neuer Stand bildete sich, dessen Blicke nur der alten Welt zugewendet waren, der, was da im Abendlande bestand, politisch wie kirchlich als der vorgeschrittenen Bildung nicht entsprechend erklärte.

Wanderprediger. Malpaghino. Chrysoloras.

Man stöberte jetzt überall nach alten Handschriften, die man zu kaufen oder zu stehlen suchte. In Spanien findet der Cardinal von Pisa den Justin, in St. Gallen findet Poggio Bracciolini[2]) den Quintilian, den er in 32 Tagen abschreibt, dann die „Argonautica" des Valerius Flaccus, ferner den Commentar des Grammatikers Asconius Pedianus zu acht Reden des Cicero. Dann wird gefunden Lucretius Carus, Silius Italicus, Manilius, Vitruvius über die Baukunst, Columella über die Landwirtschaft, in Monte Cassino der Frontinus, der Ammianus Marcellinus in Hersfeld. Im Cluniacenser-Kloster zu Limoges fand Poggio Ciceros „Rede für Cäcinna", später noch sieben andere Reden. Bartolomeo da Montepulciano entdeckte in schwäbischen Klöstern den Vegetius über die Kriegskunst. Aus England brachte Poggio wider sein Erwarten nichts

Suchen nach Codices.

[1]) Voigt, l. c. S. 126.
[2]) Vergl Bd. VI, S. 716 dieses Werkes.

mit als die Chronik des Sigibert von Gembloux. — Einem vollständigen Tacitus, dem Buche des Plinius über die Kriege gegen die Germanen, glaubte er auf der Spur zu sein. Auch die fehlenden Dekaden des Livius meinte man im Cistercienser-Kloster Soroe bei Roeskilde zu finden. Doch vergebens! Auf Poggios Anregung brachte Nikolaus von Trier 1429 zwölf bisher unbekannte Komödien des Plautus nach Rom, von denen Lorenzo von Medici sogleich Abschrift nehmen ließ. Lionardo Bruni fand 1409 einen alten Codex Ciceronianischer Briefe in Pistoja, Landriano, Bischof zu Lodi, in dieser Stadt die „Drei Bücher vom Redner", und den „Brutus". Abschriften dieser Werk flogen durch Italien. Aus Griechenland brachte Aurispa 1423 sogar 238 Handschriften mit, darunter alle Werke Platons, Xenophons, den Arrian, Dio Cassius, Diodor, Strabo, Lucian. Guarino verlor zur See einen Theil der Codices, die er heimbringen sollte, und bekam vor Kummer darüber graue Haare.

Bruni. Aurispa. Guarino.

Eifer der Florentiner.

Die meisten dieser Schriften wurden von Florentinern gekauft, nicht bloß die Medici hatten hiefür immer eine offene Casse — der Sinn für Bildung lebte dort unter dem Adel, nicht nur unter den reichen Kaufleuten. Roberto de Rossi, ein reicher Hagestolz, übersetzte den Aristoteles, schrieb alte Handschriften ab und gab jungen Edelleuten Unterricht im Griechischen. Palla de Strozzi übersetzte Werke des Plutarch, des Platon, des Chrysostomus und nahm den Joannes Argyropulos in sein Haus auf und ließ sich den Aristoteles von ihm erklären. Piero de' Pazzi kannte die ganze „Äneide" und viele Reden des Livius auswendig und beschäftigte beständig Abschreiber in seinem Palast. Lapo da Castiglionichio übersetzte einige Lebensbeschreibungen des Plutarch.

Niccoli.

Der Mittelpunkt der schöngeistigen Kreise und der literarische Minister Cosimos war Niccolo Niccoli,[2]) der Sohn eines Kaufmanns, der aber nach dem Tode seines Vaters nur der Literatur lebte, Latein und bei Chrysoloras[1]) Griechisch lernte; Bücher waren seine Leidenschaft, er kaufte, so weit seine Mittel reichten; viele Bände hat er selber abgeschrieben. So bekam er nach und nach ein gründliches Urtheil über Bücher und die Weise, wie gute zu bekommen. Was er anordnete, vollzogen Cosimos Agenten durch ganz Europa. Cosimos Bank hatte jede seiner Anweisungen zu bezahlen. So brachte er eine Bibliothek von 800 Bänden zusammen, die auf 6000 Zechinen geschätzt wurde, und eine Gallerie von Statuen, Mosaiken, Gemmen und Münzen. Nie bewarb er sich um ein öffentliches Amt, er lebte nur seinen Studien. Strebsame Jünglinge unterstützte er mit Büchern und gutem Rath auf das bereitwilligste. Sein Haus war der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler; sein Geschmack war fein, seine Anforderungen streng, seine Urtheile scharf. Dieser Mäcen starb arm 4. Februar 1437. Cosimo nahm seine Schulden auf sich und die Ausführung des Planes, seine Bibliothek zu einer öffentlichen zu machen; er gab 36.000 Zechinen hin, um im Kloster San Marco die erste öffentliche Bibliothek zu begründen, kaufte viele andere Bücher dazu und stellte den Tommaso Parentucelli, den Begründer der Bibliothekswissenschaft, den späteren Papst Nikolaus V., als Bibliothekar an. So entstand zum Unterschied von der Privatbibliothek der Mediceer die öffentliche Bibliothek des mediceischen Hauses.

---

1) Vergl. oben S. 635.
2) Voigt, l. c. S. 152—183.

Sein Freund Lionardo Bruni aus Arezzo, meist Aretino genannt, ein Schüler Salutatos im Griechischen und durch ihn Secretär Gregors IX. und Johannes XXIII., mit dem er auch in Constanz war, wurde ob seiner Kenntnis des Rechtes und seines schönen Latein 1427 Staatskanzler, welche Stelle er bis zu seinem Tode 1443 bekleidete, in hohem Ansehen ob seiner Ehrenhaftigkeit, seines Scharfblicks, seiner gedankenvollen Beredsamkeit, seiner Staatsschriften, die als wahre Musterstücke galten, und seiner lateinisch und im alten Geiste geschriebenen Geschichte der Republik Florenz, die auf der in dunkle Seide gekleideten Leiche ruhte, als ihr Manetti, ein Mitglied des Rathes der Zehn, die Ehrenrede hielt im Angesichte des Volkes von Florenz und ihm, als dem „ruhmwürdigen Stern der Lateiner", den Lorbeer auf die Stirne drückte. Seine Übersetzungen aus dem Griechischen galten für treu und fein. Fremde kamen oft nach Florenz, nur um den Mann, der sehr zurückgezogen lebte, anzuschauen, wenn er von seinem Hause in die Kanzlei gieng. Bruni.

Carlo Marsuppini, ein Verehrer Niccolis, gleichfalls aus Arezzo, war sein Nachfolger im Kanzleramte; auch er ward als Schriftsteller geschätzt, in der Prosa komme er Aretino gleich, in Versen übertreffe er ihn; er starb aber ohne Beichte und Communion, er war kein Christ mehr. Wie seines Vorgängers erhielt auch seine Leiche den Lorbeer. Marsuppini.

Der Ordensgeneral der Camaldulenser, Ambrogio Traversari,[1]) war der Geistliche in diesem gelehrten Kreise, das versöhnende Element, das unter diesen schroffen Naturen nur zu oft Streit zu schlichten hatte, speciell der Freund Niccolis, der ihm als Secretär diente, wenn er den Chrysostomus übersetzte, unermüdlich Bücher zu suchen, zu kaufen oder abzuschreiben, namentlich griechische Kirchenväter zu übersetzen. Auf Niccolis und Cosimos Andringen hat er auch den Diogenes von Laerte übersetzt. Traversari.

Sein Schüler im Griechischen und Lateinischen war Giannozzo Manetti aus Florenz, auch Kenner des Hebräischen, ein gewandter Dialectiker, der in Florenz die „Ethik" und „Politik" des Aristoteles erklärte und Lebensbeschreibungen des Sokrates und Seneca, des Dante, Petrarca, Niccoli und des Papstes Nicolaus V. verfasste; seine Werke entbehren der Grazie und wurden darum nicht so häufig gelesen. Manetti.

Poggio Bracciolini war nach Leonardo Aretino Staatskanzler, legte aber diese Stelle nieder, als der Neid sich gegen ihn regte, und lebte seinen Studien auf einem Landgut Valdarniana bei Florenz, umgeben von Büchern, Statuen und Kindern, und Bäumen, die er gepflanzt, in Frieden mit den genannten Gelehrten in Florenz, aber in stetem Hader mit anderen — „wie ein literarischer Gassenbube, mit unverkennbarem Talent zum Schimpfen und niederträchtigen Verleumden" —, so mit Guarino über den Vorrang Cäsars oder Scipios, namentlich aber mit Filelfo. Dieser hatte, wie Guarino aus Verona, wie Aurispa, sein Landsmann aus Tolentino, in seiner Jugend Constantinopel besucht, um dort das Griechische zu erlernen und war mit einem Gehalt von 400 Gulden 1429 nach Florenz berufen worden, um hier täglich vier Vorlesungen über römische und griechische Classiker zu halten: er war jung, galt als der trefflichste Grieche, der eleganteste Latinist und einer der besten Dichter Poggio. Filelfo.

---

[1]) Seine Briefe gab Mehus heraus: A. Traversari lat. epist. Flor. 1759. Einige hat Reumont: Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1877, übersetzt, S. 109–132.

des Abendlandes, und hielt sich selber für das erste Genie seiner Zeit; er wurde mit Jubel empfangen und sah unter den 200 Zuhörern die ersten Männer zu seinen Füßen. Aber die Florentiner hatten scharfe Augen und böse Zungen und merkten bald seine Eitelkeit, Leichtfertigkeit, Geldgier heraus; er hingegen sah in ihrer Erkaltung eine Verschwörung, nannte Niccoli, der ihm in einer gelehrten Frage widersprach, einen Undankbaren, einen Unwissenden, veröffentlichte Spottschriften gegen ihn, gegen Traversari, ward dann von Poggio mit einer Flut von Schmähungen angegriffen. Der Streit wurde immer bitterer, breiter, Filelfo schamloser. Ein Bravo griff ihn eines Morgens an — und Filelfo behauptete, Medici habe ihn aus dem Weg räumen wollen. Als die Revolution 1433 ausbrach, verlangte Filelfo in einer Schmähschrift den Tod Cosimos. Als Cosimo aus der Verbannung zurückkehrte, machte sich Filelfo davon — nach Siena, und ward in Florenz förmlich verbannt. Cosimo, obschon so bitter geschmäht, hätte ihn doch wieder kommen lassen, da Filelfo abbat, aber Maria Visconti bot eine größere Summe und so zog er nach Mailand. — Georgios Trapezuntios kam jetzt nach Florenz und lehrte Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und 1456 Joannes Argyropulos, welcher die peripatetische Philosophie lehrte.

Florenz-Athen. So wird begreiflich, wie Florenz als ein zweites Athen gelten konnte, in welchem das feinste Attisch gesprochen werde. Der Eifer für die alte Literatur war groß, die Universität und ihre Juristen verloren alle Bedeutung. Der kirchliche Geist wäre ganz erloschen, hätte nicht der ehrwürdige Erzbischof, der Dominicaner Antoninus, damals noch gewirkt, von dem selbst Cosimo sagte, nur sein Gebet und seine Tugenden hätten vor Gott Florenz erhalten. Übrigens ist diese erste Generation der Humanisten viel würdiger als die zweite.

Der heilige Antoninus.

Siena. Florenz schritt in dieser Richtung ganz Italien voran. In Siena dagegen kam der Humanismus vor den Juristen nicht auf. In Venedig that der Staat nichts dafür, wohl aber Einzelne. Carlo Zeno nahm flüchtige Griechen freigebig auf. Leonardo Giustiniani sammelte eifrig eine griechische Bibliothek; desselben Sinnes war sein Sohn Bernardo, desgleichen Francesco Barbaro, der den Kaiser Joannes 1423 bei seiner Ankunft im Namen des Staates mit einer Rede begrüßte. Die griechischen Gelehrten fanden aber sonst in Venedig nicht einen Boden wie in Florenz, man wollte höchstens einen Secretär für griechische Handelsgeschäfte. Für das Literatentreiben war keine Luft in der Lagunenstadt, die eine öffentliche Bibliothek erst erhielt, als ihr 1468 der Cardinal Bessarion seine Bücher vermachte, weil er hier zuerst den Boden Italiens betreten habe. — Ebensowenig wurde Genua von der neuen Bewegung berührt.

Venedig.

Neapel. Dagegen war in Neapel ein König, der aus Geschmack wie aus Politik die Humanisten unterstützte. Kein Herrscher in Italien wollte damals in guten Staatsschriften hinter dem anderen zurückstehen und so sehen wir denn die Fürsten bestrebt, einander gewandte Schriftsteller abzufangen. Wenn nun die Könige gelehrte Neigungen zeigen, so fühlen sich die Großen alsbald von ähnlichen Stimmungen ergriffen. So fand der Humanismus dort einen Boden. Hieß es doch vom König, das Vorlesen von Curtius' Alexander habe ihn von einer Krankheit geheilt; dann wieder, er habe Nikolaus von Lyras „Commentar zur heiligen Schrift" vierzehnmal gelesen; seine Lust sei, den gewandten Dialectiker Sogliera

Alfons.

sprechen zu hören, er besuche die Vorlesungen in Neapel, er habe seine Freude an kräftigen Lakonismen, nach dem Essen lasse er sich die „Äneide" vorlesen, in Neapel dürfe man am freimüthigsten schreiben. Im Streit mit der Curie benützte Alfons den Laurentius Valla, der eine Schule der Eloquenz in Neapel hielt und schon in seiner Schrift „Über die Wollust und das wahre Gut" die Virginität geschmäht und gegen Mönche und Mönchthum Hiebe geführt und die Emancipation des Fleisches gepredigt hatte. Valla hatte in seinem vierundzwanzigsten Jahre eine Stelle in der römischen Kanzlei von Martin V. nicht erhalten können, weil einige Cardinäle gegen ihn sprachen, und nun verhöhnte er in bissigen Epigrammen diese Cardinäle. Im Auftrag des Königs schrieb Valla 1440 seine Schrift über die Schenkung Constantins;[1] nachdem er schon früher die Echtheit des Briefes des Abgarus an Christus und die Abfassung des apostolischen Symbolums durch die zwölf Apostel angegriffen hatte. Der Glaube an die Schenkung Constantins war im achten Jahrhundert aufgekommen, im zehnten hatte Otto III. sie geleugnet, später Dante ihre staatsrechtliche Unmöglichkeit bewiesen. Valla lehrte nun, dass die Schenkung nie gemacht war, nie gemacht werden konnte und nirgends urkundlich zu finden sei. Dagegen ließ sich vom historischen Standpunkte nichts sagen. Nun behauptete aber Valla weiter, dass der Papst weder auf Rom, noch auf den weltlichen Staat ein Recht besitze — und hierin sagte Valla absichtlich eine Lüge, die aber dem König Alfons genehm war und dem Basler Concil, mit welchem Eugen IV. damals gespannt war. Der Papst war für die Anjou und gegen Alfons, dieser wollte dem heiligen Vater darob Verlegenheiten bereiten, und so wagte Valla den heiligen Vater aufzufordern, dass er abdanke: er, Valla, hoffe den Tag noch zu erleben, wo der Papst nichts weiter als Pfarrer in Rom sei. — Nichtsdestoweniger bat Valla nach einiger Zeit den Papst demüthig um eine Stelle und um Verzeihung dessen, was er auf fremde Eingebung hin und aus Ruhmsucht und Streitliebe gethan; er wolle hinfort für den römischen Stuhl schreiben. Aber Eugen IV. wollte von diesem charakterlosen Gesellen nichts wissen. Laurentius Valla.

Ein anderer Liebling Alfonsos war der Palermitaner Beccadelli, der als Student in Siena ein kleines Buch voll schmutziger Verse, den „Hermaphroditus", herausgab, in welchen alle Zucht witzig verhöhnt, die Emancipation des Fleisches und selbst das unnatürlichste Laster, welches die Schmach der alten Welt bildete, gefeiert ward. Der heil. Bernardino von Siena hatte allen Grund, gegen den Dichter und gegen das Laster auf der Straße zu predigen. Also erstanden mit den alten Dichtern und Statuen auch wieder die alten Laster! Begreiflich, dass der Papst den Dichter und jeden bannte, der diese Verse lese. Aber Kaiser Sigismund krönte den Dichter 1432 in Siena und König Alfons stellte ihn als seinen Vorleser und königlichen Rath an — sosehr ließ der Zauber des Verses den unreinen Inhalt übersehen. Beccadelli hatte nichts zu thun, als witzig zu sein und den König zu unterhalten; er wurde reich und erreichte ein Alter von siebenundsiebzig Jahren. Nur Valla störte sein Behagen. Diese Schmeichler waren maßlos neidisch in der Gunst des Herrn und beschimpften einander aufs bitterste. Sie waren nur in hündischer Kriecherei gegen ihren Brotgeber einig. — Fazio, der Hofhistoriograph, weihte in den zehn Büchern der Geschichte Alfonsos diesen König der Ewigkeit. Giantonio Porcello, den Alfons zu seinem Beccadelli. Bernardino. Bartolomeo Fazio

[1] De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio. L. Vallae opera Basileae 1543.

Secretär ernannt hatte, beschrieb den Krieg 1452—1453 mit Standreden nach Art der Alten und stellte Piccinino und Sforza als Scipio und Hannibal einander gegenüber. Freigebig war Alfonso: den Manetti ernannte er mit 900 Ducaten Gehalt, außerdem Pferden, Dienern und Briefboten, zu seinem königlichen Rath. 120.000 Goldgulden soll der König an die Humanisten jährlich verausgabt haben — diese Ruhmestrompeten kamen demnach hoch zu stehen!

Auch der letzte Visconti wollte eine Hofzierde in einem berühmten Schriftsteller haben und zog Filelfo mit einem Gehalt von 500, bald 700 Zechinen nach Mailand; der Dichter erhielt noch ein schönes, wohleingerichtetes Haus, Bürgerrecht und eine Stelle unter den Edlen bei Hoffesten. Sogleich erkannte Filelfo, der Fürst sei göttlich, und versäumte keine Gelegenheit, in Hymnen und Reden den Tyrannen zu verherrlichen. In der wirren Zeit nach dem Tod des Visconti sprach Filelfo für die Freiheit und, — als Sforza siegte, für eine starke Herrschaft. Franz Sforza kümmerte sich wenig um poetische Floskeln, aber er konnte Filelfo brauchen und dieser erbot sich sogleich zu einer „Sforziade", welche, ganz dem Ruhme des Herzogs geweiht, die „Äneïs" in Schatten stellen sollte. Den Auftrag benutzte er nur, um Geld zu erpressen: ein Dichter müsse in behaglicher Stimmung sein, und da fehlte ihm bald dies, bald jenes; von drei Weibern und einigen Kebsen hatte er eine Menge Kinder, die zu versorgen, er bald an diesen Fürsten, bald an jenen Prälaten um einen Beitrag schrieb. Niemand verstand zudringlicher zu betteln. Der Mann hatte vier Mägde, zwei Diener, sechs Rosse — und klagte immer, wie er darbe.[1]) Er nahm den Fürsten gegenüber eine Stellung ein, wie Voltaire in Ferney.

Mailand. Filelfo.

In Mantua richtete, von Gonzaga unterstützt, Vittorino Rambaldi da Feltre eine wahre Musterschule ein, die Casa Giocosa, in der — übrigens unter ernster, religiöser Zucht — die Jugend reiche und edle Bildung erhielt; nicht bloß aus Italien, sondern auch aus Deutschland, aus Frankreich, selbst aus Griechenland kamen Schüler. Theodor von Gaza und Georg von Trapezunt machten diese Schule in ihrer Jugend durch.

Mantua. Rambaldi.

In Ferrara gründete Markgraf Alberto 1392 eine Hochschule, lehrte 1436—1460 Guarino, der den Strabo übersetzte und viele Schüler, selbst aus Ungarn und England, dahin zog; dann war Aurispa hier und Ugo Benzi, der gelehrteste Arzt seiner Zeit. — In Urbino las der Herzog Federigo di Montefeltro den Aristoteles, Livius, Sallust und Plutarch; auf seine Bibliothek soll er 40.000 Ducaten verwendet haben, er hielt dreißig bis vierzig Schreiber in Urbino und Florenz.

Ferrara

Am großmüthigsten, im hochsinnigsten Geiste, unterstützte Papst Nikolaus V. die humanistischen Studien, wie schon oben gezeigt wurde. Was Großes und Schönes noch erhalten war, sollte verbreitet werden — das liegt im Geiste der Kirche. Das Vorbild des Papstes wirkte auf die Bischöfe und so geschah vieles. Versöhnung aller Parteien, Vereinigung aller fähigen Köpfe auf ein Ziel hin — war der Plan des Nikolaus. Für vergangene Fehler hatte er eine oft getadelte Nachsicht. Valla, der nochmals um Anstellung bettelte, ward Secretär — er sollte Herodot und Thukydides übersetzen. Als Porcaro die Priesterregierung zu stürzen unternahm, ward er von Valla ver-

Rom. Nikolaus V.

1) Voigt, l. c. S. 249—251

leugnet. Dieser stritt mit Poggio sich herum und starb 1457 als Canonicus. Erasmus nennt Nikolaus V. den wahrhaften Erneuerer der lateinischen Literatur.

Kein Mäcen konnte freundlicher, freigebiger gegen die Schriftsteller und eifriger sein für die Literatur, als Nikolaus V. es war. Er hatte immer einen Beutel mit einigen hundert Goldstücken in der Nähe, um unmittelbar zu belohnen. Poggio wurde ein reicher Mann durch den Papst. Manetti erhielt eine Anstellung mit 600 Scudi, bloß mit der Verbindlichkeit, ganz nur der Wissenschaft zu leben. Aurispa wurde mit einigen Beneficien belehnt. Decembrio ward Secretär. Selbst Filelfo wurde, als er reumüthig ob seines Verhaltens in Florenz um Verzeihung bat, die Stelle eines Secretärs angeboten. Aber er wollte mehr, er wollte Cardinal werden, es war ihm gerade damals wieder eine Frau gestorben. Der Papst gab auf dieses Ansinnen gar keine Antwort, drückte ihm aber beim ersten Besuch einen Beutel mit 500 Ducaten in die Hand und sprach ihm den Wunsch aus, er möge in schönen lateinischen Hexametern den Homer übersetzen. Das brachte nun Filelfo nicht zustande, wohl aber schickte er das erste Buch einer Biographie Nikolaus V. ein, mit so dicken Schmeicheleien, dass der Papst es empört ins Feuer warf. Gar sehr betrieb der Papst eine Übersetzung sämmtlicher Werke des Aristoteles, dann die des Platon und der griechischen Geschichtschreiber. Valla erhielt 500 Goldstücke für den Thukydides, Perotti gleichviel für den Polybios, Guarino 1000 für zwei Theile des Strabo. Nochmals ließ er dem Filelfo 10.000 Goldstücke für den Homer anbieten, er starb aber, ohne seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Ebenso eifrig wirkte er für Übersetzung der griechischen Kirchenväter. „Er ist in alle liberalen Künste einge- weiht," sagt Enea Silvio, „er kennt die Philosophen, die Geschichtschreiber, die Dichter, die Kosmographen und Theologen, selbst das Recht und die Medicin sind ihm nicht fremd."

Vergleichen wir die zweite Generation der Humanisten mit der ersten, so finden wir sie tief unter ihr an Reinheit des Sinnes. Die Päpste haben das Erwachen dieser Literatur begünstigt, weil sie den Kampf mit dem Heidenthum als Religion für beendet hielten, nur die Schönheiten, die großen Leistungen der alten Literatur ins Auge fassten. Sie sollten sich bitter täuschen. Die Frivolität der römischen Kaiserzeit, der Hass gegen alles Positive, gegen allen Adel der Sitte, schien neues Leben gewonnen zu haben. Ausschweifend, bettelhaft, dünkelvoll waren viele dieser Prediger einer neuen Zeit. Weil sie Reden von Staatsmännern übersetzten, glaubten sie, selbst Staatsmänner zu sein. Hochmüthig sahen sie auf alle herab, die nicht so viele lateinische oder griechische Autoren, wie sie, gelesen hatten. Zum Glück war der Geist des Christenthums mächtiger, als der Geist dieser haltlosen Schönredner. Charakter der Humanisten.

Die Päpste sahen nur auf die Größe der alten Literatur und hatten nur Sorge, sie zu erhalten. Pius II. jammert: „Es ist nicht wahr, dass die Denkmäler der Wissenschaft nicht untergehen. Auch sie haben ihren Tod, leben gleich einige von ihnen länger als die anderen. Die Zeit rafft alles dahin und es gibt kein Menschenwerk, welches mit der Zeit nicht wieder

dahinschwände." — Man hatte Sorge, dass durch die Türken die ganze Literatur vernichtet werde. Da wurde aber in dem Lande, das die italienischen Humanisten nur als barbarisch bezeichneten, eine Entdeckung gemacht, welche die millionenfache Verbreitung der großen Geisteswerke sicherte. —

Buchdruckerkunst.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Alexandria.

Früher wurde gezeigt, wie lebhaft das literarische Treiben in Alexandrien und wie diese Stadt eine Art Leipzig für den Buchhandel der alten Welt war![1]) Aus Alexandrien bezog man die besten Abschriften, namentlich aber das Schreibmaterial. Ferner wurde nachgewiesen, wie rege der Buchhandel in Rom in der Kaiserzeit war, wie groß die Zahl der Abschreiber, und wie einzig die Leichtigkeit, ein Buch durch sie zu vervielfältigen, Grund war, dass man nicht auf die Erfindung der Buchdruckerkunst kam.[2]) In der Geschichte des Mittelalters wurde auseinandergesetzt, wie die Araber, namentlich in Spanien, eine Zeitlang die Träger der Cultur waren und große Bibliotheken besaßen.[3]) Das christliche Europa entwickelte sich langsamer, aber es hat schönere und reichere Früchte aufzuweisen. In der ersten Hälfte des Mittelalters war noch viele Literatur vorhanden, die seitdem verloren gegangen ist. Die Rolle der Abschreiber übernahmen die Benedictinermönche. Wir hören, dass Klöster oft das Jagdrecht zu gewinnen suchten, nur um sich die zum Einbinden nöthigen Häute zu verschaffen. Die Abnahme der Bücher hängt mit dem Mangel des Papiers zusammen, welcher eintrat, als die Araber sich Ägyptens bemächtigten. Auch war das alte Papier viel zerbrechlicher als das neue. Pergament war theuer und selten. In der Noth an Material wusch oder kratzte man ein altes Buch ab, nur um Stoff zu haben, auf dem man ein nöthigeres Buch oder eine gerichtliche Urkunde niederschreiben konnte. Das sind die Palimpsesten. So gieng manches herrliche Geisteswerk unter.

Araber. — Benedictiner. — Palimpsesten.

Die Bücher waren kostbar, die Bibliotheken in der Regel nicht stark. Poggio z. B. verkaufte eine Abschrift des Livius für 120 Goldthaler. Das Geld hatte aber damals einen viel höheren Wert als heutzutage, denn wir hören, dass Poggio um diesen Kaufpreis ein ganzes Landgut erwarb. Agnes von Anjou gab im dreizehnten Jahrhundert für eine Sammlung von Homilien 200 Schafe, einige Marderfelle, ein Malter Weizen, ein Malter Roggen, ein Maß Honig und vier Pfund Gold. Ludwig XI. verpfändete sein Silberzeug, um ein medicinisches Buch anzukaufen. Wenn wir darum hören, dass die Bücher in den Bibliotheken mit Ketten befestigt waren, um sie vor Entwendung zu schützen, so ist dies leicht zu begreifen.

Die Bücher selten und sehr theuer.

---

[1]) Vergl. Bd. II, S. 272, 510—521 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. III, S. 22—23 dieses Werkes.
[3]) Vergl. Bd. IV, S. 36, 40, 565.

In Bologna gehörte eine eigene Vollmacht von den Behörden dazu, um ein Buch aus der Stadt hinauszubringen. Eine Bibliothek, die 1000 Bände zählte, galt für außerordentlich groß: so viele besaß z. B. die Sorbonne im Jahre 1292. Die Bibliothek Ludwigs des Heiligen zählte 1300 Bände, die Karls V. von Frankreich nur 920 Bände. Große Bibliotheken hatten die Klöster Monte Cassino, Bec, Prüm bei Trier, Glastonbury, Tours, Fontenelle, St.-Denis, Ferrieres. Allein ein gelehrter Mann von mäßigem Vermögen von heutzutage hat eine reichere Bibliothek, als damals die berühmtesten Abteien und Könige. In den Universitätsstädten gab es zahlreiche Copisten,[1]) Tausende lebten in Paris, Orleans, Oxford, Cambridge, in London sogar 5000. Im Alterthum hätte man große Buchstaben ohne Interpunction, die Nothwendigkeit führte zu kleinen Buchstaben und zu Abkürzungen.[2]) — Vom zwölften Jahrhundert an verlieren die Buchstaben die runde Gestalt und bekommen eine eckige, oft mit Schnörkeln überladene Form. Vom fünfzehnten Jahrhundert an kommt die gute Kalligraphie wieder in Aufnahme. Abschreiber.

Die Sinesen kannten schon 95 vor Christus die Bereitung des Papiers[3]) aus Bambus, Stroh, Cocons, aus der Rinde des Maulbeerbaumes und aus gestampften Lumpen. Von ihnen kam im Mittelalter diese Kunst zu den Tataren. In Samarkand wurde zuerst eine Papierfabrik errichtet, bei der man Cocons verwendete. Mit den Arabern kam der Bau der Baumwollenstaude und die Bereitung des Papiers nach Spanien. Die christlichen Spanier errichteten bald Papiermühlen, in welchen sie vorzugsweise Lumpen verwendeten. Die Fabriken zu Xativa, Valencia, Toledo lieferten das Pergamino de Panna schon im zwölften Jahrhundert. Die älteste Urkunde auf Baumwollenpapier in Spanien stammt aus dem Jahre 1145, die älteste auf Linnenpapier in Paris stammt aus dem Jahre 1308. Bald hatte Italien seine Papierfabriken und mit dem Verlangen nach Erweiterung der Erkenntnis stieg auch das Bedürfnis nach rascherer Bereitung der Bücher und zwar solcher, die einen reinen Text hatten. Denn das Abschreiben hatte ein wesentliches Gebrechen: waren in einem Buch z. B. durch Versehen des Schreibers nur zehn Fehler, so waren in der Abschrift, die aus diesem gemacht wurde, mindestens zwanzig, weil der Schreiber die Fehler im Text für Text selber nahm und aus menschlicher Gebrechlichkeit weitere Fehler hinzufügte, die mit jeder neuen Abschrift sich vermehrten, so dass Petrarca voll Entsetzen ausruft, Cicero, Livius und andere große Schriftsteller würden ihre eigenen Schriften nicht mehr erkennen, und nach einem Gesetz der Prüfung für die Abschreiber verlangt, wie auch bei anderen Zünften einer erst jahrelang gelernt und sein Meisterwerk gemacht haben müsse, ehe er Arbeiten verkaufen dürfe. Papier.

All diesen Gebrechen half im Jahre 1440 die Erfindung der Buchdruckerkunst ab. Im fernen Asien, in Sina, war diese Kunst schon in sehr

[1]) Vergl. Bd. IV, S. 565 dieses Werkes. — Ein Schreiber, der Classiker gut copieren konnte, erhielt außer freier Station jährlich 30 Ducaten.

[2]) Notae Tironianae, von Tiro, dem Sclaven des Cicero, so genannt.

[3]) Vergl. Bd. I, S. 11—13 dieses Werkes.

alter Zeit erfunden:[1]) im Jahre 593 z. B. wurde verfügt, gewisse Texte auf Holz zu schneiden, abzudrucken und zu veröffentlichen. Es war eine Art Stereotypie. Ja um 1041 erfand sogar ein Schmied in Sina Tafeln mit beweglichen Lettern, die aus gekneteter und dann gebrannter Erde bestanden. Allein diese Erfindung war bei dem abgeschlossenen Leben des Reiches der Mitte für das Abendland verloren. Europa kannte auch eine Art von Stereotypie. Die Römer hatten Stempel, um Brotlaibe und Töpferwaren mit dem Namen des Verfertigers zu bezeichnen. Die Spielkarten wurden im Mittelalter gleichfalls gestempelt; Heiligenbilder mit kurzen Gebeten, die Bibel der Armen, „Biblia pauperum", ja die Grammatik von Donat wurden auf hölzerne Tafeln geschnitten und abgedruckt. Da brach Gutenberg alle Schranken durch die Verfertigung beweglicher Lettern aus Holz und dann aus Metall.

Stereotypie.

Bewegliche Buchstaben.

Im alten Griechenland stritten sich sieben Städte um die Ehre, der Geburtsort Homers zu sein; nicht weniger als siebzehn Städte stritten sich lange darum, dass bei ihnen zuerst diese „göttliche Kunst" geübt worden sei. Viele Untersuchungen — bloß der Titel der Bücher, die über die Buchdruckerkunst geschrieben worden sind, füllen schon einen mäßigen Band — haben bewiesen, dass Straßburg die Wiege, Mainz die Erzieherin und Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst ist.[2])

Gutenberg.

Dieser heißt eigentlich Johann Gänsfleisch, Sohn des Frilo Gänsfleisch, ist geboren um 1397 und gestorben 1468. Seine Mutter war eine Else zu Gutenberg und von ihrem Stammhause hat er den Namen. Die Gänsfleisch gehörten zu den Patriciern in Mainz, welche in einem Streit mit den Bürgern 1420 auswandern mussten. Unser Johann Gutenberg zog nach Straßburg. Die Beweise erhielt der berühmte Gelehrte Schöpflin 1775 durch Zufall in den Processacten, die bei Abreißung eines alten Thurmes in Straßburg gefunden wurden. Hier ist in einer Verhandlung vor dem Rath von Presse, Formen und von Drucken die Rede,[3]) und erhält Gutenberg Recht gegen die Klage der Brüder eines Straßburger Bürgers Drizehn, dass er sie nach dem Tode seines Genossen nicht in die Geheimnisse seiner Kunst einweihen wolle. In einem andern Protokoll klagt bei dem bischöflichen Richter zu Straßburg ein adeliges Fräulein, Anna zum eisernen Thor, dass ihr Johannes Gutenberg ein Eheversprechen gegeben, aber bisher nicht gehalten habe. Später finden wir dieselbe als Anna Gutenberg, er scheint sich also mit ihr vermählt zu haben. Der Process wegen des Druckens ist in so dunklen Ausdrücken gehalten, dass

[1]) Vergl. Bd. I, S. 98, 121.

[2]) Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen, von Dr. A. v. d. Linde. Stuttgart 1878. — Hier sind S. XXXIX—LXI nicht weniger als 650 Schriften über die Erfindung der Buchdruckerkunst verzeichnet.

[3]) Linde, Gutenberg, S. 18—38, gibt den Process im Auszug, bezieht aber, was von Presse und anderen Instrumenten darin vorkommt, nur auf das Spiegelmachen: dies sei das Geheimnis, jedes Handwerk habe damals seine Griffe als Geheimnis behandelt; das Abenteuer, wovon in den Verhandlungen die Rede ist, sei nichts weiter als das Geschäftsrisico. Die Verbündeten hätten die Kunst des Spiegelmachens für die Wallfahrt nach Aachen, die 1439 bevorstand, ausbeuten wollen. Es handelte sich bei dem Process um eine Geldforderung von 85 Gulden und Gutenberg erhielt 1439 Recht.

man glauben muſs, die Kläger wollten auch vor Gericht das Geheimnis nicht verrathen.

Das ist, was wir über die frühere Geschichte Gutenbergs wissen. Hat er auf Reisen Italien besucht und in Venedig die Spiegelfabrication kennen gelernt? Hat er in Harlem dem Gewerbe der Briefdrucker Aufmerksamkeit geschenkt, welche ganze Seiten Text auf eine Holzplatte ausschnitten und dann abzogen?[1]) Wir wissen es nicht, das sind nur Vermuthungen! Gewiſs, Gutenberg war ein erfinderischer Kopf, der Aufenthalt in der Fremde, vielleicht auch die Abnahme seines Vermögens regte ihn zur Thätigkeit an, die aber lange nichts eintrug. In lauter Versuchen gieng auch der Rest seines Vermögens dahin. 1448 finden wir ihn wieder in Mainz. Wir sehen ihn bald Schulden machen, um seine Unternehmung zum Ziele zu führen. Vielleicht ist seine Ängstlichkeit, es möchte jemand von seinem Geheimnisse etwas erfahren, Hauptschuld, daſs wir so wenig von seinem Treiben um diese Zeit wissen. 1450 gelang es ihm, einen reichen Bürger von Mainz, Johann Fust, zu gewinnen, einen schlauen, eigensüchtigen Mann. Um Judenzinsen streckte ihm dieser Geld vor und hatte zugleich noch Antheil an dem Gewinn des Geschäftes.[2]) Die eigentliche Erfindung Gutenbergs besteht darin, daſs er mit einzelnen Buchstaben ein Buch setzte, bisher hatte man nur ganze Platten auf Holz geschnitten und abgedruckt. Er schnitt aus Birnbaumholz die Lettern einzeln, sie waren etwa anderthalb Zoll hoch, viereckig, in der Mitte durchlöchert, damit sie durch eine Schnur verbunden werden konnten. Mit diesen Lettern wurden A-B-C-Bücher, kleine Gebetbücher, Beichtspiegel, lateinische Grammatiken gedruckt.[3]) Aber wie mühsam und zeitraubend war das Schnitzen der einzelnen Buchstaben, die nie ganz gleichförmig werden wollten, die bald abgenutzt waren, die nur einen ungleichen Druck gaben! So kam Gutenberg auf den Gedanken, die

Reisen

und Anregung.

Fust.

---

[1]) Linde bemerkt l. c.: „Wir fanden diesen technischen Kopf in Straßburg technisch genügend prädisponiert, der Träger der gewaltigsten culturhistorischen Erfindung zu werden. In Berührung mit Goldschmieden — gehörten doch außerdem von altersher die Mainzer Gänsfleische zu den Geld prägenden Münzgenossen —, vertraut mit der Handhabung des Metallgusses und wohl auch mit der Gravierkunst, war er gewerblich tüchtig vorbereitet, der erste Typograph der Welt zu werden. Es brauchte ihm bloß der Gedanke zu kommen, der Gedanke nämlich, Bücher auf eine viel raschere und billigere Art herzustellen, als mit Rohr und Feder. Die Schreiber des Mittelalters hatten allerdings eine große Fertigkeit und Gewandtheit erlangt — mancher geschriebene Foliant wurde binnen Jahresfrist vollendet —, aber diese langwierige Kunst producierte immer nur ein Exemplar zugleich und dies eine Exemplar blieb dadurch unverhältnismäßig theuer. Der Büchervorrath war auch zu klein, um das allgemein erwachende Lesebedürfnis zu befriedigen. — Für den Buchdruck muſste etwas ganz Neues geschaffen werden. Ein unruhiger Geist, mitten in der Zeitbewegung stehend, durch Verschuldung gezwungen, auch auf den materiellen Gewinn zu achten, nicht in den Banden einer Zunft befangen, nicht versimpelt und verzwergt durch die hölzerne Mache der Briefdrucker, dagegen in Metallarbeiten geübt, ersann Gutenberg dies Neue und begann im Jahre 1450 auch sofort die Erfindung energisch in Anwendung zu bringen. Er suchte sich — schon mancher verarmte Erfinder war dazu gezwungen — einen Compagnon-geldschießer und fand diesen in dem Mainzer Bürger Johann Fust."

[2]) Der Vertrag bei Linde, l. c. Urkunde X, und S. 41.

[3]) Aus 1451 ist eine gedruckte kleine lateinische Schulgrammatik von Donat vorhanden, dann 1454 ein Ablaſsbrief Nikolaus V. für Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken. Die „Kölner Chronik" sagt: „Und in dem jahre unseres Herrn, da man schrieb 1450, begann man zu drucken und das erste Buch, das man druckte, war die Bibel in lateinischer Sprache, und ward gedruckt mit einer groben Schrift, wie die Schrift ist, mit der man nun Meſsbücher druckt." Die Auflage war nur 300 und so deckte der Ertrag die Kosten nicht.

Buchstaben in Metall zu schneiden, dann zu gießen. Zuerst wurde mit bleiernen und zinnernen, dann mit ehernen und kupfernen Buchstaben gedruckt. Aber welche Kosten verursachten nicht diese Versuche! 1450 unternahmen sie den Druck der lateinischen Bibel mit grober Schrift nach Art der Messbücher.

Die Bibel 1450.

Schöffer.

Wichtig wurde ein neuer Verbündeter, Peter Schöffer von Gernsheim, geboren zwischen 1420 und 1430. Er schnitt gefälligere Formen, er wandte eine härtere Composition der Matrizen an, die er mittelst eines Stahlstempels oder einer Punze schlug. Er verbesserte durch einen Zusatz von Öl die Druckerschwärze, die Gutenberg bisher nur aus Lampenruß mit Wasser und Leim gemacht hatte. Fust war so erfreut darüber, dass er dem Schöffer seine Tochter zur Frau gab. Die Erfindung war jetzt gelungen, schöne und gleichmäßige Drucke konnten geliefert werden. Der Einsatz warf jetzt reichliche Zinsen ab, aber nicht für den eigentlichen Erfinder! Der eigensüchtige Fust verlangte 1455 plötzlich von Gutenberg Bezahlung seines Anlehens, und als Gutenberg, der gegen eine solche Rohheit der Gesinnung im früheren Vertrag sich nicht gesichert hatte,[1] im Augenblick nicht zahlen konnte, nahmen Fust und Schöffer die schönen Typen weg und errichteten ein eigenes Geschäft. Erst 1460 gieng ein neues Werk aus Gutenbergs eigener Presse wieder hervor, das „Katholikon".[2] Wahrscheinlich gab ihm der Kurfürst Adolf von Nassau Mittel, wenigstens finden wir ein Anstellungsdecret, wonach ihm in des Kurfürsten Diensten jährlich Hofkleidung der Edlen, zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein verabreicht werden sollten.[3] Das war der ganze Lohn, den der geniale Gutenberg für seine folgenreiche Erfindung erhielt! Fust und Schöffer erwarben Reichthum, der große Mann selber starb 1468 arm, alleinstehend und unbemerkt.[4])

Die Nachwelt ist dankbarer gewesen; 1540 am 24. Juni, am Tag des Lichtverkünders Johannes, feierte Deutschland zum erstenmal das Jubelfest der großen Erfindung. Bei der zweiten Säcularfeier 1640 steigerte sich der Enthusiasmus, an der dritten, 1740, betheiligte sich ganz Europa. Bei der vierten wurde sein Standbild in Straßburg, in Mainz, in Paris enthüllt, und schrieb Falkenstein, welcher die Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung als Festschrift veröffentlichte: „Diese Erfindung hat allen denen, welche lesen können, zu ihren beiden Augen ein drittes geschaffen, mit dem sie über Berg und Thal in die weitesten Fernen schauen; ein Ohr zu ihrem Ohrenpaar, mit dem sie die Weissagungen der Vorzeit, die Geisterstimmen der Gegenwart und das Flüstern der Zukunft vernehmen; einen Mund, mit dem sie über das Weltmeer hinweg sowohl in die Wolkenregionen der Anden und des Himalaya, als in die Ebenen der Pampas und der Sahara hineinrufen können."[5]

---

[1]) Er hatte versäumt, einen Kündigungstermin festzustellen.

[2]) Von Johannes Balbus aus Genua.

[3]) Als Hofdienstmann hatte er freien Tisch und Futter für die Pferde.

[4]) Auch sein zweiter Druckapparat war verpfändet und gieng nach seinem Tode in die Hände des Dr. Humery über.

[5]) Dr. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1846. — Schaab, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gänsfleisch. Mainz 1830. — Wetter, Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1836.

Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Als 1462 Mainz von Adolf von Nassau erobert wurde, zerstreuten sich die Arbeiter und mit großer Schnelligkeit entstanden jetzt Druckereien in verschiedenen Städten, z. B. in Bamberg, wo Pfister, ein Zögling Gutenbergs, eine lateinische Bibel und das erste Buch in deutscher Sprache, die Fabeln Boners, herausgab. 1464 entstand eine Druckerei in Augsburg, 1465 in Subiaco, 1467 in Rom und Köln, 1468 in Straßburg, 1469 zu Venedig und Paris, 1470 zu Trier, Nürnberg, Verona, 1483 in Stockholm, in Lyon, in Ofen, in Ulm; bald war keine bedeutende Stadt, die nicht eine Druckerei besaß. Wie einst deutsche Baumeister gothische Baukunst, so brachten jetzt deutsche Drucker die Buchdruckerkunst nach Italien, Frankreich, Schweden, Polen, Ungarn, England. 1470 erschienen in Rom schon dreiundzwanzig Ausgaben von Classikern, 1488 erschien in Florenz der Homer griechisch, 1482 der Pentateuch in Soncino, 1488 das ganze Alte Testament hebräisch, 1496 ein vollständiger Cicero in Mailand. Die Ausgaben der Classiker von Aldus Manutius (1447—1515) übertrafen bald alle andern Ausgaben an Schönheit und Correctheit. Ludwig XII. von Frankreich pries diese Erfindung als eher göttlichen denn menschlichen Ursprungs.

Klagen darüber.

Aber auch Klagen wurden laut, Klagen der Abschreiber, denen jetzt der Verdienst entzogen war, Klagen der Künstler, welche Manuscripte ausgemalt hatten, Klagen der Bibliothekenbesitzer, deren Schätze jetzt plötzlich im Werte gesunken waren, Klagen engherziger Gelehrter, dass die Wissenschaft jetzt Gemeingut wurde. Solche Klagen sind mit jeder neuen folgenreichen Entdeckung verbunden. Die Wirte und Fuhrleute klagten in gleicher Weise später, als die Eisenbahnen aufkamen, deren Einfluss auf das Völkerleben für uns nicht minder unabsehbar ist, als es damals die Erfindung der Buchdruckerkunst war.

Buchhandel.

Einsichtige Schreiber wurden Buchdrucker, einsichtige Künstler verbanden sich mit ihnen und lieferten Bilder. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler, sehr oft Gelehrte von Bedeutung, und Begeisterung für Literatur und Geschäftseifer giengen Hand in Hand. Die Behörden mussten sich bald einmischen, die Pariser Universität z. B. bestimmte den Preis gewisser Bücher; ein Neues Testament z. B. kostete zwölf, ein Virgil zwei Solidi, dafür aber verlangten die Drucker Privilegien. Papst Leo X. gab z. B. auf zehn Jahre ein Privilegium für Tacitus' „Annalen", dass niemand sie nachdrucken durfte. Die neue Erfindung hatte die Natur eines Elementes, das, wie z. B. das Feuer, wohlthätig oder schädlich wirken kann. In Hinsicht auf die Frivolität vieler Schriften fand man es in Venedig zunächst für gerathen, keine Schrift veröffentlichen zu lassen ohne die Gutheißung urtheilsfähiger Richter. So entstand die Censur und die gesetzliche Approbation. (Censur.) Berthold von Mainz stellte 1486 einen Censor auf, Ludwig XII. übertrug der Universität Paris die Censur, Leo X. verbot 1515, ein Buch zu drucken ohne die Erlaubnis der Behörde. 1543 stellte die Universität Paris das erste Verzeichnis gefährlicher Bücher oder den ersten Index auf. (Index.)

Die neue Kunst förderte namentlich den Aufschwung der Studien des classischen Alterthums. Thomas von Kempen sandte selber seine Schüler nach Italien, dass sie durch Laurentius Valla, durch Filelfo, durch Theodor von Gaza sich in die griechische Literatur einweihen ließen. Welch ein Gegensatz!

Die Mystik, welche die Welt abstreifen will, und das farbenreiche weltfreudige classische Alterthum! Und in der That erblasste die Mystik vor der neuen Richtung und die classischen Studien wieder vor den religiösen Kämpfen, welche die Reformation brachte, und vor den alle Kräfte aufzehrenden Zänkereien unter den religiösen Parteiungen. —

Der Humanismus in Deutschland.

Wir sahen in der Einleitung, wie das Studium des classischen Alterthums in Deutschland später erwachte als in Italien, bald aber kam es auch hier in Streit mit den Vertretern der Theologie. Wir können diesen Streit als Vorspiel der Revolution mit dem Reformbanket im Februar 1848 vergleichen. Drei Männer spielen da eine hervorragende Rolle: Reuchlin, Erasmus und Hutten.

Reuchlin. Eine der Hauptstützen der neuen Wissenschaft war Johannes Reuchlin[1]) (1455—1522). Der Sohn eines Gerichtsboten in Pforzheim, durch seine schöne Stimme bei den Dominicanern daselbst empfohlen und gebildet, besuchte er als Begleiter des Markgrafen Friedrich von Baden die Universität in Paris und widmete sich hier insbesondere der griechischen Sprache und Literatur, lehrte dieselbe dann vier Jahre in Basel, vertiefte sich in Orleans und Poitiers in das Studium des römischen Rechtes, welches er nach seiner Rückkehr an der Hochschule zu Tübingen neben der classischen Philosophie lehrte. 1482 machte Reuchlin mit dem Grafen Eberhard im Bart eine Reise nach Italien, wo er mit den ersten Gelehrten, wie Marsilius Ficinus, Politianus, Picus von Mirandula, engere Verbindungen anknüpfte, namentlich aber in Rom um schweres Geld von einem Juden in der hebräischen Sprache Unterricht erhielt, — 1506 konnte er schon seine hebräische Grammatik herausgeben, mit der er die Bahn zum Studium des Urtextes der alttestamentlichen Schriften brach. Nach seiner Rückkehr ward er Hofrichter in Stuttgart, 1502 sogar schwäbischer Bundesrichter, und stand wegen seiner Gelehrsamkeit, Geschäftskenntnis und Unbestechlichkeit in höchstem Ansehen. Kaiser Friedrich III. erhob ihn mit dem Titel eines Pfalzgrafen in den Adelstand und machte ihn bald darauf zu seinem geheimen Rath. Später wurde er sogar Vorsteher des schwäbischen Bundesgerichts. Demnach Rechtsgelehrter, Philolog und Philosoph, hat er durch Schrift und Wort für die Kenntnis der alten Literatur, namentlich auch der hebräischen, gewirkt. Willibald Pirkheimer schreibt ihm: „Die höchsten Ehrenstellen hast du verwaltet, ein Leben geführt, wie es sich nur die Besten wünschen mögen. Auf dich hat die Natur alle ihre Gaben gehäuft, durch reiche Gelehrsamkeit hast du dich ausgezeichnet, die lateinische Sprache hast du gefördert, die griechische beinahe zuerst in Deutschland eingeführt, die hebräische mit seltenem Fleiß zur allgemeinen Bewunderung gelernt. Dir fehlte nur noch eine Widerwärtigkeit, um wie Gold im Feuer geprüft zu werden."

[1]) Meyerhoff, Reuchlin und seine Zeit. Berlin 1830. — Lamey, Johann Reuchlin und seine Zeit. Pforzheim 1855. — Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Zeitalter der Reformation. 3 Bde. Erlangen 1812. — Kapnio von καπνός Rauch, ist der gräcisierte Name für Reuchlin.

Diese Widerwärtigkeit fand sich und an ihrem Entwicklungsgang zeigt sich die Stellung der damaligen Parteien. Reuchlin war ein gründlicher Kenner der Kabbalah, von der er sich die Lösung der größten Geheimnisse über Gott und Natur versprach, und ward wegen seiner seltenen Kenntnis der hebräischen Literatur 1510 von Pfefferkorn zu einem vernichtenden Urtheil über die hebräische Literatur aufgefordert. Dieser Pfefferkorn war ein getaufter Jude aus Köln und Eiferer gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, er forderte Obrigkeit und Volk auf, die Juden zu vertreiben und ihre Bücher zu verbrennen; 1509 erlangte er sogar vom Kaiser Max den Befehl, die Juden hätten sämmtliche Bücher auf die Rathhäuser zu bringen, damit gelehrte Männer sie untersuchen, und diejenigen, welche Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, zum Feuer verurtheilen könnten. Reuchlin sollte jetzt mit ihm die Sache ins Werk setzen. Pfefferkorn erschien dem biederen Gelehrten sogleich verdächtig, wusste aber vom Kaiser einen Befehl zu erlangen, Reuchlin solle ein Gutachten ausstellen, ob nicht sämmtliche Bücher der Juden außer dem Alten Testament verbrannt werden sollten. Pfefferkorn.

Das Gutachten Reuchlins[1]) fiel verneinend aus. Außer den 24 Büchern des Alten Testamentes, welche auch für die Christen Quelle des Glaubens, hätten die Juden den Talmud, eine Sammlung von Auslegungen des mosaischen Gesetzes aus verschiedenen Zeiten, die vieles Gute enthalten, dann die Kabbalah,[2]) welche die Geheimlehre der Schrift behandle, und aus der man die höchste Gewissheit von der Gottheit Christi schöpfen könne, endlich Erklärungen biblischer Bücher,

[1]) Rathschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun oder verbrennen sollte.

[2]) Ausführlich behandelt den Streit Reuchlins Geiger in seiner Schrift „Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871." — Norrenbergs Aufsatz „Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts" kenne ich nur aus Janssens gelehrtem Werke: „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" Bd. II, S. 38—41. — Reuchlin war durch Picus von Mirandula zur Kabbalah gebracht worden und wurde bei seiner Neigung zu grübeln bald von ihr gefesselt, so dass er vom Satz, die irdische Welt sei das Abbild der unsichtbaren, zum Glauben an die magische Gewalt irdischer Elemente über die mit ihnen in den himmlischen verbundenen Kräfte und zur Lehre vom wunderthätigen Wort kam, d. h. zur Annahme, beim Aussprechen gewisser Worte werde Gott durch unsern Geist erschaut und gleichsam in uns hervorgebracht, und zur Lehre von einer geheimen Weisheit in den fünf Büchern Moses, die durch Tradition von ihm an die Esoteriker gekommen. Ebenso eigenthümlich war die Behauptung, Pythagoras stimme in allen Stücken dem christlichen Glauben bei. Hochstraten fürchtete aus solchen Sätzen ein Hereinbrechen des Judenthums und behauptete in seiner „Zerstörung der Kabbalah", dass die jüdische Geheimlehre die christlichen Glaubenssätze nicht stärke, sondern deren Wahrheit zerstöre. — Von Reuchlin erwartete man ein ganz anderes Auftreten gegen die Juden, weil er 1505 in seiner „Missive, warumb die Juden so lange im ellend sind" erklärt hatte, ihr Elend sei die gerechte Strafe für ihre Missethat am Heiland, die sie ununterbrochen fortsetzen, da sie ihn jetzt noch täglich lästern, schänden und schmähen; sie denken dabei nur, wie sie den Christen schaden können, dieß sei offenbar in ihrem Thun und Lassen, in ihrem täglichen Gebet und in den Büchern, die sie wider uns schreiben und lesen . . . Die Kölner warfen Reuchlin vor, er habe das Unternehmen des Kaisers gegen die Judenbücher vereitelt, er habe sich der Begünstigung jüdischer Treulosigkeit schuldig gemacht, die Juden hätten Freude darüber; auch enthalte seine Schrift viele ärgerliche Behauptungen. 1512 behauptete dagegen Reuchlin, die Kölner hätten den von ihnen getauften Pfefferkorn aufgestachelt und den ganzen Streit angefangen, und führte eine Sprache gegen sie, welche sie nicht verdienten. Gerade darum wurde er der Liebling der Partei der Negation. „Fasse Muth", mahnte Hutten 1517, „längst ward ein Brand vorbereitet, der zur rechten Zeit aufflammen soll." Das erst gab dem Streit über die Kabbalah seine Bedeutung.

Schriften über Künste und Wissenschaften, Dichtungen; nur zwei Werke, die aber bei den Juden selbst für apokryph gelten, enthielten Schmähungen gegen die christliche Religion und verdienten durchs Feuer vernichtet zu werden. Man solle übrigens die Juden gütlich zu unserem Glauben überreden und zu diesem Zweck auf jeder deutschen Universität zwei Lehrstühle für hebräische Sprache errichten, man könne dann bald gründlich mit den Juden verhandeln. Das bloße Verbrennen von Büchern sei ein trauriges Mittel der Roheit und Unwissenheit. Jedem müsse zuerst Verantwortung und Vertheidigung gestattet sein, ehe man ihn verurtheile. Das Verbrennen solcher Bücher reize nur die Lust nach der verbotenen Speise.

Wüthend über die Antwort gab Pfefferkorn den „Handspiegel", eine Schmähschrift gegen Reuchlin heraus, worin er ihm Mangel an gründlicher Kenntnis vorwarf, und dass er sich durch die Juden habe bestechen lassen. Reuchlin antwortete bitter in dem „Augenspiegel", auf dessen Verurtheilung Pfefferkorn bei den kölnischen Dominicanern mit Erfolg antrug. Der Decan der theologischen Facultät in Köln, Hochstraten, fand Begünstigung jüdischen Glaubens und Sätze in Reuchlins Buch, welche seine Rechtgläubigkeit zweifelhaft machten, und forderte, er solle seine Schrift zurücknehmen. So kam es zum Streit zwischen Reuchlin und den Kölnern und, da diese andere theologische Facultäten, wie Löwen, Paris, Erfurt und Heidelberg herbeizogen, zu einem Streit zwischen den Anhängern der bisherigen theologischen Lehrweise und den Humanisten. Die Sache kam bis zum Papst. Leo X. übergab den Bischöfen von Speier und Worms die Erledigung des Processes, sie sprachen den „Augenspiegel" vom Vorwurf der Häresie frei und verurtheilten Hochstraten in die Kosten. Ähnlich urtheilte eine Commission in Rom. Leo X. ließ schließlich 1516 den ganzen Process niederschlagen.

Während der Process noch schwebte, erschienen 1514 „Briefe von berühmten Männern" an Reuchlin, welche zeigten, wie groß das Heer seiner Anhänger und wie eifrig die Theilnahme am ganzen Handel in den weitesten Kreisen war. Hutten schrieb den „Triumph Reuchlins.[1])

„Briefe der Dunkelmänner."

Aber noch wichtiger als dieses Werk wurden die „Briefe der Dunkelmänner", Epistolae obscurorum virorum, von denen der erste Theil 1516, der zweite 1517 erschien. Dem Briefwechsel der Freunde Reuchlins an diesen stellen sie vermeintliche Briefe der Widersacher Reuchlins an den poetischen Schildhalter der Kölner, Ortuinus Gratius, entgegen, diese sind aber insgesammt erdichtet. Mit den Waffen des Witzes, Spottes, der Satire sollten die Gegner Reuchlins vernichtet werden.

Als gelungene Fälschung, als Carricatur sind diese Briefe vollendet: „Sie sind einem figuren- und gruppenreichen Relief zu vergleichen, auf welchem sich Silen und Esel, Satyr und Bacchantin durcheinander treiben, und wo der Reichthum des Einzelnen für den Mangel an Einheit des Ganzen schadlos hält."[2]) Was sich in diesen Briefen die Dunkelmänner Genselinus, Caprimulgius, Scherenschleiferius, Dollenkopfius, Mistladerius, über ihr Treiben, ihre Ansichten, ihre

---

[1]) Triumphus Capnionis.

[2]) Strauß, Ulrich von Hutten. Leipzig 1858.

Zweifel, über ihr Leben, ihre Genüsse schreiben, ist auf der einen Seite unsäglich dumm und auf der andern unendlich boshaft. Die Anhänger des Alten sind nicht bloß als blöde Köpfe, sondern auch als Heuchler hingestellt und mit unvergesslichem Witze gebrandmarkt. Dem Erasmus soll durch das Lachen darüber ein Geschwür, an dem er litt, geplatzt, und er dadurch wieder gesund geworden sein. Der Erfolg war außerordentlich. Das Küchenlatein war ergötzlich, die gelehrte Pedanterie, die theologische Mückenseigerei vortrefflich geschildert, es fehlte aber auch nicht an unflätigen Dingen und an schulknabenhaften Witzeleien.[1]) Der Verfasser des ersten Theiles ist Crotus Rubianus, der zweite Theil ist mehr Pickenik, an welchem die ersten Humanisten, namentlich Ulrich Hutten, mitgearbeitet haben. Was half es, dass man diese Briefe verbot, sie wurden nur umso eifriger gelesen, zumal die Gegenschrift des Ortuinus Gratius, die Lamentationes, witz- und saftlos waren!

Als das andere Auge Deutschlands ward Erasmus von Rotterdam[2]) betrachtet (1467—1536), eine von Reuchlin grundverschiedene Natur. War Reuchlin hochgewachsen und vierschrötig, so war Erasmus klein, feingebaut, schwächlich; gieng Reuchlins Geist mehr auf den Kern, so der des Erasmus mehr auf die Form; war es jenem mehr um das Wahre, so war es diesem mehr um das Feine und Witzige zu thun. Erasmus war ein lebendiger, durchdringender, witziger Kopf und hat für die Reformation ungefähr die Bedeutung, welche Voltaire für die Revolution hat. War Voltaire das größte literarische Orakel des achtzehnten, so war Erasmus der Tonangeber des sechzehnten Jahrhunderts. Die Fürsten buhlten um sein Lob, die Großen zitterten vor seinem Witz, mit dem er sie lächerlich machte. Wenn er reiste, hielten es die Fürsten nicht unter ihrer Würde, ihn zu bewillkommenen, und die Städte, ihm eine Verehrung zu spenden, und die Gelehrten, ihn mit Blumen, Gedichten und Reden zu begrüßen. Camerarius schreibt über ihn: „Man klatscht ihm Beifall, wie einem gelehrten, künstlerischen Schauspieler auf den Brettern der Studien. Alles bewundert, verherrlicht, lobpreist ihn, was nicht für einen Fremdling im Reiche der Musen gehalten werden will. Wenn einer einen Brief von Erasmus herauslocken kann, so ist sein Ruhm ungeheuer und er feiert den herrlichsten Triumph. Wenn er aber gar mit ihm spricht und umgeht, so ist er selig auf Erden." — Erasmus galt für den gebildetsten Mann seiner Zeit und für den geschmackvollsten, und in der That hat er nicht bloß für Wiedererweckung des Studiums der Alten überhaupt, sondern namentlich für Bildung des guten Geschmackes viel gethan. Erasmus.

---

[1]) Janssen, l. c. Bd. II, S. 57—59.

[2]) Adolf Müller, Leben des Erasmus von Rotterdam. Eine gekrönte Preisschrift. Hamburg 1828. — Kerker, Erasmus und sein theologischer Standpunkt. Tübinger Quartalschrift 1851, Bd. 41. — Stichert, Erasmus von Rotterdam. Leipzig 1850. — Durand de Laur, Erasme précurseur et initiateur de l'esprit moderne. Paris 1872. — Drumond. Erasmus, his life and character as shown in his correspondence. London 1873. — Döllinger, Die Reformation, I, S. 1—20. — Janssen, l. c. Bd. II, S. 2—20.

Als Grundzüge seines Charakters sind mit Recht Misstrauen, feine argwöhnische Beobachtung, Ironie und furchtsame Verstellung hervorgehoben worden. Sie sind zum Theile Folge seines Lebensganges.

Sein Vater Gerhard (Desiderius Erasmus ist nur Übersetzung vom falsch verstandenen Gerhard = Gernhaber, Liebhaber), ein Edelmann in Gouda, liebte die Tochter eines Arztes, die Familie aber war gegen die Missheirat und zwang ihn, ins Kloster zu gehen. Dieses Leben wurde ihm jedoch zuwider, er entfloh nach Rom und nährte sich vom Abschreiben classischer Schriftsteller, gieng auf die Nachricht vom Tode der Geliebten in Rom in ein Kloster, kehrte aber in die Heimat zurück, als er hörte, die Nachricht sei falsch und Margaretha habe ihm am 27. October 1467 ein Söhnlein geboren. Der Erziehung desselben widmete er jahrelang alle Sorgfalt. Im dreizehnten Jahre verlor Erasmus Mutter und Vater. In der Schule zu Deventer legte er den besten Grund in der Kenntnis des Latein. Die Familie bestimmte Erasmus, dessen uneheliche Geburt ihr immer ein Vorwurf war, zum Mönch und sandte ihn in ein Kloster nach Herzogenbusch. All das erweckte im feurigfühlenden Jüngling Abneigung gegen das Klosterleben: er kehrte nach Gouda zurück. Ein Schulfreund bewog ihn dann doch, im Kloster Stein (Emaus) bei Gouda einzutreten; seine Vorspiegelungen erwiesen sich aber als falsch. Die Strenge der Regel drückte ihn. Da zog ihn der Bischof von Cambray, der nach Rom reisen wollte und von des Erasmus glänzender Kenntnis des Latein vernommen hatte, aus der Zelle. Doch kam es damals nicht zur Reise nach Rom, denn dem Bischof fehlte das Geld. Erasmus durfte aber in Cambray bleiben und wurde auch von ihm nach Paris gesendet, nachdem er 1492 sich von ihm hatte zum Priester weihen lassen. Die scholastische Theologie, die er in Paris studieren sollte, gefiel Erasmus jedoch nicht, sie war seiner ganzen Natur zuwider, wohl aber wurde er schnell durch sein gutes Latein und seinen Witz bekannt, und vornehme Jünglinge nahmen Unterricht bei ihm. In Paris begann Erasmus auch das Studium des Griechischen, in dem er rasche Fortschritte machte, so dass er mehrere griechische Autoren mit lateinischer Übersetzung herausgeben konnte. Ein reicher Schüler machte ihm eine Reise nach England möglich, wo er in Oxford sich im Griechischen vervollkommnete und in einer Zusammenkunft mit Morus im Laufe des Gespräches diesem das Wort entlockte: „Entweder bist du Erasmus oder der Teufel!" — Durch Morus lernte er den Kronprinzen, den späteren Heinrich VIII., kennen, der fortwährend mit ihm in Briefwechsel blieb. Überhaupt wusste sich Erasmus durch sein geschmeidiges Wesen und insbesondere durch seinen Witz Freunde zu machen: er widmete Großen Bücher und erhielt Geschenke und Gehalte. „Durch Dedicationen sich Geld zu erschmeicheln, fand man damals in der Ordnung, dagegen vom Verleger sich bezahlen lassen, galt für nicht ganz ehrenhaft."[1]) — Dem jungen Heinrich VIII. widmete Erasmus damals seine „Adagia", eine Blumenlese von Sprichwörtern, Gleichnissen und Sentenzen. 1505 gab er die Anmerkungen des Laurentius Valla zum Neuen Testament heraus, wobei er die Vulgata als eine ungenügende Übersetzung darstellte. Als Philipp der Schöne 1504 aus Spanien zurückkehrte, musste Erasmus im Namen der Stände die Bewillkommnungsrede an ihn halten. 1505 war er wieder in England und gewann so viel Geld, dass er 1506 eine Reise nach Italien unternehmen konnte. Er lebte nun in Rom, in Bologna,

Lebensgang.

---

1) Döllinger, l. c I, S. 1—20.

seit 1508 in Venedig bei Aldus Manutius, und gab Terenz und Plautus heraus. Terenz, Horaz und Lucian sind — was die Eigenart seines Geistes bezeichnet — seine Lieblingsschriftsteller. 1509 war er wieder in Rom, wo die Cardinäle Grimani und Medici — der spätere Papst Leo X. — ihn hoch feierten und der Papst ihm die Stelle eines Pönitentiarius anbot, die er aber ablehnte. Die Frucht seines italienischen Aufenthaltes ist sein Buch „Das Lob der Narrheit",[1]) welches während seines Lebens siebenundzwanzigmal aufgelegt wurde, und wozu Holbein die Bilder zeichnete. Die Narrheit, die Tochter des Reichthumes, schildert die Sitten der Stände ihres Reiches und darunter namentlich die Unwissenheit und den Schmutz der Mönche, die Geldgier der Prälaten, die Unsittlichkeit der Päpste. Ein ähnliches Ziel haben die „Vertrauten Gespräche".[2]) Auch hier wird die bestehende Religion in ihrer geistlosen Formel verhöhnt und immer auf das Innere, die Gesinnung gedrungen. Überhaupt hat Erasmus Luther durch den Ton und den Inhalt seiner Schriften vorgearbeitet. Döllinger kennzeichnet ihn aufs genaueste, wenn er sagt: „Niemand verstand es besser als er, abergläubische Ausartungen, kirchliche Missbräuche mit den Waffen des Spottes so zu verfolgen, dass auch die Sache selbst, an die der Missbrauch sich angehängt, getroffen wurde; dabei war die oberflächliche, leicht über die Gegenstände weggleitende, Zweifel und Verdächtigung nach allen Seiten hin ausstreuende Manier, mit der er kirchliche Fragen und theologische Materien behandelte, so recht geeignet, den Zustand des kirchlichen Missbehagens, der infolge der vielen und schreienden Missbräuche und der in der Geistlichkeit verbreiteten Unsittlichkeit bereits vorhanden war, bis zum förmlichen, selbst auf den Complex der überlieferten Kirchenlehre sich ergreifenden Argwohn zu steigern, die Gemüther für eine große Erschütterung der Kirche vorzubereiten und für eine neue Lehre empfänglich zu machen." — Erasmus gieng damals nach England, wo er auch eine Kirchenpfründe erhielt[3]) und seine Werke: „De duplici verborum et rerum copia" und „De octo orationis partium constructione" herausgab. Von England begab er sich nach Brüssel zu Karl V., der ihn zu seinem Rath mit einer jährlichen Besoldung von 400 Gulden und der Vollmacht anstellte, sich aufzuhalten, wo es ihm beliebe. Die Aufforderung des Priors von Stein, ins Kloster zurückzukehren,[4]) wies Erasmus jetzt entschieden zurück, weil das Klosterleben seiner Gesundheit schädlich sei, und er überhaupt keine Neigung dazu habe. Seine Ausgabe des Neuen Testamentes, griechischer Text nebst lateinischer Übersetzung, ward von ihm dem Papst Leo X. zugeeignet, gerade ein Jahr vor dem Ausbruche der Reformation. Erasmus stand auf der Höhe des Ruhmes, als diese ausbrach. Sein Urtheil über Luther, kurz vor dem Wormser Reichstag, als ihn Friedrich

Stultitiae laus.

[1]) Μωρίας ἐγκώμιον, stultitiae laus.

[2]) Colloquia familiaria.

[3]) Erasmus verstand zu betteln trotz einem Filelfus und war voll Selbstzuversicht wie jener. Einer hohen Dame, die ihm zur Wiederherstellung der wahren Theologie Geld geben sollte, ließ er sagen, die Predigten der Theologen seien Alltagsgewäsch, er aber schreibe für die Ewigkeit; jene werden nur von wenigen gehört, seine Schriften aber von allen Völkern der Erde gelesen; Leute wie jene gebe es überall in Menge, ein Erasmus dagegen werde in vielen Jahrhunderten nicht wieder gefunden. Erasmus brachte ein so großes Vermögen zusammen, dass er jährlich von den Zinsen 600 Ducaten ausgeben konnte, und hinterließ einen fast königlichen Schatz an goldenen und silbernen Bechern, Löffeln, Uhren und Ringen.

[4]) Obschon Priester, las Erasmus nie die heilige Messe und hörte sie selten; die Fastengebote beachtete er nicht, das Ordensgewand hatte er eigenmächtig abgelegt.

der Weise vertraulich über die ganze Bewegung fragte: „Luther hat in zwei Stücken gefehlt, daſs er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat", bestimmte den Kurfürsten, Luther seinen Schutz nicht zu entziehen. Erasmus galt allgemein als ein Anhänger der neuen Lehre.

Erasmus war in steter Thätigkeit, seine Werke in der großen Basler Ausgabe umfassen neun Folianten.[1]) — Er war klein und zart von Gestalt, aber von angenehmen Formen, schwächlich von Gesundheit, reizbar, von feinerer Sinnlichkeit. Im blauen, halbgeschlossenen Auge sah man den feinen Beobachter, in der zierlichen Nase, im zartgeschlossenen Mund den launigen Witzbold.[2]) Sein ganzes Äußere zeigte den Mann von Nachdenken und sanfter Thätigkeit. Alles Gewaltsame war ihm zuwider, schon als Jüngling fuhr er beim Namen des Todes zusammen. Besserung der Zustände erwartete er nur von der zunehmenden Bildung, nicht von einer Revolution; von sich selber scherzte er, er sei nicht zum Märtyrer geboren.

Ulrich von Hutten. Der dritte im Kleeblatt ist Ulrich von Hutten,[3]) der Abkömmling einer alten Ritterfamilie im Frankenland. Sein Vater Ulrich war Herr auf Steckelberg in der Buchau oder Buchonia, einem würzburgischen Lehen. Ulrich, geboren 21. April 1488 ist der erstgeborene Sohn, wurde aber entweder eines Gelübdes wegen, oder weil er von kleinem, schwachem Körperbau zum kriegerischen Stammhalter des Hauses nicht taugte, in die Abtei Fulda gethan, um in der geistlichen Laufbahn Ehren und Würden zu erlangen. Niemand paſste aber weniger zum Mönch, als der streitliebende, eigensüchtige, kecke Ulrich von Hutten.

Eitelwolf von Stein. Ritter Eitelwolf von Stein,[4]) aus einem edlen Geschlechte in Schwaben, Staatsmann im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Kenner der classischen Literatur und der Geschichte, warnte die Eltern, den Sohn, der durch seine Kenntnisse und seinen Geist ihm lieb geworden war, nicht zu einem falschen Schritt zu bewegen; doch der Vater blieb starrsinnig auf seinem Vorsatze, und Hutten entfloh 1504 oder 1505 aus Fulda und trieb sich bis 1509 auf den Universitäten Köln, Erfurt und Frankfurt an der Oder herum und trat mit den ersten Humanisten jener Zeit in nähere Berührung: so mit Johann Jäger aus Dornheim, der sich Crotus Rubianus nannte, einem Manne von reichem Wissen, namentlich sprühendem Witz: sich über die Thorheiten der Menschen lustig zu machen, war seine größte Freude; so mit Johann Rhagius aus Sommerfeld,[5]) der sogar von dem Papste den Dichterlorbeer erhalten hatte und für einen der ersten Wiedererwecker der verstorbenen Latinität galt. Graf Hermann von Nuenar, Domherr in Köln, wurde gleichfalls ein Freund Huttens, dann Coban Hesse aus Frankenberg in Hessen, der sich durch ein glänzendes Talent, mit Leichtigkeit lateinische Verse hinzuwerfen, den Namen des modernen Ovid verdiente, aber auch als Gelehrter zu Erfurt und

Crotus Rubianus.

---

[1]) Erasmi Roterdami opera omnia emendatiora et auctiora, Lugduni Batavorum 1702—1706, haben 10 Bände.

[2]) Lavater, Physiognomik.

[3]) Strauß, l. c.

[4]) Ololycus.

[5]) Aesticampianus.

Marburg durch Vorträge sich hervorthat, dabei ein heiterer Kopf und eifriger Verehrer des Weines war. In Gotha lebte Konrad Muth[1]) als Canonicus in wissenschaftlicher Muse, von dem die geistreichsten Briefe aus dieser Zeit herstammen. Was müssen wir aber von dem humanistischen Theologen dieser Zeit denken, wenn er eine exoterische und esoterische Lehre unterschied, die Sacramente den griechischen Mysterien gleichstellte und Jupiter mit Christus verglich und behauptete, es sei nur ein Gott und eine Göttin, aber viele Gestalten und Namen, Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria, wenn er am Magdalenen-Tage sich über die magna lena lustig machte! Mutianus Rufus.

Die Universität Erfurt[2]) wurde gegründet 1506 von Joachim I. von Brandenburg, Konrad Wimpina war ihr erster Kanzler, dort erhielt Hutten den ersten philosophischen Grad und in die Zeit seines Aufenthaltes fallen seine ersten poetischen Versuche. Doch hielt es Hutten nirgends lange aus, er war ein unruhiger Geselle, ein fahrender Ritter. Von seinem Vater im Stiche gelassen, lebte Hutten auf Kosten seiner Freunde, oder bettelte sich durch das Land, erlangte da ein Stück Brot, dort ein Nachtlager, dabei litt er seit 1510 an den Folgen seiner Ausschweifung, an der französischen Krankheit — hat er doch in den schönsten Versen eine Cur gegen dieselbe beschrieben. In Greifswalde nahmen sich seiner der Bürgermeister Lötze und seine Söhne an, bald aber wurden die Mitglieder der Familie seine größten Feinde — der Grund läßt sich leicht denken — und, als er von da nach Rostock im Winter ziehen wollte, wurde er von ihren Dienern überfallen, geschlagen, geplündert und gehöhnt. In Rostock half ihm sein Talent, seine Gedichte verschafften ihm Arznei, Pflege, Zuhörer, und hier hauchte er seine Klagen[3]) gegen die Behandlung in Greifswalde in den schönsten Versen aus. „Die Hebamme von Huttens Geist war der Zorn. — Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältnisse, als die Gegenstände seines Zornes bedeutender werden und dieser selber reiner wird." — Mehr Beifall als seine Klagen gegen die Lötze fand sein in Hexametern geschriebenes Buch „Über die Kunst, Verse zu machen." — Hutten war dabei immer in Geldnoth. Auf sein Versprechen, ins Kloster zurückzukehren, wenn man seine Heimreise mit Geld unterstütze, giengen die Mönche in Fulda nicht ein, denn sie wollten nicht die Geprellten sein. Von Wittenberg begab sich Hutten 1510 über Böhmen und Mähren nach Wien. Der Bischof zu Olmütz, ein Verehrer classischer Studien, nahm Hutten freundlich in seinem Palast auf und beschenkte ihn mit einem Pferde und Reisegeld. In Wien hatte Konrad Celtes, 1497—1508, gewirkt und wie im übrigen Deutschland, so auch in Österreich eine gelehrte Gesellschaft gegründet: sie nahm sich des irrenden Ritters an, und ließ sein „Mahngedicht an den Kaiser Max zum Krieg gegen die Venetianer" drucken. Hutten trat damit in das Gebiet politischer Dichtung. Sein Versuch aber, an der Universität eine Stellung zu erlangen, schlug fehl. 1512 finden wir Hutten in Pavia, nach dem Wunsche seines Vaters mit dem Rechtsstudium beflissen, dann in Bologna, wo er des Kaisers Unterhändler Matthäus Lang mit einem Gedichte begrüßte, aber in seiner Hoffnung, in das Gefolge des Bischofs aufgenommen zu werden, leicht begreiflich irre gieng. Die Noth zwang ihn, Kriegsdienste zu nehmen, und im Kriegsgetümmel hatte er

Erfurt. Greifswalde. Rostock. Wien. Politische Dichtung.

[1]) Mutianus Rufus von seinen rothen Haaren.

[2]) Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zu dem Humanismus und der Reformation, 2 Thle. Trier 1858—1860.

[3]) Querelae.

Zeit, ein Buch „Epigramme an Kaiser Maximilian“ zu schreiben, die ob ihrer Frische und Schärfe zum Besten gehören von allem, was er schrieb. 1513 entstand sein Gedicht „Vom braven Manne“[1]) und sein „Niemand“.[2]) 1515 durfte er sein väterliches Haus wieder betreten. Seine Angehörigen behandelten ihn aber, da er nichts Rechtes gelernt habe und sei, wie den verlorenen Sohn, der es verdiene, zu den Schweinen und Trebern verwiesen zu werden.

Aus dieser Nothlage half ihm Eitelwolf von Stein, welcher damals in die Dienste des seit 1515 ernannten Erzbischofs von Mainz trat, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Dieser gedachte, die seit 1477 gestiftete Universität Mainz zu heben und von allen Seiten die tüchtigsten Männer an sie zu ziehen. Ein Gedicht Huttens auf den Einzug des neuen Bischofs in seine Residenz gefiel dem neuen Kurfürsten so sehr, dass er dem armen Ritter 200 Goldgulden schenkte, und ihm eine Stelle an seinem Hof bestimmte, wenn er seine Rechtsstudien vollendet haben würde. In Mainz wurde Hutten 1514 mit Erasmus bekannt, der für den Meister und das Haupt der neuen Richtung galt.

Hans von Hutten. 1515 brachte ein Familienunglück Hutten seinen Angehörigen wieder näher. Sein Vetter, der junge, schöne und wackere Hans von Hutten, war der Liebling, unzertrennliche Gefährte und Stallmeister des lebenslustigen Ulrich von Wirtemberg. jungen Herzogs Ulrich von Wirtemberg geworden. Die Schönheit und Tugend der jungen Frau seines Lieblings brachte den Herzog in die fürchterlichste Raserei der Leidenschaft. Zum Unglück schwieg Hans von Hutten nicht. Der Herzog hielt dies für Verrath und ermordete den Ritter auf der Jagd, schlang dem Todten einen Gürtel um den Hals, und befestigte denselben an einem Degen, den er im Boden stecken ließ — das sollte das Hängen der Fehme bedeuten, was der Entseelte durch ein Bubenstück verdient habe. — Nicht bloß die Familie Hutten, sondern der ganze Adel wurde durch diesen Mord aufgereizt und Ulrich von Hutten verwandte jetzt im Interesse seiner Familie die Feder und verfasste vier Reden gegen den Herzog Ulrich, welche wahre Brandschriften waren und an Geist und Redefülle wie an Kraft der Invective hinter den Reden des Cicero gegen Verres und Clodius nicht zurückstehen. Er fordert die Todesstrafe für seinen Feind. Leidenschaft ist die Stärke seiner Gedichte. Kaiser Max suchte einen Vergleich zwischen den Parteien herbeizuführen, jedoch gewann der Streit an Bedeutung, als 1515 dem Herzoge seine Gemahlin Sabina zu ihrem Bruder, dem Herzoge von Bayern, entfloh. Die Hutten verbündeten sich nun mit der bayerischen Familie und ein Krieg stand bevor. Der Kaiser sprach 1516 die Acht über den Herzog von Wirtemberg aus. Der Blaubeurer Vertrag hemmte ihre Ausführung, der Herzog sollte den Hutten 2000 Gulden Entschädigung zahlen.

In die Jahre 1515—1517 fällt eine zweite Reise Huttens nach Italien In Rom. und eine Reihe von Dichtungen. Diesmal sah Hutten Rom. Der Eindruck, den die ewige Stadt auf ihn machte, entspricht seiner Natur: er sah nur Missbräuche

[1]) Vir bonus.
[2]) Nemo.

und Üppigkeit; von dem Großen, was Rom immer dem Christen bietet, findet sich in seinen poetischen Stoßseufzern keine Spur. Dagegen aber ist sein patriotisches Gefühl rühmenswert. Maximilian I. ward 1516 wegen seines vereitelten Feldzuges der Spott der Italiener und Franzosen. Hutten nahm sich seines Kaisers an und wagte einmal in Viterbo gegen fünf Franzosen, von denen er einen niederstach und vier in die Flucht jagte, einen Kampf. In Bologna, wohin er sich dann wegen der Rechtswissenschaft wieder begab, nahm er einen Griechen Tryphon zum Lehrer und las mit ihm Lucian und Aristophanes — zwei Schriftsteller, die seinem Geiste am meisten entsprachen. Hier wurde er auch mit Johann Dobneck aus Wendelstein bekannt, der in der Literatur den Namen Cochläus hat und welcher Hutten einen zweiten Lucian, einen Mann von scharfem und herbem, aber unruhigem Geist nannte und meinte, man bleibe ihm besser Freund, wenn man nicht in seine Nähe komme. Seine vaterländische Gesinnung gab ihm damals das Gedicht „Marcus" und „Über den Fischfang der Venetianer" ein,[1]) sowie den „Phalarismus": sie geißeln den Übermuth der Venetianer, welche, zusammengelaufenes Gesindel, erst elende Fische gefangen, dann Städte zu fischen und Fürsten zu angeln begonnen hätten. In einer Epistel an den Kaiser fordert er diesen auf, die Rechte der Deutschen an Italien geltend zu machen. Studentenunruhen, an welchen sich der streitsüchtige Jüngling lebhaft betheiligte, zwangen ihn, Bologna zu verlassen. Während eines kurzen Aufenthaltes in Venedig ward er hier als Mann von hohem Talent und reichem Wissen von vielen Venetianern gefeiert. Cochläus.

Mit Eifer stürzte er sich dann in den Streit, der über Reuchlin sich entspann.[2]) In Augsburg fand Hutten 1517 bei Peutinger Aufnahme, in Nürnberg bei Pirkheimer, von dem Strauß mit Recht sagt, in keinem anderen Manne sei das Patriciat der deutschen Reichsstädte dem römischen näher getreten, und nichts sei klein und eng in ihm und seinen Verhältnissen angelegt gewesen. Pirkheimer war schön und stattlich von Gestalt, aus altem Geschlecht, reich, auf Reisen gebildet, kriegerisch; seine Theilnahme am Kriege gegen die Schweizer haben wir oben kennen gelernt, aber er hat ihn auch nachher gut beschrieben.[3]) Sein Haus war ein Sammelpunkt der Gelehrten. Pirkheimer war sogar im Griechischen stark und hat Schriften von Plato und Xenophon, von Plutarch und Lucian ins Lateinische übertragen; dabei war er ein Freund des Albrecht Dürer. Peutinger war es, der den Kaiser Maximilian auf Hutten aufmerksam machte, so daß ihn dieser am 12. Juli 1517 in Augsburg feierlich zum Dichter krönte — mit dem Rechte, an allen Schulen, insbesondere an Hochschulen, in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu unterrichten. Peutingers schöne und tugendhafte Tochter Constantia flocht den Lorbeerkranz, den der Kaiser Hutten auf die Stirne drückte. Wie befeuerte das die Thätigkeit des fahrenden Ritters! Er gab die Schrift des Laurentius Valla über die angebliche Schenkung Constantins mit einer dreisten Widmung an Leo X. heraus, worin er die früheren Päpste geradezu Räuber und Diebe nennt, und dessungeachtet nahm ihn jetzt der Kurfürst von Mainz in seine Dienste auf und sandte ihn in Geschäften an den Hof des Königs von Frankreich. Für den Peutinger. Pirkheimer.

[1]) De piscatura Venetorum.

[2]) Wie sein „Triumphus Capnionis" und der zweite Theil der „Epistolae obscurorum virorum" bekunden.

[3]) Historia belli Suitensis s. Helvetici II libris descripta, auctore Bilibaldo Pirkheimero.

Reichstag zu Augsburg 1518 schrieb Hutten eine „Türkenrede", worin er zum Kampfe gegen den Halbmond aufforderte. Es ist ebenso bezeichnend für die Zustände der Zeit, dass Hutten dem Erzbischof von Mainz und Cardinal 1519 seine Schrift über die Guaiak-Cur, wodurch er von der Lustseuche geheilt wurde, widmen konnte.

1519 überwältigte der Herzog Ulrich von Wirtemberg, auf die Nachricht vom Tode Maximilians, die freie Reichsstadt Reutlingen und erklärte sie zur wirtembergischen Landstadt. Der schwäbische Bund sammelte ein Heer gegen den Landfriedensbrecher und Hutten nahm Antheil an dem Krieg. Der Abzug der Schweizer entschied die Sache des Herzogs, er musste fliehen. Stuttgart ergab sich am 7. April. Dieser Streit hat Hutten mit Sickingen[1] in Berührung gebracht, und seinen revolutionären Plänen auf eine Umgestaltung Deutschlands einen neuen Anhalt gegeben. „Durchgebrochen," schreibt Hutten 1519,[2] „muss endlich werden, durchgebrochen, besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Gelegenheiten, einer so gerechten Sache. Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt."

Sickingen.

Unter den Kräften, auf die er vertraut, ist namentlich Franz von Sickingen zu verstehen, welcher, geboren 1481, in allerlei Diensten und Kämpfen sich zu einer Macht im Reich emporgearbeitet hatte, um die Franz von Frankreich und Karl von Spanien sich wetteifernd bemühten. Sickingen entschied sich für Karl, der ihn auf das schmeichelhafteste empfieng und zu seinem Rathe, Kämmerer und Feldhauptmann ernannte. Dann hoffte Hutten auf den jungen Kaiser selber, der eben zur Krönung heranzog, und endlich auf Luther, dem er Schwert und Feder zu weihen beschloss.

Der Humanismus nahm also in Deutschland einen ähnlichen Verlauf wie in Italien. Was bisher bestand, gilt als veraltet, seinem Formelwesen gegenüber will man echte Bildung des Geistes und Herzens. Man sagt sich also los von aller Autorität: nicht bloß die Wissenschaft, sondern Staat wie Kirche soll umgestaltet werden. Von der Schönheit der Form in den Classikern berauscht, nimmt man sie in allem zum Muster und schämt sich der Heimat, der vaterländischen Art und Weise.[3]) Weil die Dichtungen der Alten am meisten Eindruck machen, lesen und erklären die Humanisten vorzugsweise Dichter und nennen sich Poeten und drechseln lateinische Verse.[4]) Ihre Abneigung gilt nicht bloß der Scholastik, sondern bald der gesammten christlichen

[1]) Ulmann. Franz von Sickingen. Nach meistens ungedruckten Quellen. Leipzig 1872.

[2]) In „Liberis in Germania omnibus".

[3]) Dahin gehört auch die Änderung der Namen in lateinische oder griechische: Schuster nannte sich Sutorius, Schneider Sartorius, Spalt Spalatinus, Hans Jäger zuerst Venator, dann Crotus Rubianus, Peter Eberbach Petrejus, Schwarzerd Melanchthon, Eoban aus Hessen Helios Eobanus Hessus, Muth Mucianus, Großmann Megander.

[4]) Hagen, Deutschlands literarisches und religiöses Verhältnis im Zeitalter der Reformation. Erlangen 1841, Bd. I, S. 323–647.

Weltanschauung und alter Strenge der Sitten. Auch in Deutschland steht an Geist und Charakter die zweite Generation der Humanisten der ersten weit nach, sie ist meist unchristlich, oberflächlich[1]) und sittenlos, prahlerisch, streitsüchtig. Vor den italienischen haben die deutschen Humanisten nur eines voraus, das starke Trinken.[2]) Wir begreifen so die Frage des Fürsten Carpi an Erasmus: „Kannst du es leugnen, dass, wie bei uns in Italien schon seit langer Zeit, so auch jetzt in Deutschland überall, wo die sogenannten schönen Wissenschaften ausschließlich und mit Verachtung der philosophisch-theologischen Disciplinen betrieben werden, eine trübe Vermischung christlicher Wahrheiten und heidnischer Denkweise platzgegriffen hat, Streitsucht die Gemüther erfüllt und der Lebenswandel keineswegs den Vorschriften christlicher Sittenlehre entspricht?“[3]) — und dass der Zeitgenosse Cochläus die Humanisten gemeine Sclaven des Bacchus und der Venus, nicht aber fromme Priester des Phöbus und der Pallas nennt, und dass der scharfsinnige Gregor Heimburg dem jungen Rhode, der ihm aus Rom die Schule Vallas preist, patriotisch antwortet: „Das ist das Zeichen eines erhabeneren Geistes, wenn wir uns nicht den Stil dieses oder jenes Autors aneignen, sondern als Resultat der Beschäftigung mit ihnen unsern eigenthümlichen Geist für uns haben.“[4])

Mit den Humanisten verband sich zum Sturme auf die Kirche, aber aus entgegengesetzten Gründen, bald ein anderer mächtiger Genosse. —

Luther und Tetzel.

Martin Luther ist geboren 10. November 1483 zu Eisleben; seine Voreltern waren Bauern in Möra im Thüringerwald, sein Vater war Hüttenherr und Rathsmann in Mannsfeld. Die Erziehung war streng, der Vater hatte für acht Kinder zu sorgen[5]) und Martin musste als Schüler sein Brot mit Singen vor den Thüren verdienen. Im vierzehnten Jahre[6]) kam Luther

Luthers Jugend.

[1]) So leitete Mucian die städtische Verfassung von Erfurt aus den Gesetzen des Solon ab.

[2]) In einem Briefe bittet Eoban Hesse, der gewaltige Humpen auf einmal zu leeren pflegte, um ein Pulver, welches ihm die Röthe an der Nase vertreibe; sollte aber Nüchternheit dabei geboten sein, wolle er lieber eine rothe als eine weiße Nase haben. Vergl. Schwertzell, Helius Eobanus Hessus. Halle 1874, S. 24, 29—30. — Janssen, l. c. II, S. 27.

[3]) Janssen, l. c. II. S. 26.

[4]) Voigt, l. c. S. 388.

[5]) Luther sagt selber: „Mein Vater war ein armer Bauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. — Sie haben sich's lassen blutsauer werden.“

[6]) Auf Luthers Jugend wirkte die Heftigkeit seiner Eltern und Lehrer übel ein. Sein Vater soll im Jähzorn einen Bauer, der ihm im Grase hütete, mit einem Pferdezaum erschlagen und mit Zurücklassung seines Vermögens sich durch Flucht gerettet haben; seinen Sohn züchtigte er so hart, dass er ihm feind wurde. Seine Mutter stäupte ihn einmal wegen einer Nuss blutig; sein Lehrer ertheilte ihm an einem einzigen Vormittag fünfzehn-

in die Franciscanerschule nach Magdeburg, im fünfzehnten nach Eisenach, im achtzehnten an die Universität Erfurt, wo er alte Sprachen [1]) und scholastische Philosophie mit Eifer hörte, so dass er 1503 Bacalaureus, 1505 Magister ward und bald über Aristoteles und seine Ethik an der Universität Vorlesungen halten durfte. Nach dem Plane des Vaters sollte der talentvolle Sohn als Rechtsgelehrter eine glänzende Laufbahn durchmachen, die Stütze und der Stolz seiner Familie werden — und Luther begann das Studium der Rechtswissenschaft. Allein sie entsprach seiner Natur nicht, eine glänzende Laufbahn, eine vortheilhafte Heirat lagen ihm nicht im Sinn — er rang mit religiösen Fragen. Trübsinn bemächtigte sich seiner und warf ihn aufs Krankenlager. Der Drang, Gott zu finden und sich mit ihm zu versöhnen, erfüllte sein Herz. Ein erschütterndes Ereignis, der Tod seines Freundes Alexius 1505, eigene Todesgefahr, da der Blitz in seiner Nähe einschlug, bewegten ihn aufs tiefste und beschleunigten seinen Entschluss: am 17. Juli 1505 gieng er ins Augustinerkloster zu Erfurt,[2]) um Ruhe für seine Seele zu finden.
Klosterleben. „Ich ward ja nicht gern und willig ein Mönch, vielweniger um Mästung des Bauches willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend umgeben, gelobte ich ihm gezwungen und gedrungen Gelübde.“ Es geschah dies wider den Rath seiner Freunde, wider Willen und Wissen seines Vaters, der eine Weile unversöhnlich war;[3]) es geschah gegen seine Natur, denn Luther passte nicht ins Kloster.

Doch sein Wille war stark, Luther ein Eisenkopf.[4]) Die lästigen Hausarbeiten, die ihm das Prüfungsjahr zur Übung der Demuth auflegte, vollzog er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit; er selber schreibt: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und habe so streng meinen Orden gehalten, dass ich sagen darf, ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein; denn ich hätte mich, wenn es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Gebet und Wachen.“ — Andere bezeugen, er habe sich mit Wachen und Fasten kasteit und abgemergelt und sei körperlich so heruntergekommen, dass er sieben Wochen keinen Schlaf hatte und fast von Sinnen kam.[5]) Doch all das vermochte die Schwermuth nicht

---

mal Schläge. Solche Erziehung läßt die krankhafte Gemüthsstimmung des Jünglings, die düsteren Vorstellungen des Reformators begreifen, der in Gott nichts als Zorn und Rache sah und an einen offenbaren und versteckten Willen Gottes glaubte.

[1]) Seine Lieblinge unter den Classikern waren Cicero, Livius, Virgil und Plautus. Im Kreise der Freunde konnte er sehr heiter sein und musicieren, aber auch plötzlich wieder in Schwermuth verfallen.

[2]) Luther versammelte seine Freunde zu einem Abendessen mit Lautenspiel und Gesang. Plötzlich erklärte er ihnen seinen Entschluss, Mönch zu werden: „Heute seht ihr mich noch, morgen nicht mehr.“

[3]) Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken von de Wette, II, S. 346.

[4]) Jürgens, Luthers Leben. Leipzig 1846—1849, 3 Bde.; Bd. I, S. 575—585.

[5]) Luther meinte irrig, sein trauriger Seelenzustand stamme aus der kirchlichen Lehre von den guten Werken, während die Kirche jede pharisäische Selbstgerechtigkeit ver-

zu tilgen, die seine Seele drückte. Er vermochte die Regungen des Zornes, Hasses und Neides nicht zu überwinden, und verzweifelte deshalb an der Gnade Gottes. Weil er fühlte, dass er in Sünde sei, so meinte er, das Gebet helfe ihm nichts, denn nur ein Reiner und Sündeloser könne erhört werden. Er hatte nur sich, nicht die ewige Erbarmung im Auge; es fehlte seinem Reueschmerz das Gefühl der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, die Demuth und Kindlichkeit, und er peinigte sich deshalb fruchtlos ab, weil seiner Reue die Liebe fehlte. Die Melancholie konnte ihn so ergreifen, dass er ohnmächtig wurde; einmal öffnete man die Thüre seines Zimmers gewaltsam, und brachte ihn nur durch Musik nach und nach wieder zur Besinnung. Schwermuth.

Der Ordensprovincial Staupitz, vor dem er sein bedrängtes Innere erschloss, sagte ihm, solche Anfechtung sei nützlich und nöthig;[1]) ein Beichtvater aber warf ihm Seelenstolz vor: „Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit ihm; Gott ist nicht zornig auf dich, sondern du bist auf ihn zornig", und machte ihn aufmerksam auf die Stelle im Römerbriefe III, 28, wo es heißt, dass der Mensch gerecht werde durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes, und Luther fand in dieser Stelle Trost und das Studium Augustins bestärkte die Ansicht, die sich nach und nach in ihm bildete, dass der Mensch allein durch den Glauben gerechtfertigt werde. Hatte er vorher in Thaten der Entsagung sich überboten, um die Ruhe der Seele zu finden, so warf er sich jetzt auf das andere Extrem, auf die Werke gar nichts zu halten und nur vom Glauben das Heil zu erwarten. Die Welt ist nach seiner Anschauung im Argen, der Mensch ist durch die Erbsünde durch und durch böse geworden, und besitzt keinen freien Willen mehr: er kann es durch sich zu keiner Gerechtigkeit bringen, jedes gute Werk ist eigentlich vor dem Gerichte Gottes eine Todsünde. Nur das rettet uns, was Christus that und litt: indem wir an ihn glauben, machen wir sein Verdienst zu unserem Eigenthum, ziehen das Kleid der Gerechtigkeit an, und erscheinen dann vor Gott als gerecht.[2]) In einem Schreiben drückt er in seiner kernhaften Weise diese Anschauung mit den Worten aus:[3]) „Sei ein Sünder und sündige nur tapfer darauf los, aber glaube noch tapferer und freue dich in Christo, welcher der Sieger ist über Sünde, Tod und Welt. Man muss eben sündigen, solange Staupitz.

---

wirft und asketische Übungen nur als Mittel zu höherem Zwecke ansieht, um die sündhaften Neigungen zu schwächen und mit Hilfe der Gnade zu überwinden, nicht aber als Verdienste von selbständigem Wert, worauf der Mensch seine Gerechtigkeit Gott gegenüber gründen könne. Janssen, l. c. II, S. 72.

[1]) Döllinger, Reformation, III, S. 173—187.

[2]) De Wette, l. c. II, S. 37.

[3]) „Esto peccator, et pecca fortiter, sed fortius fide et gaude in Christo, qui victor est peccati, mortis et mundi: peccandum, quamdiu vivimus. Sufficit, quod agnovimus per divitias gloriae Dei agnum, qui tollit peccata mundi: ab hoc non avellet nos peccatum, etiamsi millies millies uno die fornicemur aut occidamus."

man lebt. Es genügt, dass wir durch den Reichthum der Gnade das Lamm erkennen, welches die Sünden der Welt trägt, von diesem kann uns keine Seele trennen, wenn wir auch an einem Tage hunderttausendmal tödten oder Sünden des Fleisches begehen." Diese Theorie, die ihm Trost gab, die er

Glauben und Werke. darum die fröhliche Botschaft, das Evangelium nannte, für deren von Gott begnadeten Erfinder und Wiederhersteller er sich hielt, nachdem sie so lange unter der Bank gelegen, bildete sich allmählich in ihm aus. 1510 auf einer Reise nach Rom, wo er die Generalbeicht ablegen wollte, war Luther noch ganz katholischer Anschauung;[1]) als er Rom von fern erblickte, fiel er

Luther in Rom. nieder und rief: „Sei gegrüßt, o heiliges Rom!" — „Ich war", erzählt er mit seinem Talent der Übertreibung, „in Rom auch ein so toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Grüfte, glaubte alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten und war mir dazumal sehr leid, dass mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gerne aus dem Fegefeuer erlöset mit meinen Messen und anderen köstlichen Werken und Gebeten mehr." Der zu Extremen geneigte Mann erzählt, dass er damals von der Religion wegen der grausamste Todtschläger geworden wäre. 1508 empfahl ihn Staupitz für die 1502 gegründete Uni-

in Wittenberg. versität Wittenberg, wo er Dialektik und Ethik lehrte und Prediger an der Schlosskirche ward; 1512 wurde Luther Doctor der Theologie und las mit großem Beifall über das Alte und Neue Testament, und verbreitete das Studium der Bibel und Augustins und wirkte gegen die Scholastik; 1516 gab er die an pantheistischen Anklängen reiche deutsche Theologie heraus, ein „Edelbüchlein, übertröstlich in Kunst und göttlichem Werth". — „Dieser Bruder hat tiefe Augen, er wird wundersame Phantasien haben", sagte der Rector in Wittenberg von ihm.[2]) Zur selben Zeit muss seine Theorie von der allein-seligmachenden Kraft des Glaubens, die alle und jede Mitwirkung des Menschen bei dem Erlösungswerke verwirft, schon im Kerne fertig gewesen sein, denn man warf damals der Universität Wittenberg vor, dass sie eine neue Theologie aufbringe. 1516 stellte er in einer Disputation die Sätze auf: der Mensch sündigt, wenn er thut, was an ihm ist, da er aus sich weder wollen noch denken kann; nachdem der Mensch ein fauler Baum geworden, kann er nichts als Böses wollen und thun. Doch wäre diese Lehre vielleicht im Kreise von Wittenberg oder seines Ordens verklungen, hätte nicht der Ablassstreit seine Person und seine Lehre auf die große Bühne der Welt geführt.

Peterskirche. Papst Julius II. — Magnarum semper molium avidus — hatte nach dem Plane Bramantes und Michel Angelos den Bau der Peterskirche beschlossen und mit einer Großartigkeit begonnen, die der Majestät des Apostels und der

---

[1]) Köstlin, Geschichtliche Untersuchungen über Luthers Leben vor dem Ablassstreit. Theologische Studien und Kritiken, 1871. — Janssen, l. c. II, S. 73.

[2]) Köstlin, Martin Luther, I, S. 96. — Janssen, l. c. II, S. 76.

Höhe des päpstlichen Namens würdig war. Leo X., von dem man eine neue Erhebung der Kunst und Wissenschaft erwartete, gedachte den Riesenbau, jetzt den Stolz Roms, aufs glänzendste zu vollenden. Die Kriege Julius II. hatten aber die Cassen erschöpft, darum wandte sich Leo X. an die Gläubigen: der Bau sollte ein Bau der Christenheit werden, alle Nationen, Stände, Reiche wie Arme sollten dazu beitragen. Subscriptionen in Zeitungen kannte man damals nicht; Leo griff zu dem in jenen Zeiten üblichen Mittel: zu einem allgemeinen Ablass. Das Mittel war zwanglos und erlaubt. Die Lehre von der Gemeinschaft der guten Werke war von jeher in der Kirche vorgetragen. Seit die strenge Bußdisciplin der alten Zeit aufgehört hatte, war die zeitliche Strafe in eine Geldstrafe verwandelt worden. Um den Ablass nicht äußerlich zu machen, ward denjenigen, welche ihn erlangen wollten, zur Pflicht gemacht, vorher zu fasten und zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. 1514 wurde der Ablass ausgeschrieben, 1516 die Bulle veröffentlicht und die damit Bevollmächtigten für die einzelnen Länder bestimmt. Obercommissär für Deutschland wurde der Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg. Albrecht wählte den Dominicaner Tetzel zum Ablassprediger wegen seiner ausgezeichneten Rednergabe.[1]) Tetzel (eigentlich Dietzel), der Sohn des Goldschmiedes Dietze zu Leipzig, war ein Volksredner von seltener Begabung durch klare scharfe Beweisführung, bilderreiche Sprache, machtvolle Stimme. Als Julius II. zu Gunsten der von Russen und Tataren bedrängten Deutschritter 1504 einen Ablass ausschrieb, hatte Tetzel als Prediger großen Erfolg; es fasste z. B. in Leipzig keine Kirche die Menge der Zuhörer und musste er auf dem weitgedehnten Marktplatz predigen. Auch diesmal hatte Tetzel außerordentlichen Zulauf, aber sein Wort sollte der Kirche nicht frommen. Leo X. Ablass.

Als Augustiner, als Humanist, als Professor zu Wittenberg erhob sich Luther gegen Tetzel. Zwischen Augustinern und Dominicanern war seit lange eine gespannte Stimmung und Luther hatte noch seinen besonderen Grund des Zornes. Als er und Karlstadt 1516 im Streit über den freien Willen und die guten Werke behaupteten, der freie Wille habe nur die Kraft, Böses zu thun und veranlasse umsomehr Böses, je mehr der Mensch nach seiner Natur Gutes thun wolle, so hatten die Dominicaner und Tetzel als Inquisitor mit Recht vor dieser Lehre öffentlich gewarnt. Seine innere Überzeugung sprach Luther in einer Predigt am 21. September 1517 dahin aus: „Der Unruhe der Seele kann man nur dadurch entgehen, dass man weiß, die Gnade Gottes ist uns in Christus umsonst gegeben und seine Verdienste werden uns umsonst angerechnet. Die Menschen fürchten sich am meisten, von sich selbst abzulassen und zu Christus zu kommen, welche durch Werke von Sünden sich zu reinigen trachten. Die Ablässe fordern die sclavische Gerechtigkeit, sie lehren die Sünden strafen, nicht aber die Sünden fliehen: Ablass und Unsträflichkeit sind identisch und nichts anderes, als die Erlaubnis zu sündigen, und die Licenz, das Kreuz Christi zu schmälern."[2]) — Luther gegen den Ablass.

[1]) Gröne, Tetzel und Luther oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablasspredigers und Inquisitors Tetzel. Soest 1853.
[2]) Ibid.

Luthers Thesen

Hier ist der schroffe Gegensatz zur Ablasslehre und es ist begreiflich, dass Luther, als Tetzel in Wurzen predigte, begierig den lang ersehnten Anlass ergriff, mit den Dominicanern einmal ernstlich anzubinden oder nach einem Ausdruck „ein Loch in die Pauke zu machen". Scandalreden, die so viele Tetzeln zuschreiben, waren nicht nöthig, um Luther zu reizen, sind auch nie gehalten worden, überhaupt trägt man sich vielfach mit einem Zerrbild Tetzels. Am 31. October 1517 schlug Luther an die Universitätskirche zu Wittenberg 95 Thesen an, wodurch er zu einer Disputation gegen den Ablass einlud und in denen er mit seinen Grundanschauungen vom Glauben und den guten Werken offen hervortrat. Sie waren der Funke, welcher in das Pulverfass fiel: nicht bloß kam niemand, den Ablass zu vertheidigen: die Thesen entsprachen der antipäpstlichen Richtung der Zeit und flogen in vierzehn Tagen durch Deutschland.

finden Beifall.

Gröne sagt mit Recht: „Den Fürsten, die mit neidischem Auge auf das Geld sahen, das so reichlich aus ihren Ländern nach Rom floss, redete Luther das Wort dadurch, dass er den Papst reicher als Krösus machte. Die Klöster und Stifte, die ihr besonderes Ablassprivileg infolge des jetzigen Ablasses nicht ausüben konnten, gewann er dadurch, dass er ihr Privileg als nicht minder wirksam denn den neuen Ablass bezeichnete. Das Volk, welches von dem Adel, in dessen Händen auf dem Lande namentlich aller Besitz und Reichthum war, hart behandelt wurde, nicht selten in der tiefsten Armut schmachtete und mit blutigem Herzen sehen musste, wie jene in frevelnder Unwissenheit oder religiösem Wahnsinn sich mit großen Summen Ablässe in dem Sinn von Freibriefen für neue Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten kauften, nahm er für sich ein, wenn er behauptete, die wahren Schätze der Kirche seien die Armen, einem Armen helfen sei besser denn Ablass lösen. Endlich waren die Vorwürfe, mit denen er die Ablasscommissäre überhäufte, dann die rationalistischen Einwände, die er gegen den Ablass erhob, die bitteren Klagen, die er unter dem Mantel der Bescheidenheit gegen den Papst schleuderte, nur sehr geeignete Mittel, das ganze Chor der Humanisten und passionierten Spötter, wie Erasmus und Hutten, für sich und seine Sache zu gewinnen."[1]) — Der Beifall, den Luther bei hoch und nieder fand, behob schnell seine ängstliche Stimmung.

Tetzels Antithesen.

Tetzel schlug an der Universität zu Frankfurt a. d. O. 106 Antithesen an und vertheidigte sie gegen die Anhänger der lutherischen Thesen. Nach ihnen tilgt der Ablass nicht die Sünden, sondern ist er nur ein Nachlass der zeitlichen Strafen für bekannte und bereute Sünden; er macht den Menschen nicht straflos, er schmälert das Verdienst Christi nicht. Aber der Streit wurde durch diese Antithesen nicht beigelegt. Luther antwortete mit zwanzig Artikeln über Ablass und Gnade, die ihm neue Gunst beim Volk wie bei den Humanisten eintrugen. Tetzel schrieb dagegen seine „Vorlegung wider einen vermessenen Sermon", in welcher er Luthers Behauptungen als verdächtig, irrig und verführerisch darstellte. Luthers Thesen und Sermon hat übrigens Tetzel nie verbrannt,[2]) er hat sich im Gegentheil immer inner den Schranken des Anstandes

---

[1]) Gröne, l. c. S. 81—96.
[2]) Ibid. S. 122—126.

bewegt, wohl aber haben die Studenten in Wittenberg im Hass der scholastischen Lehrsätze die Schriften Tetzels öffentlich verbrannt. Andere Gegner regten sich. Der General des Dominicanerordens Silvester Prierias veröffentlichte eine Streitschrift gegen Luther über die Macht des Papstes. Dr. Eck, Prokanzler der Universität in Ingolstadt, ein Mann von hohem Wissen und großer Gewandtheit der Rede, wies in seinen „Obelisci" (Kritische Spieße) die Verwandtschaft der Lehre Luthers mit der des Johannes Hus nach. Der Name Hussit war damals noch in Deutschland verrufen, viele Freunde Luthers erschraken über die Schwere des Vorwurfs. Luther blieb die Antwort nicht schuldig,[1]) jede Gegenschrift war für ihn nur ein Reizmittel zu weiterer Darlegung seiner eigenen Anschauung. Widerlegung nach den Gesetzen der Schule half nicht bei seinem Temperamente, bei seinem Glauben, er habe seine Lehre von Gott. Je mehr er Gegner bekam, umso gereizter und derber wurde seine Sprache. Hoogstraten wurde mit den Worten angefahren: „So gehe denn hin, du unsinniger, blutdürstiger Mörder! der du des Blutes christlicher Brüder nicht hast satt werden können. Gehe, erforsche und suche Rosskäfer in ihrem Miste, bis du lernest, was Irrthum, Sünde und Ketzerei sei. Ich habe noch keinen größeren Esel gesehen als eben dich, wenn du dich gleich rühmest, so viele Jahre hindurch die Dialectik studiert zu haben." Als auch die Universität Löwen und Paris sich gegen ihn aussprachen, nannte Luther jene „eine Tölpelschule, einen Stankpfuhl, eine höllische Grundsuppe", ihre Professoren „verfluchte Rangen, grobe epikuräische Säue, Ketzer und Götzer", diese „eine verdammte Teufelssynagoge, die Mutter alles Irrthumes in der Christenheit, das rechte Hinterthor an der Hölle".[2]) — Bewunderer des Reformators reden von der göttlichen Grobheit Luthers. Seit wann ist aber Grobheit eine göttliche Eigenschaft?

Prierias. Dr. Eck.

In Rom legte man dem Streite anfangs wenig Gewicht bei. Leo X. selber sagte: „Ich halte den Bruder Martin für einen guten Kopf,[3]) dies alles ist Mönchsstreiterei."[4]) Hoogstratens Antrag, Luther als Ketzer zu bestrafen, wurde vom Papst verworfen und dem Vertheidiger der Rechte des päpstlichen Stuhles alles weitere Schreiben untersagt.

Leo X.

Luther selber schrieb an den Papst: „Heiligster Vater, zu deinen Füßen hingeworfen bringe ich mich dir mit allem dar, was ich bin und habe. Belebe, tödte, widerrufe, billige, verwerfe, wie es dir gefällt. Deine Stimme werde ich für die Stimme Christi erkennen, der in dir wohnt, in dir redet. Habe ich den Tod verdient, so werde ich mich nicht zu sterben weigern." — Luther räumte hier dem Papste mehr Rechte ein, als selbst Tetzel und Prierias ihm zugesprochen; wenn die Stimme des Papstes die Stimme Christi ist, wie konnte Luther gegen den Ablass auftreten, den der Papst ausgeschrieben hatte! — Man gab aber in Rom bald die Ansicht wieder auf, dass der Ablassstreit bloßes Schulgezänke sei, und Luther erhielt die Aufforderung, binnen sechzig Tagen zu widerrufen oder sich in Rom zur Verantwortung zu stellen. Die Universität und der Kurfürst Friedrich wandten sich jedoch gerade an den Papst mit der Bitte, Luther von

beruft Luther nach Rom.

[1]) Asterisci Lutheri adversus obeliscos Eccii. Opp. lat I, p. 406—456.
[2]) Janssen, l. c. II, S. 83 ff.
[3]) Bellissimo ingegno.
[4]) Erano invidie fratesche.

der Reise nach Rom gnädigst zu entbinden, und Leo X. beauftragte sofort den *Cajetan.* Cardinal Thomas da Vio aus Gaëta, meist Cajetan genannt, Luther in Deutschland zu verhören und in Gnaden aufzunehmen, wenn er widerrufe, sonst aber ihn bis auf weitere Befehle festzuhalten. Cajetan war damals gerade beim *Luther in Augsburg.* Reichstag in Augsburg, dahin kam denn auch Luther am 7. October 1518 und der Legat nahm ihn freundlich auf, verlangte aber Widerruf. Luther erklärte, es sei ihm unbekannt, gegen die Lehren der Schrift, der Kirche und der Decretalen gelehrt zu haben; er sei bereit, sich dem Urtheile der Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen; übrigens werde er nur widerrufen, wenn er aus der Schrift widerlegt werde. „Gehe hin und komme nicht wieder," entgegnete der Legat, „du wollest denn einen Widerruf thun." Luther entfloh aus Augsburg, nachdem er eine Protestation „vom übelunterrichteten zum besser zu unterrichtenden Papst" vor Notar und Zeugen abgegeben hatte.

Der Streit war demnach nicht nur nicht beigelegt, er loderte vielmehr heller empor. In Rom schrieb man den Misserfolg dem Ungeschick des Legaten *Miltiz.* zu und sandte den gewandten Karl von Miltiz, einen Sachsen. Um den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, sollte ihm Miltiz die goldene Rose bringen — das Sinnbild Christi, der Blume aller Blumen. In Leipzig beschied der Legat den Tetzel vor sich, dem er fortan zu schweigen befahl. Budäus erzählt: „Weil Luther großen Zugang gewann und Tetzel in Verachtung kam, indem jedermann denselben als den Urheber aller in Deutschland entstandenen *Tetzels Ende.* Unordnungen ansah, gieng ihm dasselbe so nahe, dass er 1519 starb." — Luther schrieb selber einen Trostbrief an Tetzel, er solle sich unbekümmert sein lassen, denn die Sache sei von seinetwegen nicht angefangen, sondern habe das Kind *Luther und Miltiz* viel einen anderen Vater.[1]) — Mit Luther kam Miltiz in Altenburg zusammen; der sprach mit ihm mild und ernst, wie der Widerstand von Kaisern und Königen gegen den römischen Stuhl vergeblich gewesen, wie die Kirche in einer durch Luthers Irrlehre veranlassten Bulle nicht einmal seinen Namen genannt habe (weil nämlich Luther behauptete, die Lehre der Kirche sei eine andere, so hatte kurz vorher Leo X. in einer Bulle das Recht des Papstes, als Statthalter Christi Ablässe zu ertheilen, ausdrücklich betont, Luther aber, der davon Wind bekommen, mit einer Appellation an ein allgemeines Concil geantwortet), und welche Wirren sein heftiges Auftreten in der Kirche erregte. Luther schien ergriffen, er versprach zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt werde, die Sache werde sich dann von selbst zu Tode bluten. Luther versicherte in einem zweiten Schreiben an den Papst, dass er nie Willens gewesen, die römische Kirche anzugreifen. „Ja, ich bekenne frei, dass dieser Kirchen Gewalt über alles sei und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden möge vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über *Vergleich.* alles." — Miltiz schien befriedigt, er war ein Diplomat in geistigen Dingen, er glaubte den Riss geschlossen. Luther aber schrieb wenige Tage darauf dem Spalatin: „Ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selber oder dessen Apostel ist."

Der Riss war nicht geschlossen, nur leicht überdeckt, und trat in kurzer *Dr. Eck.* Zeit viel weiter klaffend an den Tag. Dr. Eck hatte nach Art der in jener

---

[1]) De Wette, l. c. VI, S. 18.

Zeit üblichen Schulgefechte eine Disputation mit Karlstadt zu Leipzig verabredet. Die Streitfragen betrafen die Buße, den Ablass, die priesterliche Absolution, die Genugthuung, die Oberhoheit des römischen Stuhles.[1] Disputation in Leipzig.

Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte im Frankenlande meist Karlstadt genannt, seit 1504 in Wittenberg angestellt, war Luthers Anhänger, der nicht bloß des Freundes, sondern auch der Sätze wegen den Kampf mitzubestehen beschloss. Der Bischof von Merseburg würdigte richtig die Folgen des Streites und verbot die Disputation in seinem Sprengel. Vergebens; der Magistrat warf seinen Boten ins Gefängnis — es waren ja die Tagesfragen, um die der Streit sich drehte. Die Disputation begann am 27. Juni auf der Pleissenburg, der Herzog Georg mit seinem ganzen Hofstaat wohnte derselben beharrlich bei. Eck glänzte durch sein riesiges Wissen, durch seine Schlagfertigkeit: während Karlstadt seine Beweisstellen mühsam nachschlagen musste, hatte sie Eck im Kopfe. Acht Tage lang stritt Eck gegen Karlstadt siegreich über die Freiheit und Gnade: er hatte die Lehre der Kirche und der Vernunft für sich. Vom 4. Juli an begann der Streit mit Luther, welcher seine Behauptung verfocht, dass nicht der römische Bischof, sondern Christus das Haupt der Kirche sei, dass jenem der Primat nicht aus göttlichem, sondern aus menschlichem Recht zukomme. Als Eck entgegenhielt, das sei die von der Kirche verdammte Lehre des Wycliffe und Hus, erklärte Luther, Hus und die Böhmen seien ihm als Feinde und Störer kirchlicher Eintracht verhasst. Als Eck nachwies, dass die meisten neuen Sätze Luthers von der Kirchenversammlung zu Constanz verworfen seien, da äußerte Luther, einige der verworfenen Lehren seien echt christlich und evangelisch. „Das walt die Sucht!“ rief der Herzog Georg. — Auch der Ablass kam wieder zur Sprache. Eck behauptete, die Sündenvergebung durch den Mund des Priesters entbinde den Sünder nicht gänzlich von der zeitlichen Strafe und die göttliche Gerechtigkeit verlange auch nach der Sündenvergebung noch einige Genugthuung vom Menschen und darauf gründe sich die Pflicht der Kirche, den Sündern Strafe aufzulegen, und das Recht, Nachlass zu ertheilen. Luther behauptete, der Priester spreche los von der Schuld und Strafe zugleich. Eck galt als Sieger, die Leipziger schenkten ihm Ehrenkleider, Luther und Karlstadt dagegen zogen still ab. Die Disputation hatte die Gegensätze nicht ausgeglichen, sondern nur klarer zum Bewusssein gebracht. Luther schrieb, er freue sich der Verkleinerung und Schmach, die er täglich erleide; nicht seine Gegner seien die Urheber der Verkleinerung und Schmach, die ihm täglich widerfahre, sondern der Teufel, der die Wahrheit austreiben wolle. — Luthers Stellung in Wittenberg war übrigens diesmal bedroht, nur ein beschwichtigendes Schreiben des Erasmus hielt die Stimmung des Kurfürsten dem Manne günstig. Die Jugend indes war mit der Neuerung, die Universität Wittenberg wurde zahlreicher besucht.

Karlstadt. Luther. Hussit. Eck Sieger.

An der Universität war Philipp Melanchthon Luthers tüchtigste Stütze.[2] Er ist der Sohn eines Waffenschmiedes in Bretten, heißt eigentlich Schwarzerd, welchen Namen aber sein Verwandter und Gönner Reuchlin in Melanchthon übersetzte. Frühe reif, wurde Melanchthon schon im vierzehnten Melanchthon.

[1] Vergl. über die Leipziger Disputation den Mainzer „Katholiken“. Jahrgang 1872, September-Novemberheft — und Janssen, l. c. II, S. 83—89.

[2] Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen. Regensburg 1846. I, S. 352 ff. — Facius, Melanchthons Leben und Charakteristik. — Galle, Charakteristik Melanchthons. Halle 1840. — Schmidt, Melanchthon.

Jahre in Heidelberg Baccalaureus, im sechzehnten gab er schon eine griechische Grammatik heraus, im siebzehnten wurde er in Tübingen Magister. Eine vielseitige Natur befasste er sich mit Medicin, Rechtskunde, Theologie, wie mit dem Studium der Classiker. Erasmus, zu dessen Schule er eigentlich gehörte, bewunderte den Jüngling ob seines reichen Wissens in beiden Literaturen, ob des Scharfsinns in der Erfindung, der Reinheit der Sprache, der Schönheit des Ausdrucks, des Gedächtnisses in den unbekanntesten Sachen, ob der reifen Belesenheit. 1518 im einundzwanzigsten Jahre erhielt Melanchthon die Professur der griechischen Sprache in Wittenberg; oft hatte er 2000 Zuhörer, manche kletterten an den Fenstern hinauf, um Platz zu finden. Klein und unachtbar von Gestalt, war Melanchthon eine mehr lenksame, friedliche, als herrische und streitliebende Natur. Luther bemächtigte sich seiner und zog ihn anfangs vollständig in seinen Ideenkreis. Melanchthon wurde der diplomatische Schriftsteller der neuen Partei, durch sein besonnenes umsichtiges Wesen, durch sein Talent systematischer, vollendeter Darstellung für sie unschätzbar. Ist Luther von seinen Gedanken fortgerissen und ist alles, was er schreibt, unmittelbar frischer Erguss seiner Stimmung, so ist bei Melanchthon alles verständig, reif erwogen, systematisch. Luther selber bezeichnet sein Verhältnis zu Melanchthon: „Ich muss die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muss; aber Meister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet auch und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben hat gegeben reichlich."

Luther und Melanchthon.

Der Streit brach jetzt hitziger aus, als je. Die Nation befand sich in großer Gährung. Der Kaiser Maximilian war gestorben, sein Enkel Karl war gewählt worden. Man fühlte, man treibe einer neuen Zeit zu. Luthers Kühnheit wuchs, als ihn ein großer Theil des deutschen Adels, Sickingen an der Spitze, wider alle Feinde zu schützen versprach. Sickingen selber in seiner mächtigen Stellung ist ein Zeichen, dass die Nation an einer neuen Wendung des Lebens stand. Der fränkische Ritter war eine Macht nicht bloß durch seine Persönlichkeit — er war tapfer, beredt, scharfsinnig, er hatte glückliche Fehden geführt gegen Worms, Metz, den Herzog von Lothringen, den Landgrafen von Hessen — sondern weil durch den Adel das Gefühl gieng, es gelte zu biegen oder zu brechen; entweder werde man unter dem neuen Kaiser der Stützpunkt einer neuen Reichsordnung werden oder der immer mehr anwachsenden Territorialgewalt der Fürsten erliegen.[1]) Da war denn der kampfmuthige Sickingen ein geeignetes Haupt für den ganzen Stand; die neue Lehre bot Aussichten auf Bereicherung durch Einziehung des Kirchengutes; darum das durch Ulrich von Hutten vermittelte Angebot von Schutz auf Sickingens Burgen, von Hilfe, mit Gewalt die neue Lehre zum Sieg zu führen. Eine durch und durch revolutionäre Natur, lebte Hutten nur in Gedanken, durch Gewaltthat den ihm und andern unerträglichen Zustand der Dinge zu ändern.[2])

Sickingen. Hutten.

---

[1]) Ullmann, Franz von Sickingen, S. 1—163.
[2]) Ibid. S. 164—186.

Hutten warf von der Ebernburg eine Brandschrift nach der anderen ins Volk: sieben Provinzen hätten sich für Luther verschworen, die Böhmen ihm 35.000 Mann zugesagt, ebensoviel die Sachsen; nur mit Gewalt komme man zum Ziel. Keine Klugheit des päpstlichen Hofes werde den Brand auslöschen können. Sickingen werde sich an die Spitze stellen. Man müsse die Kirchengüter einziehen, die geistlichen Fürstenthümer in weltliche verwandeln. Ziska ward als Vorbild eines Befreiers gefeiert, er habe die faulen Mönche vertrieben, ihre Güter den Erben der Stifter oder den Gemeinden anheimgegeben. Sickingen werde dieses Beispiel nachahmen. Wenn der Kaiser nicht im Verein mit einer Schar von Biedermännern den Bischöfen die übermäßige Macht entziehe, den Aberglauben abschaffe und die Freiheit Deutschlands wiederherstelle, so werde Sickingen auch ohne des Kaisers Willen, auf eigene Gefahr etwas wagen und den großen Plan durchführen.[1]) Andere drohten mit einem Bundschuh, mit einem wüthenden Aufruhr der Bauern. Hutten

Luther wies zwar das Angebot des Schwertes zurück: er möge nicht das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechten; der Antichrist, worunter er den Papst verstand, werde durch das Wort fallen. Allein sein Muth hob sich, alle kluge Mäßigung, alle Rücksicht schwand. Fortgerissen von seinen Anschauungen, entfaltete er eine im Schriftstellern revolutionäre Thätigkeit, über die wir staunen müssen. „Die Würfel sind gefallen", war seine Losung, und eine Reihe Schriften, die wie Mauerbrecher gegen den bisherigen Bestand der Kirche und des Reiches donnerten, giengen rasch nacheinander aus seiner Feder hervor. Luther.

Zunächst seine Schrift an den Kaiser und an den christlichen Adel der deutschen Nation: Gott habe ein junges, edles Blut den Deutschen zum Haupt gegeben und damit viele Herzen zu großer und guter Hoffnung erweckt, dabei aber dürften wir nicht alles von Gott hoffen, sondern das Unsere dazuthun, um Zeit und Gnade nützlich anzuwenden. Es seien Kaiser von den Päpsten jämmerlich mit den Füßen getreten und verdruckt worden, weil die Römer gegen das Recht eine dreifache Mauer gezogen hätten, nämlich mit den drei Sätzen: die geistliche Gewalt sei über die weltliche, es gebüre niemanden, die Schrift auszulegen, als dem Papst, es dürfe niemand ein Concil berufen, denn der Papst. Luthers Schrift soll nun eine der Posaunen sein, diese Mauern umzublasen und des Teufels List an den Tag zu bringen. Darum stellt er den Satz auf: es sei ein besonderer Stand von Priestern oder Geistlichen unchristlich, sondern alle Christen seien durch Taufe, Evangelium und Glauben wahrhaft geistlichen Standes, wenn auch nicht eines Werkes: der Glaube mache geistlich, nicht die Weihe: Dass der Papst oder Bischof salbe, Platten mache, ordiniere, weihe, sei nichts anderes, als wenn er aus einer ganzen Versammlung, die alle gleiche Gewalt haben, einen nehme und ihm befehle, diese Gewalt für die anderen auszurichten. „Wir sind alle gleich Priester, nur die Gemeinde gibt den Auftrag zum Amte." Was aus der Taufe gekrochen sei, möge sich rühmen, dass es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei. Damit war das allgemeine Priester- Schriften. Allgemeines Priesterthum.

[1]) Bulla vel Bullicida. — Strauß, Gespräche von Ulrich von Hutten übersetzt und erläutert. — Janssen, l. c. Bd. II, S. 111—131.

thum proclamiert und der Grundbestand der Kirche angegriffen. Der geistliche Stand steht darum unter der weltlichen Obrigkeit, diese allein hat das Recht, sündige Geistliche, Bischöfe und Päpste zu strafen und abzusetzen. Der Papst ist nicht untrüglich, er hat nicht das ausschließliche Recht, die Schrift auszulegen und Kirchenversammlungen zu gründen, er hat kein Recht auf weltlichen Besitz, denn Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Man soll ihm seinen Kirchenstaat, seine Oberlehensherrlichkeit über Neapel wegnehmen und ihm dafür Bibel und Gebetbuch zeigen; er soll predigen und beten und weltliche Herren sollen Land und Leute regieren; die Zahl der Bettelmönche soll vermindert, die Ewigkeit der Gelübde aufgehoben werden und die Pfarrer wieder das Recht erhalten, sich zu verehelichen; Seelenmessen und Vigilien, Interdict sollen abgethan sein. Die Verhängung des Interdicts sei eine größere Sünde, als wenn jemand zwanzig Päpste erwürge. Alle Feiertage sollen auf den Sonntag verlegt, alle Fasten aufgehoben, alle Wallfahrtskapellen eingezogen, alle geistlichen Stifte, die nur auf Gebeten und Messhalten gegründet sind, umstaltet werden. Alle Brüderschaften, Ablassbriefe, Dispensationen sollen ersäuft und umgebracht, alle päpstlichen Gesandtschaften aus Deutschland verjagt werden. Jedem Sendboten des Papstes solle ein ernster Befehl geschehen, abzustehen oder in den Rhein oder in das nächste Wasser zu springen. Die Sache der Böhmen solle von neuem vorgenommen, das Sacrament unter beiden Gestalten ertheilt und das zu Constanz an den Böhmen verübte Unrecht als solches erklärt werden. Der Papst sei der Antichrist, päpstliche Gewalt nichts anderes, als Sünde und Bosheit lehren und mehren und die Seelen zur Verdammnis führen. Auch die Universitäten sollen umgestaltet, die Philosophie des Aristoteles abgethan und das Kirchenrecht vom ersten bis zum letzten Buchstaben ausgetilgt werden. „Ich achte wohl, dass ich hoch gesungen habe, es ist mir aber lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott.“ [1]

Luther über den Papst. — *Seine Reformen.*

Demnach hatte Leo X. nichts Eiligeres zu thun, als seine Gewalt niederzulegen und Pfarrer in Rom zu werden, weil ein deutscher Mönch in seinem Zorne es ihm gebot. Die ganze Kirche war hier angegriffen, und wenn sie noch Kraft in sich hatte, musste sie sich zur Wehr setzen. Es geschah mit Mäßigung, aber Entschiedenheit. Am 15. Juni 1520 erließ Leo X. nach langem Bedenken die Bulle „Surge Domine“,[2] worin 41 Säße aus Luthers Schriften als ketzerische Irrthümer bezeichnet und alle, die sie annehmen und nachsprechen würden, mit dem kleinen und großen Banne bedroht wurden. Luther selber wurde aufgefordert, binnen sechzig Tagen zu widerrufen und gegen sicheres Geleit sich in Rom zu stellen, wenn er nicht dem großen Bann verfallen wolle. Ein väterlicher Schmerz spricht aus dem Actenstück. Aller Beleidigungen vergessend, will der heilige Vater alles thun, um den Bruder Martinus auf dem Wege der Milde zur Einkehr in sich selbst und zum Aufgeben seiner Irrthümer zu bewegen.

Luther gebannt.

[1] Sämmtliche Werke. XXI, S. 274–360.
[2] Raynaldi Annal. ad. 1520, n. 51.

Dr. Eck brachte die Bulle aus Rom nach Deutschland. Als er sie in Erfurt anschlagen ließ, wurde sie mit Koth beworfen, in Leipzig wurde sie ins Wasser geworfen. Luther antwortete mit einer Schrift über die Messe und einer über die babylonische Gefangenschaft der Kirche.[1] In der ersten Schrift erklärte er, die Messe sei kein Opfer, habe für sich keine Wirksamkeit, mit Unrecht sei den Laien der Kelch entzogen worden; in der zweiten bekämpft er namentlich die Lehre von den sieben Sacramenten, nur drei lässt er gelten: Taufe, Buße und Abendmahl. Dann bekämpft er die Gelübde, ferner die Oberhoheit des Papstes: kein Papst, kein Bischof, kein Engel habe das Recht, einem wahren Christen über seinen Willen hinaus etwas vorzuschreiben. Die päpstliche Macht habe den Glauben vernichtet, die Sacramente verdunkelt und durch barbarische und einfältige Gesetze uns gefangen gehalten. Von der Masse von Vorschriften, Gebräuchen und Schullehren erdrückt, könnten die Menschen ihres Glaubens und Taufbundes kaum noch gedenken. Die Messe. Babylonische Gefangenschaft.

Es war ein Fehler, dass Miltiz noch einmal in einer persönlichen Zusammenkunft mit Luther zu Lichtenberg, Mitte October 1520, einen friedlichen Ausgleich bewirken wollte. Luther schrieb einen Brief an den Papst, den dieser nur als Hohn auffassen konnte und in welchem die römische Kirche die Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammnis genannt wurde. Wie voll Mitleid, sagte er darin zu Leo: „Mir ist allezeit leid gewesen, dass Du, frommer Leo, Papst geworden bist, der Du wohl würdig wärest zu besseren Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist Deiner und Deinesgleichen nicht wert, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der doch gewiss auch mehr als Du in diesem Babylon regiert. — Ich bin vielleicht unverschämt, dass ich mir das Ansehen gebe, als wollte ich eine so hohe Person belehren, von welcher doch jedermann belehrt werden soll und, nach der Meinung Deiner giftigen Schmeichler, alle Könige und Richter ihr Urtheil empfangen. Aber ich folge hierin dem heiligen Bernhard in seinem Buche an den Papst Eugenius, welches billig alle Päpste auswendig lernen sollten."[2] Luther an Leo X.

Natürlich konnte sich der Papst mit Luther als mit seinesgleichen nicht in Unterhandlungen einlassen. Alles hieng jetzt vom Kurfürsten von Sachsen ab, ob er die Bulle vollziehe. Dieser fragte Erasmus um Rath, der die beißende Antwort gab: Luther sei nie ordentlich widerlegt, sein einziges Vergehen sei, dass er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Luther blieb nicht bloß in voller Sicherheit, sondern auch in ungekränkter Lehrthätigkeit in Wittenberg.[3] Erasmus.

Gegen die Bulle aber erließ Luther am 17. November 1720 eine „Appellation vom Papst an ein allgemeines Concilium", worin er Leo X.

[1] De captivitate Babylonica ecclesiae. Opp. lat. V, p. 13—118.

[2] Sämmtliche Werke. XXIV, S. 35—52.

[3] Erasmus benahm sich sehr zweideutig. Einem spanischen Bischofe hatte er kurz vorher versichert, jeder Fromme müsse auf päpstlicher Seite stehen, und dem Papste am 13. September geschrieben, er habe Luthers Schriften nie gelesen, außer 10—12 Seiten, und diese nur flüchtig, er selber wolle nie dem Statthalter Christi entgegentreten; an Justus Jonas, er habe beim ersten Lesen herausgefühlt, dass Luther auf Umsturz losarbeite. Vergl. Stichart, Erasmus von Rotterdam. Seine Stellung zur Kirche und zu den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit. Leipzig 1870.

einen frechen, ungerechten Richter, einen verstockten, irrigen, in aller Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen nannte, einen Feind, Widersacher und Unterdrücker der ganzen heiligen Schrift, einen Verächter, Lästerer und Schmäher der ganzen heiligen Kirche. Noch Ärgeres enthielt die Schrift „Wider die Bulle des Antichrists".[1]) Sein Geist trieb ihn vorwärts, und als die Universitäten zu Köln und Löwen seine Schriften verbrannten, antwortete er durch eine That, die alle Verbindung mit der Kirche für unmöglich erklärte. —
Bruch mit der Kirche. Am 10. December 1520 zog er nach öffentlichem Anschlag mit vielen Doctoren und Studenten vor das Elsterthor; dort ward ein Scheiterhaufen angezündet, auf welchen Luther die päpstlichen Decrete, die Bulle, einige Schriften seiner Gegner, des Johann Eck und des Emser, mit den Worten warf: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Seine Vorlesungen eröffnete Luther am nächsten Tage mit den Worten: diese Verbrennung sei eine Kleinigkeit, es sei nöthig, dass der Papst selbst, d. h. der päpstliche Stuhl verbrannt werde; wer nicht mit ganzem Herzen dem Papstthume widerstrebe, könne die ewige Seligkeit nicht erlangen. Das hieß jede Brücke hinter sich abbrechen. —

Der Reichstag zu Worms.

Karl V. und die Reformation. Indes richteten sich alle Blicke auf den neuen Kaiser. Die Partei der Bewegung versprach sich viel Gutes, bald vom jungen Karl, bald von seinem Bruder Ferdinand, von ihrer reichen Bildung, von ihrer Verehrung für Erasmus. Hutten hatte schon früher eine Reise nach Brüssel unternommen, jedoch keinen Zutritt zu Ferdinand erlangt: bald hieß es bei den Gönnern der Reformation, von Karl sei nichts zu hoffen, er sei zu sehr von den Anhängern des Alten umlagert; dann fasste man doch wieder die Hoffnung, der Kaiser werde sich an die Spitze der religiösen Bewegung stellen, mit Rom brechen; — war doch selbst der Erzbischof von Mainz einer Schwächung der päpstlichen Macht nicht abgeneigt und begünstigte er vielleicht darum Hutten, weil er hoffte, Haupt einer deutschen Nationalkirche zu werden. Allein Karl war einmal in streng kirchlicher Richtung erzogen, dann schwor er bei seiner Krönung am 23. October 1520 zu Aachen[2]) feierlich, die Kirche zu schützen und dem Papst die gebürenden Rechte zu wahren; hätte ihn all das nicht gehemmt, so hatte er doch damals Rücksicht zu nehmen auf den Papst und den eben beginnenden Kampf mit Franz I., dessen Hauptschauplatz Italien werden musste. Andererseits waren ihm die religiösen Unruhen in Deutschland unbequem wegen seines letzten und größten Planes, wie er denn 1524 an seinen Bruder Ferdinand schreibt: „Du weißt, es ist beständig mein

[1]) Sämmtliche Werke. XXIV, S. 38—52.

[2]) Glänzend war der Einzug in Aachen am 22. October: 400 Kürassiere, mit Silber und Gold geziert, ritten dem jungen Herrscher voraus, der auf silbergepanzertem Rosse sitzend, auf dem blondlockigen Haupte ein silbern Barett tragend, blassen Antlitzes, so ruhig und ernst in seiner Haltung war, dass man nicht hätte meinen sollen, er sei erst zwanzig Jahre alt.

Wunsch und all mein Streben, Friede und Ruhe in der Christenheit zu haben. Und alles, was ich gethan habe, und noch thue, hat nur diesen Zweck, damit die Waffen der gesammten Christenheit sich einigen können, nicht bloß um die Türken und Ungläubigen abzuwehren, sondern auch um sie zurückzudrängen und das Gebiet der christlichen Religion zu erweitern."[1])

Darum ließ Karl schon auf der Reise nach Worms den Kurfürsten auffordern, Luther auf den Reichstag zu bringen. Als jedoch die päpstlichen Legaten dem jungen Kaiser vorstellten, ein vom Oberhaupt der Kirche schon Gebannter könne, ohne die Ehre des Papstes zu verletzen, nicht noch einmal, als ob die Sache nicht schon entschieden wäre, vor den Reichstag citiert werden, befahl der Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen, Luther in Wittenberg zu lassen, bis er all seine Lehren und Schriften widerrufen habe. Am 3. Januar 1521 wurde in Rom eine neue Bannbulle gegen Luther in den stärksten Ausdrücken erlassen. Der päpstliche Gesandte, der berühmte Kenner des Alterthums, der als Professor in Paris oft 2000 Zuhörer zu seinen Füßen sah, später Vorstand der vaticanischen Bibliothek, Aleander, bewies in einer Rede am 13. Februar 1521 in der Reichsversammlung, dass Luther wirklich Sätze lehre, die von der Kirche schon längst verdammt worden seien; Laien hätten kein Urtheil mehr darüber, selbst Geistlichen stehe ohne Erlaubnis des Papstes kein Disputieren mehr frei.[2]) Karl war geneigt, die Bücher Luthers, die er in seinem Gebiet schon verboten hatte, auch für das gesammte Reich zu verbieten. Allein man hielt entgegen, wie ernst die Stimmung in Deutschland sei, und dass man Luther doch vorher vernehmen müsse, ob er das auch wirklich gelehrt habe und noch lehre, was ihm der Papst zur Last lege. Es sei Sitte der deutschen Fürsten, bei zweifelhaften Sachen das gelindere Verfahren vorzuziehen. Deshalb wurde ein kaiserlicher Herold nach Wittenberg mit Geleitsbrief gesendet, um Luther zum Reichstag abzuholen, um seiner Lehre und Bücher halber Erkundigung zu geben: „Keinerlei Gewalt oder Unbill hast du zu fürchten, da unser frei Geleit dir sicher ist. Wir rechnen darauf, dass du kommst, sonst ergeht gegen dich unser strenger Urtheilsspruch."

Aleander. Freies Geleit.

Die Stimmung war so antipäpstlich am Reichstag, dass 101 Punkte als Beschwerden der Nation gegen den Papst aufgestellt wurden. An Karl wurde zugleich der Entwurf zu einem Reichsregimente gebracht, welches aus zwanzig Personen bestehen sollte, von denen sechs auf die Kurfürsten, zwölf auf die übrigen Stände kommen dürften, der neunzehnte sollte der Vorsitzende, der zwanzigste einer der Kurfürsten sein. Das Reichsregiment sollte fortbestehen,

Reichsregiment.

[1]) Seinem Gesandten schrieb er kurz vorher aus Barcelona: „Unsere Hauptabsicht war immer, mehr Macht zum Dienste Gottes und des heil. Stuhles zu verwenden, zur Vermehrung unseres heiligen Glaubens und der christlichen Republik, zur Vernichtung der Feinde und Störer der Ruhe und des Friedens der Christen und unserer heiligen Religion." Lanz, Actenstücke und Briefe zur Geschichte Karls V., S. 104—105.

[2]) Aleander meinte von den Deutschen, sie seien ein vorzugsweise ideal angelegtes Volk: während andere Völker nur nach dem Gewinn sähen, suchten die Deutschen den Nutzen der gesammten Menschheit Kein Volk sei so fromm und der Kirche so zugethan. Jetzt fand er alles verändert. Vgl. Friedrich, Der Reichstag zu Worms im Jahr 1521 nach den Briefen Aleanders. Abhandlungen der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München. 1870.

auch wenn der Kaiser sich im Reich befinde, und die wichtigsten Befugnisse haben. Wenn Karl V. darauf eingieng, so war die Kaisermacht seinen Händen entwunden. Er lehnte deshalb den Entwurf ab und die Spannung zwischen ihm und den Fürsten wurde groß, deshalb durfte die kaiserliche Partei die Sickingen. Männer der Bewegung nicht ganz außeracht lassen und Sickingen ward zum Feldhauptmann in dem bevorstehenden Krieg gegen Frankreich ernannt. Auch Hutten. von Huttens Anstellung ward gesprochen, der damals die bittersten Schriften gegen die päpstlichen Legaten, Cardinäle, Bischöfe, von der Ebernburg erließ und in einem Sendschreiben an Karl dringend Gehör für Luther verlangte.[1]) Das Reichsregiment gieng zuletzt durch, aber mit wesentlichen Änderungen: es sollte nur dann aufgerichtet werden, wenn der Kaiser nicht im Lande sei; es sollte aus 22 Mitgliedern bestehen und zwei davon vom Kaiser ernannt sein, der Kaiser sollte den Vorsitzenden bestimmen, die Mitglieder des Regiments in kurzen Zeiträumen wechseln. So hoffte Karl den Sieg der kurfürstlichen Partei hintanzuhalten.[2])

Luthers Reise. Indes kam **Luther**. Seine Reise — er fuhr auf einem Rollwagen, ein kaiserlicher Herold vor ihm her — glich, obschon er im Banne war, einem Triumphzug. Huttens Freunde sorgten überall für den glänzendsten Empfang. Zu **Erfurt** gieng ihm die Universität, Professoren wie Studenden, darunter vierzig Mann zu Pferd, entgegen. Allenthalben predigte Luther und entwickelte die hinreißende Macht seiner Rede. Wo er in einem Orte einzog, lief ihm das Volk entgegen, um den Wundermann zu sehen. Luther fühlte, wie die Wogen der Volksgunst ihn emportrugen, und konnte darum auf die Mahnung, der Aufenthalt in Worms sei voll Gefahr für ihn, leicht das Wort hinwerfen: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich doch hinein." — „Ich war unerschrocken," schreibt er später, „und fürchtete mich vor nichts. Gott kann einen wohl so toll machen, ich weiß nicht, ob ich auch jetzt noch so freudig wäre." — Am 16. April kam er unter glänzendem Geleite in Worms an, am 17. April, nachmittags vier Uhr, holte ihn der Reichsmarschall, **Ulrich von Pappenheim**, vor den Reichstag.

---

[1]) **Glavion**, der Beichtvater des Kaisers, verhandelte indes mit dem Kurfürsten von Sachsen, daß er Luther in seinem revolutionären Treiben anhalte und mitwirke zur nöthigen Reform der Kirche. Seine Schriften enthielten manches Gute, aber seine Lehre vom allgemeinen Priesterthum sei Verwerfung jeder kirchlichen Gewalt, zerstöre den Bestand der Kirche. Wenn Luther diesen und andere Sätze widerrufe, könne er mitwirken an der Reformation. Scheitere die wahre Reformation in Deutschland, so würden England und Frankreich den größten Nutzen daraus ziehen. Hier ist also das Programm des Kaisers: Reform auf Grundlage der Kirche, Ablehnung der weiteren Neuerungen Luthers als Ketzerei. **Maurenbrecher**, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Leipzig 1864. S. 258—261. — Luther schrieb dem Kurfürsten, er sei bereit, die römische Kirche in aller Demuth zu ehren und derselben nichts vorzuziehen im Himmel und auf Erden denn allein Gott und sein Wort, darum er gern widerrufe, wo man ihm einen Irrthum zeige. Fünf Tage später aber schrieb er einem Freund: „Mein Widerruf wird so lauten: früher habe ich den Papst Statthalter Christi genannt, nun widerrufe ich und sage: der Papst ist der Feind Christi und der Apostel des Teufels." **De Wette**, Martin Luthers Briefe. I, S. 580. — **Janssen**, l. c. Bd. II. S. 157.

[2]) **Janssen**, l. c. Bd. II, S. 138 ff.

Es war eine glänzende Versammlung: der Kaiser, der Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 28 Herzoge, 30 Prälaten, viele Grafen, zwei päpstliche Gesandte, Erzbischöfe, Abgeordnete von Städten und der Mächte Europas, vor welche der bleiche, magere, aber starkknochige Mönch jetzt trat. Auf den Kaiser machte Luther wenig Eindruck, Karl äußerte, dieser Mann werde ihn schwerlich zu seinem Glauben bekehren. Auf einem Tische lagen Luthers Bücher. Die Frage, ob er sie für die seinigen bekenne, bejahte er; auf die zweite Frage, ob er ihren Inhalt widerrufen oder vertheidigen wolle, schien ihn die Zuversicht zu verlassen. Er erbat sich Bedenkzeit. Sie ward gewährt, aber nicht ohne den Vorwurf, dass er dazu in der kaiserlichen Vorladung aufgefordert worden sei und Zeit genug gehabt habe, darüber nachzudenken. Am 18. April um sechs Uhr nachmittags kam Luther wieder vor den Reichstag. In längerer Rede, deren wesentlichen Inhalt er auf den Wunsch des Kaisers in lateinischer Sprache wiederholte, setzte er auseinander, dass er nicht widerrufen werde, wenn er nicht mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit hellen und klaren Gründen überwiesen und überwunden werde. Auf die Entgegnung, hier sei nicht der Ort, über Glaubenslehren zu disputieren, er solle mit einem bestimmten Ja oder Nein antworten, wenn jeder erst Beweise verlange, so würde am Ende gar nichts mehr feststehen, versagte Luther „mit tapferer und unerschrockener Rede" jeden Widerruf.

Luther in Worms.

Der Kaiser selber war entschieden. Am 19. April 1521 ergieng seine Erklärung an die Reichsstände: als Abkömmling der christlichen Kaiser, der katholischen Könige von Spanien, der Erzherzoge von Österreich und Herzoge von Burgund, hege er den festen Vorsatz, alles zu beschützen und zu beschirmen, was diese seine Vorfahren und er selber bis dahin gehalten, und wolle er ein Beschützer des katholischen Glaubens sein. Da nun ein einziger Mönch der gesammten Christenheit widerstreite, so reue es ihn, gegen diesen Menschen und seine falsche Lehre nicht schon früher ernstlich widerfahren zu sein. Er gebiete daher, ihn laut Geleit wieder sicher heimzuführen, verbiete ihm aber, öffentlich zu predigen und Zerrüttung anzurichten, und fordere die Reichsstände auf, gegen diesen offenbaren Ketzer zu beschließen, was rechten Christen gebüre. — Luther wurde entlassen. An das Verbot hielt er sich nicht; er predigte, denn das Wort Gottes sei ungebunden.

Erklärung des Kaisers.

Nach Verabredung mit dem Kurfürsten von Sachsen wurde er in der Gegend von Eisenach am 4. Mai in einem Hohlweg von verkappten Reitern überfallen und auf die Wartburg gebracht. Dort lebte Luther als Ritter Jörg in ritterlicher Kleidung, hin und wieder mit Jagd, meist aber mit Übersetzung der Bibel beschäftigt. Die Mühe, die er sich gab, war keine geringe und er sagt nicht mit Unrecht: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihren hebräischen Ort gar nicht verlassen und dem groben

Luther auf der Wartburg.

Deutschen nachfolgen, gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie aufgeben und dem Kuckuck nachsingen!" — Auf der Wartburg wurde übrigens nur das Neue Testament und die fünf Bücher Moses übersetzt; erst 1534 war die ganze Bibel vollendet. Sie ist unleugbar durch Frische und Kraft der Sprache ein hochbedeutsames Werk, was schon daraus hervorgeht, dass der Dialect, in dem sie geschrieben, nicht bloß bei Protestanten, sondern auch bei Katholiken der herrschende geworden ist.

Bibelübersetzung.

Sie ist aber auch bedeutsam für die Charakteristik Luthers. Wir sehen den gewaltthätigen Mann darin, der verwirft, was seiner einmal gefassten Ansicht von Glauben und Werken in der Bibel nicht entspricht, und der dem Text stets Zwang anthut, wo er im Gegensatz mit seiner Lehre ist. Darum spricht Luther ab über den Pentateuch, er ist ihm nur „der Juden Sachsenspiegel, der uns fortan nicht mehr bindet". Moses ist ihm mit seinen Gesetzesvorschriften ein Henkermeister aller. Das Buch Ecclesiastes „hat weder Stiefel noch Sporn, er reitet nur auf Socken, gleich ich, da ich noch im Kloster war". Das zweite Buch der Maccabäer und Esther jüdeln ihm zuviel und haben zuviel heidnische Unart. Der Brief des Jacobus ist ihm ein Strohbrief, im Brief an die Hebräer findet er „Holz, Stroh und Heu mit untergemengt". Das Evangelium des Johannes ist ihm das einzig zarte und recht beglaubigte Evangelium, und mit den Briefen Pauli und Petri den drei andern Evangelien weit vorzuziehen. — Einzelnen Stellen gab er durch Beisetzung der Wörter „allein" und „nur" einen andern Sinn, so Römer III, 20, 28; IV, 15. Auf den Tadel, welcher deshalb laut wurde, antwortete er im stolzen Gefühl seines Ruhmes und Anhanges: „Wenn euer neuer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Worte sola, allein, so sagt ihm flugs also: Doctor Martin Luther will's also haben, und spricht: Papist und Esel sei ein Ding; sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler und Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein; wollen auch einmal stolzieren und pochen mit den Eselsköpfen, und wie Paulus wider seinen tollen Heiligen sich rühmt, so will ich mich auch wider diese meine Esel rühmen." Zu den so misshandelten Stellen gehört namentlich Römer III, 25, 26, Apostelgeschichte XIII, 38, 39; im gleichen Geiste sind die Glossen gehalten.

Fälschungen.

Während Luther auf der Wartburg, „seinem Patmos", weilte, nahm die Reformation einen raschen Verlauf durch Deutschland. In den meisten Städten traten Herolde der neuen Lehre auf, die von Sachsen ausgiengen. Zwickau hatte seinen Myconius, Erfurt seinen Eoban Hesse, Weimar seinen Stein, Straßburg seinen Hedio, Capito, Bucer, Hall in Schwaben seinen Brenz, Esslingen seinen Michael Stiefel; Eberlin predigte in Günzburg, Kettenbach in Ulm, Bellikan in Nördlingen, Urbanus Rhegius in Augsburg, Osiander in Nürnberg, Schwebel in Zweibrücken, Bugenhagen in Pommern. Die Presse war sehr thätig, Luthers Schriften flogen durch die Gauen.

„Der Feuerbrand", sagt Döllinger,[1]) „flog, einmal in das dürre Gestrüppe, dessen es allenthalben in Deutschland genug gab, hineingeworfen, und

[1]) Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Artikel „Luther".

Gründe der raschen Verbreitung der Reformation.

bald da, bald dort schlugen die Flammen auf. Es war auch ein Schauspiel, das billig alle in Spannung erhielt, ein Contrast, der auch die Sympathien der Besten ihm und seiner Sache zuwendete. Da stand auf der einen Seite eine ganze Schar von Prälaten, kirchlichen Dignitären und Pfründenträgern, die, mit irdischen Gütern überreich ausgestattet, sorglos dahin lebten, sich wenig um die Noth und den Verfall der Kirche kümmerten, und auch jetzt den stürmischen Angriffen auf die Kirche in ruhiger Trägheit zuschauten; auf der andern Seite stand ein einfacher Augustinermönch, der alles das, was jene in Fülle hatten oder erstrebten, weder besaß noch suchte, der aber dafür mit Waffen stritt, wie sie jenen nicht zu Gebote standen, mit Geist, mit hinreißender Beredsamkeit, mit theologischem Wissen, mit festem Muthe und mit unerschütterlichem Selbstvertrauen, mit dem Schwunge der Begeisterung, der Energie eines zur Herrschaft über die Geister berufenen Willens und mit eiserner Arbeitsamkeit. Deutschland aber war damals noch ein jungfräulicher, durch keinen Journalismus, keine Broschüren-Literatur überwucherter Boden; wenig noch und nichts von Bedeutung war über öffentliche, alle gemeinsam berührende Angelegenheiten geschrieben worden. Fragen von höherem Interesse, welche die Geister anderweitig beschäftiget hätten, lagen nicht vor: umso größer war daher in allen Ständen die Empfänglichkeit für religiöse Aufregung, umso größer aber auch in einem noch nicht an pomphafte Declamationen und rhetorische Übertreibungen gewöhnten Volke die Bereitwilligkeit, einem Manne, der als Priester und Lehrer der Theologie an einer Hochschule, mit Einsetzung seiner Persönlichkeit und mit im Ganzen so geringem Widerspruche, die furchtbarsten Anklagen gegen die Kirche erhob, allein aufs Wort zu glauben. Und diese Beschuldigungen, diese Hinweisungen auf eine trostvolle, bisher boshafter Weise unterdrückte und verschwiegene Lehre, die jetzt in so ausgesuchten Kraftworten vorgetragen wurde, waren verbunden mit steten Berufungen auf Christus und auf das Evangelium, mit apokalyptischen, auf das Papstthum und den ganzen Zustand der Kirche angewendeten Bildern, welche die Phantasie mächtig ergriffen. Die Schriften aber, die jetzt zum erstenmale das ganze Kirchenwesen und dessen Gebrechen besprachen, waren einerseits mit biblischen Worten, Sprüchen, Gedanken durchwebt, anderseits mit der berechnenden Kunst einer ihrer Zwecke sich wohl bewussten und die Schwächen des Nationalcharakters vollkommen kennenden Demagogie abgefasst, und ebensogut geeignet, in Wirtshäusern und auf öffentlilichen Plätzen, als von den Kanzeln vorgelesen zu werden. Mächtiger noch, als die äußeren Mittel der Förderung, wirkten die inneren, die in dem Systeme selbst gelegenen Motive; es waren süße, trostvolle, gern vernommene Lehren, wie sie seit zwei Jahren und noch entwickelter in den nächstfolgenden Jahren von so vielen Kanzeln, in Liedern, in zahllosen Schriften dem Volke beigebracht wurden, von der Rechtfertigung ohne alle Vorbereitung, durch bloße Imputation der Leiden und Verdienste Christi, von der unmittelbaren durch einen einzigen Glaubensact zu erlangenden Gewissheit des Gnadenstandes und der Seligkeit, die Lehren ferner, dass die guten Werke von allem Einflusse auf die jetzige Gerechtigkeit und künftige Seligkeit der Menschen ausgeschlossen seien, dass aber jeder Christ schon im Besitze einer ohne alle Mühe durch einen bloßen Glaubensact erworbenen, bloß zugerechneten Heiligkeit sei, wobei er allerdings sündhaft bleiben solle und müsse. Und dazu kam nun die neue christliche Freiheit, wie sie Luther als selbsterwählter Schirmvogt der in der Kirche bisher mit Füßen getretenen Christenrechte so nachdrücklich verkündigte, die Freiheit, sich über die Satzungen und Ordnungen der Kirche wegzusetzen, nicht zu beichten, nicht zu

fasten u. s. f., oder dies und Ähnliches nur nach Willkür und eigenem Gutdünken zu thun." — „O, eine feine Predigt war das," schrieb Wicel später, „nicht mehr fasten, nicht mehr beten, nicht mehr beichten, nicht mehr opfern und geben u. s. f. Solltet ihr doch wohl zwei deutsche Lande, nicht eines allein, damit gefödert und in euer Netz gerücket haben, denn, wenn man einem erst seinen Willen läßt, so ist er wohl zu gewinnen!"

Mächtigen Vorschub leistete der Ausbreitung der Reformation die Abwesenheit des Kaisers. Der Aufstand der Communidades hatte den jungen Karl V. zu schneller Rückkehr nach Spanien getrieben. —

Der Umwälzungsversuch Sickingens.

Unzufriedenheit. Der Reichstag in Worms hatte keine Partei vollkommen befriedigt. Die strengen Katholiken waren unzufrieden mit der nachsichtigen Behandlung Luthers, die Bewegungspartei mit der Acht, die über ihn ausgesprochen war, Adel und Bürgerthum mit dem Reichsregiment, welches November 1521 ins Leben trat. Eigentlich hatte doch die kurfürstliche Partei gewonnen, einmal durch die Wahlcapitulation, dann durch das Reichsregiment. Die kaiserliche Partei suchte natürlich diesem entgegen zu wirken, darum ward der schwäbische Bund erneuert, wofür der mit dem Sieg der kurfürstlichen Partei ebenfalls unzufriedene Herzog von Bayern gewonnen war. Der schwäbische Bund erklärte sofort sich dem Reichsregiment gegenüber für unabhängig und das Reichsregiment konnte ihn nicht zur Anerkennung zwingen, denn es fehlte an einem Heer und an Geld. Um Geld zu bekommen, wurde ein Grenzzoll eingeführt, denn der gemeine Pfennig, die unter Maximilian eingeführte Reichssteuer, war verhaßt. Aber Städte wie Fürsten wehrten sich gegen den Grenzzoll und so war das Reichsregiment ohnmächtig. Natürlich konnte es jetzt auch nicht die Wormser Beschlüsse hinsichtlich der religiösen Neuerung durchführen; es war allgemeine Unsicherheit und die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes und die Gährung stieg.

Diese Zustände gaben der Bewegungspartei neuen Muth und, nachdem der Versuch Bertholds von Mainz, die Reichsverfassung auf Grundlage der fürstlichen Macht umzugestalten, gescheitert war, unternahm es jetzt Franz von Sickingen mit dem Ritterstand, die Verfassung Deutschlands zu ändern. Der Ritterstand. Die Reichsfürsten sollten gedemüthiget werden, vor allem die geistlichen: sie hätten den Rittern das Recht der Selbsthilfe entzogen und es nur für sich behalten. Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben gab der Revolution ihr ideales Recht. Wenn nur der Glaube an Christus half, wozu dann Gelübde, wozu Klöster, wozu irdische Güter der Kirche? Wie angenehm tönte diese Lehre ins Ohr des verarmten Adels, der lüstern nach dem Reichthum der Klöster und Stifte ausschaute!

Schon am Reichstage zu Worms war ein Zettel angeschlagen, 400 vom Adel hätten sich für Luther verschworen, mit dem Zusatz: „Bundschuh", „Bundschuh", was auf eine Verbindung mit den Bauern hindeutete. Hutten hatte gedroht, Franz von Sickingen werde die Sache der Wahrheit durchführen, allein Sickingen. Sickingen blieb ruhig, weil ihn der Kaiser zu seinem Feldhauptmann im Kriege gegen Frankreich bestimmt hatte. Der Feldzug hatte aber keinen glücklichen Erfolg. Der Kaiser wurde misſstimmt über Sickingen und Sickingen misſvergnügt über den Kaiser, weil er seinen Sold noch nicht erhalten hatte. Das gab Hutten Hutten. neue Hoffnung. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, er hatte auf eigene Faust Fehde geführt gegen Äbte;[1]) er hatte den „Neuen Karsthanns" unter das Volk geworfen, um die Bauern zur Erhebung im Vereine mit Sickingen zu reizen: die Pfaffen sollen nicht mehr geistliche Väter, sondern fleischliche Brüder heißen, heißt es am Schlusse des Anhanges, ihr Bann wie das Anblasen einer Gans und der Papst für den Antichrist, seine Cardinäle für des Teufels Apostel angesehen und der Hof zu Rom für die Vorhölle geachtet werden. Jedem Bettelmönch, der Käse fordere, solle man einen vierpfündigen Stein nachwerfen, jedem, der päpstliche Bullen bringe, die Ohren abschneiden und die Augen ausstechen. Ziska wird gerühmt und die Bauern zum Dreinschlagen mit Sickingen aufgefordert.

Der Kaiser war in Spanien, das Reichsregiment war schwach. Jetzt oder nie war die Zeit für Sickingen, zu handeln. Im August 1522 fand eine große Versammlung der freien rheinischen Ritterschaft zu Landau statt. Ein brüderliches Verständnis ward unterzeichnet: „Man wolle sich von fremder Bund zu Landau. Gerichtsbarkeit unabhängig machen, durch Schiedsgerichte die Streitigkeiten beilegen; wer mit Gewalt bedrängt werde von Fremden, dem solle jeder Genosse der Verbrüderung helfen." Der Bund ward auf sechs Jahre abgeschlossen und Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt. Der Kern der Sache war, der Adel wollte eine Umwälzung, die frühere Freiheit, erträgliche Existenz; das konnte man aber nur erreichen, „wenn man dem Worte Gottes die Thüre öffnete", d. h. wenn man zunächst über die geistlichen Fürsten herfiel.

Der bisherige Stand der Ritterschaft war durch das Fürstenthum bedroht — und erlag ihm, wie ihm das Städtewesen erlegen war. Früher hatte ein Edelmann auf seiner festen Burg einem Fürsten trotzen können — jetzt waren die Mauern dem groben Geschütze gegenüber nicht mehr fest genug, und einen eigenen Geschützstand zu halten, war für die meisten Edelleute zu kostspielig. Viele adelige Familien waren verarmt durch Gütertheilung, durch Auf- Noth des Adels. wand und Schwelgerei, durch die veränderten Geldverhältnisse. Die meisten klagten über den Lehensdruck, über neue Zölle, über die fürstlichen Gerichte, bei denen kein Recht zu finden sei, über die Unerträglichkeit der Lage; alle Stände würden reich, nur der Adel wachse in Armut und Elend. Darum der Gedanke einer Umgestaltung aller Dinge unter Führung Sickingens, „um dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen" — wie man es nannte —, denn die Religion sollte das

---

[1]) Strauß, Ulrich von Hutten, II, S. 198—206. — Der edle Ritter war insbesondere tapfer gegen Wehrlose: zwei Predigermönchen schnitt er die Ohren ab. — Janssen, l. c. II, S. 93—105.

Unternehmen decken. Sickingen nannte sich ein von Gott zur Bestrafung der Geistlichkeit erwähltes Werkzeug, — er werde ein „zweiter Julius Cäsar" werden, meinte Spalatin.

Sickingen gegen Trier. Anfangs September 1522 begann Sickingen unter einem Vorwande, der vom Zaun gebrochen war, den Kampf gegen den Kurfürsten von Trier. Viele meinten, er handle dabei im geheimen Auftrage des Kaisers, zumal der Trierer der eifrigste für die Wahl des Königs Franz zum Kaiser gewesen war. Erlag Trier, so wäre die Reihe an den Landgrafen von Hessen gekommen. Allein Richard von Greiffenklau-Vollraths, so hieß der damalige Kurfürst von Trier, ein Julius II. im kleinen, hatte viel von einem Soldaten an sich und verlor, obschon er anfangs von seinen Nachbarn insgesammt verlassen war, doch den Muth nicht; er musterte trotz einem Soldaten seine Kriegsmacht und befeuerte seine Mannschaften zum Widerstand. Das Reichsregiment befahl natürlich Sickingen, innezuhalten. Sickingen entgegnete aber dem Boten desselben, er sei so gut des Kaisers Diener, wie sie; sein Absehen gehe darauf, ein besseres Recht in Deutschland zu machen, als das Regiment bisher gethan; gelinge ihm sein Vorhaben, so werde der Kaiser bei seiner Zurückkunft mehr Geld im Reiche finden, als er jetzt auswärts zu gewinnen suche. Den Edelleuten, die St. Wendel gegen ihn vertheidiget, wurde nach der Einnahme erklärt, jetzt werde Franz Kurfürst von Trier werden. Davon war er aber noch weit ab; denn Trier leistete entschlossenen Widerstand, fünf mörderische Stürme führten nicht zum Ziele, es fehlte an Pulver im Lager; Entsatz nahte. Die Fürsten merkten, um was es sich handle, und waren eifrig, dem bedrängten Trier zu helfen, sonach die ganze Bewegung niederzuschlagen. 1523 war Sickingen der Angegriffene, die Bauernschaft erhob sich nicht für den Ritter. Das Reichsregiment, welches sich jetzt Sickingens annahm, nachdem es früher die Acht gegen ihn ausgesprochen und dann widerrufen hatte, wurde mit seiner Mahnung, das Verfahren gegen ihn einzustellen, nicht beachtet. Die drei rheinischen Fürsten rückten, nachdem sie einige Burgen gebrochen, vor die Hauptfeste, Landstuhl. Hier wurde am 7. Mai Sickingen tödtlich verwundet. Am 8. Mai ergab sich das Kriegsvolk. „Um mich ist es ein Geringes," sagte der sterbende Sickingen, „ich bin nicht der Hahn, darum man tanzt", d. h. es handelt sich um die ganze Ritterschaft.[1] Ihre Erhebung war gescheitert, viele Schlösser wurden nachträglich gebrochen, viele Edelleute mussten als Geächtete in die Verbannung ziehen, und das Fürstenthum erhob von neuem sein Haupt.

Ende Sickingens

und Huttens. Bald nach Sickingen endete auch Hutten, der während des Sickingischen Krieges kleine Fehden auf eigene Faust unternommen und der jetzt, da er für Sickingen so mächtig die Feder geführt hatte, Deutschland verlassen musste — er floh in die Schweiz. In Basel fand er gute Aufnahme, aber nicht bei dem

Erasmus. Manne, auf dessen Freundschaft er früher so stolz war, bei Erasmus. Das Scharfe und Herbe in Hutten, das Derbe und Reitermäßige war dem feinen

[1] Über die letzten Augenblicke Sickingens vergl. Ulmann, l. c. S. 366 ff. Er starb ungebeugt, doch konnte er den Vorwurf nicht unterdrücken: „Wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arnberg, der von Fürstenberg, der von Zollern, die Schweizer, die von Straßburg, und die in der Bruderschaft, die mir so viel zugesagt und so wenig gehalten haben! Darum, Liebe, verlasse sich Keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröften!" Sickingen hatte auf Entsatz, auf Aufstände gehofft, und dass die Fürsten zuerst die Ebernburg angreifen würden. Sie aber sahen in ihm den Kopf der Bewegung und warfen sich auf Landstuhl, sobald sie wussten, dass er dort sei, „um den Vogel in seinem Nest aufzuheben". Janssen, l. c. II, S. 228—255.

Manne, der nach allen Seiten hin Rücksichten zu nehmen hatte, von je zuwider. Jetzt kam Hutten krank und als politischer Flüchtling. Erasmus mochte nicht mit ihm zusammentreffen und ließ Hutten sagen, er möge sich den Besuch ersparen, weil er Unangenehmes davon befürchte. Wie stieg Huttens Zorn! Er beschloss, Erasmus an den Pranger zu stellen, dass kein gutes Stück mehr an ihm bleiben sollte, und in Mühlhausen schrieb er darum seine Herausforderung, „Expostulatio". Erasmus klagte, in ganz Deutschland finde sich nicht soviel Inhumanität, Unverschämtheit, Eitelkeit und Gehässigkeit; dagegen stellte Hutten den Kleinmuth, die Zaghaftigkeit, die Zweideutigkeit des Erasmus bloß: er verliere Wahrheit und Würde, nur um nicht anzustoßen. Er, der das Evangelium aus dem Winkel in das Licht geführt habe, neige sich wieder dem Papste zu. Erasmus antwortete in den „Spongia", sie sollten ein Schwamm sein, der Huttens Schmähungen auslösche: Huttens Plumpheit und Liederlichkeit ist darin mit Witz verhöhnt, er sei ein literarischer Buschklepper. Bittere Dinge sagte Erasmus über die sittlichen Folgen der Reformation: er sehe zwar viele Lutheraner, aber wenige Evangelische. Umsonst suchte Hutten in Pfäfers Heilung für sein schreckliches Leiden, Zwingli nahm sich seiner an. Auf der Insel Uffnau im Zürichersee erlag Hutten am 1. September 1523, fünfunddreißig Jahre alt, seiner Krankheit, in höchster Armut: Bücher hatte er keine, Hausrath auch nicht, er hinterließ nichts als seine Feder.[1]) Spongia.

Mit Sickingen und Hutten sank der Gedanke ins Grab, mit Hilfe der Ritterschaft und der Reformation Deutschland umzugestalten. Jetzt nahm die Bauernschaft die Sache in die Hand, und so ist jetzt der

Aufstand des Thomas Münzer

zu schildern. Die Bewegung gieng zunächst von Wittenberg aus, wo die Ordensbrüder Luthers alle Gelübde und Ordensregeln für abgeschafft erklärten: Jedermann solle von seiner Hände Arbeit leben. Die politische und praktische Seite der Reformation fassten zunächst Karlstadt, die Zwickauer Propheten und Münzer auf. Thomas Münzer.

Karlstadt[2]) verheiratete sich nicht bloß 6. December 1521, sondern wollte auch alle Geistlichen zwingen, in den Stand der Ehe zu treten. In Wittenberg wurde fortan die Messe deutsch gehalten und das Abendmahl jedem, der es wollte, ohne Beicht unter beiden Gestalten gereicht. An der Spitze eines Haufens Mönche, Bürger und Studenten, zog Karlstadt durch die Kirchen, zerstörte die Altäre und warf die Bilder heraus. Der Kurfürst war bedenklich und gebot Einhalt, allein man achtete nicht mehr darauf, zumal er kränklich war. Wie schwach es mit dem katholischen Clerus stand, zeigt der Primas von Deutschland, der Erzbischof von Mainz. Er ließ in Halle den Ablassverkauf wieder eröffnen. Luther erließ dann von der Wartburg ein drohendes Schreiben an den neuen „Abgott von Halle", in einem Tone, als stände er an der Spitze Karlstadt. Albrecht von Mainz.

[1]) Janssen, l. c. II, S. 249—255.

[2]) Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt. Stuttgart 1851. — Janssen, l. c. II, S. 213—217.

einer Heeresmacht: Albrecht möge nur nicht denken, dass der Luther todt sei, er werde auf den Gott, welcher den Papst gedemüthiget habe, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viele versehen, — und der Primas von Deutschland, der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, sandte an Luther demüthige, briefliche Abbitte und versprach sich zu benehmen, wie es einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehe. Im Hochgefühle seiner Volksbeliebtheit schrieb Luther aus der Wartburg: wenn er hätte Gewalt brauchen wollen, er hätte in Deutschland ein großes Blutvergießen erregen können, ein Spiel anrichten, dass nicht einmal der Kaiser sicher gewesen wäre.

Bald nöthigten jedoch die Ausschreitungen seiner eigenen Anhänger Luther, die Wartburg zu verlassen. Der Grundsatz, dass die Bibel allein Quelle des Glaubens sei, und dass über den, welcher sie lese, der heilige Geist komme, führte zu einer für Luther unangenehmen Folgerung. In Zwickau hatten sich einige Eiferer um den ehemaligen Tuchmacher Nikolaus Storch geschart, welche sich auf den Vers der Bibel beriefen, dass der Geist über die Seinen kommen und sie alles lehren werde, und sie das Urchristenthum, sowie es ihnen der Geist eingab, wieder herstellen sollten. Symbol der Partei ward die Wiedertaufe, die Kindertaufe sei ein Seelenmord, ein Molochsopfer, denn die Kinder verständen nichts davon; jedes Werk aber, das nicht aus dem Glauben komme, sei vergeblich. Nach dem biblischen Vers: „Eure Töchter sollen weissagen, eure Kinder Gesichte sehen und eure Ältesten Träume haben“, hielten sie sich für angeweht vom heiligen Geiste, für Träger des wahren Verständnisses der Bibel: sie brauchten kein Studium, Gott halte selber Gespräche mit ihnen. Hätte Gott dem Menschen mit der Schrift wollen helfen, so hätte er ihm nur eine Bibel vom Himmel herunterwerfen können. Sie bildeten den Radicalismus der Reformation. Luther sagte: „Sie sind von uns ausgegangen, aber nicht von uns.“ Karlstadt schloss sich ihnen an, Melanchthon wusste sie nicht zu widerlegen.[1]

Die Zwickauer. Wiedertaufe.

Treiben in Wittenberg.

Nach dem Grundsatze, dass Gott dem Einfältigen geoffenbaret hat, was den Weisen und Klugen verborgen geblieben, empfahl Karlstadt den Studenten, statt ihre Zeit mit unnützer Gelehrsamkeit zu verderben, lieber ein Handwerk zu erlernen; er selber gieng bei Gerbern und Schuhmachern umher, um sich von ihnen die Schrift erklären zu lassen. Die Hörsäle wurden leer und es war eine Zeit hindurch ein tolles Treiben in Wittenberg. Nikolaus Storch war von zwölf Aposteln und zweiundsiebzig Jüngern umgeben und prophezeite über die Zukunft: Gottes Gericht werde über die Welt hereinbrechen, der Türke sich in kurzer Zeit Deutschlands bemächtigen und dann werden alle Pfaffen erschlagen werden, selbst wenn sie Weiber nehmen; in fünf bis sieben Jahren solle dann das Ende der Welt kommen, da werde kein Unfrommer oder Sünder übrig bleiben, und ein Glauben und eine Taufe herrschen. Melanchthon meinte, nur Doctor Martin

[1] Seidemann, Thomas Münzer, nach den im Dresdener Archiv vorhandenen Quellen. Dresden 1843. — Strobel, Leben, Lehren und Schriften Thomä Münzers. Nürnberg 1755. — Hase, Neue Propheten. Leipzig 1851. S. 147–261.

könne den Geist dieser Leute bannen, und Luther verließ gegen das Verbot des Kurfürsten in der Überzeugung, Gottes Stimme treibe ihn, dessen ausgezeichnetes Werkzeug er sei, die Wartburg, und predigte acht Tage hintereinander in Wittenberg, „um den Schwarmgeistern eins auf die Schnauze zu schlagen"; der Satan sei während seiner Abwesenheit unter die Hürde gefallen und habe ihm etliche Stück zugerichtet, — und die Macht seiner Rede siegte. Die Gegner waren ihm nicht gewachsen. Unter Schmähungen auf ihn verließen die Zwickauer Wittenberg. Karlstadt wurde Pfarrer in Orlamünde, wo er aber allen Rechten auf seinen Doctorgrad entsagte und in bäurischer Kleidung unter Bauern wie unter seinesgleichen lebte.[1] Später bei einer Zusammenkunft im „Schwarzen Bären" zu Jena warf er Luther heftig vor, er habe ihm Hände und Füße gebunden, und ihn dann geschlagen, d. h. er habe ihm seine Bücher aus der Druckerei genommen, und ihm das Schreiben und Predigen verboten, dabei selber gegen ihn geschrieben, gedruckt und gepredigt, mit andern Worten, die neue Freiheit war schon despotisch geworden. — Karlstadt nannte Luther einen Lügner; wenn dies nicht wahr sei, solle ihn der Teufel sogleich zerreißen. Luther gab ihm einen Goldgulden zum Pfand dafür, dass er gegen ihn schreiben dürfe, was er wolle. Auf Befehl des Kurfürsten wurde jedoch Karlstadt aus Orlamünde verbannt.[2] Luther verläſst die Wartburg.

Das hob das Selbstgefühl Luthers; es zeigt sich schon in der Art, wie er gegen Heinrich VIII. von England auftrat,[3]) welcher Luthers Lehre von den Sacramenten in einer eigenen Schrift angegriffen und den Kaiser aufgefordert hatte, die neue Lehre mit Feuer und Schwert auszufegen, wenn Güte nichts helfe. Luther nannte in der Gegenschrift den König einen Narren, liederlichen Buben, wahnsinnigen Gelehrten, blinden Kopf, dem er die Lügen, die er wider Christo ausgespien, wieder in seinen Hals hinabstoßen und den Unrath, womit er die Krone Christi besudle, an seine Krone schmieren wolle. Heinrich VIII.

Aber mit der Vertreibung der Zwickauer aus Wittenberg war die politische Bewegung, die Luther angeregt hatte, nicht zu Ende. — Thomas Münzer setzte sie fort; in ihm vereinigen sich protestantischer Mysticismus und das Streben, die Welt staatlich umzugestalten. Münzer

Geboren zu Stolberg am Harz, sann Münzer schon in jungen Jahren auf eine Reinigung der Kirche und stiftete als Collaborator in Halle einen Bund gegen den Erzbischof in Magdeburg. Als Luther auftrat, schloss er sich diesem an und wurde 1520 als evangelischer Prediger nach Zwickau berufen. Als solcher predigte er bald nicht bloß gegen den Papst, sondern auch gegen Luther, mit dem er im Verwerfen des Ansehens der Kirche übereinstimmte, der ihm aber sonst auf halbem Wege stehen zu bleiben schien. Es sei nicht genug, dass man Ablass, Fegefeuer, Seelenmessen und andere Missbräuche verwerfe, man müsse eine ganz reine Kirche von ganz echten Kindern Gottes sammeln, die mit dem Geiste Gottes begabt und von ihm regiert würden. Luther sei ein Weichling, der dem zarten Fleisch Kissen unterlege, er mache sich aus den Werken zu wenig und erhebe den Glauben zu sehr; er und seine Prädicanten seien Schriftgelehrte, die nur den todten Buchstaben der Bibel predigten; der Glaube komme nicht aus dem Gehör, sondern aus dem gegen Luther.

[1]) Er ließ sich nur „Bruder Andres" oder „lieber Nachbar" anreden.
[2]) Janssen, l. c. II, S. 210—227.
[3]) Antwort auf König Heinrich VIII. von Engeland Buch.

Herzen, das rechte Wort sei innerlich. „Bibel,“ ruft er, „Babel, Bubel, es hilft nichts, wenn einer gleich hunderttausend Bibeln gefressen hätte; die Bibel ist ein zweischneidig Schwert zum Würgen, nicht zum Lebendigmachen.“ — Der Geist Christi werde durch den Glauben empfangen und gebe sich den Gläubigen, wie Marien bei der Empfängnis des Herrn, durch Furcht und Zittern zu erkennen. Wer die Schrift lesen und verstehen wolle ohne diesen göttlichen Geist, gehe gänzlich irre. Wer ihn empfangen habe, besitze den wahren Glauben, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch die Bibel nicht zu sehen bekommen habe. Heiden, Türken und Juden seien weit fähiger über diese Beiwohnung Gottes belehrt zu werden, als manche Christen, von denen die Lehrer der Wahrheit Schwarmgeister genannt werden. Um solcher Empfängnis des göttlichen Geistes gewürdigt zu werden, müsse man nicht bloß die großen Laster meiden, sondern auch den Leib kasteien und martern mit Fasten, schlechte Kleidung anlegen, den Bart nicht scheren, sauer sehen und sich fröhlicher Gedanken entschlagen und ernstes Stillschweigen beobachten. Es sei eine unbescheidene Rede, wenn man predige, der Glaube muss uns rechtfertigen und nicht die Werke, ein solcher Glaube sei keinen Pfifferling wert, es sei ein mächtiger, grober, tölpischer Irrthum, und viele hiengen ihm nur an, weil sie ein freches Leben treiben und das Evangelium ihren Schanddeckel sein lassen möchten. In derben Worten sagt er: „Diejenigen, welche bloß den Glauben lehren, sind Mastsäue.“ *Armgeistig* müsse man werden, dass man gar keinen Glauben in sich finde, als das durstige Begehren nach Glauben; dann öffne einem der Geist Gottes die Geheimnisse der Schrift und die Offenbarung komme hernieder in einer frohen Verwunderung, denn das rechte Wort Gottes sei innerlich und man werde durch dasselbe unmittelbar aus dem Munde Gottes unterrichtet. *Münzer* verwarf die *Kindertaufe*: Christus und die Apostel hätten keine Kinder getauft; er verwarf die Gegenwart Christi im Abendmahl, welches nur dazu da sei, dass man Christi dabei gedenke durch alle Trübsale, auf dass unsere Seele schmachte und hungrig werde nach der Speise des Lebens. Gott sei im Frommen, gerade wie Himmel und Erde voll von Gott seien, und der Vater den Sohn in uns ohne Unterlass gebäre. Die Beicht sei eine päpstliche Heuchelei. Das *Abendmahl* theilte Münzer in beiden Gestalten aus und verfälschte die Messe noch vor Luther. — Statt der Evangelien und Episteln las er alle biblischen Bücher und predigte darüber. Absonderliche Ansichten hatte er über die *Ehe*: wenn man im Geiste nicht ganz gewiss wisse, dass man einen heiligen Sohn oder eine heilige Tochter erzeuge, so breche man die Ehe. Münzer hatte in seiner Jugend die deutschen Mystiker viel gelesen,[1] zwar oft auch missverstanden, und die Kraft der Sprache sich aus ihnen angeeignet. Nach ihnen stellt er als Stufen geistigen Wachsthums *Entgröbung*, *Studierung*, *Verwunderung*, *Langweile* und *tiefe Gelassenheit* auf. Münzer ist vor allem *kühner Revolutionär*: ein großer Stoß stehe der ganzen Welt bevor, der arme gemeine Mann sei mit Bürden überladen; was er habe, müsse er dem Herrn geben, ihm bleibe nur die Arbeit und das Elend, Schimpf und Schaden, vor lauter Nahrungssorgen komme er nicht zum Glauben und nicht zu Gott. Die Fürsten seien die Grundsuppe der Dieberei und Räuberei, sie nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die Gewächse auf Erden; und dabei sagen sie: „Gott hat geboten, du

Schrift und Geist. — Glauben und Werke. — Keine Kindertaufe. — Abendmahl. — Ehe. — Brandreden.

[1] *Jarcke*, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Schaffhausen 1846. S. 334—362.

sollst nicht stehlen!“ und hängen den armen Mann, der sich aus Noth an etwas vergreift, und sind so selber schuld, dass ihnen der gemeine Mann Feind wird. Das kann so nicht fortgehen, die Großen müssen aus dem Sattel gehoben werden, die Gemeinde muss die Gewalt des Schwertes ergreifen, alles muss gleich und allen gemeinsam sein;[1] alles muss frei sein, was Gott gefreit hat, die Stolzen müssen von ihren Stühlen gestoßen und die Niedrigen erhöht werden. Alle Dinge sollen gemein sein und jedem nach Gelegenheit ausgetheilt werden. Und welcher Fürst, Graf und Herr das nicht thun würde, wenn ernstlich erinnert, denen soll man den Kopf abschlagen oder sie hängen. Communismus.

Münzer begann mit seinem Anhang Kirchen zu plündern, Bilder zu zerstören und Kapellen niederzureißen, zugleich eine eigene Presse anzulegen, aus der die aufregendsten Pamphlete hervorgiengen. Auf Luthers und des Herzogs Georg von Sachsen Betreibung wurde ihm die Presse weggenommen und er zur Verantwortung nach Weimar vorgefordert. Nun verließ Münzer Altstedt, wo er seit 1522 als neugläubiger Prediger seinen Aufenthalt genommen hatte, nachdem er früher vergebens versucht, auf einer Reise nach Prag unter den Hussiten eine Partei zu werben.[2] Er glaubte, in Böhmen werde die neue Kirche angehört und dieses Volk ein Spiegel der ganzen Welt werden, und behauptete, Gott habe ihn berufen und seine Sichel scharf gemacht, um die Ernte abzuschneiden. Aber die Böhmen wollten nicht an seine göttliche Sendung glauben und jagten ihn aus dem Lande. Jetzt schweifte er durch Franken und Schwaben und hatte Verkehr mit den Leitern des Bauernaufstandes. Kirchensturm.

In Nürnberg ließ Münzer 1524 eine Schmähschrift gegen Luther drucken: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort, wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit erklärter Weise durch den Diebstahl der heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz besudelt hat“, worin er sich namentlich in Schimpfworten gegen Luther erfinderisch zeigt; nennt er ihn doch den sanftlebenden Gutdünkler im gedichteten Glauben, den allergeizigsten und schmutzigsten Schriftgelehrten, den hoffärtigen Narren, hochgelehrten Buben, ausgeschämten Mönch, Wittenberg'schen Papst, Erzteufel und des Teufels sicherlichen Erzkanzler. Merkwürdig ist darin folgender Vorwurf: „Dass du zu Worms vor dem Reich gestanden bist, Dank habe der deutsche Adel, dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben. Denn er wähnte nicht anders, du würdest mit deinen Predigen böhmische Geschenke geben, Klöster und Stifte, welche du jetzt den Fürsten verheißest. So du zu Worms hättest gewankt, wärest du ehe erstochen vom Adel worden, denn losgegeben, weiß doch ein jeder.“ — „Du hast die Christenheit mit einem falschen Glauben verwirret und kannst sie, da die Noth hergehet, nicht berichten. Darum heuchelst du den Fürsten.“ Vorwürfe gegen Luther wegen Worms.

Nach der Rückkehr fand Münzer zuerst in Altstadt einen Platz und heiratete eine entlaufene Nonne, dann in Mühlhausen eine Anstellung als Pfarrer oder Seelwärter; hier wusste er bald die ganze Stadt in Bewegung Mühlhausen.

[1] Omnia simul communia.
[2] Janssen, l. c. II, S. 367 ff.

zu bringen. Der bisherige Rath ward abgesetzt, und ein christlicher ewiger Rath an seine Stelle gewählt, aus lauter Anhängern Münzers bestehend. Münzers Aussprüche galten für Offenbarungen Gottes, die Klostergeistlichen wurden vertrieben, ihre Güter eingezogen und mit der Durchführung der Communismus. Lehre, dass alle Güter gemein seien, der Anfang gemacht. Die Armen arbeiteten nicht mehr, und wenn sie Tuch oder Getreide nöthig hatten, forderten sie es vom Reichen aus christlichem Recht oder nahmen es mit Gewalt. Weil Mühlhausen freie Reichsstadt war, schritt niemand ein, und Münzer trieb ungestört sein Wesen ein ganzes Jahr fort.

Da kam die Nachricht vom Aufstande der Bauern in Schwaben. Alsbald war Münzer überzeugt, die Zeit der Erfüllung sei gekommen und das neue Gottesreich müsse jetzt von einem zweiten Gideon hergestellt werden.

Er ließ Büchsen und Kugeln gießen, hieß das Volk sich waffnen und erließ Sendschreiben, die zum Mord der Herren aufforderten. „Nun dran, dran, dran," heißt es in seinem Schreiben[1]) an die Bergleute in Mannsfeld, „es ist Zeit, die Bösewichter sind frei verzagt, wie die Hunde, wir dürfen nicht länger schlafen! Das ganze Deutsch-, Französisch- und Welschland ist erregt, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda sind in der Osterwochen vier Stiftskirchen verwüstet, die Bauern im Hegau und Schwarzwald sind auf mehr als 300.000 Mann stark und wird der Hause je länger, je größer. Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist! Lasst euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkebank auf dem Ambos Nimrods, werft den Thurm zu Boden! Es ist nicht möglich, weil sie leben, dass ihr der menschlichen Furcht sollt los werden, man kann euch von Gott nicht sagen, dieweil sie regieren. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt; Gott geht euch vor, folget! Fürchtet euch nicht, es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit; stellet euch fürwahr männlich, ihr Aufstand 1525. werdet sehen, die Hilfe des Herrn ist über euch. Datum Mühlhausen 1525. Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Sein Genosse Pfeiffer, ein entsprungener Prämonstratensermönch, zog mit einem Haufen Bauern durch die Umgebung und zerstörte Klöster[2]) und Edelhöfe, und kehrte mit reicher Beute nach Mühlhausen zurück. Im Traume hatte er eine Menge Mäuse gesehen, die vor ihm die Flucht ergriffen, und deutete dieses als göttliche Verheißung des Sieges. Mit reißender Schnelle verbreitete sich der Aufstand; aus dem Mansfeldischen, Stolbergischen, Schwarzburgischen, aus dem Eichsfeld, Voigtland und Meißnerland, aus Hessen und Braunschweig strömten die Bauern nach Mühlhausen.[3])

Da erhob Münzer sein Panier und brach auf im Anfange des Monates Mai. Frankenhausen. Bei Frankenhausen stieß er auf einen Bauernhaufen, der mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld unterhandelte. Als dieser die Bauern zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit ermahnte, schrieb ihm Münzer, er solle kommen, seiner Frevel geständig sein, und dann wolle man ihn für einen gemeinen Bruder haben. „Hast du in deiner lutherischen Grütz und martinischem Bauerndreck nicht mögen schmecken, was Ezechiel geweissagt, wie Gott alle Vögel

---

[1]) Strobel, l. c. II, S. 93—96.

[2]) Das Verzeichnis der Klöster bei Janssen, l. c. II, S. 524.

[3]) Seidemann, Beiträge.

des Himmels auffordert, dass sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hannsen? Meinst du, dass Gott nicht mehr an seinem Volke, denn an euch, Tyrannen, gelegen?" An den katholischen Grafen Ernst von Mansfeld schrieb er: „Sieh an, du elender, dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volkes gemacht, welches Gott mit seinem theueren Blut erworben hat? Der ewige, lebendige Gott hat geheißen, dich vom Stuhl mit Gewalt, die uns gegeben, zu stoßen, denn du bist ein schändlicher Staupbesen der Freunde Gottes. Wir werden unverzüglich thun, was uns Gott geboten hat, thu dein Bestes! Ich fahre daher. Thomas Münzer: mit dem Schwert Gideonis."[1])

Münzer hatte ungefähr 8000 Mann um sich, als das Heer des Landgrafen Philipp von Hessen, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Herzogs Georg von Sachsen und einiger kleineren Fürsten anrückte, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Es waren nur 6000 Mann, aber meist Reisige und Adel. Münzer ließ seine Bauern auf einem Berg bei Frankenhausen lagern und ihre Stellung mit einer Wagenburg umgeben — aber er war kein Zizka, es fehlte an Geschütz, an Kugeln, an rechter Bewaffnung. Die Fürsten verlangten die Auslieferung des falschen Propheten und versprachen in diesem Falle den Bauern Gnade, und die ob dem Ernst der Dinge verzagten Bauern hatten nicht übel Lust, dem Verlangen der Fürsten zu willfahren. Münzer aber wusste durch seine Rede ihr Herz mit Siegeszuversicht zu erfüllen: „Lasset euch nicht erschrecken das schwache Fleisch, und greift die Feinde kühnlich an; ihr dürfet das Geschütz nicht fürchten, denn ihr sollt sehen, dass ich alle Büchsensteine, die sie gegen uns schicken, im Ärmel auffangen will. Ihr sehet, dass Gott auf unserer Seite ist, denn er gibt uns jetzt ein Zeichen. Sehet den Regenbogen, der eben am Himmel steht, er bedeutet, dass Gott uns, die wir den Regenbogen im Panier führen, helfen will, und dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe." Um jede weitere Verhandlung unmöglich zu machen, ließ Münzer den Abgesandten der Fürsten, einen jungen Ritter, niederstechen, und seine Bauern das Lied „Komm, heiliger Geist!" anstimmen und in ihrer Stellung verharren, statt über das kleine Heer der Fürsten herzufallen. Da die ersten Schüsse der Feinde wenig trafen, glaubten die Bauern wirklich, Münzer fange die Kugeln in seinem Ärmel auf. Als jedoch die Reiterei in die Wagenburg einstürmte und die Vordersten niederstach, löste sich alles in wilde Flucht auf. Der Mord des Gesandten und der Widerstand eines kleinen Häufleins erbitterte die Sieger derart, dass sie in der Verfolgung alle niederhieben, die sie trafen. So wurden gegen 5000 Bauern erschlagen.[2])

Niederlage der Bauern.

Auch den Muth eines Märtyrers für seine Sache besaß Thomas Münzer nicht; er floh nach Frankenhausen und verkroch sich in ein Bett, wurde aber ergriffen, vor die Fürsten geführt und auf die Folter gelegt. Als bei seinem Wehgeschrei Herzog Georg ihm zurief: „Nicht wahr, Thomas, das thut weh? Aber den armen Leuten, die du in das Unglück gestürzt hast, hat es noch weher gethan", antwortete Münzer: „Sie haben es nicht anders haben wollen." Er bekannte, er habe die Christenheit gleichmachen, und die Fürsten, die dem Bunde nicht beitraten, todtschlagen wollen. Schließlich bereitete er sich mit großer Reue und Andacht nach katholischer Weise auf den Tod vor und widerrief seine

Ende Münzers.

---

1) Strobel, l. c. II, S. 98—102.

2) Kraus, Beiträge zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges. Wiesbaden 1873.

Irrthümer. Als ihm bei der Richtstätte, auf der er enthauptet wurde, Herzog Georg zuredete: „Lass dir leid sein, dass du deinen Orden verlassen, die Kappen ausgezogen und ein Weib genommen hast“, rief ihm der Landgraf Philipp von Hessen zu: „Münzer, lass dir das nicht leid sein, sondern, dass du die Leute aufrührerisch gemacht hast.“ Münzer aber ermahnte die Fürsten, mild und gerecht gegen das arme Volk zu sein, um solchen Unheils künftighin überhoben zu sein, und sich in den Büchern Samuels und der Könige öfter zu spiegeln.[1]) —

Pfeiffer. Pfeiffer, der mit hundert seiner Anhänger in Eisenach ergriffen worden war, bezeigte sich vor der Hinrichtung trotzig und starb, ohne von Beicht und Abendmahl etwas wissen zu wollen. In Langensalza starben vierzig Aufwiegler auf dem Blutgerüste, andere in Mühlhausen. So ward in Strömen von Blut die erste socialistisch-mystische Bewegung erstickt. —

Der große Bauernkrieg.

Angeblicher Ursprung. Dürften wir der Sage glauben, so wäre die harte Behandlung der Bauern im Schlosse Stühlingen schuld am ganzen Bauernaufstande gewesen. Die Gräfin von Lupfen nämlich habe ihren Unterthanen aus Übermuth, als diese mit der Einbringung der Ernte vollauf zu thun hatten, befohlen, ihre Arbeit stehen zu lassen und Schneckenhäuschen zu sammeln, damit ihr Gesinde Garn darauf winden könne; entrüstet über solchen Übermuth, hätten die Lupfischen Bauern erklärt, sie könnten diese Frohndienste länger nicht erleiden, sie wollten keinen andern Herrn mehr, als den Kaiser, und hätten sich um eine dreifarbige Fahne gesammelt, Hans Müller von Bulgenbach, welcher in den Feldzügen gegen Frankreich das Kriegshandwerk erlernt hatte und mit großer Schlauheit eine seltene Rednergabe verband, zum Anführer gewählt. Der wusste die Bauern zu behandeln: er warf einen rothen Mantel um seine schöne Gestalt, ließ die Fahne auf einem Zierwagen (Carroccio), der mit Laubwerk und Bändern geschmückt war, mitführen nach Waldshut, wo sie, mit Jubel empfangen, mit den übrigen Bauern eine evangelische Brüderschaft schlossen, und nun gieng der Aufstand wie ein Lauffeuer vom Schwarzwald durch Deutschland.

Dass der Aufstand im südlichen Schwarzwald zuerst ausbrach, wo das Beispiel der Schweiz immer verlockend vor Augen stand, ist gewiss, nicht aber, dass die Erhebung im Schwarzwald der Grund war der Erhebung der

Grund. Bauernschaft in ganz Deutschland. Der Grund lag in der harten Lage des Bauern, der so manches verloren hatte, was einst den altgermanischen Gemeinfreien das Leben angenehm machte. Seine Lasten wurden mit jedem Jahr vermehrt, Fröhnden, Wildschaden, Aussaugung durch Processe, Plackereien hochmüthiger Herren machten ihm das Leben unerträglich. Nun kam die Reformation und der Ruf christlicher Freiheit. Luthers Lehre vom alleinseligmachenden Glauben verstand er nicht, das Wort Freiheit nahm er in

[1]) Schreiber, Der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeitige Urkunden sammt Einleitungen. 3 Theile. Freiburg 1862—1866. — Villinger Chronik bei Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, II.

anderem Sinne, es galt ihm als bürgerliche Freiheit und Gleichheit.[1]) Der Versuch der hohen Aristokratie, die deutsche Reichsverfassung umzugestalten, war gescheitert; der Plan, das Reich derart umzuwandeln, dass die hohe Aristokratie vernichtet, dass dagegen der niedere Adel die große Rolle spiele, hatte mit Franz von Sickingen sein Ende gefunden. Jetzt fand der Versuch statt, auf Grund der Bauernschaft das Reich neu zu gestalten derart, dass es keinen Herrn mehr gebe, außer dem Kaiser, dass alle frei und gleich, dass kein Haus mehr anders sei, als wie ein Bauernhaus. Die Mittel, die diesem Versuche zu Gebote standen, waren gewaltig, und wenn er nach riesigen Anstrengungen, nachdem Ströme von Blut vergossen und Hunderttausende geopfert waren, erfolglos endete, so war damit nicht nur das Schicksal des gemeinen Volkes, sondern das Schicksal des Reiches entschieden. Der gemeine Mann ward dann fortan wieder gedrückt und mundtodt, das Reich aber gieng in Trümmer und die Fürsten zerrissen den Kaisermantel. Ziel der Bauern.

Vorspiele des großen Bauernkrieges gab es gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die allmähliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse war ebenso schuld daran, als der Sieg der armen Schweizerbauern über den stolzen und prachtliebenden Herzog Karl von Burgund. Die Fürsten machten größeren Aufwand, die Stände mussten mehr Steuern bewilligen, welche zuletzt doch nur den Bauern abgepresst wurden. Unzufriedenheit nahm überhand und theilte sich schnell mit, denn bei den damaligen Gemeindeversammlungen, Volksgerichten, Markgenossenschaften hatten die Bauern doch noch ein öffentliches Leben. Nun durchdrang die Lande die Nachricht, wie die Fahnen des stolzen Herzogs flohen vor den Schweizern. Gerade im Jahre 1476, da die Eidgenossenschaft siegte über Burgund, trat der Pfeiferhänsle von Helmstatt am Wallfahrtsort Niklashausen an der Tauber in Franken mit seinen Mahnungen an die Bauern auf.[2]) Er war ein Hirtenjunge und hatte sich bisher mit seiner Handpauke und Sackpfeife den Unterhalt verdient. Nun richtete er vor allem Volke vor der Wallfahrtskirche einen Scheiterhaufen, warf Pauke und Pfeife darauf, verbrannte sie zum Zeichen, dass er jetzt sich vom weltlichen Berufe abwende und dem heiligen folge: denn als er die Schafe hütete, sei ihm die Muttergottes in ihrer Glorie erschienen und habe ihn zu ihrem Propheten erkoren: Gott wolle die sündige Welt mit seinem Zorn heimsuchen, aber Maria wende es ab, wenn die Menschen sich bessern. Alle sollen sich fortan als Brüder betrachten, das Volk keine Zehnten, Zinsen, Gilten, Zölle mehr an Adel oder Geistlichkeit bezahlen. Jagd, Fischerei, Wasser und Wald und Weide sollten einem jeglichen freistehen. Es solle keine Fürsten, Kaiser, keine geistlichen und weltlichen Obrigkeiten mehr geben, jeder des anderen Bruder sein, dann komme das Reich Gottes. Diese Reden ergriffen das Volk. Eine Unzahl von Wallfahrern strömten von allen Seiten zu, oft 20.000 bis 30.000 Menschen an einem Tage. Sie nannten sich Bruder und Schwester und theilten miteinander ihren Zehrpfennig. Häuselin galt als Heiliger, man riss sich um Stücke von seinem Gewand. Als Vorspiele. Der Pfeiferhänsle.

[1]) Jarcke, l. c. S. 230—245. — Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, III, S. 135—141.

[2]) Zimmermann, Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. Stuttgart 1854.

die Begeisterung aufs höchste gestiegen war, forderte Hänselin die Bauern auf, das nächstemal bewaffnet zu kommen, er wolle ihnen dann sagen, was sie zu thun hätten. Aber dazu kam es nicht mehr. Der Landesherr, der Bischof von Würzburg, ließ Hänselin ergreifen und auf Marienburg bringen; 6000 Bauern, welche den „heiligen Jüngling" befreien wollten, wurden zurückgeschlagen, Hänselin aber als Ketzer verbrannt. Ob Spiritualen hinter ihm steckten!

Ende des Hänselin.

Bald zuckten ähnliche Pläne an anderen Orten auf — in der Grafschaft Kempten 1491, im Elsass 1493. Am Ungersberg bei Schlettstadt kamen die Bauern insgeheim zusammen, um einen allgemeinen Bundschuh zu errichten. Bundschuh hieß damals der übliche Bauernschuh, der über die Knöchel reichte und aufwärts mit langen Riemen übers Kreuz gebunden wurde. Da der Adel Stiefel trug, so wurde der Bundschuh für den gemeinen Mann Bundes- und Feldzeichen. Die Bauern wollten Schlettstadt überwältigen, um einen festen Halt zu haben, und dann sich an die Eidgenossenschaft anschließen. Unter ihren Plänen war Aufhebung der Zölle, Verminderung der Steuern, Vertreibung der Juden; die Verschwörung hatte 1500 Mitwisser. Das Geheimnis wurde bald verrathen, die Leiter des Ganzen am Kopf genommen und bestraft.

Bundschuh im Elsass,

im Bruhrain.

1502 regte sich der Bundschuh auf dem rechten Rheinufer, im Bruhrain, dem Gebiete des Bischofs von Speier. Im Dorfe Untergrombach waren einige entschlossene Männer, wahrscheinlich ehemalige Landsknechte, das Haupt Jos (= Jodocus) Fritz hat sicher mehrere Feldzüge mitgemacht. Der Plan war, die unerträglichen Lasten abzuschütteln, keinen andern Herrn mehr anzuerkennen, als Kaiser und Papst. Über 7000 Männer und 400 Weiber waren in das Geheimnis gezogen: Bruchsal wollte man überfallen, als festen Punkt für die Bewegung benützen, von da wollte man unaufhaltsam weiter ziehen, der gemeine Mann werde sich allenthalben anschließen. Zur Erkennung diente die Frage: „Loset, was ist jetzt für ein Wesen?"; die Antwort lautete beim Eingeweihten: „Wir können nicht vor Pfaffen und Adel genesen." — Aber auch hier wurde das Geheimnis nicht gewahrt und die Bewegung unterdrückt. Mehrere Leiter wurden hingerichtet, Jos Fritz gelang es durchzukommen. Er hielt sich am Bodensee, auf dem Schwarzwald, im Verborgenen auf. 1512 erschien er wieder im Dorfe Lehen bei Freiburg im Breisgau als Bannwart.[1]) Seine Pläne hatte er nicht aufgegeben und mit seiner gewandten Rede und seinem kriegerischen Wesen machte er allenthalben Eindruck; nur Papst und Kaiser seien die von Gott gesetzte Obrigkeit; Holz, Feld, Wasser, Vögel, Fische, Gewild und alles dergleichen sei Armen und Reichen gemein; man solle nur dem leben, was göttlich, ziemlich und billig sei, und die großen Wucherer abthun, auch den Herren und Oberen nicht mehr als im Jahre einen Frohntag leisten. Das kam den Bauern so süß vor, „dass sie sich von der Stunde an selig und reich wähnten". Als Boten zur Verbreitung von Nachrichten und als Späher wurden Bettler und Pilger verwendet, die Zahl der Eingeweihten wurde sehr groß, selbst niedere Geistliche sprachen sich insgeheim dafür aus: durch den Bundschuh würde die Gerechtigkeit befördert, Gott selber verlange ihn, auch habe man in der Schrift gefunden, dass er Fortgang haben müsse. — Man wollte Freiburg einnehmen und von da unaufhaltsam weiter rücken. Jeder solle um Gotteswillen alles opfern

Jos Fritz.

Ziele.

Plan auf Freiburg.

[1]) Schreiber, Der „Bundschuh" zu Lehen im Breisgau und der „arme Konrad" zu Bühl. Freiburg 1824.

und thun, man solle einander schützen, in der Christenheit einen allgemeinen Frieden herstellen, diejenigen aber, welche durchaus Krieg haben wollten, mit Handgeld gegen die Türken schicken. Wolle der Kaiser den Bund nicht anerkennen, so werde man sich den Eidgenossen anschließen. Die überflüßigen Güter der Klöster und Stifte sollten für eine Bundescasse verwendet werden. Losungswort war: „Gott grüß dich, Gesell, was hast du für ein Wesen?" die Antwort: „Der arme Mann in der Welt mag nimmer genesen!" — Die Vorkehrungen waren gut getroffen. Am 9. October 1513 sollte es bei der Kirchweihe zu Biengen losgehen. Die Unbesonnenheit einiger Theilnehmer machte aber auch diesen Plan scheitern. Jos Fritz war gerade abwesend, als einige verhaftet wurden, Muthlosigkeit kam über viele. Die Behörden verfuhren mit äußerster Strenge. Unter denen, die entkamen, war auch diesmal Jos Fritz.

1514 brachen ähnliche Bewegungen in Wirtemberg aus infolge der Verschwendung des Herzogs Ulrich und des Steuerdruckes. Der Verein hatte den Namen „Der arme Konrad". Der Vogt wies jedem neu aufgenommenen Bruder unter Feierlichkeiten ein Stück Feld am Hungerberg, eines in der Fehlhalde und eines am Bettelrain. Als der Herzog, um die Verbrauchssteuer zu erhöhen, Gewicht und Maß verringern ließ, zog ein witziger Kopf, der Geißpeter, am Ostertag 1514 unter Pfeifen- und Trommelschall an die Rems und schleuderte das Gewicht, gleichsam um ein Gottesurtheil hervorzurufen, mit den Worten ins Wasser: „Haben wir Bauern recht, so sink' zu Boden, hat der Herzog recht, so schwimm' empor." Als die Gewichtssteine untersanken, so jubelte das Volk: „Wir haben gewonnen!" — Auch dieser Aufstand, der sich bis an den Rhein verbreitete, wurde im Blute der Theilnehmer erstickt. Doch nützt das Hinrichten wenig, wenn es gilt, Ideen zu unterdrücken. Sobald Luther das Losungswort „Freiheit" gab, loderte die Bewegung durch ganz Deutschland empor. „Der arme Konrad" in Wirtemberg.

Dass der Augenblick entscheide, war vielen klar. Aufreizende Blätter flogen durch Deutschland, Prediger wiegelten das Volk auf, auch Jos Fritz, den man längst für todt hielt, wurde auf dem Schwarzwald wieder gesehen, jetzt nicht mehr der schöne, der jugendkräftige Mann, sondern alt, mit grauem Bart, aber noch immer warm für die Pläne seiner jüngeren Jahre: er könne und möge nicht sterben, bis der Bundschuh seinen Fürgang gehabt habe. Und wie im Schwarzwald, so regte es sich in Wirtemberg, in Südbayern, der verhasste Abt von Kempten wurde vertrieben, sein Stift verbrannt; bis nach Österreich, nach Franken, Thüringen, durch das Elsass nach Lothringen züngelte das Feuer. Die Herrschaften waren überrascht, im ersten Augenblicke machtlos; der Schlotter war in sie gefahren, selbst der schwäbische Bund unterhandelte mit den Bauern um ihre Forderungen. Allgemeiner Aufstand.

Diese antworteten in zwölf Artikeln,[1]) sie heißen: 1. Jede Gemeinde soll fortan das Recht haben, ihren Pfarrer zu wählen, welcher nur das reine Evangelium verkünden darf und abgesetzt wird, wenn er sich unwürdig beträgt. 2. Nur der Kornzehnte wird noch von der Gemeinde erhoben und damit der Pfarrer Die zwölf Artikel.

---

[1]) Stern, Über die zwölf Artikel der Bauern und einige andere Actenstücke aus der Bewegung von 1525. — Die sechzehn Artikel — bei Mone, Quellensammlung, II, S. 94.

besoldet, der Überschuss für die Armen verwendet; der kleine Zehnte hört auf. Der Zehnte, welchen Laien rechtmäßig an sich gebracht haben, wird abgelöst. 3. Die Leibeigenschaft hört gänzlich auf. 4. Jagd und Fischfang sind frei. 5. Die Wälder, die den Gemeinden widerrechtlich abgedrungen sind, fallen an sie zurück; solche die abgekauft sind, werden eingelöst; jeder kann sich unentgeltlich nach seinem Bedarf mit Brenn- und Bauholz versehen. 6. Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden. 7. In Betreff der Lehengüter muss sich die Herrschaft an den freien und festen Vertrag halten und darf keine Willkür üben. 8. Wo der Zins der Lehengüter so groß ist, dass der Bauer den ganzen Ertrag seiner Arbeit an den Herrn abgeben muss und umsonst arbeitet, muss er nach der Entscheidung ehrbarer Leute ermäßigt werden. 9. Das Recht soll nach festen, alten Bräuchen gehandhabt, nicht durch Doctoren des römischen Rechtes vertheuert werden. 10. Wer Gemeingüter mit Unrecht an sich gerissen, muss sie zurückgeben, verkaufte müssen eingelöst werden. 11. Die Abgabe bei Sterbefällen (Besthaupt) hört auf, damit Witwen und Waisen nicht um das Ihrige kommen. 12. Diese Artikel soll man annehmen, oder als ungeziemend aus der Bibel widerlegen.

Dies sind die sogenannten zwölf Artikel, deren Verfasser ohne Zweifel Doctor Fuchs von Fuchsstein ist, früher Kanzler beim Pfalzgrafen am Rhein, später Reichsregent und dann flüchtig, weil man nach der Einnahme der Festung Landstuhl Briefe fand, welche seine Verbindung mit Sickingen bewiesen; jetzt war er in Diensten Ulrichs von Wirtemberg und suchte diesen durch den Bauernaufstand und hinwieder den Bauernaufstand durch Ulrich groß zu machen.[1] Wären seine Pläne gelungen, so wäre Herzog Ulrich Deutschlands Bauernkaiser geworden. Neben ihm war noch ein anderer staatsmännischer Kopf für die Sache der Bauern thätig, Wendelin Hippler, früher Kanzler beim Grafen von Hohenlohe, ein Mann, der mit sicherem Blicke die gährenden Kräfte zu leiten, zu mäßigen und zu sicherem Ziele zu führen suchte.[2]

Fuchs.

Hippler.

Die sechzehn Artikel der Schwarzwälder.

Hans Müller von Bulgenbach stellte sechzehn Artikel auf, in denen eine gänzliche Abwesenheit religiöser Beweggründe sich kundgab: 1. Die Bauern sollen ihren Herrschaften weder hagen, noch jagen dürfen und Jagd und Fischfang frei sein; 2. brauchen die Bauern ihren Hunden keine Bengel anzuhängen; 3. darf der Bauer Büchse und Armbrust tragen; 4. darf er von Jägern und Forstmeistern nicht mehr gestraft werden; 5. ist er nicht mehr verbunden, seinem Herrn Dung zu führen; 6. nicht mehr verbunden, seinem Herrn zu mähen, zu heuen, zu schneiden, Garben oder Holz einzuführen; 7. ist er wegen Märkten und Handwerken zu nichts mehr verbunden; 8. darf man ihn nicht mehr einsperren oder blocken, wenn er das Recht verbürgen kann; 9. ist er weder Steuer noch Satzung, noch Umgeld schuldig, es wäre denn mit Recht erkannt; 10. braucht er weder Baukorn zu geben, noch für seinen Herrn zu Acker zu führen; 11. darf niemand wegen Ungehorsam gestraft werden, wenn er ohne vorhergegangene Erlaubnis weibet oder mannet; 12. wenn einer sich erhängt, oder sonst entleibt, darf der Herr sein Gut nicht wegnehmen; 13. der Herr darf keinen beerben, der noch Verwandte hat; 14. ist niemand mehr schuldig, Abzug oder Vogtrecht zu bezahlen; 15. wer Wein in seinem Hause hat, darf denselben ungestraft ausschenken; 16. darf keiner Strafe zahlen, welcher zwar um einen Frevel vom

[1] Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—1526. Freib. 1851. S. 172 bis 176.

[2] Bühler, Wendel Hippler als Hohenlohischer Kanzler und seine Bedeutung im Bauernkrieg in Franken. Heilbronn 1875.

Vogt belangt wurde, aber mit genügender Zeugenschaft diesen überwiesen hat. Diese Artikel zeigen, wie hart der Druck war, der auf dem Bauer lastete. „Die Bauern waren halsstark", heißt es, „und wollten baß daran".

Die Bauern unter Hans Müller schworen sich untereinander, brüderlich Lieb und Leid zu tragen, und nahmen zunächst Waldshut in Besitz, wo der wiedertäuferische Leutpriester Hubmaier[1]) die Bevölkerung für sie erhitzt hatte. Von da zogen sie gegen das große und reiche Benedictiner-Kloster St. Blasien, das sie gründlich ausplünderten und wo sie auf die gotteslästerlichste Weise hausten. Die Hegauer Bauern schlossen sich ihnen an. Von da gieng der Zug über Löffingen, Donaueschingen, Engen. Der Abt von St. Georgen rettete sein Kloster nur durch ein großes Geschenk. Mit 12.000 Mann stand Müller 1525 vor Freiburg; unter den Bürgern waren viele, welche die Sache der Bauern für eine heilige hielten, die Fortgang haben würde. Nur durch eine Verehrung von 3000 Gulden kaufte die Stadt die Plünderung ab. Und wie im Schwarzwalde, so erhob sich mit einem Schlage die Bauernschaft in Deutschland — von der Markgrafschaft Burgau nordwärts nach Franken, Thüringen bis Preußen hinein, von Wirtemberg aus bis Hessen, Mainz, Westfalen, vom Breisgau aus nach Lothringen und Trier, von Tirol aus nach Salzburg und Österreich und. Steiermark.

Die Forderungen der Bauern in der Steiermark[2]) sind dieselben wie die der Bauern in Franken und am Rhein und in den bekannten zwölf Artikeln enthalten. Ein Bild, wie es zwischen Aufständischen und Landsknechten überall zugieng, zeigt uns der Bericht des alten Dietrichstein.[3]) Die Anregung zum Aufstand gieng vom Salzburgischen aus, wo die Bauern mit dem Erzbischofe in Fehde waren; am eifrigsten für die Revolution waren die Bergknappen in Schladming und Aussee, welche Wohlhabenheit, Vorrechte und Corpsgeist übermüthig gemacht hatte. Auf die Nachricht vom Aufstande der Bauern im Ennsthale sammelte der alte Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein, obschon gichtkrank, mit vieler Mühe und zum Theil auf eigene Kosten einige Mannschaft, zog damit nach Bruck, von da nach Leoben. Man erinnert sich an ähnliche Scenen bei der Revolution in Deutschland 1848 und 1849, wenn man liest, wie in Leoben ein Theil der Landsknechte, die ihm von Wien dahin vorausgeschickt waren, erklärte, dass sie nicht gegen die Bündischen ziehen; die Böhmen hingegen, die mitzogen, rissen beim ersten Zusammenstoß aus. Als Dietrichstein gegen Rottenmann zog und zwischen Wald und Gaishorn die Feinde ihr Geschütz abbrennen ließen, wandten sich auch die Deutschen zur unaufhaltsamen Flucht — Dietrichstein wird verwundet und kann kaum das Geschütz retten. In Ehrnau trifft er endlich ein, nachdem er vierundzwanzig Stunden zu Pferd gesessen; der

Steiermark.

Dietrichstein.

---

[1]) Schreiber, Balthasar Hubmaier — im Taschenbuch für Geschichte Süddeutschlands 1839 und 1840.

[2]) Bensen, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken. Erlangen 1840. — Baumann, Acten zur Geschichte des deutschen Bauernkriegs aus Oberschwaben. Freiburg 1877.

[3]) Abgedruckt im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen". Wien 1856. Bd. 17.

Fuß ist so geschwollen, dass man ihm das Beinkleid vom Leibe schneiden muss. Neue Söldner, die er da trifft, muss er durch Geldgeschenke zum Mitgehen überreden. Er zieht bald wieder voran, bringt Rottenmann und Irdning zum Gehorsam und setzt sich auf Bitten der Schladminger, die von Salzburgern bedroht waren, in Schladming fest. Hier wird er aber von den Bündischen unter Michael Gruber, Montag den 3. Juli 1525, überfallen, seine Truppen haben offenbar ihre Pflicht nicht gethan und die Schladminger Verrath geübt. Die Feinde sind in der Stadt, der alte Held lässt sich aufs Pferd helfen, sprengt zum Thore hinaus, fordert seine Knechte zum muthigen Widerstand auf; sie schießen und stechen auch, aber auf ihn und gehen mit den aufgehobenen Speeren zu den Feinden über. Verwundet sucht der alte Freund Maximilians den Tod: „Es ist doch alles verloren, gleich so gut redlich gestorben!" — wird aber überwältigt von seinen eigenen Knechten, die ihm ritterlich Gefängnis zusagen. Nach übereinstimmenden älteren Nachrichten sind bei 3000 Erzherzogliche in diesem Kampfe geblieben und zweiunddreißig Adelige auf dem Platze in Schladming enthauptet worden. Dietrichstein sagt in seinem Berichte nichts davon, wohl aber wie nach Landsknechtsart Gemeinde umgeschlagen und er in den Ring geführt und angeklagt und der Antrag gestellt worden ist, ihn zu spießen: „Dieser gegenwärtige Dietrichstein, das schielend Hurenkind, hat im vorigen Bauernbund uns Brüder am meisten verfolgt, vertrieben, spießen und mit Rossen auseinander zerreißen lassen." Dietrichstein vertheidigt sich und appelliert an die Ehre seiner Landsknechte, die ihm ritterlich Gefängnis versprochen. „Also schrien die Landsknechte, sie wollten mir ihre Zusage halten und darob ihr Leben lassen, dass also die Gemein und Knappen mit ihnen zu Widerwillen kommen, die Spieß gegeneinander niederließen und etliche zusammenstachen. Und doch wiederum gestillt." Am dritten Tag ließen sie die gefangenen Böhmen und Ungarn auf dem Platze enthaupten und verlangten wieder sein Blut, und die Landsknechte schützten ihn wieder. Endlich kam der Vertheidiger Wiens, Niklas Graf von Salm, mit neuen Truppen, nahm Schladming und zerstörte es; die ehemalige Bergstadt ist von da an ein Marktflecken; ebenso ward 1526 eine neue Bewegung im Ennsthal von Philipp Stumpf mit Steiermärkern niedergeschlagen.

Treiben in Schladming. — *Dietrichstein.* — *Niklas Graf Salm.*

Wie hier, so wogte der Aufstand durch alle deutschen Gauen und schien mit jeder Stunde zu wachsen. Nicht bloß Bauern waren dafür, sondern vielfach auch niedere Geistliche, dann die Bevölkerung der Städte, nicht die Patricier, wohl aber die Handwerker, die Hintersassen. In mehreren Städten erhob sich die Gemeinde wider den Rath, drang ihm Zugeständnisse ab, oder machte die Verfassung ganz demokratisch. Einige Reichsstädte, wie Heilbronn, Nördlingen, Donauwörth, Erfurt, schlossen sich der Bewegung unbedingt an. Ja die Fürsten befürchteten, alle Städte möchten den Bauern beitreten und die Pläne des Städtebundes von 1388 wieder aufgenommen werden. Stehende Heere, wie heutzutage, gab es nicht. Wo man die Landsknechte gegen die Bauern verwenden wollte, zeigten sie sich unzuverlässig wie in der Steiermark: sie waren ja Söhne von Bauern und kannten von Jugend auf ihre Noth und Klagen, oder sie meuterten gar gegen ihre Führer, wie in der Steiermark gegen Dietrichstein.

Die Städter. — *Die Landsknechte.*

Daher die Angst, die Hilflosigkeit der Fürsten im ersten Augenblicke. Viele vertrugen sich mit den Bauern und nahmen die zwölf Artikel an; andere gedachten, im Trüben zu fischen und sich an den geistlichen Fürstenthümern zu erholen. Der Markgraf Kasimir von Ansbach war lüstern nach den Fürstenthümern Würzburg, Bamberg, Eichstädt; der Herzog Wilhelm von Bayern warf sein Auge auf Salzburg, der Herzog Ulrich von Wirtemberg wollte Bauernkaiser werden. Nur die Erinnerung an die blutige Niederdrückung des „armen Konrad" war neben seinem Mangel an Feldherrntalent und der Thatkraft und Geschicklichkeit des schwäbischen Bundesfeldherrn Georg von Waldburg schuld, dass Ulrich 1525 scheiterte und sein Land wieder verlassen musste.

Je mehr die Fürsten muth- und kopflos waren, umso stolzer, ja umso übermüthiger waren die Bauern. Langgenährter Groll machte sich in wilder Art Luft, die verhassten Schlösser giengen in Rauch auf, die Klöster wurden geplündert, in den Kirchen wurde oft Unfug getrieben; es fehlt nicht an Zügen arger Grausamkeit. Als die Odenwälder Bauern Weinsberg belagerten, hatte der Graf Helfenstein, welcher Schloss und Stadt mit vielen Rittern vertheidigte, während eines Waffenstillstandes einen Haufen Bauern überfallen und niedermachen lassen. Die Bauern schworen nun, keinen Adeligen und keinen Geistlichen am Leben zu lassen und, als sie am 17. April Stadt und Schloss erstürmt hatten, da wurde der Graf mit den Rittern unter dem Lärm von Trommeln und Pfeifen, trotz des Kniefalls seiner Frau, einer Tochter Maximilians, durch die Spieße gejagt. Melchior Nunnenmacher nahm ihm den Federhut vom Kopf und setzte ihn selber auf: „Das hast du lange genug getragen, jetzt bin ich Graf", und blies lustig die Zinke zum Todesgang seines ehemaligen Herrn: „Ich habe dir einst so zur Tafel gepfiffen und spiel dir nun billig zum rechten Tanz auf." Noch an der Leiche machte sich die Erbitterung Luft. Der eine beschmierte mit dem Fett die Stiefel, ein Wirt von Irding zog die Kleider und das Barett des Grafen an und tanzte vor der Gräfin. Diese selber wurde mit ihrem zweijährigen Söhnlein, wie zum Hohn, auf einem Mistkarren nach Heilbronn gebracht. „In einem goldenen Wagen bist du hieher gekommen, in einem Mistwagen fährst du von dannen." Sie entgegnete: „Ich habe viele Sünden: Christus ist makellos gekreuzigt worden — der tröste mich." Auch die andern Adeligen wurden durch die Spieße gejagt.

Grausamkeiten.

Aber es gab auch höhere Gedanken, welche über den gährenden Elementen schwebten. Eine kaiserliche Partei wollte alle Fürsten niederschlagen und nur den einen Kaiser anerkennen. Eine merkwürdige Nachricht findet sich in Hormayrs „Goldener Chronik": „Für Deutschlands Freiheit war dieser Bauernkrieg ein drohender Wendepunkt. Seinem jungen Herrn Karl V. rieth der geniale Kanzler Mercurius Herborio de Guatinara,[1]) sich selbst mit dem Doppeladler an die Spitze des großen Bauernkriegs zu stellen, den höchsten und niedersten Reichsadel wie mit der Sense gleich zu machen,

Die Kaiserpartei.

[1]) 1530 zu Innsbruck als Cardinal verstorben.

Guatinaras Rath. die deutschen Kurfüsten und Fürsten, Landgrafen und Herzoge zu bloßen Edelleuten seines Hofes zu mediatisieren und in Ximenes' Art und Weise Deutschland zu hispanisieren. Hatte doch Franz I. von Frankreich sich soeben feierlich verbunden, gegen Abtretung der Lombardei, Genuas und Astis, Burgund hinzugeben und Karln Deutschland als souveränes Erbreich zu garantieren. Aber Guatinaras grandiose Idee von Deutschlands Einheit widersprach in gleichem Masse Karls Neigung, Temperament und Umgebung. Er ließ die großen Ideen fallen, die Wendel Hippler, einst hohenlohescher Kanzler, im Namen der armen Bauernschaft zu Heilbronn verkündete." — Auch Ferdinand ward als Kaiser genannt, zumal er mild gegen die Bauern verfuhr und er der Herr vieler Länder war. Andere wünschten den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Beschützer Luthers, an der Spitze, allein er starb schon am 5. Mai 1525. Er und Erzherzog Ferdinand waren zum Zeichen des Vertrauens von den Bauern früher als Schiedsrichter gewählt worden. Neben der kaiserlichen gab es eine republikanische Richtung: aller Standesunterschied sollte aufgehoben, alle Schlösser sollten abgethan und die Adeligen Bürger werden. Es sollte kein anderes Haus in Zukunft mehr geben, als Bauernhäuser!

Pläne Hipplers. Merkwürdig sind die Pläne Wendelin Hipplers, der klar die Lage der Dinge durchschaute: die Bauern sollten durch Verbindung mit dem Adel Reiterei gewinnen; ihre Schwäche sei Mangel an Reiterei; sie sollten die Landsknechte in ihren Sold nehmen und dadurch ihren Scharen einen festen Kern geben; sie selber sollten länger als vier Wochen beim Heere bleiben und sich einüben, während bisher der Zu- und Abzug unregelmäßig war, wie das Schwärmen der Bienen. Auf seinen Rath wählten die Odenwälder Bauern den Götz von Berlichingen, den Ritter mit der eisernen Hand, einen Franz von Sickingen im kleinen, zum Anführer. Götz hatte wenig Lust, er wurde gezwungen; er hatte nie recht ein Herz für die Sache und wurde auch von den Bauern bald mit Misstrauen betrachtet, als er mit Wendel Hippler zu Gunsten des Adels wirken wollte, und wie ein Gefangener behandelt. Es war das Unglück der Bauern, dass Wendel Hipplers Anschläge nicht durchdrangen, weiter dass die Bauern in Nord- und Süddeutschland sich nicht einigen konnten. Die Bewegung blieb regellos, ein gemeinsamer Plan wurde nicht verfolgt, und indes erholten sich die Fürsten vom ersten Schrecken, sammelten ihre Kräfte und griffen jetzt die Bauern an.

(Margin: Götz von Berlichingen.)

Der Truchsess von Waldburg. Die schwersten Schläge theilte der schwäbische Bundesfeldherr Georg Truchsess von Waldburg aus, der darum auch der Bauernjörgl genannt wurde. Schon früher hatte er am 4. April bei Leipheim, am 14. April bei Wurzach glückliche Treffen gegen die Übermacht geliefert und in Rücksicht auf seine geringen Mittel den Bauern zu Weingarten einen günstigen Waffenstillstand zugestanden. Der Truchsess war ebenso umsichtig, als thatkräftig. Ein energischer

Wille leitete seine Kämpfe; das war bei den Bauern nicht der Fall! Noch immer hätten sie ihre Gegner erdrücken können, wenn nicht jeder der vielen Scharenführer eigenwillig gewesen wäre. Zwar wurde auf Wendel Hiplers Betreiben ein Bundestag nach Heilbronn ausgeschrieben, zwar kamen auch einzelne Bauernhaufen den andern zu Hilfe, wie die Schwarzwälder den Wirtembergern, allein im ganzen fehlte das einheitliche, planvolle Vorgehen. Die Odenwälder Bauern und die aus dem Neckarthale und Franken setzten sich in den Kopf, den Frauenberg bei Würzburg, in welchen der Adel und Clerus der Umgegend mit ihren Kostbarkeiten sich geflüchtet hatten, zu bezwingen, und vergeudeten die kostbarste Frist, und gaben so dem Markgrafen Kasimir Zeit, sich zu rüsten. Es war dies umso unnützer, als die Besatzung sammt dem Domcapitel sich bereit erklärt hatte, die zwölf Artikel anzunehmen. Niederlagen der Bauern.

Die Vorschläge, welche indes Wendel Hippler in Heilbronn machte, zeigen, wie scharf dieser politische Denker die Gefährlichkeit der Lage erkannte. Sie sind im ganzen gemäßigt: Fürsten und Adel sollten in ihrer Stellung bleiben, nur auf einige ihrer Rechte verzichten, welche für die Bauern am drückendsten waren. Die zwölf Artikel, welche in Heilbronn von Hippler aufgestellt wurden, sollten nur Vorschläge für eine Reichsreform sein, die Fürsten und Herren bei einem Reichstag darüber mitberathen. Diese Artikel verlangten Reform der Geistlichkeit, der Fürsten und des Adels, der Städte und Gemeinden. Die Armen sollten mit den Reichen und Vornehmen gleich berechtigt sein und eine neue Ordnung der Gerichte eintreten: ein Kammergericht an der Spitze des ganzen Reiches, aus sechzehn Mitgliedern bestehend, zwei von den Fürsten, zwei von den Grafen, zwei von der Ritterschaft, drei von den Reichsstädten, drei von den Fürstenstädten, vier von allen Gemeinden. Unter dem Kammergerichte sollten vier Hofgerichte stehen, jedes wieder aus sechzehn Personen in ähnlicher Weise besetzt, und unter jedem Hofgericht vier Landesgerichte, wieder aus sechzehn Personen, vier von Fürsten, vier von Edelleuten, vier von allen Städten und vier von allen Gemeinden; und unter jedem Landesgerichte wieder vier Freigerichte in ähnlicher Weise, wie das vorige, zusammengesetzt; damit wäre den Fürsten die Gerichtsbarkeit entzogen gewesen und mit dem sechsten und siebenten Artikel die Zölle, Geleite, das Münzrecht, das Recht auf die Bergwerke. Die Fürsten hätten also ihre meisten Regalien verloren, zumal der neunte Artikel alle Steuern, außer der an den Kaiser, aufgehoben wissen wollte. Die Fürsten wären also auf ihre Güter, die durch geistliche Güter hätten vermehrt werden sollen, beschränkt gewesen. Der zehnte und eilfte verlangen gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht für das ganze Reich. Der zwölfte ist gegen die großen Handelsgesellschaften: kein Einzelner und keine Gesellschaft solle mehr als 10.000 Gulden als Betriebsgeld verwenden, wer mehr habe, solle es zur Unterstützung anderer ausleihen — um vier Procent. Der Kaiser allein soll Schirm und Frieden im Reich erhalten, alle besonderen Bündnisse sollen abgethan sein, ihm müssen alle gehorchen. Die Fürsten wären demnach zu seinen Statthaltern herabgesunken, die deutsche Nation wäre geeinigt und mächtig geblieben. Bundestag zu Heilbronn. Reichsreform. Nur Kaisersteuer.

Allein diese Vorschläge kamen zu spät, sie wurden von den Ereignissen überholt. Zuerst wandte sich der Truchsess gegen das Bauernheer in Wirtemberg und sprengte es am 12. Mai 1525 bei Böblingen auseinander, 8000 Bauern fielen; tapfer hatten sich namentlich die Schwarzwälder geschlagen. Der Pfeifer Melchior Nunnenmacher, welcher bei der Ermordung der Edel-

Niederlage der Bauern. leute zu Weinsberg aufgespielt, wurde mit einer langen Kette an einen Baum gebunden, daſs er um denselben herumgehen konnte, dann ein Kranz von Holz um ihn herumgelegt und angezündet und der Unglückliche langsam verbrannt. — Im gleichen Monat Mai siegte der Herzog Anton von Lothringen bei Lupfenstein und dann bei Zabern (17. Mai). Damit hörte der Aufstand im Elsaſs auf. — In Thüringen wurde, wie oben [1]) bemerkt, Münzers Heer am 15. Mai zersprengt. Am 21. Mai nahm der Truchseſs Weinsberg, wo Jäcklein Rohrbacher geradeso hingerichtet wurde, wie der Pfeifer Nunnenmacher. — Bei Fürfelden vereinigte sich am 28. Mai das Heer des Kurfürsten mit dem bündischen und brach dann gegen die fränkischen Bauern, die Odenwälder, auf. Schon hatte Entmuthigung die Reihen der Bauern gelichtet und kleinere Städte bewogen, sich mit den Fürsten zu vertragen.

Götz. Götz von Berlichingen machte sich am 21. Mai aus dem Staube, sein Haufen lief auseinander.[2]) Obschon er den Bauern wenig genützt und „nur ge-

[1]) Vergl. oben S. 681—686.

[2]) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ist ein Bild, wie der deutsche Adel jener Zeit gesunken ist. Die Berlichingen sind eine uralte Familie (ein Berelihinga kommt schon 800 vor), deren Söhne für Kaiser und Reich oft gestritten haben. Ihr Stammsitz war das Schloſs Jaxthausen. Auf ihrem Gebiet baute ein Wolfram von Bebenburg, der aus dem Kreuzzug unter Konrad III. glücklich heimkehrte, das Cistercienser-Kloster Schönthal, wofür die Mönche die Verstorbenen aus der Famile Berlichingen mit einem Viergespann abholen und im Kreuzgang des Klosters beisetzen muſsten. So hat auch Götz dort sein Grabmal. Geboren 1480, war Gottfried nach seiner Selbstbiographie ein „wunderbarlicher junger Knab“, d. h. ein rechter Wildfang, der keine Lust zur Schule, sondern vielmehr zu Waffen und Reiterei trug. Ein Oheim nahm sich seiner an, Konrad von Berlichingen, der mit Schwert und Rede sich unter Friedrich III. und Maximilian I. hervorthat und auf dem Reichstag zu Lindau 1496 starb. Mit ihm war der junge Götz auf dem Reichstag zu Worms, mit ihm ritt er von einer Verhandlung zur andern, landauf, landab. Für Diplomatie hatte aber Götz keinen Sinn, wohl aber für Krieg. Mit einem anderen Vetter war Götz 1498 auf dem Reichstag zu Freiburg, dann im Krieg gegen Elsaſs, Lothringen und Welschbrabant, und im Schweizerkrieg bei Überlingen und Constanz. Dort sah er Maximilian: „Der hät ein kleins alts Röcklin an und ein groß Stutzkaplen und einen großen Hut darüber.“ Für das Reich sog Götz dort keine Begeisterung ein, er sah überall „Fahrläſsigkeit, Verachtung und Liederlichkeit“, dagegen wurde er ein abgehärteter Krieger und fand seine Freude an Scharmützeln, Abenteuern, Gefahren und Handstreichen. Wir begreifen seinen Schmerz, als ihm vor Landshut ein Schuſs das Schwert aus der Hand schlug und den rechten Arm zerschmetterte; er betete auf dem Schmerzenslager zu Gott um den Tod, da er doch zum Kriegsmann verdorben wäre, und fand das Leben erst wieder erträglich, als ihm ein Schmied in Heilbronn eine eiserne Hand mit einigen Federn machte, daſs er das Schwert wieder führen konnte. Nun schloſs er sich Franz von Sickingen und andern Haudegen an und führte ein Ritter- und Kriegerleben und kam in der rechtslosen Zeit aus einer Fehde in die andere. Mit wahrem Hochgenuſs erzählt er diese Händel, und die Schläge, die er bekommen und die er ausgetheilt. Fechten, Plündern, dabei etwas Sengen war seine Liebhaberei. So hat er seinen Kölner Handel, in welchem er der Stadt Köln Fehde erklärte, weil sie einen Schneider und Schützen Sindelfinger nicht bezahlt hat, und worin er Kölner Bürger abfängt; so hat er einen Bamberger Handel, in welchem er gegen den Bischof wegelagert, so eine Nürnberger Fehde, so eine Mainz-Waldeckische Fehde. Er erntet in Hohlwegen und auf Landstraßen, was er nicht gesäet hat; er schmiert hin und wieder einen über den Kopf — kommt aber nicht immer ohne ein blaues Auge davon. 1512 erklärt der Kaiser wegen Bruch des Landfriedens und Geleites, wegen Räuberei die Reichsacht gegen ihn und er muſs Genugthuung geben. Sickingen und Ulrich von Wirtemberg sind seine guten Freunde und für letzteren kämpft er gegen den schwäbischen Bund, wird gefangen und muſs zwei Jahre sitzen. Doch hat er auch oft Glück in fünfzehn Fehden und Feindschaften, und meint, Gott habe es ihm gegeben, den er bei seinen Streichen und Prügeleien immer zuerst um Hilfe angerufen. Er hat dabei einen Namen gewonnen. Als Kaiser Max

zwungen ihre Führung übernommen" hatte, wurde er doch zwei Jahre eingesperrt und dann nur unter der Bedingung freigelassen, dass er zeitlebens kein Pferd mehr besteige, keine Nacht außer seiner Burg zubringen und seine Markung nicht überschreiten wolle. Erst Karl V. löste diesen Bann und verwendete Götz in Ungarn und gegen Frankreich. Der vielgeprüfte, aber immer kampflustige Ritter starb 1562.

Indes rückte der Truchsess vor und besetzte Neckarsulm; 60 Bauern wurden hingerichtet, acht Dörfer angezündet. Bei Königshofen hatten sich die Bauern hinter einer Wagenburg verschanzt. Der Truchsess sprengte sie auseinander, 4000 Bauern wurden erschlagen. Bei Schloss Ingolstadt vertheidigten sich 600 Mann vom sogenannten schwarzen Haufen Florian Geyers mit dem höchsten Heldenmuth bis tief in die Nacht. Am 7. Juni ergab sich Würzburg; 211 Aufständische aus Stadt und Land wurden hingerichtet. Der Markgraf Kasimir überfiel die Bauern bei Ostheim und machte 4000 nieder. In Kissingen wurden 59 Bürgern die Augen ausgestochen, weil sie früher gerufen hatten, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen. Bei Pfeddersheim wurde am 24. Juni ein Bauernheer auseinandergesprengt. 5000 wurden erschlagen. 800 nachträglich niedergestochen. Mainz, welches durch den Aufstand wieder seine Reichsfreiheit hatte erlangen wollen, musste auf dieselbe abermals verzichten. In Franken war jetzt die Ruhe vollkommen wieder hergestellt. Wendel Hippler starb im Gefängnis in Neustadt an der Haardt.

Von Franken brach der Truchsess nach Oberschwaben auf. Die Oberallgäuer hatten in Massen den Lech überschritten, die bayerische Reiterei zurückgeworfen. Der Erzherzog Ferdinand hatte sie dann beschwichtigt, indem er ihnen Aufhebung der Leibeigenschaft zusicherte, soferne er als Statthalter des Kaisers es vermöge; dagegen sollten die Bauern zum Gehorsam zurückkehren. Aber der schwäbische Bund wollte von dieser Vermittlung des Erzherzogs nichts wissen, man fürchtete Absichten auf den Allgäu, auf Füßen und Salzburg, und so kam es bei Kempten zwischen dem Heere des Bundes und der Bauern zu einem neuen Kampfe. Jürg Frundsberg, der die angesehensten Führer

Erzherzog Ferdinand.

---

von seinen und des Selbiz' Angriffen auf die Nürnberger hörte, rief er: „Heiliger Gott, was ist das! der eine hat eine Hand, so hat der andere ein Bein; wann sie erst zwo Händ' und zwo Bein' hätten, wie wollet ihr dann thun?" — Dass ein Ritter dieser Gesinnung beim Ausbruch der Reformation sogleich in das Lager des „reinen, freien Evangeliums" ritt, ist begreiflich. Er lag noch in Haft, sonst wäre er ohne Zweifel in den Fall Sickingens verwickelt worden. Beim Ausbruch des Bauernkrieges lag er — wie so viele vom Adel — auf der Lauer, wohin sich der Sieg neige, und hat sich nicht immer „wie ein Biedermann bewährt", wie Zöpfl in seiner Rede 1850 an der Universität Heidelberg darthun wollte. Er suchte, sich gezwungen hinzustellen, als er die Hauptmannsstelle bei den Odenwälder Bauern annahm. Bei der Plünderung des Klosters Amorbach wusste er sich den Löwentheil des Raubes anzueignen, und stieß dem klagenden Abt mit seiner eisernen Faust auf die Brust: „Lieber Abt, Ihr habt lange Zeit aus silbernen Bechern getrunken, trinket auch wohl eine Zeit aus Krausen." Als es mit der Sache der Bauern abwärts gieng, suchte Götz in der Nacht das Weite und ergab sich dem Hauptmann des schwäbischen Bundes und bot seine Vermittlung an. Die Bauern wollten aber keine Schonung und starben für ihre Sache. Götz kam dennoch 1527 in Haft, musste Urfehde 1529 schwören und Schadenersatz leisten, versprechen, sein Lebenlang im Bezirk seines Schlosses Hornberg zu bleiben, und dergleichen. Seine Familie — Götz hinterließ zwei Söhne und drei Töchter — war nicht stolz auf seine Thaten, seine Selbstbiographie gab erst Pistorius heraus und so kam sie zur Kenntnis Goethes. Die Geschichte der Berlichingen mit Urkunden gab 1861 in Leipzig F. W. Götz Graf von Berlichingen-Rossach heraus. Vergl. A. Baumgartner in den Stimmen aus Maria-Laach, 1879, Heft 1—3, 5—6.

der Bauern aus den italienischen Kriegen her, als Kameraden und Untergebene kannte, bewog sie, die Sache der Bauern zu verlassen,[1]) das Heer trennte sich. Ein Theil derer, die standhaft blieben, wurde zusammengehauen oder gezwungen, die Anführer auszuliefern. Mitte Juli war der Aufstand im Allgäu zu Ende, dann wurden die Unruhen im Salzburgischen beschwichtiget, den Bauern milde Bedingungen gestellt. In ähnlicher Weise ergieng es in der Steiermark, in Kärnten, in Tirol. Im Breisgau verglichen sich die Bauern meist mit ihren Herren. Das Verfahren war kurz, die Rädelsführer wurden hingerichtet.

Folgen der Niederlage.

So war das Ende dieser an Mitteln gewaltigen Bewegung; über 100.000 Bauern waren im ganzen gefallen. Nur an wenigen Orten erlangte der arme Mann eine Erleichterung, meist kam er in eine drückendere Lage. Die Herren nahmen fürchterliche Rache für die Angst, die sie erduldet hatten. Der Bauernstand war gebrochen. Er verlor das Recht, Waffen zu tragen, die Volksversammlungen, Volksgerichte hörten auf, die Lasten wuchsen und mit dem Bauernstande sank die Hoffnung einer Umgestaltung des Reiches. Fester als je saßen die Herren in ihren Sätteln.

Luther und die Bauern.

Das Verhalten Luthers den aufständischen Bauern gegenüber steht tief unter der Würde eines christlichen Geistlichen und Reformators. Freilich musste er fürchten, wenn er sich unbedingt für die Bauern aussprach, dass ihn dann die Fürsten fallen ließen, und dass er bei den Bauern seine Beliebtheit verlor, wenn er zu Gunsten der Fürsten redete. Er suchte daher anfangs zwischen beiden Theile die Mitte zu halten, und schrieb im Mai 1525 in seiner „Ermahnung auf die zwölf Artikel der Bauern in Schwaben“:[2]) „Erst mögen wir niemand auf Erden danken solchen Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr, noch heutigen Tags verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, dass es recht ist, und es auch nicht widerlegen könnet; dann im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn dass ihr schindet und schatzt, eueren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der gemeine arme Mann nicht kann, noch länger mag ertragen. Das Schwert ist euch auf dem Halse und dennoch meinet ihr, ihr sitzt so fest im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen. Ihr ringet danach und wollt auf den Kopf geschlagen werden; ihr müsst anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr es nicht auf freundliche willige Weise, so müsset ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Weise; thun es diese Bauern nicht, so müssen es andere thun. Und ob ihr sie alle schlägt, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken. Denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. — Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie vielmehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen oder Irrigen.“ Er findet unter den zwölf Artikeln einige so gerecht und billig, dass sie den Fürsten vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen, obschon er in einem Schreiben an Heinrich von Einsiedel erklärt, der

---

[1]) Barthold, George von Frundsberg, S. 217.
[2]) Jarcke, Studien und Skizzen zur Reformation, S. 312—334.

gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sonst werde er zu muthwillig. Den Bauern aber stellt er die Theorie von einem passiven Gehorsam auf, die

Pflicht passiven Gehorsams.

nicht deutsch ist. Man soll sich nicht sträuben wider Unrecht: „Nicht zum Schwert greifen, nicht sich wehren, nicht sich rächen, sondern dahingeben Leib und Blut, dass es raube, wer da raubet; wir haben doch genug an unserem Herrn, der uns nicht lassen wird, wie er verheißen hat. Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist der Christen Recht, das und kein anderes.“ Luther vertheidigt sogar die Leibeigenschaft und findet den Artikel, der dagegen lautet, stracks gegen das Evangelium und räuberisch. Als nun die Sache der Bauern erlag und durch ganz Deutschland die Anklage erscholl, dass Luther durch seine Lehre den Brand angestiftet habe, so erließ er die Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“, und stellte sich hier vollständig auf die Seite der Fürsten und ihrer Schergen: „Über einen öffentlichen Aufrührischen ist ein jeglicher Mensch beides Oberrichter und Scharfrichter. Gleich als wenn ein Feuer angehet, wer am ersten kann löschen, der ist der beste; denn Aufruhr ist nicht ein schlechter Mord, sondern wie ein groß Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet; also bringt Aufruhr mit sich ein Land voll Mords, Blutvergießen und macht Witwen und Waisen, und zerstört alles, wie das allergrößeste Unglück. Darum soll zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, dass nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann, denn ein aufrührischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muss; schlägst du nicht, so schlägt er dich, und ein ganz Land mit dir.“ Die Obrigkeit solle dreinschlagen,

Aufforderung zum Mord der Bauern.

solange sie eine Ader regen könnte, denn es sei jetzt eine Zeit des Schwertes, des Zornes und nicht der Gnade, und welcher Bauer erschlagen wird, der sei mit Leib und Seel verloren und ewig des Teufels. Ein rechter Märtyrer aber sei vor Gott, der auf Seite der Obrigkeit erschlagen werde. „Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, dass ein Fürst mit Blutvergießen den Himmel verdienen kann, bas, denn andere mit Beten ...“ — „Darum, liebe Herren, löset sie, rettet sie, helfet sie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge sie, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seliglichern Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls [1]) und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle und Teufelsbanden.“ [2]) Wenn diese Bauern Irrende und Trunkene sind, denen man ausweichen muss, wie einem Fuder Heu, haben sie dann nicht Anspruch auf Belehrung, Gnade und Erbarmen? und darf ein Diener der Religion der Liebe zu ihrer platten Vernichtung auffordern? Luther hat durch sein Auftreten nicht wenig dazu beigetragen, dem blinden Wüthen der Fürsten gegen die Besiegten die religiöse Rechtfertigung zu geben und durch seine Theorie vom unbedingten Gehorsam das gesunde Freiheitsgefühl im gemeinen Mann zu ersticken. —

---

[1]) Alle bezüglichen Stellen bei Jarcke, l. c. S. 312—334.

[2]) Luthers Sämmtliche Werke, XVI, S. 58.

Die Wiedertäufer in Münster.

Es war ein entsetzlicher Schlag, welcher im Mai und Juni 1525 die Reformpartei in Deutschland traf. Aber Bewegungen von solcher Tiefe und Tragweite erliegen nicht auf einen Schlag. Ein Jahrzehnt später regt sich noch einmal der Widerstand gegen die bestehende Staatsordnung und das Priesterthum und zwar auf Seite der äußersten Linken, der Anhänger der mystisch-radicalen Richtung, der Wiedertäufer.

Das Ende Münzers machte dem Treiben der Wiedertäufer keineswegs ein Ende, ihr Grundsatz war zu klar, ihr Parteizeichen, die Wiedertaufe, zu sehr in die Augen fallend. Dazu kam der menschliche Stolz: sie wollten die wahren Propheten sein, die Geistler, denen das Verständnis der Schrift erst wahrhaft aufgegangen — leider hielten sie ihre Einfälle für christliche Wahrheit und, indem sie am höchsten zu stehen wähnten, sanken sie unter die Herrschaft der dunklen Mächte im Seelenleben. Ihre Geschichte ist für die sogenannte Nachtseite im Seelenleben nicht unwichtig.[1]) Unter ihnen selber gab es wieder Verschiedenheiten: es gab abgeschiedene Brüder, denen jede heitere Regung zuwider war; staunige Brüder, die vor steten Verzückungen am ganzen Leibe zitterten; freie Brüder, die da behaupteten, der Wiedergeborene könne gar nicht mehr sündigen, und welche im Hochmuth, Christi Geist walte in ihrem Inneren, der Last des Fleisches gar sehr unterlagen. Die apostolischen Täufer verließen Weib und Kinder, Haus und Hof, und zogen durch die Welt, predigten von den Dächern. Von allen zusammen sagt ein alter Berichterstatter, dass sie keine gnadenreichen und freundlichen Gesichte von Gott hätten, sondern nur Gesichte von Angst, Noth, Donner, Blitz, Plage, Schwert, Greuel, Tod und Hölle. Eine wilde revolutionäre Kraft lag in der Secte. Allgemeine Gütergemeinschaft und Abstellung aller Obrigkeit war das Endziel ihrer Reden. Darum wurden sie von Lutheranern, wie von Katholiken verfolgt. Der Reichstagsabschied von Speier 1529 befahl, sie vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer und Schwert zu bringen, wenn sie sich nicht bekehren ließen. Sie ertrugen jedoch meist standhaft den Tod, Junge wie Alte, behauptend, der Tod könne sie nicht schrecken, da Christus in ihnen lebe. In den Niederlanden, wo Reichsgebote wenig mehr galten, fand diese Lehre den weitesten Kreis der Bekenner und in der nahen Stadt Münster haben sie den Versuch gemacht, ihre politischen Anschauungen zu verwirklichen.[2])

Arten der Wiedertäufer.

Münster.

Es war vieles faul in dieser altkatholischen Stadt: ein Bischof, der in seinem Glauben schwankte, vierzig Domherren, die ihre Stelle erhalten hatten,

[1]) Jarcke, Studien und Skizzen, S. 384—523.

[2]) Über die Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer vergl. Cornelius, De fontibus, quibus in historia seditionis Monasteriensis Anabaptisticae narranda viri docti hucusque usi sunt. Monast. 1850; und Hase, Neue Propheten. Leipzig 1851. S. 352—367.

weil sie von altem Adel waren, die Bürgerschaft im Streit mit ihrem Oberhirten um städtische Rechte, die Bevölkerung, angeweht von neuen Ideen, gegen den altväterlichen Glauben. Da trat 1531 ein junger Prediger auf, Bernhard Rothmann, gegen die Lehre vom Fegefeuer, Bilderdienst. Der Fürstbischof verbot ihm die Kanzel; Rothmann achtete dessen nicht und fuhr fort gegen den Götzendienst zu predigen und das Volk zerschlug die Heiligenbilder. Der Rath setzte evangelische Prediger ein und der Bischof legte seine Stelle nieder. Ein neuer Bischof wurde gewählt, Graf Franz von Waldeck. Er schritt gegen die Verbreitung protestantischer Lehren ein und verfuhr feindselig gegen die Stadt. Die Bürgerschaft aber überfiel ihn auf seinem Lustschlosse Telgte und er muſste am 14. Februar 1533 die freie Ausübung des evangelischen Bekenntnisses gestatten, das in sechs Pfarrkirchen gepredigt werden durfte; sonst blieb er Herr der Stadt. Rothmann wurde Superintendent, der alte Gemeinderath trat ab, der neue bestand meist aus Freunden der Reformation. Rothmann.

Auch Wiedertäufer schlichen sich jetzt ein. Obschon der tonangebende Rothmann anfangs gegen sie eiferte, so wurde er doch nach und nach für ihre Anschauungen gewonnen, verwarf die Gegenwart Christi im Abendmahl, nannte die Kindertaufe einen Greuel vor Gott, wurde dabei, während er früher für einen heiteren Lebemann galt und ungescheut mit einer zwar schönen, aber übelberüchtigten Frau sich vermählt hatte, auf einmal streng in seiner Lebensweise. Der protestantische Stadtrath wollte gegen die Verbreitung der Wiedertäufer einschreiten, allein das Taufgebot wurde in Masse vollzogen und aus Holland wanderten zur Verstärkung eine Menge Wiedertäufer ein — darunter namentlich zwei von Bedeutung, Jan Matthiesen und Jan Bockelsohn. Matthiesen war der Schüler des Schwärmers Melchior Hoffmann, eines Kürschners aus Schwaben, welcher durch das Studium des Buches Daniel und der Offenbarung Johannis zur Überzeugung gekommen war, im Jahre 1533 werde die Welt untergehen und das neue geistliche Jerusalem beginnen, 1533 aber in Straßburg gefangen gesetzt, bis zu seinem Tode, sechs Jahre, in Haft blieb, enttäuscht und bekehrt wurde. Matthiesen, eigentlich ein Bäcker aus Harlem, blieb aber beim Glauben, hielt sich für den Henoch, dessen Ankunft der des Menschensohnes vorausgehe, sandte zuerst sechs Apostel nach der neuen Gottesstadt Münster und kam dann selber. Durch ihn und Rothmann, dessen Predigt man einem Zaubertrank verglich, wurde die Partei der Wiedertäufer so stark, daſs der protestantische Rath sich für bedroht hielt und den Wiedertäufern die Stadt verbot. Was halfs? Sie zogen zu einem Thore hinaus und kamen zum anderen herein, weil Gott ihnen geboten habe, zu bleiben. Am 7. Februar 1534 zog Matthiesen durch die Straßen mit dem Rufe: „Thut Buße und laſst euch taufen, denn die Ankunft des Herrn ist nahe.“ — Am andern Tage standen die Wiedertäufer schon in Waffen, wobei ein Tuchhändler, Knipperdollink, sich durch tollen Muth hervorthat. Allein die Nachricht von der Ankunft des Bischofs und katholischer Bauern bewog die Protestanten zur Verschonung der Wiedertäufer, die sie damals noch aus der Stadt zu vertreiben vermocht hätten. Es ward Friede geschlossen unter der Bedingung: Jeder kann glauben, was und soviel er will, nur soll er sich der Gewalt enthalten und der Obrigkeit gehorchen.[1]

Wiedertäufer.

Jan Matthiesen.

Mit so wilden Elementen konnte kein Friede dauernd sein. In der Überzeugung davon verließen viele wohlhabende Bürger Münster, wogegen viele Wieder-

[1]) Jarcke, l. c. S. 449—465.

Das neue Jerusalem. täufer, namentlich aus Holland, mit Weib und Kind in das neue Jerusalem einwanderten, Pfarrer mit Pfarrkindern, Männer, die ihre Frauen, Frauen, die ihre Männer verlassen hatten, und so erlangten die Wiedertäufer das Übergewicht, besetzten den Rath, Knipperdollink ward Bürgermeister. Kirchen und Klöster, Kunstwerke — Münster war reich an solchen — wurden zerstört. Matthiesen rief durch die Stadt: „Ihr Ungläubigen, bekehrt euch, das Schwert Gottes schwebt über euren Häuptern“, und sofort mussten alle, die sich nicht wieder taufen ließen, die Stadt verlassen.[1])

Belagerung Münsters. Aber schon begann auch am 28. Februar 1534 die Belagerung von Münster durch den Bischof. Die Wiedertäufer setzten ebenso kühnen, als umsichtigen Widerstand entgegen. Jeder Gegner im Innern wurde niedergeschlagen. Ein Schmied, der über das Narrenregiment der Fremden murrte, wurde von Matthiesen vor der versammelten Gemeinde niedergemacht. Mit der Noth stieg der Fanatismus. Gütergemeinschaft trat ein. Jeder musste sein Silber, *Communismus.* seinen Schmuck abgeben. Renten und Zinsen durften nicht mehr bezahlt werden. Nach Art der sieben Diacone in der Apostelgeschichte wurden sieben Älteste gewählt, für die Armen zu sorgen. Bald wurde das Volk gemeinsam gespeist, das ganze Volk war eine kriegerische Familie.

Matthiesen verkündete am Ostertag, der Vater habe ihm geboten, mit wenig Leuten die Feinde hinweg zu schlagen, und er glaubte offenbar an das, was er sagte, denn er gieng keck mit wenig Leuten und einem langen Spieße durch das Thor auf die Feinde los — wurde aber sogleich in Stücke gehauen. Schrecken kam über die Wiedertäufer, die von den Wällen dem Ende ihres Propheten zusahen. Da beruhigte Jan Bockelsohn das Volk: Matthiesen sei gefallen wie ein Held und wie ein Märtyrer zur Unsterblichkeit eingegangen. Ein Gesicht, welches er Knipperdollink mitgetheilt, habe es ihm schon vor acht Tagen geoffenbaret, und dass er Matthiesens Witwe, die schöne Divara, zur Frau nehmen solle. Das Volk glaubte es und Jan war fortan erster Prophet. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt, schön, nicht ohne Bildung, beredt und gewandt. Der Sohn des Schultheißen Bockel zu Grevenhagen und zu Leyden *Johann von Leyden* erzogen, daher sein Name Johann von Leyden, seines Handwerks ein Schneider und nach vierjährigen Reisen durch England, Flandern und Portugal, Schenkwirt zu den „drei Häringen“, anfangs ein lustiger Geselle, geübt im Meistergesang und Schauspiel, war Johann von Matthiesen bekehrt und getauft worden.[2])

Zwölf Älteste Jan traf sogleich tief einschneidende Änderungen. Der Rath musste abdanken, an seine Stelle traten zwölf Älteste, um alle weltliche und geistliche Macht zu üben. Knipperdollink ward Schwertträger mit dem Recht, jeden, auf frischer That ertappten todeswürdigen Verbrecher sogleich hinzurichten. Die neue Kirche sollte nur aus Wiedergeborenen bestehen, darum wurde auf die meisten Vergehen Todesstrafe gesetzt. Neben der Gütergemeinschaft trat jetzt auch Vielweiberei ein, denn der Mann solle nicht gebunden sein an

---

[1]) Jarcke, l. c. S. 465–484.
[2]) Ibid. S. 486 ff.

ein Weib, auch die Patriarchen hätten mehrere Frauen gehabt. Der Prophet gieng mit dem guten Beispiel voran, neben Divara nahm er nach und nach fünfzehn Weiber zu sich. Ein Schmied Mollenhöck, der mit 200 Bürgern diesem Unwesen entgegentreten wollte, aber nicht rasch und klug genug handelte, wurde mit seinem Anhange hingerichtet, wobei Knipperdollink sich ‚mehrere Tage' hindurch im Köpfen übte. Jetzt war die Herrschaft des Propheten gesichert. Ein Goldschmied Dusentschuer versicherte der Gemeinde: Gott habe ihm geoffenbart, dass Johann von Leyden König werden sollte über den ganzen Erdkreis und den Stuhl Davids einnehmen, und Jan versicherte, auch ihm habe Gott das längst geoffenbart, er habe es aber aus Bescheidenheit verschwiegen. Die Gemeinde stimmte zu und Johann von Leyden, welcher bisher die rechte Hand des Propheten Matthiesen gewesen und von diesem als Bruder bezeichnet war, der noch zu großen Dingen berufen sei, wurde nun als Johann der Gerechte, König von Zion, in Münster 24. Mai 1534 ausgerufen. Sein voller Titel lautet: „Johann von Gottes Gnaden aus Kraft des königlichen Reiches in dem neuen Tempel Gottes ein Diener der Gerechtigkeit." Das Königthum sollte jedoch nur dauern bis zur Ankunft Christi, welchem Johann Rechenschaft abzulegen versprach. Dusentschuer nahm den zwölf Ältesten das Schwert der Gewalt und gab es dem Könige, eben dieser salbte ihn.[1]

Vielweiberei.

Dusendschuer.

Der König von Zion.

Johann verstand sich vortrefflich darauf, sein neues Königthum mit dem nöthigen Pomp zu umgeben. Bei feierlichen Aufzügen trug er auf dem Haupte eine Krone, wie die Krone Karls des Großen, in der Rechten ein Scepter, in der Linken die Weltkugel. Ein Edelknabe trug ein bloßes Schwert, ein anderer die Bibel. Seine Räthe schritten in Purpurtalaren mit goldenen Ketten vor ihm her und vor diesen zwei Feldherren mit wehenden Federbüschen und vor diesen wieder Zinken- und Flötenbläser. Hinter dem König kam sein Statthalter und sein Scharfrichter, hinter ihnen die Hofbeamten, 28 Leibwächter schützten den König. Auf dem Marktplatz war ein prachtvoller Thron errichtet, von dem aus der König seine Urtheile sprach — sie waren kurz und wurden rasch vollzogen. Wer dem König nahte, musste zur Erde niederfallen, mindestens sein Knie beugen. Auch neue Münzen wurden geprägt mit der Umschrift „Das Wort ward Fleisch". — Johann von Leyden versuchte den finsteren Ernst, der in Münster herrschte, zu mildern; nicht bloß am Hofe ward häufig abends, ob Ermangelung einer Kapelle, beim Orgelspiel getanzt, sondern auch auf dem Marktplatze.[2])

Hofstaat.

Münzen.

Tänze.

Aber auch an Umsicht in der Vertheidigung der Stadt und an kühnen Plänen und Versuchen, seine Macht weiter auszudehnen, ließ es der König nicht fehlen. Nachdem ein erster Sturm am 26. Mai gescheitert war, wurde ein zweiter, am 31. August, glänzend abgeschlagen. Die Belagerer erlitten große Verluste und dachten fortan nur daran, die Stadt durch vollständige Umschließung auszuhungern. Brandschriften wurden unter die Landsknechte vor der Stadt ge-

Vertheidigung.

[1]) Jarcke, l. c. S. 495 ff.
[2]) Ibid. S. 497–499.

worfen, um sie für die Wiedertäufer zu gewinnen. Eine Vertheidigungsschrift, in Münster gedruckt, sandte der neue König an den „Leven-Lips", an den lieben Philipp, so nannte er den Landgrafen von Hessen, welcher mit seinen Kriegern dem Bischof bei der Belagerung Hilfe leistete. Rothmann wie der König feuerten bei erbaulichen Zusammenkünften das Volk durch ihre Rede zu verzweifeltem Widerstande an. Ein öffentliches Liebesmahl ward am 13. October auf dem Domplatz gehalten, 1600 waffenfähige Männer, 1400 Greise und Knaben erschienen bei demselben. Der König und seine Frauen dienten bei Tische. Am Schluss trug der König Weizenkuchen herum und sprach: „Nehmet hin und esset und verkündet den Tod des Herrn!" — und die Königin Wein und sprach: „Trinket und verkündet den Tod des Herrn!" — Die Speisenden reichten Brot und Wein weiter mit den Worten: „Bruder (oder Schwester), wie Christus sich für mich gegeben hat, so will ich mich für dich geben. Wie das Brot aus vielen Weizenkörnern zusammengesetzt ist und wie der Wein aus vielen Beeren zusammengedrückt ist, also sind auch wir ein Leib und eine Seele."[1]

Liebesmahl.

Propaganda

Sodann wurden 28 Apostel in die vier Gegenden der Welt ausgesendet, um die Lehre zu verkünden, zugleich aber auch Aufstände in benachbarten Orten zu erregen, die Macht der Feinde zu theilen und Hilfesendung zur Befreiung zu bewirken. Es gährte in vielen Städten am Rhein und in den Niederlanden. In Amsterdam waren die Wiedertäufer so zahlreich, dass sie den Versuch wagten, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen. In Lübeck war mit Wullenweber die demokratische Partei ans Ruder gekommen. Den ganzen Rheinstrom entlang gährte es in den Städten. Die 28 Apostel nahmen Geld und Weisungen an die Brüderverbindungen mit und die Versicherung des Königs: „Bereitet uns eine Stätte, wir werden gewaffnet nachfolgen und eure Verächter mit dem Schwerte strafen!"[2]) — Sie kamen alle glücklich durch das Belagerungsheer, wurden aber an den Orten, wo sie Bewegungen hervorrufen sollten, gefangengenommen und hingerichtet und starben mit der Versicherung, Johann von Leyden sei zum König erwählt, auf dass die Welt umgestaltet werde, und die Orte, welche seinen Frieden nicht annehmen, würden wie Sodoma und Gomorrha zugrunde gehen.

---

[1]) Jarcke, l. c. S. 503—505. — Religiöse Schwärmerei, Wollust und Grausamkeit waren bei dieser Secte wie verschwistert. Janssen, l. c. III, S. 324 hat aus den Augenzeugen folgende Blüthenlese zusammengestellt: „Alle neuen Gotteskinder, Männer, Frauen, jung und alt, wurden wie von einem wahnsinnigen oder bösen Geiste gepackt, prophezeiten und weissagten. — Insonders die Weiber waren wie rasend. Einige liefen mit aufgelösten Kleidern herum. Einige erhoben sich durch rasende Sprünge von der Erde, gleich als wollten sie fliegen. Einige wälzten sich im Koth; anderen stand der Schaum vor dem Munde. Einige schrien: sie sähen den Vater mit vielen tausend Engeln umgeben, wie er die Ruthe in der Hand halte, um die Gottlosen zu züchtigen; andere beteten einen von der Sonne beschienenen, messingenen Wetterhahn an und meinten: Gott der Vater sitze auf dem Hause; wieder andere rannten wie wüthend durch die Straßen und verkündeten die jeden Augenblick zu erwartende Wiederkunft Christi! Knipperdolling rief einmal vor allem Volk, dass er besessen sei, warf sich auf die Erde nieder und wühlte wie ein Schwein in der Erde mit dem Angesicht. Ein anderesmal fiel er nieder, schäumte und schrie laut: er müsse sterben oder auferstehen und Blinde sehend machen, denn solches sei des Vaters Wille.

[2]) Hase, Neue Propheten, S. 238—240.

Nur einer von ihnen fiel ab und sein Verrath brachte den andern den Untergang. Heinrich Graes, früher Schulmeister, verrieth dem Bischof gegen Begnadigung die Geheimnisse und ließ sich, um für die Sache des Bischofs in der Stadt zu wirken, in der Nacht an Händen und Füßen gefesselt vor ein Thor von Münster legen. Als ihn am Morgen die Wiedertäufer fanden, sagte er, ein Engel habe ihn wie Petrus aus dem Gefängnisse, in welches ihn seine Feinde geworfen, gerettet und hieher getragen. Johann von Leyden glaubte an das Wunder und schenkte dem Verräther sein Vertrauen und sandte ihn im Januar 1535 an die in Niederdeutschland zerstreuten Brüder, dass sie ein Heer sammelten und ihn befreiten, und setzte ihn in Kenntnis von den geheimen Verbindungen und Erkennungszeichen. Graes verrieth alles dem Bischof. Die Wiedertäufer wurden überall überrascht und aufgegriffen. Kein Entsatz kam, kein Befreiungsheer nahte — und damit war die Sache des neuen Jerusalem verloren, zumal die Belagerung schon über ein Jahr gedauert hatte und die Vorräthe aufgezehrt waren. Die Noth wurde groß im neuen wie im alten Jerusalem, das Ekelhafteste verspeist, Kinder wurden insgeheim geschlachtet. Wie der Hunger stieg, sank der Glaube, sogar eine der Frauen des Königs meinte, es könne nicht Gottes Wille sein, das arme Volk verhungern zu lassen. Der König sah dies als Abfall vom Glauben an und schlug ihr eigenhändig in Mitte der Volksversammlung das Haupt ab; dann begann er mit den anderen Frauen zu tanzen, weil auf ein Leid eine Freud' kommen müsse. Das Volk ward getröstet, Gott wolle es durch Hunger nur versuchen, werde es aber nicht verlassen, denn er könne Pflastersteine in Brot verwandeln. Viele blieben aber ungläubig und suchten sich durch Flucht aus der Stadt zu retten — sie waren Bilder des Elends.

Verrath.

Noth in Münster.

Ehe der Prophet seinen Versuch, die Stadt an vielen Orten anzuzünden und sich mitten durch die Belagerer einen Weg in die Niederlande zu bahnen, ausführen konnte, wurden in der Nacht des 24. Juni 1535 durch Verrath des Losungswortes von 400 Kriegern aus dem Belagerungsheere die Mauern der Stadt erstiegen. Ein heftiger Kampf entbrannte, ein Thor wurde geöffnet, durch welches in der Frühe die Hauptmacht eindrang. Nach verzweifeltem Widerstande erlagen die Wiedertäufer.[1])

Erstürmung.

Johann von Leyden wurde wie Knipperdollink gefangen, Rothmann entkam und endete verborgen auf einem Edelhofe Frieslands. Die Stadt ward geplündert, die Gefangenen wurden gehenkt, Weiber und Kinder der Wiedertäufer des Landes verwiesen. Der gestürzte König wurde mit Ketten um den Hals, barfuß und barhaupt, zum Spott durch das Land geführt. Die protestantischen Prediger machten vergebens Versuche, ihn zu bekehren. In Hoffnung, sein Leben zu retten, zeigte er sich einmal nachgiebig in der Lehre vom Abendmahl und der Rechtfertigung, und sie staunten über seinen Scharfsinn, seine Belesenheit und seine

[1]) Jochmus, Geschichte der Kirchenreformation zu Münster und ihres Untergangs durch die Wiedertäufer. Münster 1825. — Hast, Geschichte der Wiedertäufer. Münster 1826. — Füsser, Geschichte der Wiedertäufer. Münster 1852. — Cornelius, Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Bd. II: Berichte der Augenzeugen. Die Münster. Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation. Münster 1851. Geschichte der Wiedertäufer. Münster 1853. — „Historisch-politische Blätter", Der Protestantismus in Münster, IX, S. 99–108, 129–158, 213–214, 337–360; X. S. 22–45, 65–84, 129–146. Die Härte der Lutheraner gegen die Wiedertäufer ist geschildert in Janssen, II.

Redegewandtheit. Zu retten war er nicht. Am 22. Januar 1536 wurden die Stadtthore von Münster geschlossen. Auf dem Markte, wo er einst als König gethront, war jetzt ein Schaffot. Johann von Leyden, Knipperdollink und Krechting wurden mit glühenden Zangen gezwickt. Über eine Stunde dauerte die Marter. Johann hat sie standhaft ertragen,[1]) Knipperdollink suchte an der Halsfessel sich die Kehle einzudrücken. Die Leichen wurden in eisernen Käfigen, Johann höher als die anderen, am Lamberti-Thurm aufgehängt. Die Erfahrung, welche Münster mit der neuen Lehre gemacht hatte, war so schrecklicher Art, dass es eifriger als je zum alten Glauben zurückkehrte.

Ende des Königs von Zion.

Mit den weltumgestaltenden Plänen der Wiedertäufer hatte es nun sein Ende. Sie zogen sich jetzt in die Stille zurück, verwarfen aber nachher wie vorher die Kindertaufe. Menno Simonis,[2]) der 1561 starb, lehrte sie, sie sollten eine wahre Gemeinschaft der Heiligen, wie die ersten Christen, bilden. Sie verwerfen Klagen vor Gericht, Eid, Krieg und Ehescheidung, und sind meist tüchtige Landwirte.

Menno Simonis.

---

[1]) In der Nacht vor der Hinrichtung ließ er den katholischen Hofprediger kommen, beichtete ihm mit tiefer Reue und Zerknirschung und gestand, er wünsche einen zehnfachen Tod zu erleiden, weil er ihn zehnfach verdient habe.

[2]) Menno Simonis war katholischer Pfarrer zu Wittmarsum in Friesland und trat 1536 zu den Wiedertäufern über. „Er besaß gerade so wenig Geist und wissenschaftliche Bildung, um sich an eine Partei anzuschließen, deren eigentlicher Lebenszweck allgemach als nichtig anerkannt wurde, aber doch auch so viel, um unter seinen neuen Glaubensgenossen als ausgezeichnet dazustehen", sagt Möhler, Symbolik, S. 489, 3. Aufl. Von den älteren Wiedertäufern wollen sie nichts wissen, obschon sie von ihnen abstammen.

Karl V. und Franz I. im Kampfe um Italien.

Noch nie war mit dem Kaiserthum eine solche Hausmacht verbunden gewesen, wie sie Karl V. mitbrachte. Durch ganz Europa gieng die Ahnung großer Dinge und durch ganz Deutschland die Hoffnung, dass die abgekommenen Reichslande wieder gewonnen würden. Frankreichs Eifersucht ist leicht erklärlich, Franz I. wollte im Gefühle augenblicklicher Überlegenheit den Krieg. Geld und Wehrkraft des Landes war in seiner Hand vereinigt, während Karls Stärke durch sein ungeheures Gebiet zersplittert und seine Geldmacht gering war, die Stände in Spanien ihm grollten. Heinrich VIII. geberdete sich als Mittelsperson, sein allmächtiger Minister Wolsey war aber schon gegen Franz gewonnen. Papst Leo X., sonst sanft, liebenswürdig und heiter, verband sich jetzt mit Karl zu einem ernsten Krieg — es war der Bund Karls V. Bund, um der Religion wie dem Kaiserthum ihre alten Rechte wieder zu mit Leo X. gewinnen. Es sollte Mailand den Franzosen entrissen, dann an Franz Sforza 1521. verliehen, Parma, Piacenza an die Kirche zurückgegeben, dem Papste Ferrara erobert, der Tribut von Neapel erhöht und dem Reiche zu seinem Rechte gegen Venedig verholfen werden. Don Juan Manuel schloss 8. Mai 1521 den Vertrag so geheim ab, dass Chievres aus Verdruss über das Geheimhalten starb. Karl ist von diesem Augenblicke an mündig und bewährt sich als großer Politiker.[1])

Der Kampf begann in Navarra, wohin die Franzosen im Namen der Navarra. Kinder Johann Albrets zogen, um Heinrich VIII. keinen Vorwand zum Kriege zu geben, denn er hatte erklärt, er werde sich gegen den wenden, welcher zuerst den Frieden breche. Die Franzosen fanden nirgends Widerstand als vor Pampelona, bei dessen Vertheidigung der junge Ignatius von Loyola verwundet wurde. Als sie auch in Castilien einrückten, erhoben sich die Castilianer in Masse und schlugen sie aus ihrem Lande, und bald auch aus Navarra hinaus. — In ähnlicher Weise begann der Kampf in den Nieder- Niederlande. landen. Robert von der Mark oder Ruprecht von Arenberg fühlte sich vom Reichshofrathe gekränkt und sandte dem Kaiser nach Worms den Fehdebrief — er war übrigens nur ein Waffenträger Frankreichs, mit dessen Truppen er auch ins Luxemburgische einfiel. Nun klagte Karl bei Heinrich VIII. über

[1]) Lanz — in den „Monumenta Habsburgica“, Einleitung, S. 232—267.

Vertragsbruch und sandte 20.000 Mann unter dem Grafen von Nassau, Sickingen, Schärtlin, Frundsberg in Roberts, und als dieses gewonnen, in französisches Gebiet. Mousson ward genommen, Mezières hingegen von Bayard, der unter den deutschen Heerführern listigerweise Streit zu erwecken wusste, so glücklich vertheidigt, dass die Deutschen vor dem herannahenden Heere des Königs die Belagerung aufgeben mussten. Franz schrieb: „Gott hat hinlänglich gezeigt, dass er ein guter Franzose ist.“ 40.000 Mann stark rückten die Franzosen unter dem Könige an, und hätten sie gleich angegriffen, so wären die Deutschen verloren gewesen. Frundsberg meinte im Kriegsrath: „Wir sind diesem Volke zu schwach, greifen wir an, so verschlagen wir dem Kaiser Land und Leute und unser keiner kommt davon.“ Als ihnen unter Begünstigung eines Nebels der Rückzug gelang, ließ Frundsberg die Landsknechte alle niederknien und Gott dem Herrn Dank sagen, der ihnen an diesem Tage ihr Leben geschenkt habe. So errang denn kein Theil großen Erfolg und stellte sich bald zwischen beiden wieder ein Gleichgewicht her.[1])

Congress. Ein Congress in Calais sollte unter Englands Vermittlung den Streit entscheiden. Hier verlangte Karl das Herzogthum Burgund, Erlass der Huldigung für Artois und Flandern, Räumung der Reichslehen Mailand und Genua, Verzicht auf alle Ansprüche an Neapel. Mit Entrüstung verwarf Franz diese Bedingungen und der Congress löste sich auf. Von Franzens Schuld über-
Heinrich VIII. zeugt, trat Heinrich VIII. auf die Seite Karls; in Brüssel schloss Wolsey einen Bund ab, wonach Karl von Spanien und Heinrich von der Picardie aus in Frankreich einfallen und Karl dereinst Heinrichs einzige Tochter, Maria, heiraten sollte. Mit Jubel nahm man in England den Vertrag auf, der alte Hass gegen Frankreich erwachte. Karl sprach entschlossen und voll Hoffnung: „Ich muss ein erbärmlicher Kaiser sein, oder er ein kläglicher König von Frankreich werden.“[2])

Indes begann schon der Krieg in Italien. Päpstliche und kaiserliche Soldaten aus Neapel zogen vom Süden, deutsche Landsknechte vom Norden gegen
Mailand. Mailand. Dort gährte schon ein wilder Hass gegen die Franzosen. Lautrec,
Lautrec. der Bruder der Geliebten des Königs, reizte die Mailänder zum Hasse; tüchtig, kriegserfahren, war er auch trotzig, gebieterisch, geizig, und verfuhr gegen die Unzufriedenen mit hochfahrendem Stolz und unbarmherziger Strenge. Der eifrigste
Trivulcio. Anhänger der Franzosen, der alte Trivulcio, eilte vergeblich über die Alpen, um den König zu warnen: er ward von Franz nicht vorgelassen, von ihm bei einer Begegnung auf der Straße nicht eines Blickes gewürdigt, er starb aus Gram
Morone. über den Undank.[3]) Der Vicekanzler Morone, genial in kühnen Intriguen, vereinte in seiner Hand alle Bestrebungen der Unzufriedenen und Verbannten, und schlug dem Papst vor, mit Hilfe dieser Verbannten von Reggio aus sich einiger Städte und schließlich Mailands zu bemächtigen.

Defoix. Nun berannte Defoix, der Bruder Lautrecs, welcher nach Frankreich gegangen war, um Geld zum Kriege vom Könige zu erhalten, Reggio, um alle

---

[1]) Lanz — in den „Monumenta Habsburgica“, Einleitung, S. 268—283.
[2]) Ibid. Einleitung, S. 268—283.
[3]) In Chartres ist noch seine Grabschrift zu lesen: Trivulcius, qui nunquam quievit, quiescit. Tace!

Feinde Frankreichs in einer Schlinge zu fangen, — allein die Wachsamkeit des Commandanten und Geschichtschreibers Guicciardini rettete die Stadt; Leo X. aber sprach den Bann über Desoix und erklärte sich jetzt öffentlich für verbündet mit Karl V. Von allen Seiten rückten jetzt die Truppen gegen das Mailändische und die Lage der Franzosen wurde umso schwieriger, als des Königs Mutter, Louise von Savoyen, die für die Kriegführung unentbehrlichen vier Millionen Thaler, welche Franz angewiesen hatte, unterschlagen ließ; sie hasste Lautrec, er sollte seine Ehre verlieren. Auch aus der Schweiz bekam der Papst Söldner.[1] Zwar hatte Franz kurz vorher durch Bestechung einen neuen Bund mit der Eidgenossenschaft erlangt, worin sie ihm gestattete, in Kriegsfällen 6000—16.000 Mann zu werben; allein, kaum waren so viele zum französischen Heere abgezogen, als der Cardinal von Sitten 12.000 Söldner für den Papst zu werben wusste.[2]

Die Schweizer.

Jetzt entstand wieder die Gefahr, dass Schweizer gegen Schweizer kämpften, und die Eidgenossenschaft rief beide ab. Allein der Befehl, um Gotteswillen nicht gegen die Eidgenossen zu schlagen, kam nur den Schweizern zu, die bei den Franzosen standen, und die auch sogleich umkehrten. Die anderen Schweizer vereinigten sich zu Gambara mit Prospero Colonna, welcher jetzt stark genug war, den Übergang über die Adda zu erzwingen und vor Mailand zu rücken. In der Nacht vom 19. November erhielten sie die Aufforderung, nur einen Angriff zu versuchen, die Stadt werde sich ergeben; sie drangen durch die Porta Romana, überwältigten die Wache, und nahmen ohne viel Blutvergießen in zwei Stunden die Stadt, deren Bevölkerung sich unter dem Rufe erhob: „Es lebe der Herzog, das Reich, nieder mit den Franzosen!"

Franz I. verliert Mailand.

Noch in der Nacht wurde Franz Sforza als Herzog durch die festlich erleuchteten Straßen ausgerufen. Lautrec rettete sich mit seiner Mannschaft ins Venetianische. Fast alle Plätze ergaben sich den Verbündeten, nur die Citadellen von Mailand und Cremona blieben den Franzosen, Parma und Piacenza kamen an die Kirche zurück, der Papst sah seine Entwürfe mit Erfolg gekrönt. Über der Freude des Sieges beachtete jedoch er ein Fieber zu wenig, welches schnell einen tödtlichen Verlauf nahm; Leo starb am 22. December 1521 in der Vollkraft seines Lebens, im Hochgefühl des Sieges.[3])

Franz Sforza.

Tod Leo X. 1521.

Lange konnte man sich im Cardinals-Collegium nicht einigen, bis der Cardinal Medici ausrief: „Nehmt den Cardinal von Tortosa, einen ehrenwerten alten Mann, den man allgemein für heilig hält." Der Vorschlag gefiel. So ward Adrian von Utrecht, früher Professor in Löwen und Erzieher Karls V., auf den päpstlichen Stuhl erhoben — 9. Jänner 1522. Er behielt auch als Papst den Namen Adrian bei. Bessere Absichten konnte man nicht haben, als dieser würdige fromme Mann bei Antritt seines Amtes. Leo X. war verschwenderisch, die Cassen darum leer, Ersparung nothwendig, und man konnte nicht einfacher leben, als Papst Adrian VI. Leo X. konnte schwer eine

Adrian VI.

[1]) Henri Martin, l. c. VIII, p. 19—21. — Michelet, Réforme, p. 144.
[2]) Guicciardini, l. c. XIV, p. 979 ff.
[3]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. VIII, S. 255—265.

Bitte abschlagen und 5000 Stellen waren im vorhinein versprochen, niemand aber war gewissenhafter in Besetzung einer Stelle und wollte sich mehr von der Würde eines Bewerbers überzeugen, als der neue Papst. Arbeitsam von Früh bis Abends, fand Adrian nicht bloß Zeit, die Masse der laufenden Geschäfte zu vollenden, sondern auch noch seine Studien fortzusetzen und den Druck seiner unterbrochenen Werke zu leiten. Adrian gestand, dass Missbräuche in geistlichen Dingen, Überschreitung der Befugnisse stattgefunden habe, und war eifrig bestrebt, die Reformation an Haupt und Gliedern durchzuführen. Allein der beste Wille scheitert oft an den Umständen. Die Sparsamkeit machte Adrian VI. den Römern verhasst, die Aufhebung der Expectanzen täuschte viele Hoffnungen; der Papst wollte die Wissenschaft wahrhaft fördern, aber nicht liederliche Poeten unterstützen, und reizte so die Tonangeber gegen sich. Kummer über die Verhältnisse, die Aufregung infolge der neuen Stellung, rieben die Kraft des betagten Mannes bald auf. Adrian starb nach einer Regierung von einem Jahre und acht Monaten am 24. September 1523. Seine Gegner schmückten das Haus seines Arztes mit Kränzen und der Aufschrift: „Liberatori patriae." Mit Recht trägt sein Grab in der deutschen Kirche zu Rom die Inschrift: „Hier ruht ein Mann, dem nichts mehr zuwider war, als zu herrschen." In der That hat er sich oft in seine ehemalige Stellung nach Löwen zurückgewünscht.[1])

Clemens VII. Jetzt ward Julius von Medici unter dem Namen Clemens VII. sein Nachfolger, ein geschäftsgewandter, wohlunterrichteter, Wissenschaft und Kunst liebender Mann. Politik nahm ihn weit mehr als Adrian VI. in Anspruch, denn der Krieg zwischen Franz I. und Karl V. war noch nicht beendet und der Papst musste eine Stellung in dieser Frage einnehmen. Adrian VI. hatte auf allgemeinen Frieden hingearbeitet, zuletzt sich aber, als Franz I. von keinem Frieden etwas wissen wollte, auf die Seite Karls stellen müssen.

Die Schweizer. König Franz hatte bei den Schweizern Geld und Schmeicheleien angewendet. Als ihm ein Söhnlein geboren wurde, bat er die Eidgenossenschaft, Pathenstelle zu vertreten, und die Schweizer ließen es sich gefallen, dass seine Agenten von den ihm bewilligten 16.000 Mann die ausgehobenen musterten und willkürlich annahmen oder zurückwiesen. In drei Abtheilungen brach das Schweizerheer über die Alpen auf und vereinigte sich bei Monza mit Lautrec. Die Kaiserlichen Franz Sforza. standen unter Prospero Colonna in Mailand, als Franz Sforza unter dem Jubel der Bevölkerung mit 6000 Landsknechten eintraf. Der Fremdherrschaft müde, beeiferten sich die Mailänder, ihren Herzog mit Geld zu unterstützen und für ihn zu rüsten. Jürg Frundsberg hatte, von einem Adorno aus Genua mit Geldmitteln unterstützt, Landsknechte zusammengebracht.[2]) Ein Versuch der Franzosen, sich Mailands zu bemächtigen, scheiterte, sie belagerten jetzt Pavia.

[1]) Gregorovius, l. c. VIII, S. 375—413.
[2]) Barthold, l. c. S. 124—142.

Schon war hier Bresche geschossen, allein als deutsche Verstärkung in die Stadt kam, wagte Lautrec den Sturm nicht, sondern zog sich gegen Monza zurück. Seine Schweizer waren unzufrieden. Schon drei Monate waren sie zu Felde und noch war keine Beute gewonnen, bei Pavia hatten sie sich umsonst auf den Sturmsold gefreut. Jetzt erklärten ihre Häuptlinge dem Lautrec, sie könnten ihren Leuten nicht länger widerstehen, welche entweder Rückzug in die Heimat oder einen Sturm auf die feindliche Stellung verlangten. So kam es zur Schlacht bei Bicocca zwischen Mailand und Monza am 27. April 1522 früh Schlacht bei
morgens. Die Stellung der Deutschen war sehr fest durch Brustwehren und durch Bicocca.
zahlreiches Geschütz vortrefflich gedeckt. Mit stierartiger Tapferkeit rannten die Schweizer gegen dieselbe an, ohne abzuwarten, bis Lautrec nach dem Schlachtplane die Gegner umgangen und im Rücken angegriffen hätte. Ruhig ließen die Deutschen die Schweizer nahe kommen und gaben dann ein verheerendes Feuer auf die dichten Rotten ab. Ganze Reihen stürzten zusammen. Die Schweizer Sieg der
waren schon sehr geschwächt, als es zum Handgemenge kam, siebzehn ihrer besten Deutschen.
Führer gefallen, in einem Hohlweg waren die Verluste entsetzlich. Jetzt ermatteten sie und kehrten um, obschon Lautrec von hinten in das Lager der Deutschen gedrungen war; Entmuthigung war über sie gekommen. Lautrec vermochte sie nicht mehr zur Erneuerung eines Angriffes zu bewegen und entließ sie in ihre Heimat, er selber zog sich über die Adda zurück. So erlag der Kriegsruhm der Schweizer vor den Deutschen. Die Franzosen gaben den Feldzug für verloren und hielten nur einige Castelle. Franz war unzufrieden mit Lautrec und ließ den Finanzminister, weil er seiner Mutter das für den italienischen Feldzug bestimmte Geld ausgeliefert hatte, hängen.[1])

Die Folgen des Sieges waren groß: nicht bloß Mailand erkannte jetzt mit Sforza die Oberhoheit des Kaisers wieder an, sondern auch ein anderes Kammerland des Reiches ward wieder an dasselbe gebracht, Genua. Prospero Genua
Colonna hielt die Eroberung der Lombardei nicht für gesichert, solange die Franzosen in dieser Stadt geboten. Am 30. Mai wurde Genua eingenommen und geplündert, die Landsknechte maßen die kostbarsten Tücher nach dem Spieß und Frundsberg gewann den silbernen Scepter der Seeherrscherin als sein Beutestück. Antonio Adorno wurde jetzt Doge. Nur Cremona blieb den Franzosen.

Aber nicht bloß Italien war verloren, Frankreich kam jetzt auch in Gefahr, in Stücke zerrissen zu werden. Nicht nur, dass Heinrich VIII. noch Calais besaß und die Ansprüche seiner Vorfahren erneuerte, im März 1522 Frankreich den Krieg erklärte und ein vereinigtes englisches und niederländisches Heer in die Picardie einfiel, sondern auch einer der erbmächtigsten Karl von
Vasallen der französischen Krone, Karl von Bourbon, bot dem Kaiser seine Bourbon.
Hilfe an.[2])

---

[1]) Hottinger, l. c. VI, S. 81—117.

[2]) Barthold, Georg von Frundsberg. S. 217—229. — Du Bellay II. — bei Michaud, l. c. V, p. 170 ff. — Gaillard, Histoire de François I., t. II, lib. 2, ch. 6.

Die Bourbons. Die **Bourbons** besaßen zwei Fürstenthümer, zwei Herzogthümer und große andere Gebiete, feste Plätze, beriefen Stände, konnten ein Heer von mindestens 10.000 Mann aufbieten, darum vermählte **Ludwig XI.** schon den letzten Sprössling der älteren Linie, **Peter**, mit seiner Tochter **Anna** unter der Bedingung, dass alle seine Besitzthümer an die Krone fallen sollten, wenn Peter keine männliche Nachkommenschaft erhalte. Dieser Fall trat ein, Peter hinterließ nur eine Tochter **Susanna**. Allein **Ludwig XII.**, der indes zur Regierung gekommen war, mochte diesen Vertrag für ein Unrecht halten und willigte in die Vermählung Susannas mit dem Vertreter der jüngeren Linie, **Karl von Montpensier.**[1]) Susanna gebar 1517 einen Sohn und bei der Taufe wurde eine königliche Pracht entfaltet in Turnieren und Aufzügen, 500 Vasallen waren ganz in Sammet gekleidet. Die Eifersucht des Königs war erregt. Bei der Zusammenkunft im Goldtuchlager hatte **Heinrich VIII.** vor dem stolzen Karl den König schon gewarnt mit den Worten: „Wenn ich einen derartigen Unterthan hätte, würde ich ihm den Kopf nicht lange auf den Schultern lassen.“ Karl war aber nicht bloß stolz, reich und mächtig, sondern auch wegen seiner tollkühnen Tapferkeit im Heere, wegen seiner Schönheit, seines beredten, gewinnenden, ritterlichen Wesens bei Adel und Volk beliebt. Gründe eigener Art kamen noch dazu, seine Stellung zum König misslich zu machen.

Louise von Savoyen. **Louise von Savoyen**, des Königs Mutter, obschon vierzig Jahre alt, noch immer schön und heiratslustig, hatte sich in Bourbon verliebt, ihm ihre Hand anbieten lassen und er hatte sie stolz ausgeschlagen und sich mit **Susanna** vermählt. Diese Susanna starb jetzt 1522, ihr Kind kurz vorher. Sterbend hatte sie die Schenkung ihrer Besitzungen an den geliebten Mann wiederholt. Louise bot Karl durch Franz nochmals ihre Hand an, welche aber Bourbon unwillig und mit Spott über das Betragen der Königin-Mutter wieder abwies, — hatte sie doch früher seine Abberufung von der durch seinen Heldenmuth in der Schlacht bei Marignano wohlverdienten Statthalterei in Mailand erwirkt. Früher von Liebe, war jetzt ihr Herz von der Leidenschaft des Hasses erfüllt: der Connetable sollte gestürzt, der mächtige Bourbon zum armen Grafen von Montpensier herabgedrückt werden. Auf einmal berief sich die Krone auf den Vertrag unter Ludwig XI., und machte Ansprüche auf die Güter des Herzogs, deren Verwaltung vorläufig der König in Beschlag nahm, und Bourbon vergaß nun, ob der Kränkung, die ihm der König anthat, seine Pflichten gegen das Vaterland.

Gefahr für Frankreich. Im December 1522 sandte er insgeheim an Karl V. in Madrid und bot seine Hilfe, 500 Ritter und 10.000 Mann zu Fuß an. Wie willkommen war ein solcher Antrag, um Frankreich zu demüthigen! Karl V. versprach dagegen Bourbon die Hand seiner Schwester **Eleonore**, der verwitweten Königin von Portugal, und den **Besitz der Provence und Dauphiné** mit dem Titel **eines Königs.**[2])

Auch mit **England** ward unterhandelt: zu gleicher Zeit mit Karl V. sollte Heinrich VIII. in Frankreich einfallen und die übrigen Provinzen zwischen Spanien und England getheilt werden. Die Regierung, hieß es, sei so schlecht, die Verschwendung so groß, man müsse dem armen Volke in Frankreich helfen! Es waren jedoch schon so viele Leute ins Vertrauen gezogen, dass **Franz** von diesen Plänen Wind bekam. „Ihr wollt also heiraten,“ sagte der König eines Tages

---

[1]) Art de vérifier les dates, II, p. 420.
[2]) Michelet, Réforme, p. 168—204.

zu Bourbon, „ich weiß von Euren Unterhandlungen, denkt an meine Worte." — „Ich verdiene nicht, dass man mir droht", entgegnete Bourbon und verließ den Palast.

Im Juli 1523 ward der Vertrag zwischen Karl und Bourbon abgeschlossen. Bourbon verlangte, dass Karl ein Heer bis zum 31. August bis Narbonne führe und 100.000 Thaler bereit halte: er wolle dann seine Männer dem Kaiser zuführen. Heinrich VIII. versprach gleichfalls 100.000 Thaler und einen Einfall in die Picardie, wenn Bourbon ihm als Oberherrn von Frankreich huldige.[1] Bourbon mit Karl V.

Das englische Geld lag schon in Basel bereit, am 26. August rückten schon 10.000 Landsknechte gegen die Champagne vor, am 23. August landeten die Engländer in Calais, am 6. September überschritt ein spanisches Heer die Pyrenäen. Franz kannte die Höhe der Gefahr nicht, in der er schwebte. Ein Einfall der Schotten in England, meinte er, werde den Abzug der Engländer aus Frankreich erwirken; er selber wollte den Rückzug der Spanier durch einen großen Schlag an der Spitze seines Heeres in Italien erzwingen. Am 12. August stand er an der Loire und ernannte seine Mutter zur Regentin während seiner Abwesenheit. Da bekam er plötzlich sichere Nachrichten vom Plane Bourbons und machte Halt. Zuerst gedachte er durch edlen Freimuth Bourbon wieder zu gewinnen: er ritt auf dessen Schloss und erklärte ihm offen, was er vernommen; er könne es nicht glauben, er begreife aber seinen Verdruss über den bösen Rechtshandel und verspreche ihm feierlich, welchen Ausgang auch der Process nehme, ihn in den Besitz all seiner Güter wieder einzusetzen. Aber es war schon zu spät. Charaktere wie Bourbon kehren schwer von einer einmal betretenen Bahn zurück und dann war er überzeugt, dass Franz es wohl im Augenblick aufrichtig meinen könne, aber von seiner Mutter umgestimmt werde, sobald er wieder bei ihr sei. Bourbon sagte, Anerbietungen solcher Art habe ihm der Kaiser allerdings gemacht, er habe sie aber zurückgewiesen und würde sie dem König bei der ersten Begegnung schon mitgetheilt haben; gerne gehe er mit nach Italien, nur müsse er seine Krankheit noch abwarten — er stellte sich nämlich krank; in wenig Tagen hoffe er dem König in einer Sänfte nach Lyon folgen zu können. Statt Bourbon zu verhaften, ließ sich Franz täuschen, nur ein gewandter Edelmann blieb zur Beobachtung auf dem Schlosse zurück und dieser wurde getäuscht durch die Ärzte, welche über das Befinden des Kranken den Kopf schüttelten. Bald sandte Bourbon nach Lyon das Angebot, dem König treu zu dienen, wenn dieser ihn feierlich in den Besitz seiner Güter wieder einstelle. Schon aber war die Verschwörung vollständig enthüllt, ein Prozess wegen Hochverraths eingeleitet und ein Befehl zu seiner Verhaftung gegeben. Bourbon aber entkam in Verkleidung, unter Gefahren aller Art, und traf ohne Heer, als geächteter Flüchtling in Deutschland ein. Allerdings brachte er sein Talent, seinen Ruhm und seinen Hass zum Heere des Kaisers.[2] Franz I. bei Karl von Bourbon. Bourbons Flucht.

Der Anfang des Krieges war für die Verbündeten nicht sehr günstig. Die Landsknechte unter Fürstenberg wurden über die Maas zurückgedrängt, die Engländer aber streiften bis zur Oise, wurden jedoch gezwungen, vom Boden Frankreichs sich wieder zurückzuziehen. Auch die Spanier scheiterten vor

[1] Du Bellay II. — bei Michaud, l. c. V, p. 172 ff.
[2] Ibid. V, p. 173.

Bayonne, doch gewannen sie Fuentarabia, und insofern hatte also Frankreich den Einfall glücklich abgewehrt. Allein die Verschwörung war so weit verzweigt und schien so gefährlich, zumal das Parlament nicht recht einschreiten wollte und sich in jeder Beziehung der Regierung abgeneigt erwies, dass Franz seine Gegenwart in Paris für nothwendig hielt und seinem Liebling, dem witzigen Bonnivet, die Leitung des Feldzuges in Italien überließ.

40.000 Streiter überschritten die Alpen und Prospero Colonna zog sich vor der Übermacht zurück. Wären die Franzosen geradezu auf Mailand losgegangen, sie hätten es ohne Zweifel eingenommen. Allein Bonnivet ließ sich durch Unterhandlungen einige Zeit hinhalten und gab so seinem geschickten Gegner Zeit, die Truppen in Mailand zusammenzuziehen und sich dort zu befestigen. Als Bonnivet endlich vor Mailand erschien, fand er es nicht bloß von 20.000 Mann besetzt, sondern die Bevölkerung zeigte sich auch treu und muthig. Mailand ward jetzt umschlossen, um es auszuhungern. Ein Versuch Bayards, Cremona zu retten, misslang. Der Winter war hart, Krankheiten lichteten das Heer. Zwar starb der geschickte Colonna, der Fabius Cunctator Italiens in jener Zeit, allein Pescara, Lannoy,[1]) Bourbon waren beim Heer des Bundes, welchem jetzt auch das vorsichtige Venedig beitrat. Im März 1524 hatte der rachedürstende Bourbon mit 6000 Landsknechten das Heer verstärkt und nun eröffneten die Verbündeten den Angriff und drängten die Franzosen von Stellung zu Stellung, ohne eine Schlacht zu liefern, bloß durch Strategie. Bonnivet hätte sich auf Gnade und Ungnade zuletzt ergeben müssen, wäre nicht Verstärkung aus der Schweiz angerückt. Beim Rückzug an der Sesia kam es am 30. April 1524 zu einem Treffen, in welchem Bayard um den Preis seines Lebens den französischen Nachtrab rettete. Er fiel durch die Kugel eines Hakenschützen. Als er die Nähe des Todes fühlte, küsste er sein Schwert, das er als Kreuz vor sich hielt, und ließ sich unter einen Baum tragen, das Gesicht gegen den Feind gewendet, denn nie habe er ihm den Rücken gezeigt. In der Hoffnung, seinen Todfeind Bonnivet zu finden, kam Bourbon zur Stelle. „Ach, wie habe ich Mitleid mit Euch, der Ihr ein so tugendhafter Ritter waret“, sagte Bourbon. „Ich brauche kein Mitleid mehr, denn ich sterbe als ehrlicher Mann“, erwiderte Bayard; „aber ich habe Mitleid mit Euch, da ich Euch kämpfen sehe gegen Euren Fürsten, gegen Euer Vaterland und gegen Euren Eid.“[2]) — Und bald umstanden die Führer des kaiserlichen Heeres den sterbenden Helden, „die Blüte aller Ritterschaft“, „den Ritter ohne Furcht und Tadel“. Frankreich trauerte, einen Monat hindurch hörten alle Festlichkeiten auf. Italien aber war jetzt vollständig verloren, auch die letzten Besatzungen von Lodi und Alessandria capitulierten. Die Schweizer überließen das Geschütz hinter Aosta den Kaiserlichen und eilten heim, erschöpft, krank, tief gedemüthigt.[3])

Bonnivet. Mailand. Venedig. Rückzug der Franzosen. Bayards Tod.

Noch größere Erfolge erwarteten die Kaiserlichen vom Jahre 1524. Zwar die Italiener wollten Frieden, da Italien wieder frei war von den Franzosen und da der Krieg schwer auf das Land drückte, und darum kehrten

---

[1]) Abkömmling einer wallonischen Familie in der Nähe von Lille.

[2]) Du Bellay II. — bei Michaud, l. c. V, p. 185. In Italien aber erzählte man, er habe die Ungerechtigkeit des Königs beklagt, in Spanien, er habe Gott gelobt, dass er sterbe. Vergl. Ranke, Deutsche Geschichte, II, S. 298.

[3]) Hottinger, l. c. I, S. 159.

auch Venedig und der Papst und Toscana, als es zu keinem allgemeinen Frieden kam, zur Neutralität zurück. Allein die Feldherren des Kaisers wünschten die Fortsetzung des Krieges und am allereifrigsten trieb Bourbon zu einem Einfall in Frankreich, denn nur dann sei Italien unbehelliget, wenn man Franz in seinem eigenen Lande beschäftige. Auch versprach Bourbon, seine alten Lehensleute würden sich erheben. So ward denn ein Zug in die Provence beschlossen. Heinrich VIII. zahlte im Juli Hilfsgelder und Bourbon leistete ihm Huldigung dafür.[1]

Zug gegen Marseille.

Am 7. Juli zog das kaiserliche Heer, 5000 Deutsche unter Zollern und Lodron, 3000 Spanier unter Pescara und einige tausend Italiener über den Var, den Grenzfluss zwischen Italien und Frankreich. Bourbon hegte die stolzesten Hoffnungen: „Wenn wir den König von Frankreich schlagen," schrieb er an Karl V., „so werden Sie der größte Mann sein, den es je gab, und der ganzen Welt Gesetze geben." Anfangs gieng auch alles gut. La Palisse hatte nicht Mannschaft genug zu ernstlichem Widerstand, die Städte der Provence hatten nur ihre Befestigungen aus dem Mittelalter. Binnen fünf Wochen fielen alle Städte von Antibes bis Toulon in die Gewalt der Kaiserlichen, auch Aix, die Hauptstadt des Südens. Bourbon wollte jetzt gerade auf Lyon los, allein der Kaiser verlangte die Einnahme von Marseille, — dieser mächtige Handelsplatz wäre für ihn so wichtig geworden wie Calais für die Engländer. Am 19. August 1524 wurde also die Belagerung begonnen. Allein hier hatte das Glück der Kaiserlichen ein Ende. Die spanische Flotte, welche längs der Küste das Heer begleitet hatte und Marseille von der See aus einschließen sollte, wurde von dem Befehlshaber der französischen Flotte, Andrea Doria, geschlagen. Marseille war stärker und die Bürgerschaft feuriger französisch, als man erwartet hatte. Selbst die Frauen nahmen an der Vertheidigung Antheil und einer der Wälle, den sie erbaut hatten, hieß von da an „Le rempart des dames". Die Lehensmänner Bourbons erhoben sich nicht. Bourbons Herrschaft war zu neu, auch war das französische Nationalgefühl zu stark, Bourbons Ruhm war dahin, er galt den Franzosen nur noch als Verräther des Vaterlandes. Als eines Tages eine Kanonenkugel drei Gefährten Pescaras an seiner Seite niederschlug, sandte der Spanier höhnisch die Kugel an Bourbon: „So sehen die Schlüssel aus, welche die Bürger von Marseille Euch entgegenbringen." Zwar hatte man Bresche geschossen und den Sturm auf den 24. December bestimmt, allein man erfuhr so ernste Dinge von den Vertheidigungsmaßregeln in der Stadt, dass Pescara plötzlich erklärte: „Wer heute sein Abendbrot in der Hölle essen will, möge den Sturm versuchen. Ich meinerseits habe noch keine Lust, diese Reise so bald zu wagen." Zugleich vernahm man, dass König Franz in der Noth von seinem Volk, von Adel und Clerus bewilligt erhielt, was er verlangte, dass er in Avignon ein stattliches Heer um sich habe, mit dem er Italien, wie die Belagerer selbst zu gleicher Zeit bedrohte. Bourbon, so ungern er es that, musste nachgeben. „Wer dem Kaiser Italien erhalten will, der folge mir nach!" — rief Pescara, und brach am 28. September die Belagerung ab und schlug in Eilmärschen den Weg nach Nizza ein.[2]

Bourbon.

Marseille belagert.

Pescara.

Rückzug der Kaiserlichen.

---

[1]) Michelet, Réforme, p. 199—203. Paris 1879.

[2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II, S. 299—305.

Der Rückzug war ein Meisterstück Pescaras. Das Geschütz hatte man in Stücke zerschnitten und auf Maulthieren fortgeschafft. Eben so schnell als das kaiserliche Heer aus der Provence durch die Meeralpen sich zurückzog, führte Franz I. ein glänzendes Heer, 8000 Reiter, 14.000 Schweizer, 6000 deutsche Landsknechte aus Geldern, 10.000 Franzosen und Italiener über die oberen Alpen, Briançon und Pignerol nach Italien. Es war ein Wettlaufen zweier Heere nach den Ebenen am Po. Beide überschritten am gleichen Tage den Tessin, die Franzosen bei Abbiategrasso, die Kaiserlichen oberhalb Pavia. Mailand war nicht zu halten, denn dort wüthete die Pest. Man warf nur eine Besatzung in die Citadelle. Offene Schlacht getraute man dem an Geschütz und Mannschaft überlegenen Feind nicht zu bieten und beschränkte sich deshalb, Pavia zu vertheidigen. Pescara zog sich nach Lodi zurück, seine Soldaten waren entmuthiget, die Pferde durch die Gebirgsmärsche zugrunde gerichtet, das eben noch so drohende Heer war aufgelöst. In Rom sagte ein Anschlag: in den Alpen sei ein kaiserliches Heer verloren gegangen, der redliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung abzuliefern. Die Sache des Kaisers galt für verloren; nicht bloß kleine Mächte, sondern auch Venedig und der Papst, letzterer durch Karls Weigerung, ihm Ferrara zu opfern, und durch andere Dinge gereizt, traten mit den Franzosen wieder in Verbindung. Hätte Franz I. mit ebensoviel Umsicht den Krieg in der Lombardei fortgeführt, als er mit Feuer und Muth den Zug über die Alpen unternommen hatte, so wäre es schlimm gestanden um die Sache des Kaisers. Lodi war nicht zu halten, und fiel es, so war die Eroberung Pavias leicht. Allein Franz meinte, die Ehre seiner Krone verlange, dass er nicht Feinde in der Ferne suche, solange er deren in der Nähe habe, und so lagerte er am 28. October vor Pavia, und gab so Pescara Zeit, in Lodi sich zu verschanzen. Bourbon war nach Deutschland abgereist, um vom Erzherzog Ferdinand Unterstützung zu holen. Franz Sforza suchte in Cremona Schutz. — So drehte sich jetzt das Schicksal Italiens um Pavia.[1])

Franz I. nach Italien. — Noth der Kaiserlichen. — Pavia,

Franz I. glaubte sicher, dass er bald als Sieger in diese wichtige Festung einziehen werde. Die Besatzung eines Thurms, welcher den Übergang über die Brücke versperrt hatte, ließ er hängen, weil sie gewagt hatte, dem König von Frankreich Widerstand zu leisten. Nachdem er mit seinem zahlreichen Geschütze Bresche geschossen, ließ er sogleich stürmen. Allein der Sturm wurde abgeschlagen, Antonio Leyva vertheidigte die Stadt mit Umsicht und die deutschen Landsknechte mit höchster Tapferkeit. Die Bevölkerung war gibellinisch gesinnt.

hält sich unter Leyva

Als dem König auch ein Versuch misslang, den Tessin, welcher Pavia schützte, in den Gravelone abzuleiten, wurde die Belagerung in eine Blockade

[1]) Die ausführlichste Schilderung der Belagerung Pavias und der Schlacht — in Bartholds „Frundsberg", S. 245—253. Dort sind alle Berichte angeführt, im Anhang S. 507—516 auch die Lieder der Landsknechte darüber. Vergl. Ranke, l. c. II, S. 194 bis 221 und 388. — Bucholtz, Urkundenbuch. S. 1—5.

verwandelt, um die Stadt auszuhungern. Die Preise der Lebensmittel stiegen dadurch in der Stadt bald zu seltener Höhe und die Noth ward umso größer, als dem Befehlshaber das Geld ausgieng. Er schickte die goldene Kette, die er vom Kaiser erhalten, in die Münze, dann die Stäbe des Rectors der Universität, endlich gieng er von Kirche zu Kirche, wo reiche Schätze waren, und machte, um die Volksstimmung durch Kirchenraub nicht zu reizen, feierlich Anlehen bei den Heiligen, die er nach dem Siege mit Zinsen zurückzuzahlen sich hoch und theuer vermaß. Als ein Spanier mit ebensoviel List als Kühnheit eine bedeutende Geldsumme durch das französische Heer hindurch in die Stadt zu bringen wusste, verkündete dies Leyva als Vorbote noch größerer Sendungen und baldigen Entsatzes, um die unzufriedenen Landsknechte zu beschwichtigen. An Tapferkeit und Todesmuth ließen diese es in steten Scharmützeln nicht fehlen, allein der Hunger, den sie nur mit Eselsfleisch und Kleienbrot spärlich stillen konnten, und Mangel an Sold machte sie meuterisch. Übrigens war Franz seiner Sache bereits schon so sicher, dass er von der Eroberung Neapels sprach und den Herzog von Albanien mit einer Heeresabtheilung nach Süden entsendete. Schon rüstete sich die Anjouische Partei in Neapel zu einem Aufstande.

Noth in Pavia.

Aber die Anhänger des Kaisers legten die Hände auch nicht in den Schoß. Auf einmal flog durch Italien die Nachricht von einem kühnen Streich Pescaras, welcher von Lodi aus durch eisige Bäche und grundlose Wege seine in Hemden gekleideten Spanier, damit die Gegner ihre weißen Gestalten im Schnee bei Nacht nicht unterscheiden könnten, nach Melzi führte und dort die Besatzung gefangen nahm. Jetzt las man in Rom den Anschlag: „Kund und zu wissen, dass das kaiserliche Heer sich wieder gezeigt hat, und zwar am frühen Morgen im Hemd (Camisada); in diesem Aufzug hat es 200 Ritter und ebensoviel Fußvolk entführt. Was wird es erst thun, wenn es gekleidet und bewaffnet ins Feld rückt!" — Bourbons Zorneseifer und die Kunde von der Noth Pavias, wo sein Sohn Caspar mit den deutschen Landsknechten eingeschlossen war, trieben den alten Frundsberg die Trommel rühren zu lassen, und sein Ruf hatte Geltung. Schon um Weihnachten musterte er dreißig Fähnlein in Meran und brach der Etsch entlang nach Italien auf. Mitte Januar stand er in Lodi. Frundsberg, Bourbon und Pescara rissen den zögernden Lannoy mit sich fort. Aber wie die Krieger zu befriedigen, denen man bisher nur hatte Laufgeld geben können und welche sicher auf einen Monatssold bei ihrer Ankunft im kaiserlichen Lager rechneten?

Pescara.

Frundsberg.

Da übernahmen es Pescara und Frundsberg, die Soldaten zu beschwichtigen, denn Geld war keines vorhanden. Pescara wandte sich an den Stolz der Spanier, die nicht wie Taglöhner um Geld dienten, an ihren Franzosenhass, und versprach ihnen reiche Beute nach dem Sieg. Die Soldaten dankten ihm für seine gute Meinung und gelobten ihm, einen Monat ohne Sold zu dienen. Nun wandte sich Frundsberg an seine Landsknechte, an seine lieben Brüder und Söhne: es gelte die eingeschlossenen Stammesgenossen zu befreien; zwar habe man einen prächtigen Feind vor sich, den man aber sonst immer geschlagen. Da riefen ihm Knechte und Hauptleute zu, er sei ihrer aller Vater, und sie wollten Leib und Leben für ihn setzen, und in ihrem Wetteifer wollten die Spanier nicht zurückbleiben. So brachen denn Deutsche und Spanier von Lodi auf und am 3. Februar standen sie in schlagfertiger Haltung vor Pavia, aus welchem Glockenklang und Feuerzeichen von den Thürmen die Helfer in der höchsten Noth begrüßten.

Die Kaiserlichen nahen.

Stellung der Franzosen. Da fühlte Franz zum erstenmal die Schwierigkeit seiner Lage: er konnte zwischen zwei Feuer kommen. Die kriegserfahrenen alten Führer riethen ihm auch, sich nicht zwischen die Armee und Pavia einschließen zu lassen, denn die Lage der Gegner sei so verzweifelt, dass sie siegen oder sterben müssten. Allein der König meinte, es sei eine Schande, vor dem Verräther Bourbon zurückzukehren, der Hoheit eines Königs von Frankreich sei es unwürdig, von einem Unternehmen zurückzuweichen, dessen Durchführung er vor ganz Europa versprochen habe. Man blieb also vor Pavia. Das einzige, was man that, war, dass man die Truppen in den Park der Certosa zusammenzog. Die Stellung war vortrefflich, drei Wochen standen die Kaiserlichen den Franzosen entgegen. Endlich am 23. Februar 1525 war der Plan zur Schlacht entworfen: sie sollte am Geburts- und Glücks-tage des Kaisers stattfinden. Mitten durch den erbrochenen Thiergarten wollte man über das Schloss Mirabell gegen Pavia dringen und den Franzosen den Rückzug gegen Mailand abschneiden, oder den König aus seinen Wällen heraus zu einer Feldschlacht locken. Pescara sagte den Seinen: er könne ihnen morgen kein Brot für ihren Hunger reichen, sie müssten es im Lager der Franzosen suchen, dort sei Überfluss an Brot, Wein, Fleisch, Salmen und Karpfen aus dem Gardasee. Das Heer bereitete sich auf die ernste Blutarbeit durch reumüthige Beichte vor. Jürg Frundsberg, in der Überzeugung, dass er zum Tod in den Streit gehe, zog über seinen Panzer ein Franciscaner-Gewand an.

Schlachtplan.

In der Nacht suchte man über den Angriffspunkt die Feinde zu täuschen, während eine Abtheilung Spanier die Mauer des Thiergartens durchbrach. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang begann die Schlacht. Die Deutschen litten anfangs sehr durch das französische Geschütz, bis ihre Aufstellung vollendet war. Jetzt ließ sich aber Franz durch eine scheinbare Flucht der Deutschen verleiten, an der Spitze seiner Reiterei vorzubrechen, hinderte jedoch dadurch sein Geschütz, welches nicht feuern konnte, ohne ihn selbst zu treffen. Der Angriff war mit vielem Feuer ausgeführt und viele Gegner sanken zu Boden, unter ihnen auch Ferdinand Castriota, Markgraf von Sant' Angelo, der letzte Nachkomme Skanderbegs, von der Hand des Königs selber getroffen. Allein Pescara hatte zwischen die Reiter Schützen aufgestellt, deren sichere Kugeln gewaltig unter dem französischen Adel aufräumten. La Pallisse, La Tremouille, Bonnivet und viele andere wurden zum Tode getroffen. Die Schweizer entsprachen der Erwartung des Königs nicht, sie schwankten niedergeschlagen hin und her, ob sie gegen die Deutschen oder die Spanier ihre Spieße wenden sollten, und flohen zuletzt feige vom Schlachtfelde, viele ertranken im Tessin. Um diese Schmach nicht zu überleben, stürzte sich ihr Anführer, Johann von Dießbach, gesenkten Hauptes in die Feinde und holte den Tod. Umso tapferer wehrten sich die Landsknechte der schwarzen Bande, riesige Gesellen, vom Kopf bis zu den Zehen in Schwarz geharnischt, gegen Frundsberg und seine Deutschen. Frundsberg stürzte mit seinen Landsknechten auf die Knie und flehte Gott um seinen Beistand an. Als er sich erhob, trat der Anführer der Gegner, Georg Langenmantel, vor und forderte Jürg Frundsberg zum Zweikampf heraus, ward aber als Deutscher, der unter Frankreichs Fahne gegen Deutsche kämpfte, dessen nicht für würdig gehalten, eine Kugel streckte ihn zu Boden. Durch eine geschickte Schwenkung wurden die Schwarzen von drei Seiten gefasst und nach grimmigem Kampfe, nach mannhaftestem Widerstande, bis auf den letzten Mann niedergestoßen, — nur ein Haufe von Leichen und zum Tode Verwundeten war noch übrig. Es war noch nicht Mittag, als Franz von allen Seiten sein Heer in

Aufmarsch.

Schlacht bei Pavia

Die schwarze Bande.

Frundsberg.

Flucht aufgelöst sah.[1]) Der Adel Frankreichs war in heroischer Trunkenheit wetteifernd um seinen Herrscher gestanden und gefallen und der König gedachte, bei seinen Edelleuten im Tod zu bleiben. Er war am Bein und im Gesicht verwundet, sein Panzer hatte Buckeln von vielen Kugeln. Noch kämpfte Franz wie ein Verzweifelter, da stach Nikolaus Graf von Salm sein Pferd nieder und ein Spanier drohte ihn zu tödten, wenn er sich nicht ergebe. Da rief der König französisch: „Das Leben, ich bin der König, ich ergebe mich dem Kaiser," und verlangte nach dem Vicekönig. Bourbon war in der Nähe, man rieth ihm, sich an diesen zu ergeben, allein unwillig rief Franz: „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, denn mich selbst." Weil Pescara, der die Schlacht leitete, mala guerra anbefohlen hatte, d. h. dass man jeden, der sich wehre, niedermache und nicht plündere, bis das Zeichen gegeben wäre, so kam Franz durch die herandrängenden Gesellen, die ihn nicht kannten, noch oft in Todesgefahr, und als sie erfuhren, wer der hohe Gefangene sei, wollten alle ein Beutestück von ihm haben, so dass er in kurzer Zeit ziemlich entblößt dastand. Endlich befreite ihn der Vicekönig vor den Demüthigungen und geleitete ihn in sein Zelt, da Franz gebeten hatte, ihn nicht nach Pavia zu führen, um nicht zum Schauspiel und zum Gespött zu dienen. Nachdem seine Wunden verbunden waren, nahte Bourbon dem König. Beide wussten sich selbst zu beherrschen: der eine zeigte keine Freude über die Demüthigung seines Gegners, der andere keine Niedergeschlagenheit. Beim Mahl sprach Franz auf das Offenste über seine Pläne, über die Fehler, die er begangen, und über die grausame Art, wie die Schweizer ihn getäuscht hätten. Im Schreiben an seine Mutter kommt zwar nicht die berühmte Stelle vor: „Madame, tout est perdu, hors l'honneur", wohl aber der Satz: „De toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie, qui est sauvée." Franz gefangen.

Karls Gegner war niedergeworfen, war gefangen, die Blüte des französischen Adels war gefallen, der Ruhm der Schweizer war erblichen vor den deutschen Landsknechten. Als Pennalosa, der Bote des Sieges, Karl in Madrid in kurzen Worten Meldung machte von seinem Glück, erbleichte dieser und vermochte in den ersten Augenblicken kein Wort hervorzubringen.[2]) Dann eilte er weg in ein Nebengemach vor einen Altar, kniete nieder und bat Gott, dass er würdig werde der Größe seines Berufes, und als er wieder zu seiner Umgebung zurückkehrte, sprach er von der Eroberung Constantinopels und Jerusalems. In Augenblicken tiefer Erregung enthüllt sich die Seele auch des verschlossensten Menschen: so hier bei Karl. Wie Alexander nach Einigung Griechenlands gegen Asien zog, so war es auch der höchste von Karls Wünschen, als mächtigster Herr des vereinten Abendlandes das Kreuz zum Sieg über den Halbmond zu führen. Karl V.

Wenn die Sieger sogleich gegen Frankreich aufbrachen, so kam dieses Land sehr in Gefahr. Der Eindruck der Unglücksbotschaft war gewaltig, die Frankreich.

[1]) Von Zeitgenossen schildern diese Schlacht eingehend unter den Franzosen Martin du Bellay, unter den Spaniern Sandoval; Guicciardini ist diesmal unter seinem Talent.

[2]) Nach langem Schweigen wiederholte er bloß des Boten Worte: „El rey sta preso en mi poder y la batalla sta gagnada para mi." (Der König ist gefangen in meiner Gewalt und die Schlacht ist gewonnen für mich.)

Stimmung in Frankreich. Erbitterung gegen die Regierung groß. In der Normandie z. B. nahm man alle öffentlichen Gelder in Beschlag und dachte nur an Vertheidigung dieser Landschaft, Bourbon hatte noch immer einen großen Anhang. Die Lage schien so verzweifelt, dass das christliche Frankreich sogar an den Großtürken um Hilfe sandte, dass man zum Entschluss kam, den König in der Gefangenschaft zu lassen und kein Wort mehr davon zu reden. Allein die kaiserlichen Anführer konnten den ersten Moment der Betäubung nicht benützen, denn das Heer meuterte, weil es den verlangten Soldrückstand nicht sogleich erhielt, nahm die Kanonen in Pavia weg und verschanzte sich, bis es bezahlt war. Indes erwachte Frankreich aus der Betäubung, die Nation bot alle Mittel, und des Königs Mutter, die Regentin, zeigte sich thatkräftig. Mit den Schweizern wurden neue Bündnisse geschlossen und bei seinen reichen Hilfsmitteln konnte Frankreich wieder ruhig einen Angriff des Feindes abwarten.

Coalition gegen Karl V. Der Sieg schien übrigens in Europa so furchtbar, dass sich sogleich eine europäische Coalition gegen den Sieger bildete. Italien, Frankreich, England hielten zusammen. Heinrich VIII. war jetzt eifersüchtig auf Karl, wie er es früher auf Franz gewesen war, seit Karl sich nicht geneigt zeigte, auf Englands Ansprüche an das Königreich Frankreich einzugehen, denn dann hätte das vereinigte Frankreich und England ihm eine viel größere Macht entgegengestellt, als jetzt Frankreich allein. Wolsey war jetzt kalt gegen den Kaiser, weil er glaubte, dieser habe bei der letzten Papstwahl nicht genug für ihn gethan.[1]) Bald war man in Paris gewiss, dass gegen eine namhafte Geldzahlung das Bündnis mit England zu erhalten sei. Aus Italien kamen ermuthigende Anträge an Heinrich VIII. In Italien war die Angst nach dem (Stimmung in Italien) Siege noch viel größer, als in Frankreich, denn der Spanier saß jetzt im Nordwesten wie im Süden fest. Die Hoffnung, Karl und Franz würden im Kampf gegeneinander ihre Kräfte aufreiben, hatte sich in schrecklicher Weise als eitel erwiesen. (Ausbeutung des Sieges.) Der Kaiser war Sieger, seine Feldherren beuteten den Erfolg gehörig aus, und benahmen sich wie Herren. Der Papst musste 200.000 Ducaten zahlen, von Venedig wurde die gleiche Summe gefordert, von Ferrara 50.000, von Lucca 10.000, von Siena 15.000 Ducaten. Keine Macht war in Italien mehr imstande, die Unabhängigkeit zu retten. Venedig hatte zwar noch ein Heer von 12.000 Mann beisammen, aber es fühlte mit jedem Jahr schwerer die Folgen der Liga von Cambray und dass der Welthandel seit der Entdeckung Ostindiens und seit der Eroberung Ägyptens durch den Sultan eine andere Richtung genommen habe. Es galt noch für stärker, als es in Wirklichkeit war, und fürchtete durch einen Kampf seine innere Schwäche zu verrathen. (Clemens VII.) Clemens VII. war schwach, die Finanzen des Kirchenstaates waren durch Leo X. erschöpft: darum beugten die Italiener sich im Augenblick dem

[1]) Ranke, l. c. II, S. 316—318.

Sieger, lauschten aber auf jedes Lüftchen, das ihnen Botschaft brächte von einer Gefahr für denselben und von einer Hoffnung, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen.

Die Hauptfrage war: wie stellte sich der siegende Kaiser zum besiegten Könige? Gattinara rieth Karl: „Entweder erniedrigen Sie den König von Frankreich so tief, dass er sich nie wieder erheben kann, oder behandeln Sie ihn so hochherzig, dass er sich nie wieder gegen Sie erheben mag, oder lassen Sie ihn nie mehr frei; das Schlimmste wäre, ihn halb befriedigt zu entlassen." — Karl gedachte den Sieg gründlich auszubeuten und verlangte zunächst: 1. Frankreich verbinde sich mit ihm gegen die Türken und der Dauphin vermähle sich mit der Infantin von Portugal, der Nichte des Kaisers. 2. Frankreich stelle das Herzogthum Burgund in seiner vollen Ausdehnung wie unter Karl dem Kühnen an ihn zurück. 3. Der Process gegen Bourbon werde niedergeschlagen und dieser solle nicht nur seine alten Besitzungen, sondern auch die Provence und die Dauphiné erhalten, damit er ein unabhängiges Königthum daraus bilden könne; derselbe solle mit der Schwester des Kaisers vermählt werden. Endlich solle der König von England die Normandie, Guyenne und Gascogne erhalten. Forderungen an Franz.

Gieng das alles in Erfüllung, so war Deutschland in alle Zukunft vor einem Angriff Frankreichs gesichert. „Lieber im Gefängnis sterben, als das zugestehen", rief Franz I. Aber diese heldenmüthige Aufwallung war von kurzer Dauer und bald machte er Gegenanerbietungen: Bourbon solle seine Besitzungen und die Hand einer königlichen Prinzessin und in Abwesenheit des Königs den Oberbefehl über das französische Heer im Dienste des Kaisers haben; Franz I. wolle verzichten auf Flandern, Artois und eine große Summe für die Pikardie zahlen. Er bat um die Hand Eleonorens,[1]) der Schwester Karls, der verwitweten Königin von Portugal. Burgund solle ihre Aussteuer bilden und der zweite Sohn des Kaisers Herzog von Burgund sein, wenn sie ohne männliche Nachkommenschaft sterbe. Franz wollte verzichten auf Genua und Neapel, Mailand aber sollte einem der zu erwartenden Söhne von ihm und Eleonore zukommen. Er versprach, mit einer Flotte und in eigener Person den Kaiser zur Krönung nach Rom zu geleiten. Mit andern Worten: Franz I. versprach, der erste Diener des Kaisers zu werden, wenn er nur wieder seine Freiheit und den größten Theil seines Königreiches erlange. Karl antwortete lange nicht. Schon fürchtete Franz, nach Neapel abgeführt zu werden und wurden Pläne eingeleitet, ihn gewaltsam zu befreien, als Lannoy ihn beredete, Karl sei großmüthig, eine Zusammenkunft mit ihm werde schnell zu einem billigen Frieden führen. Franz willigte ein, auf französischen Schiffen, aber mit kaiserlicher Bewaffnung, nach Spanien zu fahren, und am 2. Juli 1525 landete er in Valencia.[2]) Angebot. Franz nach Spanien.

Wie stieg jetzt erst die Angst der Italiener! Wenn Karl und Franz sich vereinigten, so war alle Hoffnung dahin, je aus der eisernen Umarmung sich loszumachen! Darum trugen sie sich von neuem mit dem Plane, durch eine nationale Anstrengung sich vom Kaiser, wie von Frankreich loszumachen.

---

[1]) Die Königin Claudia war am 25. Juli gestorben, drei Söhne, zwei Töchter hinterlassend. Als Tochter Ludwigs XII. war sie beim Volke ebenso beliebt, wie wegen ihrer Güte und ihrer Frömmigkeit, und bemitleidet wegen der Leichtfertigkeit des Königs.

[2]) Champollion, Captivité de François, I.

Pläne gegen Karl V. Der Hauptträger des Planes war Morone, der schlaue, gewandte Minister des Sforza: er benutzte die Irrungen zwischen dem Papst und dem Kaiser. Briefe waren aufgefangen worden, welche die feindselige Gesinnung päpstlicher Clemens VII. Räthe gegen den Kaiser bewiesen. Clemens VII. grollte nicht ohne Grund, dass ihm der Kaiser nicht Wort halte. Im letzten Vertrage waren seine Rechte auf Reggio und der Salzverkauf im Mailändischen gewährleistet — nun wollten aber die Kaiserlichen den Herzog von Ferrara nicht angreifen und der Erzherzog Ferdinand hatte erlangt, dass das Salz für Mailand aus Österreich bezogen werde. Überhaupt fürchtete Clemens VII. für die Unabhängigkeit des römischen Stuhles vom Kaiserthum.[1] Darum betrieb der Papst die Aussöhnung Frankreichs mit England und einen neuen Bund mit der Schweiz. Rasch gelang es auch, Franz Sforza zu gewinnen, der noch immer nicht mit Mailand belehnt war und fürchtete, Erzherzog Ferdinand werde das Herzogthum erhalten, der immer nur Klagen seiner Lombarden über die Spanier und Deutschen anhören musste und nicht helfen konnte. Kaum hatte Sforza Franz Sforza. von der Regentin von Frankreich die Zusage, dass sie ihn als Herzog von Mailand anerkennen wollte, so trat er insgeheim der Verbindung gegen den Kaiser bei. Louise versprach Venedig jährlich 40.000 Thaler, wenn es sich rege für die Befreiung Italiens. Der Schweiz stellte man vor, wie gefährdet sie sei, wenn Habsburg die Lombardei habe. So entstand denn insgeheim ein Bund. großer Bund für die Unabhängigkeit Italiens: England, Frankreich, Sforza, Venedig, der Papst. Man mahnte Louise, nur fest zu sein: wenn Frankreich die Unabhängigkeit Italiens anerkenne, so werde man den Kaiser schon zwingen, ihren Sohn freizugeben. Auch Neapel sollte dem Kaiser entrissen werden und zwar durch einen höchst feinen Plan, den Morone ausersonnen.

Italien konnte nur frei werden durch einen italienischen Feldherrn. Ein Pescara. solcher war im Heere des Kaisers — Pescara. Sein Geschlecht, die Avalos,[2] war seit hundert Jahren aus Spanien in Neapel eingewandert, er galt darum vollkommen als Italiener. Er war jung, hochbefähigt, tapfer, findig, er hatte am meisten beigetragen zum Glücke des Kaisers. Er war aber auch unzufrieden: nicht er, sondern Lannoy durfte Franz nach Spanien führen; er war eifersüchtig, dass Lannoy dort als der eigentliche Sieger gefeiert und be-Morone. lohnt wurde. Das wusste Morone,[3] darauf baute er seinen Plan, Pescara durch Angebot der Krone von Neapel zu gewinnen. Morone machte Pescara Eröffnungen, nachdem er von ihm das Ehrenwort erlangt, ewig geheim zu halten, was er ihm jetzt sage. Pescara konnte Italien befreien, denn die deutschen Landsknechte waren, um den Sold zu ersparen, schon entlassen, die wenigen Truppen im Land hiengen mit feuriger Anhänglichkeit an ihm, er durfte nur wollen und — er machte Italien frei und errang eine Krone. Pescara antwortete: „Es ist

---

[1] Bucholtz, Ferdinand I., S. 274—298.

[2] Paulus Jovius, Vita Davali.

[3] Morone war ein Mailänder, zuerst im Dienste Ludwigs XII., dann der Sforzas, ein genialer Mann im Sinne von Macchiavelli.

etwas Großes, was Ihr mir da sagt, und nicht minder groß ist, dass Ihr es mir sagt. Aber keine Unzufriedenheit der Welt könnte mich vermögen, wider die Gesetze der Ehre zu handeln. Sollte ich mich vom Kaiser lossagen, so müsste es auf eine solche Weise geschehen, dass der beste Ritter sich nicht besser zu betragen vermöchte; ich thäte es nur, um dem Kaiser zu beweisen, dass an mir mehr gelegen ist, als an gewissen Leuten, die er mir jetzt vorzieht." — Morone hielt das für Zustimmung, den neuen Procida für gewonnen, eine lombardische Vesper schon für gesichert, und die stolzesten Hoffnungen bemächtigten sich der Vertrauten, dass Italien auf einmal aus dem tiefsten Elende zum höchsten Glück aufsteigen werde. Allein Pescara war in seinem Herzen durch und durch Spanier; er hasste und verachtete die Italiener und gedachte nur, durch Schlauheit hinter die ganze Verschwörung zu kommen und den Ausbruch derselben hintanzuhalten; er meldete sogleich insgeheim dem Kaiser, er habe die Fäden einer großen Verschwörung in der Hand und werde ihm alles enthüllen, sobald er die Schuldigen alle kenne; er schrieb nach Innsbruck um Hilfe und erhielt schon im September Vollmachten von Karl, im vorliegenden Falle zu handeln, wie er es für nothwendig halte. Pescaras Treue war also makellos, aber auch ohne ihn wäre der kaiserliche Hof hinter das Geheimnis gekommen — denn Frankreich selber verrieth dasselbe an Kaiser Karl V.[1]

Angebot eines Thrones.

Am 24. Juni 1525 hatte Louise den geheimen Vertrag mit den Verschworenen unterzeichnet. Am 2. Juli war Franz in Valencia gelandet, in der Hoffnung, der Kaiser würde ihn sogleich an den Hof berufen. Allein Karl zeigte sich kalt, gemäß der Ansicht, sei er einmal mit Franz zusammengekommen, so gezieme es sich nicht, den König länger gefangen zu halten. Er willigte nur in einen Waffenstillstand bis zu Ende des Jahres und in einen Geleitsbrief für die Schwester des Königs, Margaretha, die verwitwete Herzogin von Alençon, die schön und geistreich und ihrem Bruder über das Maß[2]) ergeben, nach Spanien eilte, um ihn in der Gefangenschaft zu trösten, mit der geheimen Nebenabsicht, Karls Herz zu gewinnen und Kaiserin zu werden. Erst anfangs September durfte Franz I. nach Madrid, wo der spanische Adel ihn als Helden und Ritter aufs glänzendste empfieng, er aber Karl nicht fand, der in Toledo weilte, dagegen ein glänzendes Gefängnis in einem Thurm am Manzanares. Langeweile, Unmuth machten den König krank.[3]) Die Melancholie zog ihm ein heftiges Fieber zu. Karl fürchtete, durch den Tod des Königs um den Preis des Sieges zu kommen. Da die Ärzte sagten, nur Karl könne den König heilen, so stattete dieser dem Kranken einen Besuch ab und sprach Worte des Trostes zu ihm, 18. September 1525. Am nächsten Tage traf Margaretha ein. Am 25. September nahm die Krankheit eine heilsame Wendung, am 2. October konnte die Schwester schon nach Toledo sich begeben, um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Um ihn zu gewinnen, theilte sie das Geheimnis der italienischen Verschwörung mit. Es ist unleugbar, dass Frankreich die Italiener damals geopfert hat.[4])

Margaretha.

Franz in Madrid.

Karl V. bei Franz I.

[1]) Ranke, l. c. II, S. 320—341. — Sepulveda, De rebus Gestis Caroli V., lib. VI, cap. 8. — Bucholtz, l. c. II, 298—320. — Hormayrs Archiv. 1810, p. 28.

[2]) Vergl. Génin, Lettres de Marguérite — und Michelet, Réforme, p. 154—162, 226.

[3]) Captivité, l. c. p. 301—330.

[4]) Michelet, Réforme, p. 226. — Henri Martin, l. c. vol. VIII, p. 86-87. — Sismondi, Hist. des Français. XVI, p. 270.

Die Krankheit Franzens, eine Erkrankung des Herzogs von Mailand und Pescaras, hemmten die Schritte der Verschworenen. Auch bekam Sforza im August 1525 endlich die Belehnung mit Mailand, allerdings unter schweren Bedingungen: er musste 500.000 Ducaten in Fristen, 100.000 Ducaten sogleich bezahlen. Dann kamen wieder Dinge vor, welche die Verbündeten verblüfften und gegen Pescara argwöhnisch machten. Als dieser genug Beweise in Händen und genug Kräfte gesammelt hatte, lüftete er auf einmal die Maske. Am 14. October 1525 lud er Morone zu einem vertraulichen Gespräch ein, hinter einer Tapete versteckt hörte sein Mitbefehlshaber Leyva alles an. Morone entwickelte unvorsichtiger Weise noch einmal alle Hilfsmittel des Unternehmens. Als er nach Hause gehen wollte, wurde er verhaftet und ins Schloss nach Pavia gebracht. Übrigens verwendete sich Pescara beim Kaiser für Morone, man dürfe ein solches Talent nicht brach liegen lassen — noch in seinem Testamente flehte er den Kaiser an, ihm die Freiheit zu schenken.

Morone gefangen.

Der Process gegen ihn stellte den Herzog Sforza bloß,[1]) der an Morone überdies seine Stütze verloren hatte; Pescara verlangte nun vom Herzog seine festen Plätze zur Sicherung. Willenlos gab Sforza nach; als er aber auch Cremona und die Citadelle von Mailand ausliefern sollte, warf er sich mit 800 Mann in das Schloss seiner Hauptstadt, welches die Spanier jetzt zu belagern begannen. Zugleich ward öffentlich ein Process wegen Felonie gegen den Herzog eröffnet. Wie waren die Verschwornen jetzt betäubt, bloßgestellt und überdies noch nicht gerüstet, und wie stolz war jetzt die Sprache des Kaisers! Er verlangte kurzweg von Venedig 80.000 Ducaten und ein offenes Bündnis. Unsäglichen Hass warfen die Italiener jetzt auf Pescara,[2]) der am 30. November 1525 einer Krankheit oder dem Gifte erlag.

Sforza belagert.

Vittoria Colonna.

Pescaras Gattin ist die berühmte Dichterin Vittoria Colonna. Bernardo Tasso hat diese Verbindung mit den Worten gepriesen: „Du hast der Waffen Ruhm; in dir verbirgt sich die keusche Schönheit, Kraft gepaart mit Anmuth, wie Himmel nie der Erde Höheres sandte.“ Ein Brief dieser herrlichen Frau zeigt, wie tief der Antrag der Königskrone Pescara bewegt hat. „Ich will nicht das Weib eines Königs sein, wohl aber das des großen Feldherrn, welcher nicht bloß im Krieg durch Tapferkeit, sondern auch im Frieden durch jenen Adel ausgezeichnet ist, der die größten Könige besiegt hat. Nicht die Größe der Reiche bringt die wahre Ehre, sondern der gerade Weg des Rechtes und der Tugend.“[3]) Vittoria war eben auf der Reise zu ihrem Gemahl, als sie die Nachricht von seinem Tode traf. Fürsten boten der schönen, gefeierten Witwe ihre Hand an, sie aber zog sich in ein Kloster nach Rom zurück. Hier ward sie sogar von Karl V., als er glorreich in Rom einzog, besucht und er von ihr im Trauergewand, denn sie trauerte ihr ganzes Leben, empfangen. Sie war eine ebenso bezaubernde, als geistreiche und tugendhafte Frau. Als sie schon alterte, erweckte sie noch im Herzen des großen Michel Angelo die feurigste Liebe. Als dieser sie eines Tages in ihrem Kloster besuchen wollte, fand er sie schon als Leiche, und als er in seine Werkstätte zurückkam, schlug er sich voll Ärger die Brust, dass er nicht gewagt habe, die platonische Stirne der schönen Leiche zu küssen.[4]) Vittoria war

[1]) Examen Moroni detenti — bei Tullio, dann Dandolo, Ricordi inediti di Morone. Milano 1855.

[2]) Guicciardini, l. c. XV, nennt ihn hochmüthig, hinterlistig, boshaft, unehrlich.

[3]) Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, I, S. 271, 301.

[4]) „Morte mi tolse una grande amica“, schrieb er von ihr.

eine echte Tochter ihrer Kirche. Ihre Sonette[1]) hatten so viel Zauber für die Italiener, dass sie ihr den Namen der Göttlichen gaben. Ein berühmter Zeitgenosse sagt von ihr: es habe geschienen, als ob nicht bloß der Geist Petrarcas, sondern auch der Geist Platos in dieser heiligen Brust gewohnt habe. Pescaras Preis war das Endziel ihres Dichtens, ihr Lob wiegt schwer beim Urtheil der Geschichte, und der Ausdruck ihres Gottvertrauens in den Stürmen der Zeit.[2])

Bourbon in Madrid.

Die Vorgänge in Italien gaben den Unterhandlungen in Spanien eine neue Wendung. Bourbon traf am 14. November in Toledo ein. Der Kaiser empfieng ihn glänzend, der Adel aber behandelte ihn als Verräther an seinem Könige mit Kälte. Als der Kaiser den Marchese von Villena ersuchte, Bourbon seinen Palast zu leihen, antwortete dieser: er könne seinem König nichts abschlagen, werde aber seinen Palast, sobald Bourbon ihn verlassen, mit eigener Hand anzünden, weil er ihn durch den Aufenthalt dieses Verräthers für befleckt halte. Bei dieser Stimmung des spanischen Adels gegen Bourbon war es Karl nicht möglich, Bourbon seine Schwester Eleonore zur Gemahlin zu geben. Er gedachte nun, ihn durch das Herzogthum Mailand zu entschädigen. Bourbon trieb mit Feuer zum Krieg, zu dem die Italiener sich jetzt auch mit Eifer rüsteten, zumal seit Pescaras Tod das kaiserliche Heer seines besten Führers beraubt war. Wenn sie schnell handelten, hatten die Italiener Aussicht auf Erfolg, denn Deutschland war noch erschüttert durch den Bauernkrieg. Louise versprach 300 Reiter und 10.000 Schweizer, 40.000 Ducaten und einen Angriff auf Spanien. Heinrich VIII. stand ein für Erfüllung ihres Versprechens, verlangte dagegen — welche Wendung der englischen Politik! — dass Frankreich keinen Fußbreit Landes beim Frieden abtrete.[3]) Venedig und Florenz wollten zusammen 1800 schwere, 2000 leichte Reiter und 20.000 Mann zu Fuß stellen. Wenn Papst Clemens VII. rasch handelte, so brach wieder ein Kampf auf Leben und Tod aus. Allein sein vertrauter Rath, Nikolaus von Schomberg, hielt ihn hin; so gewann der Kaiser zwei Monate Zeit und indes kamen die Verhandlungen mit Franz zum Abschlusse.

Vertrag von Madrid

Ende November hatte Margaretha nach Frankreich eine insgeheim abgefasste Erklärung des Königs mitgebracht, worin dieser seine Mutter und bei ihrem Absterben seine Schwester zur Regentin im Namen seines Sohnes, des Königs, ernannte, mit andern Worten, selber die Krone niederlegte.[4]) Karl hatte in seinem Gefangenen dann nur noch einen Privatmann in seiner Gewalt. Allein diese heroische Wallung hielt bei Franz nicht lange an. Er unterhandelte von neuem als König und versprach Karl Burgund. So kam am 14. Januar 1526 der Vertrag von Madrid zustande. Franz schwor hier, bei einem feierlichen Hochamt, die Hand auf das Evangelium: er trete dem Kaiser das Herzogthum Burgund ab, er verzichte auf alle Ansprüche an Mailand, Genua, Asti und Neapel, er überlasse Italien vollkommen dem

[1]) Sonette der Vittoria Colonna, mit deutscher Übersetzung von Bertha Arndts. Schaffhausen 1858. 2 Bände.

[2]) Einige ihrer schönsten Briefe hat kürzlich Reumont übersetzt: „Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener." Freiburg 1877. S. 227—250.

[3]) Rymer l. c. XIV, p. 37—48. — Flassan, l. c. I, p. 317—333.

[4]) Nach dem Rechte, genannt Postliminium, konnte er die Krone wieder übernehmen, wenn er frei wurde.

von Franz beschworen. Kaiser, er unterstütze ihn mit einem Heer und einer Flotte, wenn er zur Krönung nach Rom oder zum Krieg gegen die Türken oder Ungläubigen ziehe, er verzichte auf seine Oberhoheit über Flandern und Artois, er ziehe seinen Schutz zurück für den König von Navarra, für Geldern und den Grafen von der Mark, er stelle Bourbon und dessen Verbündeten alle Güter wieder zurück, er zahle für Karl dessen Schuld an den König von England, endlich vermähle er sich mit Eleonore, der Schwester des Kaisers. Karl hingegen verhieß Bourbon das Herzogthum Mailand. Als Geiseln für den König sollten dessen beide Söhne nach Spanien kommen und Franz die Annahme dieses Vertrages bei den Ständen von Frankreich erwirken und wieder in die Gefangenschaft zurückkehren, wenn er in irgend einer Weise gehindert werde, den Vertrag zu erfüllen.[1])

So schwor Franz feierlich, obschon er kurz vorher vor seinen französischen Vertrauten gegen diesen Vertrag, als erzwungen, protestiert und ihn für null und nichtig erklärt hatte. Nach dem Schwur feierte er in Illescas seine Verlobung mit der Schwester des Kaisers, der ihn fortan wie einen Bruder behandelte und beim Abschied, auf dem Wege vor einem Kreuze, noch fragte: „Bruder, wisst Ihr noch alles, was Ihr mir zugesagt." — „O ja! ich kann alle Artikel hersagen Franz treulos, und keine Gewalt in meinem Reiche soll mich daran hindern, sie zu erfüllen." — „Eines bitte ich Euch," sagte dann der Kaiser, „wollt Ihr mich in etwas hintergehen, so betreffe es nicht meine Schwester, Eure Braut, denn diese ist ein Weib und würde sich nicht rächen können." — Am 18. März 1526 wurde Franz an der Grenze auf einer Barke auf der Bidassoa gegen seine beiden Söhne ausgewechselt. „Eure Hoheit ist frei," sagte Lannoy, „erfülle sie nun auch, was sie versprochen." — „Es wird alles erfüllt werden", sagte der König.[2]) Auf seinem kehrt heim, Gebiete angekommen, jagte Franz I. zuerst auf einem wilden Renner im Kreise umher und rief in einemfort: „Jetzt bin ich wieder König!"[3]) — Er schrieb sogleich an Heinrich VIII., er werde alles vollbringen, was seine Mutter verbricht den Eid. sprochen habe, und schloss mit den Italienern ab über die Vertreibung der Kaiserlichen aus Italien, und diese versprachen, die Freilassung seiner Söhne vom Kaiser zu erzwingen. Die Stände von Burgund antworteten, wie der König wollte, er dürfe kein Land seines Reiches preisgeben, der Schwur in Madrid sei darum nicht giltig, weil er mit seinem Krönungseid im Widerspruch stehe. Als die Gesandten des Kaisers ihn an den Vertrag mahnten, bot er ihnen zwei Millionen Thaler an und hielt es nicht unter seiner Würde zu seinen Ständen zu sagen: „Als Edelmann würde ich mich lieber hundertmal überreiten lassen, als in die Abtretung Burgunds zu willigen; denkt nun, was ich erst als König darüber fühlen muss!" — Als Karl Franz auffordern ließ, so möge er denn in die Gefangenschaft zurückkehren, war seine Antwort —

[1]) Dumont, Corps dipl., IV, p. 44.
[2]) Ranke, Deutsche Geschichte, II, S. 320—346.
[3]) Me voici roi derechef (= von Neuem).

Die Liga zu Cognac.

Am 22. Mai 1526 war nämlich zwischen Clemens VII., Franz I., Venedig und Sforza ein Bund abgeschlossen worden, welcher, weil der Papst an seiner Spitze stand, der heilige genannt wurde und welchem am 4. September 1526 auch Heinrich VIII. beitrat. Die Theilnehmer versprachen sich untereinander Frieden und Schutz: Sforza solle Mailand erhalten, Franz Asti und die Oberhoheit über Genua, 50.000 Goldstücke jährlich aus Mailand. Die übrigen italienischen Staaten treten in ihre Verhältnisse zurück. Der Kaiser läſst die Söhne Franzens frei gegen billige Lösung, hält in Italien nie mehr Truppen, als der Papst und Venedig gestatten, und zahlt dem König von England, was er ihm schuldig ist. Tritt Karl diesem Bund, nebst seinem Bruder Ferdinand, nicht unbedingt bei, so wird ihm auch Neapel entrissen. Ein französisches Heer wird Spanien angreifen, ein anderes in die Lombardei einrücken, Italien wird 2500 schwere, 3000 leichte Reiter und 30.000 Mann zu Fuß aufstellen, zugleich werden venetianische und päpstliche Galeeren Neapel zur See angreifen. Sind die Spanier daraus vertrieben, so wird der Papst Neapel einem italienischen Fürsten verleihen, welcher aber dem Könige von Frankreich jährlich 75.000 Gulden und dem Cardinal Wolsey und dem König von England große Güter und Einkünfte in jenem Königreich geben muſs.[1]

Heilige Liga.

Die Venetianer und der Papst waren rührig. Jene sandten 6000 Mann nebst schwerer Reiterei unter dem Herzog von Urbino an die Adda, dieser 6000 Mann unter Rangone auf Piacenza. Schweizer wurden erwartet, Sforza war in Mailand noch von Spaniern belagert. Wenn die drei Haufen sich rasch vereinigten, so kam der Kaiser um Mailand und sein Heer, zumal wenn noch ein französisches Heer über die Alpen zog. Allein Franz schien nur wieder König geworden zu sein, um dem Vergnügen zu leben. Da hatte seine Mutter Louise als Regentin mehr Thatkraft bewiesen! Er haſste die Geschäfte mehr als je. Die Verbündeten hofften, daſs er sich an die Spitze stelle und durch glänzende Siege den Makel von Pavia abwasche! Aber Franz wollte vom Kriege nichts mehr wissen. Jagd und Spiel und Liebeshändel nahmen seine Zeit und seine Mittel in Anspruch. „Alexander", sagt ein Zeitgenosse, „gab sich mit Frauen ab, wenn er keine Geschäfte hatte; Franz aber gibt sich mit Geschäften ab, wenn er keine Frauen um sich hat." So gewann der Kaiser Zeit, zumal der Feldhauptmann Venedigs, Franz Maria della Rovere, Herzog von Urbino, ein Zauderer war, nur unangreifbare Lagerstätten suchte und nach dem Plane handelte, man müsse sich mit den Kaiserlichen nicht in eine entscheidende Schlacht einlassen, sondern den Krieg hinziehen, aus Geldmangel werde Karl ihn nicht auf die Dauer fortführen können. Der Türke überzog damals Ungarn und bedrohte Deutschland, so daſs Ferdinand dem Heere seines kaiserlichen Bruders in Italien keine Hilfe senden konnte. Die Cortes waren miſs-

Krieg in Italien.

Franz leichtsinnig.

[1] Dumont, l. c. IV, I, p. 451. — Flassan, l. c. I, p. 333—335.

Geldnoth. stimmt und bewilligten Karl kein Geld. — Insofern war also die Rechnung des Herzogs von Urbino richtig; dabei leitete ihn noch Misstrauen gegen seine Soldaten den Spaniern gegenüber und persönliche Abneigung gegen den Papst.

So kam es, dass trotz der Vereinigung der verschiedenen Abtheilungen der Verbündeten in der Nähe von Mailand der Herzog von Urbino mit seinem mehr als 20.000 Mann starken Heere die 5000 Deutschen und 5000 Spanier nicht anzugreifen wagte. Bourbon. Indessen kam 8. Juli 1526 Bourbon aus Spanien mit 800 Fußknechten und etwas Geld beim kaiserlichen Heere an. „Die Waffen der Venetianer und des Papstes sind stumpf", hieß es damals. Am bittersten empfanden die Mailänder den Rückzug des Herzogs von Urbino. Die Spanier Leiden Mailands. insbesondere behandelten die Einwohner als Feinde und quälten sie bis aufs Blut, knebelten die Wirte und lebten mit den Frauen. Obschon der Selbstmord bei den Italienern höchst selten ist, so kam er doch in Mailand jetzt häufig vor. Die Unglücklichen stürzten sich in Brunnen oder erhenkten sich, nur um der Zwingherrschaft der Spanier zu entgehen. Bourbon kam als neuer Herzog von Mailand, die Bürger warfen sich ihm zu Füßen und beschworen ihn unter Thränen, sie entweder alle mit einem Schlag zu vernichten, oder sie nicht länger in einem Zustande schmachten zu lassen, der ärger sei, als der Tod. Bourbon forderte 30.000 Ducaten, damit er den Kriegern den Sold geben könne, und schwor dann, die erste Kugel solle ihn tödten, wenn er nicht helfe.[1]) Er bekam das Geld, hielt aber sein Wort nicht, wahrscheinlich weil er nicht helfen konnte.

Aufstand im Kirchenstaate. Am 24. Juli capitulierte Franz Sforza wegen Mangels an Lebensmitteln — er durfte sich nach Lodi zurückziehen. Die Lage der Kaiserlichen war jetzt viel besser, seit sie auch das Castell hatten. Doch allmählich stießen die Schweizer und endlich auch die Franzosen unter Lautrec zum Heere der Liga und so war dieses im September wieder besser daran, als die Kaiserlichen in dem meuterischen Mailand.

Allein jetzt geschah ein Schlag im Kirchenstaat. Nachdem des Kaisers Bevollmächtigter Moncada in Rom Clemens VII. nicht hatte bewegen können, von der Liga zurückzutreten, schlugen des Kaisers Anhänger, die Colonna los, überrumpelten am 20. September 1526 Rom und besetzten den Vatican im Namen des Kaisers. Der Papst konnte mit Mühe noch in die Engelsburg flüchten, musste aber seinen Gegnern Waffenstillstand für Neapel, für Mailand, Genua und all seine Truppen zu Land und zur See auf vier Monate zugestehen.[2])

Die päpstlichen Truppen zogen sich für den Augenblick vom Heere der Verbündeten zurück, die nur Cremona am 24. September zu nehmen vermochten. Der Waffenstillstand wurde jedoch von beiden Parteien nicht gehalten. Die Colonna. Die Colonna begannen neue Feindseligkeiten und der Papst sprach den Bann über sie aus. Da bekamen aber die Kaiserlichen auf einmal Hilfe aus Deutschland. Ferdinand sandte an Jürg Frundsberg zu Mindelheim, welcher seine Herrschaft verpfändete und das Geschmeide seiner Frau versetzte, nur um

---

[1]) Du Bellay, l. c. II. — bei Michaud, l. c. V, p. 203 ff.
[2]) Gregorovius, l. c. VIII. S. 457—475.

den Landsknechten einen Thaler auf den Lauf geben zu können. Desungeachtet strömte ihm in Menge die waffenfähige Jugend zu, insbesondere die protestantische: denn es gelte diesmal dem Papst, hieß es. Frundsberg selbst glühte von Hass gegen Clemens VII.: „Viel Feind, viel Ehr", sagte er; „er wolle mit Gotteshilfe hindurchdringen, den Kaiser und sein Volk erretten: weil öffentlich am Tage sei, dass der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Colonna unbillig unterdrücke. Darum halte er dafür, es wäre vor Gott und der Welt löblich, dass der Anfänger des Krieges, des Kaisers höchster Feind, gestraft und gehenkt werde, und wenn er es mit eigener Hand sollte."[1] — Trotzdem die Pässe nach Italien geschlossen waren, wusste Frundsberg seine „frommen Landsknechte" über die Alpen zu führen: sein Schwager, der Graf Lodron, wies ihm einen Fußsteig zwischen Klippen und Abgründen,[2] welchen die Feinde nicht beachtet hatten, und so kam der Feldhauptmann bloß mit Verlust einiger Leute und Pferde, die in die Abgründe stürzten, sicher in das Gebiet von Brescia, von da an den Po, wobei Frundsberg auch Kunst in der strategischen Führung eines Heeres bewies. Von da gieng es auf dem rechten Ufer aufwärts nach der Trebbia. Frundsberg. Lodron.

Am 12. Februar 1527 vereinigte er sich mit Bourbon bei Firenzuola, am 22. Februar brach das vereinte 20.000 Mann starke Heer gegen Rom auf. Allein da kam Nachricht, Lannoy, der Vicekönig von Neapel, habe einen Stillstand mit Clemens VII. abgeschlossen, wonach sie gegen eine geringe Summe in die Lombardei sich zurückziehen müssten. Jetzt brach eine wilde Bewegung im Heere aus. Die Spanier waren die ärgsten, zumal ihnen der Kaiser den Sold von acht Monaten schuldig war. Bourbon wurde, als er beschwichtigen wollte, beinahe ermordet; er musste Zuflucht suchen bei Frundsberg. Nun steckten aber die Spanier mit ihrem Rufe: „Lanz, Lanz, Geld, Geld!" auch die Deutschen an, die jetzt auch zusammenliefen und „Geld, Geld" schrien und keinen Schritt weiter thun wollten: „Aller Gemüth entzündete sich und brannte wie Feuer und sie wollten ‚die Obersten und Hauptleute' todtschlagen." — Vergebens ließ Frundsberg „seine lieben Söhne und Brüder" einen Ring bilden und hielt eine Anrede an sie, mild und rechtlich, dass es einen Stein sollte bewegt haben: „Habt ihr solang gelitten, so geduldet euch noch eine kleine Zeit, wir sind doch auf dem Weg, dass wir des Kaisers Feinde suchen und zu Rom unsere Besoldung holen, man kann sonst in dieser Zeit kein Geld erheben, der Kaiser ist zu weit. Wir müssen einig sein, denn wir sind allenthalben von Feinden umgeben." — Es half nichts. „Geld, Geld!" schrien die Wildlinge und streckten sogar auf ihren Obersten die Spieße. Dass seine Söhne sich gegen ihn erhoben, ergriff Frundsberg so ungestüm, dass auch seine riesige Natur zusammenbrach. Er ward vom Schlag gerührt und sank auf eine Trommel nieder. Erst als die Knechte ihren Vater ohnmächtig sahen, kamen sie zur Besinnung. Das wilde Toben legte sich und alles gieng auseinander. Zug gegen Rom. Aufruhr im Heer.

Die Italiener sahen in der Krankheit, welche die Heldenlaufbahn Frundsbergs abschloss, eine Strafe des Himmels, weil er das Leben des heiligen Frundsbergs Tod.

[1] Adam Reißner, Historie der Frundsberge, Bl. 81.
[2] „Dass die Menschen, einer nach dem andern, wie Gemsen klettern mussten, niemand reiten mochte, da Ross und Mann fielen." Reißner, Bl. 82: „Um Frundsberg, der stark und schwer von Leib war, hielten die Knechte lange Spieße wie ein Geländer. Oft fasste er einen starken Knecht in das Koller, der zog ihn, ein anderer schob hinter ihm."

Vaters bedroht hatte, ihre Hoffnung aber, daſs mit der Krankheit des Führers das Heer auseinander gehe, schlug fehl. Die Landsknechte folgten jetzt willig Bourbon und drängten auf raschen Marsch gegen Rom, während in Florenz das Regiment der Medici durch einen Aufstand des Volkes bedroht wurde. Die Bewegung in der Stadt hinderte Urbino, Bourbon rasch zu verfolgen, der ohne Geschütz, Wägen, ohne Vorräthe, weder durch Regengüsse, noch durch Mangel an Lebensmitteln gehindert, auf der großen Heerstraße fortzog. Am 5. Mai abends langte sein Heer vom Monte Mario hinab vor den Mauern des Vatican an. Langsam folgte ihm das Heer der Liga auf den Fersen. Bourbon muſste schnell handeln, sonst kam er zwischen zwei Feuer. Die Unterhandlungen über eine Loskaufssumme zerschlugen sich.[1]) Renzo von Ceri, der einst Marseille so glänzend vertheidigt hatte, befestigte den Papst in seiner Zuversicht, daſs Rom sich halten werde.[2]) Ja er schrieb sogar an den päpstlichen Befehlshaber Rangone, der mit 8000 Mann und Artillerie herbeieilte, er solle zum Hauptheer der Liga stoßen, da die Stadt höchstens

Erstürmung Roms. noch 700 Büchsenschützen bedürfe. In der Früh des 6. Mai 1527 führte Bourbon seine Truppen zum Sturm.[3])

Sismondi sagt:[4]) „So groß der ihn umgebende Glanz war, als Anführer des mächtigsten Heeres, das damals in Europa bestand, scheint es doch, daſs er sowohl die ganze Schmach als die Gefahren seiner Lage fühlte. Prinz von Geblüt und Empörer gegen seinen König; Franzose und Verräther seines Vaterlandes, Katholik und Führer eines Heeres gegen den Papst, das der Religion selber feind war; Ritter und Genosse von Räubern: konnte er sich selber nicht verhehlen, daſs er die Verachtung verdiene, die ihm die Spanier gezeigt hatten, und die alle die äußerten, die ihn nicht fürchteten. Einzig ein glänzender Sieg konnte ihn in seinen sowie in der andern Augen wieder heben; er wollte denselben erringen oder im Kampfe fallen: und als er, zum Sturme antretend, bemerkte, daſs sein deutsches Fußvolk ihn lässig unterstützte, faſste er eine Leiter, stellte sie selbst an die Mauer, um jenes durch seine eigene Unerschrockenheit anzufrischen; und kaum hatte er angefangen hinaufzusteigen, als er ob der Mauer von einer Flintenkugel in die Seite getroffen wurde, daſs sie ihm durch die Weiche und

Bourbons Tod. den rechten Schenkel drang.[5]) Er fühlte alsbald, daſs der Schuſs tödtlich war, behielt aber Geistesgegenwart genug, um die Umstehenden zu bitten, seinen Leichnam mit seinem Mantel zu bedecken, damit seine Soldaten seinen Tod nicht bemerkten."

Der Widerstand, welchen die wenigen Vertheidiger Roms leisteten, war tapfer. Wohl tausend der Stürmenden fielen; allein ein dichter Nebel be-

[1]) Stellen aus Briefen bei Gregorovius, l. c. VIII. S. 514—516.

[2]) Bourbons Trompeter, der Proviant und freien Durchzug durch Rom forderte, wurde mit Hohn abgewiesen.

[3]) Der Kriegsrath war im Kloster Onofrio.

[4]) Sismondi, Histoire des Républiques italiennes, XV, p. 269.

[5]) Mit dem Rufe: „Ha, notre Dame, je suis mort!" — stürzte er zusammen. Der Prinz von Oranien bedeckte ihn mit einem Mantel. Die Stelle war vor dem Campo Santo. Benvenuto Cellini will ihn getödtet haben. Vita, cap. 7. Es war aber der Römer Torrigius.

günstigte die Fremdlinge: in etwa einer Stunde wurden die Mauern erstiegen. Der Papst lag im Gebet in der Sixtinischen Kapelle, als ihn plötzlich die Kunde traf, die Mauern seien überwältigt. Von allen Seiten schlug das Waffengetöse, das Geschrei der Kämpfer, der Weheruf der Verwundeten an sein Ohr. Clemens VII.

Im Vatican, in der Peterskirche floss Blut. Von 200 Schweizern wurden alle erschlagen bis auf 42, die mit dem Papst in die Engelsburg entkamen. Durch die Verluste erbittert, machten die Eroberer im ersten Augenblicke alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und bei 8000 Bewohner wurden in der ersten Wuth erschlagen. Noch immer von Renzo geleitet und hoffend, dass das Heer der Liga in der Nähe sei und Rom rette, ließ Clemens VII. die Kanonen der Engelsburg auf die leoninische Vorstadt spielen. Das hatte aber nur die Folge, die Stürmenden zu erinnern, dass ihre Aufgabe noch nicht gelöst sei, und in kurzer Zeit hatten sie sich auch der übrigen Stadt bemächtigt. Um Mitternacht begannen sie zu plündern und jetzt kamen Tage über Rom, wie es dieselben seit Genserich und seinen Vandalen nicht mehr erlebt hatte. Plünderung. Auf 40.000 Mann war das Heer Bourbons durch Ausreißer aus der Armee der Liga, durch Landstreicher, Banditen angewachsen und diese misshandelten jetzt Rom, wie selten eine Hauptstadt gräslicher misshandelt worden ist. Die Männer wurden geknebelt, gefoltert, die Frauen entehrt, kein Stand, keine Stätte schützte.[1]) Die Deutschen waren die ordentlichsten: hatten sie Geld, Wein, Lebensmittel gewonnen, so zeigten sie sich mitleidvoll gegen die Bewohner. Nur die Anhänger der neuen Richtung und Hasser des Papstes übten ihren Muthwillen in Verhöhnung katholischer Aufzüge. Reisinger erzählt: „Die Landsknechte haben die Verhöhnung des Papstes. Cardinalshüte aufgesetzt, die rothen, langen Röcke angethan und sind auf den Eseln in der Stadt umhergeritten, haben also ihre Kurzweil und ihr Affenspiel gehalten. Wilhelm von Sandizell ist öftermals mit seiner Rott als ein römischer Papst mit dreien Kronen für die Engelsburg kommen; da haben die andern Knecht in den Cardinalsröcken ihrem Papst Reverenz gethan, ihre langen Röcke vorne mit den Händen aufgehebt, den hintern Schwanz hinten auf der Erden lassen nachschleifen, sich mit Haupt und Schultern tief gebogen, niederkniet, Fuß und Hände geküsst. Alsdann hat der vermeinte Papst mit einem Glas voll Wein den Segen gemacht, und Papst Clementi einen Trunk gebracht,

---

[1]) Die Raubsucht war groß, die Beute nicht minder. Am Schlusse der Geschichte des Francesco Vettori heißt es: „Sie tödteten, wer ihnen in den Weg kam, plünderten die kleinen und großen Häuser, Kaufläden, Paläste, Mönchs- und Nonnenklöster, wie die Kirchen, nahmen Männer, Weiber und sogar kleine Kinder gefangen und schonten weder Alter- noch Heiligthümer. Das Morden war nicht übermäßig, denn es werden ja selten Leute getödtet, die sich nicht vertheidigen; aber unermesslich war die Beute an Geld, Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten, an Kleidern, Teppichen, Vorhängen, Waren jeder Art. Wer von den hohen Summen berichten wollte, die man als Lösegeld forderte, dem würde keiner glauben. Wer aber bedenkt, wie lange Zeit das Geld der Christenheit nach Rom zusammengeflossen war — und der größte Theil davon blieb in der Stadt —, wie viele Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, Beamte, wie viele einheimische und fremde Kaufleute in Rom waren, die alle ihre Waren theuer verkauften und ihre Häuser um hohe Preise vermieteten, ohne je Abgaben dafür zu zahlen, wer sich die Schar von Künstlern vorstellt, die hier Erwerb fanden: der wird begreifen, dass niemals eine reichere Stadt geplündert worden ist." — Die Summen, welche in einzelnen Häusern erbeutet wurden, sind unglaublich, so 500,000 Ducaten beim portugiesischen Gesandten, 200,000 im Palazzo Cesarini, 150,000 bei Enkefort. Die deutschen Landsknechte schmückten den langen Bart mit Perlen und Edelsteinen.

die angeregten Cardinäle sind auf ihren Knien gelegen, haben ein jeder ein Glas voll Wein austrunken und dem Papst Bescheid gethan, dabei geschrien: sie wollen jetzt recht fromme Päpste und Cardinäle machen, die dem Kaiser gehorsam und nicht wie der vorige widerspenstig Krieg und Blutvergießen anrichten. Zuletzt haben sie laut vor der Engelsburg geschrien: ‚Wir wollen den Luther zum Papst machen', welchem solches gefalle, der solle eine Hand aufheben, haben darauf alle ihre Hände aufgehebt und geschrien: ‚Luther Papst', und viel dergleichen schimpfliche lächerliche Spottreden gethan." Man würfelte auf den Hochaltären, man zechte mit Dirnen aus Messpokalen.

Verwüstung. Die Spanier und Italiener waren am beutegierigsten, unbarmherzigsten und grausamsten und verübten acht Tage hindurch Greuel aller Art. Nicht einmal die Gräber waren sicher vor ihrer Habsucht. Der Leiche Julius II. z. B. wurde der kostbare Ring vom Finger genommen. Werke der Wissenschaft und der Kunst wurden mit bübischem Muthwillen zerstört, die kostbarsten Handschriften und Pergamente und Bücher wurden zu Spreu für Pferde und Esel verwendet. Geisteswerke des classischen Alterthumes, die nur in einem Exemplare vorhanden waren, giengen hier zugrunde. Es gibt ein eigenes Werk über die Schicksale der Gelehrten, die misshandelt, beraubt, deren kostbare Arbeiten muthwillig zu Küchenfeuer verbraucht wurden.[1])

Bourbon. Bourbon erlebte noch seinen Sieg. Kaum hatten seine Soldaten Rom eingenommen, so trugen sie ihn auf einer Bahre wie im Triumph in die Sistina, wo er starb.[2]) Hätte übrigens die Stadt sich nur vierundzwanzig Stunden gehalten, so wäre sie gerettet gewesen, denn Rangone stand an der Solario-Brücke. Hätte der Herzog von Urbino, der am 16. Mai bei Orvieto stand, auch jetzt noch angegriffen, er hätte gesiegt, obschon er nur 17.000 Mann um sich hatte, denn die sieges- und beutetrunkenen Spanier und Deutschen gehorchten keinem Anführer mehr, verprassten das Gewonnene im Spiel, in Ausschweifungen.[3])

Noth des Papstes. Mit jedem Tag erwartete der Papst Rettung vom Heere der Liga; allein der Herzog von Urbino hasste die Medici, machte Schwierigkeiten aller Art und am 1. Juni zog er sich zurück. Jetzt musste der Papst, von allen im Stiche gelassen, die Bedingungen annehmen, die ihm die Sieger vorschrieben, 400.000 Ducaten versprechen, für ihre Bezahlung Geiseln stellen, 100.000 Ducaten sogleich bezahlen, bis zur gänzlichen Abzahlung in der Engelsburg gefangen bleiben,[4]) Piacenza, Parma und Modena überliefern und die Kaiserlichen in seine Festungen, sogar in die Engelsburg aufnehmen. In der That rückten jetzt die schmuckesten Deutschen und Spanier in die Engelsburg und hielten Wache beim Papst.

Aber woher sollte dieser das Geld aufbringen! Alle Cassen waren geplündert; gegen ungeheuere Zinsen ließen sich Genuesen herbei, einen Theil vor-

---

[1]) Schelhorn, Dissertatio historica de libris combustis. Vol. XII der „Amoenitates liter." — Pieri Valeriani De literatorum infelicitate.

[2]) Er war 38 Jahre alt und verschied mit den Worten „à Rome, à Rome", was man als Wunsch deutete, da begraben zu werden. Sein Tod war ein Unglück für Rom und den Papst, denn er hätte beide geschont.

[3]) Über die Erstürmung sind die Berichte zahlreich. Vergl. Milanesi, Il sacco di Roma. Firenze 1867.

[4]) In der Engelsburg wütheten Hunger und Pest.

zuschießen, ja die Verbündeten des Papstes benutzten sogar sein Missgeschick. Die Venetianer bemächtigten sich Ravennas und Cervias, Rimini ward ihm entrissen von Malatesta. In Florenz regten sich die Republikaner. Die Medici mussten abziehen und froh sein, dass man ihnen den Genuss ihrer Güter und auf zehn Jahre Steuerfreiheit gewährte. Die Verfassung von 1512 ward wieder hergestellt. Capponi, ein Anhänger Savonarolas, spielte wieder eine Rolle, und noch einmal ward Jesus Christus als König von Florenz ausgerufen. Ganz Florenz dankte in den Kirchen Gott für die Wiedererlangung der Freiheit und der große Rathssaal, welcher von den Medici in eine Kaserne verwandelt worden war, wurde gereinigt, von den Priestern mit Weihwasser besprengt und sah am 21. Mai 1527 wieder die versammelten Vollbürger, 2270 an Zahl, als entscheidende Behörde. Florenz.

Die Erstürmung und Misshandlung Roms und des Papstes rief unter allen katholischen Völkern einen Schrei des Entsetzens hervor. Karl musste öffentlich erklären, dass sie von seinem zuchtlosen Heere wider seinen Willen geschehen sei. Er musste Bittgebete für die Befreiung des Papstes anordnen und die Festlichkeiten zur Feier der Geburt seines Sohnes Philipp abstellen lassen. Wie willkommen war dies Ereignis Karls Feinden und Neidern, um ihn vor Europa als Verfolger der Kirche hinzustellen! Die Könige von Frankreich und England schlossen in Amiens 18. August 1527 einen Bundesvertrag, um dem Papste und den beiden Söhnen des Königs von Frankreich die Freiheit zu verschaffen, Franz I. Burgund und Sforza Mailand zu sichern. Für seine Söhne sollte Franz I. zwei Millionen Kronen Lösegeld anbieten. In Parma versammelten sich viele Cardinäle, um im Namen der Kirche für den gefangenen Papst mit den Verbündeten zu unterhandeln. Zorn der Katholiken. Bund zur Befreiung des Papstes.

Die Gefangenschaft des Papstes wurde eine Gefahr für die Einheit der Kirche. Wolsey fürchtete, der Papst könne nach Spanien und das Papstthum spanisch gemacht werden. Dem Kaiser, der an der Eroberung Roms keine Schuld trug, wurde nahegelegt, Rom wieder zur Hauptstadt des Reiches zu machen, Florenz und Bologna wieder zum Reich zu schlagen, das Kirchengut zu säcularisieren und die Reformation der Kirche durch ein Concil zu erwirken. In Amiens ward darum der Beschluss gefasst, kein Concil anzuerkennen, so lange der Papst wie ein Gefangener in der Gewalt seiner gottlosen Feinde sei. Wenn Karl also sich wie das eigentliche Haupt der Kirche geberden wollte, so stand zu erwarten, dass Frankreich und England dem von ihm abhängigen Papste die Obedienz verweigern und eigene Patriarchate schaffen würden. An die Stelle der einen katholischen Kirche wären dann Nationalkirchen getreten — mit all ihrem kläglichen Wesen. Karl V. war zu sehr in katholischer Anschauung erzogen, um eine Erniedrigung der Kirche zu wünschen; er wollte aber ihre Reform und grollte dem Papste, dass er sich gegen ihn mit dem treulosen Franz I. hatte verbinden können; er sah in dem Unglück Clemens VII. nur Strafe dafür und wollte ihm nur gegen sichere Bürgschaften wieder seine Freiheit geben.[1]) Gefahr der Kirche.

[1]) Bucholtz, Ferdinand I., Bd. III. S. 97.

Der Kaiser meinte es wohl mit der Kirche, aber nicht minder der Papst. Clemens VII. hatte viele guten Eigenschaften. Ein Bericht des Marco Foscari — und wie genau sind nicht die Berichte der Venetianer an ihre Regierung! — schildert ihn 1526: „Er ist sehr verständig, er spricht gut, er sieht alles, er läſst sich nicht meistern, er hört alle an und thut dann, was ihm gefällt; er ist gerecht, er ist gottesfürchtig, er hält sein Wort; er will, daſs alles seinen rechtlichen Gang gehe; er gibt viel Almosen, er ist sehr enthaltsam; man kennt keine Art von Üppigkeit bei ihm. — Sein ganzes Vergnügen besteht darin, mit Ingenieuren über Wasserbauten zu sprechen."[1] Nur eines tadelt Foscari: „Er ist langsam im Entschließen, woraus sich sein Schwanken im Handeln erklärt, er ist sehr furchtsam." — Aber das Schwanken wird begreiflich — die Gegensätze waren ja nicht wie Licht und Dunkel, sondern auf beiden Seiten war Licht und Dunkel. Der Sieg von Pavia hatte die Machtstellung in Europa verschoben. Italien zitterte vor Spanien, Frankreich schien gebrochen — beide erwarteten Hilfe vom Papst, der jetzt gegen den Kaiser auftreten sollte — aber auch das Recht des Kaisers herausfühlte. Daher das Schwanken! Ein Innocenz III. hätte kühn den Streitern Halt geboten. Aber Clemens VII. war kein Innocenz. Nicht allen ist es gegeben, das Große zu thun. — Niemand litt schmerzlicher unter der Last der Lage und beim Anblick dessen, was Rom erduldete, als gerade der Papst. Unter Thränen empfieng er die Unterhändler.

Charakter Clemens VII.

Strafe der Sieger.

Die Eroberer hausten über einen Monat mit gleichem Übermuth in Rom.[2] Da der Papst nicht sogleich bezahlen konnte, wurden die Geiseln von den erbitterten Landsknechten dreimal an den Galgen geführt, — schon waren die Henker bereit, mit Mühe wurde ihr Leben gerettet, eine List verschaffte ihnen die Freiheit. Bald aber kam die Strafe für die Ausschweifung über die Sieger. Nicht bloß, daſs die gestohlenen Reichthümer ihnen unter den Händen verschwanden, Streit und Mord unter ihnen aufräumte, die Pest brach aus. Wie Mücken sanken auch die Stärksten hin. Von den 40.000, die Rom eroberten, waren in kurzer Zeit nur 10.000 vorhanden. Mit Mühe brachte sie der Prinz von Oranien aus der verpesteten Stadt hinaus, denn ein französisches Heer unter Lautrec war im Anzuge. Dem Papst selber war es gelungen, unter Verkleidung aus der Engelsburg, in der die Pest auch schon aufräumte, zu entfliehen; hätte Franz sein Heer kräftiger unterstützt, der Kaiser hätte auch Neapel verloren. Genua ward ihm durch Andrea Doria entrissen und ein Franzose ward als Statthalter seines Königs oberster Leiter der kleinen Republik. Bald muſsten die Kaiserlichen an Lautrec auch Alessandria übergeben. Dann vereinten sich die Franzosen mit den Venetianern, bedrohten Mailand, nahmen plötzlich Pavia mit Sturm und hausten hier, in Erinnerung an ihr früheres Unglück und in Rachgier, nicht besser als die Kaiserlichen in Rom. October 1527 wandte sich Lautrec nach dem Süden. Florenz erneuerte feierlich seinen Bund mit Frankreich.

Pest.

Die Franzosen gegen Neapel.

[1] Relazione — bei Alberi, l. c. p. 126.

[2] Barthold, Frundsberg, S. 442–488, und Gregorovius, l. c. VIII, haben das Wichtigste zusammengestellt.

Bald traf Clemens VII., der am 10. December entflohen war, im Lager der Liga ein. Durch seine Leiden, seine lange Gefangenschaft und Gefahren tief gebeugt und mit Recht auch seinen Verbündeten misstrauend, bat er sie, um neue Greuel des Krieges zu ersparen, den Kirchenstaat zu verlassen, da auch die Kaiserlichen dasselbe versprochen. Am 21. März 1528 aber forderten die Gesandten von Frankreich, England und Venedig in Madrid feierlich von Karl die Freilassung des Papstes und der Söhne von Frankreich. Karl warf Franz Wortbruch vor,[1]) es kam zur Herausforderung zwischen beiden: auf der Insel des Grenzflusses sollte der Zweikampf stattfinden. Es kam jedoch nicht zu diesem Zweikampf, dem ganz Europa mit Spannung entgegensah, aber es kam auch nicht mehr zu großartigen Kriegsereignissen, nur noch zu einem Kampfe vor Neapel. Freiheit des Papstes. Herausforderung.

Lautrec hätte dem durch Zügellosigkeit und Krankheiten geschwächten Heere des Kaisers sicher Neapel entrissen, wenn er gleich davor gezogen wäre: allein, weil ihm sein leichtsinniger und verschwenderischer König kein Geld schickte, musste er erst die Mittel, seine Truppen zu besolden, in Apulien sammeln. Am 23. März 1528 erstürmte er Melfi. Diese Zögerung hatte Oranien Zeit verschafft, in seinem Heere durch Strenge wieder Kriegszucht herzustellen und Maßregeln zur Vertheidigung zu treffen.[2]) Als am 1. Mai die Franzosen vor Neapel erschienen, war Oranien wieder so stark, dass Lautrec nur durch eine Aushungerung die Stadt zu bezwingen hoffte. Beide Heere lieferten sich täglich kleine Gefechte, die viel Blut kosteten und unter denen das Land entsetzlich litt. Die Sache des Kaisers schien in Neapel verloren, als in einer Seeschlacht bei Salerno 28. Mai 1528 auch die spanische Flotte von Philippino Doria geschlagen, der Vicekönig Moncada getödtet wurde und infolge dessen dreiundzwanzig venetianische Galeeren den Hafen vollständig abschlossen. Allein eine Seuche räumte gewaltig auf im Belagerungsheer und ein außerordentlicher Abfall, an dem die Unklugheit Franz I. schuld war, entschied zuletzt über das Königreich Neapel.[3]) Kampf um Neapel. Seeschlacht bei Salerno.

Als Genua unter die Oberhoheit Frankreichs zurückkehrte, hatte es den König gebeten, sich selbst regieren und keine französische Besatzung aufnehmen zu dürfen, und 200.000 Ducaten hiefür Franz I. angeboten. Der König aber legte eine Besatzung in das Castell, um allen Bewegungen in der unruhigen Republik ein Ende zu machen, und verlegte den Salzhof nach Savona, so dass die Genuesen fürchteten, Frankreich wolle ihren Handel vollständig zugrunde richten, und sich an ihren großen Landsmann Andrea Doria wendeten. Dieser war damals der beste Admiral zur See, hatte sich eine eigene Flotte geschaffen, dem König damit große Dienste geleistet, eben z. B. den letzten Sieg bei Salerno errungen. Franz lohnte mit Undank, hielt Genua. Andrea Doria.

[1]) „Qu'il avait manqué à sa parole et agi de mauvaise foi et que, quand il le voudrait, il le soutiendrait seul à seul dans un combat singulier.“ Flassan, l. c. vol. I, p. 347.
[2]) Sismondi, l. c. XV, p. 324.
[3]) Ibid. XV, p. 362—374.

ihm das Lösegeld der Gefangenen zurück, blieb mit dem Sold im Rückstande und gab ihm auch sonst Grund über Kränkungen zu klagen. Da versprach Doria für seine Mitbürger zu thun, was er mit Ehren könne. Mit dem Jahr 1528 lief seine Dienstverpflichtung für Frankreich ab. Als man neue von ihm verlangte, sagte er sie zu unter der Bedingung, dass Genua seine alten Freiheiten, Handelsrechte und er selber den schuldigen Sold erhalte. Allein die Höflinge schrien über die Unverschämtheit des Admirals und Franz erließ den Befehl, sich nicht bloß der Schiffe, sondern auch der Person Dorias zu bemächtigen. Doria bekam Wind von dem Befehl, ehe der Bevollmächtigte ankam: er nahm feste Stellung und unterhandelte mit Karl V., der augenblicklich all seine Bedingungen annahm: Freiheit für Genua, das sich fortan als unabhängige Republik selber leiten und in den alten Besitz aller Städte Liguriens, darunter namentlich Savonas, wieder kommen sollte. Gegen eine jährliche Löhnung von 60.000 Ducaten für sich gieng Doria mit zwölf Galeeren jetzt in den Dienst des Kaisers über.[1])

geht zu Karl über.

Jetzt wurde der Hafen von Neapel offen. Die Spanier erlangten das Übergewicht zur See, die Besatzung in Neapel bekam Lebensmittel und neuen Muth, während im Belagerungsheer Fieber und Krankheiten so aufräumten, dass von 25.000 Mann nur noch 4000 die Waffen tragen konnten. Lautrec starb am 16. August 1528. Der Markgraf von Saluzzo, der nach ihm das Heer befehligte, beschloss den Rückzug. Die Spanier folgten. Bei Aversa mussten die Franzosen capitulieren: die gemeinen Soldaten sollten sich, aber ohne Waffen, zurückziehen können, wohin sie wollten. Nur wenige erreichten ihre Heimat. So war eines der schönsten Heere Frankreichs, das vierte in diesem Kriege, in Italien vollständig zugrunde gegangen. Bilder des Elendes zogen, mit weißen Stöcken in der Hand, die Franzosen durch Italien, viele starben auf der Straße.

Sieg der Kaiserlichen

Doria, der Seeheld.

Jetzt segelte der Seeheld Doria nach Genua und nahm am 12. September den Franzosen die Stadt weg, am 21. September auch Savona. Karl V. wäre bereit gewesen, ihn als Fürsten von Genua anzuerkennen, der Washington Genuas aber wollte keine Erhebung auf Kosten der Freiheit seines Vaterlandes: er benutzte seine Machtstellung nur, um dessen Wunden zu schließen und dessen Unabhängigkeit neu zu befestigen.

Verfassung Genuas.

Bisher hatte die Parteiung zwischen Adorni und Fregosi Genua zerrissen und geschwächt, jetzt durfte dieser Name gar nicht mehr genannt werden. Dagegen wurden alle Vollbürger in achtundzwanzig Genossenschaften, Alberghi (Herbergen), eingetheilt. Diese sind: Auria (Doria), Calvi, Catani, Centurioni, Cibo, Cicaba, Fieschi, Franchi, Fornari, Gentili, Grimaldi, Grilli, Giustiniani, Imperiali, Interiani, Lercari, Lomellini, Marini, Negri, Negroni, Palavicini, Pinelli, Promontori, Spinola, Salvaghi, Sauli, Vivaldi, Ususmari. An der Spitze standen ein Doge, ähnlich dem Gonfaloniere, acht Signoren, ähnlich den Prioren der Zünfte, acht Procuratoren für die Administration, fünf

[1]) Sismondi, l. c. XV, p. 354–360.

Syndiken oder Censoren als Controlbehörde und ein engerer Rath von hundert Mitgliedern nebst einem Senat von Vierhundert. Man wollte Doria zum Dogen ernennen, allein er wollte seiner Vaterstadt den Schutz Karls V. erhalten und dies konnte er nur, wenn er dessen Flotte befehligte. Darum schlug er die Herzogswürde großmüthig aus. Diese Verfassung, welche zwar aristokratischer Natur war, aber im Adel Gleichheit herstellte, währte bis zur französischen Revolution.

In der Überzeugung, dass Genua als Freistaat nur fortbestehen könne, wenn es nicht allein stehe, suchte Doria auch Florenz mit Karl auszusöhnen, was ihm aber nicht gelang, da die Florentiner an die Hochherzigkeit Franz I. glaubten, obschon ihnen der Dichter Alamanni, der lange in Paris gelebt und den Charakter des Königs genau kennen gelernt hatte, klar darthat, dass Franz trotz aller Opfer, die sie für Frankreich gebracht, sie preisgebe, sobald es sein Vortheil verlange. Der Dichter hatte einen nur zu richtigen Blick. Franz verstand nicht, Genua zu behaupten, nicht Mailand zu erobern, und hatte keinen Eifer, Florenz zu helfen. 1529 wurde das letzte französische Heer unter Saint-Pol bei Landriano von Leyva geschlagen, und der Befehlshaber sogar gefangen genommen.[1]) Florenz. Schlacht bei Landriano.

Franz gebrauchte die Anhänglichkeit von Florenz nur als Gewicht in der Wagschale bei den Unterhandlungen, welche zwei Frauen, so die Geheimnisse ihrer Höfe vollständig kannten und Geist und Geschäftsgewandtheit besaßen, seit 9. Juli 1529 in Cambray führten. Margaretha von Österreich und Louise von Savoyen wohnten in zwei aneinanderstoßenden Häusern, durch welche eine Verbindungsthüre angebracht war, kamen täglich ohne Zeugen zusammen und arbeiteten insgeheim und emsig und mit dem Vertrauen der Herrscher ausgestattet, die sie vertraten, den sogenannten Damenfrieden aus. Indes hatte schon am 29. Juni 1529 in Barcelona Clemens VII. mit Karl abgeschlossen,[2]) ihm Neapel bewilligt ohne eine andere Lehenssteuer, als einen weißen Zelter, und ihm die Erlaubnis gegeben, von der Geistlichkeit seiner Staaten Steuern zu erheben; Karl dagegen versprach, dem Papst die von Ferrara und Venedig entrissenen Gebiete wieder zu verschaffen, die Herrschaft der Medici in Florenz wieder herzustellen und seine natürliche Tochter Margaretha mit Alexander Medici, welchen der Papst zum Herrscher von Florenz bestimmt hatte, zu vermählen. Ein unverdächtiger Richter sollte über die Wiederherstellung des Franz Sforza in Mailand entscheiden. Zu so wichtigen Bewilligungen an den Papst trieb den Kaiser, neben vielen andern Gründen, namentlich auch die Stimmung seines spanischen Volkes, welches mit hohem Unmuthe dem Streite seines Königs mit der Kirche zusah. Der Friede von Barcelona beschleunigte den Abschluss des Damenfriedens, er ward am 5. August 1529 unterzeichnet.[3]) Karl gab keinen einzigen seiner Bundesgenossen auf, Franz I. aber ließ alle im Stich, die sich für ihn ge- Friede zu Barcelona.

[1]) Capponi, Geschichte der florentinischen Republik, II, S. 346—370.
[2]) Die Unterhändler waren Gattinara und Girolamo Schio, Bischof von Vaison.
[3]) Flassan, l. c. vol. I, p. 348—352.

Friede zu Cambray. opfert hatten, Florenz, wie Venedig und Mailand. Er stellte Karl das Herzogthum Burgund zurück, das Gebiet von Auxerre, Maçon, Bar-sur-Seine, die Grafschaft Auxonne; er entsagte allen Lehensrechten an Flandern und jedem Anspruch an Italien, aus dem er seine Truppen binnen sechs Wochen zurückzuziehen versprach. Er verhieß, Karl zu helfen, die Venetianer aus Apulien zu vertreiben, und zwanzig Galeeren und 200.000 Thaler zu liefern, wenn Karl zur Krönung nach Italien reise. Zwei Millionen Kronen versprach er für die Freilassung seiner Söhne. Sie wurden am 1. Juli 1530 freigegeben und zogen mit Eleonore nach Frankreich: in Verrieres in der Gascogne fand ihre Vermählung mit Franz statt. Dabei erklärte Franz insgeheim den florentinischen Gesandten, der Friede sei nur ein Kunstgriff, um seine Söhne wieder zu bekommen. Ein schmählicherer Friede war von Frankreich nie geschlossen worden.

Papst und Kaiser in Bologna. Karl aber brach jetzt auf, um sich vom Papste krönen zu lassen. Am 12. August 1529 landete er in Genua, am 5. November traf er in Bologna ein, wo der Papst seiner harrte. Wie in Cambray die beiden Damen, wohnten in Bologna der Papst und Kaiser in zwei aneinanderstoßenden, durch eine Thüre verbundenen Häusern. Täglich kamen sie zusammen, zwei gleich gewandte Staatsmänner. Franz Sforza. Franz Sforza ward zu Gnaden angenommen, musste aber in Terminen 900.000 Scudi zahlen. Er war kränklich, und als er 1535 ohne Nachkommen starb, ernannte er in seinem letzten Willen den Kaiser zum Nachfolger. Auch Venedig musste tüchtig steuern: 300.000 Ducaten, Ravenna, Cervia an den Papst abtreten und die Besitzungen des Kaisers in Italien gewährleisten. Schwierig waren die Unterhandlungen wegen Ferrara, schließlich musste der päpstliche Stuhl dem Herzog Alfons die Belehnung gewähren gegen Entrichtung von 100.000 Ducaten, der Kaiser hingegen belehnte den Herzog mit Modena, Reggio und Rubiera als Reichslehen. Mantua ward am 25. März zum Herzogthum erhoben. Karl III. von Savoyen und Markgraf Bonifacius von Montferrat schlossen sich ebenfalls vollständig dem Kaiser an, Lucca und Siena durften als Republiken fortbestehen.

Franz I. Karl V. hatte für alle Anhänger gesorgt, Franz I. alle preisgegeben, die sich für ihn geopfert hatten: Sforza wie die Barone in Neapel, wie Venedig. Er verwendete sich weder für Heinrich VIII., noch für Renata, die Tochter Ludwigs XII., welche die Gnade Karls V. anflehen musste, noch für die eigene Schwester und Navarra, noch für den Grafen von der Mark und den Herzog von Geldern, die sich für ihn ruiniert hatten. Am schmählichsten war es, dass er Florenz insgeheim zum Widerstand aufstachelte, während er Karl V. verhieß, es müsse in vier Monaten sich ihm unterwerfen.

Florenz. Florenz wehrte sich lange und heldenmüthig für seine Unabhängigkeit. Seine Mittel waren bedeutend: es zählte ungefähr 90.000 Einwohner, 109 Privathäuser, die man Paläste nannte, 800 Villen im Umkreise von 20 Miglien, 5 Städte: Pisa, Volterra, Pistoja, Arezzo und Cortona, 400 ummauerte Orte; 100 Orte

brachten jährlich zu Johanni ein Stück Tuch als Steuer dar und 30 eine Wachskerze. Das Einkommen betrug 30.000 Goldstücke, in den Kriegen von 1377 bis 1406 hatte es 11,500.000 Goldstücke ausgegeben. Die Seide- und Wollbereitung lieferte jährlich 20.000 bis 30.000 Stücke Tuch. Finanzen.

Die Parteien waren die Popolani oder Piagnoni und die Ottimati. Die Pest von 1527 machte wieder religiös, am 9. Februar 1528 erklärte der große Rath, Christus solle hinfüro in ihren Herzen, sein Geist in ihrem Staate walten, er solle ihr ewiger König sein. Parteien.

Das war sehr schön, leider gaben sie aber ihr Vertrauen auf Frankreich nicht auf und zögerten sie, sich rechtzeitig mit Karl V. zu vertragen. So wandte sich denn 1530 das kaiserliche Heer unter Oranien allmählich gegen die Republik. Der Kaiser trat als oberster Herr der Schicksale Italiens auf, im Besitze von Neapel, Sicilien, Sardinien, konnte Spanien leicht die anderen Staaten bewältigen, trotz der Türken, die vor Wien standen. — Endlich kamen Gesandte nach Genua — zu spät und zu unrechter Zeit. Karl V. rieth ihnen, sie möchten sich mit dem Papste vertragen. Die Venetianer und Ferraresen halfen nicht, und so stand Florenz allein. Es wandte sich an den Papst, der erklärte, er liebe seine Vaterstadt und ihre Freiheit, aber sie sollten das Unrecht an den Medici wieder gut machen, ihr Gebiet wolle er vergrößern, ihre Freiheit sollten sie haben, es fehle ihm aber an Worten, die Volksherrschaft, d. h. die Knechtschaft aller, zu verurtheilen. Da brannten die Florentiner ihre Villen, ihre Vorstädte nieder und errichteten gewaltige Befestigungen — Michel Angelo leitete den Bau — Michel Angelo. und lieferten sechs Monate hindurch fast täglich Gefechte, und oft mit Glück, besonders unter Ferrucci — einem Helden. — Oranien fiel im Kampf, aber Oranien. immer neue Soldaten sandte der Kaiser, während in der Stadt die Lebensmittel und das Geld zu mangeln begannen, die Pest wüthete und viele den Muth verloren und flohen. Die Sache gieng zu Ende: der Anführer Malatesta di Baglioni verrieth sie. Am 12. August 1530 erzwang er die Übergabe unter beiderseitiger Amnestie; der Kaiser möge, unter Wahrung der Freiheit, innerhalb der nächsten vier Monate die Verfassung bestimmen, Florenz zahlte 80.000 Scudi Kriegskosten.

Von der Rückkehr der Medici stand in diesem Vertrage kein Wort — Rückkehr der Medici. sie machte sich von selber, ihre Anhänger regten sich. Am 20. August wählte die Volksversammlung eine Balia von zwölf Bürgern mit unbedingter Vollmacht und diese rief noch denselben Abend die Medici zurück, setzte die Signoria und die Zehner ab und befahl Ablieferung der Waffen. Eine neue Signoria wählte den Herzog Alessandro de' Medici mit dem Range eines Vorstehers aller Beamten. Der Kaiser machte 21. Mai 1531 bekannt, dass der Herzog Alessandro Herzog Alessandro. und seine männlichen Nachkommen in gerader Linie, Haupt und Beschützer der Republik sei. Der Kaiser sei nach Italien gekommen, um Frieden zu stiften, die Rechte des Reiches wieder geltend zu machen, dem Pöbel die Herrschaft zu entreißen, damit sie in die Hände würdiger Männer komme.

So wurde Florenz eine Monarchie. — Keiner der früheren Kaiser, weder Karl der Große, noch Otto I., noch Friedrich I., sahen je Italien so vollständig zu ihren Füßen, wie der junge Karl V. Am 24. Februar 1530 setzte ihm der Papst in Bologna die Krone auf. Es ist die letzte Krönung eines deutschen Kaisers durch den Papst. Wenige Schritte hinter dem Kaiser stürzte

der hölzerne Gang zusammen, auf dem er aus seinem Palaste in die Kirche trat. Viele meinten — und die Zeit hat ihre Ansicht bestätigt —, dass er der letzte Kaiser sei, der zu einer römischen Krönung gehe. Fortan nahmen die deutschen Könige, sobald sie in Aachen gekrönt waren, den Namen „Römischer Kaiser“ an.

Im Besitze Spaniens und der ungeheuren Ländergebiete, die zu demselben in der neuen Welt gehörten, und Italiens, das nun zu seinen Füßen lag, brach der junge Karl jetzt, geschmückt mit der höchsten Krone der Christenheit, nach Deutschland auf, um hier wieder Ordnung zu schaffen und namentlich in religiösen Fragen zu entscheiden.

Spaltung in der deutschen Nation.

Karl V. fand Deutschland ganz anders, als er es bei seinem ersten Besuch 1520—1521 getroffen hatte, und man muss gestehen, dass seine lange Abwesenheit zu dieser Veränderung nicht wenig beigetragen hatte.

Schnelle Rückkehr in die pyrenäische Halbinsel und längerer Aufenthalt daselbst war jedoch 1521 unumgänglich nöthig, wollte Karl V. dieses Erbreich mit allem dem, was sich daran anschloss, nicht verlieren. Die Annahme der Kaiserkrone, die schnelle Abreise nach Deutschland gegen den Rath der Stände hatte schwer verletzt, noch mehr, dass er den Niederländern, die er mitgebracht, die wichtigsten Stellen überließ. Eine maßlose Erbitterung über Undank erfasste die Gemüther, namentlich in den Städten, die unter Ximenes für Karl eingetreten waren.

Die Bewilligung in Corunna wurde für ungiltig erklärt, in Segovia ein Abgeordneter hingerichtet, weil er die Vollmachten überschritten habe. Zunächst erklärte sich in Castilien eine Stadt nach der andern gegen die Regierung und waffnete sich. Der Regent Adrian von Utrecht war anfangs durch den Ausbruch des Volkszornes wie befangen. In Avila erschienen auf den Vorschlag Toledos Abgeordnete der Gemeinden Castiliens und schlossen einen heiligen Bund zum Schutze ihrer Rechte und Freiheiten; namentlich wollte man keine Fremden in Staats- und Kirchenämtern, alle drei Jahre regelmäßige Versammlung der Cortes, Adel und Clerus sollten zu allen billigen Steuern regelmäßig beigezogen werden. Gerade dieser letztere Punkt lähmte aber die Empörung. Adel und Clerus waren im ersten Unmuth mit den Städten gegangen, jetzt trennten sie sich von ihnen. Nur der Bischof von Zamora, Anton von Acunna, in seiner Hoffnung auf den Stuhl von Toledo getäuscht, hielt bei den Städten aus und, seinem Rufe folgsam, viele Priester in jeder Gefahr. Der Adel aber trat, in seinen bisherigen Rechten auch vom Volke bedroht, jetzt entschieden auf Seite der Krone, zumal die Beschlüsse von Avila vieles ganz Neue verlangten. Auf der anderen Seite stumpfte die Entfernung des Königs, mit dem man doch unterhandeln musste, da man in Avila erklärt hatte, die bestehende Ordnung erhalten und Karls Befugnisse als Oberhaupt des Staates nicht verkümmern zu wollen, die erste Hitze der Leidenschaft ab. Der Beschluss, die Unterthanen hätten darüber zu wachen, dass der König keine Handlung begehe, die seiner Seele, seiner Ehre oder seinem Staate zum Nachtheile gereiche, und den Herrn vom falschen Weg abzumahnen, und bei Erfolglosigkeit der Bitte das

Aufstand in Castilien.

Bund zu Avila.

Recht, den Herrn zu zwingen, erschien dem Adel revolutionär. Als Karl dem Adrian von Utrecht in Fadrique Enriquez und Junigo Velasco zwei Mitregenten gegeben, hielt der Adel seine Beschwerden für behoben und stellte gegen die Bürger sich und seine Hintersassen der Krone zur Verfügung. Überdies zauderte der Bund und versäumte die günstige Gelegenheit zu schlagen. Im December nahmen die Königlichen Tordesillas, am 23. April überraschten

Villalar. sie die Gemeinden beim Dorfe Villalar: 1000 von den Gemeinen blieben todt, 800 verwundet auf der Walstatt. Der Befehlshaber des Aufstandes, Don Juan

Padilla. von Padilla, wurde verwundet und gefangen: ein tapferer junger Ritter, schwärmerisch der Sache ergeben, doch ohne die nöthige Fähigkeit, die Gegensätze in der eigenen Partei kräftig niederzuhalten, die Kräfte zu einigen und zum Siege zu führen. Viel begabter und eigentlich die Seele des Städtebundes war seine

Maria Pacheco. Gattin Maria Pacheco: schön, begeistert, muthvoll, alles mit sich fortreißend, hochgebildet, des Lateinischen und Griechischen sogar kundig. Die Gegner nannten sie eine Zauberin. Padilla wurde von einem Kriegsgerichte als Hochverräther zum Tode verurtheilt. In seinem Abschiedsschreiben an Toledo nennt er diese Stadt die Krone Spaniens, das Licht der ganzen Welt, die hochgefreite seit der edlen Gothenzeit, und tröstet sich damit, dass er für sie sterbe und dass sie an ihren Brüsten Kinder erzogen habe, welche das ihm widerfahrene Unrecht bestrafen werden. Mit ungebeugtem Muth bestieg er nebst andern Anführern am 24. April 1520 das Schaffot. Toledo nahm die Erbschaft an, die er ihm übertragen, und leistete sechs Monate den Königlichen zähen Widerstand. Maria Pacheco, die ihren Gemahl schwärmerisch liebte, leitete den Widerstand mit der Umsicht eines geübten Feldherrn und dem Heldenmuth eines begeisterten Weibes. Als Hungersnoth und Übermacht die Übergabe am 25. October erzwang, rettete sie sich, als Bäuerin verkleidet, durch das Belagerungsheer nach Portugal, wo sie 1541 starb. Mit Toledo hörte der Widerstand in Castilien auf. Andere Städte hatten schon früher ihren Frieden geschlossen.

Valencia. In Valencia nahm der Aufstand bald einen socialdemokratischen Charakter an, wie der Bauernkrieg in Deutschland. Der Streit währte drei Jahre 1519 bis 1522. Zuerst entstanden die alten Brüderschaften, Hermandades. Der Regent Adrian willigte nämlich in die Forderung der Zünfte, Waffen tragen zu dürfen, weil er hoffte, durch sie den unzufriedenen Adel niederzuhalten. Bald hatte er es zu bereuen. Schlösser wurden gebrochen und giengen in Rauch auf, Adelige wurden ermordet, wie in Deutschland. Wie hier ein Jos Fritz, ein Florian Geyer, so spielte in Valencia ein Wollweber Sorolla, ein Perez, ein Zuckerbäcker Caro, endlich der Sohn eines castilischen Juden, Bilbao, eine Rolle. Bald kam der Adel von seinem ersten Schrecken zu sich und siegte durch bessere Kriegsübung und Reiterei zu Murviedro. Der Sieg war von Hinrichtungen, Plünderung und Verschärfung des Loses der Unterworfenen begleitet.[1])

Da kam Karl am 16. Juli 1522 von 4000 deutschen Kriegern begleitet. In Valladolid verkündete er am 28. October 1522 allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Führer, — einige wurden hingerichtet, andere ließ man entschlüpfen. Im ganzen war der Grundsatz Karls: es solle kein Blut mehr

[1]) Juan Maldonado, Historia de las comunidades de Castilla. Madrid 1840. — Ternaux, Les comuneros, chronique castillane du XVI siècle, d'après l'histoire inédite de Pedro Alcocer. Paris 1834. — Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens. Göttingen 1850. S. 160.

fließen. Als ein Höfling den Aufenthalt eines Geächteten anzeigte, antwortete Karl: „Ihr hättet besser gethan, ihn an das Weggehen, denn mich an das Greifen zu mahnen." — Karl benützte seinen Sieg milde, klug und thatkräftig. In Castilien und Valencia nahm er jedoch den Cortes die Gewalt, Beschwerden vorzubringen, ehe die Steuern bewilligt wären. Karl blieb jetzt jahrelang in Spanien, wurde ganz Spanier und wusste seine Unterthanen mit der glühendsten Anhänglichkeit an ihn zu erfüllen. — Seine große Politik nach außen gab dem Adel Beschäftigung. Peru und Mexiko zogen viele der rührigsten und gefährlichsten Kräfte ab. Seit die Hidalgos in den Dienst des Königs traten, waren die Granden, deren Macht sie gebildet hatten, der Krone nicht mehr gefährlich. Die Abgeordneten der Städte, denen er keine Sitzung mehr gestattete, außer in Gegenwart des Präsidenten, wurden fügsam gegen die Krone, weil sie da Ehre und Reichthum fanden. So standen Karl mehr als irgend einem früheren König, die Kräfte Spaniens zur Verfügung. Der Ruhm des Kaisers berauschte die Spanier: mit Freuden verspritzten sie ihr Blut für seine Pläne in Italien und später auch in Deutschland, als es galt, dem alten Glauben den Sieg über die Reformation zu verschaffen. —

Deutschland. — Fortschritte der Reformation.

Die Reformation hatte an Ausdehnung gewonnen, als Karl nach Deutschland zurückkehrte, wie an Begründung und Vertiefung. Im Nordosten Deutschlands war ein Theil des Gebietes, welches der Deutsche Orden einst sich erworben, 1525 unter dem Hochmeister des Ordens, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zur Reformation übergegangen. Albrecht hatte in Nürnberg den Beistand des Reiches nachgesucht, aber nicht erhalten. Auf der Rückreise sprach er mit Luther, der ihm den Rath gab, die tolle und verkehrte Regel — so nannte er den Orden — fahren zu lassen, zu heiraten und Preußen in die Form eines weltlichen Fürstenthums zu bringen. Albrecht lächelte, befolgte aber den Rath pünktlich, nahm den östlichen Theil von Preußen, den der Orden noch besaß, als weltliches, auf seine ehelichen Kinder zu vererbendes Herzogthum zu Lehen von der Krone Polen und vermählte sich 1526 mit Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark. Das war Abfall von der Kirche, das war Verrath am Reich. Der Papst erklärte den Herzog für einen Abtrünnigen, und der Kaiser sprach die Acht über ihn aus.[1]

Albrecht von Brandenburg.

Preußen.

Allein Polen gewährte ihm Schutz. Luther hoffte damals, Albrecht, der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, werde das Beispiel seines Vetters, des Hochmeisters befolgen und sein Erzstift in ein Erbfürstenthum ver-

[1]) Vergl. Janssen, l. c. III, S. 71—75.

Der Primas. wandeln, und schrieb ihm in diesem Sinne, er solle es nur frisch wagen und aus seinem lästerlichen und unchristlichem Stande in den seligen Stand der Ehe treten. „Und wenn er frage: warum ich kein Weib nehme, sollet ihr antworten, dass ich immer noch gefürchtet, ich sei nicht tüchtig genug dazu." — Als der Erzbischof dem Rathe nicht folgte und überhaupt mit jedem Jahre als ein entschiedenerer Gegner des neuen Kirchenwesens auftrat, machte Luther seinem Zorne darüber in den heftigsten Schmähungen Luft.

Katharina von Bora. Am 19. Juni 1525 schloss Luther in unerklärter Hast mit Katharina von Bora, einer Nonne aus dem aufgelösten Cistercienser-Kloster Nimpschen, der mit acht anderen Fräulein der Schleier zu lästig geworden, die Ehe. Seine Anhänger waren verblüfft: „Er wird der ganzen Welt und dem Teufel ein Lachen bereiten und selbst all sein Thun zunichte machen", meinte der Jurist Schurf, worauf Luther entgegnete: „Ich will der Welt und dem Teufel einen Possen, meinem Vater aber einen Gefallen thun und die Käthe heiraten." Seine Ehe mit einer Nonne, also den doppelten Bruch des Klostergelübdes, rechtfertigte er mit den Worten: „Ich habe nicht darum ein Weib genommen, als gedächte ich lange zu leben, sondern, dass ich meine Lehre, die vielleicht nach meinem Tode wieder untergedruckt wird werden, mit meinem eigenen Exempel bestätiget, dem schwachen Gewissen zum Troste hinter mir ließe." — Übrigens nannte Luther seine Käthe hin und wieder seine Kette. — Die Tischreden enthalten Äußerungen über das eheliche Leben, die tief unter der Würde eines Reformators stehen. Als Vater war Luther zärtlich und zeigte ein weiches Herz.

Auch Melanchthon nahm 1520 ein Weib, Katharina Krapp, empfieng Besuch, während er mit der einen Hand die Wiege schaukelte und in der andern ein Buch hielt. Oecolampadius hat sich gleichfalls 1520 vermählt. Zwingli verheiratete sich 1524 mit der vermöglichen Witwe Anna Reinhart. Erasmus machte über diese rasch aufeinander folgenden Heiraten, während noch das Blut in dem durch die Reformation erregten Bauernkriege in Strömen floss, die bittere Bemerkung: die lutherische Tragödie scheine ihm eine Komödie zu werden, da jede Verwicklung sich am Ende in eine Hochzeit auflöse. Sebastian Frank erzählt, beim Läuten zur Predigt hätte man damals allgemein gesagt: „Da läutet die Mordglocke"; so verbreitet war damals die Ansicht, Luthers Lehre habe den Bauernkrieg und das schreckliche Blutvergießen angerichtet.

Glauben und Werke. Häuslicher Trost war für Luther umso nöthiger, als jetzt die Folge seiner Lehre vom Glauben, der die Werke nicht bedürfe, in einer Weise hervortrat, die ihm bittere Stunden bereitete. Folgsam seiner Lehre, dass dem geistlichen Stande nur Demuth und Armut, aber kein Besitz gebüre, hatten Städte, Edelleute, Fürsten sich der Kirchengüter in widerlicher Eigensucht bemächtiget. Die Geistlichen ließ man leer auslaufen oder bedachte sie mit einer möglichst geringen Besoldung. Melanchthon selber musste an Luther schreiben: „Nach der Lehre und der Religion fragen die Reichsstädte nicht viel, es ist ihnen Verwilderung. alles um die Regierung und die Freiheit zu thun." — Auch die Geistlichen der neuen Lehre schmachteten in Armut und Noth. Die Schulen versanken.

Luther schreibt: „Es wäre nicht Wunder, wenn Gott beides, Thüre und Fenster, in der Hölle aufthäte und ließe unter uns eitel Teufel schneien und schlacken, oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisch Feuer und ver-

senkte uns allesammt in den Abgrund der Hölle, wie Sodoma und Gomorrha, denn diese Städte sind nicht das zehnte Theil so bös gewesen, als jetzt Deutschland ist. Mir ist leid, dass ich ein Deutscher geboren bin und, wo ich es vor meinem Gewissen thun könnte, würde ich dazu rathen und helfen, dass der Papst mit all seinen Greueln wieder über uns kommen müsste. Vorhin stunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen und Schulen kein Maß. Nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen soll stiften, ja nicht stiften, sondern nur erhalten, da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen." — „Der gemeine Mann", schreibt er 1524 wegen Errichtung der Schulen, „thut hier nichts, kann auch nicht, will's auch nicht, weiß auch nicht. Fürsten und Herren sollten es thun, aber sie haben auf den Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften in Keller, der Küchen und der Kammer." — 1525 schreibt er: „Wenn ich es mit gutem Gewissen zu thun wüsste, so möchte ich wohl dazu helfen, dass sie keinen Pfarrherren noch Prediger hätten und lebten wie Säue, als sie doch thun. Da ist keine Furcht Gottes, noch Furcht mehr, seit des Papstes Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will. Weil aber uns allen, sonderlich der Obrigkeit geboten ist, für allen Dingen noch die arme Jugend zu ziehen, zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, so muss man Schulen und Pfarrherren und Prediger haben. Mögen die Alten ja nicht, so mögen sie zum Teufel hinfahren." [1]

Luthers Klagen.

Luther kannte die Welt wenig, als er den Adel zum Kirchenraub aufforderte. Was frommer Sinn in früherer Zeit für Schulen, für Kirchen geopfert, das zogen die Herren unter dem Vorwande des Evangeliums und der Freiheit jetzt eigensüchtig an sich. Die Fürsten sind durch die Reformation nicht bloß reich, sie sind auch unbotmäßig gegen den Kaiser und sittenlos geworden, wie aus hunderten von Stellen aus den Reformatoren selber zu beweisen ist.

Raubsucht des Adels.

Nicht weniger verhängnisvoll war es, dass Luther die Fürsten zu Bischöfen seiner Kirche machte. 1527 begann in Sachsen die Ordnung des neuen Kirchenwesens. Den Satz, dass alle Christen gleichmäßig wahrhaft geistlichen Standes seien, wussten die Regierungen schnell auszubeuten. Der Landesherr wurde jetzt Bischof, die neue Freiheit kam unter die Aufsicht der weltlichen Obrigkeit, welche eine Abweichung von der Lehre, die einmal angenommen war, ebensowenig duldete, als früher.[2]

Die Fürsten Bischöfe.

Aus der Mitte der Geistlichen wurden Super-Attendenten bestellt, die aufmerken sollten, „dass in den Pfarren recht und christlich gelehrt und die Leute mit dem Sacrament selig versehen werden". — 1526 verfasste Luther die Ordnung des Gottesdienstes, wobei er manche Formen und Ordnungen aus der alten Kirche beibehielt; die Feier am Sonntage bestand in Gesängen, in Vorlesung der Epistel und des Evangeliums, in der Predigt und in der Austheilung des Abendmahles. Was dem katholischen Gottesdienst die höchste Weihe gibt, die Transsubstantiation, fehlte ganz. Luther hoffte vergebens, dass

Gottesdienst.

---

[1]) Ähnliche Klagen in „Sämmtliche Werke", VIII, S. 293—297. — Janssen, l. c. III, S. 37—43, 47—49, 62—67.
[2]) Janssen, l. c. III, S. 50—79.

die Austheilung des Kelches das Volk zur eifrigen Theilnahme am Sacramente herbeiziehen würde. Die Zahl der Communicanten war so gering, dass der Markgraf von Brandenburg ihm rieth, die alte Messe wieder einzuführen, damit doch wenigstens einer communiciere. Luther nannte dies eine Anfechtung des Teufels, der seine vorigen Greuel wieder einführen wollte.[1])

Ent-täuschung. Überhaupt geht durch Luthers offene Geständnisse das Gefühl der Enttäuschung über die Wirkung seiner Lehre. 1525 klagt er, es sei siebenmal ärger geworden, denn es zuvor gewesen; „denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster; da ein Teufel ist bei uns ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere bei uns wieder eingekehrt". — 1540 klagt er wieder, dass alles nichts nütze, alle Laster seien zu Tugenden geworden, Völlerei und Trunkenheit heiße Fröhlichkeit, namentlich habe der Geiz überhand genommen. „Jedermann spart, kratzet, schneidet, schabet, dass es kracht. Unter dem Papstthum waren die Leute mild und gaben gerne, aber jetzt unter dem Evangelium gibt niemand mehr, sondern einer schindet nur den andern und ein jeglicher will alles allein haben."[2]) — Es ist dies die Folge der Lehre vom Glauben, welcher der Werke nicht bedarf. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich beschwor Luther den neuen Kurfürsten, Johann den Beständigen: da keine Furcht Gottes noch Zucht mehr stattfinde, so liege es ihm als oberstem Haupt ob, die Pflicht und Beschwerde dieser Dinge auf sich zu nehmen. Er habe die Macht, die Städte und Dörfer zu zwingen, Schulen, Predigerstühle und Pfarren zu halten, gleich als wie er sie zwinge, zu Brücken, Wegen und Stegen oder sonst zufälliger Landesnoth beizutragen.[3])

Reform und Diplomatie. Damit war denn die neue Kirche den Fürsten, den Juristen anheimgegeben. All die großen Kämpfe für die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt hatten hier keine Bedeutung mehr. Die Fürsten reformierten jetzt und, weil sie den Nutzen aus der Reformation zogen, so wurde die Vereinigung mit der alten Kirche auch nicht mehr so leicht möglich. So zog der

Cäsaropapismus. Landgraf Philipp von Hessen, nachdem er zum Scheine auf einem Religionsgespräche zu Homburg die alte Lehre der neuen gegenüber hatte erliegen lassen, die Kirchen- und Klostergüter ein. „Wo wir Unwillen vermerkten, haben wir Willen gemacht", sagte er. Die Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, wurden entlassen, die große Masse wurde gar nicht gefragt.[4]) In ähnlicher Weise geschah es in Wirtemberg 1534. Noch 1548 gesteht Brenz, dass dem größten Theil der Bevölkerung die papistische Messe im Herzen stecke.

Mit der Freiheit der Lehre hatte es nun sein Bewenden. Eine Fassung ward geltend und die andern wurden unterdrückt. 1527 wurde eine Kirchen-

---

[1]) Janssen, l. c. III, S. 56—62.

[2]) Ibid. II, S. 301.

[3]) De Wette, Luthers Briefe. III, S. 135—137. — Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Leipzig 1874. S. 346—347. — Onno Klopp — in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. LX, S. 119—122.

[4]) Rommel, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, I, S. 167; II, S. 117, 143. — Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. Freiburg 1879. S. 1—12.

visitation in Sachsen vorgenommen. Melanchthon fasste einen Unterricht der Visitatoren ab, in welchem den Predigern genau vorgeschrieben war, was und wie sie lehren sollten, um sie bei der Einförmigkeit des Glaubens zu erhalten. Zu demselben Zwecke veröffentlichte Luther 1529 seinen Katechismus; er erklärte, in einem Orte dürfe es nicht zweierlei Predigt geben, sonst entstehe Uneinigkeit und Aufruhr; man verhöre beide Theile und gebe dem den Urlaub, der Unrecht hat, und fortan war das Hinausjagen Andersdenkender Gebrauch der Partei, die sich für die Glaubensfreiheit erhoben hatte. Der Katechismus.

Schon Karlstadt musste auf Luthers Betreiben die kurfürstlichen Staaten räumen und schrieb bei seinem Abschied an die Orlamünder: „Andreas Bodenstein unverhört und unüberwunden durch Martin Luther vertrieben.“ — Und Luther schrieb darüber an Amsdorf: „Du siehst, dass ich, der einst Märtyrer werden sollte, jetzt selbst Märtyrer mache.“ Und dabei gesteht doch selbst Luther, dass er bisweilen an seiner Lehre zweifle, und erwiderte dem Prediger Musa, welcher klagte, er könne nicht glauben, was er predige: „Gott sei Dank, dass es andern auch so geht, ich meinte, mir wäre allein so.“ Aber er schreibt diese Einwendung, die eigentlich seine gesunde Natur ihm machte, dem Teufel zu: „Ich vermuthe, kein gemeiner Teufel, sondern der Fürst der Hölle hat sich gegen mich erhoben. So groß ist seine Gewalt, so sehr ist er mit der Schrift gerüstet, dass, wenn ich mich nicht auf fremde Worte stütze, meine Kenntnis nicht mehr ausreicht. Er sucht mir nun heimlich Christum zu entreißen, da er sieht, dass er mir öffentlich nichts entreißen kann. Ich habe andere selig gemacht, mich selbst vermag ich nicht selig zu machen.“ — Das Ende innerer Kämpfe ist dann immer wieder neues Schelten wider den Papst: „Nur flugs gescholten und sonderlich, wenn dich der Teufel mit der Rechtfertigung plagt.“ — Luther ist eine an inneren Widersprüchen reiche Natur. Er, der keinen Vorwurf hat, den er der katholischen Kirche nicht zuschleudert, beruft sich 1532 in einem Schreiben an den Herzog Albrecht von Preußen doch auf die Tradition: „Es ist gefährlich und erschrecklich, etwas zu hören und zu glauben wider das einträchtige Zeugnis, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so sie vom Anfange her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat.“ [1]) Verfolgung. Innere Widersprüche.

Die inneren Gegensätze zerrissen bald die Einheit der reformatorischen Partei. Viele der eifrigsten Anhänger Luthers wurden bald enttäuscht. Mutian klagte, dass alle Liebe, Treue und Wahrheit aus der Welt verschwunden sei; und er, der eifrige Schwärmer für classische Literatur, schrieb zuletzt den Satz nieder, dass ein christlicher Priester eigentlich keine heidnischen Schriftsteller lesen solle. Pirkheimer[2]) wurde angewidert durch Luthers Grobheit. Die Art, wie seine hochgebildete und edle Schwester Charitas, die Äbtissin des Claren-Klosters zu Nürnberg, behandelt wurde, kränkte ihn so, dass er sich von der Reformations-Partei abwandte: die Anhänger des Papstes seien doch unter Spaltung.

---

[1]) Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen. Regensburg 1846. I, S. 284 ff.

[2]) Höfler, Der hochberühmten Charitas Pirkheimer, Abtissin von St. Clara zu Nürnberg, Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter. Bamberg 1852.

sich eins, die Evangelischen aber in Secten zertheilt; man müsse sie, wie die schwärmenden Bauern, sich verwüthen lassen. Crotus Rubianus kehrte nach langen Irrfahrten in die Dienste des Erzbischofs von Mainz zurück und schrieb gegen die Reformation, er, der Verfasser der Briefe gegen die Dunkelmänner! Luther nannte ihn dafür „Doctor Kröte, des Cardinals zu Mainz Tellerlecker.“ — Am schroffsten zeigte sich die Spaltung der reformatorischen Partei im Streit zwischen Erasmus und Luther.

Erasmus und Luther.

Dieser behandelte jenen als einen Leisetreter und nannte ihn bald Heuchler und Ungläubigen, während Erasmus von den Katholiken in einemfort den Vorwurf hören mußte, er habe eigentlich den Samen ausgestreuet, der zu Wittenberg aufgegangen, und sie ihn aufforderten, sein an der Kirche begangenes Unrecht wieder gut zu machen. Durch ein übermüthiges Schreiben Luthers gereizt, trat endlich Erasmus 1524 gegen dessen Lehre von der Unfreiheit des Willens und Ohnmacht zum Guten durch seine Schrift vom freien Willen („De libero arbitrio“) in die Schranken; der Grundgedanke derselben ist, daß Gott den Menschen weder zur Haltung seiner Gebote hätte verpflichten, noch für deren Übertretung hätte für strafbar erklären können, wenn Haltung und Übertretung nicht vom menschlichen, sondern vom göttlichen Willen bewirkt würde. Diese Schrift ist reich an feinen Bemerkungen. Wir lesen darin z. B.: „Auf beiden Seiten sind Sünder; auf der einen steht jedoch ein ganzer Chor von Heiligen, welche lehren, der Wille sei frei. Man sagt: ‚Es waren Menschen‘; aber auch ich vergleiche Menschen mit Menschen, nicht Menschen mit Gott. Man sagt: ‚Was hilft ein großer Haufe zur Ergreifung des Geistes?‘ Ich antworte: ‚Was hilft dazu ein kleiner Haufe?‘ Man sagt: ‚Was hilft die Priestermütze zum Verständnis der Schrift?‘ Ich antworte: ‚Was hilft dazu der Reitermantel oder die Kutte?‘ Man sagt: ‚Was hilft Philosophie und Wissen zum Verständnis der heiligen Bücher?‘ Ich antworte: ‚Was hilft dazu die Unwissenheit?‘ Man sagt mir: ‚Was hilft eine Kirchenversammlung, wo vielleicht kein einziger ist, der den Geist hat?‘ Ich antworte: ‚Was helfen die Versammlungen weniger, bei denen noch viel wahrscheinlicher niemand den Geist hat? Den Aposteln wurde nicht geglaubt, wenn sie nicht die Wahrheit ihrer Lehre durch Wunder bewiesen: jetzt fordert jeder, daß ihm geglaubt werde, sobald er versichert, daß er evangelischen Geist habe. Weil die Apostel Schlangen abschüttelten, Kranke heilten, Todte erweckten, durch Auflegung der Hände die Gabe der Sprache mittheilten, wurde ihnen endlich geglaubt, und auch so kaum, weil sie Ungewöhnliches lehrten. Aber unter denen, die jetzt viel Ungewöhnliches lehren, ist noch keiner gewesen, der auch nur ein lahmes Pferd hätte heilen können. Und wollte Gott, sie zeigten uns auch ohne Wunder die Reinheit der apostolischen Sitten, die uns Spätlingen die Stelle der Wunder vertreten würden.“

„De libero arbitrio.“

„De servo arbitrio.“

Luther antwortete in einer Schrift über den unfreien Willen („De servo arbitrio“), in welcher er seine Lehre in all ihrer Schroffheit hinstellte: der menschliche Wille sei ein Roß, auf welchem entweder Gott oder der Teufel reite. Sitzt Gott darauf, so geht und will er, wie Gott will; reitet ihn der Teufel, so geht er, wie der Teufel will. Auch hänge es nicht von ihm ab, wer auf ihm reite, sondern Gott und Teufel streiten miteinander, wer ihn ergreifen und in Besitz nehmen solle. Die Gebote Gottes seien nur dazu gegeben, um den Menschen von der Untüchtigkeit und Unfreiheit seines Willens zu überführen.

Gott spotte des Menschen nur, wenn er ihn zur Haltung seiner Gebote auffordere, da es dem Menschen schlechterdings unmöglich sei, aus eigenem Antriebe das Gute zu wollen. Allerdings sage die Schrift: Gott wolle den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre und lebe; allein man müsse unterscheiden zwischen einem geoffenbarten und einem verborgenen göttlichen Willen, und er wolle den Tod des Sünders zwar nicht nach dem geoffenbarten, aber nach dem verborgenen Willen, von welchem uns sonst nichts bekannt sei. Die Folgerung, daß Gott also allein aus seinem Willen die Menschen verlasse und verstocke, daß er also Lust habe am ewigen Verderben der armen Seelen, gibt Luther vollkommen zu, meint aber, der Einzelne solle nicht nach diesem verborgenen Willen, so weit er ihn betreffe, forschen, sondern sich an den geoffenbarten Willen halten. Lessing nennt diese Lehre mit Recht eine mehr viehische als menschliche Lehre, eine Gotteslästerung. Erasmus antwortete mit großer Bitterkeit und war fortan, obschon Luther in einem schmeichelnden Brief manches wieder gut machen wollte, unversöhnlich; hatte ihn doch Luther einen Epikur und Lucian genannt, der über alles spotte, einen Feind aller Religion, der seinen Mantel nach jedem Wind hänge. Melanchthons Versuch, zu vermitteln, schlug fehl. Doppelter Willen in Gott.

Die letzten Tage des Erasmus waren trübe. Das Fortschreiten der Reformation verleidete ihm seinen Lieblingsaufenthalt in Basel. Er zog nach Freiburg im Breisgau 1529, fortan bemüht zur Beilegung des kirchlichen Streites. In Freiburg zeigte man sich ebenso stolz als freigebig gegen den berühmten Gast, dem man eine der schönsten Wohnungen einräumte, nachdem man ihn früher schon mit Ehrengeschenken empfangen hatte, und den man für die Universität selber zu gewinnen hoffte. Erasmus war kränklich und verdrießlich, die vielen literarischen Fehden reizten seine Stimmung. Er fand sich zuletzt auch im schönen Freiburg[1]) nicht mehr behaglich: es gebe zuviel Nebel, zuviel Regen, zuviel Zug, es fehle ihm ein Garten wie in Basel. Man verstand in Freiburg seine Winke nicht, wie in Besançon, das auf seine Klage über die deutschen Weine ihm sogleich ein Faß Burgunder schenkte. Erasmus starb auf einer Reise in Basel Juli 1536. Erasmus † 1536. Nicht mit Unrecht sagt Strauß von ihm: „Er hatte viel gearbeitet, Großes erwirkt, für seine Schwächen empfindlich gebüßt und nahm einen, zwar nicht unversehrten, doch immer noch überreichen Kranz des Verdienstes und Ruhmes mit sich ins Grab."

Aber noch viel bedeutsamer, als der Streit mit Erasmus, wurde für Luther die Fehde mit einem Nebenbuhler seines Ruhmes, mit

Zwingli.

Ulrich (Huldreich) Zwingli ist der Sohn des Ammanns von Wildhaus in Toggenburg, geboren 1. Januar 1484 in einer Familie, die viele geistliche Mitglieder zählte, und wurde so, zumal er früh außerordentliche Anlagen verrieth, zum geistlichen Stande bestimmt, obschon er eigentlich mehr von einem Soldaten, Volksredner und Staatsmann an sich hatte. Gebildet in Basel und Bern, Zwingli.

[1]) Schreiber, Glareanus, seine Freunde und seine Zeit. Freiburg 1837.

wo er unter Heinrich Wölflin (Lupulus) früh mit den alten Classikern vertraut wurde, dann in Wien, wo er Philosophie studieren sollte und mit Vadian, dem späteren Reformator St. Gallens, befreundet wurde, lebte er ein reiches Jugend. Jugendleben durch und bewährte neben Eifer für das Studium der Classiker und der Bibel auch dichterisches und musikalisches Talent.[1]) Wie Luther pflegte Zwingli mit Eifer und Erfolg besonders die Tonkunst: „Er war ein gelehrter Mann in Studier. der griechischen, hebräischen und lateinischen Sprache und redete trefflich gut, wohlvergriffen und wohlgesetzt deutsch, und war in diesen vier Sprachen wohl berichtet. Ich habe auch nie von keinem gehört, der in der Kunst-Musik, d. i. im Gesang und in allen Instrumenten der Musik, als Lauten, Harfen, Geigen, Abögli, Pfeifen, Schwäglen (so gut als ein Eidgenosse), dem Trummscheit, Hackbrett, Zinken und Waldhorn so erfahren gewesen; was man dergleichen erdacht, konnte er es so schnell, alsbald er es zu Handen nahm." Dann als Lehrer zu St. Martin Ämter. in Basel angestellt, wo er bei Thomas Wyttenbach namentlich in ein gründliches Bibelstudium von neuem eingeführt, mit Leo Judä von Rapperswyl vertraut und mit ihm Magister wurde, setzte er sein Bibelstudium als Pfarrer in Glarus fort, — lernte er ja das ganze Neue Testament auswendig und schrieb er die Paulinischen Briefe mit eigener Hand ab und bemerkte am Rand die besten Glossen der Kirchenväter und des Erasmus — und entfaltete als Prediger großen Eifer gegen die Jahrgelder und das Reislaufen. Als Pfarrer von Glarus machte er in der Eigenschaft eines Feldpredigers den Kriegszug 1512 bis 1517 nach Mailand mit. Als die deutsche Reformation begann, war Zwingli Ortspfarrer in Einsiedeln und wirkte mit dem damaligen Administrator des Stiftes, Diebold von Geroldseck, gegen Wallfahrten, Seelenmessen, ganz im Geiste der Reformation. Oswald Geißhäusler (Myconius) erwirkte 1518 seine Ernennung zum Leutpriester am Münster in Zürich, doch nicht Charakter. ohne großen Widerspruch wegen Zwinglis Charakter, man nannte ihn „einen Lutenschläger und evangelischen Pfiffer". Gesteht doch dieser selber in einem Brief: „Lieber Bruder! sagt man auch, ich sündige mit Hoffart, Fressen, Unlauterkeit, glaubt, es sei wohl möglich, denn ich den und andern Lastern leider unterworfen bin; so man aber sagen würde, dass ich um Geldeswillen unrecht lehre, das glaubet nicht." — Am 1. Januar 1519 trat er sein Amt in Zürich an, im neuen Geist das Hauptgewicht auf die Erklärung der heiligen Schrift legend. Seine Vorträge fanden hohen Beifall. Zwinglis Name wurde viel genannt, nicht so sehr, weil er gegen den Ablassprediger Bernardin Samson in Zürich auftrat, sondern wegen des Verkündens reformatorischer Lehren überhaupt. Gegen die Anschuldigung, er sei ein Lutheraner, behauptete er jedoch, dass er schon vor Luther sich an die Bibel allein gehalten habe; er bezeuge vor Gott und Menschen, dass er all seine Tage nicht einen Buchstaben an Luther geschrieben, noch Luther an ihn. Der Geist Gottes habe sich gleichmäßig in zwei voneinander weit entfernten und doch einmüthigen Männern gezeigt.

Übrigens steht Zwingli an Tiefe des Gemüthes weit unter Luther, an systematischem Geist weit unter Calvin. Der Lehre der alten Kirche gegen-

[1]) Christoffel, Huldreich Zwinglis Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1857. — Mörikofer, Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. 2 Bde. Leipzig 1867—1869. — Sigwart, Ulrich Zwingli, der Charakter seiner Theologie mit besonderer Rücksicht auf Picus von Mirandula. Stuttgart 1855. — Spörri, Zwinglistudien. Leipzig 1866. — Hottinger, Fortsetzung des Johannes von Müller, VI, S. 340—370.

über verhält sich sein dürres, alles speculativen Geistes ermangelndes System, wie ein bequemes Wohnhaus einem riesigen Dome gegenüber. Als flachen Rationalisten kennzeichnet ihn schon seine Lehre von der Erbsünde.[1] Nach einigen unseligen Witzen gibt er die Selbstliebe Adams als Ursache der Sünde Adams an; aus der Selbstliebe fließe das ganze menschliche Elend. Die Erbsünde sei Naturanlage zum Sündigen: ein junger Wolf sei der Natur nach Wolf, wenn er auch noch kein Schaf zerrissen habe.[2] Wenn aber die Eigenliebe Ursache der Sünde ist, so ist eigentlich Gott, der Adam so erschaffen hat, Ursache der Sünde, da Adams Eigenliebe ja schon vor der Sünde bestand. — Der Grundgedanke seiner Lehre ist eigentlich Pantheismus, das zeigt sich namentlich in seiner Schrift von der Vorsehung. Alle Kraft ist ihm entweder eine geschaffene, oder eine ungeschaffene. Die ungeschaffene ist Gott selbst, die geschaffene ist von Gott geschaffen. Was aber von Gott geschaffen ist, ist nur ein Ausfluss seiner Kraft, eine Erscheinung der allgemeinen Kraft; es ist eigentlich nichts, was nicht Gott ist; er ist das Sein aller Wesen.[3] Alles, was ist, ist Eins und dieses ist Gott, sonst würde der Begriff der Unendlichkeit aufgehoben; es wäre etwas, was Gott nicht ist, neben ihm und außer ihm. Wie aus der Erde die Pflanzen und Thiere herauswachsen, und sich, wenn ihr Individualleben endet, in dieselbe wieder auflösen, so verhält es sich auch mit dem Universum zu Gott. Darum dürfe man auch der Unsterblichkeit versichert sein, denn nichts, was je gewesen, könne ganz aufhören. Gott ist die Seele der Welt. Er ist aber nicht bloß alles Sein, sondern auch alle Thätigkeit. Das Geschöpf handelt nur scheinbar frei, wäre es wahrhaft frei, so wäre es ungeschaffen; ein nach eigenem Plane lebendes Geschöpf vernichtete die Weisheit Gottes. Gottes Rathschluss ist ewig und unveränderlich. Ein nach eigenem Plan lebendes Geschöpf würde den ewigen Plan abändern. Alles, was geschieht, geschieht darum mit Nothwendigkeit, das handelnde Geschöpf verhält sich zum Schöpfer nur wie das Instrument zum Künstler. Der Widerstreit in uns fällt in die Verbindung des Geistes mit dem Leib. Die Sünde ist also nothwendige Folge des leiblichen Lebens. Da aber dieses leibliche Leben von Gott geordnet ist, so fällt die Sünde auf Gott, als den Urheber des leiblichen Lebens zurück.

Rationalismus.

Pantheismus.

Woher die Sünde.

Wo ist aber dann die göttliche Gerechtigkeit und die göttliche Heiligkeit? — Hier hilft sich Zwingli mit der Bemerkung: der Mensch sündigt, denn für ihn ist das Gesetz gegeben; nicht aber Gott, denn für ihn besteht kein

[1] Vergl. Möhlers Symbolik. 3. Aufl. S. 95—98.
[2] De peccato originali declarat. Opp. II, 117.
[3] „Omnium esse Numinis est esse." Vergl. Staudenmaier, Philosophie des Christenthums. I. Lehre von der Idee. Gießen 1840. S. 689—697. — Hahn, Zwinglis Lehre von der Vorsehung. Studien und Kritiken. 1837. IV, 765—805. — Seine Ansicht drückt Zwingli in einer Schrift an Philipp von Hessen aus „Sermonis de providentia anamnema. Tiguri 1530."

Gesetz. Gottes Heiligkeit wird also nicht verletzt, indem der Mensch sündigt, vielmehr erhält Gott nur Gelegenheit, seine Gerechtigkeit zu offenbaren: für Gott gibt es kein Gesetz, und wo kein Gesetz, ist keine Übertretung. Das Böse ist nothwendig, weil nur im Gegensatz zu demselben das Gute erkannt werden kann. So treibt Gott eigentlich zu den Sünden, zum Mord. Zwingli kommt aus diesen Folgerungen seines Pantheismus nicht heraus — sonst hat er öfter manches Ähnliche mit Luther. Die Schrift ist ihm einzige untrügliche Glaubensquelle. Der Mensch ist ihm infolge der Sünde unbedingt dem Bösen verfallen. Alles, was wir aus uns thun, ist nur Betrug, Gleisnerei und Sünde. Der Glaube aber schafft, dass wir dennoch in Gott leben, und das tägliche Sündigen trägt zu dem Guten bei, weil wir lernen, wie wir so gar nichts sind. Der Glaube ist eine gewisse Sicherheit, mit der sich der Mensch auf das Verdienst Christi verlässt; er ist kein Werk, sondern ein Ruhm, eine Sicherheit in dem Verdienst Christi. Wenn man sagt: der Glaube rechtfertiget, so ist für den Glauben Erwählung, Bestimmung und Berufung zu verstehen. Wer den Glauben hat, ist immer erwählt und berufen. Wir stehen hier an der Schwelle der Prädestinationslehre Calvins.

Pantheismus.

In der Gestaltung der äußeren Kirche ist Zwingli Republikaner: der Gemeinde steht die geistliche Gewalt zu, das Richteramt, das Bannrecht. Alle Sacramente sind ihm nur Ceremonien, durch welche sich der Mensch als Mitglied der Kirche und Anhänger Christi darstellt, nicht Unterpfänder der göttlichen Barmherzigkeit, sondern nur Bundeszeichen, dass man ein Christ sei.[1] In der Taufe bewährt man sich als Candidaten der Kirche, im Abendmahl als Streiter Christi. Nur diese beiden Sacramente ließ Zwingli gelten.

Sacramente

Seine Lehre machte natürlich hohes Aufsehen.[2] Desungeachtet betrachtete ihn die Kirche als einen hochbegabten, aber nicht für sie verlornen Mann. Der Cardinal **Schinner** hat ihn mit Gunstbezeugungen überhäuft, **Hadrian** VI. ihm Anerbietungen machen lassen. Die Ablasspredigt des Franciscaners **Samson** führte jedoch zum Bruche. In Zürich war ohnehin viel Neigung zur Neuerung. Im Jahre 1520 befahl der Rath, **dass alle Pfarrer gleichmäßig über das Neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten.** Diese Befugnis des Rathes wollten die Geistlichen beiweitem nicht anerkennen, der **Bischof von Constanz**, zu dessen Sprengel die östliche Schweiz bis zur Aar gehörte, trat dagegen auf, allein der Rath schützte Zwingli; überhaupt wurden die schweizerischen Reformatoren von ihren Landesregierungen unterstützt und handelten im Einvernehmen mit ihnen. Bürgermeister war damals der tapfere **Max Röust** und, nachdem verschiedene Streitschriften gewechselt waren, wurde am 29. Januar 1523 in der großen Rathsstube zu Zürich ein Religionsgespräch gehalten.

Zürich.

[1] Publica consignatio.

[2] Sein Äußeres erhöhte den Eindruck seiner Rede: „Er war von Leib und Gestalt ein schöner Mann, von blühender Gesichtsfarbe, von mehr als mittlerer Größe, begabt mit einer Stimme, die zum Herzen drang, wenn sie auch nicht sehr stark war."

Zwingli hatte sich erboten, 67 Thesen gegen jedermann zu vertheidigen: darunter war, dass das Evangelium die einzige Quelle der Lehre sei, dass es nichts wisse von einem unverlierbaren Charakter des Priesterthums; die Messe sei kein Opfer, Christus sei der einzige Mittler zwischen Gott und uns; Fastengebote seien unnütz; die Gelübde der Keuschheit seien närrisch, frevventlich und den frommen Menschen gefährlich. Die sogenannte geistliche Gewalt habe keinen Grund in der Lehre Christi, wohl aber die weltliche; religiöse Orden und Genossenschaften könnten nicht bestehen, denn alle Menschen seien Brüder Christi. Die **Kirche** umfasse alle, die in Christus leben und Kinder Gottes sind; das sei die wahre Gemeinschaft der Heiligen, die Hausfrau Christi. — Über 600 Fremde und Einheimische kamen auf dem Rathhause zusammen. Der Vicar des Bischofs von Constanz, Doctor **Faber**, wies auf das Erfolglose solcher Glaubensstreitigkeiten hin. Gestritten ward lang über die Fürbitte der Heiligen und über die Messe. Wie in Leipzig, konnte man sich bei der Disputation schon in den Vordersätzen nicht einigen. Der Rath von Zürich aber erließ am Schlusse den Befehl, **da niemand den Doctor Ulrich Zwingli einer Ketzerei aus der Schrift habe überführen können, so solle er fortfahren, nach dem Geiste Gottes und bestem Vermögen die heilige Schrift zu verkünden.**[1]) Religionsgespräch. Dr. Faber.

Nun schaffte **Zwingli** die lateinische Sprache im Gottesdienst ab und führte deutschen Gesang und deutsche Liturgie ein. Sein Anhänger **Hetzer** hatte es namentlich auf die Bilder abgesehen und, als der Schuhmacher **Hottinger** einen Eimer Wein an das Spital gelobte, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde zu zerschlagen, so begann ein Bildersturm. Über **Bilder, Messen und Fegefeuer** sollte ein zweites Religionsgespruch am 12. October 1523 wieder unter dem Vorsitz des Bürgermeisters entscheiden. **Konrad Schmitt** vertheidigte dabei die Bilder, die für die Schwachen gleichsam ein Stab seien; wer das wahre Bild Christi in seinem Herzen habe, dem könne das äußerliche Bild nichts mehr schaden, wenn er auch gleich noch davon abhängig sei. Zwinglis Beredsamkeit warf alle Einwürfe danieder. Im Auftrage des Rathes verfasste er eine kurze fassliche Darstellung der christlichen Lehre, eine Schrift gegen die Bilder, die denn jetzt insgesammt aus den Kirchen weggenommen wurden. Messe, Processionen, Frohnleichnamsfest hörten auf, sogar der Klang der Orgel verstummte in der Kirche. Neben der Kanzel gab es nur noch einen Altar in der Kirche mit Bechern und Schüsseln, Brot und Wein. Die Diacone lasen Bibelstellen. Der Pfarrer segnete nach der Anrede die Brote[2]) und den Wein, und reichte Brote und Becher den Dienern, welche sie der sitzenden und nach Geschlechtern abgetheilten Gemeinde zutrugen. Die heilige Schrift wurde lateinisch oder griechisch oder hebräisch vorgelesen, erklärt, übersetzt und erläutert.[3]) Bildersturm. Religionsgespräch. Gottesdienst.

So war der nüchterne Gottesdienst der Zwinglianer. Im Auftrage des Rathes schrieb Zwingli eine „Treue Ermahnung an die strengen, edlen,

[1]) **Hottinger**, l. c. VI, S. 435—450.

[2]) „Ungehebletes" (ungesäuertes) Brot. Ein Korb mit Brotkuchen, die gebrochen werden konnten, und hölzerne Becher, in denen der Wein herum gereicht wurde.

[3]) **Zwingli** verließ die Predigtweise nach **Perikopen**, d. h. nach vorgeschriebenen Bibelabschnitten, und erklärte die Bibel in zusammenhängenden Vorträgen, indem er in vier Jahren das Evangelium Matthäi, dann die Apostelgeschichte, dann die Paulinischen und übrigen Briefe durchsprach. In den Sonntagspredigten behandelte er das Neue, in den Wochenpredigten das Alte Testament.

festen und frommen Eidgenossen", dass sie, durch falsche Propheten verführt, sich nicht wider die Lehre Christi setzen. Denn die Reform fand nicht überall Anklang, die Urcantone blieben entschieden treu der alten Religion. „Wir haben fromme und ehrbare Priester," antworteten sie den Zuredern, „die uns die heiligen Evangelien so auslegen, wie unsere Vorfahren und wie es Päpste und Concilien geboten haben." Unter der alten Religion hatten sie die Freiheit erkämpft, wozu sollten sie dieselbe verlassen! Die Einführung der Priesterehe ärgerte sie; war nicht Bruder Klaus, der große Faster, der Wohlthäter des Landes geworden, warum sollten sie das Fasten verwerfen! Der Bildersturm in Zürich ward von vielen Eidgenossen mit Entrüstung vernommen. Als der Hauptstürmer Hottinger aus Zürich verwiesen, in Baden den Eidgenossen in die Hände fiel, wurde er zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Vergebens war seine Bitte, vom Schaffot noch an das Volk zu sprechen: „Wir sind nicht des Predigens da," hieß es, „sein Kopf muss herunter; wächst er ihm wieder, so wollen wir seinen Glauben annehmen!"[1])

Die Urcantone.

Übrigens verfuhren die Zwinglianer mit den Wiedertäufern nicht glimpflicher. Die Stände von Zürich, Bern und St. Gallen drohten ihnen 1527 die härtesten Leibes- und Lebensstrafen an und vollzogen sie unerbittlich. Die Wiedertäufer wurden ertränkt oder verbrannt. — Zwinglis Lehre verbreitete sich indes zugleich mit der liberalen Bewegung und dem demokratischen Element. In Bern z. B. musste der kleine Rath all seine Rechte an den großen Rath wieder abtreten; auch wurden die Jahrgelder aberkannt und dem König von Frankreich gekündigt und die religiöse Reform Zwinglis eingeführt. In Basel siegten 1529 die Evangelischen und bekamen die Zünfte zu gleicher Zeit ihre frühere Selbständigkeit wieder. Zürich, Bern und Basel schlossen dann ein Bündnis zur Vertheidigung der vorgenommenen Neuerung. St. Gallen war schon 1528 der Reform beigetreten, in Glarus, Appenzell und Graubündten rang die Reform noch um den Sieg. 1529 wurde Mühlhausen in den Bund aufgenommen.

Zwinglianischer Bund.

Aber Zwinglis Reform schien sogar ganz Oberdeutschland nach und nach beherrschen zu wollen. In Straßburg waren eifrige Anhänger Zwinglis, desgleichen in Lindau, Memmingen, Ulm, Constanz. Zwingli und Luther standen als Größen der Reformation nebeneinander, in Charakter und Lehren jedoch einander vielfach gegenüber: Zwingli war Republikaner, Luther eifriger Verfechter der Lehre, dass die Obrigkeit von Gott sei, und eifrigster Verfechter des Satzes, dass man ihr, auch wenn sie im Unrecht sei, keinen Widerstand leisten dürfe. Bei Luther war das religiöse Gefühl, bei Zwingli der

Deutschland.

[1]) Nikolaus Hottinger hatte den Bildersturm gegen ein großes, zierlich geschnitztes Crucifix an gangbarer Straße begonnen, auf das er eine Art Eigenthumsrecht erworben hatte. Johann von Müller („Hottinger"), l. c. VI, S. 451—452.

Verstand vorwiegend. Luther glaubte mehr an sich selbst, Zwingli mehr an die Sache, die er verfocht.[1])

Ob beide Richtungen sich vereinigen ließen, ob Zwinglianer und Lutheraner als eine geschlossene Partei den Katholiken entgegentraten, war nicht bloß von religiöser, sondern auch von hoher politischer Bedeutung, z. B. für die Stellung im Reichstag, für Krieg und Frieden. Alles war noch im Schwanken und Sichgestalten, zumal der Kaiser solange vom Reiche abwesend war. Das Wormser Edict konnte nicht vollzogen werden. Auf die Klagen darüber antworteten die Reichsstände zu Nürnberg 1523 dem Papste Hadrian mit einer Aufzählung der Beschwerden der deutschen Nation und mit der Forderung eines freien Conciliums, welches binnen Jahr und Tag in Straßburg, Mainz, Köln oder Metz oder einem andern Orte deutscher Nation eröffnet und wo die religiöse Frage frei und gewissenhaft verhandelt werden sollte. Der Reichstagsabschied vom 18. April geht auf die Forderung eines freien Universal-Concils an gelegener Malstätte ein; indes sollten die Stände sich verpflichten, dem Edict von Worms, soviel ihnen möglich, nachzuleben und namentlich darauf zu sehen, dass Schmähschriften und Schandgemälde hinfüro gänzlich abgethan und nicht weiter verbreitet würden. Aus Burgos erließ der Kaiser ein scharfes Schreiben wegen dieses Beschlusses, und verlangte bei Strafe beleidigter Majestät und der Reichsacht die Durchführung des Wormser Edictes gegen Luther. Doch es war ein Schlag ins Wasser. Der ausgeschriebene Reichstag zu Speier kam nicht zustande, und dies gab wiederum dem Luther Muth, mit der Durchführung seiner Reformen kühn voranzugehen. Reichstag zu Nürnberg.

Auf der andern Seite schritten jetzt auch einige katholische Fürsten entschieden für die alte Lehre ein. Am 6. Juli 1524 traten der Erzherzog Ferdinand, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die Bischöfe von Salzburg, Trient, Regensburg, Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Constanz, Basel, Freisingen, Passau und Brixen in Regensburg in einen Bund zusammen, worin sie sich verpflichteten, das Wormser Edict und den Nürnberger Reichstagsabschied in ihren Ländern zu vollziehen, keine Veränderung im öffentlichen Gottesdienst zu gestatten, keine verheirateten Geistlichen zu dulden, ihre Studenten von Wittenberg abzurufen, keinem eine Anstellung zu geben, der dort studiert habe. Zugleich versprachen sie sich, auf Grundlage der katholischen Lehre in ihren Ländern zu reformieren, keinen Un- Katholischer Bund.

[1]) Luther hat mehr Phantasie, mehr Schwung, Zwingli ein festeres, sichereres Urtheil; Luther ist mehr der Mann der Intuition, Zwingli mehr des praktischen Verstandes. — Evangelium ist für Zwingli „nicht allein, was Matthäus, Marcus, Lukas und Johannes geschrieben haben, sondern alles, was von Gott den Menschen je ist kundgethan worden, was sie des Willens Gottes vergewissert hat". Er eifert gegen das Herausgreifen einzelner Bibelstellen: „Man soll nicht ein einzelnes Blümlein abbrechen ohne Wurzel und es so in einen Blumengarten verpflanzen wollen, sondern man muss den ganzen Rasenschollen mitsammt den Wurzeln pflanzen."

tüchtigen zum geistlichen Stande zuzulassen, auf strengen Wandel des Clerus zu bringen, alle drei Jahre ein Nationalconcil abzuhalten.

Indes brachte der Ausbruch des Bauernkrieges Verwirrung über ganz Deutschland. Endlich siegten die Fürsten. Der Bauernstand war wie der niedere Adel gebrochen, die Macht der Fürsten außerordentlich verstärkt, namentlich derjenigen, welche der Reformation anhiengen. Die Reformation hatte jetzt nicht mehr den Charakter einer Volksbewegung, sie war Sache der Diplomatie geworden. Die Gewalt war den Händen der Theologen entwunden und in die Hände der Juristen gekommen. Die Fürsten schlugen Capital aus derselben, um ihre Stellung von der Centralgewalt unabhängiger zu machen. Umsoweniger konnte der Natur der Dinge gemäß der Republikaner Zwingli mit dem streng fürstlich gesinnten Luther Hand in Hand gehen. Der Zwiespalt trat an einem der tiefgreifendsten und heiklichsten Punkte der Glaubenslehre zunächst hervor.

Streit zwischen Luther und Zwingli.

Abendmahl.

Es betraf die Auffassung vom Abendmahle. Als der Herr in der Nacht, ehe sein Leiden begann, die Jünger zu einem Abschiedsmahle vereinigt hatte, nahm er Brot, brach es und sagte: „Nehmet, esset, dies ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; thut dies zu meinem Gedächtnis.“ Desgleichen nahm er den Kelch, dankte, und reichte ihnen denselben mit den Worten: „Trinket alle daraus, denn dies ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird“, und in der Weihe und Tiefe eines göttlichen Schmerzes kosteten die Jünger vom Brot und vom Weine. — „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm“, hat der Herr gesagt, und es ist der alte Glaube der Kirche, dass im Sacramente des Altars Christus wahrhaft gegenwärtig sei, und aus diesem Glauben gieng die heilige Messe hervor, in welcher nach der Anschauung der Kirche die versöhnende und erlösende Thätigkeit Christi sich immer wiederholt und ununterbrochen fortsetzt. Dieser Glaube gibt dem katholischen Gottesdienst seine tiefste Bedeutung. Der scharfsinnige **Möhler** sagt: „Als der am Kreuze sich Opfernde ist Christus uns noch fremd, im Cultus aber unser Eigenthum, unser Opfer. Dort ist er das allgemeine Opfer, hier zugleich das Opfer für uns insbesondere, für jeden Einzelnen aus uns; dort war er nur das Opfer, hier wird er als solches verehrt und anerkannt; dort wurde die objective Versöhnung vollzogen, hier die subjective theils gepflegt und gefördert, theils ausgedrückt.“ [1]) Dem Glauben an die Transsubstantiation ist das schönste aller katholischen Feste geweiht, sind die tiefsten christlichen Hymnen gedichtet, ist überhaupt alles geweiht worden, was die Kunst aus ihrem reichen Schoße Schöpferisches hervorbrachte. Gerade den Pantheisten des dreizehnten Jahrhunderts gegenüber wollte die Kirche in diesem Feste den

Transsubstantiation.

---

[1]) **Möhler**, Symbolik, § 34, S. 299—323.

schönsten Ausdruck für die Objectivität der im Sacramente gebotenen Seelenspeise geben. Gerade in diesem Punkte musste jede von der Kirche abweichende Lehre auch ihr entschieden Gegensätzliches vorbringen. Mit Abschaffung der Messe begann darum meist die Ausbreitung der Reformation, wenn ein Ort zu derselben übergieng.

Karlstadt und Luther stritten sich zuerst öffentlich über die Bedeutung des Abendmahles.[1]) Karlstadt lehrte: der Zweck der Abendmahlsfeier sei nur die Erinnerung an den Tod des Erlösers. Die Worte „nehmet hin und esset" seien eine bloße Aufforderung zum Essen des dargebotenen Brotes. Bei den Worten „das ist mein Leib" habe Christus auf sich selber gedeutet und kundgegeben, dass dieser Leib bald getödtet werden solle. Luther dagegen meinte, Karlstadt lasse Christus sprechen wie „einen trunkenen Mann".[2]) Karlstadt ward vom Lehramte verdrängt, für seine Ansichten sprachen sich aber bald die Straßburger Theologen Bucer und Capito aus, dass nämlich das Gedächtnis des Todes Christi der einzige und rechte Zweck des Abendmahles sei. Luther berief sich auf das untrügliche Zeugnis der Kirche in Auslegung der Schrift, aber Zwingli nahm sich Karlstadts an; das Wörtchen „ist" in dem Satze: „Dies ist mein Leib" fasste er, als heiße es, das Brot bedeutet meinen Leib, und „ist" und „bedeutet" wurden jetzt die Losungsworte der Reformer Nord- und Süddeutschlands. Luther meinte, „eine von beiden Parteien muss des Teufels sein". Die Sacramentierer, so nannte er die Anhänger Zwinglis, hätten „ein eingeteufeltes, durchteufeltes, überteufeltes, lästerliches Herz und Lügenmaul, kein Christ solle für sie beten und er müsse sich selber in den Abgrund der Hölle verdammen, wenn er mit ihnen Gemeinschaft halten wolle". Ein wilderer Hass loderte jetzt auf zwischen Lutheranern und Zwinglianern, als zwischen Lutheranern und Katholiken. Fürsten, die vorzugsweise vom Standpunkte des Nutzens und der Ersprießlichkeit die Reformfrage auffassten, wie Philipp von Hessen, gaben sich alle Mühe, eine Aussöhnung und Vereinigung beider Parteien zustande zu bringen.

Karlstadt.

Luther.

Zwingli.

Das war umso nöthiger, als man jetzt schon am Anfange eines inneren Krieges zu stehen schien. Ein Doctor Pack, einst Kanzler des Herzogs von

[1]) In Jena, vergl. oben S. 681—683. In Basel gab Karlstadt seine Schrift „Von dem widerrechtlichen Missbrauch des Herrn Brot und Kelch" heraus.

[2]) Luther gab 1525 Antwort in der Schrift: „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sacrament" — worin er Karlstadt einen „Eselskopf" nennt, der die griechische Sprache meistern wolle, während er nicht ordentlich Deutsch oder Latein verstehe. „Der heilige Geist redet fein helle und deutlich, der Satan aber murmlet und kauet die Worte im Maul herum." Der Teufel habe lange genug im Finstern gemunkelt, es sei recht, dass er jetzt an den Tag komme. Fange man einmal an, die Schrift nach dem gemeinen Dünkel auszulegen, so bleibe bald kein Artikel des Glaubens mehr fest. Nach Luther ist der Leib des Herrn im Abendmahl in, mit und unter dem Brot enthalten und genießt jeder wirklich und wesentlich den Leib des Herrn, auch der Ungläubige. Eben so sei im Weine das Blut enthalten. Es sei ein Wunder der Allmacht, Gott seien eben alle Dinge möglich. So fieng der Abendmahlsstreit an, der mehrere Jahre währte. Zwingli nahm sich Karlstadts an, der gute Waffen habe, aber sie nicht zu gebrauchen wisse, der den Helm auf die Brust schnalle und den Schild auf den Kopf. Der Rath in Basel fragte bei Erasmus an, der aber sich mit dem Satze aus der Schlinge zog, es sei gefährlich von der allgemeinen Meinung der Kirche abzuweichen. Luther bezeichnete Zwinglis Ansicht alsbald als „Teufelslehre". Ocolampad warf ihm dafür einen hochtrabenden Geist vor, „der immer gumpe und schlage".

Pack'sche Händel. Sachsen, ein Mann, der in der schmutzigsten Art nur Geld zu machen suchte,[1] hatte 1527 dem Landgrafen Philipp von Hessen von einem Bündnis gesprochen, das die Katholischen gegen die Lutheraner geschlossen hätten: Mainz, Brandenburg, Bayern, Salzburg, Würzburg, Bamberg und Ferdinand von Österreich hätten sich zusammengethan, um den Fürsten von Sachsen zu zwingen, ihnen Luther auszuliefern, und im Weigerungsfall den Kurfürsten mit dem Landgrafen zu verjagen. Philipp glaubte. Als ihm Pack gegen 4000 Gulden eine gefälschte Bundesurkunde vorwies, wurde er Feuer und Flamme, schloss in Hast Bündnisse, fiel über die Bischöfe von Würzburg und Bamberg her, und es wäre schon jetzt zu einem allgemeinen Kriege gekommen, hätte sich nicht bald herausgestellt, dass Pack gelogen habe.[2]

Dazu kamen die Siege des Kaisers und die umsichgreifende Angst vor seiner aufsteigenden Macht und entschiedenen katholischen Gesinnung. Die Katholiken zeigten sich jetzt entschlossener. Reichstag zu Speier 1529. Auf dem Reichstag zu Speier 1529 kündigten sie an, dass der Papst seine Zustimmung zur Einberufung eines allgemeinen Concils gegeben habe, und verlangten; wer bis jetzt das Wormser Edict gehalten, solle es auch ferner thun; in den Landschaften, wo man davon abgewichen, solle man keine weitere Neuerung machen und niemand verwehren, Messe zu halten. Kein geistlicher Stand solle seiner Obrigkeit, Rente und Gült entsetzt werden dürfen, bei Acht und Aberacht. Die Secten endlich, welche dem Sacrament des wahren Leibes und Blutes widersprechen (Zwinglianer), solle man ganz und gar nicht dulden, sowenig wie die Wiedertäufer. Die Mehrheit war am 7. April für den Antrag. Die evangelischen Stände gaben gegen diesen Abschied eine schriftliche Verwahrung ein am Protestanten. 25. April: dass die Protestanten in Sachen des Gewissens sich nicht der Majorität der Stimmen unterwerfen könnten. Von diesem Proteste haben die Evangelischen den Namen **Protestanten**. Es protestierten der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang zu Anhalt und die Abgeordneten von vierzehn Städten.

Wo eine Minorität der Majorität sich nicht mehr zu fügen erklärt, da ist die Einheit gesprengt, wenn die Majorität die Minorität nicht zum Gehorsam zwingt. An Zwang dachten auch die Protestanten. Im Juni kamen Bund in Rothach. mehrere Fürsten zu Rothach im Koburgischen zusammen und verabredeten einen Bund aller Genossen des neuen Glaubens.[3]

Luther und **Melanchthon** waren aber dagegen: einmal zweifelten sie an der Rechtmäßigkeit eines Krieges gegen den Kaiser, dann wollten sie mit den Zwinglianern nicht Hand in Hand gehen. Darum veranstaltete der Landgraf eine

[1] **Ranke**, l. c. III, S. 31—33. — **Janssen**, l. c. III, S. 107—109.
[2] **Ranke**, Deutsche Geschichte, III, S. 34—54. — **De Wette**, l. c. III. 384 bis 388.
[3] **Jung**, Geschichte des Reichstages zu Speier. Straßburg 1830.

Disputation über den Sacramentsstreit in Marburg auf Michaeli 1529.[1]) Die Züricher und die Wittenberger kamen, überhaupt die hervorragenden Vertreter der neuen Lehre. „Es war eine Kirchenversammlung derer, die vom Katholicismus abgewichen" — Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brentz, Agricola und andere. Man hatte dafür gesorgt, dass nicht gleich die Häupter in Streit miteinander geriethen: Ökolampad disputierte mit dem hitzigen Luther und der sanfte Melanchthon mit dem derben Zwingli. Zwingli sprach sich über die Gottheit Christi im Sinne des Glaubensbekenntnisses von Nikäa aus, man einigte sich über die Erbsünde, aber man stieß hart aneinander im Begriffe der Eucharistie. Luther hatte mit großen Buchstaben vor sich auf den Tisch geschrieben: „Das ist mein Leib"; „der Leib Christi", sagte er, „steckt im Brot wie der Degen in der Scheide". Er nahm eine wirkliche und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi ohne die Verwandlung im heiligen Abendmahle an. Öcolampad meinte, der Geist stehe über dem Buchstaben. Vergebens bot Zwingli, mit Thränen im Auge, die Hand zum Frieden; Luther wollte von keiner Liebe, als der Liebe im Glauben, etwas wissen. Er war so reizbar gegen Zwingli, dass, als dieser sagte: „Die Stelle Johannes VI, Herr Doctor, bricht Euch den Hals", Luther dies wörtlich nahm und meinte, Zwingli strebe ihm nach dem Leben. Der Landgraf hatte Mühe und Geld umsonst aufgewendet, er konnte nur von den Wittenbergern die Erklärung erlangen, dass sie die Zwinglischgesinnten nicht von der christlichen Liebe ausschließen wollten. Luther verstand diese christliche Liebe als jene, welche man auch dem Feind schuldig sei; er nannte die Zwinglianer „die ärgsten Ketzer und noch schlimmer als die Katholiken".[2])

Gespräch zu Marburg. Luther. Zwingli.

Damals scheint Luther im Gefühle, dass seine Lehre vom Abendmahle der kirchlichen nahe stehe, ernstlich wieder an eine Aussöhnung mit der Kirche gedacht zu haben, denn er rühmt sich in einem Sendschreiben an Karl V., er habe die Religion wieder hergestellt, den Bildersturm abgewehrt, das Ansehen der Obrigkeit erhöht, sei Münzer, den Sacramentierern und Wiedertäufern entgegengetreten. Auf seinen Rath hin wies der Kurfürst von Sachsen den Bund mit den Schweizern zurück. Indessen nahte der Kaiser. —

Der Reichstag zu Augsburg 1530.

Von Bologna brach Karl V. Ende März 1530 über die Alpen nach Deutschland auf, um den religiösen Zwiespalt beizulegen, und, wie es in dem friedlichen Ausschreiben heißt, um alles abzuthun, was von beiden Seiten nicht recht ausgelegt worden, damit alle eine einige und wahre Religion annehmen, und wie wir alle unter einem Christo sind und streiten, also alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben möchten. Mit andern Worten, Karl V. sah ganz richtig, dass auf der Einheit des Glaubens die Einheit des Reiches beruhe. Diese Einheit wollte er wieder herstellen, sie war

Zweck des Reichstags.

[1]) Schmidt, Das Religionsgespräch in Marburg. 1840.

[2]) Heppe, Die fünfzehn Marburger Artikel, nach dem Original veröffentlicht. Marburg 1848.

nöthiger als je, denn der Türke rüstete zu neuem Krieg, und dieser Krieg galt nicht mehr Ungarn, sondern Deutschland.

Ankunft Karls V. Auf den 8. April war der Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, erst am 15. Juni abends langte aber Karl V. vor Augsburg an. Übrigens ward vom Reich der Kaiser glänzend empfangen. Die Reichsfürsten giengen ihm insgesammt entgegen, noch einmal zeigte das vereinigte Reich allen Glanz und alle Pracht. Vor der Kirche empfieng ihn der gesammte Clerus als den Ersehnten des Herrn, und alle Fürsten geleiteten ihn von der Kirche, wo das „Tedeum" gesungen wurde, in seine Pfalz. Allein hier zeigte sich sogleich der Zwiespalt: der Kaiser verlangte von den protestantischen Fürsten, sie sollten während des Reichstages ihren Geistlichen das Predigen untersagen. Der Markgraf Georg von Brandenburg erklärte hierauf, lieber wolle er auf der Stelle niederknien und sich den Kopf abhauen lassen. „Lever Fürst, nit Kop ab", sagte der Kaiser in gebrochenem Niederdeutsch. Desgleichen gaben die Protestanten abschlägige Antwort, als der Kaiser sie aufforderte, dem allmächtigen Gott zu Ehren an der Frohnleichnams-Procession den nächsten Tag Antheil zu nehmen. Die Fürsten beriefen sich auf ihr Gewissen, welches ihnen das nicht gestatte: sie wollten den Zwiespalt, der ihr Territorial-Kirchenthum begründete.[1])

Zwiespalt.

Weil sie den Zwiespalt wollten, kam auch nicht die Frage wegen der Abwehr der Türken, sondern die Religionssprache zuerst zur Sprache. Melanchthon hatte im Auftrage der Protestanten auf Grund der Torgauer Artikel schon eine Bekenntnisschrift verfasst. Es ist dies die sogenannte Augsburgische Confession, seitdem ein symbolisches Buch der Protestanten. Luther selbst billigte die Arbeit, zu der er bemerkte, dass er selber nicht so sanft und leise auftreten könnte.

Confessio Augustana.

In der That war Melanchthon eine versöhnliche Natur und der Kaiser selber machte solchen Eindruck auf ihn, dass er nach seiner Rückkehr nach Wittenberg einem Freunde schrieb: „Nenne mir aus der Geschichte einen Kaiser, den die Erfolge nicht verändert hätten. Bei diesem allein hat die Gunst des Geschickes es nicht vermocht, auf seine Haltung nachtheilig einzuwirken. Keine Begierde, keine Andeutung von Hochmuth oder Grausamkeit tritt je an ihm hervor. Denn damit ich von andern Dingen schweige, in dieser Religionsfrage selbst, in welcher die Gegner mit wunderbaren Künsten ihn auch zu reizen suchen, hat er uns bis jetzt freundlich angehört. Sein Privatleben ist voll von den ehrenhaftesten Beispielen der Enthaltsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, die einst bei den Fürsten so sehr strenge war, findet man jetzt nur noch in der Umgebung des Kaisers. Deshalb kann kein unehrenhafter Mensch sich in seine Vertraulichkeit einschleichen. Als Freunde sieht er um sich nur hervorragende Männer, die er nach eigenem Urtheil gemäß ihrer Tugend auswählt. So oft ich den Kaiser erblickte, schien es mir, als sehe ich einen der alten Helden oder Halbgötter, welche die Sage je dann und wann unter den Menschen erscheinen läßt." So Melanchthon über den Kaiser.

Melanchthon über Karl V.

---

[1]) Ranke, l. c. III, S. 226—296 — Schirrmacher, Briefe und Acten zu der Geschichte des Religionsgespräches zu Marburg 1529 und des Reichstages zu Augsburg 1530. Gotha 1876. — Förstemann, Urkundenbuch zur Geschichte des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530. Halle 1861.

In der That hatte Karl nach allen Grundsätzen des Rechtes verlangt, jeder Theil solle seine Ansichten frei und schriftlich darlegen, damit man die Gründe des Zwiespaltes umso leichter erkennen und heben könne.

Gegensätze.

Melanchthon hatte seine Schrift, die aus zwei Theilen besteht, von denen der erste sich in 21 Artikeln über den Glauben, der zweite in 7 Artikeln über die abzuschaffenden Missbräuche verbreitet, abgefasst; er suchte die Lehre der Protestanten als die eigentliche Lehre der alten Kirche darzustellen. Der schroffe Ausdruck Luthers in der Lehre vom Glauben war vermieden, am Schlusse behauptet, die Lehre stimme mit den alten Kirchenvätern so sehr überein, dass man sie nicht Ketzerei nennen könne. Als Missbräuche waren übrigens bezeichnet die Ausspendung des Abendmahles unter einer Gestalt, die Privatmesse, die Ehelosigkeit der Geistlichen, die Mönchsgelübde, der Unterschied der Speisen, die Specialbeicht und die Kirchenverwaltung. Auch hier war behauptet, dass die Evangelischen von den echten Grundsätzen der katholischen Kirche nicht abweichen. Nach dieser Schrift musste der Kaiser den Unterschied beider Lehren für geringer halten, als er wirklich war.

Confutatio.

Die Augsburgische Confession wurde am 25. Juni vor dem Reichstag feierlich verlesen und in zwei Exemplaren dem Kaiser überreicht. Das deutsche Exemplar übergab Karl V. dem Reichskanzler, das lateinische nahm er für sich und übergab es den katholischen Theologen Eck, Wimpina, Cochläus und Faber zur Beantwortung. Diese arbeiteten eine Widerlegung aus, die Confutatio Confessionis Augustanae, welche ebenfalls in zwei Theilen den Glauben und die Gebräuche bespricht. Sie ward am 3. August im Reichstage gleichfalls verlesen und vertheidigte die katholische Lehre und Gebräuche in allen angegriffenen Punkten. Die Mehrheit fand diese Widerlegung so richtig und katholisch, dass sie die protestantische Minderheit aufforderte, ihre Artikel fahren zu lassen und sich mit der allgemeinen rechtgläubigen Kirche einförmig zu verbinden.[1])

Mahnung des Kaisers.

In diesem Sinne veröffentlichte auch der Kaiser die Widerlegung mit der Ermahnung an die Evangelischen, sich nur der römisch-katholischen Kirche wieder gehorsam zu bezeigen, wo nicht, so werde er gegen sie verfahren müssen, wie einem römischen Kaiser, Schutz- und Vogtherrn der Kirche zustehe. Dazu kam das ungnädige Bezeigen des Kaisers gegen einzelne protestantische Fürsten: dem Herzog Johann von Sachsen, der sich auf sein Gewissen berief, ward erklärt, auch Seine Majestät habe eine Seele und ein Gewissen und wolle nichts gegen Gottes Wort thun. Die Belehnung mit der Kur ward ihm verweigert, ja ihm indirect mit Verjagung von Land und Leuten gedroht. Doch der Kurfürst blieb fest und Luther bestärkte ihn in seiner Stimmung.

Johann von Sachsen.

Luther.

Luther war nicht in Augsburg: als Gebannter konnte er nicht in die Nähe des Kaisers; keine versöhnliche Natur wie Melanchthon, schrieb er an diesen von Koburg, wo er sich während des Reichstages aufhielt: „Es gefällt mir gar nicht, dass man von Einigkeit in der Lehre handeln will, da diese ganz unmöglich ist, wofern der Papst nicht sein ganzes Papstthum ablegen will. Warum soll der

---

[1]) Laemmer, Die vortridentinische katholische Theologie. Berlin 1858.

Handel in Fragen so hin- und hergezogen und auseinandergerissen werden?" — Auch Herzog Ernst von Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, Markgraf Georg von Brandenburg, besonders aber der Landgraf Philipp von Hessen zeigten sich entschlossen, sich dem Willen des Kaisers nicht zu fügen. Unter den Städten traten Nürnberg und Magdeburg der Confession bei. Der Landgraf Philipp von Hessen verließ ohne Urlaub des Kaisers heimlich Augsburg. Schon schien es zum Kriege gegen die Widerspenstigen zu kommen.

Vermittlung. Vermittlungsversuche fanden statt. Ein engerer Ausschuss von je zwei Fürsten und fünf Gelehrten auf jeder Seite berieth über die Gegensätze, Melanchthon und Eck waren darunter. Man kam sich in dogmatischen Fragen ziemlich nahe, konnte sich aber in der Verfassung und den Gebräuchen nicht einigen. Die Katholiken gestanden die Spendung des Abendmahles unter beiden Gestalten zu, beharrten aber auf dem Cölibat und der heiligen Messe. Man sieht, wie sehr man bedauerte, die Einheit des Reiches und der Nation aufzugeben. Melanchthon. Melanchthon auf der anderen Seite äußerte vor dem päpstlichen Legaten Campeggio: „Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedene Lehre, wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, die sie stets gegen alle Menschen gebraucht, einiges Wenige übersieht oder fahren läßt, was wir nicht mehr ändern könnten, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchenverfassung, wenn uns nur der Papst nicht verwirft. Warum aber sollten wir demüthig Bittende verworfen werden, da die Einigkeit so leicht hergestellt werden kann? die Verschiedenheit in den Gebräuchen ist unbedeutend." [1]) In einer Hauptfrage war jedoch Melanchthon ganz anderer Ansicht als die Fürsten seiner Partei, nämlich in der Frage wegen der Jurisdiction der Bischöfe. Melanchthon sagte: „Mit welcher Stirne wollen wir den Bischöfen ihre Gewalt entreißen, wenn sie die reine Lehre gestatten? Um zu sagen, was ich denke, so möchte ich wünschen, nicht sowohl die bischöfliche Herrschaft zu befestigen, als die bischöfliche Verwaltung herzustellen; denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden, nach Auflösung der kirchlichen Verfassung; ich sehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreißen wird, als vorher gewesen ist." Melanchthon fürchtete also für die Kirche, wenn der Landesfürst auch Bischof sei.[2])

---

[1]) Corpus Reformatorum, ed. Bretschneider. Halis Saxonum 1834, II, 168.

[2]) Sehr eingehend und gründlich ist des Kaisers Versuch, auf dem Reichstag zu Augsburg die getrennte Nation wieder zu vereinigen, behandelt in der gelehrten Schrift von Dr. Ludwig Pastor: „Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V." Aus den dort angegebenen Briefen ersieht man, wie Schmerz und Trauer über die unglückselige kirchliche Spaltung lange Zeit der Grundton seiner Seele sind, wie er vor den Folgen der Reformation zurückbebt, deren Werkzeug er bis dahin gewesen, ohne sich jemals darüber klar zu werden, und bis an sein Ende geblieben ist. Ihm graut vor der Tyrannei der Fürsten, die jetzt die Herren in der Kirche spielen, wie vor den rebellischen Plänen der Zwinglianer. Seine in Rom in der Bibliothek Chigi im Original aufbewahrten Briefe lauten noch stärker, als die im Corpus Reformatorum abgedruckten, und es ist jetzt festgestellt, dass Camerarius sich bei der Herausgabe der Correspondenz Melanchthons sehr wesentliche Änderungen gestattet hat und dem Melanchthon oft gerade das Gegentheil von dem in den Mund legt, was er geschrieben hat, zahlreiche abfällige Urtheile über Wittenberger Gesinnungsgenossen abgeschwächt, Klagen und Schimpfworte weggelassen, auch die Briefe über die Vermittlungsverhandlungen mit dem Augsburger Reichstag abgeschwächt hat. (Vergl. Druffel, Über die Melanchthon-Handschriften der Chigi-Bibliothek — in den „Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der Münchener Akademie". 1878. S. 491 ff.)

Aber gerade hierin lag der Reiz der neuen Lehre für die Fürsten: sie bekamen nicht bloß die Anstellung der Geistlichen, sie bekamen das Kirchengut in ihre Hände und wurden oberste Leiter der Landeskirche. Darum wollten sie von einer Nachgiebigkeit nichts hören und beriefen sich auf ihr Gewissen. Wenn der Kaiser gerade so handelte wie die Fürsten, und im Namen des Reiches das Kirchengut einzog, so wurde er allmächtig in Deutschland. Darum schreibt auch der Venetianer Marino Giustiniani an den Senat: „Wenn Karl und Ferdinand lutherisch würden, so würde der Kaiser in Deutschland herrschen nach seinem Belieben, dann würden die Deutschen ganz Italien unterjochen"; bemerkt aber auch, dass dann die Fürsten sich gegen den Kaiser erheben, d. h. eifrig katholisch sich geberden würden, denn ihre Furcht vor Österreich sei größer als ihre Abneigung gegen den Papst. Darum dankt auch der Legat in dem Berichte an den Papst in klaren Worten Gott, dass der Kaiser so katholisch gesinnt sei, denn hätte er die Gesinnung von Friedrich Barbarossa oder Ludwig dem Bayer, so würde der römischen Kirche wenig oder nichts von der katholischen Christenheit bleiben.

Was die Fürsten wollten und der Kaiser konnte.

Die Unterhandlungen brachten keine Einigkeit zustande, auch als die Versammlung noch enger, nur von drei Mitgliedern auf jeder Seite gebildet wurde. Am 7. September eröffnete der Kaiser den Protestanten, der Papst habe die Berufung eines Concils angekündigt, mittlerweile hätten sie sich dem Kaiser, den Ständen und der gemeinen christlichen Kirche gleichförmig zu halten. Die Protestanten aber erklärten, diese Forderung laufe wider Gott und Gewissen, auch seien sie rechtlich nicht dazu verpflichtet. Sie verharrten bei den Abschieden der Reichstage von 1525 und 1526. Der Kaiser entgegnete: da er nichts nachgeben könne, was das Wesen des Glaubens verletze, und da alle gnädige Handlung nichts geholfen, so sei er bereit, Leib und Gut daran zu strecken und mit Hilfe und Rath der Stände alles zu thun, was nothwendig sei. Also Krieg!

Befehl des Kaisers.

Allein dazu kam es doch noch nicht. Die Mehrheit wollte den Protestanten Bedenkzeit bis zum 5. Mai des nächsten Jahres gestatten. Die Protestanten hingegen überreichten dem Kaiser die Apologie ihrer Confession. Auch sie ist von Melanchthon verfasst und gilt bei den Evangelischen noch als symbolisches Buch. Der Kaiser gab Bedenkzeit bis zum 15. April des folgenden Jahres, erklärte sich im Reichstagsabschied für verbunden, den alten Glauben zu beschützen, und erneuerte das Edict zu Worms. Die vier Städte Straßburg, Memmingen, Constanz und Lindau haben die sogenannten Tetrapolitana überreicht, d. h. das Zwinglianische Bekenntnis. Die Protestanten haben sie aber nicht als Gesinnungsgenossen anerkannt. Vierzehn Städte im ganzen schlossen sich dem Widerspruch gegen den Reichstagsabschied an.[1] Der Zwie-

Apologie

Confessio tetrapolitana.

[1] Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, I, S. 165—168.

spalt im Reiche war also offenkundig, er war religiös, darum tiefgehend und lange dauernd.

Schwache Türkenhilfe. — *Ferdinand König.*

Die protestantischen Stände waren abgezogen, die katholischen geblieben. Aber auch bei der Mehrheit erreichte der Kaiser nicht, was er wollte, nicht die Türkenhilfe in der Stärke, in der er sie verlangte, nur 40.000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferde, und zwar nur auf sechs Monate. Karl wollte seinen Bruder Ferdinand zum deutschen König wählen lassen, nur die fünf katholischen Kurfürsten gaben dazu ihre Einwilligung, Johann von Sachsen aber legte feierlich Protest ein. Die Herzoge von Bayern verweigerten, wie die Fürsten von Anhalt und Hessen, ihre Anerkennung. Ferdinand wurde am 5. Januar 1531 in Köln zum deutschen König gewählt.

Bund zu Schmalkalden. — *Keine Einheit mehr.* — *Luther.*

Indessen waren von den Protestanten schon December 1529 Johann von Sachsen, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, die Grafen von Mansfeld in Schmalkalden zusammengekommen und hatten hier beschlossen: sobald einer von ihnen in Sachen des Glaubens, von wem es auch sein möge, namentlich von dem kaiserlichen Fiscal, rechtlich belangt würde, ihm gemeinschaftlichen Beistand zu leisten.[1] Die protestantischen Theologen zögerten lange, zu erklären, dass es erlaubt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten, man solle ihn schalten lassen, die Schrift verbiete Widerstand gegen den Kaiser. Nach und nach aber brach sich die Ansicht Bahn, die Fürsten seien die Erbherren und der Kaiser gewählt, die Verfassung des Reiches sei nicht monarchischer, sondern aristokratischer Natur, die Fürsten seien die Senatoren, der Kaiser der Consul, die Stände regierten mit dem König und der Kaiser sei kein Monarch, und da war es Luther, welcher zuletzt schrieb: „Mein Rath ist, niemand sei ihm gehorsam und achte den Gehorsam gegen ihn als Ungehorsam gegen Gott, wenn er Krieg anfängt, denn er handelt dann wider Gott, wie gegen kaiserliches Recht und Eid." Damit war die Einheit der Nation aufgehoben.

Am 22. December 1530 versammelten sich die Häupter der Protestanten

---

[1]) Melanchthon wollte die Vereinigung ernstlich. Luther verabscheute sie. Aber die Theologen entschieden nicht mehr, sondern die Fürsten und die Abgeordneten der Reichsstädte — sie hätten dann die bischöfliche Jurisdiction und die Klostergüter sich nicht aneignen können. Philipp von Hessen schrieb an seine Gesandten: „Greift dem vernünftigen, weltweisen, verzagten Melanchthon in die Würfel." Der Eifrigste für die Einigung war der Kaiser. Jedes Actenstück, jeder Brief, der in neuerer Zeit gefunden worden ist, bestätigt die Wahrheit dessen, was er in seiner Selbstbiographie von sich sagt: „Seit dem Jahre 1529, wo der Kaiser zum ersten Male nach Italien gieng und mit dem Papste Clemens VII. eine Zusammenkunft hatte, unterließ er nie, so oft er diesen Papst, oder Papst Paul III. sah, auf allen seinen Reisen, auf allen Reichstagen Deutschlands, in allen anderen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen, beständig entweder in Person oder durch seine Minister ein allgemeines Concil als das einzige Heilmittel für die Übelstände Deutschlands und die Verirrungen, welche sich in der Christenheit verbreiteten, zu begehren." — Kervyn de Lettenhove, Aufzeichnungen Kaiser Karls V. Deutsch von Warnkönig Leipzig 1862. S. 83. — Es ist ein unbegründeter Vorwurf, Karl V. habe schon auf dem Augsburger Reichstag die Anwendung gewaltsamer Maßregeln geplant.

wieder zu Schmalkalden, und beschlossen eine Vorstellung an den Kaiser, er möge dem Reichsfiscal und Kammergerichte verbieten, Processe in Religionssachen vorzunehmen. Der Kaiser ertheilte in Aachen den Bescheid, er wolle sich die Sache überlegen, und begab sich von da nach den Niederlanden, wo er nahezu ein Jahr blieb. Jetzt kamen die Protestanten wieder in Schmalkalden zusammen und schlossen hier am 24. März 1531 den sogenannten Schmalkaldnerbund; sie wollten einander ohne Verzug und nach höchstem Vermögen beistehen und keiner ohne des andern Wissen mit dem Feinde Stillstand oder Frieden machen, wenn einer von ihnen wegen der Religion befehdet oder vergewaltiget werden sollte. Der Bund wurde auf die Dauer von sechs Jahren abgeschlossen, natürlich gegen den Kaiser, obschon man sich in der Einleitung dagegen verwahrte. Den Bund traten bei: der Kurfürst Johann von Sachsen und sein Sohn Friedrich, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gerhard und Albrecht von Mansfeld und die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Ysni, Lübeck, Magdeburg, Bremen: also eine bedeutende Macht!

Der Bund der Gegner des Kaisers wurde noch dadurch verstärkt, dass die Herzoge von Bayern, die bittersten Gegner der Reformation, in Eifersucht auf die Macht der Habsburger, am 24. October 1531 zu Saalfeld sich mit den Schmalkaldnern dazu verbanden, gegen die Wahl Ferdinands zum deutschen König zu protestieren, sich nie voneinander zu trennen und im Kampfe für die deutsche Freiheit, d. h. für die Schwächung der Kaisergewalt, einander getreulich beizustehen. Jetzt wurde der Bund gegen die Habsburger erst recht gefährlich, denn die Bayern unterhandelten mit Zapolya wegen eines Einfalles der Türken in Österreich, sie suchten Hilfe bei Frankreich und England. Auch die Schmalkaldener suchten Schutz bei Franz I., obschon dieser die Anhänger der religiösen Neuerung hängen und verbrennen ließ, mit andern Worten: ein europäischer Bund hatte sich gegen Habsburg gebildet. Schon brach Sultan Soliman, Frühjahr 1532, mit seinem großen Heere durch Ungarn gegen Wien vor. Nothgedrungen musste Karl nachgeben. Er verstand sich am 21. Juli zum Nürnberger Religionsfrieden, infolgedessen sollte binnen Jahresfrist eine freie, allgemeine Kirchenversammlung berufen werden zur Entscheidung über die religiösen Fragen. Bis dahin sollte Frieden sein zwischen dem Kaiser und den Ständen und alle Processe gegen die Protestanten stillstehen.[1]

Bund zu Saalfeld.

Religionsfrieden zu Nürnberg.

Und nun brach Karl auf, um in den großen Ebenen an der Donau, wo so oft die Schicksale Europas entschieden wurden, den Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit zu bestehen. Wenden wir uns mit ihm gegen die Türken!

[1] Ranke, Deutsche Geschichte, III, S. 308.

Türkei. Ungarn. Böhmen.

Bajesid II. Bajesid II. (1481—1512) besaß nicht einen kriegerischen Geist wie sein Vater, der große Eroberer Mohammed II.,[1]) und war friedliebenden Gemüthes, der Dichtkunst, dem beschaulichen Leben, dem Genusse des Weines und der Liebe zugethan. Ob seiner Neigung für Ruhe, Wissenschaft, Einfachheit nannten ihn die Orientalen Ssofi, d. i. den beschaulichen Weisen. Allein das ganze Reich war im Zuge der Eroberung, die Janitscharen wollten Sieg und Beute, und so musste der weiche, schwache Fürst der kriegerischen Leidenschaft seines Volkes nachgeben und bald durch seine Feldherren Krieg führen, bald selber in den Kampf ziehen, und so lösten sich die Hoffnungen, welche das Abendland zuerst auf den Tod Mohammeds II., dann auf den Bruderkrieg zwischen Bajesid und Dschem[2]) gesetzt hatte, in Nebel auf. Matthias Corvinus war im Rechte, wenn er an Papst Sixtus IV. schrieb, er könne seine Hoffnungen nicht theilen, die Macht des neuen Sultans nehme eher zu als ab.[3])

Ungarn. Gegen Ungarn begann 1481 sogleich der Grenzkrieg.[4]) 1483 bot Bajesid II. dem König Matthias einen Waffenstillstand auf drei Jahre an, der 1488 auf weitere drei Jahre verlängert wurde. Der Osmanensturm richtete sich 1484 auf Kroatien, Kärnten, Krain. Als Matthias Corvinus starb, hofften die Osmanen ihre Waffen bis in das Herz Ungarns zu tragen. Der Grenzkrieg begann sogleich wieder. 1492 lenkte Bajesid auf die Kunde, dass 60.000 Ungarn gegen ihn im Anzug seien, den Marsch nach Albanien, und ließ zugleich Krain, Kärnten und die Steiermark mit seinen Raubscharen überziehen. Bei Villach wurden 10.000 Türken zusammengehauen, 7000 zu Gefangenen gemacht. Kinisy rettete in Ungarn die Ehre der christlichen Waffen, und schlug die Türken am Rothenthurmpass zurück. Im Jahre 1493 kam es am weißen Berge in Kroatien zum Zusammenstoß. Diesmal siegten die Türken, 5000 Ungarn blieben auf dem Platze. 1494 streiften die Renner und Brenner bis Pettau, wurde aber ein Angriff auf Belgrad abgeschlagen. 1495 endlich kam es wieder zu einem Waffenstillstand auf fünf Jahre zwischen Ungarn und der Pforte, in welchem ausdrücklich

---

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 489 und Bd. VII, S. 72—89 dieses Werkes.

[2]) Vergl. oben S. 515—517.

[3]) Katona, l. c. XVI, 371, 408.

[4]) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. II, S. 282 ff. — Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa. Bd. II, S. 499 ff.

die Länder Maximilians eingeschlossen waren. Allen Grenzkämpfen ein Ende zu machen, lag außer der Macht der Herrscher, denn die Kriegslust ihrer Völker war stärker als sie.

Eine Zeit hindurch bedrängten jetzt die türkischen Streifzüge Polen. König Albert hatte durch einen Angriff auf die Moldau selber Anlass dazu gegeben. 1496 wurden die Polen aus der Moldau mit großem Verluste hinausgedrängt. 1499 brach ein türkisches Heer von 50.000 Mann über den Dnjester in Polen ein, und verheerte vier Monate hindurch mit Raub, Schwert und Feuer das Land, dass es zur Wüste wurde. Über 100.000 Menschen wurden in die Sclaverei fortgeschleppt. Ein zweites Heer von 80.000 Mann, welches im Herbste des gleichen Jahres wieder in Polen einfiel, erlag jedoch dem rauhen Winter. In einer einzigen Nacht erfroren nicht weniger als 10.000 Türken. Der König von Ungarn beschwerte sich in Constantinopel über den Bruch des Waffenstillstandes, denn die Moldau gehöre eigentlich ihm, und drohte mit einem Heereszuge der gesammten Christenheit! Sofort wurde in den Waffenstillstand auch Polen aufgenommen,[1]) denn die Pforte richtete damals ihre ganze Kraft auf den Kampf gegen Venedig. Polen.

Am 20. August 1503 wurde in Form eines siebenjährigen Waffenstillstandes ein neuer Friede mit Ungarn abgemacht, in welchen Ungarn, Böhmen, Polen, Schlesien, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, aber auch der Papst, Frankreich, Spanien, England, Portugal und Neapel eingeschlossen waren, auch Venedig, die Ritter von Rhodus und der Freistaat von Ragusa. Wer aber binnen Jahresfrist von den genannten Staaten seine Zustimmung nicht erkläre, solle als von dem Frieden ausgeschlossen betrachtet werden. Der Friede solle giltig sein, so lange die beiden Friedensschließer leben.[2]) Frieden 1503.

Mit Venedig stand Bajesid II. anfangs in friedlicher Beziehung. Durch einen Vertrag vom 16. Januar 1482 gestand der Sultan dem venetianischen Bailo zu Constantinopel sogar alle seine früheren Rechte und Freiheiten zu; die Signoria ließ es nicht an Eifer fehlen, die gute Stimmung der Pforte zu erhalten. Allein 1487 verlangte der Sultan den Hafen von Famagusta als Stationsort für seine Schiffe in dem Kriege gegen den Sultan von Ägypten, erhielt aber ablehnenden Bescheid, weil Venedig seines Handels wegen mit Ägypten im Frieden bleiben müsse. Ein Versuch der Türken, sich mit Gewalt des Hafens zu bemächtigen, wurde abgeschlagen. Jetzt rüsteten beide Theile zum Kampfe. 1491 wurde der Bailo in Constantinopel plötzlich verjagt, weil er chiffrierte Briefe nach Hause geschrieben, also türkische Staatsgeheimnisse verrathen habe. Der Besitz der Insel Cypern und des Herzogthums Naxos steigerte den Unmuth der Türken. 1498 wurden alle in Constantinopel ansässigen Venetianer ins Gefängnis geworfen. Jetzt wussten die Venetianer, dass der Ausbruch des Krieges nicht mehr hintanzuhalten sei. Am 28. Juli 1499 kam es zwischen beiden Flotten zum ersten blutigen Zusammenstoß unweit Modon. Andreas Loredano bewies ebenso große Umsicht als Tapferkeit, fand aber in den Wellen oder in den Flammen den Tod. Grimani hatte weder Geschick noch Entschlossenheit Venedig. Krieg.

[1]) Katona. l. c. XVIII, 38—53. — Hammer, l. c. II, S. 310 ff. — Zinkeisen, l. c. II, S. 507—513.

[2]) Das Instrument des Friedens bei Hammer, l. c. II, S. 616—620.

genug, die Türken liefen ruhig in den Hafen von Korinth ein, und Lepanto erlag am 26. August ohne Schwertstreich einem Landheer, bei welchem der Sultan selber war. Zugleich drangen durch Dalmatien, Krain und Friaul 10.000 Türken bis in die Nähe Venedigs selber. Mehr als 100 Dörfer und Städte lagen in Asche. Die Signoria war mit ihren Feldherren übel berathen. Zancani wurde verbannt, Grimani sollte hingerichtet werden, obschon er aus eigenen Mitteln 120 Pfund Goldes zur Ausrüstung der Flotte beigesteuert hatte. Die Bitten seines Sohnes, des Cardinals Grimani, der die schweren Ketten des Vaters mit frommer Hand emporhielt, retteten ihm das Leben, aber er verlor all seine Würden, sein Vermögen und wurde auf eine einsame Insel verbannt. Venedig bat um Frieden. Der Sultan verlangte Modon, Koron, Nauplia und 100 Pfund Goldes als jährlichen Tribut.[1]

Solch ein Friede schien zu theuer, Venedig strengte seine letzten Kräfte an. Melchior Trevisano erhielt den Oberbefehl über die *Modon* Flotte. Zunächst galt der Kampf Modon, einem der stärksten Plätze der Halbinsel. Die Stadt fiel nach fünfundvierzigtägigem, verzweifeltem Widerstande bei einem Sturme, bei dem die Türken niedermetzelten, was ihnen unter die Hand kam, und bei dem die Bewohner zuletzt selbst die Stadt anzündeten und den Tod suchten, nur um nicht unter das Schwert der Türken zu fallen oder in die Sclaverei zu kommen. Navarin und Koron ergaben sich wenige Tage darauf, *Pesaro.* desgleichen Ägina; Nauplia aber widerstand mit Erfolg. Pesaro wurde jetzt Generalcapitän des Meeres: er nahm Ägina wieder, streifte bis Mitylene. *Gonzalo.* Der eigentliche Retter Venedigs aber wurde der große Feldherr Gonsalvo von Cordova.[2] 1501 kam ein päpstliches, ein französisches und ein rhodisisches Geschwader den Venetianern zu Hilfe — allein es herrschte keine Einigkeit unter den Führern, und trotz einzelner gelungener Unternehmungen wurde kein großer Erfolg erreicht. Aber auch die Türken leisteten wenig. Bajesid wollte nur Koron, Modon und Navarin befestigen, er war überhaupt der Mann nicht, große Eroberungspläne mit Consequenz durchzuführen. Als die Venetianer Santa Maura 1502 eingenommen hatten, bot er Frieden an gegen Zurückgabe dieses Platzes, die Venetianer verlangten jedoch als Ersatz dafür Kephalonia.

Frieden. Am 14. December 1502 ward der Friede abgeschlossen, Koron, Modon und Navarin blieben dem Sultan. Ein venetianischer Bailo durfte wieder in Constantinopel den Vortheil seiner Heimat wahren, nur musste alle drei Jahre die Person gewechselt werden.

Der Schwerpunkt der osmanischen Politik richtete sich jetzt nach Osten, *Persien.* gegen Karamanien, Persien und Ägypten. Im gleichen Jahre, in welchem der Friede mit Venedig geschlossen wurde, erhoben sich zwei der mächtigsten Stämme Karamans, die Torgudh und Varsak, gegen die Osmanen. Nur mit Mühe und nach schweren Kämpfen wurde man des Aufstandes Meister.[3] *Schah Ismail.* Gefährlicher war der Kampf gegen Schah Ismail, der mit Waffen wie mit der Glut religiöser Überzeugungen gegen den Sultan kämpfte.

---

[1] Muratori, SS., XXIII, 1168—1200. — Bembo, Hist. Venet., I, p. 17 ff V, p 153—224.

[2] Vergl. oben S. 569.

[3] Hammer, l. c. II, S. 335 ff.

1502 ließ Bajesid alle Ssofis in seinem Reiche verhaften und nach Morea und Albanien verpflanzen. Ismail ließ darauf ein fettes Schwein mästen, und gab ihm den Namen Bajesid. Der Schah richtete sein Augenmerk auf das Abendland, trug 1508 Venedig Freundschaftsbündnis und Waffengemeinschaft an: Venedig solle eine Flotte nach Griechenland und Asien senden, Ismail wolle zu gleicher Zeit mit seinen Scharen ganz Anatolien überschwemmen. Die Venetianer antworteten: sie hätten einen schweren Krieg gegen Bajesid II. bestanden, und die Perser seien ruhig daheim sitzen geblieben; jetzt hätten sie Frieden mit dem Sultan und gedächten ihn nicht zu brechen, zumal sie anderwärtig von vielen Feinden bedrängt wären; übrigens hielten sie hohe Stücke auf die Freundschaft der Perser.[1]) Bajesid beschwerte sich beim Sultan von Ägypten, dass er den persischen Gesandten Durchgang durch sein Land gewährt hätte. Der Sultan, um sich Bajesid gefällig zu zeigen, ließ alle Venetianer in seinem Gebiete verhaften, und hielt sie ein Jahr hindurch in strenger Gefangenschaft. Mit Ägypten kam Bajesid in Streit wegen der Herren von Sulkadr, die seit 1378 in Kappadokien ein kleines eigenes Reich gegründet hatten. Bei der Spaltung der Familie suchte ein Theil Schutz bei Bajesid, der andere beim Sultan von Ägypten. Dies gab Anlass zum ersten ägyptischen Krieg 1485, zumal der Sultan von Ägypten seine Herrschaft über Klein-Armenien ausdehnte. Der Kampf begann im Gebiete der Herren von Sulkadr. Die Entscheidung erfolgte am 13. August 1488 zwischen Tarsus und Adana, die Osmanen wurden von den Ägyptern geschlagen. Der Krieg schien größere Verhältnisse anzunehmen, da bot Bajesid 1491 Frieden an — er sehnte sich nach Ruhe. — Ismail aber hörte nicht auf, gegen die Osmanen Verbindungen zu suchen; er wandte sich an Papst Julius II., der freudig die Botschaft aufnahm, ja sich sogar mit der Hoffnung trug, den Schah zum Christenthum zu bekehren. Allein König Ladislaus von Ungarn, auf den es vorzugsweise ankam, wies alle Aufforderungen zum Kriege zurück und schloss 1510 mit den Türken einen weiteren Waffenstillstand auf drei Jahre.

Venedig. Ägypten. Ismail.

Bajesid fand die gehoffte Ruhe nicht. Unter seinen Söhnen trachteten drei nach dem Throne: Ahmed, Korkud und Selim. Ahmed stand dem Herzen Bajesids am nächsten, er bestimmte ihn 1510 zu seinem Nachfolger. Darob erhob sich Selim und verlangte eine Statthalterschaft in der Nähe der Residenz und zwang den Vater, ihm zu willfahren und ihm zu versprechen, Ahmed bei Lebzeiten nicht den Thron zu überlassen. Die Janitscharen waren für den kühnen Prinzen, dem sie den Beinamen Dschauf oder der Scharfe gaben. Korkud erhob sich jetzt. Selim wurde geschlagen, hob aber neue Truppen aus und rückte wieder gegen den Vater. Im Jahre 1512 zog Selim zum drittenmale gegen seinen Vater, das Herz der Janitscharen flog ihm entgegen. Vergebens bot ihm Bajesid Gold an, 300.000 Franken. Selim wollte den Thron und Bajesid musste, wollte er nicht von den Janitscharen ermordet werden, ihn als seinen Nachfolger anerkennen, wobei er ausbedang, dass Selim seinen Tod abwarten und dann erst den Sultanstitel annehmen solle. Sechs Tage später, am 25. April 1512, drangen jedoch die Janitscharen in den Palast und erklärten drohend: „Unser Padischah ist alt und gebrechlich, die Bürde der Herrschaft erdrückt ihn, das Reich schwächt sich mit ihm“, und zwangen Bajesid, die Regierung niederzulegen. Der Vater bedang sich nur seinen Harem, seine Diener und seine Schätze und den alten

Bajesids II. Söhne.

[1]) Der Brief bei Zinkeisen, l. c. II, S. 550—551.

Ende Bajesids II. Palast aus. Selim küsste die Hand des Vaters. Entthronte Fürsten können aber nicht mit denen, die sie gestürzt haben, im gleichen Orte wohnen, das fühlte Bajesid bald und erbat sich die Stadt Demotika als Ruheort. Der Zug dahin gieng Selim zu langsam und er sandte einen griechischen Arzt dem Vater nach, welcher ihn durch ein sicheres Gift schnell an den Ort der ewigen Ruhe brachte. Bajesid verschied am 26. Mai 1512.[1]) —

Sultan Selim I.

Selim I. Selim (1512—1520) war vierundzwanzig Jahre alt, als er den mit dem Morde des Vaters befleckten Thron bestieg. Er ist einer der kräftigsten Herrscher aus dem Hause Osmans, Eroberer und Staatsmann, Gelehrter und Dichter, Cäsar und Tiberius zugleich. Die Türken nennen ihn Dschauf, d. i. der Scharfe von der Schärfe seines Schwertes, oder der Strenge vom Strang seiner Henker. Um mit Vergnügen regieren zu können, muss man ohne Furcht regieren, d. h. wie er es verstand, jeden, der Sorge macht, aus dem Wege räumen. — So that dieser Sultan mit seinen Veziren, wenn sie ihm verdächtig oder gefährlich erschienen, daher die türkische Verwünschung: „Mögest du Vezir des Sultans Selim werden." Ein türkischer Geschichtschreiber erklärte es mit den Worten: „Die Vezire des Padischah wurden fast alle nach einmonatlichem Dienste dem Henker überliefert, auch trugen sie stets ihr Testament unter ihren Gewändern, und wenn sie aus dem Rathssaal kamen, glaubten sie sich wiedererstanden." Ali Pascha sagte dem Sultan eines Tages offen ins Gesicht: „Ich weiß, dass du mich früher oder später wirst sterben lassen, unter dem ersten besten Vorwande, obwohl ich dein getreuer Sclave bin. Gestatte mir, ehe dieser Augenblick kommt, nur einige Minuten der Freiheit und Muße, damit ich meine Angelegenheiten auf Erden ordnen, und mich für das Gericht Gottes vorbereiten kann."[2]) — Lachend antwortete der Sultan: „Ich denke in Wahrheit seit lange daran, und der einzige Grund, welcher mich abhält, ist der, dass ich noch keinen tauglichen Nachfolger für dich habe, sonst wäre es ein Leichtes, deinem Wunsche zu willfahren, doch wir wollen sehen!" — Die Brüder In Furcht setzten ihn auch seine Brüder und Neffen, und um sich von der Furcht zu befreien, räumte er sie unerbittlich aus dem Wege.

Korkud. Von acht Söhnen Bajesids lebten noch drei, Korkud, Ahmed und Selim, und von den verstorbenen fünf Enkel.[3]) Korkud flüchtete nach Magnesia. Seine Anhänger rüsteten für ihn, aber er war nicht kriegerisch: er bot Selim seine

---

[1]) Hammer, l. c. II, S. 383—389.
[2]) Ibid. II, S. 376—379.
[3]) Ibid. II S. 382—383. — Zinkeisen, l. c. II, S. 566 ff. Ausführliches über den Bruder- und Neffenmord bei Paolo Giovio, Fatti illustri di Selim, p. 325 bis 328.

Dienste an gegen eine Statthalterschaft. Ahmed dagegen war ehrgeizig und Ahmed.
mochte sich in die Thronbesteigung Selims nicht fügen, zumal ihn der Vater zum Nachfolger bestimmt hatte. Gegen ihn kam es zuerst zum Kampfe. Der Großvezir Mustapha Pascha ließ Ahmed einen Wink zukommen, dass Selim einen Zug auf Amasia angeordnet habe, um seine Frauen und Kinder wegzunehmen. Selim bekam die Beweise des Verrathes in seine Hand und ließ vor seinem Zelte einen Divan zu Pferde berufen, zum Zeichen des Dranges und der Wichtigkeit der Berathung. Alle, die erschienen, bekamen Ehrenkleider, nur der Großvezir einen schwarzen Kaftan zum Zeichen, dass er zum Tode verurtheilt sei. Sogleich ward er erdrosselt. Ahmed wurde gezwungen, nach Persien zu entfliehen. Kaum war Selim nach Constantinopel zurückgekehrt, so gab er den Befehl, fünf Söhne seiner verstorbenen Brüder nach seinem Palast zu bringen und dort zu erdrosseln. Alle Fünf wurden in ein Zimmer zusammengesperrt, hinter einem Vorhange sah Mord der fünf Neffen.
der Sultan der Erdrosselung zu. Der Jüngste war erst sieben Jahre alt und bat kniend um sein Leben: er wolle dem Sultan um einen Aspar des Tages treu dienen — doch vergeblich! drei andere fielen nach ihm. Der letzte, ein zwanzigjähriger Jüngling, wehrte sich verzweifelt, brach dem einen der Henker einen Arm, schlug mit einem Messer vier andere zu Boden. Selim rief neue Mörder herbei und der Arme erlag der Überzahl.

Aus dem Mord der Neffen schloss Korkud, der bisher ruhig geblieben, Korkud.
dass auch die Brüder nicht sicher seien, und suchte durch Briefe und Verheißungen die Janitscharen für sich zu gewinnen. Allein der Sultan war durch seine Spione von allem unterrichtet und erschien unerwartet vor Magnesia. Korkud hatte kaum noch Zeit, mit seinem großmüthigen Freunde Piale durch eine Hinterthüre seines Palastes zu entfliehen. Einem Ziegenhirten fiel das schöngeschmückte Pferd auf, als Korkud ihn bat, ihnen Brot zu kaufen: Korkud und Piale wurden erkannt, ergriffen und nach Brusa gebracht. Der Henker kam in sein Gemach und kündigte ihm den Tod an, Korkud bat nur um eine Stunde Aufschub und schrieb einen Brief in Versen an den Sultan, worin er ihm seine Blutgier und Treulosigkeit vorwarf, und bot dann den Hals dem Stricke hin. Selim weinte, als er die rührende Elegie las, und ließ die Turkomanen, welche seinen Bruder gefangen genommen hatten, kreuzigen. 1513 kam Ahmed mit 25.000 Reitern Ahmed.
gegen Brusa; im ersten Treffen glücklich, wusste er den Sieg nicht zu verfolgen und wurde in der Hauptschlacht am 24. April 1513 geschlagen und auf der Flucht gefangen. Ahmed bat, dem Bruder vorgeführt zu werden, doch Selim weigerte sich, ihn zu sehen. Da bat Ahmed brieflich den Bruder um sein Leben. Selim antwortete: „Ein Osmane verdiene nicht zu leben, der ruhig blieb, als wir alle um die Rettung der Religion und Heimat kämpften." — Da sandte Ahmed einen Ring von ungeheurem Wert, doch Selim erklärte, er wolle seinem Bruder das einzige Lehen ertheilen, das einem besiegten osmanischen Prinzen zukomme, das Grab, und ließ Ahmed nach den Grundgesetzen der Familie Osmans unbarmherzig erdrosseln, weil er aber ein Prinz des Hauses war, mit den Leichen der fünf Neffen in der Familiengruft zu Brusa bestatten.

Jetzt hatte der Sultan keine Brüder, keine Neffen, und konnte ohne Persien.
Furcht regieren, und er regierte mit großem Erfolg: er gewann dem Reiche Mesopotamien und schlug die Perser; er besiegte die Mameluken und eroberte Ägypten. Ein Erfolg, ein Sieg reihte sich an den andern. „Der Herr ist

der allerwildeste und ganz Krieg", sagt der venetianische Berichterstatter, „und auf nichts anderes als auf martialische Dinge bedacht." Ein Osmane schreibt aber lobend über ihn: „Er hat in wenig Jahren vieles gethan und wie die untergehende Sonne einen langen Schatten über die Erde gebreitet; er war voll Urtheil, Dichteranlage und Einsicht, aber zorniger Natur, ein Zwänger und Dränger, auf die Regierungsgeschäfte und die Ordnung der Welt bedacht, ein scharfsinniger, großer Padischah. Mit immer gewechseltem Anzug gieng er unter dem Volke herum und hatte viele Vertraute, welche, um alle Geheimnisse auszukundschaften, alle Winkel durchstrichen. Er zeichnete sich in persischer, arabischer und türkischer Dichtkunst aus."[1] —

Selims Kampf gegen die Ssofis in Persien.

Janitscharen. Als Selim den Thron bestieg, forderten die Janitscharen dafür, dass sie seinen Vater davon verdrängt hatten, einen dreifachen Lohn und der Sultan musste jedem 50 Ducaten geben. Selim fühlte, dass er von diesen unbeschäftigten Truppen nur Meutereien zu erwarten habe, und führte daher in einemfort Krieg, mit dem Unterschied jedoch von seinen Vorgängern, dass er den Schwerpunkt seiner Thätigkeit nach dem Osten verlegte. Zunächst begann der Kampf gegen Persien — es war zugleich ein Kampf für den Glauben. Die Herrscher aus dem Hause Osmans sind ebenso eifrige Sunniten, als die persische Dynastie der Ssofis Schiiten sind.

Ssofis. Wir sahen früher, wie die Mongolen in Persien herrschten. An ihre Stelle war seit 1501 die Dynastie der Ssofis getreten. Ihr Ahnherr war ein Ssofi[2]) oder Mann mit reinem Glauben, ein Einsiedler und Philosoph, den selbst Tamerlan, um Wahrheit und Tugend zu ehren, in seinen Bergen aufsuchte.

„Was soll ich Euch als Dank für die erhabenen Wahrheiten geben, mit denen Ihr meine Seele bereichert habt?" fragte der Eroberer, nachdem er stundenlang mit Entzücken der Rede des Einsiedlers gelauscht hatte. — „Lasst die Gefangenen los, die Ihr aus der Türkei mitbrachtet!" — war die edle Antwort des Heiligen. Der Eroberer willigte ein und die Freigelassenen ließen sich in Dankbarkeit auf dem Berge Ardebil nieder, wo der Einsiedler hauste, nahmen seine Lehre an, und ihre Nachkommen eroberten seinem Sohne einen der glänzendsten Throne der Welt. Der Einsiedler heißt Ssofi-u-dihn = Reinheit des Glaubens, von Sofa = rein, nett. Vom Vater erbte der Sohn und von diesem wieder der Enkel den heiligen Mantel, den Gegenstand der Verehrung für die Anhänger und für den Besitzer das Zeichen der Herrschaft über die Schüler, wie es von Elisa heißt, dass er den Mantel des Elias erbte. Die Lehre steht aber in großem

Sufismus.

---

[1]) Hammer, l. c. II, S. 377.

[2]) Über den Ssofismus oder Sufismus vergl. Bd. VI, S. 451—469 dieses Werkes.

Gegenſatz zu dem Islam, ſie iſt Pantheismus,[1]) ihr Grundgedanke: alles, was nicht Gott iſt, iſt eine Täuſchung, ein Nichts, Einigung mit der Gottheit iſt das einzige und höchſte Ziel des menſchlichen Strebens. Um dies zu erreichen, muſs der Menſch durch aſketiſche Mittel nicht bloß die Sinne, ſondern auch die Eigenliebe zähmen, leiblich und geiſtig abſterben, um zuletzt in Gott wieder zu erſtehen. — Auf der unterſten Stufe beobachtet der Menſch die Gebräuche der beſtehenden Religion, auf der zweiten vertauſcht er die praktiſche Gottesverehrung ſchon durch eine geiſtige, auf der dritten empfängt er ſchon göttliche Eingebungen, auf der vierten hat er ſein Bewuſstſein ſchon mit dem göttlichen vereinigt. Ertrunken in der Schönheit des einzigen Weſens, iſt er in dieſem zerfloſſen, wie ein Waſſertropfen im Meere, ſieht er Gott nicht mehr, ſondern iſt Gott der Sehende und das Geſehene, der Erkennende und das Erkannte. Alle Schmerzen ſind nur Klagen über die Trennung von der Gottheit, über die Sonderung des Theiles vom Ganzen; alle Krankheit, alle Sünde iſt nur Folge dieſer Sonderung, der Tod iſt Erlöſung, Rückkehr in die Heimat. Alles Einzelnſein iſt nur Verneinung der Gottheit, darum ein Nichtſein, Unglück und Sünde; nur der in Gott aufgegangene, vernichtete Myſtiker hat die Wahrheit, kann keine Sünde mehr begehen, für ihn iſt nichts mehr Sünde, gibt es nichts Gutes und Böſes mehr. Gegen dieſe in ihren Folgen furchtbare Lehre, deren Eingeweihte keinen Unterſchied zwiſchen Gut und Bös kannten, trat der orthodoxe Islam mit der einzigen Waffe auf, die ihm zu Gebote ſtand, mit dem Schwerte. Pantheismus.

Die Zahl der Anhänger wuchs derart, daſs der Fürſt des Landes den Enkel des Weiſen aus Ardebil verbannte. Dſchuneyd wanderte nach Diarbekr aus, deſſen Fürſt Uſun Haſan[2]) eine ſolche Ehre in die Verbindung mit dieſem weiſen Manne ſetzte, daſs er ihm ſeine Schweſter zur Gattin gab; Dſchuneyd ſtarb im Kampfe gegen die Reiter Schiham-Schahs an einem Pfeilſchuſs. Sein Sohn Scheich Haider führte den Namen Sultan, der oft von frommen Männern angenommen wurde, die ein himmliſches Königreich zu beſitzen vorgaben, doch war er nicht bloß frommer Forſcher, ſondern auch ein tapferer Krieger, dem Uſan Haſan ſeine Tochter zum Weibe gab. Um den Tod ſeines Vaters zu rächen, griff Haider Schirwan an, aber der Verſuch war unglücklich und er ſelber wurde getödtet. Sein Grab in Ardebil wurde ein Wallfahrtsort für ſeine Anhänger.[3]) Zwei ſeiner Söhne wurden nacheinander zu Sultanen ausgerufen, aber von Gegnern angegriffen und erlagen im Kampfe; der dritte, Ismail, hatte ein beſſeres Geſchick: er ſammelte die Anhänger der Familie, gewann in vierzehn Jahren vierzehn Provinzen, ſchlug 1501 ſeinen Sitz in Tebris auf und wurde nach und nach der Herr von ganz Perſien, Prophet und König zugleich. Bagdad wurde 1507 erobert, Sieg auf Sieg errungen, bis Sultan Selim I. ihm entgegentrat. Zwiſchen beiden Reichen muſste es zum Kampfe kommen: es Dſchuneyd. Haider. Ismail.

[1]) Wie eingehend Bd. VI, S. 451—468 dieſes Werkes gezeigt wurde. — Hammer, l. c. II, S. 396—401.

[2]) Vergl. oben S. 117.

[3]) Hammer, l. c. II, S. 341.

galt der Herrschaft über Vorderasien, es galt der religiösen Überzeugung; der alte Kampf zwischen Sunniten und Schiiten brach von neuem aus und es war ein Vortheil für Selim, dass er seinen Feind als Haupt der Ketzer hinstellen konnte und den religiösen Fanatismus der Türken zu wecken verstand.[1])

Alitenmord. Alle Aliten durch ganz Vorderasien und in Europa waren Anhänger Ismails. Selim ließ zunächst durch seine Spione ein Verzeichnis der Aliten in seinem Reiche anfertigen und gab dann insgeheim Befehl, sie an einem Tage zu ermorden.[2]) Es ist die Bartholomäus-Nacht des Islam. 40.000 Bekenner dieser Lehre vom siebenten bis zum siebzigsten Jahre traf auf Selims Befehl das Schwert. Natürlich forderte die öffentliche Meinung von Ismail, dass er das Blut seiner Anhänger räche. Er sammelte ein Heer von 100.000 Kriegern und setzte sich von Tauris aus in Bewegung. Einer der flüchtigen Söhne des ermordeten Ahmed war bei ihm: er sollte, wenn die Perser siegten, Sultan der Osmanen werden — Grund genug für Selim, alles in Bewegung zu setzen. Heiliger Krieg. Die Fahne des heiligen Krieges ward aufgepflanzt; um den Krieg als heiligen zu bezeichnen, wurden auch Manifeste in diesem Sinne an den Gegner verfasst, sammt der Kriegserklärung: „Ich, Selim I.," heißt es hier, Botschaften. „der Herr der Helden des Jahrhunderts, der Zerstörer der Götzenbilder, der Vernichter der Feinde des wahren Glaubens, fordere dich auf, dein Gewissen zu erforschen und in dich selber zurückzukehren."[3]) Dem zweiten Schreiben waren Schmachgeschenke. allegorische Schmachgeschenke beigefügt: Kutte, Stock, Zahnstocher und Rückenkratzer, um Ismail zu erinnern, dass er von einem bloßen Derwisch abstamme. Selim schrieb, als er hörte, Ismail habe sich zurückgezogen, um zwischen der türkischen und persischen Macht die ganze Gegend verheeren zu lassen, den Vorwurf der Feigheit in den Worten: „Die sich der Herrschaft durch das Schwert anmaßen, müssen wie der Schild die Brust der Gefahr aussetzen und wie der Helm auf Hiebe und Schläge gefasst sein. Die Braut der Herrschaft wird nur von dem enge umarmt, welcher die Lippen des Schwertes küsst." — Ismail sandte eine Dose voll Opium zum Zeichen der Gedankenraserei: er selber jage gerade bei Ispahan; wenn er mit dem Kriege gezögert, so sei dies aus Vorsicht geschehen. Selim schickte den Boten mit abgeschnittenen Ohren und Nase zurück. Vierzig Tage dauerte der Marsch durch die Wüste, die Armee murrte, Selim aber verbreitete Schrecken und ließ dem Pascha, welcher ihm die Stimmung des Heeres und die Höhe der Gefahr auseinandersetzte, den Kopf abhauen. An Ismail schrieb Selim: „Seit Wochen bin ich im Anzuge, habe dich aber noch nicht finden können. Nimm statt des Helmes die Weiberhaube, statt des Panzers den Sonnenschirm, und entsage der Lust nach Herrschaft und Königthum!" Weiberkleider waren dem Briefe als symbolischer Spott beigegeben.

Schlacht zu Tschaldiran. In dem Thale von Tschaldiran stieß Selim endlich auf den Feind und kam es am 23. August 1514 zur Entscheidung. Die Perser waren vortrefflich aufgestellt, ihre Tapferkeit war glänzend. Eine Kernschar von 10.000 Reitern in Purpur und in Stahlhelmen, die mit Gold belegt waren, wurde den Türken sehr gefährlich. Außerdem hatte Ismail 30.000 arabische

[1]) Hammer, l. c. II, S. 342 ff.
[2]) Ibid. II, S. 401.
[3]) Ibid. II, S 402—412.

und tatarische Reiter und 60.000 Mann zu Fuß. Selim führte ungefähr 140.000 Mann in den Kampf, war aber seinem Gegner überlegen durch Artillerie: die Perser hatten kein Geschütz.

Der Plan Ismails war sinnreich, die Tapferkeit der Seinen ließ nichts zu wünschen übrig. Der Schah selber erfüllte alle Pflichten eines tapferen Kriegers und Feldherrn und wurde einmal nur durch die Aufopferung eines seiner Großen vor Gefangenschaft oder Tod gerettet, als sein Pferd zusammenstürzte. Selbst Frauen kämpften mit Heldenmuth und kriegsgewandt an der Seite ihrer Gatten in seinem Heere. Allein das massenhafte Geschütz der Osmanen streckte die tapferen Perser in Reihen nieder.[1]) Kein Reiterangriff konnte die Vierecke der Janitscharen zersprengen. Bald löste sich das persische Heer in wilde Flucht auf, in die auch Ismail mit fortgerissen wurde. — Selim I. zog als Sieger in Tebris ein. Ungeheure Schätze wurden gewonnen. In der Moschee ließ er das Kanzelgebet jetzt in seinem Namen verrichten, doch weilte der Sieger nur acht Tage in der Hauptstadt, aus welcher er tausend kunstgeschickte Handwerker nach Constantinopel sandte. Seine Absicht, in der Nähe von Tebris in einem fruchtbaren Thale zu überwintern, scheiterte an dem Unwillen der Janitscharen, die den Sultan umringten und auf Lanzen die Fetzen ihrer Kleider ihm bittend vorhielten zum Zeichen ihrer Entblößung und sein Zelt mit Kugeln durchlöcherten. Selim musste heimkehren, sein Zorn darüber entlud sich auf den Großvezir, weil er den Soldaten keine Achtung einzuflößen wisse. Überhaupt strafte Selim gerne die Führer für die Gebrechen ihrer Untergebenen. An die Generale eines Belagerungsheeres schrieb er einmal, als es nicht vorangehen wollte: „Fällt das Schloss nicht, ehe ich komme, so fallen eure Köpfe!" — Vom Völkerrecht, unter welchem die Gesandten stehen, wollte Selim nichts wissen. Als Ismail ihm für Loslassung der gefangenen Lieblingssultanin Schätze und Provinzen anbot, ließ Selim die Gesandten im Gefängnis verschmachten und die Lieblingssultanin seines Gegners verheiratete er mit einem Secretär seines Divans.[2])

Selims Sieg.

Heimkehr.

Botschaften.

1515 brachte ein zweiter Feldzug dem Sultan die wichtige Grenzfestung Kuma am Euphrat und das kleine unabhängige Reich Sulkadr in Armenien und Kilikien, 1516 wurde die Unterwerfung Kurdistans und Mesopotamiens vollendet. Ismail vollständig zu besiegen vermochte jedoch Selim I. nicht. Die Liebe seiner Völker verschaffte dem Perser bald ein neues Heer, er konnte später sogar Georgien wieder zu seinem Gebiete schlagen. Ismail regierte vierundzwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode 1524. Seine Unterthanen verehrten ihn wie einen Heiligen und schalteten seinen Namen in ihre Gebete ein. Bei den persischen Geschichtschreibern heißt er Schah-Schin, d. h. der König der Schiis, um ihre Liebe und ihn als Kämpfer für die heilige Sache zu bezeichnen. Ismail ist nur dieses einemal in seinem Leben besiegt worden und zwar durch das Geschütz.[3]) —

Ismails Ende.

---

[1]) Hammer, l. c. II, S. 413—417.
[2]) Ibid. S. 417—421.
[3]) Malcolm, History of Persia. Lond. 1815. I, chapt. 14.

Selim I. erobert Ägypten.

Ägypten. Jetzt kam die Reihe an Ägypten. Als dessen Sultan beim rückkehrenden Sieger sich beschweren ließ, dass er über Kaissarieh verfügt habe, welches dem Herrn von Sulkadr gehöre, der Ägyptens Oberherrlichkeit anerkannt habe und Kanzelgebet und Münzrecht im Namen des Sultans von Ägypten übe, antwortete Selim barsch: „Wenn der Sultan ein Mann ist, so möge er darauf bedacht sein, Kanzelgebet und Münze für sich selbst in Ägypten zu erhalten!" — Das war soviel als Kriegserklärung.

Vorher wollte aber Selim noch Rache nehmen für den erzwungenen Rückzug beim Feldzug gegen Ismail. Selim fragte die Janitscharen selber, wer sie zur Empörung angetrieben, und als sie ihre Generale nannten, ließ er diese Dschafer vor ihren Augen erdrosseln. Aber auch dem Großrichter Dschafer grollte er. Zu einem Todesurtheil war aber ein Fetwa (= der Rechtsspruch) von ihm selber nöthig, darum fragte er ihn: „Welche Strafe verdient derjenige, welcher die Soldaten des Islam zum Aufstande aufreizte?" — „Den Tod", erwiderte Dschafer, „wenn das Verbrechen erwiesen ist." — „Du sprichst dir selber das Urtheil", donnerte ihn nun Selim an und ließ ihn unerbittlich hinrichten. — „So verstummte die Zunge des großen Redners und Dichters, welcher die Siege Bajesids und Selims durch so viele glänzende Berichte verherrlicht hatte, unter der Zunge des Schwertes", sagt ein Muslim. Sterbend hatte Dschafer dem Sultan noch gedroht, er werde jung und verworfen wegen reinen Blutes, das er vergossen, und unter Gewissensqualen sterben. Als bald darauf ein Brand in Constantinopel ausbrach, rief Selim in Angst: „Das ist der feurige Athem Dschafers, von dem ich fürchte, dass er zuletzt das Serail, den Thron und mein Leben verzehrt."[1]) — Nachdem er den Janitscharen eine neue Ordnung gegeben, Flotte. um sie gefügiger zu machen, beschäftigte er sich mit der Flotte. Nach einer schlaflosen Nacht ließ er seinen Vezir Piri-Pascha kommen: „Wenn solches Scorpionengezücht, wie der Papst, die Franzosen, die Spanier und der Doge von Venedig, mit ihrer Flotte die Meere des Frankenlandes beherrschen, so ist daran bloß meine Nachsicht und deine Trägheit schuld. Deshalb will ich nun durchaus, dass eine neue und große Flotte herbeigeschafft werde." Piri-Pascha entschuldigte sich, in kurzer Zeit war aber ein neues Arsenal, ähnlich dem venetianischen, gebaut.[2])

1516 begann der Feldzug gegen Ägypten. Siman-Pascha zog, als ob es einen Marsch gegen den Euphrat und Tigris gelte, um Mekka und Medina zu schützen, an die äußerste Grenze Syriens. Die Mameluken verstanden aber, um was es sich handle, und brachen 50.000 Mann stark, ebenfalls nach Syrien auf. Sultan von Ägypten war damals Kanssuweh Alguhri oder Kanssu-Ghauri. Kanssu-Ghauri.[3])

[1]) Hammer, l. c. Bd. II, S. 421—430.
[2]) Ibid. II, 430-432.
[3]) Ibid. II, 462 ff.

Der Staat war noch immer eingerichtet, wie zu der Zeit, da die Dynastie Saladins gestürzt worden war, die Kriegerkaste ergänzte sich in einemfort durch Sclaven aus Tscherkessien. Mamluk [1]) heißt ja gekaufter Sclave und die edelsten vom herrschenden Geschlecht waren ja vom reinsten tscherkessischen Blut. Die zweite Classe waren die Dschelban = die Geschleppten, großentheils abyssinische Sclaven, auf dem Sclavenmarkte Ägyptens, Dschellab, gekauft; die dritte Classe, Korsan, bestand aus Söldlingen aller Art. An der Spitze standen 24 Beys und das Land leiteten 24 Statthalter, 12 für Ägypten, 12 für Syrien, denn dieses Land gehörte seit langem zu Ägypten, zumal es für den sicheren Besitz des Staates am Nil unentbehrlich ist. Die einheitliche Macht war bei einem Sultan. Der jetzige Herrscher Kanssu-Ghauri war mit seinem Heere bis an den Fuß des Taurus gezogen. In der Nähe von Aleppo, auf der Wiese von Dabik, kam es am 24. August 1516 zur Entscheidung. Auf Seite der Türken war nicht bloß die Übermacht an Zahl der Kämpfer, sondern gab auch die eigentliche Entscheidung das Geschütz. Die Mameluken hatten gar keine Kanonen, sie verließen sich auf die für unwiderstehlich geltenden Angriffe ihrer Reiterei — und auch so lähmte ihre Kraft Verrath und Eifersüchtelei. Die Schlacht war kurz, nur ein furchtbarer Angriff der Reiterei, der von den Türken ruhig bestanden und umso leichter abgeschlagen wurde, als das gut bediente Geschütz ganze Reihen der Mameluken niederwarf und sie in Unordnung brachte. — Der achtzigjährige Sultan erlag entweder dem Schrecken, oder suchte und fand den Tod, weil er die Ehre seines Standes retten wollte. Ein Tschausch brachte dem Sieger am Sattelknopf das Haupt des Kanssu-Ghauri mit seinem weißen Bart. Mit diesem einen Sieg gewann Selim nicht bloß Aleppo, sondern auch Syrien. In Aleppo fanden die Sieger eine ungeheure Beute an Gold und Stoffen, eine Million Ducaten bar und mehr als 3000 Kleider. Als Selim am Freitag die Moschee besuchte, nannte der Vorbeter unter andern Titeln des Sultans ihn auch „Diener der beiden heiligen Städte Mekka und Medina", was Selim so sehr schmeichelte, dass er sogleich sein mehr als 1000 Ducaten wertes Oberkleid abzog und dem Vorbeter schenkte. Von Aleppo gieng der Weg über Hama, Hims, gen Damaskus, wo Selim am 4. October 1516 seinen Einzug hielt und sein Winterquartier aufschlug. Drei Wintermonate, October bis Jänner, brachte der Sieger damit zu, die Moscheen und Denkmäler der alten Chalifen aus dem Hause Omejja zu besichtigen. [2]) Damaskus hieß die Paradiesesduftende, das Halsband der Schönheit, und liegt in einem der herrlichsten Thäler der Welt.

Mameluken. — *Schlacht bei Dabik.* — *Damaskus.*

Indes fand in Ägypten die Wahl eines neuen Sultans statt. Nicht der Sohn des getödteten Sultans wurde gewählt, der Aleppo hatte vertheidigen wollen, dem aber der Verräther Chairbey vorgestellt hatte, es sei unmöglich und er solle zur Sultanswahl schnell gen Kairo aufbrechen; auch nicht Dschanberdi, der sich in Damaskus hatte wollen zum Sultan wählen lassen und der, als ihm dies nicht gelang, fortan Verrath an den Mameluken übte, sondern der Reichsverweser Tumanbey [3]), weil er die Liebe des

[1]) Vergl. Bd. V, S. 172, 601 f., 605, 687, 689 dieses Werkes.
[2]) Hammer, l. c. Bd. II, S. 482—484.
[3]) Er heißt auch Ibn Kanßuweh, weil er früher ein Sclave des Kanßuweh Alghuri war. Weil, Abbasiden-Chalifat. Bd. II, S. 418. — Er adoptirte den Beinamen seines Vorgängers Almelik Alaschraf, d. h. der hochgeehrte Fürst.

Tumanbey. Volkes und das Vertrauen der Emire besaß: obschon ein ehemaliger Sclave, war er doch ein tüchtiger Staatsmann und Feldherr.

Lange weigerte sich Tumanbey und nahm erst die Krone an, als ihm die Emire mit dem heiligsten Schwur unbedingten Gehorsam gelobten. Kanssu-Der Chalife. Ghauri hatte den Chalifen[1]) mit nach Syrien genommen, dort war dieser auch in die Hände der Türken gerathen. Tumanbey drang darum auch auf die Wahl eines neuen Chalifen, gab sich aber zufrieden, als der Vater des Gefangenen eine Urkunde vorwies, die ihn zum Stellvertreter ernannte. Selim war nicht ohne Sorgen über die Gefahren des Marsches durch die Wüste und des Kampfes in Ägypten und bot darum Tumanbey an, ihn als Statthalter von Ägypten zu belassen gegen Anerkennung seiner Oberhoheit im Kanzelgebet und auf den Münzen, widrigenfalls werde er alle Mameluken von der Erde vertilgen. Tumanbey war einem Frieden nicht abgeneigt, die Emire aber hieben die Gesandten nieder, um alle Unterhandlungen unmöglich zu machen. So musste denn das Schwert entscheiden. Der erste Kampf bei Gaza fiel unglücklich aus für die Ägypter. Die Emire waren gegen den Plan Tumanbeys, an der Grenze Ägyptens die vom Marsche durch die Wüsten ermatteten Türken zu erwarten. Bei Kairo sollte die Entscheidungsschlacht geschlagen werden.

Der Marsch durch die Wüste wurde von den Türken glücklich zurückgelegt. Häufiger Regen gab Überfluss an Wasser, die Angriffe der Beduinen wurden zurückgeschlagen. Am 20. Jänner 1517 stand Selim in der Nähe von Kairo. Der Vertheidigungsplan Tumanbeys war ihm schon verrathen. In der Schlacht Radania. bei Radania am 22. Jänner 1517 schlugen sich die Mameluken mit Heldenmuth. Tumanbey und seine beiden Feldherren Alanbey und Kurtbey hatten sich verschworen, Selim lebendig oder todt in ihre Gewalt zu bekommen, warfen alles vor sich nieder, täuschten sich aber in der Person und sahen auf einmal, dass ihr Heer vernichtet oder flüchtig sei. Die Verrätherei Gasalis und die Übermacht des osmanischen Geschützes war schuld daran. Der Sultan musste sich schleunig zurückziehen; vier Stunden oberhalb Kairo bei Turreh suchte er wieder ein Heer zu sammeln, während die Osmanen ruhig am 22. Januar 1517 in Kairo. Kairo einzogen. Weil sie aber wie Sieger hausten, gelang es Tumanbey nächtlicherweile Mameluken in die Stadt zu bringen — welche die Osmanen niederhieben. Die Bewohner schlossen sich ihnen an, errichteten Barricaden und erst nach furchtbaren Kämpfen von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus, vermochten die Türken Kairo zu erstürmen. Obschon Selim als Zeichen der Begnadigung eine weiße Fahne hatte aufpflanzen lassen, wurden dennoch 50.000 Einwohner und 800 Mameluken niedergehauen.

Kurtbey. Unter den Gefangenen war auch Kurtbey. „Wo ist jetzt deine Tapferkeit?" fragte ihn Selim. — „Sie besteht noch." — „Weißt du, was du meinem Heere gethan?" — „Sehr wohl! Nur dein Geschütz hat uns besiegt. Eine Schlacht mit Kanonen gewonnen, ist kein großes Verdienst, denn selbst ein schwaches Weib kann mit einer Kanone die tapfersten Männer niederwerfen. Wir haben nach altem Herkommen Schwert und Lanze zu unseren Waffen gewählt und den Gebrauch dieser fränkischen Erfindung verschmäht." — „Wenn du dich auf den Propheten berufst, wie kommt es denn, dass du jetzt gefangen vor mir stehst?" — „Es war des Schicksals Fügung, weil alles, was beginnt, auch endet. Wo sind

[1]) Mohammed Almutawakkil, sein Vater heißt Jakub.

die Chalifen, die Kämpen des Glaubens, wo die mächtigsten Reiche der Welt! Auch Eure Zeit wird kommen und Euer Reich in Nichts zerstäuben!" Dann warf er dem Sultan vor, er habe nur durch Verräther den Sieg erlangt, er wolle nie zu den Dienern desselben gehören. Noch ehe er den Satz: „Nimm nur meinen Kopf" ausgesprochen hatte, rollte schon sein Haupt zu den Füßen des Sultans.[1])

Tumanbey hielt sich indessen an dem östlichen Ufer des Nil auf bei Dschiseh und suchte die Araber zu gewinnen. In einem heftigen Gefechte blieben 6000 Osmanen und 4000 Mameluken auf der Walstatt. — Selim bot von neuem Frieden, gegen Einräumung der beiden Majestätsrechte, der Münze und des Kanzelgebetes. Gern hätte Tumanbey, des Krieges müde, den Antrag angenommen, allein seine Mameluken hieben im Ingrimme den Gesandten nieder. Selim ließ zur Vergeltung viele Beys köpfen und 4000 gefangene Mameluken niedermetzeln. Tumanbey fehlte, dass er nicht nach Ober-Ägypten sich zurückzog, sondern auf dem Delta den Widerstand fortsetzen wollte, und es war sein Unglück, dass eine dritte Friedensgesandtschaft von seinen erbitterten Kriegern misshandelt wurde. In kleinen Treffen geschwächt, suchte er zuletzt bei einem Beduinenhäuptling Hassan Zuflucht, der ihn aber an die Türken verrieth. „Gott sei Dank," rief Selim I., „jetzt ist Ägypten erobert!" Er war ergriffen von der Schönheit und dem ritterlichen Ansehen des Fürsten. Tumanbey entschuldigte den Gesandtenmord als Wer seiner störrischen Befehlshaber, seinen Widerstand als Pflicht, und machte Selim Vorwürfe, dass er ohne rechtlichen Grund den Krieg gegen Ägypten begonnen hatte. Selim I. wies auf die heimliche Unterstützung hin, die Kanssu-Ghauri dem Schah von Persien und dem Fürsten von Sulkadr gewährt habe, und erhielt dafür bloß zur Antwort: nur der Verrath habe ihm zum Siege verholfen. — „Es wäre nicht großmüthig", meinte Selim am Schluss, „einen so tapfern und freimüthigen Mann zu verderben", und war geneigt, ihn als Gefangenen nach Constantinopel mitzunehmen. Allein als Chairbey und Dschanberdi ihm vorstellten, er sei nicht Herr von Ägypten, solange Tumanbey lebe, ließ Selim den letzten Sultan von Ägypten am 15. April 1517 aufhängen.[2]) Tumanbey stand in der Mitte der vierziger Jahre. Sein Ende wurde vom Volke wegen seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Menschenfreundlichkeit und Tapferkeit allgemein bedauert; er hatte nur dreieinhalb Monate regiert. *Tumanbeys Ende.*

Der Verräther Chairbey wurde zum Statthalter von Ägypten, der Verräther Dschanberdi zum Statthalter von Syrien ernannt. Ein türkischer Pascha, mit 5000 Reitern, 500 Artilleristen, wurde Gouverneur von Kairo. Überdies war der Statthalter von einem Staatsrath abhängig, der aus den

[1]) Hammer, l. c. II, S. 503—507.
[2]) Weil, l. c. II, S. 421—431.

höheren Officieren der türkischen Besatzung, aus den Kadis und den Ulemas bestand. Den letzten Chalifen sandte man zuerst nach Constantinopel, dann wieder nach Kairo, nachdem er die Sultane aus dem Hause Osmans als die Imame oder geistlichen Oberhäupter der islamitischen Völker anerkannt hatte. So endeten diese abbasidischen Chalifen mit diesem letzten, Mutawakkil.[1]) Die Scheichs der arabischen Stämme huldigten. Der Scheich von Mekka anerkannte Selim als wirklichen Beschützer der heiligen Stadt.[2]) Auch die Venetianer zahlten den Tribut von 8000 Ducaten, den sie bisher dem Mameluken-Sultan für Cypern entrichteten, an Selim I. als den neuen Sultan Ägyptens.

Der letzte Chalife.

Heimkehr.

Am 10. September 1517 trat Selim I. die Heimkehr an, zahllose Schätze,[3]) Künstler, Gelehrte mit sich nehmend. Kairo sank jetzt von der glänzenden Residenz zu einer volkreichen Provinzialstadt herab. Ganz Ägypten sank. Die Paschas, welche häufig wechselten, suchten nur große Summen aus dem Lande zu ziehen. Es verarmte — es hatte schon schwer gelitten durch das Aufkommen der Portugiesen in Ostindien. Kanssu-Ghauri hatte vergebens mit den Fürsten Indiens gegen die Portugiesen gekämpft. Seine Regierung war noch eine glänzende, trug aber die Keime des raschen Verderbens in sich: er hielt Ordnung, zog aber schwere Steuern aus dem Lande und antwortete einem Kadi, der eine Abgabe für ungesetzlich erklärte: „Nun gut, wenn die Mameluken kommen und ihren Sold fordern, so werde ich sie zu dir schicken und sehen, wie du sie auf gesetzlichem Wege zu befriedigen vermagst.“ — Mit diesem Zug kamen denn die Osmanen auch in das Völkergemisch Ägyptens. Von den Arabern stammen die Bewohner Kairos, der

Ägypten sinkt.

1) Nicht einmal in Ehren endete das Chalifat. Einige Witwen und Waisen hatten dem letzten Chalifen zur Zeit, da die Türken heranzogen, ihr Geld, ihre Kostbarkeiten anvertraut, weil sie es hier für gesichert hielten — er aber gab nichts mehr zurück und keine Klage half, und er führte überdies in Constantinopel ein leichtsinniges Leben, so daß der Sultan alle Achtung vor ihm verlor und ihn einsperren ließ. Erst Suleiman erlaubte ihm, wieder nach Constantinopel zurückzukehren und wies ihm einen Unterhalt von 60 Dirhem täglich an; er ließ ihn sogar nach Kairo zurückkehren. Dort huldigte er einem Empörer als unabhängigem Herrscher, allerdings gezwungen. Er starb in der Zurückgezogenheit 1538; der Vater Jakub starb schon 1521, die beiden Söhne verschwanden spurlos. Seit Selim stützen sich die Osmanischen Sultane auf die Weihe und Cession dieses letzten Chalifen, und machen Anspruch auf die weltliche Oberherrschaft über alle Völker des Islam, aber auch auf das Imamat, die höchste geistliche Würde. Letzteres aber weisen nicht bloß die Schiiten zurück, welche nur Nachkommen Alis anerkennen, sondern auch die Sunniten unter den Arabern, weil die Sultane nicht aus dem Stamme Koreisch sind. Türkenfreunde lassen seitdem das Haus Osman aus Arabien abstammen, statt aus Chorasan. Vergl. Weil, l. c II, S. 435–436.

2) Um diesen Titel hatten die Osmanen die Sultane von Ägypten längst beneidet. Das Kanzelgebet in Kairo für Selim lautete jetzt: „Gott stehe dem Sultan bei, dem Herrn der beiden festen Länder und der beiden Meere, dem Besieger der beiden Heere, dem Beherrscher der beiden Irak, dem Schutze der beiden edlen heiligen Städte, dem siegreichen Fürsten Selim Schah! schenke ihm Deinen glorreichen Beistand und erleichtere ihm glänzende Eroberungen, o König dieses und des zukünftigen Lebens! o Herr des Weltalls!“

3) Der Sultan allein führte 400 Kameele mit fort, beladen mit Gold, Silber, Waffen, Geräthen. Was einzelne Paschas und Officiere mitnahmen, ist nicht zu berechnen.

Mehrzahl nach Handelsleute, Soldaten, Gelehrte. Von den alten Ägyptern stammen die betriebsamen Kopten, die Christen der Dörfer. Die Nubier beginnen oberhalb der Katarakten des Nil. Im Süden vor Syene hausen die Nachkommen der alten Blemmyer. Juden finden sich in allen größeren Orten des Landes. Bevölkerung.

Selim hatte noch weitere Pläne, allein die Stimmung des Heeres zwang ihn zum Rückzug. Wie öfter ließ er seinen Zorn darüber an dem Großvezir aus. Als dieser an der syrischen Grenze auf des Sultans Bemerkung: „So wäre denn Ägypten hinter uns!“ unmuthig sagte: „Was ist die Frucht so vieler Mühen und Beschwerden? Nichts, als dass die Hälfte des Heeres in der Wüste und auf dem Schlachtfelde zugrunde gegangen, und dass die Herrschaft über Ägypten in den Händen von Verräthern ist“ — so ließ ihm der Sultan sogleich den Kopf abschlagen. —

Ungarn.

Der Osten war unterworfen, Selim I. richtete jetzt seine Blicke wieder gegen den Westen. König Wladislaw schrieb in größter Sorge an Papst Leo X. um Hilfe für sein bedrohtes Reich und mit hohem Eifer lebte dieser Papst dem Gedanken, dass es eine der Pflichten des Oberhirten der Kirche sei, sie gegen den Halbmond zu schützen; es ist eine klägliche Verleumdung, dass beim Ablassausschreiben der Türkenkrieg nur Vorwand gewesen sei, es war Leo blutiger Ernst.[1]) Er arbeitete in einemfort für den Frieden unter den Völkern des Abendlandes, um sich an die Spitze eines großen Unternehmens gegen die Türken im Geiste seiner Vorfahren zu stellen. Auf der einen Seite waren seine Legaten an allen Höfen thätig, auf der andern begann 1514 in Ungarn die Kreuzpredigt und sie hatte großen Erfolg, in Masse strömten die Bauern zusammen, sie nahm aber doch am Ende einen üblen Verlauf. Leo X.

Georg Dosa, ein Siebenbürger Szekler, ein tapferer und glücklicher Reiter-Anführer, wurde zum Leiter des Kreuzzuges ernannt und auf die Kunde davon strömten von allen Seiten so viele Leute herbei, dass im Lager zu Pest allein 40.000 Kuruczock oder Kreuzfahrer sich einfanden, und man fürchtete, nur Greise, Weiber und Kinder würden in den Dörfern zurückbleiben und alle Feldarbeit stille stehen.[2]) Da standen die Edelleute auf, um ihre Arbeiter zurückzuholen. Bald gab es Streit und mit Dosas Erlaubnis richteten die Bauern ihre Waffen gegen die Edelleute. In Ofen und Pest wurden die Häuser der Edelleute überfallen, sie selber grausam hingeschlachtet. Nun brach ein Kampf aus zwischen Bauern und Edelleuten und floss das Blut in Strömen. Dosa befahl sogar den Bauern bei Strafe des Stranges, die Edelleute niederzumachen. Die Verwirrung um den König war groß. Man wurde des Aufstandes nur dadurch Meister, dass Kuruczock. Dosa.

[1]) Petri Bembi Epist. Leonis X. Basil. lib. IV, ep. 22. — Zinkeisen, l. c. II, S. 578-580.

[2]) Szalay, l. c. III, 2.

Zapolya. man dem Wojwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, den Oberbefehl übertrug. Nach Verübung schrecklicher Grausamkeiten und nach ausdauerndem Widerstande wurde Georg Dosa bei Temesvar geschlagen, gefangen — und schauerlich hingerichtet. Zigeuner machten einen eisernen Thron, eine gleiche Krone und Scepter, Dosa ward auf den glühenden Thron gesetzt und mit der glühenden Krone gekrönt; vierzig mitgefangenen Genossen, die man fünfzehn Tage hatte hungern lassen, wurde befohlen, von den gebratenen Gliedern des noch lebenden Dosa zu speisen; sechs thaten es. Dosa nannte sie Hunde, die er groß gezogen; die dem Befehle nicht gehorchten, wurden niedergesäbelt. Der Aufstand hatte 40.000 bis 70.000 Menschen das Leben gekostet. Nach zwei weiteren Gefechten ward Zapolya des Aufstandes vollkommen Meister.[1]) Um seinen Waffenruhm, um seine Beliebtheit zu erhöhen, brach der Sieger mit 10.000 Mann unerwartet in die Türkei ein, doch der Zug endete unglücklich.

Ein neuer Angriff der Türken stand zu erwarten. Der Ungarnkönig suchte Schutz in einer Familienverbindung. Am 18. März 1515 kam er mit dem König von Polen und den Abgesandten des Kaisers Maximilian in Habsburg und Ungarn. Pressburg zusammen. — Hier wurde die Doppelheirat zwischen Maximilians Enkeln und Wladislaws Kindern verabredet: Ludwig, der Thronfolger von Ungarn, sollte Maria, und Ferdinand, der Enkel des Kaisers, sollte Anna erhalten. Maximilian ernannte später in Wien den zehnjährigen Ludwig zum Reichsvicar, so wichtig erschien ihm mit vollem Recht diese Verbindung, welche später Habsburg den Weg nach Ungarn und Böhmen bahnte; denn als geheime Punkte waren dem Verlobungsvertrag beigesetzt, dass die vertragschließenden Häuser, falls eines von ihnen aussterben würde, zur wechselseitigen Erbfolge in Österreich, Ungarn und Böhmen berechtigt sein sollten, und dass namentlich Annas Gemahl, falls Ludwig kinderlos sterben sollte, auf die Krone Ungarns rechnen dürfe. Bald darauf starb Wladislaw am 13. März 1516.

Sigmund Herberstein beurtheilte ihn und die Ungarn jener Zeit Ladislaus. also: „Ein frommer Fürst, von untadelhaftem Lebenswandel, aber unfähig, eine so kriegerische Nation, besonders in der Nähe eines solchen Feindes, zu beherrschen. Denn durch viel vorhergegangenes Glück unter Matthias Corvinus wurden die Magyaren streitsüchtiger und übermüthiger; sie missbrauchten des Königs Güte und wurden zügellos, schwelgerisch, träge, prachtliebend, so dass sie zuletzt den König selbst verachteten.“ Das Reich ließ er in großer Verwirrung zurück. Die Abfassung des „Tripartitum“, eines Gesetzbuches, ist die einzige wichtige Maßregel seiner Regierung.

Ludwig II. Der Nachfolger, Ludwig II., hätte ein Held, ein Staatsmann ersten Ranges sein müssen, um das Land aus den drohenden Gefahren zu retten. Es glich, nach den Worten Mailáths,[2]) „einem hohen Baume, der im

[1]) Katona, l. c. XVIII, p. 707—748. Die übrige Literatur über den ungarischen Bauernkrieg bei Szalay, l. c. III, 2. S. 167.

[2]) Mailáth, Geschichte der Magyaren, II, S. 324.

Innern von Würmern aufgezehrt, dessen Wurzel verfault ist; noch trägt er sein Haupt hoch in den Lüften, aber ein kräftiger Windstoß und er liegt zertrümmert auf der Erde." Ludwig II., sagen die Chronisten, war zu früh geboren, zu früh König, zu früh vermählt, zu früh todt. Leo X. fühlte die Gefahr des Landes und wandte sich mit jugendlichem Eifer an Franz I. von Frankreich, dass er sich an die Spitze eines Unternehmens gegen die Türken stelle. Kreuzzug.

Man hat erst in neuerer Zeit in dem Archiv des Departements der Niederpyrenäen das Original der Verhandlungen, die schon bei der Zusammenkunft in Bologna begannen, aufgefunden.[1] Aber Franz war hier wie in allem; er griff anfangs den Antrag hastig auf, rüstete mit Feuer dafür und vergaß ihn dann im Strudel des Vergnügens und unter den Sorgen für den italienischen Krieg. In Cambray wurde 1517 zwischen Franz I., Kaiser Max und Ferdinand dem Katholischen schon über die Vertheilung des Osmanischen Reiches zu drei gleichen Theilen verhandelt. „Sorge nur dafür, heiliger Vater, dass wir bald die Kriegsposaune Christi hören, und dass uns ein Feldherr zu diesem Zug gegeben werde", schrieb damals Franz I. an Leo X. Der Papst ließ durch ein Cardinals-Collegium die sechs Hauptfragen wegen des Zuges ausarbeiten. Eine heilige Allianz unter den Mächten, ein Bund der heiligen Brüderschaft des heiligen Kreuzzuges[2] wurde verabredet, die Kosten auf 800.000 Ducaten veranschlagt, der ganze Kriegsplan schon entworfen: allein der Kaiser wollte die Führung wie der König von Frankreich. Die Reformation kam dazwischen, und so unterblieb der Zug, der am 13. März 1518 ganz feierlich in Rom verkündet worden war. Jetzt erst halte er das irdische Dasein der Mühe wert, schrieb Leo in der Begeisterung. Nur zu bald sollte er sich in seinen schönsten Hoffnungen betrogen sehen, und er hätte wohl das Schmerzlichste empfinden müssen, wenn Selim I. länger gelebt hätte. Am 20. September 1520 erlag der vierundfünfzigjährige Sultan der Pest. Noch auf dem Todtenbette verzehrte ihn die Eroberungsgier: „Ich sterbe zehn Jahre zu früh — wie viel bleibt mir noch zu thun übrig! Ich sollte die Macht Persiens vernichten, die Christen auf Rhodus und in Ungarn besiegen, und meine siegreichen Waffen über die Donau tragen. Mit den von mir eroberten Königreichen vermache ich meinem Sohn zugleich den Befehl, das osmanische Kaiserthum noch mehr zu vergrößern!" —

Vertrag von Cambray. Leo X. Selims Tod.

So endete der gewaltige Selim I. Krieg und Sieg war sein Leben. Dabei besaß er hohe Bildung, liebte die Wissenschaft und übte die Dichtkunst: eine jener Kraftnaturen, welche die größten Gegensätze in sich zu vereinigen vermögen.[3] —

---

[1] Charrière gab es heraus. Négociations de la France dans le Levant. Paris 1848. Introd., p. CXXVIII. — Zinkeisen, l. c. Bd. II. S. 584—606. Auch Emanuel von Portugal sollte sich an dem Kreuzzuge betheiligen.

[2] Fraternitas Sanctae Cruciatae.

[3] Hammer, l. c. II, S. 533.

Suleiman II.

Suleiman II. 1520 bis 1566. Selims Tod erweckte in Europa ausgelassene Freude, denn es hieß, sein junger Nachfolger, Suleiman II., sei ein sanfter, friedliebender Charakter, ein Lamm, das dem Löwen folge; er habe weder das Talent, noch den Willen, auf der Bahn der Eroberung seinem Vater zu folgen. Allein diese Ansicht verflog gar bald.[1]) Allerdings war Suleiman erst zweiundzwanzig Jahre alt, nicht blutgierig wie der Vater, der Dichtkunst und Wissenschaft zugeneigt; auch sein Antlitz trug mehr die Züge der Anmuth und Bescheidenheit eines Jünglings: allein kaum hatte er den Thron bestiegen, so war er durchdrungen von der Größe seines Berufes, und bald hatte die Welt zu staunen über die Weite seiner Entwürfe und die Sicherheit und Schnelligkeit ihrer Ausführung, und widerwillig muſste sie ihm bald den Titel des Gesetzgebers, des Prächtigen, des Großen ertheilen. Und in der That ist er der größte Herrscher, den die Geschichte der Osmanen aufzuweisen hat, derjenige, unter welchem das Reich die höchste Blüte seiner Größe und Macht durch Eroberung und weise Gesetze erlangt hat.[2])

Die ersten Erlässe des Sultans waren Handlungen der Milde, um die ungerechtfertigte Härte seines Vaters wieder gutzumachen; den Janitscharen muſste der neue Sultan 80 Ducaten auf den Kopf beim Regierungsantritte zahlen. Es galt, sie durch Beschäftigung von Meutereien abzuhalten, und zugleich nach der
Politik. kriegerischen Laufbahn des Vaters durch frischen Waffenruhm der neuen Regierung die Weihe zu geben. Darum betrat er sogleich die Bahn der Eroberung.

Nach Westen wandte sich unter Suleiman II. wieder die osmanische Macht. Zunächst wurde König Ludwig aufgefordert, der Pforte Tribut zu zahlen. Die einzige Antwort war, daſs man den türkischen Gesandten miſshandelte und
Ungarn. sich rüstete. An Tapferkeit, an Manneskraft fehlte es den Ungarn nicht, wohl aber an Ordnung. Der König war noch ein Kind[3]) und von seinen Höflingen miſsbraucht. Sie verleiteten ihn oft, von einem Großen, der ihn besuchte, etwas zu fordern, damit sie es nachher geschenkt erhielten, und niemand wagte es,
Ludwig II. dem jungen Könige etwas abzuschlagen, bis Heinrich Kunkel den Wunsch des Königs — nach seinem schönen Pelzrock mit den Worten beschied: „Diese Hülle habe ich mit vielem Geld gekauft, damit sie meinen alten Körper wärme. Die jungen Menschen, denen nach diesem Kleide gelüstet, können mit der Wärme ihres eigenen Blutes zufrieden sein, und wenn sie's friert, ist ein Fuchspelz gut genug für sie." Im fünfzehnten Jahre vermählte man den Fürsten mit der ihm schon längst verlobten Maria von Österreich.[4])

Im Jahre 1521 brach der Sultan von Adrianopel auf. Man war in Ungarn noch nicht gerüstet; die deutschen Fürsten versprachen Hilfe, es kam aber kein Mann und kein Heller nach Ungarn; der junge König zeigte Muth und rief seinen Adel unter die Waffen. Leicht hätte er 60.000 Mann ins Feld stellen

[1]) Zinkeisen, l. c. II, S. 631—632.
[2]) Hammer, l. c. III, S. 1—12.
[3]) Sein Vater Ladislaus war 13. März 1516 gestorben.
[4]) Katona, l. c. XIX, p. 224—240.

können, wenn er Gehorsam gefunden hätte; so aber kamen nur wenige und der Siegeslauf des Sultans konnte nicht gehemmt werden. Sabacz fiel nach längerem Widerstande, den nur sechzig magyarische Krieger mit wenig Pulver leisteten. Bei Sabacz schlug Suleiman eine Brücke über die Save. Bald stand er vor Belgrad. Belgrad. Die Regierung hatte nicht einmal fünfzig Gulden, dieses wichtige Bollwerk, vor welchem zweimal schon die Osmanen sich eine Niederlage geholt hatten, mit dem nöthigen Pulver zu versehen. Nur 700 Magyaren und Bulgaren vertheidigten die Stadt, desungeachtet schlugen sie zwanzig Stürme ab. Vierzig Tage währte die Belagerung.[1]) — Die Besatzung sank auf 400 Mann herunter; als durch Minen der mächtige Thurm zusammenstürzte, verlangten die Bulgaren zu capitulieren. Am 29. August wurde Belgrad übergeben. Ungarn lag offen vor dem Sieger, nur die Krankheit und der Tod dreier seiner Kinder trieb ihn nach Constantinopel zurück, nachdem er Belgrad neu befestigt und 200 Geschütze auf seinen Wällen zurückgelassen hatte.[2]) —

Suleiman II. vor Rhodus.

Niemand außer dem Papst hatte sich für die Ungarn gerührt, obschon der ganze Westen bedroht war. Katholiken und Protestanten haderten miteinander, Franzosen und Spanier kämpften um die Herrschaft über Italien. Dies benützte Suleiman, um schnell einen der Wünsche seines Vaters zu verwirklichen. Nicht die Osmanen, sondern die Ritter von Rhodus beherrschten Rhodus. das östliche Meer.

Selim I. hatte nicht gewagt, sie anzugreifen: als sein Großvezier eines Tages ein neues Kriegsschiff vor ihm manövrieren ließ und ihn zur Eroberung von Rhodus drängte, rief der Sultan: „Lass nur diese Nussschale wieder ins Arsenal einfahren, ich habe keine Leute, solche Schiffe zu bemannen. Berauscht mich nicht mit meiner Macht und zieht mir nicht dieselbe Demüthigung zu, die meine Vorgänger erfuhren." — Suleiman II. aber glaubte, die Stunde sei jetzt gekommen, den Fall dieser Hochwacht der Christenheit herbeizuführen. Der Bestand dieser Seemacht in den östlichen Gewässern war ihm an und für sich ein Dorn im Auge, die türkischen Küsten konnten in einemfort von Rhodus aus beunruhigt werden. Darum schrieb er an den Großmeister am 1. Juni 1522: „Es ist unser Wille, uns in den Besitz Deiner Insel zu setzen, zum Ersatz für den Schaden und die Unbilden, welche wir täglich von dort zu erdulden haben. Übergib die Festung, und ihr sollt alle nichts zu fürchten haben. Willst Du Dich aber nicht ergeben, so werden wir Dein Schloss von Grund aus zerstören, und Dir und den Deinen den Tod geben. Des kannst Du sicher sein!"[3])

Der Großmeister war aber nicht einzuschüchtern, er gab eine würdige Antwort. Isle d'Adam. Es war Philipp Villiers de l'Isle d'Adam, geboren in Beauvais, ob seiner hohen und reinen Eigenschaften am 22. Januar 1521 zum Großmeister

[1]) Hammer, l. c. III, S. 12—14. Das Tagebuch, das Suleiman während der Belagerung führte, — bei Hammer, l. c. Bd. III, S. 21—45.

[2]) Katona, l. c. XIX, p. 240-299.

[3]) Über die Schreiben Suleimans an den Großmeister — bei Hammer, l. c. III, S. 626. — Zinkeisen, l. c. II, S. 622—624. — Charrière, Négoc., I, 89.

erwählt. Mit 100.000 Mann erlesener Truppen zog der Sultan zu Land nach der Südküste Kleinasiens, die Flotte von 300 Schiffen trug das Geschütz und 10.000 Mann nach der Insel.[1]) Am Jahrestag der Eroberung Belgrads wurde das Feuer von 300 Geschützen gegen die Stadt eröffnet, darunter waren zwölf Riesenkanonen, die Steinkugeln von zwölf Fuß Umfang gegen die Stadt schleuderten. Der Großmeister hatte alles gethan, um Rhodus widerstandsfähig zu machen, aber seine Mittel waren gering: 600 Ritter, 6000 Soldaten, und die Hilfe von etwa 25.000 Einwohnern, die sich in die Stadt zusammengezogen hatten: das war alles, was der christliche Held der Übermacht entgegensetzen konnte. Und doch vertheidigte sich die Stadt sechs Monate hindurch wunderbar, und erlagen 80.000 Türken in den vielen Stürmen, wovon einer allein einmal 15.000 Mann kostete. 10.000 armenische Minierer arbeiteten unter dem Boden und erschütterten durch Sprengung die Mauern. Als die Hauptbastion in die Luft flog, war der Großmeister gerade im Gebet in der Kirche. Mit dem Rufe: „Gott sei mein Beschützer!“ eilte er zur Bresche, auf welcher die Türken Sturm liefen, ergriff mit der linken Hand die sinkende Fahne, stieß mit dem Schwerte in der Rechten zehn der ersten Türken nieder. Sein Beispiel entflammte den Widerstand, der Sturm wurde abgeschlagen. Vom 24. September an richtete Suleiman vierzig Geschütze auf einen Punkt und ließ, als Bresche geschossen war, siebenmal nacheinander stürmen, und alle Stürme wurden abgeschlagen! Die Vertheidiger bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Auch die Frauen bewiesen hohen Heldenmuth; eine Griechin sah ihren Mann im Gefechte sinken und in der Verzweiflung eilte sie nach Hause, machte über die Stirne ihrer schönen Töchter ein Kreuz und gab ihnen dann den Tod mit den Worten: „Jetzt, Engel Gottes, werdet ihr nicht von unreinen Händen befleckt werden“, eilte dann zur Leiche ihres Gatten, ergriff sein Schwert und kämpfte gegen die Stürmenden, bis eine Kugel auch ihrem Leben ein Ende machte.[2])

Kampf um Rhodus.

Kein Verlust konnte Suleiman II. beugen, kein Preis war ihm zu hoch für die Stadt Rhodus — und drinnen schwand die Zahl der Vertheidiger mit jedem Tage! Die Mauern stürzten nacheinander ein, die Stadt war wie zerrissen. Lange wies der Großmeister alle Anträge des Sultans zurück, zuletzt aber gab er dem Flehen der Einwohner nach, sie nicht einem sicheren Tod zu weihen. „Ach, nicht die Ritter capitulieren,“ rief er traurig, „sondern die Frauen, Greise, Kinder, deren Blut auf mein Haupt fallen würde.“ Am 21. December pflanzte er die weiße Fahne auf und wurde der Vertrag abgeschlossen, wonach die Ritter mit ihren Waffen die Insel verlassen konnten, allen die auf der Insel blieben, auf fünf Jahre Steuerfreiheit und für immer die Ausübung des christlichen Gottesdienstes gewährt wurde.[3]) Der Sultan stellte Schiffe zur Überfahrt. Jedem Bewohner, der nicht Ritter war, blieb es unbenommen, noch drei Jahre auf der Insel zu bleiben.

Übergabe.

---

[1]) Das Tagebuch Suleimans — bei Hammer, l. c. III, S. 628—632.

[2]) Hammer, l. c. III, S. 22—26. — Zinkeisen, l. c. III, S. 621—632.

[3]) Die Belagerung beschrieb am besten der Rhodiser Jacobus Fontanus, De bello Rhodio und Suleimans Arzt Ramadan, der ihn begleitete. Beide verglich Tercier, Mémoire sur la prise de la ville et de l'isle de Rhodes en 1522 par Soliman II. Paris 1759. — Die Briefe des Großmeisters an seinen Neffen — bei Charrière, Négociations de la France dans le Levant, I, p. 108—146.

Als der Großmeister zum Sultan kam, schaute ihn dieser lange voll Bewunderung an, dann sagte er: „Hätte ich so wackere Diener wie du, ich würde sie höher schätzen, als eines meiner Königreiche. Tröste dich, es ist das schon das Geschick der Herrscher und Eroberer, wie wir sind, abwechselnd Städte und Provinzen nach der Laune des Glückes zu gewinnen und zu verlieren.“ Am andern Tage, als die Ritter eben beim Mahle saßen, trat der Sultan in einfachen Kleidern unter sie, ward als Gast und nicht als Herrscher empfangen und unterhielt sich lange mit dem Großmeister. Beim Abschied sagte er: „Ich zwinge nur mit Schmerz und Scham diesen ehrwürdigen Christen mit weißen Haaren sein Haus und seine Güter zu verlassen.“ — Am 7. Januar 1523 fuhr der Großmeister mit den Rittern und 5000 Einwohnern unter den Wehklagen der Zurückbleibenden von der Insel ab. Der Papst wies ihm Civita Vecchia zum Wohnsitz an, später Viterbo. Am 24. März 1530 verlieh Karl V. dem Orden die Insel Malta sammt Gozzo und die Stadt Tripolis in Afrika gegen das Recht, unter drei Candidaten, welche ihm der Orden vorschlage, einen zum Großmeister zu wählen. Die Insel war öde und unbevölkert, bald jedoch wurde sie in einen der wichtigsten Vorposten Europas gegen Asien und Afrika umgeschaffen. Als der Großmeister 1534 hoch an Jahren und Ruhm starb, schrieb man auf sein Grab: „Hier liegt die Tugend, die über das Schicksal siegte!“ Von 1530 an heißen die Rhodiser Malteser. Malta.

Die Vertheidigung und der Verlust von Rhodus erregten in ganz Europa tiefe Bestürzung, namentlich in geistlichen Kreisen. Der Papst, hieß es, habe im Augenblicke, da Rhodus übergeben wurde, Messe gelesen und ein Stein habe sich aus dem Gewölbe losgelöst und sei zu seinen Füßen niedergefallen. Gewiss, ein Edelstein war unter den Gütern der Kirche losgelöst. „Glaube ja nicht,“ schrieb der Papst an Franz I., „dass der Sultan sich jetzt ruhig verhalten wird; nein, Ungarn, Sicilien, ja ganz Italien stehen ihm jetzt offen, und wenn er einmal diese in der Gewalt hat, was ist dann noch für die übrigen Christen und Völker der Christenheit zu erwarten!“ — Aber Franz vergeudete seine Kräfte in Italien. Venedig suchte gut mit dem Sultan zu stehen.

Nur die Minoriten entwarfen einen kühnen Plan. Sie machten sich 1523 anheischig, aus den Mitteln sämmtlicher Klöster eine Armee ins Feld zu stellen: aus ihren 40.000 Klöstern je ein Mann gestellt, mache nach den nöthigen Abzügen 36.000 Mann aus; Augustiner, Dominicaner, Karmeliten könnten in ähnlicher Weise leicht ebenfalls 36.000 Mann stellen; Benedictiner, Bernhardiner, Karthäuser, Pauliner, Cölestiner, Deutschritter und Rhodiser zusammen wieder 36.000 Mann, so erhalte man ein Contingent von 144.000 Mann. Da nun jedes Kloster im Durchschnitt über zehn Kirchspiele verfüge, so ließen sich im ganzen wohl 360.000 Kirchspiele annehmen, und wenn jedes nur einen Mann stelle, ließe sich ein Heer von 540.000 Mann aufbringen. Die Kosten des Zuges hätten die Klöster zu tragen, auch wären die Juden herbeizuziehen![1] — Kriegsplan der Minoriten.

[1] Charrière, Négoc., I, p. 102. — Zinkeisen, l. c II, S. 637–638.

Suleiman II. und Franz I.

Franz I. und Suleiman. Leider wandte sich 1525 gerade der Monarch, von dessen Ehrgeiz und Mitteln man Großes für einen Kreuzzug erwartet hatte, Franz I., hilfeflehend an den Sultan. Seine Mutter schrieb an Suleiman, ihr Sohn sei nach der Schlacht bei Pavia gefangen genommen worden; sie habe vergebens gehofft, dass Karl V. ihn auf edelmüthige Weise entlassen würde, er sei sogar ganz ungerecht mit ihm verfahren; darum bitte sie den großen Kaiser Suleiman, er möge ihrem Sohne wieder zur Freiheit verhelfen.[1]) Suleiman, darüber nachdenkend, wie er Karl am besten beikommen könne, beschloss, den König von Ungarn anzugreifen, weil dieser eine Schwester Karls zur Frau habe.

Ibrahim. So erzählte Ibrahim den Gesandten König Ferdinands — und Ibrahim besaß das Vertrauen und die Freundschaft des Sultans im höchsten Grade. Er war der Sohn eines armen griechischen Fischers von Parga an der Küste von Dalmatien, war von Seeräubern geraubt, auf dem Sclavenmarkt von Smyrna von einer Witwe erstanden worden; sie fand Gefallen an dem schönen, talentvollen Knaben und ließ ihn von den ausgezeichnetsten Lehrern im Koran, in Sprachen, Poesie, Beredsamkeit, in Musik ausbilden. Der Knabe wuchs zum Jüngling heran, als Suleiman, damals Statthalter in Magnesia, auf einem Spazierritt eines Tages sein Flötenspiel vernahm. Bezaubert von der Schönheit, von dem Geiste, der sich in den klugen Antworten des Flötenspielers aussprach, kaufte er Ibrahim um hohen Preis der Witwe ab. Der Sclave wurde sein Vertrauter, sein Freund, sein erster Minister, als er sich von den Generalen, die in der Schule seines Vaters erzogen und ihm zu trotzig waren, losmachen wollte. Die Liebe des Sultans zu Ibrahim gieng so weit, dass er ihm seine Schwester zur Gemahlin gab und Geschenke, würdig eines Kaisers, und dass er am Hochzeitstage sein hohes Lob über den Freund und Schwager aussprach. Ibrahim war das geistvolle Echo der Pläne seines Gebieters und seine Erzählung verdient darum Vertrauen.[2])

Franz I. bittet den Sultan. Nicht nur die Mutter in ihrer Verzweiflung, auch Franz I. selber wandte sich aus Madrid an den Sultan um Hilfe.[3]) Sein Unterhändler war Frangipani, der Ende des Jahres 1525 in Constantinopel den Sultan zum Krieg gegen Ungarn trieb, während Franz den Kaiser in Spanien angreifen wollte.

„Du Franz, König von Frankreich," schrieb ihm Suleiman zurück,[4]) „ich habe von allem, was am Fuße meines Thrones niedergelegt wurde, Kenntnis genommen, denn er ist die Zuflucht der Welt. Es ist kein Wunder, dass Herrscher Niederlagen erleiden und in Gefangenschaft gerathen, darum fasse Muth und lass Dich nicht zu Boden werfen! Tag und Nacht steht unser Streitross gesattelt und sind wir mit unserem Schlachtschwert umgürtet!" Kaum war Ägypten beruhigt,

---

[1]) Gevay, Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Österreich, Ungarn und der Pforte im XVI. und XVII. Jahrhundert, III, S. 21.
[2]) Hammer, l. c. II, S. 32—33.
[3]) Charrière, Négoc., I, p. 111—132. — Zinkeisen, l. c. II, S. 643.
[4]) Hammer, l. c. S. 34—42.

wo Ahmed, der aus einem der Räthe Statthalter des Nillandes geworden war, und im Zorn über seine vermeintliche Zurücksetzung und über das Aufsteigen Ibrahims den Versuch gewagt hatte, sich unabhängig zu machen. Ibrahim hatte dann Ägypten geordnet und die jährliche Abgabe auf 80.000 Ducaten festgesetzt.

Persien.

Ein Krieg gegen Persien schien bevorzustehen, wo nach Ismail sein zehnjähriger Sohn Tahmasp gefolgt war.

Wenigstens schrieb Suleiman an diesen:[1]) „Hättest Du ein Gefühl von Ehre, so wärest Du längst über die Schmach Deines Vaters gestorben, aber Du hast fortgelebt, um unter der ewigen Drohung meines Säbels zu zittern! Warum hast Du keine Gesandten an meinen Hof geschickt, wo die ganze Welt zusammenströmt, um seine Unterwürfigkeit anzubieten? Ich ziehe jetzt nach dem Orient und will mein Zelt aufschlagen in Iran, Turan, Samarkand, Chorasan! Mein siegreicher Feldzug gegen Belgrad und Rhodus, die größten Festungen der Erde, haben meinen Kriegszug gegen Dich bisher verzögert. Jetzt aber ziehe ich gegen Dich, sei auf Deiner Hut. Ich kündige Dir nach Heldenbrauch den Krieg vorher an. Hülle Dich wieder in die Mönchskutte von Deinen Vorfahren, werde Derwisch und verbirg in einem Versteck Deine Erniedrigung! Wenn Du im Namen Gottes an meiner Thüre um ein Stück Brot bettelst, will ich es Dir großmüthig geben, im Gegentheile aber Dich treffen, wenn Du Dich auch wie eine Ameise im Staub verkriechst, oder wie ein Vogel Dich in die Lüfte schwingst." — Das ist diplomatischer Stil des Orients aus jener Zeit! —

Das Verderben von Mohacs.

Drohung des Sultans.

Zum Kriege gegen Persien kam es nicht, Suleiman brach 1526 gegen Ungarn auf, nachdem er schon 1524 dem König Ludwig angekündigt, er werde selbst kommen, um sich seiner Hauptstadt Buda (Ofen) zu bemächtigen, ihn mit all den Seinen in den Staub zu treten, und seine Herrschaft dann über Ungarn, Deutschland und ganz Europa auszudehnen.[2]) Die Freiheit, die Bildung, die Religion des Abendlandes war also von neuem vom Islam schwer bedroht. Ludwig antwortete wie ein König: er sei bereit, mit Gottes Hilfe ihm zu widerstehen, er möge nur kommen.

Ludwigs edle Antwort.

An königlichem Sinn, an Todesmuth fehlte es Ludwig II. nicht, wohl aber an Mitteln. Er hatte sich an Ferdinand und dieser sich an den Reichstag zu Nürnberg gewendet, allein die Protestanten schlugen nur ein politisches Capital aus der Türkennoth. Man sprach wohl viel von einer eilenden Hilfe, blieb aber still sitzen. Wider die Türken streiten, hatte ja Luther früher erklärt, sei ebensoviel, als Gott widerstreben, der mit solchen Ruthen unsere Sünden strafe, und so stand der Türke dann auf einmal im Herzen des Reiches, nahm am 15. Juli die Stadt Peterwardein und am 27. Juli die

Die Protestanten.

[1]) Hammer, l. c. III, 45—48.
[2]) Katona, l. c. XIX, p. 416—420.

Peterwardein. Citadelle mit Sturm,[1]) zwang am 1. August Illok zur Übergabe, schlug eine Brücke über die Drau und Feuersäulen zeigten seinen Anmarsch auf die Hauptstadt. Ein blutiges Schwert, durch das Land getragen, bezeichnete die höchste Gefahr des Vaterlandes und forderte alle Waffenfähigen auf, sich um ihren König zu scharen. Und dennoch zog der König von Ungarn, von Böhmen und Markgraf von Mähren und Herzog von Schlesien mit nur 3000 Mann gegen den Sultan aus, der mit 300.000 Tapfern und 300 Geschützen die Welt unter seine Füße zu treten kam. Nur die frühere Geschichte erklärt die Möglichkeit, dass der König, als er zur Vertheidigung des Vaterlandes auszog, bei seinem Volke so wenig Unterstützung fand. Der Zerfall, der innere Zwiespalt, die Selbstsucht traten allenthalben abschreckend hervor.

Herberstein über Ungarn. Herberstein,[2]) oftmals Gesandter Maximilians und Ferdinands am ungarischen Hofe, schreibt: „Nicht ohne Seufzer und tiefsten Schmerz vermag ich daran zu denken, wie dieses vormals so blühende und mächtige Königreich gleichsam vor aller Augen so schnell auf eine so tiefe Stufe herabgestiegen ist. — Denn die durch glückliche Erfolge übermüthiger und unrechtmäßiger gewordenen Ungarn missbrauchten die Nachsicht und Milde ihres Königs zur Zügellosigkeit, Üppigkeit, Trägheit und stolzem Gepränge, welche Laster so anwuchsen, dass auch der König selbst verachtet wurde. Denn nach dem Tode des Ladislaus unter seinem Sohne Ludwig erstarkten noch mehr und mehr diese Übel, und was noch übrig war von kriegerischer Zucht, gieng gänzlich verloren. Auch konnte der König, der noch ein Knabe war, seiner Jugend wegen solchen Übeln nicht steuern, noch auch war er mit solcher Würde, als sich gebürt hätte, erzogen worden. Die Großen des Reiches, und vorzüglich die Prälaten, lebten verschwenderisch, in fast unglaublichem Luxus, wetteiferten mit einer gewissen Eifersucht unter sich mit den Baronen, *Der Adel.* wer den andern in Vergeudung und Pracht überbiete; den unteren Adel erhielten sie durch Wohlthaten und Belohnung, zum Theil auch durch Gewalt und Zwang, in Abhängigkeit von sich, danach strebend, eine zahlreiche Clientel zu haben und durch deren Parteiungen und Geschrei auf den Reichstagen umso stärker zu sein. Es war staunenerregend, mit welchem Pomp, welcher Zurüstung und von wie zahlreichen Haufen schwerer und leichter Reiterei umgeben, wie im Triumphe, sie unter dem Schall der Drommeten zu Ofen einzogen. Kaum fassten Höfe und Straßen das Gedränge der Begleitenden, wenn sie zum Schlosse des Königs oder von da zurückzogen; und wenn zum Mahl gegangen ward, so durchhallten die vom Palast eines jeden ertönenden Hörner nicht anders, als wäre man im Lager, die ganze Stadt. Die Gastmahle währten viele Stunden, bis zum nächtlichen Schlaf und Ruhe, — während im Gegentheile eine gleichsam einsame Öde den König umgab, und die Grenzen des Reiches, von den nöthigen Besatzungen entblößt, ungestraft von Feinden verheert wurden. Die Bisthümer, die Würden und alle vorzüglichen Ämter wurden rücksichtslos und nicht nach dem Ausmaße der Verdienste ertheilt, und je mehr Macht, umsomehr Recht glaubte jeder zu haben. Sonach erkrankte Gerechtigkeit, die Schwächern wurden unterdrückt und alle gute Ordnung wurde aufgehoben. Ja, es war in Ungarn in allen Dingen eine solche Neigung zum Verderben oder vielmehr Verwirrung, dass jeder, der auch nur

[1]) Hammer, l. c. III, S. 54—56.

[2]) Herberstein, Rerum Moscovit. Comment., p. 145.

wenige Erfahrung hatte, einsah, dass dieses Reich, das so großen Übeln unterworfen war, wenn es auch keinen Feind an seinen Grenzen hätte, in kurzem werde zugrunde gehen müssen."

Nur ein eiserner Sinn, nur ein unbarmherziger Mann mit harter Faust hätte in solchen Zuständen das Reich zusammenhalten können. Wie wenig war dieses Ludwig! Er war eine milde Natur, er hatte ein Herz voll Güte. „Seine Majestät liebt alle," sagt der venetianische Berichterstatter, „wünscht niemand Böses, könnte auch niemand beleidigen, verlangt nichts Fremdes und könnte zu niemand nein sagen, ist gütig und sanft!" — An Befähigung, körperlich wie geistig, fehlt es dem jungen König nicht: er war ein schöner Mann von großem Wuchs, kräftig gebaut, zu jeder Anstrengung bereit, in Waffen geübt. „Er hat gute Anlagen," schreibt derselbe Berichterstatter, Francesco Guidoto, „er ist höflich gegen jedermann, immer fröhlich, freigebig, geschickt zu jedem Unterrichte. Er spricht ungarisch, böhmisch, polnisch, lateinisch, deutsch, und versteht etwas italienisch." — Die Ehe, welche der König mit Maria von Österreich 1521 abschloss, war nicht bloß Sache der Politik, sondern auch des Herzens. Er liebte die kleine, aber schöne, achtzehnjährige, lebenslustige, bewegliche und herzhafte Prinzessin mit ihren schwarzen Augen voll Feuer aus ganzer Seele, und sie suchte auf dem von Intriguen durchwühlten Boden des Hofes mit dem Scharfblick und Muth eines liebenden Weibes festen Boden zu gewinnen und das Selbstbewusstsein des Königs zu stärken. Es gab zwei Parteien in der Umgebung des Königs, eine Partei Bathory und eine Partei Zapolya; jene war die Hofpartei, diese suchte offenbar die fremde Dynastie zu stürzen und Zapolya auf den Thron zu bringen.

Ludwig II. — Maria.

Die Zapolya waren unter König Matthias emporgekommen, und stammten aus einem slavischen Dorfe Poschega ab. Stephan Zapolya hat nach dem Tode des Corvinus für Ladislaus entschieden, soll aber seinen kleinen Sohn Johann damals in die Arme geschlossen und gesagt haben: „Wärst du nur schon größer, so solltest du König von Ungarn werden." — Er hatte den König gemacht, er wurde sein eifrigster Tadler. Sein Reichthum war ungeheuer, man warf ihm vor, er habe Gelder, die ihm Matthias anvertraut, unterschlagen. Dem Johannes schien das Wort des Vaters tief ins Herz gedrungen zu sein: schon 1505 — Ladislaus hatte damals noch keinen Sohn, sondern nur die Tochter Anna — setzte er den Beschluss durch, wenn Ladislaus ohne männliche Nachkommen sterbe, solle nur ein Einheimischer zum Könige gewählt werden, und zwar auf dem Felde Rakos, und wer etwas dagegen thue, der sollte für einen ewigen Feind des Reiches gehalten werden.[1]) — 1509 trug sich Zapolya mit dem Gedanken, dereinst die Prinzessin Anna, des Königs Tochter, zu heiraten; 1511 wurde seine schöne Schwester Barbara Gemahlin des Königs Sigismund von Polen. Bald finden wir ihn als Wojwoden von Siebenbürgen; 1514 schlug er den Bauernkrieg nieder und damals sprach schon sein Agent Verböczy offen davon, man solle den kraftlosen Ladislaus absetzen und Zapolya

Zapolya.

[1]) Mailáth, l. c. II, S. 339.

zum König wählen. Zwei Schüsse fielen damals in das Schlafgemach des Königs — und der Verdacht des Mordversuches fiel auf seine Anhänger. Nur, um sich gegen den Ehrgeiz Zapolyas zu schützen, verabredete der König 1515 mit Maximilian I. die Doppelheirat zwischen Ferdinand und Anna, und Ludwig und Maria. Damals wollte Johann Palatin werden, was seine Pläne mächtig unterstützt hätte. Aber gerade seine Macht weckte Eifersucht und Hass, Bathory wurde zum Palatin gewählt. Schwer gereizt, zog sich Zapolya in seine Wojwodschaft zurück, erregte aber im Rathe des Königs fortwährend Streit. 1524 verlangte Verböczy auf dem Rakosfelde, auf dem Landtage zu Hatvan 1525, unter Klagen über die Schwäche des Reiches, Absetzung aller Minister des Königs, Ausweisung des kaiserlichen und venetianischen Gesandten, Entfernung der Deutschen vom Hofe. Die Verhandlung wurde stürmisch, Bathory verlor die Palatinswürde, erhielt sie aber im nächsten Jahre wieder, wobei Verböczy für einen Feind des Reiches erklärt wurde.[1])

Habsburger und Jagellonen.

Böhmen.

Und wie in Ungarn, so war auch in Böhmen Wirrwarr, hier aber besonders religiöser Art. Katholiken und Utraquisten und böhmische Brüder standen einander entgegen, die Zahl der Brüder stieg damals auf 100.000 in etwa 400 Gemeinden vertheilt. Sie wählten Bischöfe und Priester, meist rohe, unverheiratete Leute, sahen in der Bibel die einzige Quelle des Glaubens, hielten die Messe ohne priesterliche Kleidung und brachten das Opfer dar im gesäuerten Brot.[2]) Zu diesen Parteien kam bald eine neue. Die Lehre Luthers verbreitete sich in Böhmen. Thomas Münzer hielt sich einige Zeit in Prag auf und hetzte gegen die Katholiken. Viele Utraquisten traten, an jeder dauernden Aussöhnung mit der Kirche verzweifelnd, zur Lehre Luthers über. 1522 kam Ludwig mit seiner Gemahlin am 28. März nach Prag zur Krönung. Er suchte zu beschwichtigen. Kaum hatte er sich entfernt, so brach der religiöse Zwiespalt mit neuer Heftigkeit aus. Ein Landtag zu Prag beschloss im Jahre 1524 in Sachen der Religion, das Andenken des böhmischen Märtyrers Hus sei heilig, aber seine Schriften seien nur so weit zu empfehlen, als sie mit der heiligen Schrift, d. h. mit der Lehre Luthers, übereinstimmten. Ein Theil der Utraquisten gieng nun vollständig zur Lehre Luthers über. Die religiöse Parteiung theilte nicht bloß das Land und die Städte, sondern auch die Familien, der Vater war gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder, der Freund gegen den Freund.

Brüder.

Thomas Münzer.

Lutheraner.

In Zeiten solcher Auflösung zeigt sich immer, dass die Parteien die Hauptsache für Nebensache halten und umgekehrt die Nebensachen, die Parteifrage, wie eine Hauptfrage behandeln, und dass, wenn die Gefahr für alle kommt, in der Hitze die eigenen Kräfte überschätzt werden und ein falsches Urtheil die Nation ins Verderben zieht. So war es auch in Ungarn.

Man hatte schon längst Nachricht, dass der Sultan gewiss komme, „es erschien aber den Großen als Nebensache“. Der König fand bald, dass auch die

---

[1]) Mailáth, l. c. II. S. 444—446.
[2]) Gindely, Die böhmischen Brüder.

Partei Bathory doch nur für sich arbeite und den letzten Schimmer königlicher Gewalt ihm rauben wolle. „Man spielte mit gegenseitigen Verwahrungen Komödie," sagt ein Ungar, „zu einer Zeit, da sich am Himmel des Landes bereits die Wolken thürmten. Der König, hieß es, solle mit einem Heere dem Feinde entgegenziehen — und er hatte keine guten Stiefel an den Füßen." — Der königliche Hofhalt ward auf Borg bestritten, nur der Papst sandte, was er an Geld im Augenblicke auftreiben konnte, 50.000 Ducaten, und der Erzherzog Ferdinand einige Mannschaft. Man beschloss, ihm Kroatien und Slavonien unter der Bedingung zu überlassen, dass er beide Königreiche gegen die Türken vertheidige. Dieser Beschluss ist ebenso bezeichnend, als der auf dem Rakosfelde 1525 gefasste, der König solle sich seines königlichen Ansehens bedienen. Als die Gefahr in furchtbarster Nähe schon sich zeigte, war in der Casse des reichen Landes nicht so viel Geld, um nur die Boten zu bezahlen, dass sich bei Ofen kein einziges Feldgeschütz befand. So musste denn kommen, was gekommen ist.[1])

Der König allein zeigte wahren Eifer, aber er hatte noch nie in einer Ludwig II.
Schlacht befehligt. Am 22. Juni 1526 nahm er Abschied von seiner Gemahlin. Tolna war als Ort bestimmt, wo die Contingente aus allen Theilen sich sammeln sollten, Bathory mit Siebenbürgern, Böhmen, Mährern, Kroaten. Nach allen Seiten gieng Mahnung zum eiligen Anmarsch. Aber wer sollte befehligen? Frangipani und Nikolaus Salm hatten in der Überzeugung, dass das Land zum Kriege nicht gehörig vorbereitet sei, den Oberbefehl abgelehnt. Tomory verstand den Krieg, war aber aus Liebesgram Mönch geworden und zum Erzbischof von Kolocza emporgestiegen. Auch er weigerte sich, das Commando zu übernehmen, bis ihn der päpstliche Legat doch dazu beredete. Jetzt weigerte sich aber der Adel anders zu kämpfen, als unter dem Befehl des Königs: das sei ihr schönstes Vorrecht, dass sie nur dem König zu gehorchen hätten. Voll Unmuth rief nun Ludwig: „Wohl, ich sehe, dass jeder Entschuldigung und Rettung seines Lebens durch mein Haupt sucht. Ich habe mich in die gegenwärtige Gefahr begeben, um mein Leben für euch und das Heil dieses Reiches jedem Glückswechsel auszusetzen. Damit also niemand seine Feigheit entschuldigen kann, gehe ich morgen mit Gotteshilfe dahin, wohin ihr ohne mich nicht gehen wollt."

So brach man am 14. August gegen Mohacs auf. Das Heer war auf ungefähr 20.000 Mann angewachsen, am 27. August auf 25.000. Man stand schon in der Nähe des Feindes. Zapolya ließ bitten, der König möge sich nicht Zapolya.
in eine Schlacht einlassen, bis er mit seinen 14.000 Mann sich mit ihm vereinigt hätte. Aus Böhmen, aus Mähren, aus Schlesien wurde das Herannahen von Mannschaften gemeldet. Einige riethen dem König, ein festes Lager zu beziehen und die Ankunft dieser Scharen abzuwarten. Aber ein tollkühner Geist war über die Ungarn gekommen, man hieß Vorsicht Feigheit! Man solle nur angreifen, man habe den Sieg in den Händen, das feindliche Heer sei zwar zahlreich, aber nicht mehr die alte türkische Kriegsmacht, die großentheils vor Rhodus erlegen

[1]) Firnhaber, Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte. Wien. Vicenzo Guidotto's Gesandtschaft am Hofe König Ludwigs von Ungarn 1523—1585.

sei. Der König schien die Sache richtig anzusehen. Auf seine Frage, wie stark das Heer sei, lautete die Antwort: 25.000; wie stark der Feind? 300.000 mit 300 Geschützen; aber es seien viele Deutsche und Wälsche im Lager, die den Christen keinen Schaden thun würden. Stürmisch verlangte der Adel die Schlacht. Nur der Bischof Franz Pereny sagte: „Morgen werden 20.000 Ungarn als Märtyrer für Christi Glauben sterben und, wenn der Kanzler am Leben bleibt, so kann er nach Rom reisen und ihre Heiligsprechung betreiben."

Schlacht bei Mohacs. Es war der 29. August 1526, ein ruhiger, schöner Sommermorgen, als die Ungarn, jeder Vorsicht vergessend, sich zur Schlacht aufstellten.[1]) Man hatte vergessen, die wichtige Stellung am nahen Hügel zu besetzen, oder die Flügel durch eine Wagenburg zu decken. Umso vorsichtiger war der Sultan. Langsam rückte er heran, jeden Vortheil sicher ergreifend. Ludwig ritt mit dem Palatin durch die Reihen, sie an den Heldenmuth ihrer Vorfahren erinnernd und an die Siege, die sie schon oft über denselben Feind, der ihnen jetzt gegenüberstehe, errungen. Suleiman[2]) nahm Stellung auf einer Anhöhe, wo er mit seinem Blick beide Armeen beherrschte; der Schlachtplan ward noch einmal durchgesprochen: der erste Angriff der Ungarn galt immer als der furchtbarste; es ward deshalb befohlen, die vorderste Linie sollte sich vor ihnen öffnen, die Ungarn bis zur zweiten Schlachtreihe durchlassen, damit sie dann sogleich vorne und von den Seiten gefasst werden könnten. Der Sultan hob jetzt die Hände zum Himmel empor und rief: „O mein Gott, die Kraft und der Sieg sind in deiner Hand; komme dem Volke deines Propheten zu Hilfe!" — Und alle Reiter sprangen vom Pferde, warfen sich in den Staub und erhoben die Arme zum Gebet, sprangen dann in den Sattel und schwangen den Säbel vor dem Sultan. In diesem Augenblicke setzte König Ludwig den Helm auf, Leichenblässe bedeckte sein Angesicht, das Vorgefühl des Todes beschlich ihn. Die Drommeten gaben das Zeichen zur Schlacht. Die Ungarn stürzten sich mit Sturmesungestüm auf die erste türkische Schlachtreihe, die sich sogleich löste. Schon rief Andreas Bathory: „Der Feind weicht, der Sieg ist gewonnen." Die zweite Heeressäule der Ungarn setzte sich jetzt in Bewegung, mit ihr der König. Aber auf einmal sendeten die 300 türkischen Geschütze Tod und Verderben in die ungarischen Reihen, schlossen sich die Arme der türkischen Armee, erdrückend wie Eisenwände, um das Häuflein der Ungarn; plötzlich wankte der rechte Flügel, dann der linke und das Centrum. In anderthalb Stunden war die Schlacht entschieden. 32 Magyaren hatten sich gelobt, den Sultan zu erreichen und zu tödten: sie kamen in seine Nähe, ihre Lanzen berührten seinen Panzer, sie wurden jedoch von Janitscharen zu seinen Füßen niedergemetzelt. Auf einmal war das ungarische Heer vernichtet oder in Flucht aufgelöst. 20.000 Streiter, die Blüte der Nation, bedeckten das Schlachtfeld:

Verderben von Mohacs.

[1]) Katona, l. c. XIX. p. 639—644.

[2]) Sein Tagebuch über diesen Feldzug — bei Hammer, l. c. III, S. 639—644.

darunter 7 Bischöfe, 28 Landesbarone, 300 Mitglieder des höheren Adels. Den verwundeten König hatten seine beiden Kämmerer aus der Schlacht gerissen, da sie alles verloren sahen. Er wollte auf der Flucht eben das steile Ufer des Baches Cselye hinanreiten, als sein Pferd umschlug: er fand nicht einmal den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde, er erstickte im Schlamm! Tod Ludwigs II. Das ist das Verderben von Mohacs — ein Schlag, wie er das Schicksal von Nationen auf Jahrhunderte hin entscheidet.

Zwei Tage hindurch wälzte die Donau die Leichen derjenigen, welche sich vor dem Schwerte der Türken in ihren Wogen hatten retten wollen. Als Leichenfackel für die ungarischen Helden loderte Mohacs in Flammen empor; sieben Tage hindurch hatten die Renner Freiheit, zu rauben. Am zweiten Tage empfieng auf goldenem Throne der Sultan den Handkuss seiner Führer und theilte die Belohnungen aus. An der Stelle, wo er durch die 32 Ungarn in Lebensgefahr gekommen, ließ er einen Brunnen graben. Die meisten Gefangenen wurden zusammengehauen. — Vom Schlachtfelde rückte Suleiman nach Ofen vor, er wollte die Stadt erhalten, dennoch gieng sie großentheils in Flammen auf. Aus dem Schlosse nahm er die Bibliothek des Matthias Corvinus und die antiken Bronzestatuen des Herkules und der Diana, des Apollo, die er im Hippodrom aufstellen ließ. Die Türken verheerten das Land bis zum Plattensee. In Fünfkirchen wurden die Einwohner niedergemetzelt, bei Maros 25.000 Menschen zusammengesäbelt. Gleich erbarmungslos verfuhren die Türken auf dem Rückwege, den Suleiman am 24. September 1526 antrat. —

Österreich der Schild Deutschlands. — Theilung Habsburgs in eine spanische und deutsche Linie.

Ungarn lag also todesmatt zu den Füßen des Sultans, der Islam schien unaufhaltsam nach Westen vorzudringen zur selben Zeit, als auch die Gefahr der Spaltung für die alte Kirche auf den höchsten Grad gestiegen war. Da schufen die Brüder Karl und Ferdinand von Habsburg einen Staat, der Habsburg. stark genug war, als Bollwerk des Westens gegen die kriegerische Kraft des Ostens zu dienen, und ordneten zugleich auf der Grundlage der Freundschaft und Selbständigkeit das Verhältnis der weltlichen zur kirchlichen Ordnung im Sinne einer würdigen Friedenspolitik. Insbesondere ist es der beharrliche, erleuchtete und bescheidene Eifer Ferdinands I., welcher der neuen Staatsbildung dauernde Grundlagen verlieh.

Ferdinand ist geboren am 10. März 1503 zu Alcala de Henares, die Ferdinand. Taufe spendete ihm Ximenes, erzogen ward er am Hofe seines Großvaters, des Königs Ferdinand von Aragonien; sein Lehrer war Osorio, der Bischof von Asturien. Er wurde der Liebling des alten Königs, der warnend an den jungen Karl in die Niederlande schrieb, er möge doch nach Spanien kommen, um die Sitten und Denkweise des Landes kennen zu lernen und die Zuneigung der Nation zu gewinnen und so sich die Erbfolge zu sichern, „denn sonst werde

nach seinem Tode niemand verhindern können, dass die Großen nicht den zweitgebornen Erzherzog Ferdinand vorzögen, weil dieser im Reiche auferzogen werde und ein Prinz von trefflicher Anlage und Gemüthsart sei". Die letzten Sorgen des Großvaters galten Ferdinand, dass dieser doch ein Einkommen besitze, das seiner würdig sei.[1]) Es war im Staatsvertrage bestimmt, dass gleich nach der Ankunft Karls in Spanien der Erzherzog Ferdinand nach der Niederlande gebracht werde.[2]) Karls Räthe hatten ihn argwöhnisch gemacht gegen den Bruder, wie gegen Ximenes. Dieser erhielt den Befehl, sich in sein Bisthum zu verfügen, jener, seine Umgebung zu verabschieden. Die außerordentliche Zuneigung der Spanier zu Ferdinand machte Karl Sorge. Die Bescheidenheit jedoch, womit Ferdinand sich den Befehlen seines Bruders unterwarf, die Willigkeit, mit der er auf Karls Wunsch das Land verließ, in dem er aufgewachsen und erzogen war, um es nie wieder zu sehen, tilgte jeden Verdacht im Busen Karls, als ob ihm der Bruder Spanien entwinden wolle. In Aranda del Duero haben sich die beiden Brüder zum erstenmale gesehen, bald darauf fuhr Ferdinand nach Flandern ab. Bisher war er ganz Spanier gewesen, jetzt sollte er ganz Deutscher werden, während Karl, bisher ganz Niederländer, jetzt ganz Spanier wurde. Schon Maximilian hatte seinem Enkel Ferdinand die Nachfolge in den österreichischen Erblanden zugedacht, Karl jedoch wollte ihm anfangs nur die Niederlande übertragen. In Brügge trafen sich dann die Brüder wieder, als Karl zur Krönung nach Aachen reiste. In Worms erklärte hierauf der Kaiser den Ständen, dass er seinen Bruder zum Statthalter erwählt habe, Pfalzgraf Friedrich solle ihm aber zur Seite stehen, da Ferdinand noch ein junger Herr von achtzehn Jahren und weder der deutschen Sprache, noch der Reichsgesetze genugsam kundig sei. In einer aus Brüssel datierten Urkunde hat der Kaiser seinem Bruder die Gewalt gegeben, Ritter und Doctoren zu machen und unehelich Geborene zu legitimieren.

Charakter. *Karl und Ferdinand.*

Karl vereinigte so viele Kronen auf seinem Haupte, dass bei einer billigen Gesinnung gegen den Bruder die Theilung der unverhältnismäßig großen Erbschaft in zwei Linien, eine spanische und eine deutsche, nahe lag. Schon Kaiser Maximilian hatte sich mit dem Plane getragen, Österreich und Steiermark mit Kärnten und Krain zu einem Königreich für Ferdinand und dessen Nachkommen zu erheben; in Sorge für seinen zweiten Enkel hatte er dann die folgenreichen Erbschafts- und Heiratsverträge mit dem König von Ungarn und Böhmen 1491 und 1506 abgeschlossen. Karl wollte Ferdinand zuerst die fünf Herzogthümer der unteren österreichischen Länder übergeben, um sie zu einem Königreich zu erheben. Das ward unter den Brüdern während des Reichstages zu Worms 1521 abgemacht. Im Mai des gleichen Jahres vermählte sich dann der Erzherzog zu Linz mit Anna von Ungarn und Böhmen. Die eigentliche Theilung zwischen den Brüdern erfolgte erst am 27. Februar 1522 zu Brüssel. Karl erklärte: „Alle Reiche und Gebiete, die von der Mutter und dem Großvater herrühren, gehörten untheilbar dem

Österreich. *Theilung zu Brüssel.*

[1]) Vergl. oben S. 605.
[2]) Über die Jugendepoche Ferdinands I. vergl. Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. Wien 1831. I. Bd. S. 3—83.

Erstgebornen" — und Ferdinand erklärte: „dass er alle seine Rechte und Ansprüche seinem älteren Bruder anheim gebe", und darauf entschied der Kaiser: „dass er begehre, einer solchen aufrichtigen und brüderlichen Liebe und Lauterkeit des Sinnes und solchem freien und herzlichen Vertrauen zu entsprechen, und ein Zeichen seiner Liebe zu seinem einzigen Bruder, den er als sein zweites Selbst halte und daher nicht anders als sich selbst liebe, zu geben, und daher seinen Willen dahin erkläre, dass Ferdinand für all seine Ansprüche haben sollte: zuerst die fünf Herzogthümer mit Görz und Pusterthal, Ortemburg und Cilly, Triest und allem, was Kaiser Maximilian in Friaul besessen; dann die Grafschaft Tirol mit Zubehör, Burgau, Kirchberg, Feldkirch, Bregenz und allem, was Maximilian in Schwaben besessen." Alles das trat Karl gänzlich ab und behielt sich nur den erzherzoglichen Titel und die kaiserliche Hoheit vor, das Elsass dagegen trat er ihm nur lebenslänglich ab. Ferner solle Ferdinand das Herzogthum Wirtemberg so besitzen, wie er es vom schwäbischen Bunde erworben habe. Der Vertrag sollte vor der Hand noch sechs Jahre geheim bleiben und Ferdinand bis dahin nur als Statthalter seines Bruders regieren. 15. Februar 1525 erfolgte die Veröffentlichung des Übergabsbriefes, da die Hauptursache der Geheimhaltung weggefallen sei; 1540 am 7. Mai erklärte der Kaiser durch eine Urkunde zu Gent, dass auch das Elsass wie das übrige von Ferdinand auf seine Nachkommen vererbt werden solle.[1])

Zwei edle Brüder.

Wie Karl seinem Bruder die römische Königskrone zuwandte, haben wir oben gesehen. Beide Brüder unterstützten einander innig in ihren großen Plänen, getreu der Hausordnung Albrechts des Weisen: „Es soll der Älteste, wie der Jüngste miteinander lieblich, tugendlich und brüderlich in allen Sachen leben, und alle Unminne, Zweiung, Hass und Unfreundschaft vermeiden." — Karl wollte dem Kaisergedanken neue Kraft geben, Ferdinand sein Reich schützen, beide die Kirche auf den wahren Grundlagen reformieren und dadurch ihre Einheit erhalten. Zunächst fragte es sich, ob Ferdinand sein Reich zu erhalten und gegen Suleiman zu behaupten vermöge. —

Wert der Einigkeit.

Ferdinand wird König von Böhmen.

Zunächst wendete sich Ferdinand zur Erwerbung Böhmens. Er hatte Ansprüche daran kraft alter Verträge und als Gemahl der Schwester König Ludwigs, dennoch ließ er es auf eine Wahl ankommen.

Böhmen.

In Böhmen waren Erb- und Wahlrecht eigenthümlich gemischt. Kaiser Friedrich II. hatte 1212 Ottokar und seinen Nachfolgern für immer die königliche Herrschaft gewährt, „wollend, dass, wer immer von ihnen als König erwählt sein wird, zu uns und unsern Nachfolgern komme, um die Regalien in gebürender Weise zu empfangen; — wir gewähren auch ihm und

Erb- und Wahlrecht.

[1]) Alles nöthige Material über die Erbtheilung bei Bucholtz, l. c. I, S. 143—191.

seinen Erben das Recht, die Bischöfe ihres Reiches zu investieren.“ Nach dem Falle Ottokars II. hatte der Sieger Rudolf mit dem Lande einen Vertrag dahin abgeschlossen, dass nach Abgang des Ottokarischen Stammes das Haus Habsburg in die Krone Böhmen succedieren sollte. König Albrecht I. sprach nach Wenzels Tod Böhmen an, weil der Mannsstamm ausgestorben sei. Hingegen beriefen die Stände nach seinem Tode Johann von Luxemburg, um mit der Hand der jüngeren Schwester König Wenzels den böhmischen Thron zu erhalten. In einem neuen Erbvertrag bestimmte Karl IV., dass nach Abgang der männlichen und weiblichen Sprossen der Luxemburger Habsburg erben sollte. Podiebrad gelangte ohne jedes Erbrecht, bloß durch Wahl, zur Krone, wirkte aber später doch für Wladislaw, den Sohn Kasimirs, den Neffen des Ladislaus Posthumus. So kamen also die Přzemysliden in weiblicher Linie wieder auf den Thron und bestimmte Wladislaus, dass, im Falle sein Sohn Ludwig ohne Erben mit Tod abgehe, dessen Schwester Anna die rechte Erbin des Königreiches Böhmen verbleibe. Ferdinand machte alsbald seine Ansprüche kraft alter Verträge und die Erbansprüche seiner Gemahlin durch eine Gesandtschaft geltend. Am 8. October 1526 wurden die Stände in Prag eröffnet und

Kronbewerber.

Ferdinand trat als Kronbewerber auf. Aber auch die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern bewarben sich um die Krone, wobei sie versprachen, alle Schulden des Landes in drei Monaten zu bezahlen, Böhmen bei seinen Freiheiten zu wahren, zu erweitern und ihren Hofstaat darin zu halten. Die Stände anerkannten keine Anwartschaft der Anna, da Ludwig ohne männliche und weibliche Erben gestorben sei, und Anwartschaften nicht zurück, sondern nur vor sich

Wahl 1526.

giengen. So wurde denn gewählt. Aus den drei Ständen wurden je acht Personen zur Vorwahl ernannt, welche aber, um das Ärgernis einer zwiespältigen Wahl zu vermeiden, das Zugeständnis forderten und erhielten, dass diejenige Person, über welche sie einig geworden, als König sogleich verkündet werden möge. Die tüchtige und wohlbeleumundete Persönlichkeit Ferdinands, seine Macht, sein brüderliches Verhältnis zum Kaiser, seine Verbindung mit Anna, die Verhältnisse Ungarns und der Umstand, dass die bayrischen Herzoge als entschlossene Gegner

Ferdinand.

des Lutherthums galten, entschieden für Ferdinand. Am 1. December trafen die böhmischen Abgeordneten in Wien ein. Ihr Antrag wurde freudig angenommen: alle Bedingungen wurden jedoch nicht gewährt; dagegen erließ Ferdinand am

Majestätsbriefe.

13. December 1526 drei Majestätsbriefe: in dem ersten gestand er zu, dass das Königreich Böhmen aus eigenem freiem Willen und nicht aus Verpflichtung ihn zum König gewählt habe. Im zweiten versprach er, Mähren und alle zur Krone Böhmens gehörigen Lande gegen die Ansprüche Zapolyas zu schützen. Im dritten bestätigte er die Compactaten und versprach, mit dem Papst zu verhandeln, dass sie von neuem bestätigt würden, versprach, einen Erzbischof in Prag zu setzen, welcher Geistliche und Weltliche in den Compactaten schütze, versprach, die Freiheiten der Stände und Städte zu wahren, nur Eingebornen Landesämter zu geben, kein zur Krone Böhmens gehöriges Land zu entfremden und die böhmische Münze nicht ohne den Willen des Landes zu verringern.[1]) Die Mährer dagegen anerkannten Anna kurzweg als erbberechtigt und nahmen sie daher als Königin und ihren Gemahl als Herrn an.

---

[1]) Bucholtz, l. c. II, S. 393—452. — Gluth, Die Wahl Ferdinands zum König von Böhmen 1526 — in den „Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“, XV, S. 198—230, 271—302. — Rezek, Geschichte der Regierung Ferdinands I. in Böhmen. I. Ferdinands Wahl und Regierungsantritt. Prag 1878.

So kamen die Habsburger in den Besitz von Böhmen und mit Böhmen in den der Markgrafschaft Mähren, der schlesischen Herzogthümer, der Markgrafschaft Bauzen und Sorau, der oberen und unteren Lausitz, Gebiete, die zusammen so groß waren, als das Königreich Böhmen selber. Sie alle hatten ihre besonderen Stände und Freiheiten, die von Ferdinand insgesammt bestätiget wurden.

Im Januar 1527 brach Ferdinand nach Böhmen auf, am 24. Februar Krönung.
wurde er in der Veitskirche durch den Bischof von Olmütz gekrönt, tags darauf die Königin. Von da empfieng er die Huldigung in Brünn und in Breslau. Die Wahl in Böhmen gab Ferdinand die Kraft, seine Wahl in Ungarn durchzusetzen. Im Juni 1527 trat er seinen Zug nach Ungarn an, um auch in diesem Lande seine Ansprüche kraft Vertrags und kraft Erbrechts geltend zu machen. —

Ferdinand wird König von Ungarn.

Es war ein Zug bedeutsam für ganz Mitteleuropa. Es fragte sich, ob eine große Vertheidigungsmacht gegen die Türken sich bilde, „durch bleibende Union von verschiedenen Nationen, die in ihrem Innern durch feste Erbfolge geordnet, sonst in eigenthümlicher Verfassung, Sprache und Fortbildung bestanden; — ob eine große Defensivmacht sich bilden könnte, deren Bestimmung es war, die alte Einheit der Christenheit gegen die immer furchtbarer sich erhebende Zwietracht zu vertheidigen, die National-Interessen, die National-Institutionen der Völker von Mitteleuropa gegen Unterdrückung wie gegen Umwälzung zu schützen, dem schwächeren Rechte ein Schild, dem Heiligthume des Glaubens eine Stütze gegen äußere Anfeindung zu sein, — stark genug, als Vorkämpferin die Christenheit gegen den Islam zu vertheidigen!“

Kaum waren die Türken aus Ungarn abgezogen, so regten sich wieder die alten Parteien. — Königin Maria berief die Stände auf den 25. November nach Komorn; der Königswahl war in dem Ausschreiben nicht gedacht. Jetzt regte
sich aber auch Zapolya, auf dem mehr als gegründeter Verdacht ruht, daß Zapolya
er schon vor der Niederlage von Mohacs mit den Türken in Verbindung gestanden, und daß er absichtlich zu spät zur Schlacht gekommen sei. Der Plan, durch Vermählung mit Maria den Thron zu erlangen, schlug fehl. Jetzt hoffte er kraft der Landtagsbeschlüsse von 1525 sein Ziel zu erreichen. Auf einer Versammlung seiner Parteigenossen zu Tokai ward er durch die Beredsamkeit des Verböczy, dann dadurch, daß er den Unschlüssigen, dem einen dieses, dem andern jenes Amt in Aussicht stellte, als König begrüßt. Er besetzte Ofen, er schrieb einen Reichstag nach Stuhlweißenburg auf den 7. November aus
und ward hier am 10. November 1527 zum König gekrönt. Den Gesandten König.
Ferdinands, welche die Ansprüche ihres Herrn vorbringen wollten, wurde Gehör verweigert.

Aber auch Ferdinands Anhänger rührten sich. Am 25. November kamen sie in Pressburg zusammen.[1]) Ferdinand hatte gerechten Anspruch durch Verträge und durch das Anrecht seiner Gemahlin: durch den Vertrag von Ödenburg zwischen Friedrich III. und Matthias Corvinus ward bestimmt, dass, wenn der König von Ungarn keinen gesetzlich erzeugten Sohn oder Enkel hinterlasse, der Kaiser oder sein Sohn an dessen Stelle treten sollte. Im Vertrag von Pressburg 1501 ward von neuem bestimmt, dass, wenn Ladislaus' Geschlecht aussterbe, an Maximilian und sein Geschlecht das Recht zum Thron übergehe. 1505 hatten die ungarischen Großen, darunter auch Johann Zapolya, diesem Vertrag ihre Zustimmung gegeben. Ferdinand war vermählt mit der Tochter und Erbin des Ladislaus. Dazu kam bei jedem guten Patrioten die Rücksicht auf die Würde seiner Person, auf seine Macht, die allein imstande war, Ungarn vor den Türken zu schützen. Wäre Zapolya ein guter Ungar gewesen, er hätte seinen Ehrgeiz in Schranken gehalten, denn er konnte gegen Ferdinand nur König sein von des Sultans Gnaden und nur eine Theilung des Reiches oder steten inneren Krieg herbeiführen.

Ferdinand König.

Die Kroaten.

Die Kroaten sprachen sich am 1. Januar 1527 für Ferdinand aus, die Slavonier aber am 6. Januar zu Dombro für Zapolya, oder, wie er sich nannte, für König Johann. Zapolya versammelte seine Getreuen am 17. März in Ofen und ließ sie hier an Ferdinand erklären, dass sie weder ihm noch irgend einem Fremden den Thron des Landes zuerkennen würden. Die Vermittlung, welche König Sigismund von Polen unternahm, war erfolglos, da kein Theil dem Throne entsagen wollte.

Krieg in Ungarn.

Die Waffen mussten also entscheiden. Ferdinand betrat, nachdem er Johann feierlich den Krieg erklärt hatte, am 1. August 1527 den Boden Ungarns mit einem deutschen Heer,[2]) wie er sagte, nur um die Ruhe herzustellen und das Reich gegen die Unbilden innerer Feinde zu schirmen. Raab unterwarf sich freiwillig, Komorn und Gran nach starker Beschießung. Ohne Widerstand zog Ferdinand in Ofen ein. Am 3. November fand die Krönung in Stuhlweißenburg statt. Auf die Frage des Palatin: „Wollt ihr den König Ferdinand?" antworteten alle Anwesenden freudig: „Wir wollen ihn und niemand sonst, wir werden ihm gehorchen und niemanden sonst." — Ferdinand ist der letzte König, der in Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Auch Slavonien huldigte. Nikolaus Salm schlug Zapolya bei Tokai. Zapolya und Verböczy wurden für Vaterlandsverräther erklärt.

Slavonien.

Vom Glück und vielen seiner Anhänger verlassen, dagegen von Frankreich gegen Ferdinand aufgestachelt, sandte Zapolya den Hieronymus Laszky, einen Polen, der kurz vorher in Paris gewesen war, an den Sultan um Hilfe. Laszky war vom 22. December 1527 bis zum 29. Februar 1528 in Constantinopel,[3]) ein

---

[1]) Bucholtz, l. c. IV, S. 55—90. — Fessler-Klein, l. c. III, S. 399 ff. — Smolka, Ferdinands I Bemühungen um die Krone von Ungarn. Wien 1878. „Archiv für österreichische Geschichte", LVII, S. 1—172.

[2]) Seinen General Katzianer sandte er in die oberen Comitate.

[3]) Sein Tagbuch: „Actio Hieronymi Laszky apud Turcam nomine regis Joannis" — bei Katona, l. c. XX, p. 260—332.

schlauer, gewandter, kecker Unterhändler, und hat dadurch, dass er den Aloisius Gritti,[1]) einen unehelichen Sohn des ehemaligen Dogen von Venedig, Andrea Gritti, durch das Versprechen des Einkommens des reichsten Bisthumes in Ungarn für seine Sache gewann, durch diesen den Ibrahim und durch diesen den Sultan seinem Herrn geneigt gemacht. Laszky hat ein Tagebuch über seinen Aufenthalt und seine Unterredungen mit Ibrahim verfasst, das für die Zeichnung der Pläne der Pforte, ihrer Verbindung mit Frankreich wichtige Mittheilungen gibt. 30.000 Kronen sandte Franz I. über Venedig durch Gritti monatlich nach Constantinopel, um durch Bestechung Zapolya auf die Beine zu helfen und den Sultan zu einem neuem Krieg gegen die Habsburger zu treiben. Auch Venedig zeigte sich bei diesen Unterhandlungen als heimtückischen Feind Ferdinands. Der erste Vorwurf, den Ibrahim dem Laszky machte, war, dass Zapolya sich zum Herrn von Ungarn habe krönen lassen, ohne vorher vom Sultan das Reich erbeten zu haben, da doch der Sultan das Schloss in Ofen nicht zerstört habe, zum Beweis, dass er bald dahin zurückkommen werde; — dass er gewagt habe, nach Ofen zu kommen, welches der Huf der Rosse des Sultans betreten. „Unser Gesetz ist, dass der Ort, wo einmal das Haupt unseres Herrn geruht hat, ihm für immer gehöre." — Ibrahim sagte offen: „Um die Wahrheit zu sagen, wenn Ferdinand kein anderes Recht hätte, als dass er die Schwester des Königs Ludwig zur Gemahlin hat, so gibt schon das vor Gott seinem Recht die größere Giltigkeit. Aber wir haben König Ludwig getödtet, wir haben im Sitze seines Reiches gegessen und getrunken: jenes Reich gehört uns. — Thöricht reden jene, welche sagen, dass die Könige durch die Krone Könige seien, denn das Gold und die Edelsteine herrschen nicht, sondern das Schwert, womit Gehorsam erwirkt wird, und was einmal das Schwert erworben hat, das muss das Schwert bewahren, das kann nur durch andere Gewalt oder Verträge wieder verloren gehen."

Zapolya ruft die Türken. — Laszky. — Ibrahim.

Lange ward um Tribut unterhandelt. Am 27. Januar erhielt Laszky feierliche Audienz beim Sultan und erklärte, sein Herr wünsche sich mit Suleiman zu verbinden, so dass er verpflichtet wäre, ihm gegen alle Feinde beizustehen, und so dass der Sultan das Reich Ungarn als das seinige halten und ansehen möge. Und der Sultan antwortete: „Ich nehme mit Vergnügen diese Zuneigung deines Königs an, dessen Reich bis jetzt mein war und nicht sein, als nach dem Rechte des Krieges und mit dem Schwert erworben. Da ich aber solche seine Zuneigung vernehme, so trete ich ihm nicht bloß dieses Reich ab, sondern ich will ihm auch auf solche Weise gegen jenen österreichischen Ferdinand Beistand leisten, dass er von nun an sicher auf beiden Seiten ruhen kann." — Und in der Schlussaudienz am 3. Februar 1528 sagte Suleiman: „Dein Herr möge uns also jederzeit sichere Kunde geben von allen Händeln der Christen, groß und klein, und so wird die Freundschaft fest unter uns wurzeln. Ich aber werde Freund und Bundesgenosse deines Herrn sein, ganz und ungetheilt, gegen alle seine Feinde, und verspreche bei dem Propheten und bei meinem Schwert, in Person und mit allen meinen Kräften ihm beizustehen" — und Laszky schwor bei Christus: „Sein König werde der Freund der Freunde des Sultans und der Feind seiner Feinde sein und ihm immer Neuigkeiten mittheilen, keine gewöhnlichen, wie die Kaufleute sie zu wissen pflegen, sondern die allergeheimsten." — Mit andern Worten:

Zapolyas Verrath an Ungarn.

[1]) Alberi, Relationi degli ambasciatori Veneti al Senato. Firenze 1839 bis 1846. VIII tomi, S. III, v. I, p. 39. — Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa, II, S. 660 ff.

Zapolya wurde der Vasall des Sultans und versprach Spionendienste für ihn gegen die christlichen Völker des Abendlandes.

Hoberdanacz Auch Ferdinand sandte 1528 eine Botschaft nach Constantinopel in der Person des Ungarn Hoberdanacz und des Steiermärkers Weichselberger: sie sollten Frieden und gute Nachbarschaft anbieten, zugleich aber die Zurückgabe aller dem Königreiche Ungarn entrissenen Städte und Festungen verlangen.[1] Als die Gesandten diese Städte aufzählten, meinte Ibrahim, es wundere ihn, dass Ferdinand nicht auch Constantinopel begehre.

und Ibrahim. Einmal fragte Ibrahim die Gesandten nach Ferdinands Eigenschaften. „Er ist weise," erwiderten sie, „denn er überhebt sich nicht seiner Siege und seiner Länder, sondern er ist demüthig und gottesfürchtig." — „Welche Weisheit findest du noch in ihm?" fragte Ibrahim. — „Die, dass unser König alle Geschäfte nach weisem Rath unternimmt und nichts anfängt, dessen Ende er nicht voraus erwogen." — „Und welche Tapferkeit und Kühnheit findest du in ihm?" — „Diese, dass, wenn er den Feind angreift, er es mit Tapferkeit und Kühnheit thut, auch wo er ihm an Kräften nicht gleich ist." — Auf die Frage, ob Ferdinand reich sei, antwortete Hoberdanacz: er habe so viele Könige und Kaiser zu Ahnen, dass er reich sein müsste, auch wenn ihm jeder nur 1000 Gulden hinterlassen hätte. — Auf Ibrahims Bemerkung: „Euer Herr vertraut auf die große Zahl, aber wenn unter viele Schafe ein Wolf fährt, zerstreut und verdirbt er sie", — erwiderte Ferdinands Gesandter: „Der wachsame Anführer kriegserfahrener Völker könne den Wolf so auf den Kopf schlagen, dass er mit dem Schweif hinweggezogen werden könne." — „Euer König Ferdinand ist ja nie ruhig, er zieht von einem Ort zum andern: wo er frühstückt, hält er nicht Mahlzeit, wo er zu Mittag isst, schläft er nicht." — „Unser König ist jung und darf nicht ruhen, denn er will die Vermehrung seines Ruhmes, das Wohl der Unterthanen und die Erweiterung seines Gebietes." — „Warum halten denn Ferdinand und sein Bruder nie Eintracht mit Frankreich, und warum haben sie den Papst, diesen armen Priester, zum Gefangenen gemacht, von dem doch der christliche Glaube ausgeht?" — „Der König Franz hat beiden Prinzen, da sie noch minderjährig waren, ihr Erbe rauben wollen." — Ibrahim fragte: „Was wollen denn der Kaiser und Euer Herr noch weiter? Wollen sie die ganze Welt beherrschen, oder für Götter gehalten werden?" — Die Gesandten antworteten: „Keineswegs, sondern sie haben demüthige Gesinnung; was ihnen mit Recht gehört, trachten sie zu haben, nicht fremdes Eigenthum." Ibrahim bot an: „Wenn Euer König Ofen und Ungarn aufgibt, dann wollen wir mit ihm wegen Deutschlands verhandeln." Die Unterhandlungen zerschlugen sich also. Bei der Abschieds-

Drohung Suleimans II. audienz sagte der Sultan: „Euer Herr hat seither unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht erfahren, er soll sie aber fortan erfahren, und das könnt ihr offen Eurem Herrn sagen, dass ich persönlich zu ihm kommen werde mit aller Gewalt, Macht, und in eigener Person seiner Person die Festungen zurückstellen werde, die er von mir begehrt hat. — Erinnert ihn also, dass er alles zubereite und ausrüste, um uns empfangen zu können."

---

[1] Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Österreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert — aus den Wiener Bibliotheken und Archiven, herausgegeben von Anton von Gévay. Wien 1838—1842. S. 1—28. — Zinkeisen, l. c. II, S. 666—667.

Das war Kriegserklärung und Hohn zugleich. Die Gesandten antworteten aber entschlossen: die persönliche Ankunft des Sultans würde ihrem Herrn die größte Freude bereiten und er werde ihn würdig empfangen, ob er als Freund oder Feind komme. Auf Vorgeben der Venetianer, dass die Gesandten nur Spione seien, und dass Ferdinand nichts thun werde, bis die Gesandten zurückgekehrt seien, und auf das Anerbieten, sie wollten ihre Verköstigung in Constantinopel übernehmen, mussten die Gesandten bis März in Constantinopel bleiben. Mit andern Worten: das ganze anti-habsburgische Europa[1]) stachelte den Sultan zu neuen Feindseligkeiten an. — Venedig.

Suleiman II. belagert Wien 1529.

Die Verhandlungen um Frieden waren gescheitert, also musste das Schwert wieder entscheiden. Eine Reihe Gefechte fanden zwischen den Truppen Ferdinands und Zapolyas statt. Bei Kaschau aufs Haupt geschlagen, floh Zapolya nach Polen, in die Stadt Tarnow, wo er viele Freunde fand. Von da sandte er feierliche Kriegserklärung an Ferdinand, ferner Botschaft an die deutschen Fürsten, sie sollten ja diesen nicht unterstützen. Ein Vermittlungsversuch des Königs Sigismund von Polen scheiterte auch diesmal. Doch gab der günstige Verlauf der Dinge in Italien den Anhängern des Hauses Habsburg neuen Muth. Aber auch Zapolya verstärkte sich. Am 25. September 1528 errangen die Seinen bei Kaschau einen kleinen Sieg, darauf kam er selber wieder nach Ungarn bis Lippa. Katzianer wurde gegen ihn geschickt mit 6000 Mann. Zapolya gegen Ferdinand.

Ferdinand rüstete sich indes gegen den heranziehenden Hauptsturm mit Eifer und Umsicht. Er mahnte in Prag, in Wien, in Graz, in Klagenfurt, in Innsbruck die Stände an die drohende Gefahr. Er sandte an Heinrich VIII. von England den gewandten Redner Faber und forderte ihn als Beschützer des katholischen Glaubens auf, das Seine zu thun, um die Freiheit und Religion des Abendlandes zu retten. Er schilderte in kraftvoller Rede im Frühjahr 1529 vor dem Reichstage zu Speier den Umfang der Entwürfe des Großtürken und mahnte an den alten Waffenruhm der deutschen Nation: bis Köln wolle Mohammed seine Herrschaft ausdehnen, in den Fluten des Rheins seine Rosse tränken; schimpflich wäre es für die Deutschen, wenn jener so zahlreiche Heere stelle, durch weite und schwierige und verlassene Länder schneller führe bis an die Grenzen Deutschlands, als die deutschen Fürsten ein Heer donauabwärts brächten. Aus Linz erließ dann Ferdinand einen Aufruf an die gesammte Christenheit, ihm beizustehen gegen den Tyrannen, der das Weltall unterwerfen wolle. Ferdinand gegen Suleiman II. Rede in Speier.

[1]) Franz I. hatte mit Zapolya einen Vertrag abgeschlossen zu Schutz und Hilfe: wenn Zapolya ohne männliche Nachfolger sterbe, solle Franzens Sohn Heinrich sein Nachfolger sein. Briefe und Vertrag beisammen in Charrière, Négociations, I, p 155 bis 176. Paris 1848.

„Es brennt das Dach eures nächsten Nachbars, in Gefahr steht euer eigenes Heil, euer ganzes Besitzthum wird bedroht. Alle sollen helfen zur Vertheidigung wider einen Feind, der so viele tausend Christen in die Gefangenschaft abführt, die Schamhaftigkeit entehrt, die Kinder den Brüsten der Mütter entreißt und schlachtet, kraftlose und in Waffen graugewordene Greise erwürgt, die übrigen zur Arbeit in Bergwerken und Steinbrüchen und anderer Knechtschaft dem Vieh gleich vertheilt.“ — Ferdinand hoffe, wenn man ihn nach Kräften unterstütze, mit der Hilfe Gottes die Gefahr nicht bloß vom Haupte der europäischen Christen abzuwehren, sondern auch die christlichen Brüder, die in der Gefangenschaft seufzen, zu befreien und somit fortzuschreiten, bis er Jerusalem, die heilige Stadt und das Grab, welches den Erlöser drei Tage umschlossen, in seine Gewalt gebracht, nicht nachlassend im Kampfe, bis der Islam von der Erde vertilgt sei. Es sind dies die Ideen der Kreuzzüge, sie schlugen hin und wider noch an kräftige Herzen an. Die spanischen Pagen z. B. giengen ihrem Erzieher nach Wien durch und kämpften dort als Helden und dem Erzieher blieb nichts übrig als ihnen nachzueilen, tapfer mitzukämpfen — es ist Didasco de Serava, der später die Belagerung Wiens auch beschrieben hat. Auch bei den Deutschen zündete Ferdinands Aufruf, sie rüsteten,[1]) wenn auch langsam. Selbst Luther schrieb vom Krieg wider den Türken: „Man soll sich ja rüsten und drein schicken, dass wir den Türken nicht so gering halten, wie wir Deutschen pflegen zu thuen, und kommen daher mit 20.000 oder 30.000 Mann gerüstet, die Fürsten sollen mit Ernst handeln. Es scheint, als spotte Gott unserer Reichstage und lasse dieselben den Teufel hindern und meistern, bis der Türk mit guter Weile herzugreise und also Deutschland ohne Mühe und Widerstand verderbe. Man soll nicht einzelne Fürsten hinanlassen: gestern den König von Hungarn, heute den König zu Polen, morgen den König zu Böheim, bis sie der Türke einen nach dem andern auffresse und nichts damit ausgerichtet würde, denn dass man unser Volk verräth und unnützlich Blut vergeußt.“[2]) —

Luther.

Ungarn. Zunächst galt es Ungarn zu sichern, — es war aber schwer. Die Magyaren waren über Katzianer und das Benehmen seiner deutschen Truppen sehr unzufrieden. Viele Großen schwankten zwischen Zapolya und Ferdinand. Es fehlte an Geld zur Ausbesserung und Ausrüstung der Festungen und rascher und schrecklicher, als man es erwartet hatte, rückte die Macht der Osmanen heran. Karl war noch in Italien beschäftigt, das deutsche Heer war noch nicht gerüstet, Ferdinand war nahezu sich allein überlassen. Je näher aber die Gefahr kam, umso eifriger zeigten sich seine Völker. Die Böhmen bewilligten noch mehr Truppen, ja jeder, der die Waffen führen könne, sollte aufbrechen. Am tüchtigsten bewährte sich die Hauptstadt. Haben die Magyaren in großen Momenten sich oft einer Unbesonnenheit hingegeben, so haben dagegen die Wiener es nie an Hingebung und bewunderungswürdigem Heldenmuth fehlen lassen.

Wien.

Am 9. April 1529 brach Suleiman II. von Constantinopel auf; eine große Donauflotte und einen Vortrab von 30.000 Mann sandte er voraus. Sein

---

[1]) Reichstagsabschied zu Eßlingen 21. December 1526; zu Regensburg Mai 1527; zu Speier April 1529. — Kábdebo, l. c. S. 24.

[2]) Luther, Vom Krieg wider den Türken — in „Sämmtliche Werke“, IV.

Heer stieg nach und nach auf 300.000 Mann mit 300 Geschützen. In Mohacs harrte seiner Zapolya. „Der Padischah", sagte er, „ist die Zuflucht der Welt und seine Diener sind unzählig, sowohl Moslimen als Ungläubige." — Auf derselben Ebene war die Blüte der Ungarn 1526 dem Schwerte der Türken erlegen. Doch glücklich die Todten, dass sie die Schmach nicht sahen, wie Zapolya, der sich König von Ungarn nannte, jetzt die Hand des Würgers seiner Nation küsste und dann mit den Seinen einen eigenen Platz im Lager und eine Schutzwache erhielt, die aber zugleich eine Wache gegen ihn war. Janusch nannten ihn die Türken. Auch Bischöfe kamen und küssten die Hand des Großtürken! Peter Pereny, der die Krone von Zapolya an Ferdinand gebracht hatte und jetzt bei der raschen Annäherung der Türken den Reichsschatz nach Wien retten wollte, wurde auf der Flucht gefangen und mit der Krone ins Lager gebracht. Am 4. September erschienen die Türken vor Ofen. Hier fanden sie den ersten ernstlichen Widerstand. Einige Stürme wurden abgeschlagen, aber die Besatzung empörte sich gegen ihre Anführer Besserer und Nadasdy und capitulierte eigenmächtig und übergab gegen Versicherung ihres Lebens die Burg. Unzufrieden darüber, dass ihnen der Sturmsold entgangen, hieben die Janitscharen die ausziehende Mannschaft zusammen, der Sultan konnte es nicht hindern. Am 21. September 1529 erschienen die ersten osmanischen Reiterscharen unter den Mauern von Wien.[1])

Suleiman kommt, nimmt Ofen, steht vor Wien.

Man war anfangs unschlüssig, ob man Wien vertheidigen solle oder nicht. Hätte der Sultan seinen Marsch nicht so sehr beschleunigt, so hätte man die Heeresabtheilungen, die von allen Seiten heranzogen — 32.000 Mann aus Böhmen, 25.000 Mann aus Mähren, 7000 Mann aus dem Reich, 2000 Mann aus Bayern u. s. w. — sammeln können und ohne Zweifel in der Nähe von Wien dem Feinde offene Feldschlacht geboten. — Wien hatte keine Bastionen, nur eine einfache Mauer mit Graben. Allein man wurde überrascht. Ferdinand[2]) stand in Linz, um das Heer zu sammeln, und so wurde denn die Hauptstadt von den Feinden umschlossen, und so hieng jetzt von der Treue und Ausdauer der Bevölkerung und der Tapferkeit der kleinen Kriegsmacht von 17.000 Mann und der Umsicht ihrer Befehlshaber die Entscheidung ab, ob der Türke Stellung fasse im Herzen von Deutschland; denn Suleiman hätte, einmal im Besitz von Wien, diese Stadt zu einem unüberwindlichen Bollwerk türkischer Macht umgeschaffen — hatte er sich doch all die Erfindungen der neuen Zeit in Geschützwesen und Vertheidigungskunst angeeignet —, und leicht hätte die alte Prophezeiung in Erfüllung gehen können, dass der Türke bei Köln seine Rosse im Rhein tränke. Dem Sultan gefiel Wien und die Umgebung, die fruchtbare Ebene, die Stadt zwischen Weingärten und Bergen: das sei ein Ort, würdig eines Kaisers,

Gefahr für Europa.

---

[1]) Hammer, Wiens erste aufgehobene Belagerung. Pest 1829. Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. III, S. 81—93. — Schinner, Wiens Belagerung durch die Türken. Wien 1845. — Niklas Meldemanns Rundansicht der Stadt Wien während der Türkenbelagerung 1529, nachgebildet von Camesina. Mit einem Vorwort von Guido Weis.

[2]) Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. 8 Bände. Wien 1831—1838. III, S. 285—305.

hier wolle er ausruhen. Bei Simmering wurde sein Zelt aufgeschlagen und rechts und links um ihn zogen sich seine Heerscharen um die Stadt, Ibrahim links am Wienerberg, der Beglerbeg bis Schwechat hin. In 16 Lagern war die türkische Mannschaft um Wien herum vertheilt, 22.000 Kameele trugen Gepäck und Lebensmittel herbei. Der Orient mit seinem Glanz, mit seiner Manneskraft, mit seinem Fanatismus hielt Wien umklammert.

Aber hier sollten sich zum erstenmale die Wogen seines Sieges und seiner Macht brechen. Die Besatzung war wenig zahlreich, es waren Leute aus allen Ländern, aber von einem Geist beseelt,[1]) von entschlossenen Führern, wie Pfalzgraf Philipp, Niklas Graf zu Salm, Wilhelm zu Roggendorf, Hans Katzianer geleitet. Neben ihnen dienten Pappenheim, Schwarzenberg, Liechtenstein, Auersperg, Namen von hohem Klang in der Geschichte Österreichs. Man hatte nur 72 Geschütze gegen 300 Feuerschlünde der Osmanen, aber sie waren gut aufgestellt und wirksam geleitet. Die hölzernen Dächer der Stadt waren um der Feuersgefahr willen abgetragen. Innerhalb des Walles war schnell ein zweiter Wall und Graben gezogen, in Eile da und dort ein Bollwerk neu errichtet, die Mannschaft gut vertheilt, es fehlte nicht an Lebensmitteln, an gutem Wein. Viele Thore waren vermauert. Anfangs wagte man sogar stärkere Ausfälle. „Die Verfluchten fielen täglich aus der Festung aus", sagt Petschewi, „und unterließen nicht sich wacker zu schlagen. Die gedachte Festung ist auf einer Seite von der Donau, einem meergleichen Strom, umgeben, von der Landseite mit festen Bollwerken und tiefem Graben versehen, ein hinlänglich berühmtes Schloss, mit Waffen und Zeug wohl versehen und wegen der Menge von Kanonen und Karthaunen nicht leicht durch Eroberung zu erstehen." — „Die Stadt Wien," schreibt Ferdi, „welche die größte und schönste von Deutschland, war so Stadt als Schloss wie ein Frühlingsgarten heiter und lustig angebaut." Und Dschelalsade sagt über diesen Ausfall: „Mit den Schlechten kämpften die Gerechten, mit denen, die bestimmt zum ewigen Feuer, die, welchen der Glaube wert ist und theuer.[2]) — Die Waghälse von Semendria, die Köpfespieler der Grenze, die Panther der Gefilde des Muthes, die Wogen des Meeres der Tapferkeit, die Hefentrinker des Festes des Schlachtgemengs nahmen die vom Schlosse Ausgefallenen, Übelberüchtigten in ihre Mitte."

Harte Kämpfe.

Jetzt bot der Sultan an, die Stadt zu verschonen, wenn sie sich freiwillig übergebe, im Weigerungsfalle aber fürchterliche Rache zu nehmen und das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen, — er ward abgewiesen. Und nun folgte Sturm auf Sturm, einer furchtbarer wie der andere, am 9., 11., 14. October, sie wurden alle abgeschlagen. Der am 11. October kostete den Osmanen allein 11.000 Mann. Aber noch gefährlicher, als der Kampf über dem Boden, war der Kampf unter dem Boden. Die Osmanen waren damals Meister in der Kunst, Minen anzulegen, — sie sprengten hin und wieder Wallbrüche, dass 24 Mann

---

[1]) Ihr Losungsspruch war:

„Ee Wienn dem Türken auffgeben wur,
jeder ee leib und leben verlur."

Groß war die Spannung in Deutschland über das Schicksal Wiens. Dies zeigt die reiche Literatur, die noch vorhanden und in Kábdebo, Bibliographie zur Geschichte der Türkenbelagerung n Wiens (Wien 1876), verzeichnet ist.

[2]) Hammer, Wiens erste Türken-Belagerung, S. 101—119.

nebeneinander Sturm laufen konnten, und auf das Losgehen einer Mine folgte immer ein Sturm. Aber in Wien verstand man, entgegen zu arbeiten; man stellte Wasserbecken und Trommeln in den Kellern auf, um die geringste Bewegung unter dem Boden zu erlauschen; man grub Gegenminen, man überraschte die Arbeiter, man nahm einmal acht Tonnen Pulver in einer Mine weg. Es war ein Kampf unter der Erde, wie über der Erde. „Einundzwanzig Tage hindurch", schreibt ein Orientale, „brannte die Flamme des Kampfes, vom Sturm der Helden angefacht, mit großer Helle, wie in finsterer Nacht des Mönches Licht in der Zelle." — „Die Kugeln", schreibt ein anderer, „schlugen wie die Schwärme kleiner Vögel durch die Luft! Es war ein Festgelage, bei welchem die Genien des Todes die Gläser kredenzten." Minen.

Allein die blutige Abwehr der Stürme entmuthigte die Belagerer, das Entsatzheer nahte, die kalten Octobernächte machten die Orientalen krank. — Dschelalsade schreibt: „Da jene Gegend nördlich gelegen, die Residenz des Königs des Winters und das Vaterland des Frostes und der Kälte ist, so fiel der Regen morgens und abends in Strömen und das Gemüth der Schlachtkämpen des Islam wurde getrübt." Ein letzter Sturm sollte entscheiden — am 14. October; es war ein Donnerstag — sonst für Suleiman ein Glückstag: er hatte an einem Donnerstag Belgrad, an einem andern Donnerstag Rhodus in seine Gewalt bekommen —, ein Sturmsold von zwanzig Ducaten ward verkündet. Ausrufer versprachen im Lager demjenigen eine große Belohnung, der zuerst die Fahne auf dem Walle aufpflanze — vergebens! Man muſste mit Peitschen die Janitscharen zum Sturm antreiben: sie hatten die langen deutschen Schwerter wie die spanischen Büchsen fürchten gelernt — sie kehrten um. In der Nacht wurde das Lager angezündet — das Zeichen des Rückzuges — aber auch Tausende von Gefangenen erbarmungslos hingeschlachtet. Am 15. October läuteten nach langem Schweigen alle Glocken und tönte die Musik der Schalmeien, Zinken und Flöten von den Thürmen Wiens herab und wurde das Geschütz auf den Wällen gelöst zum Zeichen, daſs das neue Österreich den furchtbaren Hauptsturm glücklich bestanden habe. Am 16. October trat der Sultan die Heimkehr an. Seine Niederlage wurde unter dem Vorwande bemäntelt, er sei nicht gekommen, um Wien in Besitz zu nehmen, sondern nur um den Erzherzog aufzusuchen; viele Tage habe er hier versessen, habe ihn aber nicht finden können. Der Heimweg wurde durch Verheerungen bezeichnet, wie der Anzug gegen Wien. Dschelalsade sagt selber: „Das ganze Land ward zerstampft unter den Hufen der Rosse. Städte und Flecken, Märkte und Dörfer flammten unter dem Glutstrom der Rache und des Verderbens auf. Dieses schöne Land, ein Frühlingsschatz und Freudenplatz, war jetzt ein Land der Finsternis. Aschenhügel waren die Reste der Häuser und Paläste und das Heer schleppte die Bewohner, groß und klein, Männer und Weiber, gefangen hinweg." — In Ofen wurde Zapolya nochmals mit der ungarischen Krone belehnt. Wäre Wien gefallen, so hätte sie Ibrahims Haupt und nicht das des Zapolya geschmückt. Am 16. December 1529 zog der Sultan wieder in Constantinopel ein. —

Letzter Sturm.

Heimkehr.

Zapolya.

Suleimans zweiter Zug gegen Wien 1532.

Ferdinands Ansehen stieg durch den Rückzug Suleimans, durch den Bann, welchen der Papst gegen Zapolya und dessen Anhänger aussprach. Ungarn. Seine Heerführer rückten den Türken nach, um — soviel es möglich — Ungarn zurückzuerobern. Nikolaus Salm wurde Oberbefehlshaber in Ungarn. Aber das Schwanken einiger Magnaten und Unglücksfälle verhinderten einen großen Erfolg. Die Geldnoth, jetzt größer als früher, die Unzuverlässigkeit der deutschen Fürsten ließen es Ferdinand und Karl räthlich erscheinen,[1]) mit den Türken Frieden oder wenigstens Waffenstillstand zu schließen. Im Juri-schitsch. Frühjahr 1530 wurden Nikolaus Jurischitsch, Erbkämmerer in Kroatien, und Graf Josef Lamberg nach Constantinopel gesendet, mit der Ermächtigung, eine jährliche Pension bis zu 100.000 Ducaten dem Sultan und 10.000 Gulden Ibrahim Pascha anzubieten unter der Bedingung, dass Zapolya den Königstitel ablegen müsse und die Türken alle von ihnen besetzten Festungen, selbst Belgrad, zurückgeben sollten.

Ibra-him. Ibrahim empfieng die Gesandten im vollen Bewusstsein seiner Macht; er nannte Ferdinand nur seinen Bruder, stellte sich unwillig über die Forderung: Ferdinand habe zwar keine rechtlichen Ansprüche an Ungarn, auch meine er es mit dem Frieden nicht redlich, denn sein Bruder Karl rüste indessen. Als die Gesandten ihm Geld boten, erwiderte Ibrahim stolz: „Der Sultan verkauft die Unter-handlung. Provinz nicht, und bedarf eures Geldes nicht" — und dabei zeigte er durch das geöffnete Fenster auf die sieben Thürme und sagte: „Die liegen voll von Gold und Silber, das noch nie angerührt worden ist." Auch er selber brauche ihr Geld nicht, da er in den Schatz seines Herrn greifen könne, wenn er wolle. Schließlich erklärte er: der Sultan sei zum Frieden bereit, wenn ihm Ferdinand ganz Ungarn, auch das, was er noch daran besitze, als dem eigentlichen und unmittelbaren Herrn desselben abtrete. Auch müsse Karl aus Deutschland nach Spanien zurückkehren, denn man könne mit Ferdinand nicht Frieden machen, solange Karl bei ihm sei. — Die Gesandten erklärten darauf: so werde wohl Ungarn ein Kirchhof für Christen und Türken werden müssen. Die Gesandtschaft hatte also keinen Erfolg.

Die Dinge nahmen eine üble Wendung für Ferdinand, ein Unternehmen auf Ofen schlug fehl, der tapfere Roggendorf fiel dabei, türkische Streifscharen brachen einmal über das andere in Ferdinands Länder ein, der Schatz war erschöpft, ein neuer Zug des Sultans stand bevor. Unter diesen Verhältnissen waren Karl und Ferdinand in größter Verlegenheit. Karl forderte Franz I. Franz I. auf, ihn mit Geld und Truppen zu unterstützen. Franz trieb aber ein falsches Spiel. Er hatte gleich nach der Schlacht bei Mohacs Zapolya seine Hilfe angeboten, wenn dieser für die Thronfolge seines zweiten Sohnes Heinrich wirken wolle.[2]) Er stand in innigen Beziehungen zu dem Sultan, er hatte Suleiman um Schutz der Christen in Jerusalem gebeten, und gleichsam das

[1]) Gévay, l. c. S. 60—62.

[2]) Négociations de la France dans le Levant, publiées pour la première fois par Charrière. 3 voll. Paris 1848—1853. I, p. 155—171.

Protectorat der Katholiken im Orient übernommen. Suleiman, in seinem Stolz geschmeichelt, bewilligte den Christen in seinem Reiche, dass sie ihre Kirchen wiederherstellen und in baulichem Zustande erhalten könnten. Ein eigener Gesandter des Königs schürte damals gegen Karl und Ferdinand. Und wie Frankreich, so trieb auch Venedig damals falsches Spiel. Zur Theilnahme am Türkenkrieg von Clemens VII. aufgefordert, erklärte die Signoria, das Heil der Christen liege ihr zwar von altersher am Herzen, allein sie müsse bedauern, dass weder die Lage der Zeit, noch ihre besonderen Verhältnisse ihr erlauben, das zu zeigen. Franz I. bot einmal an, Italien gegen die Türken zu schützen. Man wies dies ab, man wollte nämlich von ihm nicht geschützt sein — man hielt dies nur für Vorwand, um mit 50.000 Mann nach Italien kommen zu können. Venedig.

Begreiflich wird jetzt, wie selbst Karls Beichtvater ihm rathen konnte, sich um jeden Preis mit den Protestanten gut zu stellen. Begreiflich wird, dass Ferdinand eine neue Gesandtschaft abschickte um einen Waffenstillstand nur auf ein Jahr. Er bot 50.000 Ducaten jährlich, wenn er nur ungestört im Besitze der jetzt von ihm besetzten Städte und Landestheile bleiben könne.[1]) Ja man wolle Zapolya[2]) sogar den Titel eines Königs von Ungarn auf Lebenszeit zugestehen, aber er müsse unverheiratet bleiben und nach seinem Tode alles an Ferdinand zurückkommen. Ibrahim sollte eine Pension von 10.000 Gulden jährlich angeboten werden.[3]) Neue Unterhandlung.

Die Gesandten kamen nicht nach Constantinopel, denn schon in Nissa trafen sie Suleiman mit 200.000 Mann und 300 Geschützen auf dem Marsch gegen Wien, um, wie die Türken sagten, dem Kaiser den Weg zu ersparen. In einem Schreiben an Ferdinand erklärte Suleiman, er ziehe nicht gegen ihn, sondern gegen Karl. „Wenn wir bis gegen die Grenzen Deutschlands gekommen, so geziemt es sich, dass er seine Provinzen und Reiche uns überlasse und fliehe, denn die Provinzen der Könige sind wie die eigenen Frauen, wenn diese von ihren fliehenden Ehemännern verlassen und anderen zur Beute werden. Das ist eine wunderliche und ungebürliche Sache. Aber der König von Spanien verkündet schon seit langem, er ziehe gegen die Türken. Ich aber ziehe mit Gottes Gnade und mit meinem Heer gegen ihn; wenn er groß gesinnt ist, so erwarte er mich im Felde, und es wird geschehen, was Gott gefällt. Wenn er mich aber nicht erwarten will, so möge er Tribut senden an meine kaiserliche Majestät!" — Unaufhaltsam rückte der Sultan mit einem riesigen Heere, zugleich mit der größten Zurschaustellung von Pracht, dabei in stiller Ordnung vorwärts. In Wien machte man sich auf eine zweite Belagerung gefasst, 12.000 Mann Kerntruppen zogen in die Stadt, um sie zu halten, bis das Reichsheer auf dem Tulnerfelde sich gesammelt hätte. Suleimans Zug 1532.

Nicht an Wien, sondern an der kleinen Stadt Güns sollte diesmal Suleimans Macht sich brechen. Dort war Jurischitsch Hauptmann. Eben Güns.

[1]) Gévay, Urkunden und Actenstücke. Gesandtschaft König Ferdinands. S. 49, 60 bis 62.

[2]) Graff Hansen von Zips heißt er in der Instruction.

[3]) Loaysa, Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den Jahren 1530—1532. Deutsch von Heine. Berlin 1848. S. 4.

Juri-schitsch. sollte er mit einer kleinen Reiterschar die Stadt verlassen, um zu Ferdinand zu stoßen, als Scharen von Flüchtlingen eintrafen, so dass er zu bleiben beschloss, um die Unglücklichen zu schützen und den Feind wenigstens ein paar Tage aufzuhalten. Nach Wien sandte er um dringende Hilfe, er könne sich höchstens zwölf Tage behaupten.

Am 7. August 1532 lagerte Ibrahim, am 9. August Suleiman vor der Stadt.[1]) Versprechungen und Drohungen waren gleich erfolglos. Bald war die Mauer unterminiert, sie stürzte ein. Sturm folgte auf Sturm, sie wurden alle abgeschlagen, und doch waren nur 700 Krieger in der Stadt, aber von den Einwohnern und den hieher Geflüchteten halfen etwa 2000 an der Vertheidigung. Jurischitsch zählt zwölf Stürme. Als die Mauern an dreizehn Orten untergraben und eine acht Klafter breite Bresche gesprengt war, wurde Jurischitsch noch einmal aufgefordert, die Stadt zu übergeben; er antwortete, sie gehöre nicht ihm eigen. Jetzt gaben die Heerpauken die Losung zum Sturm. Schon nahte der Augenblick der höchsten Gefahr, als Greise, Frauen und Kinder ein so durchdringendes Geschrei ausstießen, dass die Türken erschreckt auf einmal kehrt machten, ja sogar zwei Fahnen in den Händen der Belagerten zurückließen. Auf beiden Seiten glaubte man an ein Wunder: die Vertheidiger wollten den heil. Martin, die Feinde einen drohenden Reiter in der Luft gesehen haben. Suleiman bewunderte die Tapferkeit der Vertheidiger, Ibrahim ließ Jurischitsch zu sich bieten. Dieser musste die Einladung annehmen, denn das Pulver war ausgegangen, die Hälfte der Besatzung aber gefallen. Ibrahim reichte ihm die Hand. Der Sultan war zufrieden, dass eine türkische Fahne auf der Bresche aufgepflanzt wurde, und ließ dem Vertheidiger ein Ehrenkleid reichen.

Drei Wochen lang hatte Jurischitsch durch seinen Heldenmuth in einem verlorenen Posten die Großmacht aufgehalten und so dem Kaiser Zeit gegeben, bei Wien ein Heer zu sammeln. Der Papst hatte 100.000 Goldgulden dazu gesteuert, hatte die Ungarn dringend ermahnt, sich mit Ferdinand gegen die Türken zu vereinigen. Das Reich hatte 40.000 Mann bewilliget. 8000 Spanier, viele Italiener, ausgezeichnete niederländische Truppen waren auf Befehl des Kaisers in Regensburg eingetroffen, Fußvolk, Reiterei, Geschütze fuhren auf großen Flößen donauabwärts nach Wien. 90.000 Mann Fußvolk, 10.000 Mann Reiterei wurden in drei Lagern versammelt. So wollte man die heranbrechende Macht des Ostens erwarten, und zwischen Wien und Die Türken ziehen ab Neustadt die Schlacht anbieten. Faber, Bischof von Wien, begeisterte durch hinreißende Reden die Bevölkerung zum Widerstand. Auf einmal schwenkte aber Suleiman ab, über den Wechsel nach der Steiermark. Er mochte Wien nach der Steiermark. nicht belagern, er mochte keine Hauptschlacht wagen. Den Soldaten sagte man: der Sultan habe sichere Nachricht bekommen, dass Ferdinand und Karl aus Furcht vor dem Schwert der Moslimen ihre teuflischen Heere zerstreut, ins Gebirge sich geflüchtet hätten und ferner nicht standhalten würden.

---

[1]) Rosenack, Belagerung der königlichen Freistadt Güns im Jahr 1532. — Katona, l. c. XX, 811—828. — Göbel, Beiträge zur Geschichte Kaiser Karls V.

„So wurden denn," sagt ein türkischer Geschichtschreiber, „nachdem man vor Gradschadsch (Graz) vergeblich gefragt, wo sich der König befinde, und nur hörte, dass er verborgenerweise das Leben friste, alle diese Länder unter den Hufen der siegreichen Heere zerstampft, welchen des Nachts Feuersäulen, des Tags Rauchsäulen als Wegweiser vorangiengen. Jeder Winkel dieser Länder wurde ausgeleert und mehr als dreißig Schlösser eingenommen." — In der That machte Suleiman einen Raubzug durch die Steiermark. Sein Tagebuch klagt über die schlechten Wege, mühselig wie das jüngste Gericht. Friedberg, Kirchberg, Hartberg wurden verbrannt, nur einen Tag lagerte Suleiman vor Graz,[1] „der schönen und großen Stadt, deren Gärten und Weinberge dem Paradiese gleichen, deren Häuser und Gebäude der Aufenthalt der Reichen und der Gemäßigten sind". Eine alte Sage behauptet, die Türken seien bis zum Fuß des Schlossberges, bis zum Wahrzeichen des Türkenbildes, vorgedrungen.[2] Dem widerspricht, dass Suleiman, nach seinem Tagebuch, mit Verlust von Mannschaft und Gepäck die Mur durchschwamm. Katzianer eilte mit Grazern dem Heere nach, er schlug bei Fernitz 8000 Mann und brachte den Kopf eines Pascha zurück. Auf Schloss Seckau hatten sich die Umwohner geflüchtet, sie wurden niedergehauen. Ein Abtheilung von 20.000 Mann war unter Kasimbeg bis über die Enns vorgedrungen; sie wurden, als sie aus den Thälern bei Neustadt wieder herauskamen, vom Pfalzgrafen Friedrich angegriffen und großentheils vernichtet — „sie fanden", nach den Worten des türkischen Geschichtschreibers, „keinen Ausweg des Heils, tranken den Trunk des Märtyrerthums, und marschierten ab ins Paradies". Feste beim Einzug in Constantinopel sollten die Niederlage verbergen.

Graz.

Ferdinand war durch den Gang der Dinge schmerzlich bewegt. Er hatte auf eine große Feldschlacht, auf Sieg, auf den Untergang Suleimans gerechnet, und nun zog sich Suleiman zurück und das große Heer bei Wien löste sich auf.[3] Die Kriegshauptleute erklärten, sie hätten nur den Auftrag, die deutsche Grenze zu vertheidigen, nicht Ungarn zu erobern. Es fehlte an Geld, um die Truppen zu besolden, die Pest räumte im Heer auf, ernste Meutereien fanden statt. Ferdinand schreibt in völliger Verzweiflung an seine Schwester: „Wären wir nur weiter gezogen, ich glaube, wir hätten das ganze Königreich Ungarn und Belgrad dazu wieder gewonnen"; — dennoch war ein großer Erfolg erreicht![4] Nicht bloß nahm der Doge Andrea Doria mit der kaiserlichen Flotte Koron, Patras den Türken weg, sondern der Sultan verlor zunächst

Unmuth Ferdinands.

[1] Nach dem Berichte Ibrahims hat der Sultan Graz besetzt. Ein altes Gemälde im Palais der Gräfin Anna Saurau stellt den Hof des Hauses dar, in welchem ein vornehmer Türke — es kann Ibrahim, es kann der Padischah selber gewesen sein — Tafel hält, die aber durch eine vom Schlossberg abgeschossene Kanonenkugel gestört wird. Das Bild hat die Unterschrift:

„Den Türken führe ich im Schild
Nach der Geschicht das Ebenbild." 1532.

und das Haus hat noch den Türkenkopf.

[2] Die türkischen Geschichtschreiber — in der „Steiermärkischen Zeitschrift". 1826. VII, S. 1—6.

[3] Charrière, Négociations, I, 229.

[4] Karls Beichtvater war unzufrieden damit, dass der Erfolg gegen die Türken nicht energischer benützt wurde. Brief vom 2. Juni 1533 — bei Heine, l. c.

alle Lust, wieder einen Feldzug gegen Österreich zu unternehmen. Friedensunterhandlungen fanden statt zwischen Ferdinand und der Pforte.

Verhandlungen. Ein türkischer Gesandter erschien 1533 in Wien. Ferdinand lieferte die Schlüssel von Gran aus und Karl verzichtete auf Koron. — Cornelius Schepper verhandelte im Mai 1533 mit Ibrahim in Constantinopel. Ibrahim ergieng sich in hohen Worten über seine eigene Macht, welche zeigen, dass die Gunst des Sultans ihm nach und nach die Besonnenheit raubte! „Ich beherrsche dieses ungeheure Reich", sagte der Minister. „Was ich thue, bleibt gethan, denn alle Macht ist in mir. Ich verleihe die Würden und vertheile die Provinzen; was ich gebe, ist gegeben; was ich verweigere, bleibt verweigert, selbst wenn der große Padischah es anders will, denn alles ist in meinen Händen: Krieg, Frieden, Politik und Staatsschatz" — Den Sultan verglich er mit einem Löwen, sich mit dem Wärter, der ihn mit Licht und durch die Nahrung zähmen müsse. Einmal fragte er, ob Karl schon Frieden geschlossen habe mit Luther; Karl sei zwar ein mächtiger Herr, aber nicht wahrhaftiger Kaiser, weil viele Fürsten ihm nicht gehorchen; er wolle ein Concil zusammenbringen und die Lutheraner zurückführen, könne es aber nicht. Ibrahim. Das hänge alles von ihm, Ibrahim, ab: er habe das Concil verhindert; wenn er wolle, könne er den Papst und den Luther dazu zwingen und es würde sich nicht von den Christen einer mit Podagra, der andere mit Kopfweh entschuldigen. Wenn Karl mit der Pforte Frieden schließe, so werde er wahrhaft Kaiser sein und auch Frankreich, England und der Papst müssen ihm folgen. Über die Ungarn sprach er mit großer Bitterkeit, sie seien ein wandelbares, unzuverlässiges Volk; er könne von jedem der Anhänger Ferdinands mit Brief und Siegel beweisen, dass er dem Zapolya schon seine Dienste angeboten, und umgekehrt.[1]) Er bot einen Frieden auf 300 Jahre an. Ferdinand solle der Sohn des Sultans sein, Karl der Bruder, Maria solle ihr Heiratsgut wieder zurückerhalten. Gritti. Gritti, der damals das volle Vertrauen der Pforte besaß, solle den Besitzstand zwischen Zapolya und Ferdinand entscheiden. Gritti kam wirklich nach Ungarn, verfolgte aber durch schlau angelegte Ränke das Ziel, sich selber zum Herrn dieses Landes zu machen. Vertraulich äußerte er sich, er wolle den Ungarn ihre stolzen Köpfe zerschlagen. Er kam mit einigen Tausend Türken, wurde aber von Magyaren von der Partei des Zapolya in Mediasch belagert und bei einem Fluchtversuch enthauptet.

Lange rasten konnte Suleimann nicht; da ihm zweimal ein Feldzug gegen die Deutschen misslungen war, suchte er jetzt Siege gegen die mit ihnen Persien. stammverwandten Perser. In den Deutschen sah der Türke Ungläubige, in den Persern Ketzer.

Anlass zum Krieg gaben zweifelhafte Grenzen und Huldigungen von Statthaltern; persische fielen zum Sultan, türkische zum Schah ab. Im Herbst 1533 zog Ibrahim an der Spitze eines Heeres durch Kleinasien nach Aleppo. Am Perserkrieg. 15. Juli 1534 hielt er, nachdem er nur geringen Widerstand gefunden, seinen Einzug in Tebris. Suleiman brach im Juni 1534 an der Spitze eines andern Heeres über Nikäa und Ikonium auf. Am 27. September zog er in Tebris ein und vereinigten sich beide Heere. Am 31. December erreichten beide

[1]) Gévay, l. c. S. 23—29, 62—80, 106, 114—119. 153 ff.

Bagdad, für den Türken von gleicher Bedeutung im Osten, wie Belgrad im Westen. Bagdad, das Haus des Chalifenthums, das Bollwerk der Heiligen, so genannt von den Grabmälern so vieler frommen Männer, die dort ruhen. Die Wintermonate vergiengen in Einrichtung der Verwaltung und mit Wallfahrten nach heiligen Stätten. Dort erreichte Ibrahim, dass sein Gegner und Nebenbuhler in der Gunst des Sultans, Iskendertschelebi, wegen Anklage des Verraths gehenkt und sein Vermögen eingezogen wurde. Über Kurdistan erreichte der Sultan am 2. April 1535 wieder Tebris. [1]

Iskendertschelebi.

Dort kam zu ihm ein Gesandter Franz I., dort huldigte ihm der Seeräuberhauptmann Barbarossa und wurde zum Beglerbeg des Meeres, d. h. zum Oberbefehlshaber der gesammten osmanischen Seemacht mit 14.000 Ducaten Gehalt ernannt, denn Suleimann wollte die osmanische Seemacht heben, was umso schwieriger war, da der Türke das Meer nicht liebt, und die Griechen als Seeleute unzuverlässig waren und es an tüchtigen Führern fehlte; deshalb war ihm der kühne und tüchtige Seeräuber willkommen. Der französische Gesandte hieß La Forêt: er wünschte dem Sultan Glück zu seinen Siegen, verlangte aber eine Million Ducaten, um die Macht des Königs von Spanien zu brechen und dessen weitere Pläne zu vereiteln. In Stambul schloss er einen Friedens- und Freundschaftsbund mit dem Sultan: die beiderseitigen Unterthanen sollten freien und ungehinderten Verkehr in den beiderseitigen Ländern, gesicherte Rechtspflege, Freiheit des Aufenthaltes, Freiheit der Religion haben. Franzosen in türkischer Sclaverei sollten sogleich freigelassen werden. Der Papst, der König von England und der König von Schottland sollten in diesen Frieden aufgenommen werden. [2]

Barbarossa.

La Forêt schließt ab mit Suleiman II.

Es war dies der letzte Vertrag, den Ibrahim abschloss. Am 15. März 1536 lag er erdrosselt vor dem Palaste des Sultans. Er hatte sich überhoben in seiner Macht, nach seinen Siegen in Persien eigenmächtig den Titel Sultan sich beigelegt. Suleiman begann den Freund zu fürchten, den er groß gemacht, die Mutter und die Geliebte Roxolane stachelten seinen Argwohn gegen den übermüthigen Günstling, der allen Ruhm der Regierung sich anmaße, der den Koran und alle Gesetzbücher verachte. Dazu kam beim Sultan Reue über die Hinrichtung des unschuldigen Iskendertschelebi. Der Ermordete erschien ihm im Traume, überhäufte ihn mit Vorwürfen, dass er sich von einem Verräther zum Morde Unschuldiger verleiten lasse, und drohte den Sultan zu erdrosseln, dass er mit lautem Schrei aus dem Schlafe auffuhr. Suleiman verbarg seinen Argwohn wie seinen Entschluss — und überhäufte den ehemaligen Liebling noch immer mit Zeichen seiner Zärtlichkeit. Am 15. März ruhte also Ibrahim wie gewöhnlich im Schlafgemache des Sultans. Kaum war er eingeschlafen, so gab Suleiman ein Zeichen. Vier Männer nahten mit der Schnur und erdrosselten den Minister, den Freund, den Schwager des Großherrn. Seine ungeheuren Schätze fielen in die Casse des Sultans zurück. Unter einer Platane fand er

Ibrahims Ende.

[1] Relazioni — bei Alberi, l. c. III, t. I, p. 17.

[2] Charrière, Négociations, 1, p. 255—258, 336—340. — Flassan, l. c. I, p. 367.

ein einfaches Grab, nach vierzehnjähriger Herrschaft. Unter einer Platane hatte Suleiman als Kronprinz ihn kennen und lieben gelernt. Die Orientalen bemerken, dass Ibrahim am Todestage des Julius Cäsar endete, dessen Geschichte er las, mit dem in Größe der Entwürfe und im Glücke gleich zu sein er sich rühmte. —

Karl V. erobert Tunis.

Urudsch und Chisr, genannt Horuc und Chaireddin, die Söhne eines Töpfers auf Lesbos,[1]) verließen, von unruhigem Geiste getrieben, das Handwerk ihres Vaters und begaben sich unter die Seeräuber. Durch Schlauheit, Muth und Glück wurden sie bald Herren einer Brigantine, mit der sie es zu einer Flotte von zwölf Galeeren und zu einem gefürchteten Namen von den Dardanellen bis zum Mittelmeere brachten. Sie nannten sich Freunde der See und Feinde aller, die darauf segeln; beide bekamen von ihrem rothen Barte den Namen Barbarossa. Mit dem Erfolge stiegen ihre Entwürfe, sie suchten und gewannen einen festen Sitz im Mittelmeere, von wo aus sie die Küsten Italiens, Frankreichs und Spaniens plündern konnten. Eutemi, Herr von Algier, bat im Kampf gegen die Spanier in Oran die Corsaren um Hilfe. Urudsch kam, besetzte 1517 Algier, räumte Eutemi aus dem Wege, ließ sich als König ausrufen, erweiterte sein Gebiet durch Sieg über die Häuptlinge von Tenes und Telmesan. Nun kam es zum Kampf gegen die Spanier in Oran und Urudsch erlag 1518 mit der ganzen Besatzung von Telmesan unter den Klingen der Spanier.

Chaireddin Beglerbeg nimmt Algier.

Jetzt war Chaireddin allein; er ergriff sogleich das Scepter; nur das Kanzelgebet und die Münze behielt er dem Sultan der Osmanen vor, der ihn mit Säbel, Pferd und Sandschak als Beglerbeg des Meeres belehnte, d. h. ihn zum Oberbefehlshaber der gesammten osmanischen Seemacht mit einem Gehalt von 14.000 Ducaten ernannte. Und nun litten namentlich Spanien und Sicilien durch seine Raubzüge.

Er nahm bald da, bald dort eine Flotte oder überfiel Küstengebiete, streifte weit ins Land und zog mit Tausenden von Gefangenen ab; 70.000 Mauren hatte er aus Andalusien an die berberische Küste übergeführt; namentlich auf die Küstenbesitzungen des Kaisers hatte er es abgesehen; dagegen soll ihm Suleiman die Schonung des Königs von Frankreich und der Republik Venedig zur Pflicht gemacht haben. 1534 überfiel er die Meerenge von Messina, zerstörte die Flotte, suchte zu Fondi eine gefeierte Schönheit, die Julia von Gonzaga, die aber entwischte, zu stehlen; dann that er, als wolle er Malta erobern, plötzlich aber schwenkte er ab und stand mit seiner

[1]) Hammer, l. c. III, S. 164—177. — Robertson, History of Charles V, with a sketch of the political and the social state of Europe at the time of his accession. III voll.

Flotte vor Tunis. Dort behaupteten die Fürsten aus der Familie Beni Hafs dem Sultan gegenüber noch immer ihre Selbständigkeit. Dort hatte der zweiundzwanzigjährige Fürst Muley Hassan seinen Vater vergiftet und 44 Brüder ermorden lassen, um den Thron zu besteigen. Nur einer seiner Brüder, Al Raschid, war seiner Wuth entkommen und hatte sich an Barbarossa gewendet, der im Augenblicke alle Vortheile, die ihm dieser Thronstreit gewährte, übersah, den Bittenden auf Suleimans Hilfe vertröstete und mit nach Constantinopel nahm, wo Al Raschid bald verschwand. Barbarossa erschien mit 255 Schiffen vor Tunis und landete seine Truppen, indem er vorgab, die Rechte Al Raschids, der auf dem Schiffe krank liege, vertheidigen zu wollen. Die Festung Goletta fiel durch Verrätherei in seine Hände. Da Muley Hassan durch Grausamkeit und Üppigkeit verhasst war, griffen die Tunesen zu den Waffen, erklärten sich für Al Raschid, und Muley Hassan musste mit Zurücklassung seiner Schätze zu den Berbern entfliehen. Die Thore wurden geöffnet und Barbarossa zog mit 5000 Reitern in die Stadt und das Schloss. Als aber die Truppen nur den Sultan und Chaireddin leben ließen, als die Einwohner Al Raschid nicht sahen, sondern hörten, dass er in Constantinopel geblieben sei, fassten sie Verdacht, griffen das Schloss an, wurden aber zurückgeworfen und mussten dem Sultan als ihrem Herrn und Chaireddin als Unterkönig huldigen. Ein Versuch Muley Hassans, mit Hilfe der Berbern Tunis wieder zu nehmen, misslang.

Der Beglerbeg nimmt Tunis. Muley Hassan.

Und nun trieb Barbarossa die Seeräuberei in großartigem Maßstabe. Von Messina bis Gibraltar wurde die Küste so unsicher, dass man in der Nähe des Meeres sich nicht mehr zu schlafen getraute. Tausende wurden geraubt, Tausende verloren die Freiheit. Täglich vernahm Karl Klagen, die Augen Europas richteten sich erwartungsvoll auf den Kaiser, dass er als Haupt der Christenheit dieselbe von einer solchen Geißel befreie. Und Karl ergriff die Idee eines Zuges nach Afrika mit der Freude und Begeisterung, die er aus dem Bewusstsein seiner Würde schöpfte, zumal der verjagte Fürst von Tunis ihn um Hilfe anrief.

Am 29. Mai 1535 fuhr Karl aus Barcelona ab. Doria befehligte die Flotte, der Marquis del Guasto die Landmacht; jene zählte 500 Schiffe, unter den Soldaten zeichneten sich 8000 Landsknechte aus Süddeutschland aus. Das Unternehmen galt als ein Kreuzzug. Karl machte vor der Abfahrt eine Wallfahrt zu Unserer Frauen nach Monserrat, die Flagge auf dem Admiralschiff trug das Bild des Gekreuzigten. Auf die Frage der Großen, wer der Anführer sei, erwiderte Karl: „Der da", indem er auf ein Crucifix hinwies, „ich bin nur sein Fähndrich." Cagliari war der Sammelpunkt der Flotte, auf welcher auch ein tapferes Häuflein Malteser und die Blüte des spanischen und italienischen Adels sich einfand.

Kreuzzug Karls V.

Am 16. Juni ward 1535 vor Goletta oder dem Höllenschlund, dem

Goletta.

Bollwerk von Tunis, gelandet; es war mit Lebensmitteln, mit Geschütz in Masse versehen und von 6000 Tapferen vertheidigt. Dagegen hatte Barbarossa 20.000 Reiter und eine Unzahl von Kämpfern zu Fuß versammelt und alles gethan, um den Geist der Bevölkerung zu entflammen und den Krieg zu einem religiösen zu machen. Der Kampf war hart, aber Deutsche, Spanier und Italiener wetteiferten in Tapferkeit; am 14. Juli wurde Goletta mit Sturm genommen.[1]) Karl wurde dadurch Meister der Flotte Barbarossas und gewann 300 Kanonen. Als er durch die Bresche in die Festung einzog, sagte Karl zu Muley Hassan, der ihm zur Seite ritt: „Hier haben Sie ein Thor offen, durch welches Sie in den Besitz Ihrer Staaten zurückkehren.“ Nun entschloss sich Chaireddin, sein Heil in offener Feldschlacht zu versuchen, zumal er noch über 100.000 Mann verfügte; zuvor wollte er aber noch 10.000 christliche Sclaven, die in der Citadelle eingesperrt waren, zu seiner Sicherheit niedermetzeln lassen; seine Officiere verwarfen jedoch mit Schrecken und Abscheu den Vorschlag. Am 20. Juli stürzten sich Mauren und Araber mit wildem Geschrei auf das kaiserliche Heer, welches unter glühender Sonnenhitze und vor Durst fast verschmachtend gegen die Stadt sich bewegte, und, obschon nur 26.000 Mann stark, dennoch den Ansturm der Reiterei bestand.

Schlacht bei Tunis.

Am Viereck der deutschen Landsknechte brach sich trotz Barbarossas bewunderungswürdiger Tapferkeit und Geistesgegenwart dennoch die Kraft der maurischen Reiterei. Zuletzt wurde er selbst in die Flucht mit fortgerissen, in die alles sich auflöste. Er floh gegen die Stadt zurück, fand aber ihre Thore geschlossen. Die in der Burg gefangenen Christensclaven hatten während der Schlacht ihre Fesseln gebrochen, die türkische Besatzung übermannt, und richteten die Geschütze von den Wällen auf die ehemaligen Gebieter. Fluchend darüber, dass er sie nicht hatte niedermetzeln lassen, floh Barbarossa gen Bona. Ab-

Einzug in Tunis.

geordnete aus der Stadt legten Karl die Thorschlüssel zu Füßen: „Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein christlicher Fuß berührt hat“, sagte Muley Hassan zum Kaiser. — „Ich gedenke noch weiter zu kommen“, erwiderte Karl, Plane an die Eroberung von Constantinopel und Jerusalem in seiner Seele hegend. Karl wollte die Stadt schonen, aber schon waren seine Soldaten zur Plünderung eingedrungen, und der herrliche Sieg ward leider mit Blut befleckt. Namentlich bewiesen die Spanier ihren alten Hass gegen die Mauren und wilde Raubgier; 30.000 Bewohner sollen umgekommen,

Christensclaven.

10.000 in die Sclaverei geführt worden sein. Umso erfreulicher war der Anblick von 10.000 Christensclaven, die dem Kaiser, als er in die Stadt zog, entgegenkamen, vor ihm auf die Knie sanken und ihn als ihren Retter segneten. Die Reste christlicher Bevölkerung, die Karl noch im Lande fand,

---

[1]) Der niederländische Maler Vermeyen begleitete Karl auf seinem Zuge; er hat des Kaisers Sieg in zehn großen Cartons dargestellt, die eine Zierde der Sammlung des Belvedere in Wien sind.

führte er nach Neapel hinüber.[1]) Muley Hassan ward in sein Königreich wieder eingesetzt, aber er musste dem Kaiser als seinem Lehensherrn huldigen, alle Christensclaven, die sich in seinem Gebiete fanden, ohne Lösegeld auf freien Fuß setzen; kein Unterthan des Kaisers dürfe in Zukunft in Knechtschaft gehalten werden, allen Unterthanen des Kaisers solle freier Handel und freie Übung der christlichen Religion gewährt sein. Die Häfen des Landes seien Seeräubern verschlossen. Der Kaiser behält Goletta und alle befestigten Seehäfen; für die Besetzung derselben zahlt Muley Hassan jährlich 12.000 Ducaten, und bringt jährlich als Huldigung der Dankbarkeit dem Kaiser sechs maurische Pferde und zwölf Fohlen, und wird sich mit keinem Feind des Kaisers in ein Bündnis einlassen. Tunis ein Lehen Spaniens.

Stürmisches Wetter und Krankheiten verhinderten Karl, Barbarossa weiter zu verfolgen, er gieng am 17. August nach Sicilien unter Segel. Die Zahl der Christensclaven, die im ganzen Reiche Tunis befreit wurden, belief sich auf 20.000. Karl ließ sie insgesammt kleiden und versah sie mit Mitteln zur Rückkehr in die Heimat.

---

[1]) Ein Tagebuch des ganzen Zuges gegen Tunis findet sich in Schardii Scriptores rerum Germanicarum, t. II, p. 320—341. — Commentarium seu potius diarium expeditionis Tunetanae a Corolo V. imperatore semper Augusto anno 1535 susceptae Joanne Etropio autore. Der Verfasser war Augenzeuge, er schildert in fließendem Latein die Schlacht, welche am 20. Juli 1533 stattfand. Der Kaiser, von Kopf bis zum Fuß in Rüstung, ließ das Heer in Schlachtordnung sich aufstellen und ritt, mit Jubelruf empfangen, zu jeder Truppe und hieß alle guten Muthes sein, denn man gehe für die Sache eines Höheren in den Streit. Sein Banner trug das Bild des Heilandes und alle schworen, tapfer zu streiten für die Sache Gottes. Dann trat das Heer den Marsch an und nach vier Stunden stieß man auf den Feind, der aus einem Olivenwald in der Flanke hervorbrach. In der Nähe stand in befestigtem Lager, das den Weg sperrte, mit dem Hauptheere Barbarossa (Oenobarbus). Die moslimische Streitmacht soll 20.000 Reiter und 100.000 Mann zu Fuß gezählt haben. Im Eilmarsch giengs auf den Feind los, die Kanoniere zogen selber an den Geschützen. Nach kurzer Beschießung aus der Ferne kam es bald zum Handgemenge mit Schwert, Dolch, Speer, Lanze, Streithammer. Vor der begeisterten Tapferkeit der Christen wichen die Mauren, um sich wieder zu sammeln und den Angriff zu erneuern; aber auch der zweite Ansturm brach sich an den festgeschlossenen Reihen, und nun wurde die Flucht allgemein. Die Verluste der Mauren wären noch größer gewesen, hätte nicht die Erschöpfung vor Hitze die Verfolgung gehemmt. Ergreifend ist die Noth durch Wassermangel geschildert.

Von diesem spricht auch des Kaisers Schreiben aus Tunis an seine Schwester Maria von Ungarn, das übrigens in heiterem Tone gehalten ist und die freudige Stimmung des Siegers kundgibt. Auch Karl schätzt Barbarossas Heer auf mindestens 100.000 Mann und fügt bei, dass die Christen in Tunis es auf mindestens 150.000 Mann anschlugen. „Es war sehr heiß, die Beschwerden des Marsches groß, wir hätten uns aber jedenfalls schlagen müssen; Gott wollte es, dass der Feind, so oft er einen neuen Angriff versuchte, durchbrochen und geworfen wurde.“ (F. Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V., S. 193.)

In einem Schreiben an Franz I. vom 23. Juli meldet der Kaiser diese Schlacht als einen Sieg der Christenheit und bemerkt, dass auch Leute des Dauphin und des Herzogs von Orleans unter den 20.000 Befreiten in Tunis seien. (Papiers d'état de Granvelle, II, p. 362.) Franz werde Freude über diesen Sieg haben. Des Königs Stimmung war begreiflich keine freudige, man sieht es aus dem bei Charrière, Négociations, I, p. 268 ff. mitgetheilten Schreiben seiner Agenten über diesen Feldzug, welche die Noth, so die Kaiserlichen ausstanden, mit einer Art Freude hervorheben. — Der Sieg war um so glänzender und der Lorbeer unverwelklich.

Karls V. Ruhm.

Sie verbreiteten durch ganz Europa ihre Bewunderung seiner Hochherzigkeit und seinen Ruhm als des ersten Helden der Christenheit. Wie gering standen andere Fürsten neben dem Kaiser da, der dem Kreuze zum Siege verholfen und den Seeraub getilgt hatte, und wie musste Franz I. beschämt die Blicke niederschlagen, wenn seine Ritter über seine Verbindung mit dem Großtürken murrten! Hatte er doch um diese Zeit durch Vermittlung La Forêts mit Suleiman einen Bund abgeschlossen, wonach er mit einem Heere in die Lombardei einfallen wolle, während der Sultan mit einer Flotte Neapel angreife.[1])

---

[1]) Charrière, Négociations de la France dans le Levant, I, p. 325.

Register.

A.

B.

G.

K.

L.

N.

Q.

S.

T.

U.

V.

W.

Berichtigung.

Seite 120, Zeile 6 von unten lies Magdalena statt Margaretha.
„ 368, „ 9 „ „ „ Schwägerin „ Gemahlin.
„ 494, „ 23 „ „ „ Poggio „ Poggi.

Weiss, Johann Baptist <<von>>, / Kralik, Richard / Vockenhuber, Ferdinand

Weltgeschichte

Bd.: 7

Graz [u.a.] 1892